Digitized by Google

4° Per. 15 (27,2

Digitized by Google

<36618602010010

<36618602010010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

1833.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

27,2 1833

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

113 Bij

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Geist der Mutter, von A. v. Chamisso. 156.
Auf der Reise, von Hebper. 158.
Die Teufelskanzel bei Baden, von A. Stöber. 162.
Die Seele, von Wackernagel. 164.
Prophezeiung von Nostradamus, von Béranger, übers. v. Chamisso. 166.
Erfüllung, von Richter. 169.
Ahasver, von N. Lenau. 174.
Der Postillon, von N. Lenau. 177.
Einem jungen Dichter, von Schnezler. 178.
An Uhland, von Schnezler. 182.
Charade: Baumeister. 161.
Logogriphen: Weile. Eile. 167. — Ball. All. 179.
Räthsel: Gruß. 173.

Novellen und Erzählungen.

Die Schlacht bei Leipzig. (Forts.) 156 — 162.
Schloß Dobris. 167 — 177.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 180. 181. 182.

Reisen.

Ein Ausflug ins Salzburgische, von W. Alexis. 170. 171. 172. 173. 176. 177. 178. 179.

Naturgeschichtliches.

Die Färbung des Montblanc bei Sonnenuntergang. 166.
Ueber den Einfluß der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner, von J. A. Hofmann. 178 — 182.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon. 157. 158. 159.
Ueber Dampfmaschinen, eine gemeinfaßliche Darstellung. 160 — 165.
Bruchstücke aus den ungedruckten Memoiren des Fürsten von Ligne. 163. 164. 165. 168. 169.
Der Obelisk von Luxor im Hafen von Toulon. 166. 167.
Die englischen Steinkohlengruben. 175.

Korrespondenz.

München. 156. 157. 158. 159. 160. — Lausanne. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. — London. 163. 164. — Paris. 166. 167. 169. 170. 171. 176. 177. 180. 181. 182. — Neuyork. 170. 171. 172. 173. — Berlin. 172. 173. 174. — Straßburg. 175. — Baden. 177. 178. — Rom. 179. — Antwerpen. 181. 182.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Kunstausstellung in Paris im Jahre 1833. — Raffael Morghen. — Anzeige.

Digitized by Google

Nro. 54.

Romanische Baukunst. Denkmale der Baukunst vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert am Niederrhein, herausgegeben von Sulpiz Boisserée. — Kunstausstellung in Paris im Jahre 1833. (Forts.) — Paris.

Nro. 55.

Kunstausstellung in Paris im Jahre 1833. (Forts.) — Romanische Baukunst. (Beschl.) — Versteigerungsanzeige.

Nro. 56.

Die Abteikirche zu Heisterbach. — Kunstausstellung in Paris im Jahre 1833. — Krakau. — Paris. — Triest.

Nro. 57.

Longhi und Morghen. — Die Runen an dem Löwen vor dem Arsenal zu Venedig. — Schweden.

Nro. 58.

Kunstverein in München. — Longhi und Morghen. (Beschl.) — Madrid. — Nekrolog.

Nro. 59.

Kunstverein in München. (Beschl.) — Das Münster in Bonn. — An die Herren Mitarbeiter und Korrespondenten des Kunstblattes. — Versteigerungsanzeige.

Nro. 60.

Ueber die Freskogemälde des Pietro di Puccio im Campo Santo zu Pisa. — London. — Königsberg. — Kunst-Anzeige.

Nro. 61.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. — Das Kapitelhaus und der Kreuzgang der Abtei Rommersdorf. — Aus einem Briefe des Herrn v. R. — Paris.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Englische Literatur. The plays and poems of William Shakespeare, with notes etc. and a copious glossary. — The Works of Thomas Moore, with critical notes and a sketch of his life. — Französische Literatur. 4) Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose, par Victor Hugo. (Beschl.) — 5) Volksbücher in Frankreich. — Zeitgeschichte. Memoire über die Gefangenschaft der Frau Herzogin von Berry, von Vicomte J. A. von Chateaubriand. Aus dem Französischen von Dr. Neurohr.

Nro. 68.

Staatswirthschaftslehre. 24) Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer europäischen Staaten, von Bickes. — 25) Wegweiser zur Literatur der Waisenpflege, des Volks-Erziehungswesens, der Armenfürsorge, des Bettlerwesens und der Gefängnißkunde, von Ristelhueber. — 26) Landesverschönerung und Landesverbesserung, von H. v. Nagel. — 27) Feuersnoth- und Hülfsbuch, von Teichmann. — 28) Die einfachen Rettungsanstalten bei Feuers- und Wassersgefahr, von Weyrich. — Biographie. Der Herzog von Reichstadt. Aus dem Französischen des Grafen von Montbel.

Nro. 69.

Staatswirthschaftslehre. 29) Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere, von E. Baumstark. — 30) Ueber das Schuldenwesen der Staaten des heutigen Europa, von Dr. Zachariä. — 31) Ueber die Gemeinheitstheilungs-Methode des Landes-Oekonomie-Raths Podlasky, von Landrath Abramowski. — 32) Die Nothwendigkeit der Zurückgabe geistlicher Güter. Nach dem Italienischen des Pater Ansossi, von Daniel.

Nro. 70.

Staatswirthschaftslehre. 33) Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger, insbesondere der Grundgefälle. Nach Urkunden und amtlichen Nachrichten, von Dr. Moser. — 34) Ueber Aufhebung des Zehnten, Leibeigenschaftsgefälle, Frohnen, Beeten und Fall-Lehen; ferner über Gewerbswesen, Bürgeraufnahme und Volksschulen, von Wiest.

Nro. 71.

Staatswirthschaftslehre. 35) Ueber Posten und Postregale, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde, von Mathias. — Biographie. Der Wundermann des 19ten Jahrhunderts. Oder Leben, Abentheuer und Meinungen des berüchtigten Propheten Bernhard Müller, genannt Proli. Treu nach dem Englischen von J. Kreideburg.

Nro. 72.

Theater-Literatur. 1) Unterhaltungen für das Theater-Publikum, herausgegeben von A. Lewald. — 2) Ludwig Devrient. Eine Denkschrift von H. Schmidt. — 3) Dramaturgische Skizzen von L. Halirsch. — 4) Rückblick auf das Leipziger Stadttheater, von Küstner. — 5) Historisch kritischer Versuch über das italienische Lustspiel, von Prof. F. Salfi. Nach dem Italienischen von Reumont.

Nro. 73.

Gefängniß-Literatur. — 1) Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern von Venedig und in den Kasematten auf dem Spielberg. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von *r. — 2) Memoiren von Anton Galotti, dreimal zum Tode verurtheiltem italienischem Offizier. In französischer Sprache herausgegeben und mit historischen Aktenstücken belegt von S. Vecchiarelli. Aus dem Französischen. — 3) Bruchstücke aus den Schriften eines Gefangenen, von Seybold.

Nro. 74.

Chinesische Literatur. Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von F. Rückert.

Nro. 75.

Biographie. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, von F. K. v. Strombeck. — Chinesische Literatur. Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von F. Rückert. (Beschl.)

Nro. 76.

Biographie. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, von F. K. v. Strombeck. (Beschluß.) — Kunstliteratur. Drei Schreiben aus Rom gegen Kunstschreiberei in Deutschland. Mit einem lithographirten Blatte nach einer Zeitung, von J. C. Reinhart.

Nro. 77.

Deutsche Geschichte. 1) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters, herausgegeben von Pertz. — 2) Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Eine Monatschrift. Herausgegeben unter freier allgemeiner Mitwirkung, von H. Frhr. von Aufseß. — 3) Die deutschen Volksstämme. Geognostisch und geschichtlich beleuchtet, mit besondrer Berücksichtigung der Sprache, von Meidinger. — 4) Vergleichendes etymologisches Wörterbuch der gothisch-teutonischen Mundarten. Nebst mehreren slavischen, romanischen und asiatischen Wurzeln, als Beweis gemeinschaftlicher Abstammung, von Demselben. — 5) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde, herausg. von Dr. Wigand. — 6) Der Corveysche Güterbesiz, aus den Quellen dargestellt, von Demselben. — 7) Geschichte des deutschen Bauernkriegs i. J. 1525, von Dr. Burckhardt.

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Das Turnier in Navarra, von Stöber. 183.
Im Mondlicht, von Justinus Kerner. 183.
St. Ottilien, von Schnezler. 186.
Gedichte von Hesper. 188.
Waldhornruf, von Schnezler. 192.
Scherzhafte Sonette, von Lope de Vega. 193. 197. 198. 204. 206. 208.
Das Pfand. 196.
Ludwig von Baden. 201.
Abend und Morgen, von Pfizer. 205.
Eins von Dreien. 209.
Charade: Nassau. 185.
Räthsel: Fliegenwedel. 191.
Logogriphische Netze. E. 197. — A. 203.
Logogriph. Nabel. Adel. 209.

Erzählungen.

Episoden aus der Novelle Eduard, von A. v. Sternberg. 184. 185. 186. 187. 188. 190. 191. 192. 193. 196. 197. 198.
Chevalier Clement, eine Novelle. 199 — 209.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 198. 199. 200. 209.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Einfluß der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner. 2ter Artikel. 184. 185. 186. 187. 188.
Geologische Grillen. 3ter Artikel. 202 — 208.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Wanderungen durch Altgermanien. Die Ubier. 183.
Von den Häfen der Alten. 189.
Die dritte Feier der Juliusrevolution zu Paris. 194 — 197.

Korrespondenz.

Genf. 183. 184. 185. 186. 187. 188. — Antwerpen. 185. 186. 187. 188. — Wien. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. — Berlin. 190. 191. — Baden. 192. 193. 200. — Dresden. 194. 195. — Zürich. 196. 197. 198. 199. — Paris. 198. 199. 202. 203. 204. — Aus Savoyen. 201. 202. 203. 204. 265. 206. — Petersburg. 206. 207. 208. 209.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Altdeutsche Baukunst. Die Cisterzienser-Abtei Altenburg bei Köln. Mit historischer Erläuterung, herausgegeben von der lithographischen Anstalt von Cornelius Schimmel in Münster. — Frankreich. — Neapel.

Nro. 63.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Rom. — Paris. — Wien. — München.

Nro. 64.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Ausgrabungen in Athen. — Berlin. — München.

Nro. 65.

Die Stiftskirche St. Maria auf dem Kapitol in Köln. — Stempelschneidekunst. Nachtrag zu der Beschreibung der Medaillen auf die Ereignisse vom Julius 1830 geprägt. — Frankreich.

Nro. 66.

Ueber die Bedeutung eines der neuentdeckten Wandgemälde von Pompeji. — Ueber den Steindruck. — Architekturgeschichtliche Nachrichten. — Nekrolog.

Nro. 67.

Ueber die Bedeutung eines der neu entdeckten Wandgemälde von Pompeji. (Beschl.) — Der vatikanische Apollo. — Monument. — Architekturgeschichtliche Nachrichten.

Nro. 68.

Kunstgeschichtliche Notizen in Betreff der Wandmalereien des Campo Santo zu Pisa, von Förster. — Toreutik.

Nro. 69.

Kunstgeschichtliche Notizen in Betreff der Wandmalereien des Campo Santo zu Pisa. (Beschl.) — Alterthümer. — Neue Kupferstiche. Ste. Marguerite, dessiné et gravé d'après le tableau original de Raphael p. le Bar. Boucher Desnoyers.

Nro. 70.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart im Mai 1833. — Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Die Madonna S. Sixto nach Raphael von der Galerie zu Dresden. — Carl I. dreiseitiges Bildniß von van Dyck.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Deutsche Geschichte. 8) Geschichte des deutschen Volks, von Luden. — 9) Geschichte der Deutschen. Nach den Quellen, von Pfister. — 10) Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa, von Dr. Kufahl. — Memoiren-Literatur. Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 in Frankreich und am Rhein.

Nro. 79.

Deutsche Geschichte. 11) Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken, von Mannert. — 12) Kurz gefaßte oldenburgische Chronik, von Runde.

Nro. 80.

Deutsche Geschichte. 13) Ludwig der Fromme. Geschichte der Auflösung des großen Frankenreichs, von Funk. — 14) Die Frei- und heimlichen Gerichte Westphalens. Beitrag zu deren Geschichte nach Urkunden aus dem Archiv der Stadt Frankfurt, von Dr. Usener. — Biographie. Sigmunds Vorlesungen im Kreise gemüthlicher Freunde und Familien, von Adrian Grob.

Nro. 81.

Deutsche Geschichte. 15) Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen sammt Urkundenbuch, von Jäger. — 16) Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geordnet, mit Bemerkungen begleitet und besonders für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte herausgegeben von Dr. K. Wagner.

Nro. 82.

Deutsche Geschichte. 17) Das Gildenwesen im Mittelalter. Eine von der k. dän. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift von Dr. Wilda. — 18) Chronik der freien Stadt Bremen, von Miesegaes. — 19) Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von Landau. — 20) Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Westphalen, nach archivarischen und andern authentischen Quellen gesammelt von F. E. v. Mering.

Nro. 83.

Deutsche Geschichte. 21) Ueber Wallensteins Privatleben. Vorlesungen, gehalten in dem Museum zu München, von Schottky.

Nro. 84.

Deutsche Geschichte. 21) Ueber Wallensteins Privatleben. (Beschluß.) — 22) Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Buchholz. — 23) Materialien zur österreichischen Geschichte. Aus Archiven und Bibliotheken, gesammelt und herausgegeben von Chmel. — 24) Oesterreichisches Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur. — 25) Ueber den Antheil Johann Sobieskys, Königs von Polen, Johann Georgs, Kurfürsten von Sachsen, und ihrer Heere an dem Entsatze von Wien im Jahr 1683, von Lohner. — 26) Der deutsche Ritterorden in Böhmen, von Millauer. — 27) Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländischen Rechtsquellen von Dr. v. Bunge.

Nro. 85.

Deutsche Geschichte. 28) Geschichte Bayerns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen, von Dr. Böttiger. — 29) Die älteste Geschichte der Bayern, aus den Quellen bearbeitet von Obermayr. — 30) Aelteste Geschichte von Tegernsee, aus den Quellen bearbeitet von Frhrn. von Freiberg. — 31) Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen, von Böttiger. — 32) Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte des gesammten Pleisnerlandes, von Limmer. — 33) Geschichte des Landes Glaris, von Aebli. — 34) Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen, nebst kurzen biographischen Nachrichten von Leonhard Meister, fortgesezt von Berner. — Schweizerische Annalen, oder Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Geschrieben von E. Müller von Friedberg.

Nro. 86.

Deutsche Geschichte. 36) Der Bauernkrieg im Jahr 1653, oder der große Volksaufstand in der Schweiz. Aus handschriftlichen Chroniken und Berichten der Zeitgenossen, Rathsbüchern rc., meist unbenuzten Quellen treu dargestellt.

Nro. 87.

Geisterwesen. Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorst.

Nro. 88.

Länder- und Völkerkunde. 1) Kosmologische Vorschule zur Erdkunde, von Wimmer. — 2) Neuestes Gemälde von Afrika und den dazu gehörigen Inseln, von Demselben. — 3) Neuestes Gemälde von Australien, von Demselben. — 4) Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien, von Krohn.

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gaselen. 210. 214.
Die Abschiedsstunde. 213.
Die Schwierigkeit des Sonetts, von Pfizer. 216.
Edle Tropfen. 220.
An einen Jugendfreund, von Lenau. 221.
Der nächste Wein. 227.
Der Phönix, von Pfizer. 228.
Die Heidelberger Ruine, von Lenau. 234.

Logogriphisches Netz: O. 215.
Räthsel: Die Blumen. 221. — Das Eis. 227. — Die Flamme. 233.

Erzählung.

Das Landhaus der Großmutter. 212—234.

Länder- und Völkerkunde.

Die Wüste Gobi. 210.
Ein mongolischer Thee. 211.
Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 211. 212. 213. 214. 229. 230.

Naturgeschichtliches.

Phrenologische Notizen. 222.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Winzerfest in Vevay. 215. 216. 217. 218. 223. 224. 225. 226.
Zur Geschichte Napoleons. Briefe desselben an Josephinen. 219. 220. 221. 227. 228. 230. 232. 233. 234.
Das Pfeiffergericht im Elsaß. 231.

Korrespondenz.

Genf. 210. 211. — Zürich. 212. 213. 217. 218. 234. — Petersburg. 214. 215. 216. 217. 229. 230. 231. 232. — Dresden. 218. 219. 220. — Paris. 220. 221. 223. 224. 225. 227. 228. 232. 233. — Vom Vierwaldstädtersee. 222. 223. 224. — London. 226.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart im Mai 1833. — Lithographie. Sic Magdalena moerens coelica gaudia quaerit. Nach Murillos auf Stein gezeichnet von Hanfstängl in München. — Persönliches.

Nro. 72.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — Nekrolog. Peter Guérin. — Persönliches.

Digitized by Google

Nro. 73.

Münzkunde. Bayerische Geschichtsthaler von 1825 bis 1835. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1835. — Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — Kunstanzeige.

Nro. 74.

Münzkunde. Bayerische Geschichtsthaler von 1825 bis 1835. Münzen des Königreichs Griechenland von 1832 bis 1835. (Beschl.) — Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — London. — Paris.

Nro. 75.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — Palermo. — Italien.

Nro. 76.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts. — Kupferstecherkunst. — London. — Douai.

Nro. 77.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — Neue Kunstwerke. Historisch-romantische Bildergallerie. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt in monatlichen Lieferungen ꝛc. mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und K. C. Schmidt. — Paris. — Königsberg. — Nekrolog. Achille Roche. — Nachfrage über einen alten Bildschnitzer.

Nro. 78.

Ueber die Kunstausstellung in Stuttgart. (Beschluß.) — Kunstnachrichten aus Kassel. — Frankfurt am Main. — Nekrolog. Rothe. — Hilaire Périé.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reise in Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung. Von Richard und Joh. Lander. Aus dem Englischen von °r.

Nro. 90.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reise in Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung. (Beschl.) — 6) Abrégé de Géographie, par A. Balbi.

Nro. 91.

Länder- und Völkerkunde. 7) Mathematische Geographie oder Darstellung unserer Erde nach ihrem Stande und Verhältnisse zu den übrigen Himmelskörpern, so wie nach ihrer Größe, Eintheilung ꝛc., von Dr. Schmidt. — 8) Die Erde und ihre Bewohner. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus, bearbeitet von K. F. V. Hoffmann. — 9) Allgemeine Erdbeschreibung für Schulen, von Demselben. — 10) Atlas für Schulen und zum Selbstunterricht, von Demselben. — 11) Karl von Raumers Lehrbuch der allgemeinen Geographie. — 12) Der Mensch in allen Zonen der Erde, von H. Hoffbauer. — 13) Vergleichende Darstellung der alten, mittlern und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialklassen, von Dr. Volger. — 14) Tagebuch meiner Reise nach Rio de Janeiro, in den Jahren 1819 und 1820, von F. L. v. Rango. — Vermischte Schriften. Scheidemünze, oder neue deutsche Sprichwörter, biblischen, naturgeschichtlichen, fabellehrigen und vermischten Inhalts, von Wander.

Nro. 92.

Länder- und Völkerkunde. — 15) Christoph Columbus Leben und Reisen, von Washington Irving. Auszug von dem Verfasser. Aus dem Englischen übersezt. — 16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Aksa, oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beschrieben von J. Graberg v. Hemsö. Aus der italienischen Handschrift übersezt von Alfred Reumont.

Nro. 93.

Länder- und Völkerkunde. 16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Aksa, oder Kaiserreich Marokko. (Beschl.) — Vermischte Schriften. Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns. Von Ritter Braun von Braunthal.

Nro. 94.

Neueste spanische Literatur.

Nro. 95.

Neueste spanische Literatur. (Beschl.)

Nro. 96.

Philosophie. Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, von Dr. L. Hüffell.

Nro. 97.

Philosophie. Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. (Beschl.) — Französische Literatur. Champavert. Contes immoraux, par Petrus Borel. — Le Nepenthès. Contes nouvelle, par Loëve-Veimars.

Nro. 98.

Epische Dichtkunst. 1) Richardett, ein Ritterdicht von Niccolo Fortiguerra, übersezt von J. D. Gries. — Kupferwerke. 1) John Flaxmanns Umrisse zu Dantes göttlicher Komödie. 1ste Lieferung. Hölle. — 2) Historisch-romantische Bildergallerie. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt, in monatlichen Lieferungen. Sammlung der schönsten Stahlstiche von den ausgezeichneten Meistern, mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. C. Schmidt.

Nro. 99.

Epische Dichtkunst. 2) Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Theil: Tunisias. Zweiter Theil: Rudolph von Habsburg. — 3) H. C. Fuchs's heroisch-komisches Gedicht, der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600, mit Varianten der Schnurr'schen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung herausgegeben von Genthe.

---

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gaselen. 236. 244.
Die Epopten der Geschichte. 238.
Der hinscheidende Dichter, von A. Stöber. 240.
An den Storch. 241.
Der Storch. 246.
Bedrängniß. 247.
An Nikolaus Lenau. 253.
Meleager, von G. Pfizer. 254.
Alle Jahre Krieg. 257.
Gottes Hülfe. 258.
Die Trauerweide. 260.
Logogryphisches Netz: J. 239.
Räthsel: Schuh. 245. — Pantoffeln. 257.
Charade: Ausbleiben. 251.

Erzählungen.

Das Landhaus der Großmutter. 255 — 240.
Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. 250 — 257.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 248. 249. 250. 251. 252. 253. — 259. 260. 261.

Naturgeschichtliches.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele, von G. H. Schubert. 239. 240. 241. 242. 243. — 255. 256. 257. 258.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Wanderungen durch Altgermanien. 235. 236. 237. 247.
Die Musterreiter, nach J. Janin. 241. 242.
Das Winzerfest in Vevay. 243. 244. 245. 246. — 258. 259. 260.
Genrebilder aus der chinesischen Welt. 244 — 249.
Der Berliner Journalist. 261.

Korrespondenz.

Basel. 235. 236. 237. 238. 239. 260. — München. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 255. 256. 257. 258. 259. — Darmstadt. 243. 244. — Paris. 246. 247. 249. 250. 251. 253. 254. 255. 256. 257. — Baden in der Schweiz. 248. — Berlin. 250. 251. — Dresden. 252. — Baden-Baden. 253. — Liestal. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Kunstnachrichten aus Kassel. (Beschl.) — Kunstausstellung in Straßburg. — Kunstausstellungen. — Personalnachrichten.

Nro. 80.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Kunstausstellung in Straßburg. (Beschluß.) — Rom. — Paris. — Nekrolog.

Nro. 81.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. — Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.)

Nro. 82.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Akademische Nachrichten.

Nro. 83.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) — Paris.

Nro. 84.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Beschl.) — Rom. — Alterthümer.

Nro. 85.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. — Architektur.

Nro. 86.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. (Forts.) Ergänzung. — Personalnachrichten.

Nro. 87.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Archäologie. Cenni su gli avanzi dell' antica Solunto, per Domenico lo faro Pietrasanta duca di Serradifalco. (Beschl.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 88.

Kunstausstellung zu Paris, im Jahr 1833. — Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Forts.) — Maler und Gemälde.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Epische Dichtkunst. 4) Das Kloster. Idyllische Erzählung in fünf Gesängen von Carl Egon Ebert. — 5) Das Pfingstfest. Eine erzählende Dichtung in drei Gesängen, von Eduard Heinel. — 6) Der lezte Mensch. Ein Epos in zehn Gesängen, nach Grainville von A. Creuzé de Lesser. Deutsch bearbeitet von Schirlitz. — 7) Louise, die Königin. Sechs Gesänge, von Brockhausen. — 8) Die Schlacht von Schönbrunn. Ein episches Gedicht von Hermanni.

Nro. 101.

Epische Dichtkunst. 9) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmaaße der Urschrift aus dem Spanischen vollständig übersezt von Duttenhofer. — 10) Der Sommer. Versuch einer Fortsezung von Kleists Frühling, von Schuler. — Taschenbücher auf 1834. Vesta.

Nro. 102.

Literargeschichte. Handbuch der Geschichte der Literatur, von Dr. Wachler. — Taschenbücher auf 1834. Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab.

Nro. 103.

Taschenbücher auf 1834. Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. (Beschl.)

Nro. 104.

Naturwissenschaften. 1) Grundriß der Naturphilosophie von Eschenmayer. — 2) Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Innere unserer Erde. Zweiter Theil. Ansichten der Völker über die Bewohner des Innern unserer Erde.

Nro. 105.

Naturwissenschaften. 3) Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die lezten Tage eines Naturforschers. Nach der dritten Ausgabe verdeutscht von C. Fr. Ph. v. Martius. — Taschenbücher auf 1834. Cornelia.

Nro. 106.

Naturwissenschaften. 4) Geschichte der Alchemie, von Professor Schmieder.

Nro. 107.

Naturwissenschaften. 4) Geschichte der Alchemie, von Professor Schmieder. (Beschl.) — 5) Die Chemie des Organismus, abgeleitet aus Betrachtungen über die elektrochemischen Wirkungen der organischen und der diesen ähnlich wirkenden Grundstoffe, von Gusserow. — 6) Grundlehren der Chemie für Jedermann, besonders für Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbtreibende ꝛc., von Runge. — 7) Populäre Darstellung der Naturkunde zum Gebrauch des gebildeten Publikums für höhere Bürgerschulen ꝛc., von Dr. Witting. — 8) Ein Blick in Döblers und Boskos Zauberkabinet, bestehend in neuen Belustigungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie, im gesellschaftlichen Leben anwendbar, herausgegeben von Schellenberg. — Taschenbücher auf 1834. Lies mich!

Nro. 108.

Naturwissenschaften. 9) Ueber Licht und Farbe, die prismatischen Farben und die Newton'sche Farbenlehre, von Beuther. — 10) Die Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik. Zur Herbeiführung eines bessern Zustandes für Fürsten und Völker, Wissenschaft und Leben auf das Befriedigendste gelöst von Rauer. — 11) Beiträge zur Urgeschichte der Physik in Schweiggers Sinne, von Dr. Fischer. — Politische Literatur. Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen, von Geh. Pölitz.

Nro. 109.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1833.

Nro. 110.

Die Leipziger Büchermesse. (Beschl.) — Naturwissenschaften. 12) Taschenbuch der Edelsteinkunde. Für Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber, von Dr. J. R. Blum.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der verschüttete Bergknappe, von Pfizer. 262.
Probe einer deutschen Odyssee. 265. 269. 272.
Das Ende der Reise, von Hesper. 266.
Prolog zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Nürnberg, von E. v. Schenk. 268.
Gaselen. 271. 283.
An Uhland. 271.
Deutsche Gedichte eines Franzosen. 276.
Geheimes Wirken, von G. Zimmermann. 277.
Der Schleier, von Pfizer. 279.
Aufmunterung, von G. Zimmermann. 287.
Logogriphische Füllungen. 265. 269.
Räthsel: Orgel. 275.
Rebusräthsel. 281.
Räthsel-Metamorphosen. 286.

Erzählungen.

Die lezte Rose des Kallenfels. 275 — 280.

Naturgeschichtliches.

Wahnsinn und Traum, von Schubert. 270 — 273.
Von der Macht des Klimas über die Seele. 281 — 285.
Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere. 286.

Reisen.

Reiseskizzen, von K. Gutzkow. 266 — 274.
Zweiter Ausflug nach Ungarn. 280 — 287.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 265. 266. 267. 268. 269. — 277. 278. 279.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Eine tibetanische Scene. 262. 263. 264.
Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs. 263. 264.
Armuth und Kindersegen. 274. 275.

Korrespondenz.

Berlin. 262. 263. 284. 285. — London. 264. 265. — Dresden. 266. — Wien. 267. 268. 269. — München. 270. 271. — Paris. 272. 273. 274. 277. 278. 280. — Aus der Schweiz. 275. 276. 277. 278. — Prag. 275. — Stuttgart. 279. 280. 281. 282. 283. — Die römisch-katholische Geistlichkeit in Europa. 281. 282. 283. 281. — Basel. 286. 287.

Kunst-Blatt.

Nro. 89.

Kunstausstellung zu Paris, im Jahr 1833. (Forts.) — Nachrichten über die altniederländische Malerschule. (Forts.) — Kunstliteratur. — Kunstsammlungen. — Nekrolog.

Nro. 90.

Nachrichten über die alt-niederländische Malerschule. (Beschl.) Stahlstich. (Under the Superintendence of the Society for the diffusion of useful Knowledge) The Gallery of Portraits, with Memoirs. — Bauwerke. — Nekrolog.

Nro. 91.

Das neue Theater in Mainz, gebaut von G. Moller. — Archäologie. 1) Antike Bildwerke, zum ersten Male bekannt gemacht von E. Gerhard. — 2) Monuments inédits d'Antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et Sicile dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul-Rochette. — Neue englische Kupferwerke. — Rußland.

Nro. 92.

Polnische Kunstsachen. — Archäologie. (Forts.) — Alterthümer. — Paris.

Nro. 93.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) Archäologie. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Persönliches.

Nro. 94.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Forts.) Archäologie. (Forts.) — Medaillenkunde. — Nekrolog.

Nro. 95.

Fragmente über die lezte Münchner Kunstausstellung. (Beschl.) Archäologie. (Beschl.) — Plastik.

Nro. 96.

Kunstausstellung in Nürnberg. — Ueber das korinthische Puteal des Grafen Guilford. — Neueste Denkmale. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Naturwissenschaften. 13) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von Bischoff, Blum, Bronn, v. Leonhard und Leuckart, akad. Lehrern zu Heidelberg. — 14) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Hofrath Oken.

Nro. 112.

Naturwissenschaften. 15) Pflanzengeographie nach Alexander von Humboldts Werke über die geographische Vertheilung der Gewächse, mit Anmerkungen, Beilagen ꝛc. von Beilschmied.

Nro. 113.

Naturwissenschaften. 16) Augustin Pyramus de Candolle's Vorlesungen über Botanik. Aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen versehen von Röper.

Nro. 114.

Naturwissenschaften. 17) Inländische Giftpflanzen. 18) Kurzer Abriß der Pflanzenkunde zum Unterricht der höhern Lehranstalten, von Jüngst. — 19) Dr. Willdenows Anleitung zum Selbststudium der Botanik, herausgegeben von Dr. Dietrich. — 20) Flora des Königreichs Preußen oder Abbildung und Beschreibung der in Preußen wildwachsenden Pflanzen, von Dr. Dietrich. — Biographie. Vie de Linnée, redigée sur les documens autographes laissés par ce grand homme et suivie de l'analyse de sa correspondance avec les principaux naturalistes de son époque, par A. L. Fée.

Nro. 115.

Naturwissenschaften. 21) Charakteristische Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt, herausgegeben von Dr. Rudolph Meyer. — 22) Schlangenkunde, von Dr. Harald Othmar Lenz. — 23) Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel von F. H. v. Kittlitz. — Jugendschriften. Historische Erzählungen aus der Geschichte von England.

Nro. 116.

Naturwissenschaften. 24) Einleitung in die Entomologie: oder Elemente der Naturgeschichte der Insekten, von Wilhelm Kirby und Wilhelm Spence, herausgegeben von Oken. — 25) Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge mit Abbildungen und Steintafeln, von Meigen. — 26) Naturhistorische Abhandlungen von Dr. Schläpfer.

Nro. 117.

Naturwissenschaften. 27) Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr, von Dr. Rieke. — 28) Der schwarze Tod, im 14ten Jahrhundert. Nach den Quellen, von Dr. Hecker. — 29) Recherches étymologiques sur le Choléra-Morbus, par E. H. Smith. — Taschenbücher auf 1834. Urania.

Nro. 118.

Literargeschichte. Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zur geistigen Entwickelung des französischen Volks, von Dr. Huber. — Naturwissenschaften. 30) Die Medicin des 19ten Jahrhunderts, wie sie ist und seyn soll. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medicin, von Dr. Braun. — 31) Darstellung der Medicinalverfassung in den k. k. Staaten Oesterreichs, in Beziehung auf den Wirkungskreis der Kreiswundärzte, der Civil-, Stadt- und Landwundärzte und der Landesthierärzte, zum Gebrauch derselben, von Knolz. — 32) Grundriß der Epizoonologie oder Thierseuchenlehre, von Prof. Dr. Plank. 33) Das homöopathische System, in seinem Zusammenhange mit der Geschichte der Medicin und dem jetzigen Zeitgeist, von Dr. Fränkel. — 34) Ueber die Homöopathie und ihre Beziehungen zu dem Selbstdispensiren der Aerzte, von Rupertus dem Zweiten. — 35) Das Blut und die aus dem Blut entspringenden Krankheiten von Dr. Fischer. — 36) Versuch einer Chronologie und Literatur nebst einem System der Blutentziehungen, von Dr. Nogitsch.

Nro. 119.

Biographien. 1) Leben und Studien Fr. A. Wolfs, des Philologen, von Dr. Körte. — 2) Neuer Nekrolog der Deutschen. — Taschenbücher auf 1834. Historisches Taschenbuch von Fr. v. Raumer.

Nro. 120.

Schriften über die Emancipation der Juden.

Nro. 121.

Schriften über die Emancipation der Juden. (Beschl.) — Schauspiele. Dramatisches, von J. C. Mand.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 3 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Freiheitsbaum. 289.
Tschikosch Jurys Tod. 290.
Gaselen. 293. 307.
Der Polenflüchtling, von Lenau. 300.
Rom, den 23. Jul. 1832. 310.
Sylvester. 313.
Räthsel-Korrespondenzen. 293. 311.
Logogriphische Mißgeburten. 299. 305.

Erzählung.

Aus dem Tagebuche eines Dichters von Beer. 288 — 312.

Länder- und Völkerkunde.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. 288. 289. — 301. 302. 303. 304. 305.

Naturgeschichtliches.

Darstellung neuer Forschungen und Ideen in den Natur- und Gewerbswissenschaften, von Nürnberger. 291 — 294.
Verschiedenes vom Himmel. 300. 306.
Geologische Grillen. 308 — 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Von der tönenden Memnonssäule. 295. 296.
Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs. 297. 298. 299.

Korrespondenz.

Paris. 288. 289. 290. 294. 295. 297. 298. 299. 301. 305. 306. 307. — München. 290. 291. 292. — Aus Piemont. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. — Stuttgart. 296. 302. 303. 304. 305. — Berlin. 300. 301. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. — Dresden. 308. 309.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Kunstausstellung in Nürnberg. (Beschl.) — Ueber das korinthische Puteal des Grafen Guilford. (Forts.) — Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt, über die Ausgrabung der Ueberreste Raphaels. — Nekrolog.

Nro. 98.

Stempelschneidekunst. — Ueber das korinthische Puteal des Grafen Guilford. (Forts.) — Dresden. Kupferstichversteigerung. — Schreiben Overbecks an Philipp Veith in Frankfurt. (Beschl.) — Persönliches.

Nro. 99.

Kunstliteratur. Liederbuch für deutsche Künstler. — Ueber das korinthische Puteal des Grafen Guilford. (Beschl.) — Nekrolog badischer Künstler. — Kunstausstellungen. — Persönliches. — Für Maler und Architekten.

Nro. 100.

Nekrolog badischer Künstler. — Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms, von Karl Jäger. — Fabelbuch von Otto Speckter. — Kunstausstellungen. (Beschl.) Kunstliteratur.

Nro. 101.

Nekrolog badischer Künstler. — Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms. (Forts.) — Erklärung. — Raphaels Grabschrift im Pantheon. — Kunstliteratur.

Nro. 102.

Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms. (Forts.) — Neuer Kupferstich. La sacra famiglia, gemalt von Raphael, gestochen von Anderloni. — Neuere Monumente.

Nro. 103.

Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms. (Forts.) Literatur der Alterthümer. Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen, zu Tage gefördert durch Dr. J. Emele in Mainz. — Plastik und Bildhauer. — Kunstliteratur.

Nro. 104.

Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms. (Forts.) Kunstliteratur. Neues Malerlexikon zum Handgebrauch für Kunstfreunde. Nebst Monogrammen. — Neuere Monumente. — Kunstvereine. — Persönliches. — Kunstliteratur.

Nro. 105.

Ueber die Schönheit der menschlichen Gestalt. — Ueber die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms. (Beschl.)

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Kritik. Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unsrer Zeit, von Th. Mundt. — Mechanik. Neue Ideen über die Beschiffung der Luft. — Biographie. Giuseppe Balsamo, der berüchtigte Abentheurer und Betrüger seines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Cagliostro. Kriminalgeschichte, nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. K. v. Train.

Nro. 123.

Schau- und Trauerspiele. 1) Don Juan. Dramatische Phantasie in sieben Akten, von einem deutschen Theaterdichter. — 2) Johanne Gray. Trauerspiel in fünf Akten, von Dr. Sommer. — Literargeschichte. C. F. Gellerts Leben. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von Dr. H. Döring.

Nro. 124.

Schau- und Trauerspiele. 3) Arwed Gyllenstierna. Drama in vier Akten, nach Van der Veldes Roman bearbeitet von Dr. Lindner. — 4) Prinz Hugo. Trauerspiel in fünf Akten von C. Lauter. — 5) Der Tod der Malachowsky. Historisches Drama von G. Callenius. — 6) Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von E. Duller. — 7) Ludwig der Eilfte. Trauerspiel in fünf Aufzügen des Casimir Delavigne. Aus dem Französischen von Kühn. — 8) König Vollmar auf Hardenstein. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Korte.

Nro. 125.

Schau- und Trauerspiele. 9) Sakuntala, oder der Erkennungsring. Ein indisches Drama von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersezt von Bernhard Hirzel.

Nro. 126.

Schau- und Trauerspiele. 10) Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abtheilungen, von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersezt von H. Neus. — 11) Russische Bibliothek für Deutsche, von Knorring. 12) Cain, ein Mysterium. Aus dem Englischen des Lord Byron. — 13) The works of the late right honorable Richard Brinsley Sheridan, collected by Thomas Moore.

Nro. 127.

Schriften über die Homöopathie.

Nro. 128.

Schriften über die Homöopathie. (Forts.) — Taschenbücher auf 1834. Huldigung der Frauen.

Nro. 129.

Schriften über die Homöopathie. (Beschl.)

Nro. 130.

Schau- und Trauerspiele. 14) Marion de Lorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Französischen von Kathinka Halein. — 15) Ida. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Falsen. Aus dem Dänischen von Wettwer. — 16) Robespierre oder der neunte Thermidor. Ein Gemälde der französischen Revolution im Jahre 1794. Nach Anicet-Bourgeois und Francis, von Georg Ball. — 17) Die Overstolzen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Kreuser. — 18) Peter Vischer, romantisch-dramatisches Gemälde aus der Vorzeit Nürnbergs in zwei Abtheilungen, von Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen. — Chronologie. Tagebuch der Weltbegebenheiten, von Dr. Schilling.

Nro. 131.

Schriften über Ungarn. 1) Geschichte der Magyaren, von J. Grafen Mailath. — 2) Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien, Slavonien und der ungarischen Militärgränze. — 3) Reise in Ungarn im Jahr 1831, von E. v. Ludwigh. — 4) Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des Juste Milieu.

Nro. 132.

Schriften über Ungarn. 5) Ungarn, das Reich, Land und Volk wie es ist. Nebst freimüthiger Beleuchtung der ungarischen Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1830, 1832 und 1833, von Hans Normann. — 6) Ungarns Weinbau, in seinem ganzen Umfange, in statistisch-topographisch-naturhistorischer und ökonomischer Hinsicht, von Franz Schams. — 7) Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Szechenyi, von Pius Desiderius. — Schau- und Trauerspiele. 19) Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt, von Georg Döring.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Juli 1833.

Ja, über's Grab hinaus reicht Mutterlieb'!

Byron.

Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen,
Sie hat das alte Wappenschild am Thor
Verhangen und es soll sein Name schlafen.
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht,
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmuth, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht.
Blickt ab von ihm, seht schweigsam, ahnungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jezt der Mutter Erbe werden soll.
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß,
Er wieget sich in zaubervollen Träumen
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit rothen Dächern zu erscheinen,
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen ....
Er hat den Baum gepflanzt, der jezt mit seinen
Weit ausgespannten Aesten schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen;
Nicht wende jezt die Blicke von mir ab.
Der fremdgeword'nen Heimath werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch nur Träume sind;
Du sellst um mich die Geisterarme schlagen."
Und nun, zu Roß! zum Schloß hinan geschwind! —
Der Bach — die Felsenwand — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind.
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwidern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es sein —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen roth im Abendschein.
Da rollen Thränen über seine Wangen;
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes; hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach,
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen,
Und führt ihn ein in's innere Gemach.
Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
Entsternten Augen, dessen düstre Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.

Der spricht: „die Kunde hab' ich schon erhalten,
Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren;
Ich kann euch nicht das Eure vorenthalten."
Da kann er sich des Schauders nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An's Herz ihm fallen muß dennoch der Arme:
Doch das bleibt taub der Stimme der Natur.
Da schweigt er, überwältigt von dem Harme.
Er stammelt: Schlaf! da winkt der Alte nur,
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bittrer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockigt Haupt,
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Theuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jezt! So steht er eine lange Rast
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr ehrne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauf'ger Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
Und ringsher spähend sieht er einen blassen,
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen,
Es reizt ihn, den in's Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen,
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten,
Er siehet seine Mutter vor ihm stehen.
Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
Und hebt die Augen schmerzenreich empor
Und scheinet über ihm die Wacht zu halten.
Es rauscht, die Thür geht auf — sie steht davor —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
Ein schwerer Körper fällt, die Halle hallt
Von flücht'gen Schritten, deren Klang verklingt;
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen bringt.
Er schaut umher, die Thür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort.
Er fragt sich nicht, was er darüber meine,
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen,
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

Adelbert von Chamisso.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Am dritten Tage nach des Prinzen Abreise, als es gerade etwas ruhiger geworden war, saß der Geistliche im Garten auf einem von der Mittagssonne erwärmten Plätzchen. Die Haufen gelben trocknen Laubes, die zu seinen Füßen herabgeweht lagen, der Anblick der herbstlich dürren Bäume und der Hinblick auf die nahen drohenden Ereignisse stimmten ihn ernst und nachdenklich; er meinte, in seinem ganzen Leben keine so finstere, wunderliche Zeit erlebt zu haben. Aus dem Hause trat die kleine Sophie heraus und sezte sich mit ihrer Puppe auf dem Arm zu ihm auf die Bank. „Im Hause drinnen," fing sie vertraulich an, „wird immer nur von Krieg und Zeitungen gesprochen, und da komme ich zu Dir, Du mußt mir eine Geschichte erzählen, damit ich und Bella doch wieder lachen können." Sie schmeichelte bei diesen Worten den gutmüthigen Mann aus seinen Betrachtungen heraus, und fuhr, als er lächelte, selbst heiter fort: „Die Gouvernante ist auch traurig, der Himmel weiß warum; auch sie sizt in ihrem Zimmer und hat das Tuch vor den Augen; sonst war sie immer bei der Hand, wo es etwas zu lachen gab, jezt aber macht sie sich auch über das viele Schießen Sorge; sie glaubt wohl, daß, wenn der arme Kaiser todtgeschlagen wird, man bei der Gelegenheit auch ihr das Leben nimmt; aber sie kann nur ruhig seyn: was fragen die vielen Soldaten nach einer Gouvernante? es ist doch Keiner darunter, der die Grammaire oder das Sticken lernen will, und sonst versteht sie nichts." — „Es könnte ja seyn," rief der Geistliche scherzend, „daß der Kaiser sie zu seiner Frau machen wollte, und da müßten schon unsere Soldaten auf sie schießen." Die Kleine sah ihn mit ihren großen klaren Augen lange fragend an; dann zog ein Unmuth, der fast ans Weinen grenzte, über ihre schöne Stirn und sie erwiderte: „Der Kaiser? und Du weißt nicht, daß der Kaiser mein Mann ist? wie kann er da wohl Mademoiselle Julie heirathen?" — „Sage mir," hob der Geistliche nach einer Pause wieder an, indem er

seine kleine Freundin zärtlich umschloß, „war jener blasse Mann denn wirklich Dein Bruder?“ Sophie sah sich ängstlich um, dann erwiderte sie leise: „Ich weiß es nicht gewiß, doch die Gouvernante hat's gesagt; mit der Mutter darf ich nie davon reden, und auch nicht mit der Schwester, denn die hat er einmal küssen wollen, so daß sie vor Schreck fast den Tod davon getragen.“ Dem Kanonikus schien es unerlaubt, sich weitere Fragen der Art zu erlauben, besonders da er glauben konnte, daß man eine so unbefangene kindliche Seele nicht zur Trägerin dunkler Geheimnisse, um die sich's hier zu handeln schien, gemacht haben werde; überdieß war des Kindes Aufmerksamkeit jezt gerade gänzlich von ihm abgezogen und auf den großen Haushund gerichtet, der nicht weit davon die Erde aufscharrte und das trockne Laub auswarf. „Davour!“ rief die Kleine, „was machst du da?“ Sie lief hin, der Hund jedoch ließ sich nicht stören, er scharrte immer eifriger, indem er von Zeit zu Zeit die Schnauze wie prüfend an die Oeffnung hielt. Der Geistliche, ebenfalls aufmerksam gemacht, verfolgte die Bewegungen des Hundes; ihm war es nicht unbekannt, daß diese Thiere vermittelst ihres Spürsinns öfters vergrabene Gegenstände nach Jahren aufzufinden vermögen; er blickte noch hin, als das Kind aufschrie: „Vater, Davour hat Deinen Kasten gefunden!“ Wirklich zeigte sich, als der Kanonikus jezt näher trat, die Ecke eines Kästchens von Blech von der Erde entblößt; schnell war auch die übrige Hülle abgeworfen und die kleine Lade herausgehoben; allein es zeigte sich bei der ersten Besichtigung, daß es nicht die gesuchte war. Es gelang dem Geistlichen, sie zu öffnen, und da fielen ein Porträt und mehrere Papiere ihm in die Hände. Ehe er noch mit sich einig war, was er mit diesem Fund thun sollte, zeigte sich ihm schon auf einem der oben liegenden Blätter die Aufschrift: „Nachrichten von einem unglücklichen Vater, aufgeschrieben von der Hand seines Sohnes, der zugleich sein Neffe war, und gewidmet einer Mutter, die die Natur mir zur Schwester, das Verbrechen zur Gemahlin gab.“ Der Geistliche vermochte es nach diesen Worten nicht über sich, die vergelbten Schriftzüge weiter zu lesen; es war, als mühete sich der kalte Herbstwind, die der Gruft entrissenen Blätter wieder zuzuschlagen, ehe ihr finstrer Inhalt von einer warmen Menschenbrust eingeathmet würde; er war fest entschlossen, die ernsten Geheimnisse, über die ihn ein Zufall zum Meister gemacht, unentweiht in die Hände derer abzuliefern, für die sie bestimmt schienen, und die, wie ihm manche Merkmale verriethen, keine andern waren, als die Mitglieder der Familie, in deren Schooße er sich befand.

Kaum blieb ihm Zeit, für's Erste das Kästchen zu verbergen, als die Gräfin auf ihn zutrat. „Die Nachrichten vom Heere lauten immer drohender,“ begann sie; „hören Sie, verehrter Herr, was mir Graf Erwin schreibt: „Innig geliebte Mutter, das Gefecht bei Dresden, namentlich im Plauenschen Grunde, wird Ihnen Se. Durchlaucht der Prinz gemeldet haben; die Russen zählen sechshundert Todte; mir wurde die Ehre, in der Nähe des preußischen Königs und des Kronprinzen ins Kanonenfeuer zu kommen und den Muth, so wie die Gelassenheit dieser Fürsten zu bewundern. Wir bleiben unter Grafen Colloredo in Freyberg. Bis auf diesen Tag hatte man die Meinung, der Kaiser gehe nach Magdeburg; doch scheint es entschieden, daß er nach Leipzig geht. Der Himmel schütze Sie und Ihr Haus, verehrte Mutter. Vom 13ten: Der Kaiser steht noch in Düben, unsere Stellung ist die gestrige; schon ist Leipzig von dem französischen Heere bald besezt. Fliehen Sie, verehrte Mutter; ich zittere für Ihre und meiner Josephine Sicherheit. Dresden gibt Ihnen Schutz, von dort nach Wien. Diesen Brief, den lezten, kann ich Ihnen noch schicken, die nächste Stunde hat schon jeden Schleichweg gesperrt; alle Landstraßen sind besezt, jeder Fußpfad mit Laurern angefüllt, die Armee in der heftigsten Aufregung; Alles bereitet sich zu großen Ereignissen vor. Fliehen Sie, theure Mutter; ich werde Sie zu finden wissen, wo Sie auch immer sind, und kommt es zur entscheidenden Schlacht, so mahne ich Sie, geliebte Frau, persönlich an Ihr Versprechen. Victor und Baron Rosenberg sind wohl.“ — „Diese Nachrichten,“ sezte die Gräfin hinzu, indem sie das Papier zusammenfaltete, „sind zwar auf sichern, aber langsamen Wegen mir zugekommen; indessen ist heute in der Frühe, wie Leonhard die gewisse Nachricht erhalten zu haben behauptet, bei Liebertwollwitz ein heftiges Gemetzel vorgefallen. Der Himmel weiß, was die nächste Stunde bringt.“ — „Und was sind Sie entschlossen, zu thun, gnädige Frau?“ fragte der Geistliche gespannt; „Sie wollen fliehen?“ — „Es sind in der Stille,“ erwiderte die Gräfin mit leiser Stimme und indem sie dem Kinde einen Wink gab, sich zu entfernen, „in meinem Hause bereits die Anstalten zur Flucht getroffen worden; doch möchte ich nicht, daß es meine Kinder erführen; ihnen fehlt jene Ruhe und Besonnenheit, fürchte ich, die in solchen Lagen des Lebens unerläßliche Pflicht wird; ich will überall klar sehen und frei handeln, und da könnten sie mich stören. Ich habe die Vollmacht in der Hand, die mir eine ansehnliche Bedeckung von Seiten des Prinzen zusichert, im Fall ich nach Dresden gehen will; in keinem Fall lasse ich mich in Leipzig einsperren, lieber vertheidige ich mich hier in meinem eigenen Hause. Mein Bruder in Wien ist ebenfalls benachrichtigt, und so brauche ich noch nicht von der allgemeinen Verwirrung mich fortreißen zu lassen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Vom Kunstsinn.

Ich knüpfe das, was ich Ihnen heute zu sagen gedenke, an einige Notizen über einen Maler an. Nicht um ihn zu tadeln, noch weniger um ihn zu rühmen, spreche ich von ihm. Sein Name thut nichts zur Sache. N. N. kam voriges Jahr hier an, ich weiß nicht, ob seine Studien fortzusetzen, oder ob um zu zeigen, was er bei seinem Aufenthalt in Italien, besonders in Venedig, gelernt hatte. Ob er ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, oder ob er hier schon einige gute Freunde besaß, die Macht hatten, ihm ein großes Loblied blasen zu lassen, das weiß ich ebenfalls nicht. Genug, N. N. ward überall als ein vortrefflicher Porträtmaler empfohlen, und er bekam eine Menge herrlicher Arbeit. Sein Lob flog von Mund zu Mund: quel pinceau moelleux! hieß es, quelle touche délicieuse! quelle harmonie! quelle transparence de couleurs! o ciel! mon Dieu! grands Dieux! Sein Lob wurde in vielen französischen Phrasen ausgesprochen, und wo nicht französisch verstanden wurde, da ließ man sich herab und sagte auf deutsch, in Venedig sey N. N. niemals gestattet worden, Bilder von Tizian und von Paolo in der Größe des Originals zu kopiren, damit im Ausland die Kopie nicht fürs Original gehalten werde, so treffend, so vortrefflich habe er diese Meister wiederzugeben gewußt. Man durfte bei den Apologisten des Malers voraussetzen, daß ihr Urtheil ein gutes, das Resultat einer wohlbedachten Vergleichung sey, dieweil in der hiesigen Gallerie Porträts von Vandyk, und noch mehr, Porträts von Tizian, von Giorgione und eines sogar von Raphael zu sehen sind, und man hätte ihnen demnach, als geschmackvollen Leuten, aufs Wort geglaubt, wäre man nicht ein Bischen stutzig geworden, als sie deutsch zu reden anfingen; denn das, was sie da von ihrem Wundermanne sagten, sah allzusehr einer Prahlerei ähnlich. Indessen konnten sie ihn schlecht verstanden haben. In Italien war mit Kopien schon mancher Unfug getrieben worden; durch Erfahrung gewitzigt, beschlossen mehrere Inhaber von Privatgallerien, nie mehr zuzugeben, daß man die Bilder derselben in gleicher Größe kopire. Dieß nur hatte wahrscheinlich N. N. sagen wollen; man hatte ihn blos unrecht verstanden, oder er hatte sich nur schlecht ausgedrückt. Sey dem nun, wie ihm wolle, man war im Publikum sehr gespannt, etwas von ihm zu sehen. Endlich trat er vor demselben mit zwei Bildern auf. Eines sollte die griechischen Gesandten vorstellen und das andere ein Johannes der Täufer nach Tizian seyn. Beim ersten konnte man so ziemlich bald errathen, was der Maler gemeint habe; beim zweiten hätte man aber gewiß nicht an Tizian gedacht, hätte der Maler nicht darunter geschrieben, daß es nach demselben gemalt worden sey. Das Publikum fällte nun ein Urtheil, und gewiß unbefangen, denn es war sehr kaltblütig gestimmt, und gewiß ohne Arg gegen den Autor, denn es lachte und scherzte und schien sich sehr gemüthlich zu ergötzen. Ob das Urtheil des Publikums auch von denen unterschrieben worden ist, welche die Lacher nicht auf ihrer Seite hatten, ist mir zur Stunde noch unbekannt. Ist es nun nicht traurig, daß so etwas in einer Stadt vorfallen konnte, welche für die Hauptstadt der deutschen Kunst gilt, wo sich so viele Gemäldesammlungen befinden, wo schon das Mittelmäßige, geschweige denn das Schlechte, von selbst in die Augen springen müßte, wo also jeder Gebildete, auch ohne in die Mysterien der Kunst eingeweiht zu seyn, dem Conflikte in den Vorhallen derselben beiwohnen und sehen kann, wie da das Schlechte vom Guten todtgeschlagen oder ausgetrieben wird? Und ist es nicht um so trauriger, da es unter einer Klasse vorging, welche dem Könige am nächsten steht, welche vor allen andern an seinem Bestreben Antheil nehmen müßte und von welcher man zu verlangen berechtigt ist, daß sie, nicht das meiste Gefühl, aber doch den meisten Geschmack besitze? Mit Leidwesen muß ich es hier bemerken, das edle Bestreben des Königs, von Wenigen getheilt, wird von den Meisten entweder gar nicht gewürdigt, oder sehr gleichgültig anerkannt. Man besucht die Säle der Kunstgebilde, läßt da ein c'est magnifique! c'est superbe! c'est admirable! très bien, très bien! erklingen, oder ein Wundervoll! ein Wunderschön! und geht wieder nach Hause und denkt nicht mehr daran, oder sagt höchstens, man habe eine schöne Promenade gemacht. Mit diesen Exklamationen ist noch nichts gethan, und sie klingen ganz so, wie etwa das „sakrisch, das verdammt schön, das vermaledeit magnifiksch“ des von schönen Farben entzückten gemeinen Volkes. Man verlangt ja keineswegs, daß man die Kunst beständig im Munde führe, daß die Damen pedantisch davon sprechen, wie eine Genferin von Wissenschaft, oder widerlich lächerlich, wie eine Französin von Politik, oder zuckersüß, wonnezerfließend, flüsternd und lispelnd, wie eine Norddeutsche von dem guten Mond. Auch Kunstanbetung verlangt man nicht; die Zeit ist glücklicherweise vorüber, wo Goethe Aergerniß an einer Italienerin nahm, als diese über einige affektirte Ultramontanerinnen lächelte, welche sich vor einer verstümmelten Antikaglia auf die Knie niederließen und anbeteten, und mit gerührter Stimme riefen: „O Gott der Kunst, wie gewaltig ist dein Geist! mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen!“ So wie die Religion weniger in Worten und Geberden, als in Handlungen sich äußern soll, so soll sich der Geist der Kunst nicht sowohl in Wortkram, als in unserm Betragen, in unserm ganzen Wesen aussprechen. Die Religion heiligt das Gute, die Kunst adelt das Schöne, und wie von jener die Moral ausgeht, so müssen durch diese die Moden und Manieren des gesellschaftlichen Lebens [illegible] und anständiger werden. In Italien, wo die Natur schön ist, wo, um gefällig zu seyn, man nur natürlich zu seyn braucht, hat die Kunst eine nicht so tiefe Bedeutung, wie in den nordischen Ländern, wo man die Natur okuliren und pfropfen muß, um sie zu veredeln, und wo so vielerlei sonderbare Gewohnheiten zur andern Natur geworden sind. Im Norden hat die Kunst einen hohen Beruf, einen apostolischen, und es ist nothwendig, daß sich da die Menschen von ihr predigen lassen und sich von ihrem Geiste durchdringen. Unsere gnädigen Herren und Damen möchten doch recht oft dieser Predigt beiwohnen und die Lehren derselben zu Herzen nehmen. Vieles wird ihnen dann schöner erscheinen, und sie selbst werden dann mit der Zeit dem spähenden Auge des Fremdlings anmuthiger, reizender, graziöser vorkommen. Unsere Damen werden dann, um nur ein paar Kleinigkeiten als Exempel anzuführen, nicht mehr mitunter den langbeinigen, wogenden Gang der Engländerinnen nachzuahmen suchen, oder das Tänzeln der Französin, nicht mehr, wenn sie fahren, so hochfahrend vor den Fußgängern dasitzen, als wollten sie sagen: wir fahren, und ihr geht zu Fuße, als führen sie in ihrem Leben zum erstenmale.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Juli 1833.

Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Goethe.

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

Die Eisenbahn beginnt in St. Etienne ungefähr an der Stelle, wo die alte Landstraße ausläuft; da aber leztere in diesem unebenen Lande ein Menge Windungen macht, so weicht die Eisenbahn bald von ihr ab und kommt ihr nur von Zeit zu Zeit wieder nahe. Der Landweg ist jezt nur noch eine Vicinalstraße, und vor Kurzem haben die Unternehmer der Diligencen sich zu der Bekanntmachung gezwungen gesehen, daß vom 1sten März 1833 an die Postwagenfahrt aufhören werde, weil sie nicht mehr im Stande seyen, die Konkurrenz mit der Eisenbahn auszuhalten. Dieses Loos wartet aller Unternehmer von Landfuhrwerk, die Eisenbahnen werden sie sammt und sonders stürzen, und wer sich überzeugen will, daß der Kampf mit einer solchen Bahn ein ewig vergeblicher ist, der mache mit mir die Fahrt von St. Etienne nach Lyon.

Man denke sich einen Tag, wo einem recht wohl, recht behaglich zu Muthe ist; denn es gehört Körper- und Seelenruhe dazu, will man recht beobachten. Aber nun rasch! nur zweimal des Tags fahren bis jezt die Wagen auf der Eisenbahn — le chemin de fer part, sagt der Franzose —; über ein Kleines aber werden sie doppelt so oft die Fahrt machen. Geschwind! die Eisenbahn wartet auf Niemanden länger als fünf Minuten, und man bedenke, kaum ist man abgefahren, so ist man fast schon am Bestimmungsort. Unter dem mächtigen Schoppen hier stehen die Fuhrwerke; steigen wir ein! Der Wagen hat mehrere Abtheilungen: vorne sitzen wir zu unser sechs, jeder höchst bequem in einer Art Lehnstuhl; auf dem Bock befindet sich der Führer in Uniform, mit einer Trompete in der Hand; im Wagen selbst finden vier-und-zwanzig Personen bequem Platz, und hinten sitzen wieder sechs wie vorne, und auch hier wieder ein uniformirter Kondukteur mit der Trompete. Die Reisenden werden aufgerufen, man sezt sich ein; der erste Wagen ist voll, ein zweiter füllt sich, ein dritter, ein vierter, so viel nun gerade Passagiere vorhanden sind. Ihre Zahl ist ungeheuer, denn, im Vorbeigehen gesagt, sie tragen bereits monatlich 45,000 Franken der Eisenbahn ein.

Hat Jedermann seinen Platz und sind sofort sämmtliche Wagen der Reihe nach aneinander befestigt, so stößt der erste Kondukteur in die Trompete, und dieses Signal wird alsbald von allen wiederholt; im selben Augenblick dreht jeder vordere Kondukteur eine mit dem Rad korrespondirende Schraube mittelst eines neben ihm befindlichen Handgriffs auf; der nächste beste Dabeistehende — dießmal war es ein sechzehnjähriger Bursche — gibt dem ersten Wagen einen Stoß, und nun sezt sich dieser und mit ihm die an ihn gehängten Wagen in Bewegung. Anfangs geht es sachte, bald aber immer rascher, und endlich fährt man reißend schnell dahin. Wahrhaftig! es kommt einem vor

wie Zauberei, so pfeilschnell fortgerissen zu werden, und doch rein nichts zu sehen, was einen zieht, und so sanft, ohne alles Rütteln und Stoßen. Alles so ganz anders als in einem gemeinen Fuhrwerk! Zu beiden Seiten der Bahn sieht man die alten Bäume auf den Felsen, sieht man die zum Theil ausgebrochenen Steinwände, sieht man Haufen von Steinkohlen, welche Tag und Nacht zu Coke verbrannt werden, vorübergleiten; bald hat man rechts und links einen Absturz, sechzig und mehr Fuß tief, bald fährt man in ein finsteres, endloses Gewölbe ein; denn die Eisenbahn ist unbeugsam wie das Fatum. Immer geradaus, nie einen Seitensprung! Sie springt über Thäler, fährt durch Berge; es ist, als gehorchte sie Bossuets gewaltiger Stimme, da er ruft: marche, marche, marche! Und es geht auch vorwärts, daß einem die Haut schaudert und die Sinne schwindeln. Was ich empfand, als ich mich zum erstenmale diesem neuen Element anvertraute, läßt sich nicht beschreiben. Mit so reißender Schnelle durch so viele Berge zu fahren, über so viele Klüfte sich zu schwingen, und zwar mittelst zweier nebeneinander herlaufender Eisenschienen! Diese Schienen sind jede zwölf Fuß lang und ruhen auf Pfosten. Neben der Bahn liegen ihrer eine Menge in Bereitschaft, um solche, die etwa zerbrochen würden, zu ersetzen, was in ganz kurzer Zeit geschehen ist. Die Reibung der Räder ist fast ganz unmerklich, obwohl wir noch in Wagen fuhren, die nicht in Federn hingen. Wie wird es erst seyn, wenn man auch auf dieser Bahn in eleganten englischen Kaleschen fährt! Die Wagen auf der Eisenbahn unterscheiden sich übrigens von gemeinen Fuhrwerken nur durch den Bau der Räder: sie sind ganz von Eisen und am Rande leicht umgebogen, so daß sie genau auf die beiden Geleise passen. Von allen Wundern, die mich hier so höchlich überraschten, ist wohl das das größte, daß Alles so einfach ist.

In unserm Fluge fanden wir gar nicht Zeit, noch einen Blick auf die merkwürdige Stadt zurückzuwerfen, die wir eben verlassen, auf St. Etienne; und wirklich, es ist Schade, wenn man so schnell wieder davon weg muß. Welche Masse von großen Fabriken liegt hier hinter uns, wie viele funkensprühende Essen, wie viele schmetternde Ambose und sausende Seidewebestühle! Wie viele Färber, Schmiede und Weber sind dort auf den Beinen, wie viele Räder und Mühlsteine drehen sich um! Ein ungeheurer Lärm, ein unermeßliches Leben und Treiben: da wird das Kupfer gepocht, das Holz kunstreich geschnitten, die Seide gewoben, der Stahl geschliffen, gebohrt, gewunden, geglättet, das Eisen geschmolzen, gegossen, gehämmert, tausendfach verarbeitet, der Metallfaden, Seide, Baumwolle, Linnen und Tülle kreuz und quer gesponnen und gewirkt; Tag für Tag, von Aufgang bis zum Niedergang der Sonne entsteht eine ungeheure Masse von Produkten aller Art. Eine merkwürdige Stadt, dieses St. Etienne! Lärm und Regsamkeit, hoher Wohlstand, Häuslichkeit, Habsucht, christliche Frömmigkeit, lächerlicher Skepticismus, Alles neben und durcheinander; hier herrschen strenge Sitten bei unermeßlichem Reichthum, hier sieht man verächtlich auf Alles herab, was sich vom gemeinsten Alltagsleben entfernt; hier ist der Mensch zuverläßig, rührig, unverdrossen, kaltblütig, schmutzig geizig; für die höhern Freuden des geselligen Lebens hat er keinen Sinn und von einer Kunst, die eben blos Kunst ist, keinen Begriff, spekulirt aber dafür auf alles über und unter der Erde. Merkwürdiger Ort! nie und nirgends in der Welt rechnet man so gut und viel, und weiß außerdem so wenig als hier. Wer hier Alles von Grund aus studirt und ein Meisterwerk darüber schreibt, wird überall in Frankreich gelesen, nur in St. Etienne nicht. Doch der Dampfwagen hat uns schon weit dem Rauch und Getümmel entführt, und wenn man sich umsieht, ist St. Etienne nichts mehr als eine dichte Wolke von Staub und Steinkohlendunst.

Kaum hat man eine Meile zurückgelegt, das heißt, kaum sizt man fünf Minuten, so fährt man mit einem Male unter ein düsteres Gewölbe, das einen angähnt, wie der Schlund der Hölle. Rüstet euch, wickelt euch in eure Mäntel, es geht jezt durch einen Berg, der nicht weniger als 1507 Meter, d. i. 4600 Fuß breit ist. Dieser Berg, den man durchbohren mußte, war das erste ernsthafte Hinderniß, auf das die Unternehmer der Bahn stießen. Lange schüttelten sie die Köpfe vor diesem Berg, lange besannen sie sich, ob man nicht mittelst schiefer Bahnen darüber wegkommen könnte, wie bei der Eisenbahn von Roanne; endlich reifte der Entschluß, ihn durch und durch zu bohren. Und was für eine Arbeit war dieß!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche wollte eben auf diese Mittheilungen etwas erwidern, als eilende Schritte durch den Bogengang sich näherten und die Gouvernante plötzlich athemlos vor den Sprechenden stand; sie ergriff mit einer heftigen Bewegung die Hand der Gräfin, indem sie vergebliche Versuche machte, der bewegten Brust so viel Athem zu verschaffen, um ihren Besorgnissen Worte zu leihen. „Was ist Ihnen, Mademoiselle?“ fragte die Dame. „Um Gotteswillen!“ stammelte diese, „Sie haben Nachrichten erhalten. Ich sehe, daß Sie mich vermeiden; der Umweg, den Sie durch den Garten nahmen, als ich auf Sie zueilen wollte — ein blutiges Gefecht ist vorgefallen, sechshundert Todte — er ist — o, sagen Sie mir Alles!“ — Sie konnte nicht weiter sprechen und barg ihr Haupt in

beide Hände. „Fassen Sie sich!" rief die Gräfin gütig, indem sie ihre Hand der Bewegten hinreichte; „von wem sprechen Sie? was wollen Sie von mir wissen?" — „Ich," stammelte jene, „ich frage nur — ob er noch lebt?" — „Wer denn, Mademoiselle?" — „Ach! ob Niemand aus Ihrem Hause verwundet, gestorben." — „Trösten Sie sich!" rief die Gräfin mit Ernst, „die besten Nachrichten sind eingelaufen; die Unsrigen leben, sind gesund." — „Gott sey gedankt!" jauchzte die Beglückte und drängte sich mit einem Handkuß an die Gräfin; diese wandte sich zu dem Kanonikus, indem sie mit der gewohnten Heiterkeit sagte: „Nun, würdiger Herr, lassen Sie uns in den Salon gehen; der kurze Herbsttag erreicht schon sein Ende, die Bilder des Unfriedens und der Vergänglichkeit mögen uns nicht in unser stilles Heiligthum folgen; Sie sollen mir Ihr Urtheil über eine neue Musik sagen, die ich vor kurzer Zeit erhalten."

Sophie kam den Eintretenden im Saale schon entgegen, die Lichter brannten, und vor dem geöffneten Pianoforte, schön wie die heilige Cäcilie, saß die jüngere Gräfin, und rauschende, heitere Klänge begrüßten freundlich das Ohr der Kommenden. Nach einer Weile trat Hersilie herein; Schwermuth und Thränen lagen in ihrem schönen Auge; als sie nach der Schwester den Platz am Pianoforte einnahm, mußten die Lichter weggebracht werden. Im Dämmerlicht saß sie da, das weiße Gewand floß in schweren Falten herab auf den Boden, die schmalen, zarten Hände berührten sanft die Tasten, dem wie in Begeisterung erhobenen Haupt entfielen die reichen Locken und gossen sich auf den Nacken aus. Es war, als senkte sich in dem Augenblick, da sie die Wimper hob und die großen blauen Augen gen Himmel schlug, mit mächtigem Flügelschlage ein Andachtgebietender Cherub von der Decke nieder; ungewiß zitterte das Licht der Kerzen, als bebte ihre zitternde Flammenseele den Geistertönen entgegen; tiefe Stille herrschte, und an den hohen Wänden rauschten die Schatten künftiger, naher Geschicke mahnend vorüber. Jezt klang der erste volle Akkord aus Händels Messias, und die Worte ertönten nah und jeder Seele lebendig: „Blick auf, Nacht bedecket das Erdreich!" ein schwerer, düsterer Hinblick eines trauernden Engels auf eine finstere Zeit: durch die dunkel aufsprossenden Saaten der im Nachtschatten daliegenden Erde gehen Boten des Himmels mit silberleuchtenden Gewändern, mit klaren, klingenden Fittichen. Verbrannte Saaten, rauchende Wälder kränzen den Horizont, den ein faltiger Nebelschleier mit Gewitterschwere drückt — ach, es flieht die Kreatur! „Nacht bedecket das Erdreich." Jezt schwieg die Stimme und ließ alle in banger Erwartung. „Um's Himmelswillen!" rief die Gräfin, „so löse doch diese tiefe Dissonanz, führe uns wieder zum Licht hinaus, daß wir nicht in Tod und Nacht verzweifeln!" — „Ihr habt es ja gewollt!" rief Hersilie aufstehend; „da habt Ihr es nun, kann ich es ändern? Liegt es in meiner Macht, die Umstände anders zu fügen, die finstere Schlacht, die uns bedroht, mit einem Hauch meines Mundes hinwegzublasen? Die Vorgespenster der Gemordeten irren schon herum, das Leben zittert ängstlich am Blutstropfen der lezten Minuten; kann ich's ändern? Blicket hin, Nacht umgibt das Erdreich!" — „Du hast uns verstimmt, statt uns zu erbauen!" rief die Gräfin, seltsam erschüttert; „in den Händen des Mißlaunigen wird jedes Beruhigungsmittel zum aufreizenden, verwundenden Dorn."

Der eintretende Diener meldete einen Besuch, und in dem Moment öffnete sich die Thür und ein ältlicher hagerer Mann trat herein, den die Gräfin als ihren Beichtvater begrüßte. Er kam aus Leipzig und versicherte, die ganze Umgegend beim Grimma'schen Thor und selbst das Landhaus der Gräfin sey rings mit Franzosen besezt. „Ich kann," sezte der ernste, etwas trockene Mann mit einer betrübten Miene hinzu, „nur eine traurige Nachricht geben. Ein Zufall entdeckte mir, daß ein Schreiben vom Grafen Erwin, wie ich vermuthe, angelangt, doch leider aufgefangen worden ist; der lange Bertram, der jezt auch im Soldatenrock steckt und früher dem Grafen gedient hat, versicherte, den Boten gesprochen zu haben, dem sie das Schreiben abgenommen." — „Ein Brief an mich?" rief Josephine; „o geschwind, Herr Kaplan, schaffen Sie ihn mir!" — „Was kann ich thun, gnädigstes Fräulein?" entgegnete dieser. — „Was Sie thun können? eilen Sie, schaffen Sie ihn mir wieder! Wie kann man so kalt, so gleichgültig seyn!" — „Um Vergebung," sagte der Beichtvater ruhig, „jezt in finsterer Nacht mache ich mich nicht vor die Thüre, besonders wenn es darauf ankommt, bei der ganzen französischen Armee nach einem verlornen Brief zu fragen." — „Ich muß den Brief haben," rief die Gräfin und zog heftig an der Klingel. Die Mutter und der Kanonikus waren aufgestanden; der Jäger trat herein; als sich Alle zu ihm wandten, bemerkte man, daß der sonst so ruhige, sichere Mensch eine auffallende, unruhige Bewegung in seinen Mienen zeigte. „Was ist geschehen, Leonhard, was fehlt Ihm?" — „Gnädige Frau," stammelte der Jäger, „die jüngste Gräfin ist verschwunden." — „Sophie? wo ist sie? sie war ja eben hier." — „Das gnädige Fräulein," nahm der Diener das Wort, „befahlen mir, sie in den Garten zu begleiten, um die beiden kranken Tauben zu füttern; am Eingange ließ ich sie einen Augenblick allein, um eine Laterne zu holen; als ich zurückkam, war sie nicht mehr zu finden." — „Er verdient, daß ich Ihn augenblicklich seines Dienstes entlasse," rief die Gräfin mit Strenge; „weiß Er denn nicht, daß es seine Pflicht ist, das Kind keinen Augenblick zu verlassen, besonders jezt in dieser unruhigen Zeit?"

Die beiden Schwestern waren auf den Balkon getreten, der nach dem Garten führte, die Glasthüren wurden geöffnet, und indeß der Jäger mit zwei Armleuchtern hinunterleuchtete, wurde die Verlorene öfters beim Namen gerufen. Der Nachtwind schüttelte die dunkeln Zweige unten, und immer verscholl die Stimme ohne Antwort; endlich zeigte sich etwas Weißes in dem Gebüsche, und bald darauf sah man das blondgelockte Köpfchen der Kleinen, wie es mit klaren, freudeglänzenden Augen von unten herauf sah; sie hatte in ihrer Rechten einen Brief, den sie triumphirend empor hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Vom Kunstsinn.

„Schweigen Sie doch von der Kunst!“ höre ich mir von einer andern Seite zurufen; „jezt gilt es, sich der Bewegung anzuschließen, und nicht, vor blumigen Gebilden stehen zu bleiben und sich berauschen zu lassen von ihren Düften. Es herrscht noch eine nächtliche Finsterniß, und bei Nacht ist Blumenduft mephytisch, macht schläfrig, erregt wirre Träume oder asphyxirt gar. Jezt gilt es aber, zu wachen und nicht zu schlafen, von Früchten zu träumen, nicht von Blumen. Wir haben jezt keine Zeit, um Leute anzuhören, welche sagen: auch wir sind in Arkadien gewesen! Wir wollen von keinen arkadischen Schafen und Schäfern wissen, nichts von dem, was uns in andere Zeiten und in andere Regionen versetzen kann; unsere Zeit, das ist die Gegenwart, in welcher wir unsere Zukunft selbst bilden; unser Himmel, das soll vor der Hand die Erde seyn. Wollt ihr bilden und bauen, so baut an dem Tempel der Freiheit; im Tempel der Freiheit herrscht ein gar eigener Zauber, der Alles von selbst hervorbringt, und so auch Kunst und Poesie. Verstehen Sie wohl?“ — Ich rechne es mir zur Ehre, euch verstehen zu können. Ich glaube aber, ihr leidet an einer fixen Idee. Neben den reifenden Früchten des Orangenbaums duften seine Blüthen; eben so blühen Kunst und Poesie neben den reifenden Früchten des Lebensbaums der Gesellschaft. Aus dem Leben die Poesie verbannen, wäre so viel, als aus den Jahrszeiten den Frühling ausstreichen. Ich glaube ferner, daß der Tempel der Freiheit existirt, seitdem es Menschen gibt, daß er aber nicht immer in die Augen leuchtete, daß Alles, was Schönes und Großes geschieht, um den Menschen zu veredeln, sich an den Wänden dieses Tempels widerspiegelt und dadurch größere Lust unter den Menschen entsteht, ihn zu betreten, daß indessen nur veredelte Menschen diesen Tempel würdig betreten und lange in ihm verweilen können, aber keine Sanskülotten, keine Bärenhäuter. Wer also zur Kultur, zur Bildung beiträgt, der trägt zur Freiheit bei, und Niemand, der über die Bedeutung der Kunst nachgedacht, wird ihr nachsagen können, daß sie nicht die Kultur fördere. Daher zolle ich dem Könige Ludwig, dem Förderer der **bildenden** Künste, meine Bewunderung, und kann nur bedauern, sein Bestreben von Menschen, welche doch, ihrem innern Berufe zufolge, Alles, was sie ihrem Ziele näher führt, anerkennen sollten, so wenig gewürdigt zu sehen. Ich möchte auf den Grund kommen, warum man hier so gleichgültig oder selbst die Achsel zuckend zusieht, und ich muß gestehen, ich kann ihn nirgends finden, als in den Ansichten oder in dem Schmollen eben dieser Menschen, d. h. der Leute der Bewegung, oder wie soll ich sie heißen? welche, wenn auch nicht die Mehrzahl ausmachen, doch auf die öffentliche Meinung und Stimmung Einfluß üben. Diese Gleichgültigkeit wirkt aber auch sehr nachtheilig auf die Kunst selbst, indem sie bei dem Publikum keinen Sinn für das Schöne voraussetzen läßt, und daher den Künstler berechtigt, das Publikum zu verachten und hinter das Licht zu führen. Der Künstler sezt sich über dasselbe hinaus, lauscht nicht den einzelnen Stimmen des Tadels, die zuweilen mitunter sich zu erheben suchen, hört nur die des Lobes, welche fast allein, oft wie ironisch, laut werden, folgt seinem eigenen Verstande und wird, wenn dieser mit seinem Enthusiasmus nicht Schritt hält, zum Manieristen, oder er nimmt sich blos die Künstler zu seinen Richtern und läuft dadurch nicht minder Gefahr, vom guten Wege abzukommen; denn das Urtheil der Künstler ist nie frei von Leidenschaft und größtentheils einseitig und subjektiv. Läßt sich aber der Künstler zu einem solchen Publikum herunter, dann sucht er ansprechend zu werden, dann schmeichelt er ihm und führt es an. — Doch von etwas Anderem. Herr Maes, ein deutscher Künstler in Rom, ließ unlängst zwei Bilder hier aufstellen. Das erste zeigte neben großen Schönheiten bedeutende Makel, das andere neben kleinen Fehlern sehr große Schönheiten. Die Rede sey hier nur vom leztern. Es stellt ein schönes römisches Landmädchen vor, welches am hellen Tage in einer Kirche, wahrscheinlich vor einem Madonnenbilde, betet. Vom Gegenstande der Anbetung sieht man nichts und von der darunter hängenden brennenden Lampe blos den untersten Theil. Die Betende kniet vor einem weißbedeckten Altartische, worauf sie ihre Arme stüzt, ihr Gesicht ist sanft nach oben gewendet und ihre Augen ruhen auf dem Heiligenbilde. Da lezteres über einem offenen Bogen sich befindet, so steht der Zuschauer der Betenden gerade gegenüber und blickt ihr ins volle Antliz. Ihre Kleidung ist die bekannte römische Tracht, und vor ihr liegt ein dicker, schöner Blumenstrauß, den sie wahrscheinlich der Madonna geweiht hat. Wie sich nun das Licht der unsichtbaren Lampe auf dem schönen Gesichte, in den großen, prächtigen Augen widerspiegelt, wie das Sonnenlicht seine Strahlen verbreitet, wie alle diese Lichter zusammen spielen, sich bestreifend, sich verschmelzend, und wie die schönen Farben des Gewandes, des Fleisches und der Blumen lebendig werden und ebenfalls spielen, das läßt sich nicht beschreiben. Die Harmonie, die daraus entsteht, ist entzückend. Sein Bild blos eine artige Spielerei zu nennen, wie es Andere genannt haben, weil man nicht genug Athem, nicht genug Puls, nicht genug Seele an der Betenden findet, wäre höchst unbillig. Was man daran tadeln kann, das sind die Hände, die weder von Maes gemalt, noch seinem Landmädchen anzugehören scheinen; sie scheinen nach einem andern Modelle, nach einem Modelle, das keine bäurische Arbeit verrichtet, das Handschuhe trägt, gemacht zu seyn, und überdieß herrscht noch eine gewisse Härte nicht allein in der Zeichnung, sondern auch in der Farbengebung, so brillant und lebendig dieselbe ist. Allein so wie bei Tizian das oft Gemeine und bei Correggio das oft Bizarre der Form im Zauberspiele ihres Farbenschmelzes verschwindet, so vergißt sich bei Maes das Leblose, das Winterliche, welches seiner Malerei noch zum Grunde liegt, über dem Frühlingsschein, den er darüber zu verbreiten wußte. Seine Römerin erschien unter uns wie das Mädchen aus der Fremde, es brachte uns Grüße aus Italien mit, und den hiesigen Malern brachte es Empfehlungen und vorzüglich Anempfehlungen. Es sagte so Manches, was vorzüglich unsern Historienmalern, welche jezt fast ausschließlich an Afresken arbeiten, gelten mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juli 1833.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Uhland.

Auf der Reise.

Erster Sonnentag im Jahre,
Lebensgruß, wie grüß' ich dich!
Sey willkommen in den Bergen
Für die Andern und für mich!

An der Hügel vollen Busen,
In der Bäume runden Arm
Falle, Jüngling, allverjüngend,
Mache Luft und Odem warm.

Sieh, im Liebesüberdrange
Aus sich selber bricht die Welt,
Und der Wald viel tausend Knospen
Deinem Kuß entgegenhält.

Auf, ihr Finken und ihr andern,
Treibet um im Sonnenschein,
Und mit Pfeifen, Schlagen, Wirbeln
Werft euch in die Zweig' hinein!

Hauch vom Berge, komm herunter
In des Haines Blätterrest;
Sieh, wie hält die starre Eiche
Alten Winterputz so fest!

Reiß vom Himmel seine Wolken,
Von dem Baum das Blattgeflirr;
Buttervogel, fliegend Blättchen,
Schelmisch gaukle durch's Gewirr!

Weib, was trägst auf deinem Kopfe,
Reiser, dürres Holz zu Hauf?
Ist der Frühling angekommen,
Mach' ihm Thor und Fenster auf!

Knabe mit dem gläsern Auge,
Aergert dich das neue Licht?
Mauern fliehst du, Mauern ziehst du
Dir im Freien um's Gesicht.

Wirf den Wänden, Lederbänden
Grillen, Brillen hintennach.
Blickt der Tag dir frei in's Auge,
Blicke frei in's Aug' dem Tag.

Grüß' euch Gott, ihr wackern Bursche,
Jauchzt aus überstarker Brust!
Euer Fürst ruft euch vom Herde,
Nicht von eurer Lieb' und Lust.

Frühling außen, Frühling innen,
Warme Sonne, warmes Blut.
Jugend macht ihr Loos sich selber,
Schicksalskönig ist der Muth.

Digitized by Google

Blumen, Bänder, Federbüschel
Band das Mädchen an den Hut,
Und um Treue bat die Treue,
Darum stehn sie nun so gut.

Liebe schafft das Allerbeste,
Hoh' und Tiefes gleicht sie aus;
Dehnt die Heimath weit in Fernen,
Zieht die Welt in's kleine Haus.

Und ihr Räder, rollt so weiter,
Berg' und Bäum' ein Augenspiel.
Frühling, bleibe mein Geleiter,
Liebe, stehe du am Ziel!

Hesper.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Als man den Flüchtling wieder in der Stube hatte, erzählte die Kleine mit der ihr eigenthümlichen Lebendigkeit, auf welche Weise sie zu dem Brief gekommen sey, der kein anderer als der war, von dem der Kaplan gesprochen. „Ich blieb," rief sie, „als Leonhard mich verließ, ruhig auf der Treppe stehen; da hörte ich, wie sich nicht weit von mir ein Mann, in einen Mantel geschlagen, näherte und mir auf Französisch zurief: Mademoiselle, gehören Sie in dieses Haus? Ich antwortete: ja mein Herr; da bat er mich in eben der Sprache sehr freundlich, ich möchte zu ihm kommen; ich that es, und als ich bei ihm am Zaune stand, sprach er in seiner freundlichen Art weiter und fragte mich, ob ich Deine Tochter sey, liebe Mutter, ob wir nicht die Feinde, die Franzosen fürchteten, und wie es komme, daß wir noch nicht geflohen seyen. Ich blieb ihm keine Antwort schuldig und sagte: Monsieur, wir fliehen nicht, denn wir fürchten die Franzosen nicht; da lächelte er und rief, ich sey eine artige Demoiselle, die Courage hätte und recht gut französisch spräche; ich machte ihm hierauf eine Verbeugung, welche er auch erwiderte, indem er recht herzlich dazu lachte. Da ich sah, daß er so guter Laune war, fragte ich ihn, ob er nichts vom Kaiser wisse; über diese Frage dachte er lange nach und sagte endlich: warum fragen Sie das, Mademoiselle? Ich sagte ihm darauf, ich habe den Kaiser lieb und er sey mein Mann. Jezt lachte er wieder, fing mich mit beiden Händen um den Leib und zog mich über den Zaun herüber; ich wollte weinen und rufen, allein er drückte mir einen Kuß auf die Wange, so tüchtig, daß mich sein Bart nicht wenig stach. Wenn der Kaiser Ihr Mann ist, Mademoiselle, so müssen Sie ihm ins französische Lager folgen; kommen Sie! Jezt fing ich an mich ernstlich zu fürchten, auf der Landstraße brannten Feuer, es gingen Soldaten vorüber, ich sah weder Leonhard, noch sonst Jemand Bekanntes und brach darum in Thränen aus; er bemerkte es und suchte mich zu liebkosen, als ich aber immer heftiger weinte, hob er mich wieder über den Zaun, und indem er mir diesen Brief gab, nestelte er einen Orden von seiner Brust los, reichte ihn mir hin und sagte: Behalten Sie das zum Andenken von mir, Mademoiselle. Der Brief hier ist an Ihre Schwester gerichtet; die Unsrigen haben ihn aufgefangen, doch ich gebe Ihnen denselben zurück; leben Sie wohl, vergessen Sie mich und mein Geschenk nicht. Damit ging er fort, und ich hörte Deine Stimme, liebe Mutter, sah Euch auf dem Balkon stehen, und da lief ich sogleich hieher." — „Welche Abentheuer!" rief Josephine, „Du kannst uns noch in den Ruf bringen, als hielten wir es mit dem Feinde." Die Mutter nahm sie ernst bei der Hand und sagte: „Du entgehst jezt noch der Strafe, unvorsichtiges Kind; aber für ein anderes Mal hüte Dich, mir so viel Kummer und Schrecken zu verursachen."

Der Kanonikus und der Kaplan hatten sich den Orden zeigen lassen und fanden, daß es das Kreuz der französischen Ehrenlegion war. „Ein sonderbarer Vorfall!" rief die Gräfin; „ich weiß nicht, was ich daraus machen soll; ich bin keineswegs willens, dieses übel angebrachte Geschenk zu behalten, und dennoch, wem soll ich es zurückgeben?" Sophie schmiegte sich, troz der Furcht vor der zürnenden Mutter, zärtlich an sie und bat, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen, daß man ihr das Kreuz lassen möchte, weil es gewiß vom Kaiser komme, der es ihr zugeschickt habe. Josephine theilte aus dem Briefe die Nachricht mit, daß die beiden Offiziere, vielleicht auch der Prinz und Viktor am dritten Tag Abends da zu seyn hofften. Diese Nachricht, so wie Sophiens Abentheuer brachte vielfache Bewegung in die Gesellschaft, und während man noch mit einander sprach und stritt, nahmen der Kanonikus und der Kaplan die Gelegenheit wahr, sich zu entfernen.

Als sie schweigend mit einander gingen, nahm der Kanonikus das Wort und sagte: „Ich glaube, daß ich schon die Ehre hatte, würdiger Herr, Sie zu sehen." — „Waren Sie nicht der Mann," entgegnete jener, „den ich beim Graben beschäftigt fand, als ich mich bemühte, meinen unglücklichen entsprungenen Zögling einzuholen?" Auf die Bejahung dieser Frage entspann sich jezt zwischen den beiden Männern ein ernstliches Gespräch über die verworrenen und dunkeln Verhältnisse der Familie der Gräfin. Der Kanonikus glaubte zu seinem Amtsgenossen vollkommenes Vertrauen fassen zu können, und theilte ihm im Laufe des Gesprächs jene aufgefundenen Papiere mit. Der Kaplan nahm sie in Augenschein, sein Interesse wuchs, je länger er sich mit ihnen abgab, und endlich

erklärte er seinem Freunde, daß sich hier die wichtigsten Aufschlüsse vorfänden, die der unglücklichen Familie Trost und Hülfe zusicherten. Der Kanonikus erstaunte über diese Erklärung. „So sind also," rief er, „die Glücksumstände dieser reichen Sippschaft zerrüttet?" — „Von welchem Glück sprechen Sie!" rief der Beichtiger sehr ernst; „das zeitliche Glück hat diesem Hause nie gefehlt, doch leider sind jene himmlischen Glücksgüter, Friede, Unschuld, Liebe, selten hier einheimisch gewesen. Durch diese aufgefundenen Papiere sinkt ein Theil der schwarzen Schuld nieder; doch ich fürchte, der Fluch ist nicht gebrochen; ein drohender Gewitterhimmel schwebt über uns, er kann den Todesstrahl auch für dieses Haus bergen; denn die Schuld der Eltern wird heimgesucht bei den späten Enkeln."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

(Fortsetzung.)

Manchem, wenn er in Reisebeschreibungen von in den Fels gehauenen Wegen gelesen hat, ist es wohl ergangen wie mir: er hat sich gewaltig gewundert und es sind ihm dabei unwillkührlich die Felsen eingefallen, welche Hannibal mit Feuer und Essig mürbe gemacht, ein Geschichtchen, das wir zur Zeit, da wir die römische Historie lasen, alle geglaubt haben. Aber alle Felsen, Hannibals Essigfelsen nicht ausgenommen, sind nichts gegen jenen fünftehalbtausend Fuß breiten Berg, in den man, aber nichts weniger als durch Fels, ein Loch zu bohren hatte. Und warum? will man festes Gestein durchbohren, so hat man, ist nur einmal der Fels angebrochen, gewonnen Spiel; kennt man einmal den Grad der Härte des Steins, so kann man nach einem gegebenen Zeitraum den Aufwand an Geld und Zeit, den die ganze Arbeit verursachen wird, leicht berechnen, und zwar Stunde für Stunde und Zoll für Zoll. Aber hier, in diesem aufgeschwemmten, seit Jahrhunderten durchwühlten und minirten Boden, wo überall das Erdreich abrutschte, war jede Berechnung, jeder Ueberschlag in den Wind gemacht. So oft man einen Stollen eintrieb, stürzte Alles oft in Einer Nacht und mit großer Gefahr für die Arbeiter wieder zusammen; es gehörte die Gewandtheit und Ausdauer dieser Leute, es gehörten die Summen dazu, über welche die Gesellschaft zu verfügen hatte, um das Ungeheure glücklich zu Stande zu bringen. Endlich waren alle Schwierigkeiten besiegt, mit der ausgegrabenen Erde wurden die benachbarten Schluchten ausgefüllt, und ein festes Gewölbe führt jezt viertausend sechshundert Fuß weit mitten durch den Berg. Unter diesem Gewölbe und seitlich, links und rechts von der Bahn, sieht man ein Dutzend Oeffnungen, welche eben so viele Steinkohlenminen sind. Jezt darf man hier nur auf den Boden schlagen, so hat man Steinkohle, und zwar von der allerbesten Qualität. Ja, auch in diesem Punkte ist eine wahre Revolution vorgegangen; vor wenigen Jahren noch wäre einer von ganz St. Etienne ausgelacht worden, der prophezeit hätte, man werde eines Tags zu ebener Erde in die Kohlengruben gehen, man werde einst nicht mehr nöthig haben, durch tiefe Schachte, in einem schwankenden Eimer, eine flackernde Lampe in der Hand, auf die Gefahr, vom aufsteigenden Eimer erschlagen zu werden, in jene unterirdischen Städte niederzufahren. Ja, eine Grube zu befahren, war sonst ein schlimmes Stück Arbeit: langsam stieg man nieder in die feuchten Tiefen, langsam wieder herauf; sorgsam mußte man sich von den Wänden und von der heraufgezogenen Steinkohle fern halten. Aber jezt wendet man sich in jenem Gewölbe rechts oder links, und ist mitten in der Mine; und so gelangt denn die bisher tief in den Eingeweiden der Erde verborgene Steinkohle, die man sonst mit so unsäglicher Mühe zu Tage förderte, geradewegs heraus auf die Eisenbahn, die sie im Fluge nach Süd oder Nord verführt. Ganz unberechenbar ist es, was dadurch an Zeit, Menschen, Geld, Gefahr erspart wird; um so mehr, als in diesen an die Eisenbahn stoßenden Gruben wiederum kleine Eisenbahnen für die Schiebkarren angelegt werden, welche ihre Ladung in die Wagen auf der Hauptbahn entleeren. Auf diese Weise kann eine Last Steinkohlen gebrochen, verladen und auf Rhone oder Loire geschafft werden — Alles in Einem Tage. Dieß gibt wohl einen hinlänglichen Begriff von den unermeßlichen Vortheilen der Eisenbahn. Man bedenke dabei noch, daß auf dem ganzen Landstrich, durch den die Bahn zieht, sämmtliche Eigenthümer von Hochöfen, Kohlengruben, Sandgruben, Glashütten, Quincailleriefabriken, kurz, wer Fabrikate zu Markt bringt, wobei die Fracht einen bedeutenden Theil des Werthes der Waare ausmacht, eigene Eisenbahnen für sich, eigentliche Vicinaleisenbahnen anlegt, welche von den Fabriken zur Hauptbahn laufen.

Doch zurück zu unserm 4600 Fuß langen Gewölbe. Ist man eingefahren und sizt man vorne auf einem Wagen, so versäume man nicht, sich umzusehen gegen das Tageslicht. Vor einem herrscht tiefes Dunkel, dreht man sich aber um, so hat man das Schauspiel eines überraschenden Lichteffekts. Es ist, als sähe man durch das Glas einer Zauberlaterne weit hinein in eine unendliche Landschaft; im warmen, glänzenden Sonnenlicht liegen hinter der Oeffnung des Gewölbes, viertausend Fuß weit ab, schimmernde Hügel, saftgrüne Bäume. So lange der Tunnel unter der Themse nicht fertig wird, ist der durchbohrte Berg von St. Etienne die schönste Camera obscura auf der Welt.

Auf einer so malerischen Reise haben auch die kleinsten Umstände ihr eigenthümliches Interesse, und so muß ich denn als gewissenhafter Berichterstatter darauf aufmerksam machen, daß der unvorsichtige oder zu jugendliche Reisende, wenn er sich auf der Fahrt durch das dunkle Gewölbe mit etwas anderem als den Lichteffekten der Camera obscura abgibt, sich einer Gefahr eigener Art aussezt. Als ich das zweitemal durch das dunkle Gewölbe fuhr, waren alle Wagen dicht besezt. Es war Gründonnerstag, und die Fahrt für die bei weitem größte Zahl der Reisenden offenbar eine Lustpartbie. Ehe ich meine Geschichte preisgebe, muß erwähnt werden, daß das 4600 Fuß lange Gewölbe nur etwa 4000 Fuß weit gerade fortläuft. An dieser Stelle macht die Bahn, die bisher so prächtig gerade war, daß man zur Noth noch auf die Uhr sehen konnte, plözlich eine Biegung, und da das Ende des Gewölbes hier nur noch 600 Fuß entfernt ist, so wird man mit einemmale unerwartet von einem Lichtstrome übergossen; und hier nun kann es einem, wie ich eben bemerkt und wie man gleich hören wird, fatal ergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsezung.)

Neue Kunstwerke. Cornelius.

Man befleißigt sich leider unter den deutschen Künstlern wenig dessen, was doch der Malerei den Namen gegeben hat, des Malens nämlich im engen Sinne des Worts. Die Engländer, die Franzosen und selbst die Russen, sage die Russen! stehen in dieser Hinsicht über uns. Warum wohl? Glaubt man, die Afresken lassen keine schönen Farben zu? da irrt man gar sehr. Man sehe die der Sixtinischen Kapelle von Michel Angelo; selbst ein Venetianer wird sie vortrefflich gemalt finden. Man betrachte, um noch weiter zurückzugehen, die von Montegna. Oder gibt es hier keine Künstler, die Farbensinn besäßen? Man betrachte die Büste an dem schönen Jüngling (der Inn), den Kaulbach unter den Arkaden gemalt hat, und man sehe, wie Gassen in dem Königsbaue hie und da zu malen weiß, und wie viele andere unter unsern Malern gibt es nicht, welche verrathen, daß sie im vollen Sinne des Wortes ihres Namens würdig seyn könnten, wenn sie nur wollten! Das Bild von Maes wurde vom Könige gekauft, bleibt also hier und kann seine Anempfehlungen wiederholen. Se. Majestät kauften auch das schöne Bild von Overbeck, Italia und Germania, von dem ich in meinem Berichte über die Kunstausstellung gesprochen, und welches ich das Bild mit den zärtlichen Händen nennen möchte.

Von hiesigen Künstlern erschien während der leztvergangenen Monate viel Schönes und manches sehr Ausgezeichnete auf dem Kunstverein. Rottmann, Christ. Morgenstern, Professor von Olivier, Heinlein und Crola bewiesen da wieder, zu welcher Blüthe hier die Landschaftsmalerei gediehen ist. Monten erfreute uns mit mehreren Bataillenstücken, in welchen sich, wie in allen Werken dieses Meisters, seine unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine ungemeine Lebendigkeit in der Darstellung und seine außerordentliche Leichtigkeit in der Ausführung ausspricht. Von August von Bayer war leider nichts als ein kleines Bildchen zu sehen, das noch dazu wegen seines Gegenstandes nicht allgemein gefiel. Der Gegenstand ist ein junger Mönch, welcher sich an seinem Kanarienvogel, der ihm auf den Finger geflogen, ergözt. Das mag schön gemalt seyn, sagte man, aber es ist eckelhaft, einen jungen Menschen so faullenzerisch in der Kutte stecken zu sehen. Wäre er alt, man ließe sich's noch gefallen; man würde glauben, es sey ein hinfälliger Rest aus alten, vergangenen Zeiten. Indessen kann ich nicht genug auf von Bayer aufmerksam machen. Wenn er nicht als einer der ersten unter den jezt blühenden Architekturmalern bekannt ist, so mag der Grund davon darin liegen, daß er ein Bischen allzu gewissenhaft und furchtsam arbeitet, daher nur wenige Werke zu Tage fördert, und darin, daß diese seine Werke, wegen der außerordentlichen Zartheit ihres Helldunkels und der Einfachheit und Züchtigkeit ihres Wesens, unmöglich durch Kupferstiche und Lithographien würdig und entsprechend vertreten werden können, und endlich, und vielleicht vorzüglich, darin, was ich beinahe zu bemerken vergessen hätte, daß er erst seit einigen Jahren sich auf's Malen verlegt hat. Sanguinetti, ein junger Bildhauer aus Berlin, ließ einige Büsten sehen, welche auf ein ausgezeichnetes Talent schließen lassen. Großen Beifall erwarb sich Jansohn durch ein schönes Gemälde nach dem Fischer von Goethe.

Die Verse: Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll ꝛc. hat Jansohn, ihrem Geiste angemessen, verkörpert. Die Wasserfrau, von den Hüften abwärts in einen Delphinschweif ausgehend, von einem leichten Flor umflattert, ist von unsäglichem Liebreiz, und in träumerischer Wollust fühlt man sich bei ihrem Anblicke hinabgezogen nach all den Herrlichkeiten ihres Reiches, von denen sie gesungen, von denen sie selbst der sprechendste Beweis ist. Wer diese Wasserfrau gesehen, dem schwebt das herrliche Gedicht von Goethe gewiß noch einmal so schön vor. Das Merkwürdigste jedoch von all dem, was wir auf dem Kunstverein zu sehen bekamen, war der Golf von Spezia von Rottmann und eine Ansicht aus dem bayerischen Hochgebirge von Heinlein. Ich werde auf diese zwei prächtigen Landschaften zurückkommen. Nun möchte ich noch beschreiben, wie die hiesigen Künstler Cornelius vor seiner Abreise nach Rom feierten; aber dazu gebricht es mir heute an Zeit. Hier nur eine kleine Andeutung. Es war schon lange bekannt, daß Cornelius den Carton zum jüngsten Gerichte, welches er in der Ludwigskirche malen soll, in Rom machen und daß er deßhalb München auf zwei Jahre verlassen werde. Niemand hatte etwas dagegen, weil man voraussezte, daß dieß eben so sehr sein eigener Wunsch, als der Willen des Königs sey. Als sich aber das, wiewohl sehr unwahrscheinliche, Gerücht verbreitete, die Abwesenheit des Direktors dürfte aus Gründen, worauf aber die Unwahrscheinlichkeit des Gerüchts beruhte, viel länger dauern, da wurden die Anhänger und Verehrer von Cornelius, d. i. die Mehrzahl der hiesigen Künstler, um nur von Künstlern zu sprechen, besorgt und unruhig. Um dem Meister ihre Anhänglichkeit zu beweisen und zugleich ihre Ueberzeugung auszudrücken, daß seine Gegenwart von dem größten Einflusse auf das hiesige Kunstleben sey, baten sie ihn in einer Bittschrift, hier zu bleiben. Cornelius antwortete, daß er bereit sey, sich in ihren Wunsch zu fügen, wenn Se. Majestät nichts dagegen einzuwenden habe. Sie richteten daher an den König eine Adresse, worin sie unterthänigst baten, Cornelius möchte nicht auf eine zu lange Zeit ihnen und seinem hiesigen Wirkungskreise entzogen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Juli 1833.

Seit ich den Gänsen die Federn ausrupfte, hinter die Schule ging und Kreisel peitschte, habe ich nicht gewußt, was Schläge hießen, bis jezt wieder.

Shakespeare.
Die lustigen Weiber von Windsor.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsezung.)

Der Schauplaz um Leipzig, bis jezt noch in ziemlicher Ruhe, nahm am 11ten Oktober einen völlig kriegerischen Charakter an. Es war bestimmt, daß der Kaiser von Düben in Leipzig eingetroffen war; das vierte, fünfte und eilfte Korps der Garden nahm auf der Südseite der Stadt ihr Lager; auf der Straße nach Halle befand sich das sechste Korps, welches sich mit dem dritten und siebenten Korps, das von Wittenberg und Dessau nach Leipzig beordert war, vereinigte. Straßen, Felder und Ebene waren mit Soldaten bedeckt; wo das Auge hinblickte, schien eine Welt von Soldaten versammelt. Nachts flammten unzählige Wachtfeuer empor, Unruhe, Verwirrung, Muth und Zuversicht wechselten unter den unglücklichen Bewohnern Leipzigs. Im Hause der Gräfin waren der Kaplan und der Jäger noch gegen Abend beschäftigt, einige Kostbarkeiten in die dazu bestimmten Kisten zu packen, an den Wänden des Gemachs rings vertheilt, standen schon die gefüllten Koffer. Diener liefen hin und her, im Hofe hörte man Wagen vorfahren und viele Stimmen durcheinander sprechen. Ein Offizier mit mehreren Reitern hatte sich eingefunden, um den Zug der Wagen zu begleiten; die Gräfin hatte mit ihrer Familie die Nacht zum Aufbruch bestimmt; bis so lange wollte sie, ihrem Versprechen gemäß, auf ihre Schwiegersöhne, auf Viktor und den Prinzen warten. Der Kanonikus hatte sich einige Zeit hindurch nicht blicken lassen, die Dienerschaft hatte ihn trübselig herumschleichen sehen und auf alle theilnehmenden Fragen nur zur Antwort geben hören, daß er die verfehlte Nachgrabung nicht vergessen könne. Er wollte, um neue Versuche anzustellen, die Dienerschaft in Anspruch nehmen, allein in der Verwirrung und Unruhe, in der sich das ganze Haus befand, zeigte sich Niemand, der ihm hätte hülfreiche Hand leisten können. Sophie, die ihren Freund nicht verlassen, folgte ihm durch alle die leergewordenen Gemächer bis in den Garten; sie hatte das kleine Kreuz an einem schönen rothen Bande um den Hals gehängt, und wo sich nur Jemand fand, der sie anhören wollte, dem erzählte sie, daß dieses ein Andenken vom Kaiser sey. Jezt, da der Kaplan eben mit einer Kiste fertig geworden, kam durch die geöffnete Saalthüre die Kleine weinend gelaufen, indem sie rief: „O Himmel, so kommt doch meinem armen Vater zu Hülfe! die Soldaten haben ihn todtgeschlagen!“ Die Gräfin, die eben eingetreten war, fuhr ängstlich auf, und in dem Moment brachten zwei Diener den Kanonikus, auf einen Sessel hingestreckt, ins Zimmer. Er lag, das Haupt zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen; die linke Wange war hoch aufgeschwollen und mit dunkelm Purpur gefärbt.

„Machen sich Eure Gnaden keine Besorgnisse,“ rief der Jäger; „er hat sich das Unglück selber zugezogen.“ — „Welches Unglück?“ fragten die Gräfin und der Kaplan. — „Keiner von den Unsrigen hat sich an dem Herrn vergriffen; er hat auf dem Hof herumgespürt und endlich verlangt, daß eine Schildwache, die am Thore aufgestellt worden, ihren Platz verlassen solle, weil er gerade auf der Stelle nachgraben wollte; der Soldat hat sich natürlich nicht wegweisen lassen und erklärt, er sey auf seinem Posten, den er nicht verlassen dürfe. Als aber nun der geistliche Herr, auf keine Einrede achtend, noch heftiger in ihn dringt, weiß sich der kräftige Bursche, der keinen Spaß versteht, nicht anders zu helfen, als daß er dem Herrn einen tüchtigen Backenstreich versezt, worüber dieser in das Gras gefallen ist.“ Die Gräfin blickte zu Boden, sie konnte nicht ganz ein Lächeln unterdrücken, das ihr bei diesem tragischen Ereigniß aufstieg. So hatte denn der unermüdlich thätige Mann einen zweiten Schicksalsschlag ausgehalten, indem er der Spur des ersten nachging. Man that alles Mögliche, um den unglücklichen Schatzgräber wieder zu sich zu bringen. Als er die Augen aufschlug, fand er sich zur Seite der Gräfin, die eben ihr seidnes Tuch um die entzündete Wange geschlagen; erschreckt blickte er auf, indem er sich mühsam zu einem Lächeln zwang. „So soll ich denn, verehrte Frau,“ sagte er mit matter Stimme, „Ihr liebes Landhaus nie und nimmer aus dem Gedächtniß bringen! Glauben Sie mir, es wäre auch ohne diese Kraftäußerung jenes Tölpels von Musketier nicht geschehen. Gewiß,“ sezte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „wenn die Todten jemals auferstehen, so ist diese Ohrfeige von den Todten auferstanden: dieselbe Wange, dieselbe durchdringende Schwere, es fehlte nichts.“ — „Beruhigen Sie sich!“ rief der Kaplan; „Ihr Zustand fordert Ruhe, lassen Sie jezt aus Ihrem Gedächtniß die fatale Kiste sammt ihrem Inhalt.“ — „Sie haben recht,“ entgegnete der Kranke, „ich werde diese dornenvolle Untersuchung aufgeben; denn wahrlich, einen dritten Schlag hielte ich nicht mehr aus, und es wäre doch übel, wenn ich hier so in der Stille an Backenstreichen hingemordet werden sollte, während mir doch in so wichtiger Zeit manches zu thun übrig bleibt.“ Der Kaplan unterstüzte seinen alten Freund und leitete ihn hinauf in ein abgelegenes Stübchen, wo er sich auf ein Ruhebett niederlegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

(Beschluß.)

Plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen durch das laute Gelächter meiner Reisegefährten geweckt. Ich kehre mich um und sehe, wie ein junges Frauenzimmer sich bemüht, ihr von Schaam glühendes Gesicht in ihren Händen zu verbergen. Sie hatte sich, schien es, im allzu großen Vertrauen auf das herrschende Dunkel einen Kuß rauben lassen, und war bei der plötzlichen Biegung der Bahn grausam überrascht worden. Ein hübscher junger Mann mit dunklem Haar saß ganz unbefangen neben ihr; das Lachen dauerte indessen fort, bis der Wagen aus dem Gewölbe herausfuhr; kaum aber waren wir wieder unter des Himmels Dach, so brachte der junge Mann mit ein paar Worten die Lacher auf seine Seite. „Meine Herrn,“ sagte er und wies auf das junge verlegene Frauenzimmer, „ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen.“ Und so war es auch; er hatte sie gestern in St. Etienne geheirathet und führte sie heute nach St. Chaumont, der kleinen Stadt, welche zunächst, wenn man aus dem Gewölbe heraus ist, links vor einem liegt.

Wenn man auf der Eisenbahn anhielte, so stiegen wir hier in St. Chaumont aus und besähen uns zwei Werkstätten, deren jede ein Wunder der Industrie in ihrer Art ist, ein Eisenstreckwerk und eine Schnürbandfabrik. Das Streckwerk ist eine wahre Hölle. Das zunächst aus der Gebirgsart gewonnene und geschmolzene Eisen ist eine formlose, brüchige Masse; es muß, will man es zu Stabeisen verarbeiten, umgeschmolzen werden. Dieß geschieht nun hier; so kommt es in ungeheuren Klumpen unter einen gigantischen Hammer, der sich von selbst bewegt, und von diesem wird es aus dem Gröbsten plattgeschlagen. Von da gelangt es unter ein Dutzend Walzen von verschiedenem Durchmesser, und nach und nach gestaltet sich die formlose Masse zu einer langen Stange. Gestern ist vielleicht dieses Eisen noch in der Gebirgsart auf der Eisenbahn hergeschafft worden, und morgen ist es selbst eine Schiene auf der Eisenbahn. Dieß gibt eben diesen Bahnen im Gebirge hier die hohe Wichtigkeit, daß Alles durch sie geschieht und wiederum fast Alles für sie, daß sie so viele Dienste in Anspruch nehmen, als sie selbst leisten; es ist wirklich merkwürdig, wie die Eisenbahn und der Boden, über den sie hinzieht, sich gegenseitig beschenken: die Bahn erhöht den Werth des Bodens, der Boden vertraut ihr seine Kohlen, sein Eisen, sein Fuhrwerk an; ohne die Steinkohlen von St. Etienne wäre hier keine Eisenbahn, und umgekehrt, ohne die Eisenbahn gäbe es in St. Etienne nicht halb so viel Steinkohlen.

Haben wir das glühende Streckwerk, den sprühenden Funkenregen und all das höllische Getöse hinter uns, so wenden wir uns links und gehen über die hübsche Brücke dort unten. Wir stehen vor Richard Chambovets Schnürbandfabrik und treten ein. Statt der schmetternden Hammerschläge vernehmen wir hier ein sanftes, angenehmes Sausen; statt glühender Eisenstangen bewegen sich hier Tausende kleiner munterer Spulen. Launisch und unstät, blitzschnell und flüchtig, wie die Phantasie, rennen sie

einander nach, machen tausend Sprünge, tanzen und hüpfen, und stoßen doch nie aneinander; es ist ein wahres Zauberwerk! Und alle diese Spulen schnurren, damit aus Linnen-, Baumwolle- und Seidenfaden Schnürband werde. Zerreißt zufällig einer der hunderttausend Fäden, so bleiben alsbald sämmtliche mit dem zerrissenen korrespondirenden Fäden sammt ihren Spulen stehen, bis eine Arbeiterin kommt und die zerrissenen Enden wieder zusammenknüpft, und im Augenblick setzen sich die gelähmten Spulen wieder in Bewegung und schnurren fort Tag und Nacht. Die ganze Aufsicht über die Arbeit, zu der es ohne die Maschine zahllose Menschenhände brauchte, führen bequem zwei bis drei Weibsbilder. Ich fragte eine derselben, wie viel Ellen Band die Fabrik im Jahre liefern könne; das Mädchen lachte mir ins Gesicht, als wäre ich ein Mitglied der statistischen Gesellschaft; da ich aber weder spöttisch, noch gelehrt aussah, so antwortete sie: „Wahrhaftig, Herr, wie viel Ellen Band wir des Jahrs machen, das weiß ich nicht; es soll aber, sagt man, so viel seyn, daß es viermal von hier nach Rom und eben so viel Mal wieder zurück reichte.“ Bei diesen Worten knüpfte sie einen abgerissenen Faden wieder an, und ich sah überrascht am einen Ende eines Stücks Schnürband die Eisenbahn, am andern St. Peter zu Rom.

So ist es überall längs der ganzen Bahn: überall neue Wunder! Von St. Chaumont kommt man nach Rive-de-Giers, und hier fährt man einen Augenblick längs des berühmten Kanals zwischen Rhone und Loire hin, der, auch ein Wunder in seiner Art, einst so gewaltiges Aufsehen in Frankreich gemacht hat. Welch armseliges Wunder ist er jezt! wie ist er durch die Eisenbahn so klein, so gar nichts geworden! Ja, dieser alte Usurpator hat einem weit mächtigern weichen müssen. Dieser einst so gefeierte Kanal braucht in der besten Zeit nicht weniger als vierzehn Tagen zu einem Transport, der auf der Eisenbahn Jahr aus Jahr ein in einer Stunde in Richtigkeit ist. Im Winter ist der Kanal zugefroren, im Sommer liegt er trocken; das ganze Jahr droht ihm Wasserverlust, und der Ausbesserungen ist kein Ende. Jezt ist es aus mit ihm, und die Handelswelt dieser Provinz gibt ihm seinen frühern Hochmuth gehörig heim. So geht es denn auch den Kanälen, wie allem, was groß und mächtig war auf Erden: vae victis! Lange Zeit beherrschte der Kanal von Rive-de-Giers das Land als unbeschränkter Gebieter, lange Zeit war aller Waarentransport sein Monopol; alle Steinkohle, alles Eisen, die schweren Produkte aller Art gingen auf ihm, und er hat dabei ungeheure Geschäfte gemacht. Jezt blickt die Eisenbahn schadenfroh auf ihn nieder, sie hat ihm das Handelsscepter völlig aus der Hand gewunden.

Nachdem der Eisenweg dem Kanal seinen spöttischen Blick zugeworfen, läuft er nach Givors. Givors ist ein Hafen an der Rhone, und von da gehen die Produkte von St. Etienne in den Süden. Hier dürfen die Steinkohlen nur zu Schiffe gebracht werden und auf der Rhone hinabgleiten, auf dem herrlichen Strome, der, ein schweifender, leidenschaftlicher, geschwätziger Provençale, den Hut auf dem Ohr zum Meere hinabtanzt, in dem er scheltend verschwindet; einen Waarenballen oder eine Last Steinkohlen auf die Eisenbahn von St. Etienne bringen, und sie dem Strome anvertrauen, sie unmittelbar auf die hohe See schicken, ist demnach Eins; was, wie wir — ich meine jezt nicht Waaren, sondern Passagiere — nach Lyon will, mußte sonst die Rhone hinaufrudern; diese Mühe nimmt einem jezt die Eisenbahn ab. Man fährt gegen den Strom am Ufer desselben, und man weiß kaum, ob die Rhone schneller abwärts zieht, oder die Bahn schneller aufwärts. Der alte Pascal würde sich nicht wenig wundern, wenn er dieß sähe, und ich möchte wissen, ob er hier seine bekannte schöne Definition vom Flusse auf die Rhone anwendete oder auf die Eisenbahn. „Die Ströme,“ sagt er, „sind wandelnde Straßen;“ ich denke, jezt müßte er sagen: „die Eisenbahnen sind Straßen, die im Gallop laufen.“

Man fährt so ziemlich lang, das heißt ein paar Minuten, an der Rhone hin, sieht das herrliche Uferland mit seinen weißen Häusern und uralten Bäumen, sieht die lieblichen Campagnen, deren Spiegelbild sich in den Wellen wiegt, vorübergleiten, begrüßt im Flug die Grotte, in der Jean Jacques Rousseau beim Rauschen dieses Stromes, dessen Wellenschlag noch derselbe ist, wie damals, bei dem aber kein Jean Jacques mehr entschlummert, eine so köstliche Nacht zubrachte, und nun ist man in la Muletrière, und jezt schreitet die Eisenbahn leicht, trockenen Fußes, ohne nur den Rockschooß aufzunehmen, über die Saone, und zwar auf einer herrlichen Brücke, die sie für sich gebaut und die ihr an Zoll achtzigtausend Franken jährlich einbringt. Und jezt sind wir in Lyon und können uns rühmen, die merkwürdigste Reise gemacht zu haben, die man bis dato auf dem Festlande machen kann. In kürzerer Zeit, als man braucht, um zu Pferde zwei französische Meilen zu machen, haben wir fünfzehn Meilen zurückgelegt, und zwar in bergigtem Lande voll Schluchten, Bächen und Löchern. Ueber alle denkbaren Schwierigkeiten sind wir weggeflogen: hier ist ein Berg durchbohrt, dort einer aufgegraben, hier eine furchtbare Schlucht ausgefüllt, dort über eine andere eine Brücke von fünfzehn Jochen geschlagen. Auf dem ganzen Wege, links und rechts, liebliche oder furchtbar schöne Landschaften, überall ungeheure Gewerbsthätigkeit, wo man den Blick hinwendet, Feuer, Eisen, Getöse, tausendfarbige Seide, lachendes Grün, und an dem Allen fliegt man so sanft, wie in einer Wiege, so ohne Gefahr vorüber, die Gefahr abgerechnet, die man in jenem Berggewölbe läuft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

Allgemeiner Zustand des Landes. Reform des Elementarunterrichts.

Fürchten Sie nichts für uns; zwar schlagen hie und da bedenkliche Flammen aus der Erde, zum Zeichen, daß es unter uns nicht geheuer ist, aber oben hat die Natur in Farben, Strahlen und Blüthen ihre alte Schönheit nicht verloren. Und auch in der Menschenwelt, in Gesellschaft und Staat steht unser Waadland mit Lust und Ehren da; es ist bei uns noch immer gut Hütten bauen. Dieß beweisen auch die vielen Ausländer, die aus allen Theilen Europas hieher kommen, um sich in unserm schönen Land anzusiedeln und heimisch niederzulassen. Sonst waren es blos Engländer, die mit schwerem Geld Häuser und Campagnen hier kauften, und dann ihr ganzes brittisches Leben mit allen seinen Comforts, seinen Ecken und Launen zu uns übertrugen. Wenn der Nordamerikaner sein Vaterland, wenn der Engländer seine freie Insel verläßt und sich bei uns einbürgert, so muß er doch Vieles finden, was ihm seine Heimath nicht nur ersezt und ausgleicht, sondern sie auch übertrifft. Eine schöne, reizende Natur thut dieß nicht allein; denn sonst müßten sich in Neapel, Sicilien, Valencia, Konstantinopel und andern herrlichen Stellen auch zahlreiche Fremde ankaufen; dieß ist aber nicht der Fall. Sie verlangen mehr, sie wollen auch Dinge von höherer Lebensbedeutung: Freiheit, Bildung, Geselligkeit, kurz, die freundlich umschlingenden Arme der Gesittung und ächten Civilisation. Das aber findet sich Alles bei uns, demnach goldene Früchte in krystallener Schale.

Lücken gibt es freilich noch auszufüllen, wie überall. Die größte und fühlbarste ist der Elementarunterricht, ja das ganze Unterrichtswesen überhaupt. Unsere Regierung beschäftigt sich aber sehr ernstlich damit: eine Kommission des großen Raths ist ernannt und berathet seit lange, wie in dieser wichtigen Sache eine allgemeine und durchgreifende Reform vorzunehmen sey. Vielen schien zu der Verbesserung und Unterstützung des Elementarunterrichts besonders Viererlei nöthig, und sie sprachen sich darüber in einer Petition an den großen Rath aus. Zuerst die Gründung eines Seminariums für die Bildung der Schullehrer, dann die bessere Bezahlung und Versorgung der Landschullehrer, die Anlegung von Bibliotheken in den Dorfgemeinden, und zu oberst ein neuer, durchgreifender Plan für die bessere Einrichtung des Elementarunterrichts selbst. Um die Kosten für alles dieß aufzubringen, wurde vorgeschlagen, die großen Gehalte unserer Pfarrer zu vermindern, worüber natürlich unter den Pfarrern und ihren Anhängern, Freunden, Verwandten und Gevattern nur Ein Schrei des Unwillens und Entsetzens war, als würde damit die Bundeslade selbst angegriffen und geplündert. Dieselben Leute hatten früher mit Ernst und Eifer auf das konstitutionelle Recht der Petition gedrungen; nun aber schrieen sie Zeter über dessen Anwendung gegen die wohlhergebrachten Vortheile der Pfarrer. Und doch liegt in der Petition viel Wahres; denn jene Herren genießen nicht nur einer ehrenvollen Existenz, sondern auch wirklichen Ueberflusses in Vergleich mit andern Staatsdienern. Sie werden zum Theil auf Kosten des Staats erzogen und haben durch ihre Stellung in der Societät Ansprüche auf die reichsten und besten Heirathen; sie haben nicht allein freie, geräumige und bequeme Wohnungen in ihren ansehnlichen Pfarrhäusern, sondern auch bedeutenden Gehalt, der zum Theil auch nach ihrem Tod auf ihre Wittwen und Kinder übergeht; werden sie aber vorher altersschwach und dienstunfähig, so behalten sie doch einen großen Theil ihres Gehalts und ihre Wohnung, so daß sich leicht darthun läßt, wie unsere Pfarrer viel vortheilhafter gestellt sind als der Landamman oder das Haupt des Landes.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Cornelius.

Die Zahl der Unterzeichner der Bittschrift ist mir unbekannt; sie mag sich aber gewiß auf 70 — 80 belaufen haben, und darunter befanden sich nur wenige, welche Cornelius Schüler genannt werden können; die andern waren Landschaft- und Genremaler, Architekturmaler, Kupferstecher und Lithographen, fast alle aber Leute, die mehr oder weniger als Meister berühmt und bekannt sind. Se. Majestät begab sich kurz nach Empfang der Adresse auf das Studium des Direktors und sagte ihm in sehr gnädigen Ausdrücken, daß er zwar den Wunsch der Künstler zu würdigen wisse, daß er aber dennoch vorziehe, Cornelius seinen Carton in Rom, im Angesichte der größten aller Kunstwerke, machen zu sehen. Cornelius schickte sich demnach zur Abreise an. Im Lustgarten auf der Menterschwaig hielten nun noch seine Freunde ein Mittagsmahl mit ihm; darauf brachten sie ihm einen Fackelzug, an welchen sich auch die Zöglinge der Akademie anschlossen, so daß ihm dadurch viel mehr als hundert Künstler ihr Leidwesen über seine Abreise ausdrückten; und endlich, als diese erfolgte, begleiteten sie ihn in vielen Wagen und zu Pferde bis nach Ebenhausen, vier Stunden von hier. Dieß war am 2ten Mai, am ersten völlig schönen Tage unsers diesjährigen Lenzes.

Noch theile ich Ihnen heute ein paar Briefe mit, welche das Publikum immerhin interessiren werden. Der erste ist von Goethe an Cornelius geschrieben, als ihm dieser einen Umriß von der Zerstörung von Troja in der Glyptothek gesandt hatte; der andere ist vom berühmten Maler Gerard, nachdem er durch Cornelius das Diplom als Ehrenmitglied der Münchner Akademie empfangen hatte. Ich trete zwar hiemit dem Zartgefühl meines Freundes, welcher mir im Vertrauen diese Briefe mittheilte, zu nahe; ich konnte aber dem Drange nicht widerstehen, etwas zu seinem Lobe zu sagen, und da ich mir nicht zutraute, es auf eine würdige Weise selber thun zu können, so nahm ich meine Zuflucht zu diesen Briefen, um so eher, da sie für das Publikum von größerm Gewichte sind, als Alles, was ich hätte sagen können.

1.

Ew. Hochwohlgeboren haben durch die geneigte Sendung ein wahres Bedürfniß, das ich längst empfinde, zu erfüllen gewußt; denn gerade dieses mitgetheilte Blatt, als der Schlußstein eines würdigen Cyclus, läßt uns mehr als ahnen, auf welche Weise Sie die einzelnen Felder des großen Umkreises werden behandelt haben. Hier ist ja der Complex, die tragische Erfüllung eines ungeheuern, feindseligen Bestrebens.

Jedermann wird bekennen, daß Sie sich in jene großen Welt- und Menschenereignisse hineingedacht, daß Sie deren wichtigen symbolischen Gehalt im Einzelnen wohl gefühlt, sich in Erfüllung des Darzustellenden glücklich, in Zusammenbildung des Ganzen meisterhaft erwiesen.

Und so bleibt denn auch wohl keine Frage, daß ein solches Bild, in stattlicher Größe, durch Licht und Schatten, Haltung und Farbe dem Beschauer entgegengeführt, ja aufgedrungen, große Wirkung ausüben müsse. Hiernach darf ich also wohl nicht betheuern, wie sehr es mich schmerzt, Ihre bedeutenden Leistungen in Fülle und Folge, zugleich mit Allem, was auf Ihro Majestät Wink Imposantes im Ganzen entsteht, nicht gegenwärtig genießen und bewundern zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. Juli 1833.

Das Interessanteste und Wichtigste an einer großen Entdeckung ist, neben ihrem unmittelbaren Nutzen für das Geschlecht, der oft labyrinthische Weg, auf dem sich der menschliche Geist zu ihr durchgeschlagen.

Cuvier.

Ueber Dampfmaschinen.

Eine gemeinfaßliche Darstellung von Torwill.

Erster Artikel.

Unter allen Erzeugnissen der neuern Industrie steht die Dampfmaschine als das vorzüglichste oben an, sowohl in Beziehung auf den großen Nutzen, den sie dem Gewerbfleiße, dem Handel und der Schiffahrt geleistet, als auch in Betracht des großen Scharfsinnes, welchen der menschliche Geist auf die Erfindung und Ausbildung dieser Maschine verwendet hat. In England und Nordamerika, wo bereits alle Fabriken mit Dampfmaschinen versehen, und alle Ströme, ja selbst die Meere mit Dampfschiffen bedeckt sind, ist die nähere Kenntniß dieses interessanten Gegenstandes selbst bis zu dem Volke übergegangen, und die Buchhändler Londons allein haben seit den lezten sieben Jahren weit über hunderttausend Exemplare von großen und kleinen, meist sehr kostbaren Werken über diese Maschinerie dem lesenden Publikum übergeben, welches sich mit immer regem Eifer über jede neue Aenderung und Verbesserung eines Gegenstandes herwirft, der ihm schon so viele Früchte getragen hat, und noch mehrere und größere in der Zukunft zu tragen verspricht. Jedes Mitglied der beiden Kammern, jeder Kaufmann, der seine Flagge nach allen Theilen der bewohnten Erde sendet, jeder Fabrikant in Birmingham, Manchester oder Glasgow, ja selbst der Pächter, der sein Landgut, der Künstler, der seine Werkstätte, und der gemeinste Handwerker, der seine Stube nicht verläßt, alles ist voll Begeisterung für diese nützlichste und größte aller Erfindungen, und weiß davon mit einer Sachkenntniß zu sprechen, die man bei unsern Mechanikern und bei den Leuten von Profession wohl vergebens suchen würde, bei uns, wo selbst diejenigen, die auf eine allgemeinere Bildung gerechten Anspruch machen, ihre gänzliche Unkunde dieses Gegenstandes offen zu gestehen keinen Anstand zu nehmen pflegen. Aus diesem Grunde wird es erlaubt seyn, einen Versuch anzustellen, diesen interessanten Gegenstand durch einen gemeinfaßlichen Vortrag auch uns etwas näher zu bringen, und ihn, so weit dieses ohne Zeichnungen geschehen kann, in seinen Hauptmomenten wenigstens dem Leser klar zu machen und seine Aufmerksamkeit darauf hinzuleiten.

Das Prinzip, welches dem Ganzen zu Grunde liegt, ist die ungemeine Ausdehnbarkeit des Wasserdampfes, der bekanntlich durch das Kochen des gemeinen Wassers, besonders in verschlossenen Gefäßen, erzeugt wird. Unsere Speisen kochen schneller, wenn das Gefäß, in welchem sie zum Feuer gesezt werden, bedeckt wird, und wenn sie, wie bei der bekannten Bereitung der Rumford'schen Suppen, in dem von Papin im Jahr 1690 erfundenen und nach ihm benannten Topfe, mit einem Deckel ganz

verschlossen werden, so erweichen in Kurzem selbst die härtesten Knochen, was blos eine Folge des durch das Kochen entwickelten, aber durch den Deckel zurückgehaltenen Wasserdampfes ist. Dieser Dampf dehnt sich bei zunehmender Hitze mit einer solchen Gewalt aus, daß er endlich die festesten Gefäße zersprengt, und z. B. eine mit Wasser gefüllte, wohl verschlossene und auf Kohlen gelegte Kanone bersten zu machen im Stande ist.

Neuere Versuche, besonders von Dalton und Biot angestellt, haben uns gezeigt, daß das Wasser zwar unter allen Graden der Temperatur, selbst in der Gestalt des Eises noch Dünste entwickelt, aber diese, bei einer geringeren Wärme entstehenden Dünste haben lange nicht die Ausdehnbarkeit oder die Spannkraft, welche sie zur Anwendung bei Maschinen geschickt macht. Wie aber die Temperatur des Wassers steigt, steigt auch die Spannkraft der sich aus demselben entwickelnden Dünste. Nennt man z. B. die Spannkraft des Dunstes bei 0 Grad Reaumur die Einheit, so wird sie bei 40 Grad 17 mal, bei 80 Grad aber schon über 151 mal größer seyn. Mit dem 80sten Grad kocht oder siedet bekanntlich das Wasser, und wenn das Gefäß nicht verschlossen wird, kann auch die Temperatur des Wassers nicht erhöht werden, sondern es behält, wenn es ferner am Feuer stehen bleibt, die Temperatur von 80°, bis der lezte Tropfen desselben, in Dampf verwandelt, in die äußere, das Gefäß umgebende Luft übergegangen ist. Wird im Gegentheile das Gefäß luftdicht verschlossen, so wird die Hitze des Wassers und die Ausdehnung des Dampfes immer größer und kann in der That bis zu einer ungeheuern Höhe getrieben werden. So ist bei einer Temperatur von 100 Grad Reaumur die Spannkraft 340, bei 150°, 1580, bei 180°, 3220 u. s. f. also in dem lezten Falle beinahe 21 mal größer als bei dem Dampfe des in freier Luft siedenden Wassers. Nimmt man daher z. B. an, daß man mit dem Dampfe des freisiedenden Wassers eine Arbeit verrichten, z. B. eine Last aus einem Bergwerke heben kann, zu welcher man in derselben Zeit die vereinte Kraft von vier Pferden anwenden müßte, so würde man mit derselben Maschine, blos durch die Verschließung des Gefäßes und durch die Erhitzung desselben auf 180 Grad, eine Kraft zur Disposition erhalten, die der vereinten Gewalt von 84 Pferden gleich käme. Man sieht schon daraus, welch gewaltige Kräfte uns der Wasserdampf darbietet, und daß es nur darauf ankommt, dieses Mittel gehörig anzuwenden, um damit Erscheinungen und Wirkungen hervorzubringen, die an das Wunderbare grenzen müssen.

Die Anwendung und die wahre Behandlung jener ungeheuern Kraft wurde aber nicht so leicht gefunden, wie man aus der Unvollkommenheit und aus dem äußerst langsamen Gang der Verbesserungen sieht, welche diese Maschine, selbst in der Hand der geschicktesten Künstler, erst nach und nach erhalten hat. Es wird den Lesern vielleicht interessant seyn, hier den Weg etwas näher angezeigt zu finden, den der menschliche Geist genommen hat, um von der ersten einfachen Idee sich bis zu der neuesten, in ihrer Konstruktion sehr komplicirten Dampfmaschine zu erheben. Die Zeichnung dieses Weges wird um so angemessener erscheinen, da eben durch die Erzählung der allmähligen Ausbildung der ganzen Maschine ihre nähere Einrichtung und ihre Hauptbestandtheile am besten deutlich gemacht werden können.

Wenn es erlaubt wäre, auf die ersten, ihrer Natur nach nur leisen Spuren dieser Erfindung zurückzugehen, so müßte man zuerst die Stelle des Aristoteles (geb. 384 vor Chr.) anführen, in welcher er die Erdbeben mit Recht der Wirkung der unterirdischen Gewässer zuschreibt, die durch die unter der Erde zuweilen entstehenden Entzündungen plötzlich in Dämpfe verwandelt werden. Wenigstens folgt daraus, daß der alte Stagyrite die große Kraft dieser Dämpfe bereits gekannt hat, wenn er sie auch nicht zu besonderen Zwecken zu benutzen wußte. Jene Kenntniß mußte aber vorausgehen, ehe man an eine Anwendung derselben denken konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Indessen sprengten zwei Reiter, in Mäntel gehüllt, in den Schloßhof, bald darauf sah man die jungen Gräfinnen die Treppe herabeilen, Lichter flammten hin und her, Geklirr von Sporen und Degen ertönten in den untern Gemächern. Graf Erwin trat der Mutter entgegen und sich auf ihre Hand herabneigend, rief er: „Theure Frau, wir kommen, Sie an Ihr heiliges Wort zu mahnen: feiern Sie unsere Hochzeit heute; die größte Gewißheit ist, daß morgen hier das Schlachtfeld eröffnet wird; nur die drei ersten Stunden dieser Nacht sind noch unser. Lassen Sie diese Nacht die schönste seyn, so wie sie vielleicht die lezte unseres Lebens ist.“ Er erröthete bei diesen Worten und eine Thräne trat in seine Augen; beide Gräfinnen senkten ihre Blicke zur Erde, die Mutter entgegnete mit einem tiefen Seufzer: „Ich war auf dieses Verlangen gefaßt; nun wohlan, so sey es! Mein Herz droht zu brechen unter den Stürmen der Zeit; doch, meine Söhne, das erste Wort, das Ihr von meinen mütterlichen Lippen hört, sey: Folgt der Stimme der Ehre!“ Die Jünglinge sanken entzückt zu den Füßen der würdigen Dame. Die späte Abendstunde hatte die Gräfin dazu bestimmt, mit ihrer ganzen Familie und Dienerschaft das heilige Abendmahl zu nehmen, die Kapelle am Hause war zu diesem

Zweck bereits festlich geschmückt worden. Man erwartete nur den Prinzen und Viktor.

Um eilf Uhr, als rings Schüsse hörbar wurden und ein Orkan aus Westen, der sich plötzlich erhoben, mit fürchterlicher Gewalt über die Dächer dahin braußte, Wolken von Schlossen und Regen gegen die Fenster der Kapelle werfend, trat die Gräfin mit ihren Töchtern, in einfache weiße Gewänder gehüllt, den Schleier auf dem Haupt, in die Kapelle. Voran ging die Mutter mit Sophien, dann folgte Josephine am Arm ihrer Schwester, hinter ihnen der Graf und der Baron. Wie der Zug langsam dahin ging, trennte sich zulezt Hersilie von den übrigen und betrat die Stiege zu der Orgel hinauf. Bald darauf drangen durch die Stille der andächtig versammelten kleinen Gemeinde wie kühlende Engelsfittiche die Friedensklänge von oben; es waren die heiligen Worte, die Einsetzungsworte des Abendmahls von Palestrina im Auszug. Mit erschütternd weichem Ton, fast wie ein Kind bittend, klangen Hersiliens Worte: Fratres, ego enim accepi a Domino, quod et tradidi vobis, quoniam Dominus Jesu, in qua nocte tradebatur u. s. f. Der Kaplan erschien vor dem Alter und winkte die Familie heran; die Gräfin erhob sich rasch und ließ sich an der mittlern Brüstung nieder; rechts kniete Julie mit der kleinen Sophie an der Hand, links hatten sich Josephine und Hersilie umschlungen, die Häupter tief niedergebeugt; die Seitenwände der Brüstung nahmen knieend in voller Uniform Erwin und Rosenberg ein. Aller Augen sahen auf die Gnadenspeise, die in der goldnen Kapsel in des Priesters Hand schwebte; er wollte sie zuerst der Gräfin reichen, doch sie wies ihn zu Sophien, weil sie die Jüngste im Kreise, und darum an Reinheit dem Himmel am nächsten stand; dann nahm sie selbst das geweihte Brod. Als die heilige Handlung auch an den Uebrigen vollendet war, winkte die Gräfin mit Vergießung häufiger Thränen die Liebenden zu sich; sie selbst legte die Hände in einander, der Kaplan sprach die kurze Segensformel aus, und indem beide Paare sich umschlungen hielten, lehnte die Gräfin im Uebermaaß des Schmerzes und der Trauer auf der Schulter ihrer kleinen Tochter. Man hörte im hohen Gewölbe kein Wort sprechen, nur der Sturmwind tosete über das Dach hin und warf einzelne Schiefer klirrend an den Fenstern nieder. An der Thüre des Gotteshauses kam den Offizieren der Adjüdant des Prinzen entgegen, der sie auf wenige Augenblicke abrief; einsam, in ihre Schleier gehüllt, folgten die beiden Vermählten ihrer Mutter. Im Hause wurden noch einmal alle Befehle wiederholt; die dritte Stunde der Nacht, wo die Offiziere fort mußten, war auch bestimmt, die beiden jungen Gräfinnen mit der übrigen Familie hinwegzuführen; die Flucht sollte für's Erste nach Dresden gehen, wo die Gräfin ein Haus besaß. Die Mitternachtsglocke tönte durch die Nacht; das ganze Schloß war in Dunkel gehüllt, nur oben die Gemächer der beiden Vermählten waren erhellt; eine Stunde darauf sezte sich in der Stille ein Zug von Wagen und Reitern aus dem Schloßhof in Bewegung.

Die Sonne des achtzehnten Oktobers verbarg sich schon frühe, und schloß einen Tag, der zu den blutigsten gehört, die jemals die Geschichte der Völker gesehen. Die ungeheure Erndte war vollendet, und die Schnitter lehnten müde auf den Leichen ihrer Brüder, mit denen die weite Ebene um Leipzig bedeckt war. Die Gefechte bei Connewitz und Lindenau hatten den blutigen Tag vorbereitet; Europas Schicksal war entschieden; nur um den Besitz von Leipzig sollten noch die eisernen Würfel fallen. Auf einem Hügel, beleuchtet von den lezten Strahlen der untergehenden Sonne, standen die Sieger, die vereinten Herrscher, und schauten unter dem Donner des Geschützes auf den Schauplatz dieses bewegten Tages nieder; es war beschlossen, Leipzig am morgenden Tage zu stürmen; die Armee des Kaisers hatte noch auf das Hartnäckigste Connewitz, Probstheida und Schönfeld vertheidigt, nur, wie man allgemein glaubte, ihren Rückzug zu decken; der Kaiser selbst hatte sich in Leipzig eingeschlossen, Lindenau und Weißenfels waren besezt, und die Stadtmauer, so wie alle Gärten vor dem Grimma'schen Thor, sogar die Mauer des Gottesackers waren mit Schießscharten versehen worden, Gebüsche, Gärten und Gartenhäuser mit Scharfschützen besezt.

In der Gegend, wo das Haus der Gräfin stand, bewegte sich durch einen Reitervorposten der Verbündeten eine Sänfte, die von zwei Männern zu Pferde eingeschlossen und begleitet wurde; nur mit Mühe gelang es den Reisenden, sich in die Umgebung zu finden, so verändert waren die sonst so bekannten Gebäude und Plätze. Das Landhaus selbst war zerstört, ein Theil der Nebengebäude niedergebrannt, in den leeren Fensterhöhlen zeigten sich Soldaten mit Gewehren, so viel der ungewisse Schein der Wachtfeuer und einer zerbrochenen Laterne, welche an der Sänfte angebunden war, erkennen ließ. Der Prinz und Viktor, denn diese waren die Reiter, stiegen ab und näherten sich der Tragbahre, in welcher sich jezt eine weibliche Gestalt aufrichtete. „Wir sind am Ziel, gnädige Frau," rief der Prinz; „bestehen Sie noch auf Ihrem Vorsatz?" — Die Dame war jezt ausgestiegen, und indem der Nachtwind mit ihrem weißen Gewand spielte, stand sie hochaufgerichtet da und warf einen verzweiflungsvollen Blick um sich; endlich lispelte sie kaum hörbar: „Dieses also ist das Schlachtfeld? hier, hier muß ich ihn finden?" — „Um Gotteswillen, theure Cousine!" rief Victor, „was wollt Ihr thun?" — „Ihn finden!" entgegnete Hersilie mit einem schneidenden fürchterlichen Ton; „auf! zündet mir eine Fackel an — ich muß ihm nach!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Beschluß.)

Goethe und Gerard an Cornelius.

Zu einiger Annäherung jedoch, in vorliegendem Falle, möchte ich Ew. Hochwohlgeboren zutraulich ersuchen, mir einen Abdruck des geistreichen Umrisses nur leicht angetuscht und flüchtig gefärbt zu gönnen, damit dasjenige, was jezt dem Verstande mehr als der Einbildungskraft, gewissermaßen in abstracto, unkörperlich angeboten wird, zur Wirklichkeit mehr herantrete und das Verdienst des Originals auch den Sinnen näher gebracht werde. Einer Ihrer wackern Schüler übernimmt ja wohl die freundliche Bemühung.

Für Ihren geistreichen Arabeskendichter *) habe ich ein Blättchen **) beigelegt. Wollte man auch diese Kunstbehandlung für untergeordnet ansprechen, so tritt uns doch hier eine geniale Vollkommenheit und technische Fertigkeit entgegen, von der man sich nicht hätte träumen lassen. Diese anmuthigen humoristischen Blätter geben zu den allererfreulichsten Betrachtungen Anlaß.

Kann Herr Stieler von seinem hiesigen Aufenthalt so günstige Nachricht ertheilen, daß Ew. Hochwohlgeboren sich auch entschließen möchten, zu guter Jahrszeit uns zu besuchen, so würde freilich manches Höchstinteressante zu besprechen, und ein solcher Gedankenwechsel nicht ohne die schönsten Folgen seyn. Gegenwärtig ist uns ein solcher Vortheil durch die Anwesenheit des Herrn Rauch beschieden, welcher bei seinem ausgezeichneten Talente einer so bedeutenden Mitwirkung in dem herrlichen München sich nunmehr höchlich zu erfreuen hat.

Sollte es Gelegenheit geben, in Gegenwart Ihro Majestät meiner als eines ehrfurchtvollen, dankbaren Angehörigen schicklich zu gedenken, so bitte solche nicht vorbeigehen zu lassen, auch deßhalb, wie für so manche andere Gefälligkeit, meiner schuldigen Verpflichtung sich selbst überzeugt zu halten.

Mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichnend

Weimar den 26sten September 1828.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener
W. Goethe.

2.

Monsieur, lorsque je manifestais mon admiration pour ceux de vos ouvrages dont j'ai pu avoir quelque connaissance, j'étais loin de me flatter qu'il se présenterait une aussi heureuse occasion de vous exprimer directement la haute estime que j'ai conçu depuis long-temps pour votre personne et votre talent. Certes, Monsieur, vous occuperez une place bien honorable dans l'histoire des arts. Vous avez su rendre au génie de la peinture sa première jeunesse et sa première vigueur, et l'Allemagne vous devra l'honneur d'avoir accompli tout ce que les quinzième et seizième siècles lui avaient promis d'illustration. Cette regénération sera durable, parce qu'elle est fondée sur l'étude du vrai, dont les anciens avaient un si profond sentiment; parce qu'elle est surtout d'accord avec les moeurs, l'esprit national, et la littérature de votre époque, et c'est en quoi cette reforme diffère des modes passagères qui dans d'autres pays ont souvent modifié les arts, sans leur imprimer de caractère durable.

Agréez je vous prie, Monsieur, l'expression la plus sincère des sentimens avec lesquels je suis heureux de pouvoir me dire etc.

(Paris) le 23 septembre 1828.

Gérard.

*) Neureuter, welcher noch immer hier ist.

**) Ein Gedicht.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Reform des Unterrichtswesens.

Aus den angeführten Gründen wurde vorgeschlagen, den Pfarrern künftig nur die Amtswohnung mit tausend Schweizerfranken Jahresgehalt zu lassen, und mit den ersparten Summen die Lage der armen Landschullehrer zu verbessern. Dieser Vorschlag hat etwas Hartes, aber auch etwas sehr Wahres und Richtiges, denn es ist unverkennbar, daß von der ersten Ausbildung und Erziehung der Kinder wenigstens eben so viel abhängt, als von dem, was später der Pfarrer durch Predigen und sonst thun kann. Warum also eine so große Ungleichheit zwischen beiden? Begreiflich ist es übrigens, daß die mit wohlhabenden Pfarrern viel, mit armen Schullehrern aber wenig befreundeten und verbundenen Herren des großen Raths auf diesen Antrag nicht eingegangen sind. Auffallend aber ist, was hernach geschah. Jene zur gänzlichen Umbildung des Unterrichtswesens niedergesezte Kommission hatte sehr verständig die Errichtung eines Seminariums für die Heranbildung besserer Schullehrer vorgeschlagen und damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn nur auf diesem Weg ist bei uns zum Bessern zu gelangen. Dieß hatte man auch früher schon eingesehen, und darum wurde in dem Gesez vom 28sten Mai dieses Jahrs die künftige Errichtung eines Schullehrerseminars ausgesprochen. Davon ging nun der Staatsrath auf einmal ab, schob das wohlausgearbeitete Projekt der Kommission ganz auf die Seite und kündigte dafür die Gründung einer großen Normal- oder Musterschule, einer école modèle, an. Man hat zwar den Gedanken, die Schullehrerkandidaten an dem Unterrichte der Kinder Theil nehmen zu lassen und ihnen so zu zeigen, wie unterrichtet werden soll; man vergißt aber, daß dieß, die gute Lehrmethode, noch lange nicht zur Ausbildung eines Schullehrers hinreicht, denn auch seine Seele und sein Gemüth muß eine eigenthümliche Richtung erhalten, er muß so gut für seinen Stand erzogen werden, wie der Geistliche; diese Erziehung ist aber nicht so leicht, als man denkt, und Oberflächlichkeit genügt hier so wenig, als irgendwo. Möge man bei dieser Musterschule nur wenigstens darauf denken, daß die jungen Schullehrer nicht blos dem Unterricht der Schüler beiwohnen, sondern daß ihnen auch in einem besondern Kurs die pädagogische Wissenschaft von einem tüchtigen Lehrer wenigstens in Umrissen vorgetragen wird. Wie ich eben höre, ist dieß auch wirklich im Plan, und ein ausgezeichneter Mann ist zum Vortrag dieser Wissenschaften bestimmt.

Die Errichtung von zweckmäßigen Dorfbibliotheken wird wesentlich den bessern Volksunterricht unterstüzen. In dieser Beziehung ist schon an mehreren Orten Lobenswerthes geschehen, und viele andere folgen diesem Beispiel. Wenn einmal der Bauer Abends nach der Arbeit oder Sonntags zu Haus bleibt und mit den Seinigen ein nüzlich unterhaltendes oder unterrichtendes Buch liest, oder vierstimmig lieber gute Lieder singt, als in der Kneipe trinkt, spielt, flucht und schlechte Dinge hört, dann ist er auf gutem Wege zu seiner sittlichen Besserung. Diese erfreuliche Umgestaltung zeigt sich schon an manchen Orten und greift sichtlich um sich. Dazu kann aber der Schullehrer viel besser, sicherer und bleibender wirken, als der Pfarrer, weil er dem Bauer und den Seinigen näher steht, mehr in Berührung mit ihm und seiner Familie kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juli 1833.

Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

Schiller.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Fortsezung.)

Der Prinz wandte sich zu seinem Gefolge und fragte leise: „Hat man die Leiche entdeckt?" Auf die Bejahung dieser Frage befahl er, drei Fackeln anzuzünden. Die Unglückliche war nicht länger aufzuhalten; in ihrem weißen Gewande, dessen zurückflatternden Falten, vom Abendwind gepeitscht, hier und da an dürren Zweigen hängen blieben, flog sie über das schwarze, schweigende Schlachtfeld so schnell, daß die drei nachwehenden Fackeln der Diener wie im Sturme ihr folgten; der Prinz und sein Begleiter sahen von ferne den Zug, den voraneilenden mädchenhaften Todesengel und die im Sturmschritt nachfolgenden Soldaten. Es überlief ein eiskalter Schauer seine Brust, er eilte näher und kam eben an, wie die Wolke des zusammenfluthenden Kleides ihm die tief zusammengesunkene Stellung der Knieenden zeigte. Vor ihr lag der Leichnam des jungen Offiziers, dem sie durch Unterschieben zweier anderer todter Körper eine fast aufrecht sitzende Stellung gegeben hatte; das Haupt hing zurück und ein Theil der kalten weißen Brust war frei. Das Erste, was sie that, war, in hastiger Bewegung ihr Tuch auf den Blutquell an der Seite zu werfen; dann, der Anblick war erschütternd! umklammerte sie die Brust, horchte bald mit dem rechten, bald, indem sie den Kopf mit krampfhafter Hast wandte, mit dem linken Ohr dicht an der Brust, und als sie dieses fürchterliche Spiel minutenlang fortgesezt, ohne daß sie ein Zeichen des Lebens erlauschte, hauchte sie mit sterbendem Ton: „Wie stille!" und sank zurück. Der Prinz und Viktor hoben sie auf, und so ward sie davongetragen. Man brachte sie in die zerstörten Gemächer des Hauses; da lag sie in dem zerrissenen Kleide auf dem Divan, auf dem noch vor wenigen Tagen die heiterste Gesellschaft Plaz genommen und wo eine frohe, geistreiche Unterhaltung geblüht hatte. Die Thüren des Salons standen offen, mitten im Gemach brannte das Wachtfeuer, rohe Kriegerschaaren lagen herum, Korn und Munitionssäcke bedeckten das zertrümmerte Fortepiano. Viktor betrachtete die Zerstörung mit einem Blick des innigsten Schmerzes, der noch lebhafter wurde, indem er seine Blicke auf die im Sturm geknickte Lilie richtete; er blieb bei ihr zurück, indeß der Prinz forteilte.

Als er, in trübe Erinnerungen versenkt, aus dem Fenster lehnte, hörte er plözlich hinter sich leise Schritte; er wandte sich rasch um und sah, daß eben eine verborgene Thür geöffnet wurde und ein bleicher langer Mann herein trat, der mit weit offenen, wahnsinnig starren Augen die Ohnmächtige betrachtete, jezt plözlich mit einem Schrei auf sie zueilte und, indem er die Worte ausstieß: „So finde ich Dich endlich, schöne Geliebte! wohlan! die

Hochzeitsfackel brenne!" sie ergriff und umschlang. Viktor hatte im augenblicklichen Zorn den Degen gezückt, und ehe er wußte, was er that, war die jammervolle Gestalt, von seiner Waffe durchbohrt, niedergesunken und hauchte eben mit einem dumpfen Schmerzenslaut ihr Leben aus. „Was hab' ich gethan!" schrie der verwirrte Jüngling; „o Gott, den Bruder hab' ich getödtet! So trifft auch mich der Fluch dieses unglücklichen Hauses!" Er hatte diese Worte noch nicht geendet, als man einen jungen Soldaten hereintrug, den Viktor sogleich für denselben erkannte, der ihn im Gefecht mit Aufopferung des eigenen Lebens geschützt hatte. Er trat zu ihm und blickte ihm mit Rührung in die brechenden Augen; der Sterbende streckte die Hand aus und stammelte die Worte: „Leben Sie wohl, leben Sie glücklich! die Thräne in Ihrem Auge sagt mir, daß ich Ihnen nicht gleichgültig war." — „Großer Gott!" rief Viktor und kniete am Lager nieder; „wie ist mir, welche Stimme!" Der Verwundete gab ein Zeichen mit der Hand. „Julie!" rief Viktor; „ja, sie ist's!" — „Ich bin's," stöhnte aus matter Brust das verkleidete Mädchen; „ja ich bin es, Viktor, mein lezter Athemzug gehörte Ihnen! Gott sieht in unsre Herzen, jezt darf ich es ja gestehen: Sie waren mir theurer als mein eigenes Daseyn, ich durfte sie retten und — sterben." Der bestürzte Jüngling wollte um Hülfe rufen, er öffnete die Uniform, doch es war zu spät, das Leben war von der Lippe des kühnen Mädchens entflohen, sie athmete nicht mehr. Aus dem Nebengemach schallte das laute Hurrah der trunkenen Soldaten und das Geprassel der Flamme, dazwischen tönte das ferne Schießen.

In den engen Gassen Leipzigs drängten sich der zurückweichende Feind und die verfolgenden Verbündeten in der fürchterlichsten Verwirrung. Unter dem General Woronzow hatten fünf Bataillons russischer Jäger das Hospitalthor gestürmt, fast zu gleicher Zeit schwankte die Besatzung der andern Thore Leipzigs. Auf dem Wege nach Lindenau, welche Straße der fliehende Feind einnahm, versperrte ein dicht in einander gefahrener Artilleriepark mit Wagen und Heergeräthe die engen Gassen; ein ungeheures Gedränge, Geschrei, Brüllen des groben Geschützes und Geprassel des Musketenfeuers tönten durch die Luft; die anliegenden Häuser, so gut wie möglich zur Vertheidigung eingerichtet, waren mit Bewaffneten gefüllt, aus den Fenstern, Dachöffnungen und Thüren drang Pulverdampf, mit Leichen war das Pflaster hoch bedeckt, Blut färbte die Mauern der Häuser.

Im Hause einer Verwandten der Gräfin befand sich die kleine Sophie; sie war bei der Flucht ihrer Mutter nach Dresden zurückgeblieben, weil das zarte Mädchen sich unwohl gefühlt hatte und die Gräfin durch das kranke Kind ihre Flucht aufgehalten wähnte, übrigens auch für sie fürchten mußte, da man bei Nacht und in höchster Eile reiste. Das Haus der Fürstin von Wellenau, die Sophie aufgenommen, befand sich ziemlich weit entfernt von jenem Platz am Ranstädter Thor. Das Nebenhaus, welches durch eine Gallerie mit dem Hauptgebäude zusammenhing, war von französischen Offizieren besezt. In der wilden Verwirrung, im Tumult der Uebergabe Leipzigs geschah es, daß die Fürstin mit ihrem ganzen Haushalt sich in eines der untern Gemächer zurückzog und das ihrer Sorge anvertraute Kind mit herunterzubringen befahl; allein die Diener, die Kleine suchend, durchirrten vergeblich die leergewordenen Prunkgemächer; nirgends war sie zu finden. Sophie hatte unterdessen, um sich zu ihrer Pflegemutter zu begeben, den gewöhnlichen Salon aufgesucht, und als sie in diesem Niemand gefunden, trat sie, die Gallerie überschreitend, schüchtern in die Reihe von Zimmern, die sonst verschlossen gehalten wurden. Hier stand an einem Tischchen, den Rücken ihr zukehrend, ein Mann von nicht hohem Wuchse und starrte wie in Gedanken vor sich hin; im Nebengemache sah man durch die halbgeöffnete Thüre einige reiche Uniformen blitzen; eine tiefe Stille herrschte im Zimmer, die stark abstach gegen den Lärm auf den Gassen der eroberten Stadt. Als Sophie auch hier die Fürstin nicht fand, übermannte sie die Trostlosigkeit ihrer verlassenen Lage, und sie fing an, laut zu weinen, worauf der Offizier, aufmerksam gemacht, sich umwandte. „Ah, Mademoiselle!" rief er, „sind Sie da! kommen Sie jezt, um nach Ihrem Manne zu sehen? Ja, Mademoiselle, es geht ihm schlimm, aber er hat Courage, wie Sie, und wird sich zu helfen wissen." Er trat zum weinenden Kinde, und es aufhebend, sezte er es vor sich auf den Tisch; die Kleine, durch dieses Betragen eingeschüchtert, hielt ihre Schürze vor die Augen und wagte erst spät, furchtsam ihren Blick aufzurichten.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Dampfmaschinen.

(Fortsetzung.)

Beinahe 250 Jahre später, nämlich 130 vor Chr. Geb., lebte in Alexandrien, diesem Athen der Ptolemäer, der Mechaniker Heron, dessen zahlreiche Schriften, bis auf drei kleine, verloren gegangen sind, und der durch seine mannichfaltigen Erfindungen, gezähnte Räder, Sand- und Wasseruhren und Automaten die allgemeine Bewunderung seiner Zeitgenossen erregt hat. In einer der erwähnten drei auf uns gekommenen Schriften, die den Titel Pneumatica führt, gibt er uns Kunde von einer von ihm erfundenen Maschine, welche er mittelst des Wasserdampfes in eine rotirende Bewegung versezt. Man denke sich eine hohle Kugel, die zwischen zwei äußern, einander diametral entgegengesezten

Punkten beweglich ist, und in welche in der Mitte zwischen jenen zwei Punkten eine enge und hohle Röhre eingelöthet wird. Diese Röhre ist an ihrem äußersten Ende verschlossen, hat aber dafür in der Nähe dieses Endes eine Seitenöffnung. Füllt man den innern Raum der hohlen Kugel mit einer sehr elastischen Flüssigkeit, z. B. mit Wasserdampf, so wird dieser Dampf durch seine Spannkraft sich auszudehnen suchen, aus der Kugel in die Röhre, und aus der Röhre durch jene Seitenöffnung in die freie Luft treten. Dieses heftige Herausfahren des Dampfes aus der Oeffnung wird einen Druck auf die der Oeffnung gegenüberstehende Wand der Röhre erzeugen, und die Röhre, und also mit ihr die Kugel, wird sich um jene beiden festen Punkte wie um eine Axe drehen, und zwar in der, der Ausströmung des Dunstes aus der Oeffnung entgegengesezten Richtung. Sezt man statt des einen jener beiden Punkte eine hohle Röhre, die an ihrem einen Ende mit dem Innern der Kugel, und an ihrem andern mit einem durch ein Feuer erhizten Wasserbecken kommunicirt, so wird dadurch der durch jene Seitenöffnung strömende Wasserdampf immer wieder von Neuem ersezt, und die Rotation der Kugel wird so lange dauern, als das Becken derselben neuen Dampf zuführt. Dieses einfache Experiment kann Jeder nach Belieben anstellen, um so gleichsam die erste Dampfmaschine, wenn gleich nur noch als Embryo, ausgeführt zu sehen. Heron kannte also nicht blos die Kraft des Wasserdampfes, sondern er wußte auch durch ihn eine Maschine in Bewegung zu setzen. Er dachte aber nicht daran, diese Bewegung zu irgend einem nützlichen Zwecke zu verwenden, und so blieb die Sache mehr als siebzehn Jahrhunderte lang unfruchtbar und gleichsam nur ein Spielzeug in den Händen großer und kleiner, aber unachtsamer Kinder, die den Werth des Schatzes nicht kannten, mit welchem sie sich so lange unterhielten.

Im Jahre 1615 erschien in Frankfurt a. M. das Werk des Salomon Caus: Raisons des forces mouvantes avec diverses machines. Caus nennt sich in dieser seiner Schrift „Ingenieur und Architekt des Churfürsten," und er scheint ein geborner Deutscher zu seyn. Das Werk enthält allerlei von ihm erfundene Vorrichtungen, die er bald als nützliche Maschinen, bald als angenehme Spiele seinen Lesern zu empfehlen sucht. Folgende Stellen verdienen hier eine besondere Beachtung: „Durch Hülfe des Feuers läßt sich das Wasser weit über sein Niveau erheben. — Durch diese Erhebung kann man verschiedene Maschinen in Bewegung setzen. Ich will deren hier nur eine anführen. Wenn man in eine hohle Kugel eine ebenfalls hohle und enge Röhre einlöthet, die an beiden Enden offen ist, und deren unteres Ende nahe an der untern innern Wand der Kugel steht, ohne diese Wand zu berühren, so darf man nur diese Kugel durch irgend eine Seitenöffnung mit Wasser füllen, und dann, wenn diese Oeffnung wieder luftdicht verschlossen ist, über ein Feuer stellen, so wird das ganze in der Kugel enthaltene Wasser durch die Röhre in Gestalt eines Strahls herausströmen. — Die Gewalt des Dampfes, den das Wasser durch das Feuer erzeugt, ist die Ursache dieses Aufsteigens des Wassers durch die Röhre."

Wenn man, wie dieß bei den ersten Dampfmaschinen in der That der Fall war, durch die Wasserdämpfe blos einen leeren Raum hervorbringen und diesen dann zu einem gegebenen Zwecke benutzen wollte, so war diese Maschine unsers Landmanns Caus eine wahre Dampfmaschine, und er muß als der erste Erfinder derselben um so mehr angesehen werden, als alle Andern, welche bisher dafür gelten wollten, weit später aufgetreten sind. Uebrigens hat der oben erwähnte Heron bereits eine ganz ähnliche, oder vielmehr dieselbe Maschine erfunden, die unter dem Namen des Heronsballs allgemein bekannt ist, und die sich von jener des Caus nur dadurch unterscheidet, daß Heron das Wasser durch eingeblasene, verdichtete Luft, Caus aber durch Wasserdampf in die Röhre treibt. Wem es auffällt, daß eine so preiswürdige, von einem Deutschen erfundene Sache in Deutschland selbst wieder in Vergessenheit gekommen ist, während unsre Nachbarn die reichsten Früchte davon geerntet haben, der mag sich an die Erfinder der Buchdruckerkunst, der Lithographie, der Taschenuhren, des Pulvers und dergleichen erinnern, und sich damit trösten, daß es schwerer ist zu finden, als das Gefundene zu benutzen, und edler, zu geben, als das von Andern Gegebene anzunehmen.

Gewöhnlich wird der Marquis von Worcester, Edward Somerset, ein Engländer, von seinen Landsleuten als der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine gepriesen. Allein sein Werk „Century of Inventions" erschien erst im Jahr 1663, also 48 Jahre nach jenem von Caus, und enthält nichts, was nicht schon in den angeführten Stellen des Caus angegeben wäre, außer daß er zwei der erwähnten Causischen Maschinen in Verbindung bringt, um durch ihr wechselseitiges Spiel einen immerwährenden Ausfluß des Wassers zu erhalten, was allerdings als eine Verbesserung der ersten Idee angesehen werden muß, aber dem Deutschen sein Recht auf die Priorität dieser Idee selbst nicht streitig machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Bemühungen für Volksbildung. Mädchenasyle.

Erfreulich wird in dieser Beziehung auch der Einfluß seyn, den der vierstimmige Gesang mit der Zeit auf die Landsleute und die Ihrigen haben dürfte. Dieser Gesang ist in der deutschen Schweiz schon etwas Bekanntes, seit der ver-

storbene Nägeli sich so viel Mühe damit gegeben und durch seine schönen Melodieen so mächtig auf die Gemüther gewirkt hat. In Waad hat Kaupert in Morges ein ähnliches Verdienst, und wenn hier dieser Gesang, den man etwas affektirt „Nationalgesang“ nennt, lange noch nicht zu der Allgemeinheit, Schönheit und Vollkommenheit gediehen ist, wie im Zürichschen, so rührt dieß allein daher, daß der germanische Stamm der deutschen Schweizer viel mehr natürliche Anlagen für die Tonkunst und zumal für den Gesang hat, als die französischen Schweizer und zumal die Waatländer, bei denen er bisher nur in einem entsetzlichen Brüllen und Schreien bestand. Es gehört aber zu den komischen Uebertreibungen, wenn man die sittliche Besserung und Milderung in den Sitten unserer Landleute allein, oder nur vorzüglich diesem sogenannten Nationalgesang zuschreiben will, der erst seit ungefähr zwei Jahren angefangen hat. Zu jener erfreulichen Erscheinung wirkt gar Manches zusammen, der bessere Unterricht, die sorgfältigere Wahl der Geistlichen und Schullehrer, ihre bessere Lehre und ihr besseres Beispiel, und die Erhebung der Leute zu einem würdigern und freiern Bürgerleben. Unsere Waadländer sind jezt wahrhaft freier, also auch wahrhaft besser; die höhern Stände sind nicht blos gebildeter, sondern auch menschlicher, milder und umgänglicher gegen die niedern geworden, sie thun ihnen viel Gutes und bekümmern sich freundlich darum, daß das Leben auch geistig mehr Werth für sie erhalte. Wie möchten bei so vielfachem Zusammenwirken die von dem Bessern immer umgebenen Einwohner zurückbleiben?

Gewiß ist die Anlegung und die verständige Auswahl der Dorfbibliotheken von bedeutendem, durchgreifendem und bleibendem Nutzen, und dieser zeigt sich auch entschieden in allen den Ortschaften, wo man daran gedacht hat, auf diese Weise auf das Gemüth und den Geist des Landmannes und seiner Angehörigen zu wirken. Eines mißbillige ich nur bei mehreren dieser Büchersammlungen. Statt durch nützliche Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts, durch Schriften über Akerbau, Industrie u. s. w., durch Reisen, geographische und Geschichtswerke den Landmann zu unterrichten und aufzuklären, legt man besondern Werth auf politische Schriften und Zeitungen die nicht geeignet sind, den durch keine verwandten Kenntnisse vorbereiteten Bauern richtige Begriffe über politische Gegenstände beizubringen, sondern sie nur in den schmuzigen und trüben Strudel des politischen Journalismus und Partheigeistes stürzen, der kein anderes Nachdenken und Prüfen aufkommen läßt, ohne den Landleuten den geringsten Nutzen zu gewähren oder sie in ihrem Leben vorwärts zu bringen. Die französischen Bauern raisonniren in Schenken, auf Strassen und Plätzen am meisten über Politik, ohne nur einige Kenntnisse zu haben, sehr oft, ohne lesen und schreiben zu können. Dieß nennt man denn Civilisation; man zeigt uns in ihnen das auf den höchsten Gipfel des Bürgerthums gelangte Volk, das Volk par préférence. Möge Gott unsere Waadländer vor dieser Civilisation in Gnaden bewahren!

Auch die vor mehreren Jahren begonnenen Asyle für junge Mädchen, die keine Eltern und keine Obhut haben, sind bei uns ein erfreuliches Zeichen der Zeit und gedeihen glücklich durch die Hülfe dessen, der den Armen, Waisen und Verlassenen Vater ist. Dergleichen sind nun in vielen waadtländischen Städtchen errichtet. Die Mädchen empfangen darin, außer gründlicher und eifriger Religionslehre, auch Unterricht in allen Fertigkeiten und Kenntnissen, die ihnen für ihr künftiges, redliches Unterkommen nützlich sind; man sucht sie vor dem Gift des Luxus und der Sinnlichkeit zu verwahren und dadurch ihr Leben rein und jungfräulich zu erhalten, bis sie als eheliche Hausfrauen auftreten können. Sehr erfreulich und segensreich waren bisher die Folgen dieser Schutzanstalten, und im Laufe einer Generation werden sie gewiß den glücklichen Einfluß auf das weibliche Geschlecht in den niedern Klassen äußern, den wir uns bei der Gründung der Asyle versprochen haben. Ich habe den Jahresbericht des Asylcomité in Vevey vor mir. Es kamen an freiwilligen Gaben — und nur durch solche werden diese Anstalten erhalten, denn der Staat steuert nichts dazu bei — im vergangenen Jahre 891 Schweizerfranken ein, also viel weniger, als in den vorigen Jahren, was um so mehr zu bedauern ist, da sich die jungen Mädchen seit der Gründung des Veveyasyles um mehr als ein Drittheil vermehrt haben und daher noch eine Gouvernante angestellt werden mußte. Diese Anstalten sind aber nicht allein für die armen Mädchen selbst, sondern auch zum Vortheil der wohlhabendern und reichen Familien. Diesen war es bisher sehr schwer, treue, fleißige und sittliche weibliche Dienstboten zu bekommen; ja ein hübsches Mädchen im Haus zu haben, war für den ehelichen Frieden und für die Kinder ein gefährliches Ding, zumal unsere Waadländerinnen in ihrer schönen Landestracht sehr anmuthig und verführerisch sind. Außerdem dachten sie bisher wenig an ihre Herrschaft, desto mehr aber an sich, waren unhöflich, herrisch und unreinlich im Dienst, sonst aber sehr gefällig, schmiegsam und vor Allem dem Putz ergeben. Dieß, hofft man, soll nun durch die Asyle besser werden, weil durch sie die Mädchen von frühe an gute Gewohnheiten, Grundsäze und Sitten erhalten, die auch dann noch stark und nachhaltig seyn sollen, wenn später die Leidenschaften erwachen und Verführung, Geld und Beispiel nachtheilig auf sie wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

1.

Mit Stein und Holz bringt mich die Kunst zu Stand;
Bei Pflanzen, Thieren, Menschen hat Natur
Mich ausgeführt mit sinnigem Verstand,
In mich gelegt der Gottesabkunft Spur.

So reih' ich herrlich Glied an Glieder an
Und strebe himmelan so schlank und stolz;
Der Künstler sinnt mir nach und staunt mich an,
Und macht mein Bild aus Stein, Metall und Holz.

2. 3.

Hat jene Schönheit heimlich er belauscht
Und ihr Geheimniß nun ihr abgelieb'n,
Für seinen Namen meinen Namen tauscht
Er hochbeglückt, gibt ihm ein Kenner ihn.

Nur je der Beste wird mit ihm genannt:
Wer's ist in Schlachten, endet schnell den Krieg,
Wer's ist im Dichten, wird der Welt bekannt,
Und wer's im Kampfe wird, sein ist der Sieg.

Das Ganze.

Den rohen Stoff, den mir Natur gespendet,
Ich meistre ihn mit gutem Kunstverstand;
Er wird geschnizt, behau'n, geformt, gewendet,
Es schlingt um ihn sich reifer Schönheit Band,
Und ist das ganze Werk nun wohl vollendet,
So rühmt mein Erstes meines Zweiten Hand;
Oft nimmt die Gottheit meinen Namen an,
Und unsre Welt erscheint als Erstes dann.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Juli 1833.

Mephistopheles. — Die Kraft erlischt! dahin ist aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel. — Blüthen, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie.

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Die Teufelskanzel bei Baden.

Sage.

Du schauerst, Wandrer, ob dem Graus,
Der hier in Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen grau und schwer,
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.
Du fragst, woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tief verborgnem Quell,
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell:
So bricht er auf, erglimmt die Höh'n
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele.
Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,
Als ging's zu Tanz und Waffenspiele.
Der Böse stellt sich drauf mit Neigen,
Gar sittsam, auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen,
Beginnt er leise, mild und fein
Die Rede, süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen,
Von ew'gem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu berhören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich hebt und regt die sünd'ge Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott,
Man kann viel leid'ge Worte hören. —
Da fällt's, wie lichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldner Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet,
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand,
Und still bewegt die Menge lauschet.
Und wie er spricht, beginnt's zu tagen,
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt,
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlassnen Kanzelstein;
Er bricht empor in wildem Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang,

Von aller Lippen festlich klingt,
Aus allen Herzen gläubig schwingt
Empor sich heil'ger Bußgesang. —
Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der lezten Wuth hervor,
Mit den Krallenfingern gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Felsen Last,
Und schleudert die Bäume groß und schwer
Wie Blüthenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quelle fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den scharfen Huf
Zum ew'gen Zeichen tief in den Stein
Und stürzt sich dröhnend, mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein.

Zieh' schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch ficht der Böse die Menschen an,
Und will er dich locken zur sünd'gen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust.

August Stöber.

Die Schlacht bei Leipzig.

(Beschluß.)

Der Offizier hielt Sophie mit beiden Händen umschlossen und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? erinnern Sie sich, daß wir uns beim Hause Ihrer Mutter gesprochen?" Sophie erkannte jezt die Stimme und das Gesicht des Mannes, der sie an jenem Abende beschenkt hatte, ihre Thränen versiegten und mit einem gewissen treuherzigen Muth schloß sie ihre kleinen Arme um den Uniformkragen. Der Offizier bemerkte das Kreuz an ihrem Halse und sein Ernst ging in Lächeln über: „Also ist mein Geschenk Ihnen doch werth gewesen? Sie lieben noch den Kaiser?" Sophiens Herz schwoll bei diesen Worten: „Der arme Kaiser!" rief sie; „die vielen Soldaten, das Schießen! Ach! die häßlichen Menschen, die einen überfallen, der sich nicht wehren kann!" — „Sie irren, Mademoiselle," entgegnete der Offizier; „er hat sich wehren können und hat sich auch gewehrt, glauben Sie mir, er hat sich der Neigung seiner Dame werth bewiesen." Hiemit bückte er sich nieder und küßte die Wange der Kleinen. „Kommen Sie," sezte er hinzu, „wir wollen den Blick aus dem Fenster richten." Er hob sie auf's Fensterbrett, und ein Fernrohr nehmend, schaute er auf die bewegten Massen am Ende der Gasse; da stürzte ein junger Mann aus dem Vorzimmer, näherte sich dem Fenster und sprach einige eilige Worte, worauf ihm der Offizier eben so eilig und kurz antwortete. Gleich darauf erschien ein ältlicher Mann, auch er näherte sich ängstlich dem Fenster; Sophie verstand nur die Worte: „Um Gotteswillen, nicht hier am Fenster, man weiß, daß Sie hier sind, wie leicht könnte —" — „Seyn Sie ruhig!" rief der Offizier; „halten Sie mein Pferd bereit, ich komme sogleich." Noch waren diese Worte nicht geendigt, als das Kind in seinen Armen laut aufkreischte. „Sie wollen auf Dich schießen! sieh — sieh!" so rief sie und klammerte sich mit beiden Armen an den Mann. In dem Moment sank sie von einer Kugel durchbohrt nieder; Blut besprizte das Fenster und den Boden, der Offizier hielt die kleine Leiche in seinen Armen; er war tief erschüttert, die andern stürzten aus dem Nebenzimmer herbei und in wenig Augenblicken war das Zimmer gefüllt. Noch stand der Offizier stumm da, dann sprach er tief in sich hinein, indem er, die Arme verschränkt, auf die Leiche starrte: „Du, Du hast mich gerettet! — Ich habe doch Eine Seele gehabt, die mich liebte!" Er bückte sich herab auf die kalten Wangen, dann sezte er mit leiser Stimme hinzu: „Warst Du vielleicht mein guter Engel, der mich jezt verlassen hat?" Eine tiefe Stille herrschte, dann erhob sich von Neuem der Donner des Geschützes und der Lärm auf den Gassen, man hörte ganz in der Nähe schießen und verschiedene Stimmen riefen unter dem Hause durcheinander. Der ältliche Mann näherte sich wieder dem Offizier, der noch in tiefen Gedanken dastand, und mahnte ihn zum Aufbruch. „Ich komme!" rief jener, „ich komme!" Er hob den kleinen Körper, der schon kalt geworden, auf die Purpurkissen des nahen Divans, dann verließ er an der Spitze seines Gefolges das Gemach. Eine halbe Stunde darauf verbreitete sich die Nachricht, daß der Kaiser die Stadt verlassen habe. Nicht mehr aus dem Ranstädter Thor konnte er hinaus, sondern aus dem Petersthor; hinter ihm flog die Brücke in die Höhe, und von der andern Seite der Stadt zogen unter dem Jubelruf der herbeiströmenden Menge die hohen Verbündeten an der Spitze ihrer siegreichen Truppen in Leipzig ein. Das Schicksal Europas war entschieden.

Es war im Frühling des folgenden Jahres; die herbstlichen Schatten mit ihrem schwarzen Gefolge waren über die Erde gegangen, das Leichenfeld um Leipzig, seiner schaudervollen Bürde entladen, fing an, sich wieder mit dem jugendlichen Schmuck grünender Saaten zu kleiden, die Stürme hatten ausgewüthet, doch noch lebte die herbe Erinnerung in allen Herzen, noch zeugten die zerstörten Wohnungen von den Tagen des Gerichts, noch bluteten zahllos geschlagene Wunden. Da geschah es, daß an einem Abende sich dem zerstörten Hause der Gräfin R— zwei Männer näherten, die, im Gespräch vertieft, jezt stehen blieben und Blicke voll tiefer Trauer auf die öden Mauern des ehemaligen Sitzes der Pracht und Schönheit warfen. „Erinnern Sie sich des Abends, Herr Kanonikus," begann sein Begleiter, „als dieses Haus zum erstenmal Sie gastlich empfing?" — „Wie sollte ich nicht!" war die Antwort; „o Freund, welche Wandlung! was ist es um

die Entwürfe und Pläne des Menschen! Sie haben vor Kurzem Nachrichten von dieser unglücklichen Familie erhalten, theilen Sie sie mir mit, Verehrter, verschweigen Sie mir nichts." Der Kaplan sah finster zur Erde, dann erwiderte er: „Wenig Tröstliches kann ich berichten; die alte Gräfin hat den Tod ihrer beiden Schwiegersöhne, den jammervollen, in Wahnsinn übergegangenen Zustand Hersiliens nicht lange überlebt, ich habe die Nachricht ihres Dahinscheidens erhalten. Gräfin Josephine geht in ein Kloster, und so fällt das beträchtliche Vermögen entfernten Verwandten anheim. Das unglückliche Haus, blosgestellt den Stürmen einer finstern Zeit, ist zugleich mit der Herrschaft eines kühnen Eroberers untergegangen; ein Beweis, daß ein Gebäude nicht Stand hat, das nicht zu seinen Stützen Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Frieden hat, und daß die Verbrechen der Väter sich in ihren Enkeln bestrafen, bei einzelnen Familien, wie bei ganzen Nationen."

v. Sternberg.

Ueber Dampfmaschinen.

(Fortsetzung.)

Viel weiter ging Dionys Papin, ein Franzose, der sich lange in England und später bei dem Landgrafen von Hessen aufgehalten hat, wo er Professor der Mathematik an der Universität in Marburg war. Seine Maschine erklärte er sehr gut in den Acten von Leipzig für das Jahr 1688, und später mit einigen Zusätzen in einem Werke, welches im Jahr 1695 in Kassel unter dem Titel erschien: Récueil de diverses pièces touchant quelques nouvelles machines. Wir wollen es versuchen, eine einfache Beschreibung dieser Maschine zu geben, die auch ohne Zeichnung deutlich seyn wird. Denken wir uns einen hohlen, senkrechtstehenden Cylinder von Metall, dessen oberes Ende offen, dessen Boden aber verschlossen ist, und in dessen innerer, glatten Höhlung ein luftdichter, genau an die Wände des Cylinders sich anschließender Stempel sich leicht auf und ab bewegen läßt. Ist der Stempel an dem obersten Ende des Cylinders oder an seinem höchsten Punkt, so wird seine obere oder äußere Fläche von der atmosphärischen Luft abwärts gedrückt, und zwar mit einer Kraft, die dem Gewichte einer cylindrischen Wassersäule von 32 Fuß Höhe und von derselben Grundfläche wie der metallene Cylinder gleich ist. Der Stempel wird daher, von einem so schweren Gewichte belastet, sehr schnell herabgehen und in kurzer Zeit den Boden des Cylinders erreichen, vorausgesezt, daß Anfangs zwischen Stempel und Boden keine Luft, oder daß der unter dem Stempel befindliche Theil des Cylinders völlig luftleer ist. Hat so der Stempel den Boden beinahe erreicht, so dürfte man nur plötzlich zwischen ihm und dem Boden eine neue Kraft anbringen, die auch nur etwas größer wäre, als das Gewicht jener atmosphärischen Säule, und die Folge dieser Kraft würde seyn, daß der Stempel sich sofort wieder heben und so seinen Weg aufwärts bis an das oberste Ende des Cylinders nehmen würde. Kann man dann, wenn der Stempel ganz oben ist, diese Kraft wieder vernichten und den vorigen leeren Raum zwischen dem Stempel und dem Boden des Cylinders neuerdings herstellen, so wird der Stempel, wie zuvor, blos dem Drucke der äußern Luft folgen und herabgehen, bis ihn die wieder erwachte, neue Kraft unter ihm zwingt, sich wie vorhin zu erheben, und er wird so dieses Spiel des Auf- und Absteigens so lange fortsetzen, als man diese beiden Kräfte, das Gewicht der Atmosphäre über, und die erhebende Kraft unter dem Stempel, auf denselben wirken läßt. Allein woher sollen wir diese den Stempel erhebende Kraft nehmen? Dieß schien Papin um so schwerer, da diese Kraft erstens sehr groß seyn muß (z. B. gegen 60 Centner, wenn der Halbmesser der Basis des Cylinders einen Schuh beträgt), da zweitens diese Kraft nur in kurzen Intervallen, während des Aufsteigens des Stempels, wirken und in den übrigen Zwischenzeiten ganz unwirksam seyn, d. h. abwechselnd erscheinen und verschwinden soll, und da endlich durch diese Kraft selbst, während der Stempel niedersteigt, der Raum zwischen demselben und dem Boden des Cylinders immer luftleer gemacht werden muß. Er machte mehrere Jahre lang eine Menge Versuche, um seinen Zweck zu erreichen. Anfangs wählte er dazu hydraulische Räder, die in Verbindung mit Pumpen und mittelst eines nahen Baches das Geforderte leisten sollten. Einen solchen Versuch stellte er i. J. 1687 vor der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London an, wo er aber, da die ganze Sache nicht recht gehen wollte, die gewünschte Aufnahme nicht fand. Später verfiel er darauf, das Schießpulver zur Hebung des Stempels zu benutzen, was aber wieder andere Uebelstände hatte, vor Allem den, daß durch die Pulverdämpfe das Herabfallen des Stempels gehindert, oder doch aufgehalten wurde, indem, wie er selbst sagt, troß aller angewandten Vorsicht, der Raum des Cylinders unmittelbar vor dem Falle des Stempels nicht genau luftleer gemacht werden konnte, sondern immer beinahe der fünfte Theil der Luft, die er im gewöhnlichen Zustande enthält, zurückblieb. Endlich, nach acht Jahren vergeblichen Experimentirens, kam er auf die Idee, die er im erwähnten Recueil mit folgenden Worten vorträgt: „Da das Wasser die Eigenschaft hat, sich durch die Hitze in Dämpfe zu verwandeln, und da diese Dämpfe, so wie die Luft selbst, eine große Spannkraft haben und sich überdieß wieder durch die Kälte sehr schnell verdichten und zusammenziehen, wodurch sie ihre Spannkraft ganz verlieren, so ist die so lang gesuchte Kraft und mit ihr die gewünschte Maschine gefunden."

Gleich der erste Versuch gelang vollkommen, und er bestand in Folgendem. Papin goß in den Cylinder etwas Wasser, so daß es den dünnen metallenen Boden des Cylinders nur eben bedeckte, und brachte den Stempel herab, bis er das Wasser berührte, so daß zwischen dem Stempel und dem Boden des Cylinders nur Wasser, aber keine Luft war. Nun brachte er Feuer unter den metallenen Boden des Cylinders, wodurch derselbe und durch ihn das Wasser erhizt und lezteres in Dämpfe zersezt wurde. Diese Dämpfe trieben durch ihre große Spannkraft den Stempel schnell aufwärts. Nun wurde rasch das Feuer weggenommen und der Cylinder von außen mit kaltem Wasser bespritzt, wodurch sich die innern Dämpfe sofort abkühlten und wieder in Wassertropfen verwandelten. Dadurch entstand ein leerer Raum zwischen dem Boden und dem Stempel am obern Ende des Cylinders, und die atmosphärische Luft drückte denselben durch ihr Gewicht sofort herab. Kaum war er an dem Boden angekommen, so trieb ihn das dem Boden wieder genäherte Feuer, wie zuerst, hinauf, und so ging das wechselweise Auf- und Absteigen des Stempels schnell, regelmäßig und so lange fort, als man nur immer wünschte. Nach einiger Uebung brachte er es dahin, daß es zu einem Auf- und Niedergang des Stempels nicht mehr als eine Viertelminute Zeit brauchte. Wird nun an dem Stempel eine Stange angebracht, die über den Cylinder herausgeht und an ihrem obern Ende mit einem Hebel in Verbindung steht, so sieht man, daß man auf diese Weise die Maschine zum Heben großer Lasten, zum Schöpfen von Wasser aus Cysternen, oder aus Bergwerken u. dergl. sehr vortheilhaft anwenden kann. Diese Anwendung hat Papin auch schon deutlich eingesehen und in den oben erwähnten Schriften ausdrücklich darauf hingewiesen, daß dieses Hin- und Hergehen des Stempels zum Heben großer Lasten, und selbst als ein allgemeiner Beweger gebraucht werden kann, wie er denn schon in den Akten von Leipzig für 1690 vorschlägt, den oben erwähnten, durch den Stempel auf- und abbewegten Hebel dazu zu gebrauchen, um ein excentrisches Schwungrad in Bewegung zu setzen. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Waisenanstalt. Die Bundesuniversität.

Bisher besaßen wir kein Waisenhaus, sondern jede Gemeinde hatte für ihre eigenen Waisen zu sorgen, wobei es diesen gewöhnlich an Geist und Leib sehr kümmerlich ging. Auch darin soll nun Besserung eintreten. Gerade in der Zeit, wo bei uns das ärgste Reden, Streiten und Deklamiren über Revolutionen und Emeuten, über Bundestag und Tagsatzung, über Protokolle und Pakte war, ging ein Verein edler Männer einen andern Weg. Sie sprachen und schrieben wenig, handelten aber dafür. In Dausaz bei Oron versammelten jene Menschenfreunde zuerst zehn Waisenkinder und brachten sie bei einer wackern Familie unter, die sich deren Erziehung ganz gewidmet hat. Hier werden sie häufig von den Geistlichen der Umgegend und bisweilen auch von den Lausannischen besucht. Es bilden sich männliche und weibliche Associationen, um für die materiellen Bedürfnisse, für Kleider und Wäsche der Kleinen zu sorgen. Im Anfang waren die Kinder roh, unfügsam und widerspenstig, sie hatten keinen Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und mildere Sitten; aber schon nach einigen Monaten ging dieß besser, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß diese Anstalt gedeihen und gute Früchte tragen wird. Wie glücklich sind doch in dieser Beziehung die größern Staaten, wo nicht mit Mühe durch Beiträge und Associationen ein Geringes für dergleichen wohlthätige Zwecke zusammengebracht werden muß, sondern wo reichausgestattete Anstalten dafür bestehen!

Mangel an gehörigen Mitteln dürfte auch einer der Hauptgründe seyn, warum der von unserm Waadland ausgegangene Antrag auf Gründung einer Bundesuniversität nicht zur Ausführung kommen wird; denn die arme Schweiz kann nie eine Universität errichten wie Berlin, München, Göttingen, Paris, Edinburgh u. s. w., sie wird also, wenn sie dem höhern Unterricht nicht durch ein Verbot auswärtigen Studirens schaden will, nie verhindern können, daß die jungen Schweizer lieber eine jener großen, reichausgestatteten Universitäten beziehen, als die geringere und beschränktere Landesakademie. Bei alle dem bleibt der Gedanke dieser Schweizeruniversität ein schöner und erfreulicher Gedanke, welchen unser Monnard als Waadländischer Deputirter — der eigentliche Vater der ganzen Idee — im vorigen Sommer mit dem ihm eigenen Geist und mit Beredtsamkeit an der Tagsatzung entwickelt hat. Aus seiner interessanten und für die Kenntniß des intellektuellen Zustandes der Schweiz wichtigen Rede mögen einige Stellen hier stehen: „Eine Universität ist das Complement aller wissenschaftlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten, sie zeigt die Wissenschaft auf ihrem Culminationspunkt. Da man aber auf unsern heutigen Schweizerakademien weder in die Tiefen der Wissenschaft hinabsteigen, noch alle ihre Verzweigungen umfassen, noch die volle Höhe der Wissenschaft erklimmen kann, da diese Akademien sich mit mehr oder weniger elementarischem Wissenschaftsunterricht oder mit speziellen Zweigen der Wissenschaft beschäftigen, so braucht die Schweiz eine Anstalt, wo ihre Söhne angefangene Studien vollenden, sich in die höhern Regionen des Gedankens erheben, zu den großen Lebensfragen der Wissenschaft vordringen und sie in ihrem ganzen Zusammenhang umfassen können. Je mehr man sich in der Wissenschaft erhebt, desto mehr vergrößern sich die Ideen, desto mehr erweitert sich der Gesichtskreis. Große Gedanken, hohe Wahrheiten, die auf der Wissenschaften fester Grundlage ruhen, beseelen das Leben nicht blos in seiner Beziehung auf den socialen Organismus, sondern auch in der höchsten intellektuellen und moralischen Bedeutung unsers Daseyns. Die Wissenschaften beruhigen auch die Gesellschaft, indem sie die kleinen, störenden Leidenschaften, Eitelkeiten und Rücksichten einem höhern Interesse unterordnen. Durch eine Bundesuniversität würden diese Ideen allgemeiner in unsern Kantonen verbreitet werden. Man hat die Wichtigkeit einer Bundesuniversität zugestanden, aber ihr dagegen die häuslichen Bedürfnisse, Ansichten, Verhältnisse und Mittel jedes Kantons entgegengesezt, die vor Allem berücksichtigt werden müßten. Mögen sie berücksichtigt werden; dieß verhindert aber nicht, daß man an andere Bedürfnisse denkt, die nicht weniger begründet und wesentlich sind. Dieß sind die Bedürfnisse der Klassen, die oben an in der Gesellschaft stehen, nicht durch ihre Geburt oder ihren Reichthum, sondern durch die Dienste, die sie ihr zu leisten haben.“ (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juli 1833.

Hört ihn verhandeln über Staatsgeschäfte,
So glaubt ihr, daß er einzig das studirt;
Horcht auf sein Kriegsgespräch, und grause Schlachten
Vernehmt ihr vorgetragen in Musik;
Bringt ihn auf einen Fall der Politik,
Er wird desselben gord'schen Knoten lösen,
Vertraulich wie sein Knieband.

Shakespeare.
Heinrich V.

Bruchstücke aus den ungedruckten Memoiren des Fürsten von Ligne.

1805. — Heute frühe habe ich ihn beinahe gesehen, den kleinen großen Mann, als er eben in den Wagen stieg. Der Untertheil seines Gesichts kam mir recht angenehm vor. Er besah die Jäger zu Pferde von seiner Garde. Ich hatte nicht Zeit, ihn näher ins Auge zu fassen. Ich habe einen guten Vorwand, eine Audienz von ihm zu verlangen, die ich auch gewiß bekäme; ist es doch ein offenbares Unrecht, daß man mir, sey es nun er oder ein Präfekt, mein Hotel zu Aachen stiehlt. Ein artiges Supplement zu meinen Unterredungen mit dem großen Friedrich, mit Voltaire, Katharina u. s. w.! Aber der große Mann kompromittirt einen gar zu gerne, und ich müßte morgen des Breitern in der Zeitung lesen, was für Betrachtungen über die gegenwärtigen Zeitläufte mir in der Unterredung mit ihm gekommen sind.

*

Man höre, was mir da eben begegnet. Der Frieden ist noch nicht unterzeichnet. Talleyrand, der gestern den 19ten hier angekommen ist, wollte heute mit mir und Clarke, unserm Generalgouverneur von Oesterreich, zu Mittag speisen. Eine schöne, interessante Unterhaltung! Doch auf das vorige Kapitel zu kommen, Talleyrand fragte mich, ob ich seinen Kaiser nicht gerne sehen möchte. „Darauf bin ich aus," erwiderte ich; „und noch nicht lange habe ich flüchtig zwei Drittheile von seinem Gesicht erwischt." — „Sie müssen es ganz sehen." — „Herzlich gerne, bei einer Revue einmal; aber wahrhaftig, je n'aime les moutons, que lorsqu'ils sont à moi, und ich könnte just nicht sagen, daß ich an Siegern so gar große Freude hätte." — „Ach nein, Sie müssen ihn sprechen." — „Ich stehe dafür," nahm Clarke das Wort, „es macht ihm das größte Vergnügen." — „Ja doch, weiß er doch kaum, daß ich auf der Welt bin." — „Wie können Sie dieß glauben?" erwiderte Talleyrand; „eben vorhin sagte ich ihm, ich reise erst morgen nach Petersburg ab, und verlasse ihn jezt, um mit Ihnen zu speisen." — „Ich möchte ihn schon gerne sprechen; aber was sagt er? was sage ich? was sagt die Welt? Ich will von nichts mehr, weil man nichts mehr von mir will. Ich bin mit Laudon, Lascy, Joseph II. zu Grab gegangen, und wenn ich noch so ein Bischen auf der Welt bin, so lebe ich für die Meinigen in Zurückgezogenheit. Wie käme ich dazu, in jetziger Zeit in einen weißen Rock zu schlüpfen!" — „Sprechen Sie mit dem Kaiser von Ihren Angelegenheiten." — „Die Sache ist nicht der Mühe werth; was wollen fünfzigtausend Franks ein für allemal heißen, wenn man fünfmalhunderttausend Franks Renten verloren hat!" — „Desto besser, so sieht er, daß es nur ein Vorwand ist, und dieß schmeichelt

ihm." — „Ich habe nicht den Muth dazu." — „Ein Mann, dessen Geist so lebendig ist, wie im zwanzigsten Jahr, kann so reichen Stoff für seine Phantasie nimmermehr von der Hand weisen. Er weiß gewiß, daß er Sie einnimmt, Sie wissen gewiß, daß Sie ihm gefallen." — „Nicht so ganz." — „Ich sollte doch meinen —" — „Und ich mache eine Ende!" rief Clarke; „Herr v. Talleyrand gibt Ihnen deutlich genug zu verstehen, das Se. Majestät es erwartet und wünscht. Ich nehme Alles auf mich; ich spreche mit Duroc, und der sagt mir, wann man Sie zu Schönbrunn sehen will."

Soweit ist es also. Ich habe freilich große Lust dazu, und doch wünschte ich wieder, die Umstände möchten ihm die Lust benehmen, meine Bekanntschaft zu machen.

*

Wir haben den 25sten. Nichts geht vorwärts; immer das alte alberne Geschwätz unserer Gevatterinnen und Wiener Spießbürger: „Die Russen kommen wieder — der Erzherzog — hunderttausend Ungarn — hunderttausend Bauern vom Lande — hundertfünfzigtausend Preußen — Diversion — Holland — Hannover — Neapel — Venedig — Korfu — Schweden — Russen — Engländer ꝛc." Die Gimpel beiderlei Geschlechts in der Stadt salbadern vom Bruche des Waffenstillstands, und das Geschwätz kommt von nichts her als von ein paar Chikanen über die Demarkationslinie, von der Unterbrechung der Proviantzufuhr und der Postenlinie durch den Erzherzog, der zu viele Leute hat, um Frieden zu schließen, und zu wenig, um Krieg zu führen. Gesezt, er gewänne eine Schlacht: bombardirt er dann die Hauptstadt? belagert er sie? Die Franzosen thun dann gegen ihn, was man, meines Ermessens, gegen sie thun sollte: sie vertheidigen die Linien links und rechts und stellen ihr Heer im Raume zwischen der Spinnerin am Kreuz und der Donau auf.

*

So hat denn mein Bangen und Hoffen hinsichtlich der Audienz beim Kaiser der Franzosen auf einmal ein Ende. Er ließ mir sagen, er werde mich mit Vergnügen bei sich sehen; auch Laudriani sollte Audienz haben. Aber wären wir auch Leute von mehr Gewicht gewesen, den Mann hält nichts auf. Gestern Abend den 26sten legt man ihm den Frieden zur Unterzeichnung vor, und heute, am 27sten, ist er über alle Berge. Der Frieden macht Johann Lichtenstein so große Ehre als die Schlacht von Austerlitz, bei der er sich, wie schon ein Dutzendmal, sehr ausgezeichnet hat. Wir sind dabei wohlfeil weggekommen, besser als ich mir vorgestellt hatte.

Gestern, den Tag vor seiner Abreise, war mir verdammt bange. Um die Meinigen zu mystifiziren, lasse ich auf einem Tische eine gar schöne, gefühlvolle, großherzige, rührende Proklamation liegen, mit der Unterschrift: Napoléon en partant. Ich hatte seinen Styl, der so ein Bischen aus Sentiments oder Sentenzen zusammengebaut ist, nicht übel aufgefaßt. Wer das Ding liest, bekommt Thränen in die Augen; „welch ein Mann!" heißt es; „wie und wo er angreift, ist er unwiderstehlich! Wir lieben ihn nicht, aber wahrlich, hier reißt einen auch jedes Wort zur Bewunderung hin!" Ich lache in mich hinein, gehe meiner Wege und denke nicht mehr daran. Da läßt Christine meine Probe der napoleonischen Eloquenz die Prinzessin Jablonowska, die gnädige Frau von * * u. s. w. sehen; sie schreiben sich das Ding ab, es cirkulirt; da wird mir verzweifelt schlimm zu Muth, ich laufe herum und werde meines Papiers wieder habhaft. Und siehe da, heute läßt Napoleon ein ganz ähnliches Stück Arbeit ausgeben, nur daß darin den Wiener Bürgern ein Kompliment mehr gemacht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Dampfmaschinen.

(Fortsetzung.)

Caus und Worcester haben also blos eine Maschine erfunden, durch welche man einen leeren Raum mittelst der Wasserdämpfe herstellen, und dadurch Lasten heben kann. Papin aber hat das unbestreitbare Verdienst, daß er eine Maschine ausgedacht hat, bei welcher abwechselnd Wasserdampf durch die Hitze erzeugt und wieder durch Kälte vernichtet wird; daß er einen Kolben anbrachte, dem er, durch den Druck der Dämpfe und durch den der Atmosphäre, einen doppelten Gang in entgegengesetzten Richtungen gab, und daß er endlich durch den Gang dieses Kolbens ein Schwungrad in Bewegung zu setzen wußte. Durch diese drei Momente war aber auch die Bahn gebrochen und der Keim zu allen künftigen Verbesserungen gelegt. — Das Vorhergehende wird, wie ich wünsche, einen deutlichen Begriff von der Hauptsache geben, auf die es bei einer Dampfmaschine vorzüglich ankommt. Nachdem wir nun die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee festgestellt haben, wollen wir uns zu den verschiedenen Verbesserungen wenden, die man nach und nach an der Maschine vorgenommen hat, und wodurch endlich dieselbe zu einer der vollkommensten, aber auch komplicirtesten geworden ist, die je aus des Menschen Hand hervorgingen.

Die Verwendung der Maschine zu eigentlich praktischen Zwecken verdankt man dem Kapitän Savery, der, ohne selbst Erfinder oder auch nur Verbesserer der Dampfmaschine zu seyn, sie zuerst in das Leben eingeführt hat. Er verband sich mit dem Schmidt Newcomen und mit dem Glaser Cawley, und diese drei Männer verfertigten die ersten Dampfmaschinen im Großen, die auch sofort in

den englischen Fabriken und Berg- und Kohlenwerken vortheilhaft angewendet wurden. Aber allen diesen Maschinen liegt das so eben erklärte Prinzip in seiner Einfachheit zu Grunde, und es erhielt durch sie keine wesentliche Aenderung. Bei allen sieht man einen oben offenen und unten verschlossenen Cylinder von Metall, dessen Länge ein dicht schließender Kolben wechselweise auf- und abwärts zurücklegt; bei allen wird das Steigen des Kolbens durch Wasserdämpfe hervorgebracht, welche unter dem Kolben zwischen ihm und dem Boden des Gefäßes wirken, und wenn der Kolben seinen höchsten Punkt erreicht hat, wird der Dampf durch Abkühlung vernichtet, dadurch ein leerer Raum unter dem Kolben erzeugt, und endlich durch den Druck der äußern Luft der Kolben wieder herabgedrückt. Blos in Beziehung auf die Abkühlung der Dämpfe haben die drei zulezt genannten Männer eine erwünschte Verbesserung eingeführt, die auch mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Sie stellten nämlich den Cylinder in einen zweiten, gleich hohen, aber etwas weitern, und trafen die Anordnung, daß nach jedem Aufsteigen des Kolbens eine hinlängliche Masse kalten Wassers zwischen die zwei Cylinder strömte, wodurch die Abkühlung der in dem innern Cylinder enthaltenen Dämpfe schneller und sicherer bewirkt wurde.

Durch einen bloßen Zufall, die Mutter so vieler Entdeckungen, kam man aber noch auf eine andere und viel einfachere Art der Abkühlung. Da nämlich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Kunst, große, vollkommen cylindrische Röhren und genau luftdicht schließende Kolben zu verfertigen, bei dem damals noch sehr niedrigen Standpunkt der Mechanik, noch ziemlich unvollkommen war, so pflegte man den obern Theil des Cylinders, über dem Kolben, mit kaltem Wasser zu bedecken, um dadurch die kleinen Zwischenräume zwischen dem aus mehrern dicken Lederstücken bestehenden Kolben und der innern Wand des Cylinders genau auszufüllen und somit den Dämpfen unter dem Kolben allen Ausweg zu verstopfen. Eines Tages bemerkte man aber, daß der Kolben zuweilen viel schneller abwärts sank, als er sonst zu thun pflegte, und fand die Ursache dieser Erscheinung in einigen kleinen Löchern, die der Kolben zufällig erhalten hatte. Durch sie drang das über ihm stehende kalte Wasser in Tropfen durch und bewirkte eine viel schnellere Abkühlung des Dampfes, also auch ein viel schnelleres Fallen des Kolbens. Dieser Fehler des Stempels führte eine sehr wesentliche Verbesserung der ganzen Maschine herbei, bei der bisher das Fallen des Stempels durch den Druck der Luft viel langsamer erfolgte, als das Steigen desselben durch den Wasserdampf, so daß gerade im Niedersinken des Kolbens eine Verbesserung vorzüglich wünschenswerth erschien. Man versah nämlich jezt den Stempel mit zweckmäßigen Klappen, durch welche, am Ende des Steigens, das über ihm stehende kalte Wasser in der Gestalt eines feinen Regens in das Innere des Cylinders drang und so das Verdichten oder die Abkühlung der Dämpfe viel schneller bewirkte, als durch das bisher gewöhnliche Befeuchten des Cylinders an seiner äußern Seite möglich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Der Tunnel.

Der Tunnel unter der Themse, dessen Bau schon lange stille steht, weil der Gesellschaft die Fonds ausgegangen sind, hat troz dem fortwährend die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen. Wie man jezt hört, haben sich die Aktionärs entschlossen, von Neuem Fonds einzulegen, und zwar die Hälfte der nach dem Anschlag zu Vollendung des Werks nothwendigen Summe; um die andere Hälfte soll das Parlament angegangen werden, und man zweifelt nicht, daß die Summe verwilligt wird. Dieser Schritt würde wenigstens dem reformirten Parlament zur Ehre gereichen. Der Tunnel ist nicht allein ein äußerst kühnes, poetisches, sondern auch für London und seinen Handel äußerst wichtiges Werk. Die Kunde, daß jezt wieder Aussicht zu Vollendung des Tunnels vorhanden ist, erinnert uns an manches der frühern Schicksale des Baus, und was ich hier darüber mittheile, ist vielleicht geeignet, das Publikum zu interessiren.

Bekanntlich brach das Wasser des Flusses zweimal in den Tunnel. Um die folgende Erzählung recht zu verstehen, muß man sich erinnern, daß derselbe aus zwei nebeneinander herlaufenden Gallerien besteht, die durch eine dicke, Behufs der Kommunikation nur hin und wieder durchbrochene Mauer geschieden sind; ferner, daß im Maaße, als mittelst des gußeisernen, in 36 Felder getheilten Schildes die Ausgrabung vorschritt, das Gewölbe beider Gallerien zu gleicher Zeit gemauert wurde, so daß das Wasser nirgends als an der Stelle, wo eben gegraben wurde, eindringen konnte; endlich, daß man in die Gallerien durch einen weiten, etwa dreihundert Fuß vom Flusse gegrabenen Schacht gelangt, in welchem sich provisorisch eine hölzerne Treppe für die Arbeiter befindet. — Beim ersten Einbruch der Themse riß die furchtbarste Unordnung unter den Arbeitern ein. Die beiden Brunel, Vater und Sohn, waren gerade nicht zugegen; aber ein Unteraufseher, Griffith mit Namen, verlor den Kopf nicht, sondern sammelte die Arbeiter um sich und brachte sie glücklich an das Ende der Gallerie und zu der Treppe, bevor noch das Wasser bis oben an das Gewölbe gestiegen war. Wenige Minuten darauf stand das Wasser im Schacht dem Niveau der Themse gleich, d. h. etwa 40 Fuß über der Spitze des Gewölbes. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, das am Ende des Tunnels eingebrochene Loch zu verstopfen, kam bekanntlich Brunel auf den Gedanken, den Theil des Flußbetts, wo der Durchbruch geschehen war, mit getheerter Leinwand zu bedecken und eine Masse von Lehm darauf zu werfen; dieß gelang: das Wasser trieb durch seine Schwere die Masse gleich einem Pfropf in die Oeffnung, und nun ging man sogleich daran den Schacht und die Gallerien mit Dampfmaschinen auszupumpen. Es läßt sich denken, mit welcher Bangigkeit man

ihre Wirkung beobachtete; Tag für Tag wurde England mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht; endlich bemerkte man, daß es vorwärts ging. Während der Ebbe hatten die Pumpen das Uebergewicht über den Fluß, aber mit steigender Fluth kehrte sich jedesmal das Verhältniß um; nach und nach wurde dieß aber anders, und nach unsäglicher Anstrengung war ein sieben bis acht Fuß hohes Stück der Gallerien entleert. Jezt erst konnte man daran denken, den so mühsam errungenen freien Raum zu benutzen, sich zu Schiffe in die Gallerie zu wagen und die Stelle des Durchbruchs unmittelbar zu untersuchen. Am dazu bestimmten Tage war Brunel, der Vater, krank, daher übernahm sein Sohn das Geschäft. Ein Kahn mit einer Leuchte wurde in den Schacht hinabgelassen; Brunel, Griffith und ein dritter Aufseher waren entschlossen, ihn zu besteigen. Die versammelten Arbeiter sahen mit Respekt auf die drei jungen Leute, welche sich in furchtbaren Kampf zwischen den Pumpen und dem Flusse in das lange, finstere Gewölbe wagen wollten, und als sie durch ihre Reihen die Treppe hinabstiegen, sprachen sie leise: God save you! Im Augenblick, da Brunel, nachdem er seine Mutter umarmt, den Kahn besteigen will, drängt sich ein junger Mann vor und verlangt, die gefährliche Fahrt mitzumachen, was ihm auch nicht abgeschlagen wird. Sie hatten über sechshundert Fuß zurückzulegen. Am Schild angelangt, bemerkten sie oben an ihm ein sehr großes Loch, das großentheils vom obenerwähnten Pfropf verstopft war, durch das sich indessen immer noch eine beträchtliche Wassermasse ergoß. Sie maaßen die Oeffnung und zeichneten sie. Da wandte sich Griffith zu Brunel und sagte ihm ins Ohr: „Das Wasser steigt.“ — „Ich sehe es,“ antwortete Brunel; „wir gehen gleich; rasch! macht fertig!“ — Am Ende der Gallerie hatte man indessen auch wahrgenommen, daß das Wasser stieg; Madame Brunel hatte auf der Treppe erst um eine, dann um eine zweite Stufe herauf müssen; sie war ohnmächtig weggebracht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Bundesuniversität.

„Werfen wir unsere Blicke auf die Völker, die je durch ihre Freiheit und ihre Bildung hervorstachen, so werden wir sehen, daß hohe und verständige Freiheit nur dann durch Institutionen gegründet werden konnte, wenn ihnen allgemein verbreiteter Unterricht vorhergegangen war und wenn die einflußreichen Männer auch wahrhaft gebildete Männer waren. Es gibt freilich eine instinktartige Freiheit, die Jeder leicht begreift und die Jeder zu vertheidigen bereit ist; aber sie beschränkt sich lediglich auf das materielle Leben. Jene größere und vollständigere Freiheit aber, die bürgerliche und politische, ja sogar die Freiheit der Industrie und des Handels, welche materielle Interessen berührt, besonders aber die Freiheit der Seele und des Gewissens, mit Einem Worte, die ächt menschliche Freiheit muß man lernen. Für sie müssen die regierenden und die höhern Klassen im Allgemeinen nicht weniger erzogen werden, als das Volk. Eine Bundesuniversität würde wesentlich dazu wirken, denn durch sie würden eine Menge Ideen in Umlauf kommen, die der ächten Freiheit nützlich sind und sie immer mehr unter denen ausbreiten würden, die durch ihre Bildung und ihr Wissen Einfluß in den einzelnen Schweizerkantonen üben; sie würden sich in der ganzen Schweiz verbreiten, wie die Strahlen, die von einem Lichtherd ausgehen. Die geistige Einheit inmitten der Verschiedenheit unserer Kantonalformen wird für die Schweiz aus der Bundeseinheit hervorgehen. Ein Pakt, Konkordate und dergleichen reichen nicht hin, um so viel verschiedenartige Völker innig mit einander zu verbinden und zu verbrüdern. Gerade darum, weil die Schweiz keinen homogenen Staat bildet, müssen wir ihre moralische Einheit verstärken und begründen. Aus der Vereinigung von einer Menge junger Schweizer aus allen Kantonen wird ein durch gegenseitige Anhänglichkeit mehr vereinigtes Ganze hervorgehen: gemeinschaftliche Ansichten und Grundsätze über Gegenstände der Gesetzgebung, der Verwaltung und der politischen Oekonomie. Durch die auf Einer Universität gebildeten jungen Männer werden diese Ansichten und Grundsätze nach und nach in die Kantone übergehen, und diese werden sich einander mehr und leichter nähern, wenn nur erst einmal in ihren Gesetzen, ihren Verwaltungsgrundsätzen und politischen Ansichten mehr Analogie und Verwandtschaft herrscht. Aus dieser Annäherung und diesem Nähersteben würden am Ende gewiß mehrere große Centralanstalten in der Schweiz hervorgehen. Viele erklären sich gegen die Errichtung einer Centraluniversität, weil sie glauben, sie würde unsern Kantonsakademien Abbruch thun; dieß ist aber ein Irrthum, denn die Akademien werden die jungen Leute immer für die Universität vorbereiten und auch für diejenigen seyn, die sich nicht zu höhern und längern wissenschaftlichen Studien erheben wollen. Die Akademien werden der Universität auch dadurch nützlich seyn, daß sie dieselbe in Athem erhalten und zu Fortschritten antreiben. So würde sie z. B. mächtigen Antrieb finden durch den ausgezeichneten Erfolg, womit in Genf die Natur- und mathematischen Wissenschaften betrieben werden. Ja, eine Schweizeruniversität würde den Kantonsakademien nicht allein nicht nachtheilig, sondern sogar entschieden vortheilhaft seyn, denn sie hielte ihnen stets ein Muster zur Nacheiferung vor, und bildete zur Vergeltung wieder mehr und bessere Professoren für die Akademien. Durch eine solche Universität wird Nacheiferung Lehrer und Schüler beseelen, und dieß wieder zum Vortheil aller Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in den Kantonen gereichen. Ein anderer großer Vortheil ginge aus einer schweizerischen Universität für die Entwickelung des Nationalcharakters hervor, und dieser Einfluß wäre um so stärker und sicherer, als er sich auf jugendliche Gemüther und auf die Klassen äußern würde, die sich dem Studiren widmen. Jedes Bundesvolk hat in allen seinen einzelnen Gliedern eine Menge materieller und gesellschaftlicher Interessen, es hat gemeinschaftliches Glück und Unglück, Frieden und Kampf, gemeinschaftliche Ehre und Schimpf, es hat auch wohl manche Fehler zu verwischen. Bei ihm finden sich ähnliche Institutionen, gemeinschaftliche Anstalten, Einrichtungen, Feste, Jahresfeiern und Associationen. Diese ganze Erziehung, die das Bundesvolk von außen erhält, drückt ihm einen gemeinschaftlichen Charakter auf und gibt ihm in sittlicher Beziehung neue Berührungspunkte. Aber abgesehen von Institutionen und Ereignissen, lebt in dem Herzen der Völker, die sich mit einander verbünden und verschwistern können, eine eigenthümliche Analogie, aus der ihre Sympathie hervorgeht; dieß nennt man den Nationalcharakter. Wie in einer Familie Blut und Ehe endlich ein inniges Band bilden, so ist es auch mit uns Schweizern in Beziehung auf unsern ursprünglichen Charakter und unsere spätern Institutionen. So würde es z. B. nichts helfen, die französisch redenden Kantone aus der Schweizerkonföderation zu entfernen; sie würden darum doch nie Franzosen werden, sondern immer nur verwiesene Schweizer bleiben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juli 1833.

— Schrankenlos ist des Gedankens Macht,
Und eine Blase, die ein Hirn getrieben,
Birgt oft das Saatkorn einer neuen Welt.

Th. Moore.

Ueber Dampfmaschinen.

(Fortsetzung.)

Man bemerkt aus dem Vorhergehenden ohne meine Erinnerung, daß eine gut und schnell arbeitende Dampfmaschine vorzüglich zwei Eigenschaften haben muß. 1) Im Anfang des Sinkens des Kolbens muß der Raum zwischen ihm und dem Boden des Cylinders vollkommen leer seyn, deßhalb muß das aufgesprüzte kalte Wasser die äußere und noch besser die innere Wand des Cylinders schnell und in allen seinen Theilen benetzen und vollkommen abkühlen; 2) muß aber auch während des Steigens des Kolbens der Wasserdampf immer in seiner größten elastischen Spannkraft erhalten werden, und deßhalb müssen die innern Wände des Cylinders sehr heiß seyn, weil durch nur etwas kühle Wände der Dampf sogleich an seiner Elasticität verliert und nicht mehr mit seiner ganzen Kraft wirken kann. Also während der Stempel sinkt, sollen die Wände des Cylinders so kalt, und während er sogleich darauf steigt, so heiß als möglich seyn, wenn die Sache gut gehen soll. Diese zwei Bedingungen widersprechen sich aber. Der sich entwickelnde sehr heiße Dampf wird allerdings mit der Zeit auch die Wände erhitzen, aber nur mit der Zeit, und hier ist vor Allem Eile nöthig, da die beiden Bewegungen des Kolbens sehr rasch vor sich gehen müssen, wenn anders bei der Maschine Nutzen herauskommen soll. Dazu kommt noch, daß der aufsteigende Dampf die durch das vorhergehende Benetzen abgekühlten Wände nur auf Kosten seiner eigenen Elasticität erwärmen kann, wodurch seine Kraft, die man gern ganz zur Hebung des Kolbens verwenden möchte, zum Theil vernichtet und beträchtlich geschwächt wird, und wodurch auch die Kosten der Feuerung, die bei Maschinen der Art, welche so viel Brennstoff fordern, sehr groß sind, erhöht werden. Diese Kosten, das sahen die sparsamen und umsichtigen Engländer bald ein, könnten auf die Hälfte, ja selbst auf ihren dritten Theil herabgebracht und dadurch der eigentliche Nutzen der Maschine sehr erhöht werden, wenn man die fatale, immer wiederkommende Erhitzung und Abkühlung der Wände des Cylinders auf irgend eine Weise vermeiden oder doch umgehen könnte.

James Watt (geb. 1736 in Schottland, gest. den 25ten August 1819) ist der Mann, dem man diese wesentliche Verbesserung der Dampfmaschine verdankt, durch welche es möglich geworden ist, den Wänden des Cylinders immer die unabänderliche Temperatur des kochenden Wassers (von 80 Grad Reaumur) zu geben, dadurch die Dämpfe in ihrer vollen Elasticität zu erhalten und ihre ganze ungetheilte Kraft blos auf die Hebung des Kolbens zu verwenden. Wir wollen sehen, ob sich diese Verbesserung auch ohne Zeichnung völlig deutlich machen läßt.

Dem erwähnten Hindernisse würde offenbar abgeholfen seyn, wenn man die Verdichtung, oder besser, die Vernichtung der Dämpfe nicht, wie bisher, in dem Cylinder selbst, sondern in einem eigenen andern Gefäße vor sich gehen lassen könnte. Dieses Gefäß müßte aber, der Natur der Sache gemäß, mit dem Cylinder durch irgend ein Mittel, z. B. durch eine Röhre in Verbindung stehen. Zu diesem Zwecke brachte man unter dem Boden des Cylinders ein Gefäß an, in welchem kaltes Wasser enthalten ist, und welches Gefäß durch eine Röhre oben am Cylinder, da, wo der Stempel, wenn er seinen höchsten Standpunkt erreicht hat, aufhört, in denselben mündet. Diese Röhre hat bei dieser Mündung eine Klappe, die sich auswärts öffnen läßt. So lange nun der Kolben noch unter der Klappe ist, bleibt diese durch ihre Schwere und durch den abwärts gerichteten Druck der atmosphärischen Luft geschlossen. Sobald aber der Kolben die Klappe passirt und dadurch eben seinen höchsten Punkt erreicht hat, wird die Klappe durch den aufwärts gerichteten Druck des Dampfes geöffnet, und der Dampf strömt in diesem Augenblicke mit großer Schnelligkeit in die geöffnete Röhre und durch diese in das unten stehende Gefäß, wo er durch das in diesem Gefäße stehende kalte Wasser sofort zersezt oder verdichtet, condensirt wird, weßhalb denn auch dieses Gefäß der Condensator heißt. Durch diesen Condensator wird also, wenn der Kolben seine größte Höhe erreicht, d. h., wenn der Dampf so eben seinen lezten Dienst gethan hat, dieser Dampf selbst völlig vernichtet und dadurch in dem Cylinder ein völlig leerer Raum erzeugt, in welchem daher der Kolben, durch den Druck der äußern Luft, sogleich nach seinem Aufsteigen wieder herabgehen, und zwar so lange herabgehen wird, bis er wieder, durch die Herbeiführung neuer Dämpfe unter ihm, zu steigen gezwungen wird. Dabei können also, wie man sieht, die Wände des Cylinders immer in einer sehr hohen Temperatur erhalten werden, was zur erneuerten schnellen Dampfbildung für das jedesmalige Aufsteigen des Kolbens eine sehr wesentliche Bedingung ist. Die Seitenwände des Cylinders dürfen somit nicht mehr, wie zuvor, abgekühlt werden, wodurch ein großer Theil der Dampfkraft völlig verloren geht, und es ist schon genug, wenn nur der Condensator immer ganz kaltes Wasser und nicht etwa selbst elastische Dämpfe enthält, wodurch die gewünschte Zersetzung unsers Dampfes offenbar gehindert werden würde.

Allein diese lezte Forderung bietet wieder eine neue Schwierigkeit dar. Durch das Herabsteigen der heißen Dämpfe in den Condensator wird nämlich das Anfangs kalte Wasser desselben allmählig selbst erhizt, und dieses erhizte Wasser wird nun ebenfalls Dämpfe erzeugen, die dem aus dem Cylinder kommenden Dampfe schädlich entgegen wirken müssen, so daß dadurch die Wirkung der ganzen Maschine gehindert und ihr Gang bald völlig aufgehoben werden würde. Diesem Uebel zu begegnen, muß also das kalte Wasser des Condensators immer erneuert, oder bei jedem Zug des Kolbens durch anderes ganz kaltes ersezt werden. Um dieses ohne fremde Kräfte und durch die Maschine selbst zu thun, bringt man im Gefäß des Condensators eine gewöhnliche kleine Pumpe an, deren Stempelstange mit dem Hebel der Maschine in unmittelbare Verbindung gesezt wird. Auf diese Weise wird nun durch den Dampf des Cylinders selbst, d. h. durch die damit hervorgebrachte Bewegung des Hebels, das erwärmte Wasser des Condensators bei jedem Zug der Maschine herausgepumpt, wobei für den Zufluß von ganz kaltem Wasser aus einer nahe stehenden Cisterne gesorgt ist.

Diese wesentliche Verbesserung der Dampfmaschine hat der oben genannte Watt erfunden, ein Mann, der, von armen Eltern erzeugt, volle 32 Jahre in dürftigen Umständen als ein Diener der Universität in Glasgow verlebte und dann durch die Unterstützung des Dr. Röbuck und mit Hülfe seines spätern Associés Boulton aus Birmingham, aber noch mehr durch seine eigene Erfindungskraft und Industrie plötzlich, wie durch ein Wunder, zu einer Wohlhabenheit und Berühmtheit sich erhob, die selbst in England höchst selten genannt werden kann. Die ganze Gegend um Birmingham, die früher einer Wüste glich, wurde durch diesen Mann in wenig Jahren mit Fabriken und reichen Villen bedeckt, und seine dankbaren Landsleute sezten ihm nach seinem Tode eine große Statue auf dem Hauptplatze von Birmingham auf öffentliche Kosten, zu der alle Gebildete der drei vereinigten Königreiche ihren Beitrag zu entrichten sich beeilten. Wir werden bald Gelegenheit haben, noch andere Verdienste dieses seltenen Mannes um dieselbe Maschine kennen zu lernen, deren Nutzen er bereits, durch die bloße Erfindung des Condensators, um mehr als das Doppelte erhöht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den ungedruckten Memoiren des Fürsten von Ligne.

(Fortsetzung.)

Warum hat Alexander nicht angegriffen, bevor Bernadotte und Davoux sich vereinigten? Da er einmal nicht drei Tage vorher angegriffen, warum hat es nicht drei Tage nachher gethan, da sieben, achttausend Mann von Essen zu ihm gestoßen wären? Warum war sein Heer, ohne Reserve, in Einer Linie aufgestellt? Warum lehnte es sich an einen See? Warum formirte Bonaparte aus seinen Truppen, die nicht ins Feuer kamen, zehn Vierecke? Verlor er die Schlacht, wogegen freilich der Augenschein

sprach, so wurden sie gesprengt, statt seinen Rückzug zu decken. Ich denke aber, er hätte sie zu gedrängten Kolonnen formirt, um die Massen zu sprengen, die ihm die Kommunikation mit den Wiener Brücken hätten abschneiden wollen. Warum sind die russischen Abtheilungen so langsam vorgerückt? Es sind Kolonnen von Schildkröten, und der Waffenstillstand hat Kolonnen von Krebsen aus ihnen gemacht.

Der Kaiser der Franzosen war Herr und Meister der ganzen Monarchie, war faktisch Kaiser von Oesterreich, während der unsrige nur noch Kaiser von Holitsch war; er konnte die Grenzen seines Reichs an das rechte Donauufer rücken, sie hinauf nach Sachsen, hinunter an das adriatische Meer laufen lassen und uns sammt Böhmen, Mähren, Gallizien und Ungarn auf dem rechten Ufer für seine nordische Macht erklären: und so sage ich, Napoleon hat Mäßigung bewiesen. Die sogenannten Patrioten, die gegen ihn schreien, statt daß sie sich schlagen und ihn zu schlagen suchen, kommen mir vor wie Hunde, die den Mond anbellen, dessen Spiegelbild sie im Wasser sehen.

In der einzigen Privatunterredung, die Napoleon mit Zinzendorf hatte, sagte er zu ihm: „Ich wunderte mich nicht wenig über die Antwort, die mir Ihr Kaiser auf meine Frage gab, warum er mich bekriege? „Ich glaubte,“ sagte er, „und es ist mir versichert worden, Sie streben nach der Universalmonarchie.“ Er spricht sehr laut, und so wundert es mich nicht, so leise auch ich gesprochen habe, daß von dem, was bei unserer Zusammenkunft geredet worden, Einiges behorcht worden ist.“ — Er sagte auch noch zu Zinzendorf: „Wie kann der Enkel so vieler Kaiser in solchen Dachkammern hausen? Ich bin nur ein kleiner Edelmann, Sie sollten aber sehen, wie ich eingerichtet bin. Nicht einen Teppich konnte ich in dem Schönbrunn bekommen.“ Bei derselben Gelegenheit äußerte er ferner noch: „Ein seltsames Ding, eure deutschen Herrn und Ritter! keine Religiosen, keine Krieger! Ich mag den Erbadel nicht, und zwar nicht etwa, weil ich selbst nur ein kleiner Edelmann bin; mir gilt nur der Adel, den ich selbst mache. — Wollte ich mich mit den Russen verbünden, was würde aus euch Preußen und Oesterreichern? Aber seyd ruhig, ich mag die Barbaren nicht aus ihrer Heimath locken. Greift bei den Türken zu, damit sie nicht zugreifen! — Man fabelt gar Vielerlei über mich: bald heißt es, er ist ein kräftiger Mann, dann wieder, er ist mager, kränklich, er stürmt auf sein Leben los und kann es nicht lange treiben. — Nie hätte ich zugegeben, daß sich meine Minister und Generale in den Zimmern des Kaisers und der Kaiserin einquartirten; wer dachte aber daran, daß sie in Dachkammern wohnen? — Ich könnte euch einen schlimmen Streich spielen: ich habe für hundert Millionen von euern Papieren in Händen, die so trefflich nachgemacht sind, daß ich wette, man merkte es nicht, wenn ich sie in Umlauf sezte. Aber ich verbrenne sie oder gebe sie euch zurück.“

Ein andermal sagte er: „Ich frage Jedermann, warum man mir den Krieg erklärt hat? Da antwortet der Eine: weil man sich im Moniteur hat beschimpfen lassen müssen. — Ein vortrefflicher Grund! wegen Zeitungsartikeln Menschen umbringen und Länder verheeren! Ein Anderer meint: weil Sie ein Auge auf Venedig hatten. — Ich fußte bereits am Ocean, wie hätte mich da das adriatische Meer locken sollen! Ich hatte ganz andere Dinge im Kopf, das versichere ich euch!“

Was ihm hier am meisten Ehre gemacht, das ist, daß er alle Ehrenbezeugungen und Huldigungen von sich gewiesen hat. „Ihr habt einen Kaiser; all dergleichen gebührt nur ihm. Ich passire hier nur, um die Russen zu schlagen.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Seele.

Wie soll die Seele heilig seyn
Und ohne Fehle?
Von Gottes Schönheit nur ein Schein,
Ein Schatte nur ist deine Seele;

Ein dunkler Schatte nur auf wind-
Bewegten Wellen,
Der sinkt, wenn sie gesunken sind,
Und steigt, wenn sie auch wieder schwellen.

Und hast du sie zulezt gestillt,
Was bleibt dir Guten?
Ein ungeregtes Schattenbild
Auf unbewegten Wasserfluthen.

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Der Tunnel.

Bereits hatten sich einige Männer schwimmend in die Gallerie geworfen, um die Leute im Kahn zu warnen; Andere riefen mit Sprachröhren in die Gallerie. Dieß hört der junge Mensch, der die Ingenieurs begleitet; er bemerkt, daß der Abstand des Gewölbes vom Wasser viel kleiner geworden ist — kaum betrug er noch vier Fuß — er erschrickt, springt auf, schreit: fort! schlägt den Kopf an das Gewölbe, fällt zurück und reißt den Kahn sammt der Leuchte mit sich ins Wasser. Kaum hat Brunel wieder aufgetaucht, so ruft er seine Begleiter bei Namen; zwei geben Antwort und beschwören ihn, sich schleunigst hinauszumachen, denn das Wasser

steigt fortwährend. Brunel taucht zu wiederholten Malen unter, findet endlich den Körper des Vermißten und zieht ihn herauf. Die Freunde drängen wieder in ihn, an seine eigene Rettung zu denken, er bittet sie nur, ihm den Ertrunkenen auf die Schultern zu laden. Von seinem Beispiele begeistert, tragen sie wechselsweise die Last. Das steigende Wasser stößt ihre Köpfe alle Augenblicke an das Gewölbe, und nur nach unsäglicher Mühe erblicken sie endlich das Tageslicht wieder. Noch waren sie nicht zur Hälfte die Treppe herauf, so war das Gewölbe im Wasser verschwunden. Der Gerettete wird untersucht: es war eine Leiche, der Unglückliche hatte sich am Gewölbe den Schädel zerschmettert.

Es war dieß der lezte Unglücksfall; die Dampfpumpen gewannen wieder das Uebergewicht, und nicht lange, so konnte die Arbeit fortgesezt werden. Sie wurde es auch schon mehrere Monate, da brach das Wasser zum zweitenmal ein. Dießmal befand sich der jüngere Brunel im Tunnel; eben war er vom Schilde weggegangen und hatte die Hälfte der Gallerie zurückgelegt, da schlug der Schreckensruf: water, water! an sein Ohr; er fliegt hin: da war nicht mehr zu helfen. Nachdem er sich soweit orientirt hatte, daß er seinem Vater Bericht darüber abstatten konnte, versammelt er die Arbeiter, spricht ihnen Muth ein, und sie eilen, er der lezte Mann, der Treppe zu. Hier sagt ihm Ein Blick, daß noch Viele fehlen; er kehrt zurück in das Gewölbe, wobei ihm das Wasser bereits bis an den Gürtel geht; er eilt dahin, woher ein verworrener Lärm schallt, und bemerkt, daß eine Anzahl von Arbeitern, statt durch die gewöhnliche Gallerie zu flüchten, in die andere gerathen ist, von der man nicht zur Treppe gelangen kann; statt umzukehren, versuchen es die Unglücklichen in der Angst und Verwirrung, da das Wasser reißend schnell steigt, durchzubrechen, was durchaus unmöglich war. Brunel erscheint, seine Stimme gebietet Schweigen, und er führt sie gegen die Treppe. Alle sind vor ihm, außer zwei, die nicht schwimmen können und ihn mit Thränen bitten, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Brunel nöthigt den einen, einen Familienvater, sich ihm auf den Rücken zu setzen, und erreicht glücklich die Treppe mit ihm. Er entwindet sich den Händen, die ihn gewaltsam zurückhalten wollen, schwimmt noch einmal in das Gewölbe und rettet auch den zweiten. Bereits war er von treibendem Gerüstholz beschädigt worden, als er aber eben mit dem zweiten Geretteten die Treppe betreten will, stößt ihn ein großes Stück Holz an den Kopf; doch da waren hundert Hände zu seiner Rettung bereit; er wird ohnmächtig nach Hause getragen, und seine Wunden fesseln ihn beinahe zwei Monate ans Bett.

Die folgende Geschichte kann einen Begriff davon geben, welch panischer Schrecken oft die Arbeiter beim Einbruche des Wassers befiel. Einem der Arbeiter im Schilde schoß in seiner Abtheilung das Wasser an, und er rief daher einem Handlanger zu: „Das Wasser kommt! Heu her! Heu her!“ Kaum hört dieß der Handlanger, der erst seit wenigen Tagen beim Geschäft war, so läuft er spornstreichs davon, die Treppe hinauf, in Brunels Kabinet, schreit ihm zu: „Der Tunnel ist voll Wasser!“ und rennt wie wahnsinnig davon. Brunel läuft an die Treppe und sieht hier, wie der Arbeiter, über die Brustwehr gebeugt, aber mit abgewandtem Kopf und vor lauter Angst fest geschlossenen Augen, krampfhaft ein von ihm hinabgelassenes Seil schüttelt und dazu schreit: „Jack, take it!“ (faß an!) Jack war sein Bruder. Brunel sieht hinab: kein Wasser; er geht unter dem fortwährenden Geschrei: Jack, take it! hinab, und sieht beim Eingang in die Gallerie die Lichter der Minirer in der ungeheuren Perspektive. Es war ein blinder Lärm. Die Arbeiter machten sich über den Schreck des Irländers lustig, dem Wasser war glücklich Einhalt gethan worden, und der arme Teufel hieß von nun an Jack take it.

Die Erfahrungen, welche man durch so viele mit Kühnheit bekämpfte, mit Glück überwundene Gefahren gesammelt, lassen zuversichtlich auch für die Zukunft das Beste hoffen. Ueberdieß hat man die größten Schwierigkeiten im Rücken, denn über die Hälfte des Werks ist bereits vollendet und man ist über die Stelle hinaus, wo sich das Flußbett am wenigsten über das Gewölbe des Tunnels erhebt. Hoffentlich wird also das Parlament dafür sorgen, daß so viel Geld, Genie und Kunst nicht umsonst verschwendet ist.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Bundesuniversität.

„Durch dieß gemeinschaftliche Band, durch diesen Nationalcharakter fühlen sich die Schweizer bei ihren großen Vereinigungen und Nationalfesten, bei ihren Associationen und ihren Bundesschießen angezogen. Diesen Nationalcharakter würde mächtig und würdig eine Bundesuniversität entwickeln und in die Höhe bringen. Durch sie dürften auch unsere jungen Leute nicht allein keine dem Vaterland entfremdeten Kosmopoliten werden, sondern ächte Schweizer in noch würdigerer Bedeutung. Außer den allgemeinen Vortheilen, die sie jezt auf fremden Universitäten suchen, fänden sie in der Heimath noch ganz besondere. Eine blühende Schweizeruniversität wäre auch für das Vaterland ein neues Bollwerk im Fall eines Angriffs von außen; sie wäre das lebendige Bild der Weisheit und der geistigen Thätigkeit, welche das Vaterland besser beschüzen würde, als es einst das blos materielle Bild der Pallas in Troja that. Eine Schweizeruniversität müßte eine hohe Lehranstalt für alle Wissenschaften, für alle Meinungen, für alle intellektuellen und scientivischen Bedürfnisse seyn, eine Bundesuniversität, berechnet auf die ganze Schweiz, ohne irgend einen Kanton davon auszunehmen. Sie darf weder unter dem besondern Einfluß des Kantons stehen, in dem sie errichtet ist, noch ausschließlich unter dem der konkordirenden Kantons. Nur allgemein wissenschaftlicher, nur rein föderaler Geist darf da herrschen, und um ihren föderalen Zweck zu erfüllen, um ganz zu gelingen, soll sie weder ausschließlich seyn für die Kantone, die sie gründen, noch für den Kanton, wo sie gegründet wird. Eben so wenig darf sie nur eine Kantonalakademie in vergrößertem Maaßstab werden, sondern eine Anstalt, womit die konkordirenden Kantons der Schweiz noch mehr ein Geschenk machen, als sich selbst. Daher kann sie nur in voller Unabhängigkeit gedeihen und es muß da im Unterricht unbedingte Freiheit herrschen; ihre Administration muß so unabhängig seyn, als möglich.“ Wer, der die Wissenschaften und höhern, würdigen Unterricht liebt, möchte nicht diesen Grundsäzen seinen vollen Beifall zollen? Sehr zu bedauern ist es, daß ihnen der in der Schweiz noch sehr vorherrschende, enge Kantonalgeist auf verschiedenen Wegen und aus verschiedenen Gründen entgegensteht und sogleich entgegenwirkte, besonders von Seiten Genfs und Zürichs. Sie thaten dieß aus verschiedenen Gründen, Genf um seine eigenen wissenschaftlichen Anstalten nicht zu vernachlässigen und von einer anders redenden Universität abhängig zu seyn; Zürich, um nicht durch eine Bundesuniversität der Züricher Universität zu schaden, die es in petto hatte und die hierauf auch aufgethan worden ist, aber, wie es scheint, keine Lebenskraft hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Juli 1833.

L'esprit, l'imagination,
Les graces, la plaisanterie,
Voilà votre philosophie.

Voltaire.

Bruchstücke aus den ungedruckten Memoiren des Fürsten von Ligne.

(Beschluß.)

1807. — Endlich habe ich ihn gesehen, den Mann, der Könige macht und absezt. Ich erfuhr, daß er nach seinen Siegen, seinen Zusammenkünften und seinem Frieden über Dresden nach Paris zurück wolle, und begab mich am 17ten Juli von Töplitz an jenen Ort. Ich stellte mich mit dem Herzog von Weimar an die Hoftreppe mitten unter die Volksmenge. Der Kaiser und der König kamen, in Folge der Menge und Unbeholfenheit der sächsischen Hofleute, so langsam herauf, daß ich erstern von Kopf bis zu Fuß ganz genau betrachten konnte. Den Kopf trug er, meinem Gefühl nach, schön und der Ausdruck seines Gesichts war edel militärisch; und dieser Adel ist wesentlich verschieden vom Kronen- und Patentadel, der an das Geringschätzige, Impertinente streift, was man freilich häufig für Adel hinnimmt. Sein Blick war fest, ruhig, imposant; er sah, wie er so heraufkam, aus, als ginge ihm recht viel Großes im Kopf herum. Dadurch bekam sein Gesicht den Charakter von Ruhe, die wohl der natürliche Ausdruck desselben ist. Aber Tags darauf mißfiel mir dasselbe Gesicht, und zwar wegen eines grinsenden Lächelns, das Gutmüthigkeit, Gefühl, Protektion ausdrücken sollte, und womit er in der Gemäldegallerie die Canaille und mich begnadigte. Als er sich zu uns wandte, sagte ein Frauenzimmer, das so neugierig war wie ich: „Wie gut, wie lieb sieht er aus!" — „O, mein Fräulein!" rief ich, es ist ein Ungeheuer!" Wie ein Liebhaber in einer Ecossaise dem Gegenstand seiner Flamme folgt, so ging ich ihm im Gedränge die Kolonne hinauf und hinab nach, um ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und so entging mir auch kein Blick, kein Wort von ihm. Der Ton seiner Stimme kam mir etwas gemein vor. Er machte mehrere Fragen und Bemerkungen in etwas abgerissenem Styl, und merkwürdigerweise in der Manier der Bourbons, an die auch sein Schaukeln, wenn er geht oder steht, etwas erinnert. Erbt man solches auf dem Thron von Frankreich, oder ist es ein absichtliches Spiel?

Bei einem Mann, der nichts absichtslos weder thut, noch sagt, muß man auf Alles achten. So habe ich unter Anderm bemerkt, wie er vor der Magdalena von Correggio, vor den Titians, vor der herrlichen Skizze von Rubens, die drei Grazien u. s. w. flüchtig vorüberging, dafür aber vor einem Bataillenstück oder einer großen historischen Darstellung mit sichtbarer Aufmerksamkeit stehen blieb. Noch einmal: ist dieß Natur oder Spiel? Ich glaube, hier darf man wohl sagen, es war für die Gallerie. Jenes gutmüthige Lächeln war, meinem Gefühl nach, ganz und gar nicht an seinem Platz. Man muß, wenn man

sich einer Masse Volks gegenüber sieht, in der Miene ausdrücken, daß einem der frohe Zudrang Freude macht, muß aber ernst bleiben, denn das Publikum verdient Achtung. Familiär darf man nie werden, noch weniger aber den Gutmüthigen blos spielen. Solche kleine Nuancen sind für einen großen Mann wirklich zu fein, und in der That ist es kaum der Mühe werth, an dergleichen zu denken; aber jene Nüancen charakterisiren die gute Gesellschaft, und dem unterjochten Europa wäre besser, der Weltmann spräche aus ihm, als der Zögling des Lagers.

Der König hatte für Talleyrand ein Souper zu dreißig Couverts bereit halten lassen. Ich erkannte ihn beim Scheine der Illumination auf der Brücke, als er hereinfuhr. Ich eilte ihm voraus und kam vor ihm in den Brühlschen Pallast, wo er absteigen sollte. Wir speisten zusammen unter vier Augen an der Tafel zu dreißig Couverts, und er war, wie immer, einer der liebenswürdigsten Männer, die es geben kann. Bei ein paar Scherzen über Personen und der Welt Lauf wagte er kaum den Mund zu verziehen, so als ich, auf die Kunde, die ich von ihm erhielt, der König von Sachsen sey Herzog von Warschau geworden, ihn fragte, ob dieß Lohn für kriegerisches Verdienst sey, etwa wie Lefevre Herzog von Danzig geworden?

Napoleon badete, gab im Bad Audienzen, ging zu Bette, stand um fünf Uhr auf, besuchte im Spital die Blessirten von Jena, besah dann die Festungswerke und die Kadettenschule, wo er Fragen an die Zöglinge machte und sie dabei an den Ohren zupfte. Dieß ist eine seltsame Manie oder Manier. Johann von Lichtenstein machte er es bei der Unterhandlung zu Brünn eben so; aber eines Tags, da er hinsichtlich einiger Artikel andern Sinns geworden war, wunderte er sich nicht wenig, als ihm der Unterhändler sein Ohr nicht ließ und sprach: „Wenn der Held des Jahrhunderts am Dienstag nicht spricht wie am Montag und sein Wort nicht hält, so tritt er seinem Ruhm zu nahe. Ein Soldat kann da nicht mit ihm verhandeln; ich muß ihm einen Minister schicken.“ Dieß imponirte ihn doch.

Ich speiste täglich mit meinem guten, lieben Herzog von Weimar mit allen Fürsten des Rheinbunds, denen ich sagte, sie sähen aus, als wären sie ins Thal Josaphat zum jüngsten Gericht gekommen. Doch ich irrte mich; denn da sind sie nun zu Paris, um ein anderes Gericht über sich ergehen zu lassen. Ich war der einzige Landesherr oder von Land und Leuten gejagte Herr — und ich bin das Leztere — der sich ihm nicht vorgestellt und um etwas gebeten hat. Napoleon war guter Laune; vielleicht hätte er mir ein Ländchen gegeben, wodurch ich in den Rheinbund gekommen wäre; dann hätte ich aber den Dienst aufgeben müssen, und seit siebzehn Jahren ist der gegenwärtige Zeitpunkt just der einzige, wo ich es nicht mit Ehren thun kann. Der Erzherzog Karl hat mir vom Kaiser eine Kompagnie der Gardes du Korps geben lassen. Und dann, wie lange wird dieses Mosaikreich währen? Ein Sturz vom Pferde, und alles geht wieder bunt durcheinander. — Noch ein weiterer Grund hielt mich ab, mich ihm in Dresden zu nähern, wie früher in Wien: leicht konnte er mich zu gut aufnehmen, oder aber zu schlecht. Im ersten Fall kompromittirte er mich, oder ich that es selbst, im zweiten, d. h. wenn er mich über die Späße zu Rede stellte, die ich mir auf seine Kosten erlaubt — denn er erfährt Alles — kam ich in grausame Verlegenheit. „Herr, bald nennen Sie mich Satan I., dann wieder tremblement de terre, l'homme diable, Mahomet, Cagliostro!“ Was hätte ich sagen sollen? Er weiß schwerlich, wie sehr ich das außerordentlichste Wesen, das je die Erde trug, bewundere.

*

Heute, vielleicht zu der Stunde, wo ich schreibe, ist es ein Jahr, daß die schöne Seele des unglücklichen Prinzen Louis Ferdinand seinem schönen Körper entfloh, weil er Niemand um sich hatte, der den Krieg verstand, und weil er selbst noch sehr wenig dabei gewesen war. Wäre er nicht geblieben, jene Schlappe hätte einen guten Feldherrn aus ihm gemacht. Aber Gott! der ganze Stab war bei Jena auf einem Klumpen vor dem rechten Flügel, wo man vor dichtem Nebel den Feind nicht sehen konnte. Eine Salve tödtet drei, vier Generale, verwundet die Pferde mehrerer Prinzen; keine Avantgarde, keine Patrouillen, keine Vedetten!

Hätten die Franzosen Dänemark so ungerecht überfallen, wie die Engländer thaten, und durch das Bombardement von Kopenhagen zweitausend Bürger getödtet, was wäre das für ein Geschrei. Die Ungeheuer! hieße es; aber die Engländer sind Engel.

Ich wette, Napoleon hat den christlichen Gottesdienst nur deßhalb wieder in Frankreich eingeführt, weil er eingesehen, daß er die festeste Stütze des Throns und jeder Regierung sey. Im Protestantismus mag er das Geschwisterkind der Demokratie erblickt haben. Allermittelst, bis er mit seiner Universalmonarchie ins Reine kommt, sollte er wenigstens im Katholizismus eine herstellen. Dazu gehörte ein gutes Konkordat mit dem Pabst, ein Concilium, ein griechischer Patriarch; mit dem leztern würde der Handel mit dem heiligen Geist, mit den übrigen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ins Reine gebracht. Das wäre Alles bald in Richtigkeit.

Ich höre sagen, man müsse den Krieg von vorne anfangen; wer sagt das? Männer und Weiber, die nicht begreifen, wie ich so barbarisch seyn und eine Schnepfe todtschießen kann, die sie übrigens mit Vergnügen verzehren. Ich nenne sie nicht, denn sie stehen meinem Herzen nahe.

Ueber Dampfmaschinen.

(Fortsetzung.)

In der That werden die Leser von selbst noch manche Unvollkommenheiten bei der bisher erklärten Einrichtung der Dampfmaschinen bemerken. So wird z. B. das Steigen des Stempels durch den Druck des Dampfes, das Sinken desselben aber durch den der Atmosphäre bewirkt. Es werden also zwei verschiedene Mittel angewendet, und wenn beide nicht eine fast gleich große Wirkung äußern, was schwer zu erreichen ist, so wird das Sinken und Steigen des Stempels in ungleichen Zeiten vor sich gehen und der Gang der Maschine wird somit ungleich seyn. Gewöhnlich sinkt der Stempel viel schneller, als er steigt, d. h. das äußerste Ende des mit der Stempelstange verbundenen Hebels steigt viel schneller, als es sinkt, was dem großen Drucke der äußern Luft zuzuschreiben ist, der den des Dampfes gewöhnlich übertrifft; überdieß wirkt der Druck der Luft gleich Anfangs mit seiner ganzen Kraft, während der des Dampfes sich nur allmählig entwickelt. Wenn die Maschine nur dazu bestimmt ist, Wasser oder Kohlen und dergleichen aus Gruben zu heben, so kann man diese Ungleichheit des Hin- und Herganges als unbedeutend außer Acht lassen. Wenn nur das Aufsteigen des Hebelendes und damit das Heraufkommen der zu hebenden Last gesichert ist, so liegt wenig daran, ob der oben geleerte Eimer oder Korb schnell oder langsam abwärts steigt, um in der Tiefe wieder mit einer neuen Last gefüllt zu werden, gerade so, wie es bei den gewöhnlichen Ziehbrunnen, wo zwei Eimer an einer Kette über einem Rade hängen, gleichgültig ist, ob der leere Eimer schnell oder langsam hinabgelassen wird, wenn er nur, nachdem er gefüllt ist, durch die Maschine leicht heraufgebracht werden kann. Anders aber verhält sich die Sache, wenn die Dampfmaschine ein Rad treiben soll. Wozu man auch dieses Rad brauchen will, so wird erfordert, daß es sich gleichförmig, daß es sich immer mit derselben Geschwindigkeit bewege, und das hat bei der bisherigen Einrichtung offenbar nicht statt.

Watt begegnete dieser wesentlichen Unvollkommenheit auf folgende sinnreiche Weise. Er verschloß den Dampfcylinder, der bisher oben offen gelassen wurde, durch einen starken metallenen Deckel, der nur in der Mitte eine kleine Oeffnung hatte, durch welche die Stange des Kolbens luftdicht hin- und herging, so daß durch diese Oeffnung weder die äußere Luft in, noch der innere Dampf aus dem Cylinder treten konnte. Der Cylinder selbst wurde ganz leer gemacht, und also auch das Wasser, das bisher den Boden desselben bedeckte und zur Dampferzeugung durch das unten angebrachte Feuer bestimmt war, aus dem Cylinder geschafft. Dafür sezte er neben den Cylinder einen kleinen Ofen, über den ein mit Wasser gefüllter und mit einer metallenen Glocke luftdicht bedeckter Kessel gestellt wurde. Die Glocke, in welcher sich der Dampf des erhizten Wassers sammelt, steht mit dem Cylinder durch zwei Röhren, oder vielmehr durch eine einzige Röhre, die sich aber am Ende gabelförmig in zwei Theile theilt, in Verbindung, welche Röhren den Dampf unmittelbar aus der Glocke in den Cylinder führen. Diese beiden Röhren sind es, welche ihn in den Stand sezten, die atmosphärische Luft ganz zu entbehren und zugleich dem Rade der Maschine den gewünschten gleichförmigen Gang zu geben. Die nähere Einrichtung ist aber diese. Wenn der Stempel eben herabgehen soll, so tritt der Dampf durch die obere jener zwei Röhren in den obern Theil des Cylinders, der über dem Stempel ist, und drückt daher denselben herab, ganz eben so, wie ihn bei der frühern Einrichtung die Atmosphäre herabgedrückt hat. Dieses Sinken des Stempels findet kein Hinderniß, weil während desselben der untere Theil des Cylinders durch seine eigene Röhre in freier Kommunikation mit dem unter dem Cylinder stehenden Condensator ist. Wie aber der Stempel den Boden des Cylinders erreicht, bekommt die Sache durch Hülfe zweier Hähne, die sich durch die Wirkung der Maschine selbst öffnen und schließen, eine andere Gestalt. Nach der Umdrehung dieser Hähne kann nämlich nun der Dampf aus der Glocke nicht mehr, wie so eben, durch den obern, sondern er muß jezt durch den untern Schenkel jener Röhre in den untern Theil des Cylinders unter dem Stempel treten; er hebt daher diesen Stempel auf, und auch dieses Steigen des Stempels findet kein Hinderniß, weil jezt der über dem Stempel befindliche Dampf, der ihn so eben niedergedrückt hat, durch eine eigene Röhre in den Condensator übergeht und dadurch sogleich vernichtet wird. Eine kleine Bewegung der beiden Hähne sezt in dem Augenblicke, wo der Stempel seine größte Höhe erreicht hat, alle Theile der Maschine wieder in ihren ersten Zustand; der Dampf tritt sofort wieder durch den obern Schenkel der Röhre über den Stempel ein und drückt ihn wieder herab, und die Maschine sezt ihr wechselseitiges Spiel, ihr Steigen und Fallen des Stempels mit immer gleicher Geschwindigkeit fort. Man nennt diese verbesserte Art von Dampfmaschinen: mit doppelter Wirkung, während die, bei welchen das Sinken des Stempels durch den Druck der äußern Luft bewirkt wird, atmosphärische oder auch Maschinen mit einfacher Wirkung genannt werden. Daß die Vortheile der neuen Einrichtung wegen der dadurch erhaltenen gleichförmigen Bewegung groß sind, ist klar, aber es muß auch bemerkt werden, daß die Ausgaben für die Feuerung bei ihr wenigstens doppelt so groß sind als bei der frühern, wo die Luft, die glücklicherweise nichts kostet, die Hälfte der Arbeit unentgeldlich übernimmt.

Diese neue Ausgabe für eine größere Menge Holz oder Kohlen war aber für den sinnreichen und dabei ökonomischen Watt wieder ein neues Hinderniß, welches er, wenn er seinen Zweck ganz erreichen wollte, zu besiegen suchen mußte. Dazu kam noch, daß seine verbesserten Maschinen von doppelter Wirkung zwar allerdings viel gleichförmiger, als die alten, aber doch noch lange nicht völlig gleichförmig gingen. Die Ursache dieser noch zurückbleibenden Unvollkommenheit war leicht zu finden. Wenn der Hahn geöffnet und der Zutritt des Dampfes aus der Glocke in den obern oder untern Theil des Cylinders frei wird, so strömt dieser Dampf zwar mit großer Eile, aber doch immer erst während einer gewissen Zeit ein. Die Folge davon muß seyn, daß der Kolben anfangs nur langsam, aber dann immer schneller steigen oder fallen wird, je länger der Hahn offen bleibt, oder je mehr neuer Dampf zuströmt. Der Stempel wird sich also nicht gleichförmig, sondern sehr beschleunigt auf und ab bewegen, und er wird am Ende seiner Bewegung mit der größten Geschwindigkeit und mit einer solchen Gewalt an den obern oder untern Boden des Cylinders anstoßen, daß er dadurch die ganze Maschine erschüttert und sie in die Länge selbst gefährden kann. Diesem Uebelstande zu begegnen, gab Watt den beiden oben erwähnten Hähnen die Einrichtung, daß sie nicht mehr, wie sonst, während des ganzen Auf- oder Absteigens des Kolbens offen bleiben, sondern sich schon schließen, wenn der Kolben erst zwei Drittheile seines Weges zurückgelegt hat. Dadurch erreichte er den doppelten Vortheil, daß der Gang des Kolbens viel gleichmäßiger wurde, indem er jezt das lezte Drittel seines Weges nur durch die bereits erhaltene Geschwindigkeit und durch eine bestimmte, nicht mehr zu vermehrende Masse des Dampfes fortsezte, und daß zugleich, weil jezt viel weniger Dampf, als früher, gebraucht wurde, auch die Kosten für das Brennmaterial bedeutend vermindert wurden. Die so verbesserten Dampfmaschinen wurden Expansionsmaschinen genannt, weil bei ihnen der Zutritt des Dampfes mitten auf dem Wege des Kolbens gehemmt, und die fernere Bewegung des Kolbens der Expansionskraft des bereits vorhandenen Dampfes überlassen wird.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsezung.)

Charakter der Regierung. Die Quelle von Lavey.

Mit der Züricher Spekulation, ihre Universität zur Bundesuniversität erhoben zu sehen, wird es hoffentlich nichts werden, wenn man anders den oben ausgesprochenen schönen Grundsätzen treu bleibt. Unsere Waadländer Regierung steht neben solchem Egoismus recht würdig da, denn sie erklärte gleich Anfangs: le Canton de Vaud entend que l'université soit un bienfait pour la Suisse entière, il ne demande rien pour lui en particulier: il sait qu'elle ne saurait être placée chez lui; il n'exige pas que des Vaudois y soient employés comme proféssseurs. Il fournira une contribution, bien qu'il compte développer incessamment les institutions cantonales d'instruction publique.

Ueberhaupt hat der Gang unserer Regierung etwas Würdiges, das ihr gar wohl ansteht. Dadurch mußte sich auch seit geraumer Zeit die fast leidenschaftliche Anhänglichkeit der Waadländer an Napoleon und Napoleonismus vermindern, wenn auch nicht ganz verlieren, denn sie sehen ein, daß wir jezt doch etwas Besseres besizen, als seine Freiheit. Die vor Kurzem eingegangene Gazette Vaudoise wurde von einem ehemaligen Napoleonschen Offizier redigirt; es war also ganz begreiflich, daß sie bei ihrem Abtreten unter andern sagte: une feuille Vaudoise dont l'existence se liait aux événemens que pouvait amener un jour la majorité du fils de Napoléon dont la mort tant redoutée a renversé tous les plans d'une politique à la quelle se rattachait, on peut le dire, toute celle du Canton de Vaud. Diese Worte hätten noch vor zehn Jahren großen Anklang bei uns gefunden, so ganz unschweizerisch sie auch sind, nicht aber heutzutage. Die Würde unserer Regierung verbreitet sich von ihr auch auf die niedern Verwaltungsbehörden, z. B. auf die Kommunal-Räthe unserer kleinen Städte. Diese beschlossen in Vevey, Yverdun und Morges die Oeffentlichkeit ihrer Sizungen. Darin war ihnen bereits Lausanne vorausgegangen, das sich auch eine sehr freisinnige Kommunalordnung gegeben hat, aus der ich nur den 14ten Artikel hervorheben will: les membres du conseil communal qui seront appelés à un emploi ou à une fonction à la nomination de la municipalité, ne recevront à l'occasion de l'exercice de cet emploi ou de cette fonction aucun salaire, pension, indemnité, émolument ou vacation quelconque. Ob dieß aber nicht wieder schnurgerade zu einer Aristokratie des Reichthums oder doch der Wohlhabenheit führen wird? denn der Unbemittelte, der arbeiten und für die Seinigen Brod verdienen muß, kann keine Zeit auf die Kommunalfunktionen verwenden, sie also auch bei allem Eifer, gutem Willen und Talent dafür nicht annehmen.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen ist für unser Land die Entdeckung der Laveyschen Mineralquelle bei Bex, die vor zwei Jahren durch Zufall aufgefunden, und da man ihren Gehalt bei den angestellten chemischen Untersuchungen sehr bedeutend fand, gefaßt und dadurch gesichert und gereinigt wurde. Das größte Verdienst hat bei all diesen Bemühungen unser wissenschaftlicher Salinendirektor Charpentier in Bex, unter dessen Leitung die Arbeiten vorgenommen und glücklich vollendet wurden. Alle chemischen Prüfungen haben ergeben, daß die Laveysche Quelle Aix, Plombières und selbst Pfeffers bedeutend an mineralischem Gehalt übertrifft und daß sie bei Hautausschlägen, entzündlichen und nervösen Rheumatismen da schnell geholfen hat, wo bis dahin ärztliche Behandlung und jene Mineralbäder umsonst angewendet worden waren. Auch von dem Trinken dieses Wassers haben sich sehr günstige Folgen gezeigt. Zwanzig Schritte von der Quelle hat das Wasser noch 34° 7 Reaumur Wärme und strömt sehr reichhaltig. Von den 174 Kranken, die schon voriges Jahr von Ende Junius bis Anfang Oktobers da waren, wurden nur 24 entschieden nicht geheilt, 5 konnten das Wasser nicht ertragen, 6 haben es nicht fortgesezt, von 22 ist der Erfolg nicht bekannt, 117 gingen aber geheilt weg; gewiß ein merkwürdiges Resultat.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände

Freitag, 12. Juli 1833.

Mes amis, bénissons Dieu,
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit-il!

Béranger.

Prophezeihung von Nostradamus auf das Jahr MM.

Von Béranger.

Uebersezt von Adalbert v. Chamisso.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezei'n:
Im Jahr zweitausend wird von Jubelchören
Das glückliche Paris durchtönet seyn;
Man wird nur Einer Stimme Mißlaut hören,
Die wird am Fuß des Louvre's kläglich schrei'n:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
Des lezten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen, wird ein siecher Greise,
Ein armer Lazarus den Ruf erheben,
Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
Drauf gibt ihm ein Senator wohl Verweise:
Hört, Freund! hier darf von Betteln keiner leben. —
Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
Des lezten Königs Frankreichs euch erbarmen! —

Bist wirklich du von jener Sippe? — Ja!
Der ich zu Rom, zur Päbstzeit noch, die Krone
In meines Ahnherrn Händen schimmern sah.
Er mußte sie verkaufen; die Spione,
Die Skribler und die Helfer heischten da
Den vollen Goldeswerth zu ihrem Lohne;
Ein Stab ist nun mein Zepter. Wollt des armen,
Des lezten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenthurme,
Er hatte mir ein Handwerk untersagt,
Ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
Ihr Glückeskinder, sey es Gott geklagt!
Ich komme her, verschlagen von dem Sturme,
Ihr habt so oft die Meinen weggejagt:
O wollt doch, da ihr glücklich seyd, des armen,
Des lezten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
Und sprechen: komm mit mir nach meinem Gute;
Wir hören auf die Könige zu hassen,
Die lezten küssen höflich unsre Ruthe.
Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen;
Der ich aus altem Königsmörderblute
Entsprossen bin; ich will indeß des armen,
Des lezten Königs Frankreichs mich erbarmen.

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
Wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
Als Mair' in Saint Cloud wird er, schlicht und ehrlich,

Ein wack'rer Bürger seine Laufbahn enden.
Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
Und lezten Königs mochte mild erbarmen.

Der Obelisk von Luxor im Hafen zu Toulon.

Der Obelisk von Luxor rastet auf seiner Fahrt vom Nil um Europa herum, die Seine hinauf, nach Paris, seit einigen Wochen im Hafen von Toulon. Die Römer stellten in ihren Amphitheatern die Obelisken auf, die sie mit Egypten erobert hatten; die Franzosen mußten sich vom Vicekönig die Obelisken, die sie bei ihrem Feldzug nach Egypten nicht hatten mitnehmen können, schenken lassen. Allerdings waren Kunstschätze, wie jene Granitnadel der Cleopatra, welche jezt in einem eigens verfertigten Etui nach Frankreich schwimmt, nicht so transportabel als die venetianischen Pferde oder als spanische Madonnen. Doch gleichviel: die Errichtung jener mit Hieroglyphen bedeckten, monolithischen Hieroglyphen auf Märkten und Plätzen des modernen Europas spricht mächtig zur Einbildungskraft und die kleinsten Details darüber fesseln die Neugier. Die folgenden Betrachtungen über den Luxor — so heißt das Fahrzeug — und seine Ladung sind von einem bekannten französischen Poeten, und man wird sich nicht wundern, wenn seine Prosa bei einem mit der bewußten gloire française so nahe verwandten Gegenstand, zuweilen einen hohen Schwung nimmt.

*

Méry an Barthélemy.

Toulon, 3ten Juni 1833.

Vorgestern ist der Luxor im Bassin des Arsenals eingelaufen. Ich bin am gestrigen Sonntag hier angekommen, und somit gerade recht, um diesen glorreichen Wallfahrer nach Egyptenland zu besichtigen. Wegen des Sonntags brauchte ich, um ins Arsenal zu kommen, eine besondere Erlaubniß. Alle Werkstätten ruhten, nie hatte ich das Arsenal so still und friedlich gesehen; weit und breit kein Bewohner der Galeeren; und so gelangte ich denn, ohne daß mir Gesicht und Gefühl peinlich affizirt wurden, an das Bassin. Hier lag der Luxor trocken auf seinem Kiel. Er gleicht einer kleinen Korvette, und das Fahrzeug ist scheinbar stark, solid und doch leicht; aber der Schein täuscht: hier ist weder robur, noch aes triplex; es besteht aus weichem, schwarz bemaltem Holz, und der Bauch des Schiffes ist nicht beschlagen; der große Mast wurzelt nicht im Zwischendeck, sondern ist rechts und links unter den Mastkörben gespriest. Der Schiffsschnabel stellt ein Krokodil vor, als hieroglyphisches Wahrzeichen des Luxor. Erhebend ist der Gedanke, daß Frankreich in seinen Mußestunden in wenigen Tagen ein Fahrzeug eigens dazu baut, um einen Obelisken aus der Wüste zu holen. Hat einmal der Luxor seine Fahrt beendigt, so stellt man ihn wohl als eine Votivtrophäe zu Paris unter irgend ein Obdach, wie es die Römer mit dem Dreiruderer machten, der den Obelisken im Cirkus des Caracalla herübergeführt hatte. Den Luxor auseinander zu nehmen, wäre ein wahrer Frevel, denn er ist eine eigentliche Reliquie. Große Freude mag den Parisern dieses gallothebanische Fahrzeug machen, mit den weiß und grünen Moosarabesken, mit denen der Nil seine Seiten wie mit Hieroglyphen überzogen hat.

Ich ging mehreremale um den Luxor herum, um mich zu überzeugen, ob sein Rumpf nicht beschädigt worden sey; er hat durch die Fahrt auf dem Nil wirklich nicht im Mindesten gelitten und den Koloß von sechstausend Centnern recht wacker auf den Schultern getragen. Ich stieg an Bord, und hier war es fast so heiß, als in Theben selbst. Ein paar Matrosen lagen schlafend auf dem Verdeck, zwei Offiziere gingen auf und ab; alle Gesichter waren von der egyptischen Sonne gezeichnet. Drei herrliche Geier waren unten an einem Mast eingesperrt und streckten die Hälse durch das Gitter, als suchten sie ihre Horste auf den Pyramiden oder die Grotten von Mokatam. Wir gingen die Treppe hinab, und da stand ich vor dem Obelisken. Er war fast in seiner ganzen Länge eingehüllt und glich einer gigantischen Granitmumie, von der man nur Kopf und Füße sieht. Nie hätte ich mir die Masse so imposant vorgestellt; das Wort Obelisk gibt einem immer den Begriff von etwas Schlankem, Ausgezogenem, Magerem, und was hier vor mir lag, war fast eine Pyramide. Die ganz entblößte Spitze schien mir ziemlich stark beschädigt; denn die vier Flächen sind nichts weniger mehr als so glatt, wie sie aus der Hand des thebanischen Polirers hervorgegangen seyn mögen. Und dieß ist wahrhaftig kein Wunder: wie viel Jahrhunderte sind darüber hingegangen, wie viele Simouns haben das Haupt des tausendjährigen Greisen umbraust, wie viele Geier haben ihre Eisenschnäbel an diesem Granit gewezt! Nun besah ich die Basis, die gleichfalls offen daliegt; und hier bemerkt man etwas recht Interessantes: der Stein hat hier nämlich einen Riß, den man aber nur sieht, wenn der Obelisk niedergelegt ist. Der französische Ingenieur ist unschuldig an diesem Gebrechen; denn es läßt sich leicht darthun, daß es so alt ist als der Stein. Man hat nämlich beim Abnehmen des Obelisken den Riegel oder Schwalbenschwanz von Sycomorenholz, den schon die Egypter angebracht hatten, damit der Stein nicht weiter einreiße, noch vorgefunden. Dieser Schwalbenschwanz war verfault, hatte aber freilich fast fünftausend Jahre lang seine Schuldigkeit gethan. Der Ingenieur hat einen frischen Schwalbenschwanz, ganz von

der Form des frühern, in die alten Löcher eingetrieben. Wir erfahren dadurch, und dieß ist eben das Merkwürdige an der Sache, daß die Egypter mehrere tausend Jahre vor uns den Schwalbenschwanz, den wir erfunden zu haben meinen, angewandt haben. Wenn man das Nilthal ferner durchstöbert, findet man am Ende Dampfmaschinen in der thebanischen Nekropolis und Gasapparate in den unterirdischen Tempeln der Isis.

Auf dieser Fläche des Obelisken, die man nicht sieht, wenn er aufgerichtet ist, sind Figuren von Königen und Göttern nebst einem hieroglyphischen Datum eingehauen. Dergleichen Inschriften und Bilder waren den Egyptern, was uns jezt Münzen sind. Wir legen gemünztes Gold und Silber in die Grundsteine unserer Gebäude, sie stachen ihre Medaillen in den Stein selbst; also auch sie vertrauten nicht auf die ewige Dauer ihrer Obelisken. Es liegt etwas Trostloses in dem Instinkte, der den Menschen treibt, jene Münzen niederzulegen, jene Inschriften einzugraben, im Augenblick, wo er die erste Hand an ein Denkmal legt, auch schon an die Stunde zu denken, wo es zerstört werden wird. Dieses ängstliche Bemühen, den Zerstörern eine Ueberraschung zu bereiten, ist ein Gemisch von Leichtsinn und schauerlicher Vorsicht, wobei einem ganz bange wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Färbung des Montblanc bei Sonnenuntergang.

Von Professor Necker in Genf.

Wenn die Sonne eben untergehen will und der Himmel heiter ist, überzieht sich das gesammte Alpgebirge gegen Westen mit einer schönen Purpurfarbe, welche auf dem Montblanc wegen des glänzenden Schneemantels, in den sein Gipfel gehüllt ist, ins Orangefarbige sticht. Ist die Sonne für die Ebene untergegangen, so erscheinen die Gebirge noch ungleich lebhafter gefärbt, und die Ursache davon ist einfach der Kontrast. Einige Minuten später, wenn auch die niedrigern Gebirge im Schatten liegen, geht ihr Purpur in ein dunkles Blau über; der Kontrast zwischen den beschatteten und den von der Sonne beleuchteten Parthieen derselben, der bisher auffallend gewesen war, verschwindet, und ein blaugrauer, fast gleichförmiger Schatten legt sich über das Ganze her. Jezt ist der Montblanc der einzige irdische Punkt, der noch von den Sonnenstrahlen beleuchtet wird, und in Folge davon kleidet sich das ungeheure Schneefeld in das hellste orangegelbe Licht; zu derselben Zeit stechen die beschatteten Parthieen und der beleuchtete Gipfel am grellsten gegen einander ab. Zwei-, dreimal, da sich in diesem Augenblick gerade schwarze Wolken hinter dem Gipfel gelagert hatten, sah ich ihn so brennend roth, wie eine glühende Kohle. Ist nun endlich die Sonne auch für den Montblanc untergegangen, welcher Zeitpunkt etwa eine Viertelstunde, nachdem die Sonne für die Ebene von Genf verschwunden, eintritt, so überzieht sich der ganze Berg mit einem trüben Blauweiß, das ganz gleichförmig ist, weil der Kontrast zwischen den beleuchteten und den beschatteten Parthieen wegfällt. Dieses Ansehen des Bergs verhält sich zu dem vor wenigen Minuten wie ein Leichnam zu einem lebendigen, kräftigen Körper. Dieser bleiche, so zu sagen leichenähnliche Anstrich des Bergs rührt daher, daß über demselben immer noch eine bedeutende, mit leichten Dünsten geschwängerte Luftsäule schwebt, für welche Dünste die Sonne noch nicht untergegangen ist und die deßhalb noch fortwährend stark erleuchtet und purpurroth gefärbt sind. Ist aber die Sonne auch für diese hohen Luftregionen verschwunden, so hört der Kontrast zwischen diesem Purpur der Luft und dem beschatteten Berg, von dem eben jene bläuliche Trauerfarbe des ewigen Schnees des Montblanc herrührte, auf, und jezt nimmt der Berg noch einmal, freilich ungleich schwächer und trüber, seine frühere orangegelbe Färbung an und an den niedrigern Bergen kommt das alte Purpurblau, in gleichem Grade geschwächt, zum Vorschein. Es kommt dieß daher, daß jezt alle Gegenstände gleichförmig und zumal, wie früher, vor Untergang der Sonne, von dem glänzenden Sonnenlicht, so jezt von dem weit schwächern Schein der Dämmerung beleuchtet werden; alle Objekte werden somit verhältnißmäßig, nach Quantität und Qualität, gerade so beleuchtet, wie zuvor, und der Totalanblick ist in beiden Fällen derselbe, nur daß die Tinten in dem einen weit dunkler sind als in dem andern. Ich glaube also, daß diese ganze Reihe von Erscheinungen sich höchst natürlich und einfach durch den Kontrast erklären läßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Eine Sizung der Deputirtenkammer.

Die Session der Deputirtenkammer ist nächstens zu Ende; ihre Sizungen gehören zu den Merkwürdigkeiten von Paris; wir wollen also auch einer derselben beiwohnen. Es ist beinahe zwölf Uhr Mittags, um welche Stunde alle wichtigen Zusammenkünfte in Paris beginnen. In den Regierungsbüreaus müssen die Beamten freilich schon früher erscheinen; allein die Chefs pflegen sich erst um Mittag zu zeigen, oder sie müssen von großem Amtseifer beseelt seyn, was eben nicht ihre Tugend zu seyn pflegt. Etwas vor Mittag erscheint eine Wache von Munizipalgardisten, welche die am Corps legislatif Wache haltenden Veteranen ablösen. Eine Ehrenwache der Nationalgarde ist schon früher erschienen. Um Mittag

werden auswärts an allen Eingängen des Saals Schildwachen gestellt. Die Deputirten fangen an sich einzufinden, zum Theil ziemlich elegant gekleidet, zum Theil aber auch in abgetragenen Ueberröcken, und wie sie sich zu Hause kleiden würden. Auch der Sollizitanten finden sich in Menge ein, weil sie hier sicher sind, ihre Patrone und Protektoren beim Eingange in die Deputirtenkammer erwischen zu können. Jeder Deputirte hat einen bedeutenden Anhang von Leuten aus dem Departement, dessen Repräsentant er ist; alle sehen ihn als ihren natürlichen Protektor und Fürsprecher an. Gehört der Deputirte zur ministeriellen Seite, so ist diese Fürsprache auch sehr kräftig, und die Leute aus dem Departement fühlen bald, wie der ministerielle Mannaregen, von dem Deputirten geleitet, auf sie hinabfällt. Nicht so verhält es sich, wenn der Deputirte das Unglück hat, anderer Meinung zu seyn, als die Herrn Minister. Vergebens wird dann um Mannaregen gefleht; der Deputirte hat wenig Kredit in den Regierungsbüreaus, und die Sollizitanten harren vergebens auf den Erfolg ihrer so zierlich aufgesezten Bittschriften. Einige jener ministeriellen Deputirten sind eine wahre Landplage für die Regierungsbüreaus, wo sie täglich ihre Aufwartung machen, und man rechnet sehnlich nach, wann die Session zu Ende gehen wird, um dieser Plage entledigt zu werden. Dagegen verschmähen manche Deputirte von der Oppositionsseite alles Bitten und Flehen und bleiben den Beamten und den Regierungsbüreaus unbekannt. In dem großen Salle d'attente oder Wartsaale vor der Deputirtenkammer unterscheidet man auch bald die in Kredit stehenden Deputirten; denn an sie vorzüglich halten sich die Sollizitanten, die gewöhnlich eine gute Spürnase besitzen, und lassen die andern Herrn in Ruhe. Gegen ein Uhr kündigt das Hin- und Herlaufen der Garçons de salle, der Messagers d'état mit schwarzen Röcken, dreieckigen Hüten und dreifarbigen Schärpen, und der elegantern Huissiers, mit vergoldeten Halsketten, schwarzer Kleidung und stählernen, perpendikulär hängenden Degen, das baldige Beginnen der Sitzung an. Es kommt noch eine Wache von Linientruppen hinzu; quer durch den Salle d'attente werden zwei Reihen von Soldaten bis zum Eingange der Kammer aufgestellt; die Trommel wird gerührt, und aus einem entferntern Saale begibt sich das sogenannte Büreau oder das Corps der Honoratiores der Kammer, das heißt, Präsident, Vicepräsidenten und Sekretäre unter Vortritt der Huissiers und Messagers d'état in die Kammer. Auch die Tribünen sind bereits eröffnet worden und Fremde und Einheimische strömen hinein. Während der Präsident seinen Siz an dem erhabenen Tische einnimmt und das Protokoll der lezten Sitzung verlesen wird, hat man Muße, sich in dem neuen Saale umzusehen. Das Erste, was Jedem beim Eintritte in diesen Saal auffällt, ist, daß er allzusehr einem Schauspielsaale gleicht. Er ist in Gestalt eines Halbzirkels angelegt und erhält das Licht nur von oben durch eine kleine Glaskuppel, die geöffnet werden kann und also auch Luft hineinbringt. Das Licht ist gerade hinreichend, um gut zu sehen, aber Ueberfluß an demselben ist nicht da, weßhalb es in den Logen oder Tribünen ziemlich dunkel aussieht.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Das Bad von Lavey.

Die Lage Laveys ist sehr günstig. Der Theil Waadts, den die Rhone durchströmt, ist eine reichbebaute Ebene, die oben in eine Landspitze zwischen dem rechten Rhoneufer und dem Fuß des Bergs ausläuft, auf dessen Plateau das Dorf Morcle liegt. Von dieser Landspitze geht ein Fußpfad aus, der zu der Laveyquelle führt, die sonderbar genug mitten aus dem Rhonebett sprudelt, ein Umstand, der die nun unter Charpentiers Leitung ganz gelungene Fassung der Quelle sehr schwierig machte. Um sie herum stehen auch im Rhonebett die Bäume und Gesträuche, an denen die Reußen befestigt werden, in denen sich die trefflichen Rhoneforellen fangen. Hier entdeckte vor zwei Jahren ein Fischer ganz zufällig die Quelle, da er im sonst eiskalten Wasser auf sie trat und nun auf einmal über die Hitze an seinen Beinen laut aufschrie. Von hier wird die gefaßte Quelle nach Lavey geführt, woselbst die Bäder sind, die freilich noch viel zu wünschen übrig lassen, was sich aber bald finden wird. Die Lage ist sehr anmuthig, inmitten der Erlen und Gehölze von Vernes, dicht bei einem weiten, frischen Wiesengrund, dessen üppiges Grün, von dichten Gebüschen und Bäumen unterbrochen, in der Folge zur Anlage eines herrlichen Parks dienen wird. Hier öffnet sich das lachende Amphitheater, in dessen Vordergrunde das Dorf Lavey mit seinen schmucken, weißen Häusern zwischen mächtigen Bäumen liegt. Darüber erhebt sich östlich der steile Dreuzenaz, der, wenn oben der neugefallene Schnee schmilzt, gewaltige Staublawinen herabsendet, die aber schadlos und ohne alle Gefahr für Lavey in den großen, dichten Baummassen ersterben, welche sich als eine breite Waldregion an dem Berg herumziehen. Gegen Westen dagegen hängen Weinberge über Lavey, und über ihnen ragt das Plateau des Cé und des Chiètre heraus. Wer da hinaufsteigt, gelangt in ein Zauberland, wo sich das Schöne in auffallendem Kontrast neben einander findet. Hier oben zeigt auch der Einwohner den See Cuissel und erzählt dabei daß hier eine Handvoll Helvetier einst eine Menge Barbaren geschlagen und von dem vaterländischen Boden vertrieben habe. Er vergißt bei diesen Barbaren, daß es Mauren waren, die sich nach der Schlacht von Tours an den Genfersee, in die Walliser und Savoyer Gebirge geflüchtet hatten, also einem Volke angehörten, das gewiß weniger unwissend und roh war, als die Helvetier. Hier steht auch der gothische Thurm von Douin auf den Ruinen eines alten Schlosses, in dem einer der Raubritter wohnte, die Schrecken und Verwüstung über die friedlichen Landleute brachten. In der Ferne am Fuß der reichen Anhöhe liegt der schöne Flecken Bex, von wo aus nach verschiedenen Seiten Wege in die reichen Salzminen gehen. Hier lebte einst der große Haller. Rechts erheben sich die wolkenumzogenen Spitzen der Tour d'Aï, der Diablerets, des Muveran und anderer. Sieht man hinunter in das herrliche Rhonethal, so erblickt man den wilden, schäumenden Strom mit allen seinen Krümmungen, bis er in den blauen Leman fließt. Der Gesichtskreis dehnt sich noch weiter aus, denn deutlich sieht man die lezten Höhen von Lavaux, hinter welchen die schönen gothischen Thürme des Lausanner Doms verschwinden. Wendet man sich links, so gelangt man zu den Befestigungen, die in neuester Zeit bei St. Maurice angelegt worden sind, um, im Verein mit dem ganz unbezweifelten helvetischen Muth, der Nationalfreiheit und Unabhängigkeit zum Bollwerk zu dienen, vorausgesezt, daß der ankommende Feind so dumm wäre, von daher in die Schweiz einzudringen, da ihn bequeme, offene Landstraßen dahin führen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juli 1833.

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angst und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung suchen wir.

Goethe.

Schloss Dobris.

Wir befanden uns auf einer Reise an den Marken von Schlesien und Böhmen. Vor uns strich das Riesengebirge wie eine lange graue Mauer hin; je näher wir aber demselben kamen, desto freundlicher wurde die Landschaft, und als sich gegen Sonnenuntergang der Himmel aufheiterte, lagen die bewaldeten Hügel vor der großen Kette mit ihrem bunten Herbstlaub recht freundlich im Abendlicht vor uns. Auf einer dieser Höhen über der Straße sah ich ein altes Schloß liegen, dessen graue Thürme aus einem Kranze von dichtem Grün hervorragten. Ich ließ das Glas nieder und fragte den Postillon, wie das Schloß heiße und wem es gehöre. „Schloß Dobris," war die Antwort; „wie der Herr heißt, kann ich nicht sagen; es soll aber ein wunderlicher Kauz seyn; er wohnt ganz allein da oben, kommt nie herunter, oder fliegt höchstens mit den Eulen aus. Viele sagen, es sey ein braver Mann, der den Armen viel Gutes thue; manche meinen aber, er halte es mit dem Bösen, sey ein Goldmacher, und dergleichen, was weiß ich!" Meine Tochter interessirte die Geschichte, und auf ihre Bitte fragte ich weiter; der Postillon gab bald Antwort, bald zuckte er nur die Achseln, zum Zeichen, daß er selbst nichts wisse oder nichts sagen wolle. Leider vergaßen wir, daß der Kutscher nicht zum Schwatzen da war, und über unsern Fragen seine Pferde außer Acht ließ. Die Straße war gerade hier sehr schmal und ausgefahren; ein Rad kam außer dem Geleise auf eine derbe Wurzel, die sich vom Feld herein erstreckte; auf einmal neigte sich der Wagen auf die Seite, der Postillon glaubte mittelst eines derben Peitschenhiebs darüber wegzukommen, aber es war zu spät: nach einigem Schwanken herüber und hinüber plumpte die Kutsche um und die scheugewordenen Pferde zogen uns noch ein paar Schritte weiter.

Mein einziger Gedanke bei diesem Unfall war meine Tochter, und als ich sie, zwar sehr bleich, aber unversehrt aufstehen sah, dankte ich im Stillen Gott. Drauf hatte ich nur den Postillon zu trösten, der sich wie ein Verzweifelter geberdete und schwur, in zwanzig Jahren, seit er Pferde führe, sey ihm nichts der Art begegnet; ich versprach ihm ein Zeugniß, worin ich alle Schuld auf mich nehmen wollte. In der Zerstreuung des Augenblicks hatte ich an meinen eigenen Zustand gar nicht gedacht und wirklich auch nirgends etwas gefühlt; jezt aber, bei einer etwas raschen Bewegung, empfand ich einen heftigen Schmerz an der Schulter, und er nahm schnell so überhand, daß ich mich setzen mußte und das Bewußtseyn verlor.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich umgeben von Bauern aus dem nächsten Dorf, die unser Unfall herbeigezogen hatte. Die arme Sophie hielt mich in der tödtlichsten Angst in den Armen; ich versicherte sie, ich

fühle mich wieder ganz wohl, und dem war auch wirklich so. Unsere Verlegenheit war indessen nicht gering: die Nacht brach an, das Ziel unserer heutigen Tagereise war meilenweit entfernt, weit und breit keine erträgliche Unterkunft, und unser Fuhrwerk lag, für jede andere als eine sehr kurze und vorsichtige Fahrt unbrauchbar gemacht, kläglich am Boden. Ein Entschluß mußte aber gefaßt werden. Auf eine volle Meile in der Runde bot sich nirgends ein Nachtlager dar, als eben in dem Schlosse, das Schuld an unserm Unfall war, und wo ich vor einer Viertelstunde noch nimmermehr geglaubt hätte, daß wir je vorsprechen müßten. Nahm uns aber der wunderliche Mann bei sich auf? Ja, sagte die Hälfte der Bauern, nein, die andere; versuchen aber könnte man es, meinten alle. „Ei was!“ rief einer, „ich kenne ihn, ein Narr ist er, aber nicht böse, er frißt keinen Menschen; rasch! greift an! die Kutsche muß auf!“ Zwanzig Arme faßten an, und nicht lange, so stand unser Fuhrwerk wieder auf den Rädern und zeigte wenigstens keine Hauptbeschädigung. Der Postknecht spannte seine Pferde an und wir schlugen in Gottes Namen den steilen, holprigen Weg zum Schloß hinauf ein. Die Straße wand sich langweilig hin und her den Berg hinauf, und endlich hielten wir auf einem ebenen Platz vor einem mächtigen geschlossenen Eisengitter. Unser Kutscher stieg ab, rief laut und immer lauter, vergeblich; nach einer Weile fing er von vorne an, Alles umsonst; zum Glück kam ihm im Herumtappen in der Finsterniß ein Glockenzug in die Hand, den er sofort tüchtig anzog; ein paar große Hunde schlugen darauf hinten im Hof an, aber es erschien Niemand. „Nun, am Ende müssen sie doch aufwachen!“ rief der Postillon und riß mit aller Gewalt an der Klingel; Hundegebell, wie zuvor, aber sonst tiefe Stille. Endlich sahen wir ein Licht auf uns zukommen und eine Stimme fragte: „Was gibt's?“ Wir baten die Person, näher zu treten, und nun fing meine Tochter an, sehr rührend unser Abentheuer zu erzählen, und bat am Ende um ein Nachtlager nur für heute. „Hier kommt Niemand herein!“ war die ganze Antwort. „So wartet doch, guter Freund!“ rief ich, fing die Litanei von vorne an und versparte das kräftigste Argument, den Thaler, den man in die Hand steckt, bis zuletzt. Der Bursche besah das Geldstück beim Schein der Laterne und gab die tröstlichen Worte von sich: „Warten Sie, ich will sehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Obelisk von Luxor im Hafen von Toulon.

(Beschluß.)

Also auch jener ernste Egypter, Steinmetz seines Handwerks, zu Theben wohnhaft, setzte sich eines Morgens, da eben Memnons Koloß der aufgehenden Sonne sein Liedchen sang, so wie ich jezt, vor diesem zersprungenen Viereck seines Kolossen nieder, nahm seinen Meißel und sprach: „Ich will da König Rhamses Bild und diese und jene Gottheit einbauen, will das Monatsdatum in Hieroglyphen da unten hin schreiben; hier sieht es zwar keines Menschen Auge, aber in ein paar tausend Jahren, wenn der Obelisk hier, der mich drei Jahre Arbeit im brennenden Sonnenstrahl gekostet hat und der mir baar in Zwiebeln bezahlt worden ist, umgeworfen wird, so haben die fluchwürdigen Verheerer ihre Freude daran. Ich muß doch Spaßes halber dieses unsichtbare Postscriptum dem einstigen Schänder meiner Arbeit dediciren.“ Und wahrhaftig! der gute Steinmetz von Theben hat sich nicht geirrt; irrt man sich doch selten, wenn man auf Zerstörung und Untergang rechnet. Ich meines Theils sage dem vorsorglichen thebanischen Handwerksmann Dank: ich habe seine geheime Nachschrift gelesen, und habe dabei der Zukunft meines Vaterlandes gedacht. Wird dieser Obelisk, der sich jezt zu Paris von Neuem erheben soll, seine beschriebene Unterfläche fortan nie wieder sehen lassen? Wird er auf dem Schuttboden von Paris unerschütterlicher stehen, als auf den Felsen von Karnac? Ist es im Himmel geschrieben, daß kein Denkmal die Geheimnisse seines Grundsteins ewig bewahren kann? Ich denke, auch unter der Vendomesäule liegen Münzen, und Paris ist ein Kind gegen Theben; Paris hat fünfzig Thore, Theben hatte ihrer hundert. Mögen St. Denis und St. Genovefa mächtigere Schutzpatrone seyn als Isis und Osiris!

Während dieser Betrachtungen hatte ich mich vor dem Obelisken niedergesezt, und einer der gefälligen Offiziere des Luxor gab mir jezt mit liebenswürdiger Einfalt seine Odyssee preis. Es war mir ein inniger Genuß, in Gedanken dem Luxor auf seiner Wallfahrt, Station für Station zu folgen; mit Lust sah ich unsere Franzosen in Gewandtheit, Kraft und Ausdauer mit den alten Egyptern wetteifern, um diesen Obelisken von Theben wegzuschaffen, den leztere mit so viel Schweiß und Mühe aus dem Fels gehauen und aufgerichtet hatten; ich ergözte mich am dummen Staunen der Fellahs der Wüste, als sie eines Morgens, aus ihren Lehmhütten kriechend, ein dreimastiges Schiff im Sande liegen sahen. Vielleicht war unter ihnen noch einer oder der andere, der unter Mourad-Bey gefochten, der die dreifarbige Fahne unter Dessaix bei Theben und Denderah gesehen hatte, und jezt nach vier-und-dreißig Jahren dieselbe Flagge auf dem Luxor, dieselbe Kokarde an den Hüten der Offiziere sah. Es waren noch die alten Franzosen: jezt kämpften sie mit der Cholera, wie damals zu Jaffa mit der Pest, bei vier-und-dreißig Graden Hitze in der Luft, und fünfzig am Boden, wobei einem das Gehirn im Schädel sieden und die Zehen zu Kohlen verbrennen könnten. Und wozu? um des Ruhmes theilhaftig zu werden, wie man ihn sich auf abentheuerlichen Zügen erwirbt, gelte es nun,

einen Feind in einem Winkel der Welt zu bekämpfen, oder einen Rest des Alterthums zu erobern. Der Mannschaft des Luxor wird ihr Antheil an diesem Ruhme nicht entgehen. Spott und philosophisches Achselzucken wären hier am unrechten Ort: ein Obelisk mehr oder weniger, dieß macht nicht den Ruhm der Expedition aus; nein, aber es ist schön, bei barbarischen Völkern als Missionäre des französischen Heroismus, der französischen Ehre aufzutreten, ihnen das Alphabet der Kultur zu bringen, freundlich Verträge mit ihnen zu schließen, in den Werkstätten sie mit uns Hand anlegen zu lassen, und ihnen ihre Arbeit zu bezahlen. Dreihundert Araber haben gemeinschaftlich mit der Mannschaft des Luxor gearbeitet; diese Menschen haben durch diese Berührung mit den Männern des Abendlandes sicher viel gewonnen; sie haben sich wenigstens durch diese gemeinsame Arbeit selber höher achten gelernt. Was mag die Ankunft und der Aufenthalt des Luxor diesem redseligen Volk nicht Alles zu schwatzen geben! Hier ist Stoff zu Geschichten für mehr als tausend und eine Nacht. Freundlich ist der Gedanke, daß man von Frankreich arabisch plaudert, unter den Palmen von Karnac, auf den Granitfelsen von Philoe, unter den Säulenhallen von Achmounëin, der alten Stadt des Hermes, und dießmal sind auch die Spuren, die wir zu Theben zurückgelassen, rein, völlig friedlicher Natur, und an der dreifarbigen Fahne, die auf Memnons Koloß wehte, klebte kein egyptisches Blut. Wir leben fort im Andenken der Karavanenführer, sie erzählen von uns den Bewohnern von Elephantine und Meroe, und der Name Frankreich hat einen guten Klang in der Wüste.

Den Kopf ganz voll von Egypten, verließ ich den Luxor und erging mich auf den breiten Quais am Arsenal. Wenn ich mich hier umsah, fühlte ich mich in meinem Nationalstolz nicht gekränkt; freilich stand ich am einzigen Fleck in Frankreich, wo die egyptischen Kolossen ihrer würdige Nebenbuhler finden. Ich fragte mich, ob das herrliche Linienschiff dort, die Stadt Marseille, es nicht mit dem Obelisken von Luxor aufnehmen könne. Nicht ohne Stolz betrachtete ich auch die großartige thebanische Architektur an dem französischen Arsenale hier, und ließ mich vergnügt vor den bedeckten Docks nieder, welche dem ungeheuern Schiff einer gothischen Cathedrale gleichen und unter denen ein Dreidecker so niedlich steht, wie ein Modell von Elfenbein unter einer Glasglocke. Allmählich schrumpfte mir der Obelisk in der Phantasie zusammen, und ich konnte im Rausche der Nationaleitelkeit Thebens ohne Eifersucht gedenken; zum Ueberfluß hatte ich da auch noch die Sphinx vor Augen, unsere schöne, flinke Dampfkorvette, welche den Luxor sammt seinem Obelisken aufgepackt und sie hier, und damit gleichsam ein Räthsel, im Arsenal ans Land geworfen hat.

Diesen Morgen war ich schon um sechs Uhr wieder am Bord des Luxor. Dießmal traf ich den Kommandanten Verninac, und ich unterhielt mich lange mit diesem trefflichen Offizier. Er äußerte unter Anderm: „Man ist zu Paris noch unschlüssig, wo man den Obelisken aufstellen soll. Der Eine schlägt dazu den Platz de la Concorde, ein Anderer das Rondel der elysäischen Felder vor. Ich meine aber, die Egypter, die den Stein gehauen und aufgestellt haben, sollten, als einzige kompetente Richter, dabei um Rath gefragt werden. Nun stand aber dieser Obelisk vor dem Peristyl des großen Tempels zu Luxor, und ihm gegenüber, als Gegenstück, eine ganz ähnliche, gleich hohe Nadel. Ich denke demnach, man sollte erst beide haben und sie dann zu Paris vor dem Tempel des Ruhms *) aufstellen.“ Es ist dieß ein sehr vernünftiger, glücklicher Gedanke; der östliche Obelisk wartet auf uns zu Theben; die unsterblichen Zwillinge müssen unser seyn, und dann stellen wir sie als Schildwachen vor jenes gigantische Gebäude, das durch Großartigkeit an die Bauten der Egypter erinnert und die schönste Straße von Paris beherrscht.

Man möchte Horazens: Sic te diva potens Cypri, parodiren, wenn man der gefahrvollen Fahrt gedenkt, welche der Luxor noch zu bestehen hat; ich meines Theils begnüge mich mit prosaischen Wünschen. Es ist weit, sehr weit nach Havre, und der Obelisk braucht wieder all sein Glück von der Meerenge von Gibraltar bis zu Franzens I. Thurm, an dem sich im vorigen Jahr gerade zu dieser Zeit so manches Schiff den Kopf zerstoßen hat. Möge er die Rhede von Havre freundlich und windstill finden! mögen die Schutzgötter Egyptens ihn auch auf dem Ocean geleiten! Diese Götter rächen sich sonst an den Verwüstern ihres Landes: den Cambyses brachten sie elendiglich ums Leben, Kleber mußte sterben, weil er die Sonnenstadt entheiligt, noch nicht lange empörten sie die Wellen des Nils gegen die englischen Alterthümler, diese achte Plage Egyptens, und in Gestalt von Furien, Typhus und Cholera genannt, haben sie diesen Obelisken gegen unsere Seeleute vertheidigt. Aber jetzt sind sie milder geworden, diese Götter: sie haben gesehen, wie wir gütig waren gegen Egyptenland und seinen Kindern wohlthaten, gerade indem wir den Raub am Boden begingen. Und doch — dem Luxor ging es so einzig gut bis Toulon; wahrhaftig, sein Glück macht mir bange! Denke ich aber wieder an unsere Seeoffiziere, so kommt es mir vor, als ob aller Grimm Typhons gegen ihre Kraft und Kunst nichts vermöge, und zuversichtlich rufe ich dem Obelisken zu: „Auf Wiedersehen zu Paris!“

*) Napoleon bestimmte die schon vor der Revolution begonnene Magdalenenkirche zum Tempel des Ruhms. Seit der Restauration ist daran langsam fortgebaut worden. Sie begrenzt die rue royale, und in der Perspektive, jenseits des Flusses, sieht man den Peristyl der Deputirtenkammer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Eine Sitzung der Deputirtenkammer.

Die Mauer, welche die Chorde des Halbzirkels bildet, ist die einzige sichtbare; denn im Bogen umher sind zwei Reihen von Logen oder Tribünen angebracht, welche die Mauern bedecken. Fast bis zu diesen Logen hinauf erhöhen sich allmählig die gepolsterten Bänke, worauf die Deputirten sitzen, und die schmalen Stufen, welche zu den Sitzen hinaufführen, bilden die Radien des Halbzirkels. Längs der geraden, mit Marmorsäulen und grünseidenen Draperien geschmückten Mauer sieht man die Bühne mit den Sitzen für das sogenannte Büreau der Kammer. Hier ist Alles kostbar vergoldet. Etwas tiefer, als der Präsidentensitz, aber gerade vor demselben, befindet sich die Rednerbühne, mit Stufen rechts und links. Es gibt Deputirte, welche sehr flink die Stufen ihrer Sitze hinab und die Stufen zur Rednerbühne hinaufsteigen, so daß wenig Zeit mit diesem Hin- und Hergehen verloren wird. Die Stufen und der Raum vor der Präsidentenbühne sind mit Teppichen belegt; mit dem Ein- und Ausgehen der Deputirten ist daher kein Geräusch verbunden; aber desto mehr Lärm herrscht auf den Sitzen der Deputirten, und wenn nicht gerade ein wichtiger Gegenstand abgehandelt wird, oder wenn nicht ein berühmter Redner spricht, so wird es selten stille im Saale, und manchmal muß der Präsident seine große Schelle hören lassen. Die meisten Deputirten sind aber an dieß Geräusch gewöhnt und reden trotz dem unaufhörlich fort. Das Ablesen der Reden kommt allmählig außer Gebrauch, und die Meisten haben sich angewöhnt, aus dem Stegreife zu sprechen, und zwar mit vieler Zierlichkeit. Dieß ist überhaupt eine Fähigkeit, die man in Frankreich sehr häufig findet und wozu der mündliche Vortrag der Advokaten und Anwälte nicht wenig beitragen mag. Ein Minister, der nicht aus dem Stegreife reden könnte, würde übel wegkommen. Dem Marschall Soult ist das Reden nicht sehr geläufig; auch spricht er nur, wenn von Kriegssachen die Rede ist. Ein ministerieller Deputirte würde sich auch wenig empfehlen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit das Wort zu Gunsten seiner Patrone nähme. Dupin führt den Vorsitz mit edlem Anstande, aber ohne allen Stolz, der übrigens auch hier sehr schlecht angebracht seyn würde. Seitdem er Präsident ist, haben die Angelegenheiten einen raschern Gang, denn er ist ein lebhafter Mann und hat nicht gern Langeweile. Er weiß auch sehr geschickt einzulenken, wenn sich die Debatten in unnütze Gespräche verirren, oder wenn der Wortwechsel beleidigend wird. Die meiste Mühe kostet es den Präsidenten, die Unterbrechungen zu verhindern; der Franzose gibt gern ein heiteres Wort, einen lustigen Einfall zum Besten; deren hört man daher oft, wenn der Redner etwas Auffallendes oder Abgeschmacktes sagt, und nirgends in Europa ist eine Deputirtenkammer so witzig als in Paris, daher die ernsthaften Debatten oft auf eine lustige Art beendigt werden. Viel Zeit geht mit dem Abstimmen und Aufrufen der Namen verloren; doch auch hier weiß der joviale Präsident mehr Bewegung hineinzubringen. Er hat einen scharfen Blick, und wenn blos durch Aufstehen und Sitzenbleiben abgestimmt wird, so hat er sehr schnell das Ganze übersehen und weiß, wohin sich die Mehrzahl neigt. Zuweilen gibt er durch eine witzige Bemerkung der ganzen Kammer eine größere Betriebsamkeit. So rief er einst, als sich mehrere Deputirte um die Minister drängten und dadurch die Ruhe störten, die Herren möchten eine andere Zeit zum Sollizitiren wählen. Wenig Achtung verdient in der Regel das Centrum einer Deputirtenkammer; denn wenn es auch mehrere Deputirte gibt, die sich aus wahrer Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des ministeriellen Systems dahin gesezt haben, so sind dagegen die meisten ohne alle Meinung, und finden es bequemer, allen Vorschlägen und Meinungen der Regierung beizustimmen, weil diese die stärkere Parthie ist und alle Macht in Händen hat. Noch Andere setzen sich dahin, weil sie sich den Spendern der königlichen Gnaden empfehlen wollen, und diese verdienen offenbar am wenigsten Achtung. Manche von ihnen sind unfähig, eine Rede zu halten, und begnügen sich mit dem Abgeben einer weißen oder einer schwarzen Kugel. Sie bringen den Morgen in den Regierungsbüreaus und den Abend in den Ministersälen zu. Sie sollizitiren für sich, ihre Familien und ihre Freunde; daher haben sie auch eine besondere Furcht vor der Katzenmusik, womit sie bei ihrer Rückkehr in ihr Departement empfangen werden, und blos zu ihrer Beruhigung hat die Regierung neulich ihren Beamten in den Departements aufgetragen, dafür zu sorgen, daß man die Herren doch in Ruhe lasse.

Dg.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Das Bad von Laven.

Geht man noch weiter, so zeigt sich das reizende St. Maurice mit dem malerischen Felsenthor und seinen Umgebungen, und darüber herrscht die großartige und majestätische Dent du midi. Alles dieß bildet ein Gemälde von Unterwallis, dem nur wenige an Anmuth gleich kommen; wäre es auch nur die kühne einbogige Brücke, unter der sich die Rhone schäumend durchzwängt. Die Dent de Morcle ragt mit ihrem gekrönten Gipfel hoch über das Bild empor und beherrscht es. Gegenüber am andern Rhoneufer zieht sich die große Straße nach Italien hin, die immer mit Reisenden bedeckt ist, welche über den Simplon oder über den großen St. Bernhard nach Welschland ziehen. Diese Straße geht über die Märtyrerebene: hier soll im Jahr 286 nach Christus von der Thebanischen Legion, die, 6600 Mann stark, von Afrika kam und aus lauter Christen bestand, zuerst der zehnte Mann getödtet und dann soll sie auf Befehl des Kaisers Domitian ganz vernichtet worden seyn, weil sie sich weigerte, gegen die Christen in Gallien zu ziehen, wie ihr befohlen worden. An der furchtbaren Morclewand, die durch kunstreiche Gnomen so gerade abgehauen zu seyn scheint, hängt wie ein Schwalbennest hoch über Abgründen eine kleine Einsiedelei. Ein anderer Ausflug, reich an mannigfaltigem Reiz, ist in das reizende Hirtenland, in das pays d'en haut, in das Val d'Ormont zu machen, das in der sittlich so abgegriffenen und abgetretenen Schweiz fast allein noch reine, schöne Eigenthümlichkeit darbietet. Will man aber lieber im staubigen Flachland bleiben, so kann man zu dem schönen Wasserfall der Pissevache wandern, die jezt des fatalen Namens wegen Cascade de Sallanché genannt wird, unter dieser Firma aber in der Welt keinen so weitverbreiteten Ruf erhalten dürfte, als jene Kubindecenz ihr gemacht hat. So herrlich ist das beginnende Laveybad gelegen. (Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 161:
Baumeister.

Logogriph.

Ich bleibe recht behaglich
An einem lieben Ort,
Doch schneid'st du mir den Kopf ab,
So laufe, flieg' ich fort.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Juli 1833.

Wohlthätig, furchtbar, einfach, vielgewandt
Ist dieses Rüstzeug aus Hephästes Hand.

Th. Moore.

Ueber Dampfmaschinen.

Eine gemeinfaßliche Darstellung von Torwill.

Zweiter Artikel.

Die gegebene Darstellung dessen, wobei es bei der Dampfmaschine hauptsächlich ankommt, wird, wie ich glaube, hinreichen, einen deutlichen Begriff von der Einrichtung im Allgemeinen zu geben. Allerdings sollte noch manche andere nicht unwesentliche Verbesserung erwähnt werden, um diesen Begriff vollständiger zu machen, z. B. die Einhüllung oder das sogenannte Hemd des Cylinders, das die äußern Wände desselben vor der Abkühlung durch die umgebende Atmosphäre schüzt, der Plug-frame, der Schlüpfer des Murray, der Windfang des Fitzgerald, der die vollkommene Gleichförmigkeit der Bewegungen der Maschine herstellt; Watts Sonnenrad und dessen bewegliches Parallelogramm, Wolfs Doppelcylinder, Watts Governor, der die Bewegungen des Stempels leitet und regulirt, die Sicherheitsklappen, die schon Papin erfunden, die Verschließung mehrerer Oeffnungen der Glocke und des Cylinders durch leichtflüssige Metalle, um die Gefahr des Zerspringens derselben zu vermeiden, und dergl. Aber alle diese Zusätze, so wichtig sie auch für den praktischen Gebrauch dieser Maschinen seyn mögen, tragen doch nichts zum Verständniß der Haupttheile der innern Einrichtung bei, um welche es uns hier vorzüglich zu thun war, und sie sind überdieß meistens so zusammengesezt, daß sie ohne genaue Zeichnungen nicht gut erklärt werden können, daher sie hier besser gänzlich übergangen werden.

Alle die erstaunenswürdigen Wirkungen, welche man durch diese Maschinen, wenn sie zweckmäßig eingerichtet werden, hervorbringen kann, haben ihre erste Quelle in der ungemeinen Ausdehnung und Elasticität des Wasserdampfes. Nach Gay Lussac's Versuchen erfüllt dieser Dampf bei einer Erhitzung des Wassers zu 80 Graden Reaumur einen 1700 mal größern Raum, als das Wasser, aus dem er entstanden ist, und dieser Raum oder diese Spannkraft des Dampfes wird immer größer, je höher die Temperatur des Wassers in einem verschlossenen Gefäße steigt. Kann nun der so erhizte Dampf sich in diesen größern Raum nicht verbreiten, sondern wird er durch irgend ein Hinderniß in einem engern Raum zusammengepreßt, so sucht er sich mit Gewalt auszudehnen und drückt gegen dieses Hinderniß, z. B. gegen die Wände des ihn einschließenden Gefäßes, und zwar mit einer um so größern Gewalt, je kleiner der Raum ist, auf den man ihn begrenzt, und je größer die Hitze ist, die man ihm durch das Feuer gegeben hat. Diese Gewalt ist nun das eigentlich bewegende Prinzip der Dampfmaschine. Nach Betancourts Versuchen leidet von dem nur auf 80° R. erhizten Dampfe jeder Quadratfuß der Kolbenfläche schon

einen Druck von 22 Centnern. Dieser Druck steigt aber ungemein, wenn die Temperatur des eingeschlossenen Wassers auch nur wenig erhöht wird. So ist für die Temperatur von 96 Grad R. der Druck 45 Centner, bei 128° ist er 134 Ct., bei 152 270, bei 168 370, bei 180 480 u. s. f. Gewöhnlich schätzt man diesen Druck nach Atmosphären, so daß bei einer Temperatur von 80° R. der Druck des Dampfes gleich 1 Atmosphäre ist, und bei 180° gleich 22 Atmosphären. Wie die Größe der Wirkung durch Pferdekräfte ausgedrückt wird, ist bereits früher gesagt worden. Diese ungeheure Kraft des Wasserdampfes hat schon Papin vor 150 Jahren zu dem Vorschlage veranlaßt, unsere Gewehre so einzurichten, daß sie, statt mit Schießpulver, mit Dämpfen schießen, da die Wirkungen der lezten viel größer sind als die des besten Pulvers. In unsern Zeiten hat der berühmte Perkins diese Idee wieder aufgenommen, und vor der Admiralität in London seine Versuche mit Dampfkanonen öffentlich angestellt, deren Wirkungen in der That fürchterlich waren. Dieser Perkins hat besonders auch bei den Dampfmaschinen die Kraft des Dampfes durch vermehrte Temperatur zu einer Höhe getrieben, die man früher nicht kannte, daher seine Maschinen auch die von hohem Drucke genannt werden. Seine Maschinen wirken mit dem entsetzlichen Drucke von 35 Atmosphären, oder ihr Druck auf einen Quadratfuß beträgt 75.000 Pfunde. Die kleine Maschine, welche er für Cornwallis verfertigte, hat einen Cylinder von nur 2 Zoll Durchmesser und 18 Zoll Höhe, und vertritt doch die Stelle von 10 Pferden, obschon sie täglich nur zwei Bushel (gegen 2¼ Kubikfuß) Steinkohlen verbrennt. Noch besser übersieht man die Wirkungen dieser Maschinen, wenn man untersucht, wie viel durch sie an Menschen- und Pferdekräften, die man früher zu denselben Zwecken anwenden mußte, gewonnen wird. England allein hat jezt leicht 1500 Dampfmaschinen, die in runder Zahl der Kraft von 320,000 Pferden gleich geschäzt werden können, und die in 24 Stunden eine Last von 1735 Millionen Centnern heben. So viel Pferdekräfte können aber nur durch die vereinte Wirkung von beinahe 2,000,000 Menschen ersezt werden, so daß daher durch diese Maschinen in England volle zwei Millionen Menschen erspart und dieser Theil der Bevölkerung zu andern Zwecken verwendet werden kann.

Da man durch sie, wie wir gesehen haben, selbst große Räder, und daher auch ganze Räderwerke in Bewegung setzen kann, so lassen sie sich auch bei jenen Werken, die durch Räder getrieben werden, d. h. beinahe bei allen größern Maschinen mit Vortheil anwenden, und zwar vorzüglich bei jenen, zu deren Gang sehr große Kräfte erforderlich sind. Anfangs benüzte man sie blos zum Treiben schwererer Pumpwerke, um das Wasser aus Steinkohlengruben und andern Schachten zu heben. So hebt Buttons Dampfmaschine in Birmingham mit einem Scheffel Steinkohlen 30 Millionen Pfund Wasser in jeder Sekunde einen Fuß, also 3000 Centner 100 Fuß hoch. Später wandte man diese Maschinen, nachdem man ihnen die dazu gehörige Einrichtung gegeben hatte, auch bei Mühlen, in Münzen, in Bierbrauereien, beim Straßenbau zum Zerkleinern der Steine, in beinahe allen Fabriken und endlich auch bei den Druckerpressen an. König, ein Deutscher, hat sie zuerst in der Druckerei der englischen Zeitung, die unter dem Namen the Times bekannt ist, eingeführt, wo sie seit einer Reihe von Jahren ganz außerordentliche Dienste leistet. Mit ihrer Hülfe konnte man schon Anfangs in jeder Stunde 900 Bogen auf einer Seite bedrucken, und mit den später hinzugekommenen Verbesserungen liefert die Presse jezt 1600 auf einer Seite bedruckte Bogen in einer Stunde. Es ist bekannt, daß seitdem die Dampfpressen auch in Frankreich und Deutschland eingeführt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Eine peinliche, langweilige halbe Stunde verstrich; endlich hörten wir Stimmen und zwei Personen riefen uns durch das Gitter zu, wir seyen angenommen. Mühsam öffnete man die schwere Eisenpforte, sie ging endlich seufzend und knarrend auf und unser Wagen rollte in den Schloßhof. Wir betraten eine schwach beleuchtete Flur, von der rechts eine Treppe in das obere Geschoß führte. Ein schwarzgekleideter Mann von sehr ernstem Aussehen, dessen ganzes Wesen aber den Diener eines angesehenen Hauses verrieth, führte uns in einen ungeheizten, sicht, bar gewöhnlich nicht bewohnten Saal und bat uns, hier zu verweilen, bis unsere Zimmer bereit seyen. Ich bat ihn, mich bei dem Hausherrn wegen der Störung zu entschuldigen, die wir ihm nothgedrungen verursachen müßten; er machte eine tiefe Verbeugung, erwiderte aber nichts. Nicht lange, so erschien er wieder und führte uns in unsere Zimmer; „der Herr Baron von Dobris," sagte er unterwegs, „bedauert, daß er Sie nicht selbst sprechen kann; er hat aber mir aufgetragen, für alle Ihre Bedürfnisse zu sorgen. Um jezt noch einen Wundarzt zu rufen, ist es bei der Entlegenheit des Schlosses zu spät; hat es aber ein paar Stunden Verzug, so soll mit Tages Anbruch ein Reitknecht in die Stadt reiten, und der Doktor ist bei guter Zeit hier." Ich versicherte ihn, es habe damit keine große Eile und wir seyen sonst lediglich nichts bedürftig. Als ich mit Sophien allein war, besahen wir uns das Gemach. Es war ein großes, altväterisch möblirtes Zimmer mit gewaltigen Spiegeln, vergoldeten Gesimsen

und massiven Armleuchtern; die Tapeten stellten die Geschichte von Telemach und der Calypso vor. Im Ofen brannte ein tüchtiges Feuer; es war kalt und die Wärme that uns sehr wohl.

Seit unserm Unfall konnte ich Sophiens Standhaftigkeit nicht genug bewundern; sie bewies bei ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit eine Geistesgegenwart, die mir wirklich große Freude machte; keine Klagen, keine unzeitige Aengstlichkeit, sie war einzig und allein wegen meiner besorgt. „Liebe Sophie,“ fing ich an, „da hätten wir ein Abentheuer, wie wir oft welche in Romanen gelesen, und wie Du Dir manchmal eines gewünscht haben magst; es läßt sich nicht übel an, und ich denke, wir werden noch oft von der Nacht auf Schloß Dobris sprechen.“ — „Lieber Vater,“ sagte Sophie, „mir ist Alles recht, wenn nur Du wieder gesund wirst.“ — „Allem nach,“ fuhr ich fort, „ging es hier einmal lustiger zu als jezt; der Luxus hier ist zwar ziemlich altmodisch, aber mit dem ernsten Aeußern des Schlosses, wie wir es von unten gesehen, kontrastirt er doch gewaltig. Alte Möbeln sprechen mich noch mehr an als alte Gebäude, weil sie uns ganz in das häusliche Leben anderer, und doch nicht so gar ferner Zeiten versetzen. In diesem Zimmer, das sichtbar lange nicht bewohnt wurde, ist wohl manches Fest gefeiert worden, und an diesen Wänden haben die Wachslichter zu Hunderten gebrannt. Gewiß macht unser Hierseyn all den Personen, die Du hier siehst, große Freude. Sieh die Nymphe dort, die die Vögelchen in ihr Netz locken will! sie sieht uns ganz geheimnißvoll an und legt den Finger auf den Mund, als bäte sie uns, keinen Lärm zu machen. Sieh das Gemälde dort hinten! gewiß stellt es die Großmutter des jetzigen Herrn vor; dem eleganten Anzug, den gepuderten Locken, dem rosenfarbigen Korset nach liebte sie die Freuden der Welt; sicherlich mißfallen ihr die Grillen ihres Enkels und sie schüttelt den Kopf darüber, daß sich hier die Zeiten so gewaltig verändert haben.“

Alle meine Scherze vermochten nur ein leises Lächeln auf Sophiens Lippen zu locken; bei ihrer Blässe fiel mir auf einmal ein, daß wir den ganzen Tag gefahren waren, ohne etwas zu uns zu nehmen, und es gereute mich jezt, daß ich die Anerbietungen des Dieners von der Hand gewiesen und nicht etwas zu essen verlangt hatte. Eben wollte ich, troz des Abmahnens meiner Tochter, die Klingel ziehen, da kam er, eine Serviette unter dem Arm, herein, schritt bis mitten ins Zimmer vor und sprach mit dem Pathos eines Haushofmeisters: „Das Essen ist fertig, wenn es den gnädigen Herrschaften gefällig wäre.“ Sophie sah mich mit einem Blicke des Zweifels an, ich aber stand sogleich auf, und wir folgten dem voranleuchtenden Diener.

Wir fanden im Speisezimmer ein Essen, das für die vorgerückte Stunde und die kurze Zeit, daß wir uns hier befanden, vortrefflich zu nennen war. Ich zwang mich, so unwohl ich mich fühlte, zur Munterkeit und zum Essen, um auch Sophien Lust dazu zu machen, und bemerkte mit Vergnügen, daß ihr die Stärkung wohlthat und sie heiter stimmte. Als wir das Speisezimmer verlassen wollten, erschien eine bejahrte, altmodisch gekleidete Dame und erbot sich, meine Tochter in ihr Schlafzimmer zu begleiten und ihr beim Auskleiden behülflich zu seyn; aber Sophien war es noch nicht ganz heimlich im Hause, überdieß hatte sie zu große Sorge wegen meiner, und bat mich daher dringend, sie die Nacht neben meinem Bette in den Kleidern zubringen zu lassen. Ich fand es natürlich, daß sie um mich bleiben wollte, und sie verweilte nur so lange bei dem Frauenzimmer, bis der Bediente mich entkleidet hatte, was keine so leichte Sache war: ich fand meinen Arm sehr geschwollen und fühlte mich schlimmer, als ich Sophien merken lassen mochte.

Auf den Uhren im Hause schlug es Mitternacht, bevor unsere Einrichtungen für die Nacht getroffen waren. Ich lag vortrefflich in einem altväterischen, mit schweren Seidevorhängen versehenen Bett; neben mir saß Sophie, in eine Decke gehüllt, in einem mächtigen Lehnstuhl. Eine Nachtlampe verbreitete ein dämmerndes Licht im Zimmer. Wir unterhielten uns eine Zeitlang von der Geschichte des heutigen Tages; bald aber stellte ich mich, um Sophien Ruhe zu gönnen, als ob ich einschliefe. Da sah ich, wie sie leise aufstand, sich über mich beugte, auf meinen Athem horchte, sich zufrieden wieder in ihren Stuhl lehnte und bald fest entschlief. In meinem Alter kommt der Schlaf nicht so leicht; lange ließ ich die Bilder dieses Abends an mir vorübergehen; manchmal meinte ich, mir habe geträumt, wenn ich die großen Figuren auf der Tapete, deren Gesichter durch das Fieber, das sich nachgerade bei mir einstellte, einen ganz eigenen Ausdruck bekamen, im flackernden Lichte sich bewegen sah. Diese Personen und unser Unfall verflochten sich in meinem Gehirne auf seltsame Weise; sie waren die Herrn dieses geheimnißvollen Schlosses. Ich suchte mich gewaltsam aus diesem peinlichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen herauszureißen; der Anblick der ruhig schlummernden Sophie verscheuchte die Phantome, endlich machte der ermüdete Körper auch bei mir seine Rechte geltend, und ich schlief ein.

Der Tag schien hell durch die Laden, als ich erwachte; in seinem Lichte sahen meine Gespenster von heute Nacht, Mentor und Telemach, freundlicher aus, und auch die gestrigen Abentheuer erschienen mir jezt weit nicht so bedrohlich. Endlich erwachte auch Sophie: sie hatte so fest geschlafen, daß sie Anfangs gar nicht wußte, wo sie war, und als sie sich besann, wurde sie ganz ärgerlich auf sich selbst, weil sie die ganze Nacht bei mir hatte wachen wollen. Nicht lange, so machte die Ankunft des Wundarztes ihren Besorgnissen ein Ende; das Schlüsselbein

war übrigens doch ausgerenkt und die Einrichtung mit bedeutenden Schmerzen verbunden. Die Versicherung, daß nichts gebrochen sey und ich nicht lange damit zu thun haben werde, beruhigte indessen mich und Sophien vollkommen. Wir öffneten die Fenster: die Façade des Schlosses war sehr groß; es hatte in der Mitte einen großen Balkon und eine Menge Fenster, die aber sämmtlich mit Laden verschlossen waren. Gegen den Berg zu zog sich in mehreren Terrassen der Schloßgarten hinauf; er war im alten Geschmack angelegt, Buchengänge, Figuren, aus Taxus geschnitten, Statüen, Springbrunnen. Auf der andern Seite war die Aussicht weiter; man sah über angenehme Hügel, über Wiesen und Felder hinaus in die Ebene von Schlesien. Der Bediente erkundigte sich im Namen des Barons nach unserm Befinden und richtete von seiner Seite die Einladung aus, so lange, als es uns gefiele, in seinem Schlosse zu verweil[illegible]. Gegen Mittag erschien Mamsell Marie — so nannte man im Hause das Frauenzimmer, das gestern meine Tochter bedient hatte — und lud Sophien zu einem Spaziergange ein. Ich redte ihr zu; ich dachte, die frische Luft werde ihr gut thun, und sie könne dabei auch etwas von dem geheimnißvollen Baron erfahren, der seine Gäste so gut aufnahm, ohne sich vor ihnen blicken zu lassen. Nach zwei Stunden war sie wieder da, sehr vergnügt, besonders über die Artigkeit ihrer Begleiterin, die Allem aufgeboten, sie angenehm zu unterhalten. Sie hatte gar viel vom Glanze der Familie, der sie angehörte, zu erzählen gewußt; aber über den eigentlichen Gegenstand unserer Neugierde war nichts zu erfahren gewesen; die Alte war Sophiens Fragen, die sie bei schicklicher Gelegenheit gewagt, ausgewichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Beschluß.)

Die Genfer und die Lausanner.

Ich wohnte neulich einem sehr heitern und besonders durch seine Oertlichkeit reizenden Fest bei. Vor einigen Jahren noch lebten die Waadländer mit den Genfern auf sehr gespanntem Fuß und fanden sich selten zusammen. Daran waren besonders die ganz verschiedenen Charakterzüge beider Nachbarvölkchen Schuld. Bei dem Genfer herrscht bei all seinen achtungswerthen Eigenschaften die Geld- und Geschäftsspekulation vor, er vergißt sie nie und nirgends, ja er schreibt eine Gelegenheits-Chanson — andere macht er nicht — und einen Liebesbrief wie ein Bordereau; das Haben und Gewinnen mischt sich in all seine Lebensverhältnisse. Ganz anders dagegen ist unser Waadländer, der heitere, lustige Mann der Freude und des Augenblicks, der Franzose der Schweiz; das Weinglas ist sein Speculum, bei ihm ist Gastfreundschaft und Geselligkeit zu jeder Stunde zu finden. Dergleichen disparate Subjekte taugten nicht zusammen, bis endlich die Genfer einsahen, sie müßten sich ändern, wenn sie für Andere, besonders für die lustigen Nachbarn, genießbar seyn wollten. Die vielen Zusammenkünfte und Gesellschaften der Schweizer, wo das Eckige sich nach und nach an einander abschliff und das Gute sich austauschte, wirkten auch auf Waadländer und Genfer günstig; sie näherten sich einander und haben sich seit ein paar Jahren so lieb gewonnen, als es nur immer seyn kann; besonders ist dieß der Fall bei dem lustigen Volk der Sänger, Musiker, Schützen und Soldaten. So zieht auch die Militärmusik von Genf und Lausanne manchmal zusammen, zumal sich beide in Dissonanzen schwesterlich gleich sind, man gibt sich Gasterrien, Bälle und dergleichen. Ein solches war neulich hier bei Lausanne auf dem sogenannten Chalet-des-Enfans, in reizender, dichter Waldgegend gelegen. Unter Einer Fahne mit Genfs und Waads vereinigten Wappen zogen sie musicirend durch einen dichten, kühlen Tannenwald, in dem sich besonders die Blechmusik herrlich ausnahm. Beim Chalet war unter schützendem Laub ein geschmackvoller Tisch aufgeschlagen. Nahe dabei hatte man einen Ballsaal herrlich mit Blumen- und Blättergewinden ausgeschmückt. Für die Nichttanzenden war ein Schießen mit Preisen. Ehemals waren allein bei den Offizieren Essen und Gastmähler bekannt, die oft genug mit Unordnungen endigten; dieses Mahl zeichnete sich durch Anstand und Herzlichkeit aus. Die Frauen, Töchter und Schwestern der handelnden Personen bei diesem musikalischen Familiendrama mußten wegen ihres Geschmacks und wegen ihres guten Tons gerühmt werden; sie bildeten in ihrem netten Putz eine gar liebliche Staffage der schönen Waadlandschaft und der Soldatengruppen. Erfreulich war es, auch bei diesem Feste eine Erscheinung zu sehen, die ich in Deutschland nirgends bemerkt habe; dort lassen sich die Höhern zu den Niedern herab, bei uns hebt die bessere Civilisation und die ächte Freiheit die Niedern zu den Höhern empor, ohne diese dadurch herabzuziehen.

Dieß schweizerische Schmauswesen bringt mich darauf, Ihnen von dem vorjährigen Föderalschießen in Luzern etwas zu erzählen, was Sie wahrscheinlich noch nicht gehört haben. Am Sonnabend, nachdem Alles vorbei und die Preise ausgetheilt waren, gleich nach der Abreise der Schützen aus den andern Kantonen, traten die zwanzig Aufwärter oder Kellner des Speisewirths auf in rothen und weißen Mützen, eine, wie bei den Schützen, mit Zahlen versehene Binde um den linken Arm. Sie eilten zur mittelsten Tafel und setzten sich an dieselbe Stelle, wo zwei Tage vorher die Tagsatzung ihre Sitze gehabt hatte. Sie aßen und tranken ein Erkleckliches, stiegen auch zuweilen auf die Rednerbühne und parodirten da mit vielem Witz die Worte, Phrasen und Scenen der vergangenen Woche. Die Glocke des Präsidenten handhabte ein kleiner Junge, um damit das Zeichen zum Stillschweigen zu geben, wenn ein neuer Redner auftrat, oder die Versammlung zu laut wurde. Der erste, mit der obligaten Lobeserhebung beginnende Toast galt dem Traiteur Solleder. Eine andere, von zahlreichen Ja und Nein unterbrochene Rede ahmte glücklich einige Redner nach, und das Ganze war eine sehr gelungene Parodie zu nennen.

Wenn die Schweiz durch ihre jetzigen Wirren, Spaltungen und Partheiungen, durch ihre halben und Drittelsmaßregeln, durch den Anblick von Republiken wie Basel-Landschaft, Gelterkinden und andern Erbärmlichkeiten so reichlichen Stoff zum Parodiren darbietet, daß er sich sogar den Kellnern und dergleichen aufdringt, so ist dieß unserm Kanton Waad und den Maßregeln seiner Regierung nicht vorzuwerfen. Da finden wir Ernst, Zusammengreifen und Würde, und während in der Schweiz nichts vorwärts geht, gestaltet sich das Neue bei uns mit Sicherheit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Juli 1833.

— Ist hier Himmel oder Hölle?
Schlaf' oder wach' ich? bin ich toll? gescheid?
Wohlan! ich füge mich in guter Ruh,
Und wandle blindlings Abentheuern zu.

Shakespeare.
Die Irrungen.

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Abends entdeckte Sophie ein Fortepiano in ihrem Zimmer, machte es auf und spielte ein paar Noten. Es war jämmerlich verstimmt und viele Saiten gesprungen; indessen unterhielt sie sich damit doch eine Weile. Durch die langen Gänge des Schlosses hallten — wer weiß, seit wie lange zum erstenmal wieder — die muntern Töne bis hinab zu den Küchen und Bedientenzimmern, und flugs kamen die Leute die Treppe herauf und horchten an der Thüre. Ich erschrack über Sophiens Unvorsichtigkeit und zweifelte keinen Augenblick, man komme, um sich im Namen des aufgebrachten, in seiner Ruhe so vielfältig gestörten Hausherrn den Lärm zu verbitten. Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der Bediente, der seit gestern um uns war, hereinkam und sagte, unten im großen Saale stehe ein besseres Instrument, das sich, wenn meine Tochter es wünschte, mit leichter Mühe herrichten lassen würde. Sie nahm sein Anerbieten nicht an; wir benutzten indessen diese Gelegenheit, uns bei ihm nach andern Mitteln zur Unterhaltung zu erkundigen, da wir nothgedrungen noch einige Tage verweilen mußten, und den andern Tag hatten wir Bücher in Menge; meine Tochter zeichnete überdieß und suchte nähere Bekanntschaft mit Mamsell Marie. Nachmittags war ich schon seit längerer Zeit allein, da hörte ich plötzlich unten im Hause Getümmel und lautes Gelächter, was gegen den Ton, der gewöhnlich im Hause herrschte, gewaltig abstach. Nicht lange, so kam Sophie laut lachend herauf; sie erzählte, ihre gute Freundin, Mamsell Marie, habe sie gebeten, das Fortepiano im Saal zu probiren, die ganze Dienerschaft sey von der Musik herbeigelockt worden, und ein Gartenknecht habe eines der Dienstmädchen zum Tanz aufgezogen. Nach einer kleinen Weile habe der alte Bediente der Versuchung nicht widerstehen können, die Künste seiner Jugend zu versuchen, und habe Mamsell Marie engagirt. Als die Sache im besten Zuge gewesen, sey lezterer die Haube vom Kopf gefallen, und über dem kurzen grauen Haar, das damit zum Vorschein gekommen, sey Alles in unmäßiges Gelächter ausgebrochen, sie aber habe sich eilends herauf gemacht, um mir den Spaß zu erzählen. Ich äußerte mich sehr ärgerlich darüber, daß sie solchen Spektakel im Hause mache; sie versicherte mich aber, die Leute haben gesagt, es werde dem Baron sehr lieb seyn, was mir eben nicht sehr wahrscheinlich vorkam.

Es ist indessen begreiflich, daß es mich trieb, aus einem Hause wegzukommen, wo wir uns fast mit Gewalt einquartirt hatten, wo man uns trefflich bewirthete, wo aber der Herr fortwährend unsichtbar für uns blieb. War

dieß einfach Ungeschliffenheit? Ich hatte lediglich keinen Beweis dafür; er war vielleicht nur ein menschenscheuer Sonderling; je länger wir aber blieben, desto mehr störten wir ihn wohl in seiner gewohnten Lebensweise. Ich setzte es endlich bei meinem Chirurgen durch, daß er mich in wenigen Tagen ziehen lassen wollte, und kaum war dieß im Reinen, so diktirte ich meiner Tochter ein Billet an den Baron. Ich meldete es ihm und äußerte mein Bedauern, daß ich ihm nicht persönlich für die Gastfreundschaft danken könne, die er Unbekannten gewährt. Kaum hatte ich das Billet fortgeschickt, so ließ er sagen, er werde die Ehre haben, uns Nachmittags zu besuchen.

So sollten wir ihn also endlich kennen lernen; Sophiens Neugierde war äußerst gespannt, und den ganzen Morgen brachte sie die Zeit damit hin, sich den Charakter und die Manieren unsers Wirths auf mannigfaltige Weise auszumalen. Ein ganz gewöhnlicher Mann konnte er nicht seyn. Nach dem etwas feierlichen Ton, der im Hause herrschte, und nach den Aeußerungen der Bedienten über die Vornehmheit ihres Herrn, machten wir uns auf einen sehr förmlichen Besuch gefaßt; wir hatten uns durchaus geirrt. Wir saßen am Ofen und es war bereits dunkel, da kam ein Mann von kleinem Wuchse und, so viel sich erkennen ließ, nicht sehr vortheilhaftem Aeußern herein. Er gab sich alsbald als den Hausherrn zu erkennen, ich beeilte mich, ihm unsern Dank auszudrücken, er unterbrach mich aber schnell, indem er sich nach meinem Befinden erkundigte. Anfangs wollte es mit der Unterhaltung nicht recht fort, wie es nicht anders seyn kann, wenn man sich gegenseitig nicht kennt, ja nicht sieht. Sein Ton war etwas trocken und epigrammatisch, seine Stimme übrigens angenehm, und aus Allem sprach der Mann von Welt. Nach und nach belebte sich das Gespräch: es kam die Rede auf sein Schloß. Wo wäre ein altes Herrenhaus, von dem es nicht alte Geschichten, Anekdoten, Familiensagen zu erzählen gäbe? Der Baron trug Mehreres der Art in anziehender, geistreicher Manier vor; als ihm meine Tochter erzählte, was sie von ihrer Freundin über die hohe Stellung und das Alter des Hauses Dobris gehört hatte, lachte er und bat, solches Geschwätz der Eitelkeit einer alten Dienerin zu Gute zu halten. Sein Besuch dünkte uns sehr kurz, aber das Geheimnißvolle an der Geschichte war mit dem Auftreten des Helden verschwunden. Er war wohl nichts anderes, als ein Mann, der die Einsamkeit liebte, vielleicht ein wenig wunderlich, und das Gerücht hatte, wie immer, seine Grillen übertrieben. Die Unhöflichkeit, daß er uns bei unserer Ankunft nicht selbst empfangen und seine Aufwartung so spät gemacht, entschuldigte er mit einer Unpäßlichkeit. Von seinem Aeußern konnten wir uns gar kein Bild machen; es war finstere Nacht, als er sich verabschiedete, und da er kein Licht verlangte, so glaubte ich, es auch meinerseits unterlassen zu müssen.

Tags darauf kam er zu derselben Stunde wieder, und es ging ganz wie gestern; nur blieb er länger und die Unterhaltung wurde immer anziehender, je offener wir uns gegenseitig aussprachen. Er sprach viel von Wien und manchen andern Hauptstädten, die er besucht, von bedeutenden Männern, die er kennen gelernt. Wir wußten gar nicht mehr, wo wir mit ihm daran waren: er hatte also nicht immer in der Einsamkeit gelebt, hatte wohl gar eine Rolle in der Welt gespielt, er war vielleicht ein Opfer des Ehrgeizes; ich besann mich auf die Verhältnisse aller mir bekannten Staatsmänner, aber nichts wollte zutreffen.

Als er aufstand, sagte ich ihm, der Doktor habe mir erlaubt, meine Reise fortzusetzen, ich wolle seine Güte nicht länger mißbrauchen und gedenke übermorgen abzureisen. Der Baron erwiderte diese Aeußerung mit keinem jener Komplimente, die man gewöhnlich jedem Gast an den Kopf wirft, wenn er einem auch zur Last fällt, sondern sagte nur: „Also übermorgen wollen Sie abreisen?“ Nach einer Weile fuhr er aber fort: „Sie reisen ab; da erlauben Sie mir wohl, daß ich den lezten Tag mit Ihnen zubringe? Ich führe Sie, wenn es Ihnen angenehm ist, in eine interessante Höhle, die eine halbe Meile von hier liegt; es wird gut seyn, wenn Sie sich allmählig ans Fahren gewöhnen. Auch ist es wohl Ihrer Fräulein Tochter lieb, einmal mehr Unterhaltung zu haben als bisher. Ich lade mich, mit Ihrer Erlaubniß, zum Frühstück bei Ihnen ein. Also auf Wiedersehen!“ Damit reichte er mir freundschaftlich die Hand und ging.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber Dampfmaschinen.

(Beschluß.)

Zwei Anwendungen der Dampfmaschine verdienen hier zum Schlusse noch besondere Erwähnung, da sie beide ganz vorzüglich dazu beitragen, den menschlichen Verkehr und den Handel auf dem festen Lande sowohl, als auch auf der See zu befördern.

Die Dampfwagen oder Steam-horses (Dampfpferde) wie sie die Engländer nennen, sind im Allgemeinen wie unsere Wagen gebaut, nur werden die Räder durch eine in dem Wagen angebrachte Dampfmaschine bewegt, daher sie keine Pferde brauchen, sondern gleichsam von selbst, von ihrer eigenen Kraft getrieben, dahingehen. Zuerst wendete man sie in den großen Kohlengruben bei Leeds an, wo ihre Räder auf einer eigens für sie zubereiteten

Eisenbahn gehen. Ein solcher Wagen, oder vielmehr ein solches Wagensystem, dessen einzelne Glieder durch Ketten an einander hängen, bewegt in einer Stunde eine Last von fünfzehnhundert Centnern zwei deutsche Meilen weit, blos durch die Wirkung einer einzigen Dampfmaschine. Auf gewöhnlichen Straßen konnte man sie Anfangs nicht gut anwenden, da die auf solchen Straßen unvermeidlichen Hügel und Thäler, und der durch schlechte Witterung verdorbene Boden eigentlich eine nach den verschiedenen Umständen veränderliche Kraft der Maschine erforderten, die sich nicht gut anbringen ließ. Jezt fängt man aber doch in England an, sie als Eil- und Gesellschaftswagen zu gebrauchen. Gurneys neueste Dampfdiligencen in und um London zeichnen sich durch ihre elegante und solide Bauart aus, und nehmen 20 bis 25 Personen auf. Sie werden von einem einzigen Manne ohne Mühe gelenkt und durch einen eigenen Hebel im Augenblick zum Stillstand gebracht. Da der Dampfkessel blos aus vielen isolirten metallenen Pfeifen besteht, deren jede, wenn sie Schaden leidet, binnen einiger Minuten durch eine neue ersezt werden kann, so vertrauen sich ihr die Reisenden ohne Furcht. Die Maschine hat die Kraft von 12 bis 18 Pferden, und ihre Unterhaltung durch Steinkohlen kostet noch nicht so viel, als die eines einzigen Pferdes in England kosten würde. Auch beträgt die Abnutzung des Straßenpflasters durch diese Wagen noch nicht den vierten Theil von jener, welche unsere eben so schwer belasteten gemeinen Wagen mit ihren Zugthieren verursachen.

Noch größere Vortheile bieten die Dampfschiffe (Steam-boats) dar. Wer aus dem Vorhergehenden gesehen hat, auf welche Weise durch eine Dampfmaschine Räder überhaupt in Bewegung gesezt werden, wird sich leicht irgend eine einfache Einrichtung vorstellen können, durch welche mittelst einer, in einem Schiffe angebrachten Dampfmaschine auch zwei, an den beiden äußern Seiten des Schiffes angebrachte Schaufel- oder Ruderräder bewegt werden können. Diese Räder, welche etwa mit ihrem vierten Theile im Wasser gehen, treiben das Schiff beinahe auf dieselbe Weise, wie unsere allgemein bekannten Mahlmühlen von ihren Wasserrädern getrieben werden.

Die Engländer schreiben in ihrem Nationalstolz die Erfindung der Dampfschiffe ihrem Landsmanne Jonathan Hull zu, dessen Werk über diesen Gegenstand im Jahr 1737 herausgekommen ist; allein Papin spricht in dem bereits oben erwähnten Recueil, der 1695, also 42 Jahre früher erschien, sehr bestimmt und umständlich von der Anwendung des Wasserdampfes zur Bewegung der Schiffe auf Flüssen sowohl, als auch auf dem Meere, so daß also die Ehre dieser wichtigen Erfindung dem Leztern zugeschrieben werden muß, so lange sich keine frühern Anzeigen auffinden lassen. Die Ehre der wirklichen Ausführung eines Dampfschiffes aber scheint dem Perier und dem Marquis Jouffroy zu gebühren, von denen der erste ein solches Schiff im Jahr 1775 und der andere ein viel größeres im Jahr 1778 vom Stapel laufen ließ. Das eigentliche Vaterland der Dampfschiffe ist Nordamerika, wo alle großen Seen und Ströme der vereinigten Provinzen davon gleichsam bedeckt sind. Dort erbaute Livingston das erste große Schiff dieser Art, von 110 Fuß Länge und 16 Fuß Breite, womit er 1807 den Hudsonfluß beschiffte. Nachdem er sich in den folgenden Jahren mit Fulton verbunden hatte, ließ er unter seiner Leitung über zwanzig Dampfschiffe verfertigen, die sehr elegant und selbst splendid eingerichtet sind, 170 bis 200 Fuß Länge haben, 800 Personen und 30 große Kanonen aufnehmen, und bei günstigem Wetter vier deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegen. Sie werden auch mit kleinen Segeln versehen, die bei gutem Winde aufgespannt werden und die Fahrt sehr erleichtern und abkürzen. Die großen Ströme Nordamerikas, der Mississippi, Ohio, der Hudson und Lorenzfluß werden beinahe nur noch von Dampfschiffen befahren, die stromauf- und abwärts mit großer Leichtigkeit gehen. Nicht minder thätig sieht man sie auch auf der See. Die Engländer haben schon mehrere glückliche Versuche ausgeführt, mit solchen Schiffen nach Alexandrien und selbst nach Ostindien zu fahren, und schon im Jahr 1819 kam das erste amerikanische Dampfschiff aus Neuyork zu Liverpool in England an.

Noch muß hier erwähnt werden, daß wir in Beziehung auf diesen unsern Gegenstand vielleicht an dem Vorabend eines großen Ereignisses, einer andern neuen Entdeckung stehen, die, wenn sie sich bewährt, alle die bewundernswürdigen Wirkungen, welche bisher die Dampfmaschinen hervorgebracht haben, weit hinter sich lassen würde. Brunel, der durch seine Arbeiten an dem Tunnel unter der Themse bekannt geworden ist, hat gefunden, daß die Kohlensäure die Kraft des Wasserdampfes weit übersteigt, und überdieß noch in einem viel höhern Grade geeignet ist, bei Maschinen verwendet zu werden. Die von ihm bereits verfertigte und durch Kohlensäure getriebene Maschine soll viel einfacher und zugleich, für dieselbe Wirkung, über viermal wohlfeiler seyn als die Dampfmaschine, und überdieß den großen Vortheil gewähren, daß sie keinen Unfällen und keiner Gefahr unterworfen ist, während bei den Dampfmaschinen von hohem Drucke das Springen des Dampfkessels, aller bisher angewandten Vorsicht ungeachtet, wie es scheint, doch noch nicht völlig verhütet werden kann.

Erfüllung.

An Trauer liebt die Brust sich oft zu laben,
Wenn unergiebig ist und träg das Leben
Und nirgends güt'ge Engel uns umschweben:
Man will statt Lust zum mindsten Schmerzen haben.

In solchen Schmerz gesunken, süß begraben,
Ein Mädchen ward in edle Näh' gegeben,
In eines Jünglings Kreis, den All' erheben,
Bewundernd der Natur gewalt'ge Gaben.

Der Jungfrau dämmert' es von anderm Lichte,
Als das sie gern in ihrem Schmerz gefunden,
Um an der Welt Bedeutung nicht zu zagen:

Sie sah des Lebens Blüth' und seine Früchte,
Mit einer großen Seele groß verbunden,
Und es begann die Sonne ihr zu tagen.

Friedrich Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Bauten an den Tuilerien.

Es gibt Könige, welche in manchen Dingen sehr sparsam sind, aber der Baulust große Opfer bringen. Zu diesen Königen gehört auch Ludwig Philipp. Seinen vorigen Aufenthalt im Palais royal hatte er, schon ehe er König ward, beträchtlich verschönert, und dieses große Gebäude, das eigentlich nie ganz vollendet worden war und manche häßliche Winkel hatte, ist erst durch seine Baulust ganz fertig geworden und hat den Grad von Schönheit und Vollkommenheit erreicht, der einem solchen Pallaste gebührte. Kaum war der König in die Tuilerien eingezogen, so regte sich auch diese Bau- und Verschönerungslust bei ihm wieder, und man sah ihn mit seinem Baumeister Fontaine, der bekanntlich auch der Baumeister Napoleons war, hin und hergehen, auf und absteigen, um den Zustand des Tuilerienschlosses zu untersuchen und um zu überlegen, was zu machen sey, damit dieses Schloß, das eigentlich nicht zu einem steten Wohnsitze der königlichen Familie eingerichtet war, und daher beinahe mehr Gallagemächer als Wohnungen enthielt, bequem eingerichtet werde. Zuerst wurde der ganze Boden hinter dem Schlosse umgewühlt und ein Theil des öffentlichen Lustgartens zu einem Privatgarten, oder eigentlich zu einem Privatspaziergange umgeschaffen, denn einen Garten kann man es kaum nennen. Diese Umwandlung hat große Summen gekostet und mehr Murren unter den Parisern erregt, als die Sache werth war. Vielleicht wäre es besser gewesen, ihnen dazu keine Veranlassung zu geben; denn was man durch diese Umwandlung erreicht hat, scheint doch nur eine Kleinigkeit, wofern man nicht einen besondern Zweck gehabt hat, den man nicht gestehen will. Hernach wurde an dem Tuilerienschlosse selbst Hand angelegt. Napoleon hatte zwar den langen Flügel anzulegen begonnen, wodurch das Tuilerienschloß mit dem Louvre auf der nördlichen Seite verbunden werden soll, wie beide bereits durch die lange Bildergallerie auf der Südseite verbunden sind; aber an dem eigentlichen Tuilerienschlosse hatte er nichts geändert, oder höchstens einige Verschönerungen im Innern vorgenommen. Sobald aber Ludwig Philipp dieses Schloß bezogen hatte, erkannte er die Unbequemlichkeiten dieses langen Gebäudes, dessen beide Enden durch schmale, nicht zu Wohnungen eingerichtete Gallerien und Terrassen verbunden sind. Statt dieser Terrassen nach der Gartenseite hin, beschloß er mit seinem Baumeister, das Gebäude zu erhöhen, so daß die Verbindungsgallerien ungefähr eben so hoch werden sollen, als die beiden Endgebäude, worin eigentlich die Wohnungen sich befinden. An der Vorderseite ändert dieß nichts, sondern blos an der Gartenseite, die allerdings dadurch etwas von ihrem leichten und eleganten Ansehen verliert; dafür wird das Gebäude etwas stattlicher. Dennoch haben die karlistischen Blätter ein gewaltiges Geschrei über diese Veränderungen erhoben und sich gebehrdet, als ob das ganze Tuilerienschloß verunstaltet würde. Sie haben nicht bedacht oder nicht bedenken wollen, daß, als Philibert Delorme dieses elegante Lustschloß baute, es blos zu einem vorübergehenden Aufenthalte der königlichen Familie diente, welche in einem Schlosse außerhalb Paris zu wohnen pflegte, und daß eine zahlreiche Familie in dem Tuilerienschlosse, so wie es war, sehr unbequem wohnte. Auch jezt noch wohnt sie nicht sehr bequem, nur sind der bewohnbaren Gemächer mehrere geworden, als ursprünglich. Uebrigens sind die neuen Bauten im Geschmacke des alten Schlosses ausgeführt worden und verunstalten dasselbe keineswegs. Dieß war aber noch nicht Alles. Ludwig Philipp wollte auch den schon unter Napoleon gefaßten und bereits zum Theil ausgeführten Plan der Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre wieder aufnehmen und ganz ausführen. Dieß war ein riesenhafter Plan, zu dem viel Geld, Ruhe und Beharrlichkeit erfordert wurde. Das Louvre steht ziemlich parallel mit dem Tuilerienschlosse, wovon es durch eine Menge von Häusern und zwei große Plätze getrennt ist. Längs der Seine hin erstreckt sich, wie gesagt, die Bildergallerie von den Tuilerien bis zum Louvre, und auf der entgegengesezten Seite ward eine ähnliche lange Gallerie begonnen. Diese sollte ebenfalls bis zum Louvre fortgesezt werden, und alsdann wollte man alle in diesem ungeheuern Viereck stehenden Häuser abbrechen, um dadurch einen gigantischen Platz zum Exerziren der Truppen zu bekommen. Napoleon ließ auch wirklich einen Raum von der Mitte des Louvre bis zur Mitte der Tuilerien durchbrechen; allein als dieses geschehen war, bemerkte man erst, daß der Haupteingang des Louvre dem der Tuilerien nicht gerade gegenüber stehe und daß die beiden Gebäude nicht ganz parallel seyen. Dieß hätte man früher bedenken sollen, so hätte man sich das Niederreißen der vielen Gebäude und große Kosten erspart. Den Plan des großen Exerzirplatzes gab man nun auf und beschloß, oder dachte wenigstens daran, eine Quergallerie anzulegen, wodurch also der ungeheure Platz in zwei Theile getrennt worden wäre. Zur Ausführung dieses neuen Plans kam es aber in den kriegerischen Zeiten Napoleons nicht. Auch unter den saumseligen und trägen Bourbons beschäftigte man sich nicht weiter damit; aber Ludwig Philipp hat dieses Projekt sogleich wieder aufgenommen und auch schon fleißig niederreißen lassen, um Platz zu seiner Quergallerie zu gewinnen. Da der Fürst aber sparsam ist, so hat er gedacht, es wäre doch nicht übel, wenn er von der Nation das Geld zu dieser großen Anlage bekommen könnte, ohne seine Civilliste dabei anzugreifen. Seine Minister oder sonst Jemand hatten daher den klugen Einfall, man müsse vorschlagen, die große Nationalbibliothek in dieser Quergallerie aufzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juli 1833.

— Bäume, wild, tief grünenden Laub's voll,
Und Alpengebirg auch überschattet,
Uraltes, dich; denn nah dem Herd des Hauses
Wohnst du und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschaalen
Der Quell rauscht.

Hölderlin.

Ein Ausflug in's Salzburgische.

Von W. Alexis.

Erster Brief.

Es sind drei Ursachen, welche den Oesterreicher hindern, ins Ausland zu reisen; erstens, weil er nicht mag, zweitens, weil er's zu Hause bequemer hat, und drittens, weil's auch schöner bei ihm ist. Ausnahmen hat dieser Satz wie jeder andere in allen seinen drei Partikeln. Hier rede ich nur von der lezten.

Wo findet er es schöner, als bei sich? Vielleicht in der Schweiz, in Lissabon, in Granada, in Konstantinopel. Der schönen Gegenden sind genug in der Welt, und unser kleiner Theil Europa hat deren verhältnißmäßig so in Ueberfluß, daß es wirklich überflüßig ist, darum in ferne Welttheile zu reisen. Ich meine auch, daß unsere Auswanderer nicht darum Amerika aufsuchen. Sie wollen es behaglicher haben, sie suchen den Comfort, von dem jeder englische König in seiner Eröffnungsrede sprechen muß, und den Heinrich der Vierte umsonst seinen Franzosen wünschte. Die Franzosen mögen das witzigste, das geistreichste, das liebenswürdigste, meinethalben auch das tapferste und das genügsamste und das gelehrteste Volk seyn, aber das comfortabelste sind sie nicht, und werden es niemals werden. Die Oesterreicher sind weder das witzigste, noch das allergeistreichste, noch das allerliebenswürdigste Volk, aber auf den Comfort verstehen sie sich. Schönheit, Größe, Würde, Lust ohne Comfort ist ihnen nichts. Und wie das Volk, so das Land; es ist Alles comfortabel. Wie das in Wien ist und Unterösterreich, darüber habe ich mich an einem andern Orte ausgesprochen, und es weiß es auch Jeder, der Oesterreich gesehen, oder nur davon gehört. Aber auch ihre Berge, ihre großen, hohen Gebirge, ihre Alpennatur trägt diesen Charakter. Hat nicht der gewaltige Schneeberg, ein Riese, gegen den die viel berühmtere Schneekoppe des Riesengebirgs nur ein verkümmertes Stiefkind ist, die Gefälligkeit, aus seiner Grätzer Alpenkette herauszutreten und so nahe den Wienern zu kommen, daß der Spaziergänger mit Bequemlichkeit in einem Tage ihn erreicht, da er doch in jeder andern Stadt zu einer Reise sich anschicken müßte? Und der Schneeberg ist nur ein Vorposten, ein von den Gebirgen vorausgeschickter Ehrenmarschall, um die Residenzbewohner zu bewillkommen und in die Alpen einzuladen, die dicht hinter ihm, erstgeborne Kinder, Vollblutssprößlinge der Schweizeralpen, anfangen. Und alles ist von Natur- und Obrigkeitswegen angeordnet, es den Hauptstädtern bequem zu machen, hier nach Grätz, dort nach Linz den Weg zu einer Spazierfahrt umzuwandeln.

Der Wiener jauchzt vor Lust bei Nennung seiner steierschen Alpen, seines Salzkammergutes und Salzburgs;

und doch, wie Wenige verhältnißmäßig reisen auch nur dorhin, weit weniger als von Berlin durch die öden Sandsteppen alljährig nach dem anmuthigen Punkte Rügen pilgern, während dort jeder reizende Punkt nur der Anfangspunkt ist zu einer noch schönern Gegend, und der landschaftliche Charakter so mannigfach ist. Aber es ist das auch eine Reise, und hat man nicht schon dicht um Wien auch Gebirge, Wälder, Schluchten, Burgen, und sieht Eisberge? Die schönen Städte, Landschaften und Gebirge, die ich vorhin nannte, sind gewiß majestätischer, schöner, mehr sinnberauschend, vielleicht auch lieblicher zum Theil; aber jenen Comfort der oberösterreichischen Gegenden haben sie doch nicht. Wie Deutschland das Herz von Europa, wo sein Lebenssaft zu Hause, so ist hier das saftige, lichthelle Grün der Grundton, welcher im Norden wie im Süden nur strichweise, nur modificirt zum Vorschein kommt. Suchst du doch selbst im Westen — Frankreich — und im sarmatischen Osten vergebens nach diesem grünen Charakter. Er ist weit verbreitet über Deutschland; aber in seiner ganzen Herrlichkeit, in seiner ganzen Lieblichkeit, von Duft, Schmelz, Frische, nirgend monoton, weil er sich amalgamirt und schattirt mit der Kultur, mit Städten, Dörfern, Ruinen, mit Felsgeklüft und Schneerücken, findest du ihn in den Gegenden südwärts von der Donau.

Es gibt zwei gewöhnliche Naturerscheinungen, die in jeder Stimmung mich erquicken, auffrischen, das ist der Anblick des abendlichen Meeres und eines Laubwaldes nach einem Gewitterregen, der die Wipfel und Kronen gewaschen hat und bis in den Moos- und Rasenteppich eindrang. Mich dünkt, in ihrem grünen Kleide hat die Natur auch auf das abgestumpfteste Gemüth eine unverwüstliche Kraft. Das ist nicht, wenn die Sonne in der Mittagshöhe steht, noch wenn sie, eine Feuerkugel, sich majestätisch erhebt; mit einem Worte, es ist nicht das Außerordentliche in ihren Erscheinungen, sondern die Kraft, die in ihrer Ruhe liegt. So wie ein heiterer Abend in einer nicht eben bedeutenden Gegend auch auf einen vom Uebergenuß der imposantesten und pikantesten Naturschönheiten gesättigten Sinn wohlthätig einwirken mag, und zwar oft in einer Art, daß er sich selbst nicht Rechenschaft geben kann weßhalb — so tragen für mich die grünen deutschen Gegenden den unauslöschlichen Charakter der Frische. Ich meine, die Durchschauerten vom Norden könnten sich hier noch wärmen, indeß die Sonnenverbrannten aus dem Süden gewiß Kühlung, Labung finden.

Was ein Wald ist, ward nirgend so verstanden als in Deutschland. Selbst die Spanier, uns so nahe an Innigkeit der Naturempfindung und der Naturandacht, kannten das nicht, weil sie keine Wälder haben. Wo ihre Poesie sich da hinein macht, schafft sie erst, sie spricht davon wie von etwas Fremdem, wie etwa wir von einer Felsengrotte, wo wir, pilgernd durch eine sonnige Wüste, endlich Schatten finden, indeß alle unsre Lieder von uralters überträufen von Waldgedanken und Waldempfindungen, als hätten unsre Dichter, von Ottfried bis Tieck und Uhland, nur im grünen Walde gelebt. Der Spanier beschreibt die Waldesnacht, der Deutsche nimmt an, jeder Hörer seines Liedes sey mit ihm drin; ebenso unsre Maler. Wie eigenthümlich fassen die Alten, wo in den seltenen Fällen Landschaftliches aus ihren historischen Gemälden heraustritt, den Waldcharakter auf; es ist Frühling, Freude und Erlösung auf ihrem Wiesengrün, in jedem Baume und jeder Blume, und die Natur lacht in frommer Seligkeit. Ich meine, seit ich die Donaugegenden kenne, erst viele dieser altdeutschen Gemälde zu verstehen, und was mir auf Holz und Leinwand schroff und gezwungen däuchte, dazu fand ich hier die Originale, und zwischen diesen Bergen umhersteigend, die ich doch nie betreten, fand ich alte Bekannte, wenn auch nur aus den Werken frommer Meister herrührend; aber die Hände, die längst, gefaltet über der Brust, in ihren Grüften vermodert sind, conterfeiteten nur eine Wahrheit, welche das Auge gefunden und der Sinn empfangen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Wir wurden im Hause so artig behandelt, daß es aussah, als wären wir die Herrschaft, und wir empfingen eigentlich unsern Wirth, denn meine Tochter saß am Frühstücktisch, als er erschien. Zum Glück hatten wir uns nach und nach von seinem Aussehen einen, wenn auch sehr unvollständigen Begriff machen können. Sein ganzes Wesen hatte mich auf den Gedanken gebracht, er müsse etwas Ungewöhnliches an sich haben, das er zu verbergen suche, und Sophie hatte mir vertraut, als sie ihn einmal im Dämmerlichte am Fenster verstohlen betrachtet, sey es ihr vorgekommen, als ob er ein höchst seltsames Gesicht habe; alle Bilder, die wir uns von ihm entwarfen, blieben indessen weit hinter der Wirklichkeit zurück. Der furchbar große Kopf des Barons stand mit dem übrigen Körper in gar keinem Verhältniß; auf einer andern Büste wäre er vielleicht nicht so übel gewesen, so aber war der Eindruck wirklich schauerlich. Große, ernste, forschende Augen, sehr stark ausgeprägte Züge, ein gelber Teint gaben seinem Gesichte einen wahrhaft unheimlichen Ausdruck. Sein Körper war sichtbar sehr verwachsen, und der Besitzer einer so fatalen Körperhülle schien es nicht der Mühe werth zu halten, sie durch äußere Mittel annehmlicher zu machen, oder vielmehr von der Fruchtlosigkeit aller Toilettenkünste überzeugt zu seyn; denn sein

Anzug war ziemlich unordentlich und ein Wald von grauen Haaren umstarrte sein Haupt. Wir waren starr und stumm vor Erstaunen; Sophie schlug die Augen nieder und machte sich mit großer Geschäftigkeit über die Theemaschine her; ich meines Theils dachte gleichfalls, daß es einen Mann mit einem solchen Gesicht in Verlegenheit setzen müsse, wenn man ihn fixirte; aber gleich darauf fühlte ich, daß man just seine Ueberraschung kund that, wenn man es auffallend vermied, ihn anzusehen. Er selbst schien auf diesen Eindruck gefaßt gewesen zu seyn und gleichsam sein Aeußeres mit Resignation unserer Kritik zum Opfer gebracht zu haben, denn er schwieg, und es war, als ob er dächte: seht mich nur recht an! Es war dieß aber nur eine peinliche Minute; ich nahm schnell das Wort und brachte einen gleichgültigen Gegenstand aufs Tapet.

Nach dem Frühstück stiegen wir in den Wagen und besuchten die Höhle; man zündete Fackeln an und wir drangen so weit als möglich in den Berg. Der Baron sprach als Sachkenner von den Gebirgsformationen und von den geologischen Unterschieden zwischen diesem Gebirg und benachbarten. Ich hatte ihn nach und nach mit allen unsern häuslichen Verhältnissen bekannt gemacht; denn dieß interessirte ihn sichtbar, so ängstlich er auch Allem auswich, was ihn seinerseits auf Gegenstände der Art bringen konnte. So angenehm wir uns zerstreuten, konnte ich die Figur an meiner Seite keinen Augenblick aus dem Kopfe bringen; ich mochte noch so oft und lang die Augen abwenden, ich sah sie beständig vor mir. Der seltsame Charakter eines Mannes, der es tief fühlen mochte, wie stiefmütterlich ihn die Natur behandelt, war mir jezt kein Räthsel mehr, und ich fühlte inniges Mitleid mit einem Wesen, das in vielen Rücksichten so reich begabt, in andern so grausam verkümmert worden war. Als wir aus dem Wagen stiegen, schlich Mamsell Marie geheimnißvoll an mich heran, und bat mich um eine Unterredung unter vier Augen. Nach einer Weile klopfte sie, der Verabredung gemäß, an meine Thüre, und sie führte mich in ihr Zimmer am andern Ende des Schlosses. „Ich kann,“ fing sie an, „Sie und Ihre liebenswürdige Tochter nicht abreisen lassen, ohne Ihnen herzlich Dank zu sagen für Alles, was Sie an unserm guten Herrn gethan haben. Lange, wie lange! wird man Ihrer im Hause hier gedenken.“ — „Liebe Mamsell,“ erwiderte ich, nicht wenig verwundert, „wie kann das seyn? Wir im Gegentheil fühlen uns höchlich verpflichtet; denn wir haben doch viel Unruhe und Ueberlast gemacht.“ — „Wollte Gott, solche Ueberlast dauerte länger; kein Mensch im Schlosse würde sich darüber beschweren. Der Herr Baron war gegen Sie, wie seit langer, langer Zeit gegen Niemanden, und kein Mensch hat ihn dazu aufgefordert.“ — „Besuchen ihn denn aber keine Verwandte, keine Freunde?“ — „Er hat keine; die Einen sind todt, die Andern lassen sich nie blicken; sein etwas sonderbares Wesen mag sie verscheucht haben. Lieber Herr, man muß ihn genau kennen, um ihn ganz zu schätzen; man hält ihn für feindselig, mißgünstig; o nein! er ist herzensgut; das wissen seine Diener, das wissen die Armen.“ — „Aber ich bitte Sie, wenn Sie ihn so gut kennen, sagen Sie mir doch, warum —“ — „Unglück, lieber Herr, Kummer, vielleicht zu große Empfindlichkeit; seine Geschichte zu erzählen, das ist meine Sache nicht; aber so viel versichere ich Sie, so wenig er selbst vom Leben hat, Niemanden neidet er seinen Genuß. Wenn Sie wüßten, in welchen Ausdrücken er von Ihnen, von Ihrer lieben Tochter, von Ihrer sichtbaren gegenseitigen Anhänglichkeit gesprochen hat! Die Gegenwart der jungen Person that ihm wohl; es machte ihm Freude, sie Klavier spielen zu hören, sie im Garten umherhüpfen zu sehen. Freilich hat man hier lange, lange kein vergnügtes Menschenkind mehr gesehen!“ — „Was Sie mir sagen, könnte mich meinen Entschluß, morgen abzureisen, bereuen lassen. Wenn ich wüßte, daß ich mit einem längern Aufenthalt einem Manne, der uns mit so vieler Güte aufgenommen hat, Freude machte, wie gerne wollte ich es thun.“ — „Lieber Herr,“ rief Marie mit leidenschaftlichem Gefühl, „ich war nicht so keck, Sie darum zu bitten; ich kann mir denken, daß Sie sich nach Hause sehnen, wenn es Ihnen aber möglich wäre —“ — „Aber der Baron hat kein Wort gesagt, als ich von der Abreise sprach; er hat uns mit keiner Sylbe zugesprochen, zu bleiben.“ — „Nie wird er dieß thun, nein, nie! Was soll aus ihm werden, wenn ihn Alles verläßt! Mein Herr ist noch gar nicht alt; dieß sieht man ihm freilich nicht an; aber ich kann ihn mir als kleines Kind denken; ach! damals! da hatte er noch die Seinigen, war geliebt von Jedermann, sah dem glücklichsten Leben entgegen. Wie anders ist Alles geworden!“ — Nicht ohne Rührung verließ ich die treue Dienerin, die mir weinend dafür dankte, daß ich ihrer Bitte Gehör gegeben. Ich theilte meiner Tochter das Gehörte mit, und sie trat freudig meinem Entschlusse bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, im Frühjahr 1833.

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

Das viele Wunderbare, Schöne, Große, das in diesem jungen Lande in so kurzer Zeit hervorgetreten ist, hat bei vielen, selbst hochstehenden Menschen eine Begeisterung erzeugt, die bei der Menge häufig zur Schwärmerei geworden ist, und die Ideen von der Trefflichkeit der neuen Welt erscheinen nur zu oft als tiefeingewurzeltes Vorurtheil. Diesem Vorurtheil tritt nun die nackte Darstellung einer von unsern Gewohnheiten so ganz verschiedenen Lebensweise grell entgegen, und die von ihm Befangenen mögen hie und da ein Zerrbild zu erblicken glauben. Gerade denselben Eindruck macht aber auf die Amerikaner die Beschreibung unserer Sitten und Gebräuche, und der Europäer ist eine Karrikatur

für sie. Wegen der Richtigkeit der folgenden Angaben berufe ich mich auf Jeden, der in den Vereinigten Staaten, besonders in der Haupt- und tonangebenden Stadt Neuyork, einige Zeit zugebracht hat; er wird sogar, ich zweifle nicht, manche Personen erkennen.

Es war ein herrlicher Tag. Ehe noch der Morgen dämmerte, beleuchtete ein Nordlicht in Gestalt einer ungeheuern Feuersäule das langersehnte, wahrhaft prächtige Schauspiel, welches die neue Welt unsern sehnsüchtigen Blicken darbot. Bald erhob sich die Sonne, als wäre sie uns von der Heimath durch die große Wasserwüste nachgeeilt, um hier ihre ganze Majestät vor uns auszubreiten. Jeder von uns — und wir waren mehr als zweihundert am Bord, von allen Glaubensbekenntnissen, von allen Nationen, von den verschiedensten Ständen und Altern — Jeder ward von andächtigem Staunen ergriffen; tiefe Stille herrschte, keine ausgelassene Freude, nicht der geringste Muthwille störte das Feierliche des Moments; doch klopfte jedes Herz und Aller Augen wurden feucht. Unterdessen bereitete sich eine Scene vor, die uns nur zu bald wieder zur Erde niederzog. Ein amerikanischer Pilot hatte unser Schiff erblickt; er eilte herbei, erstieg das Verdeck und ergriff die Zügel der Regierung, die ihm unser braver, sorgsamer Kapitän willig übergab, um sich der lang entbehrten Ruhe in die Arme zu werfen. Nicht lange aber, so kam ein zweiter Pilot, stieg auch an Bord und behauptete, ihm gebühre es, unser schönes Paketboot einzuführen. Die Art, wie diese beiden Herrn mit einander expostulirten, bewährte sich in der Folge als ein durchgreifender Zug des Nationalcharakters. Beide bestanden auf ihrem Recht mit Hartnäckigkeit und Anstand; dabei machte aber jeder so künstliche, als vergebliche Versuche, den andern in Eifer zu bringen, um, wie man mir später erklärte, für den Fall des Abtretens, welcher denn doch einen treffen mußte, sich durch einen Injurienprozeß schadlos zu halten. Derjenige, der so glücklich gewesen wäre, den andern zu einer Beleidigung hinzureißen, hätte alsbald mit dieser Trophäe siegreich den Wahlplaz verlassen, um vor dem Gerichte schamlos eine Genugthuung in Geld anzusprechen. Ich sage schamlos, weil ich für Europäer und mit europäischen Begriffen schreibe; ein Amerikaner wird nie begreifen, wie man ein Mittel, Geld zu erwerben, schamlos nennen könne — ländlich, sittlich. Indessen hatte dieser Streit das ganze Interesse unserer amerikanischen Schiffsmannschaft in Anspruch genommen, dergestalt, daß Niemand einen plözlich sich erhebenden Sturm gewahrte, der mit einemmale in die vollen Segel schlug, daß die Masten in das Meer sich tauchten, die Balken in den Fugen krachten und Alles durcheinander rollte. Schon manches Schiff hat hier den Grund gefunden, und selbst der prächtige De Rham verunglückte fast an derselben Stelle. Für dießmal aber lief die Sache glücklicher ab; der Windstoß hatte den Streit am Bord entschieden. Der zuerst angelangte Pilot hatte sich auf eine Hühnerstiege gesezt und die Füße behaglich auf das Habitacle hinaufgelegt; in dieser bei seinen Landsleuten allgemein beliebten Stellung konnte er aber dem unerwarteten Stoße so wenig Widerstand leisten, als ein auf die Spize gestelltes Ei, und flog also glücklich über Bord und noch glücklicher in seinen eigenen Nachen. Das Ungewitter ging nur drohend an uns vorüber, eine gänzliche Windstille trat ein, der schönste Tag zeigte sich wieder, und so gingen wir auf glattem Wasserspiegel, rings umgeben von lachenden Landschaften, im Angesichte des weitgedehnten, mit Thürmen gespickten Neuyork, mit seinen Massen von rothen Häusern, vor Anker, um mit der Fluth des nächsten Tages vollends zur Stadt hinaufzugleiten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Die Bauten an den Tuilerien.

Ließ sich etwas Herrlicheres denken, als diese Vereinigung aller Kunstschäze und literarischen Kostbarkeiten in einem ungeheuern Gebäude? Zur Seite die große Gemäldegallerie, im Louvre die Antikensammlung, dann in der Quergallerie die 7 bis 800,000 Bände, die Handschriften, Kupferstiche u. s. w. Wäre es nicht hübsch, in diesem Labyrinthe stundenlang umherwandeln zu können und immer etwas Neues und Bewundernswürdiges zu erblicken? In welcher Hauptstadt würde man etwas Aehnliches angetroffen haben? Und um dieses achte Wunder der Welt hervorzubringen, verlangt die Regierung ja nur 18 Millionen! Die jüngern Minister und ihre Anhänger wußten die Sache recht gewandt darzustellen. Das königliche Bibliothekgebäude, behaupteten sie, drohe den Einsturz und könne nicht ohne mehrere Millionen Franken wieder hergestellt werden. Verkaufe man hingegen dieß in der Mitte der Stadt, neben dem Palais royal liegende Gebäude, so könne man beträchtliches Geld aus dem Boden erlösen. Und dann kamen sie wieder auf das herrliche Projekt der Quergallerie zurück, auf das erstaunenswerthe Louvre und auf den göttlichen Einfall, alles Gute und Schöne unter Einem Dache zu vereinigen. So leicht sich aber die Deputirten etwas vorspiegeln lassen, und so willig sie in dergleichen Projekte eingehen, ohne sie genau zu prüfen, so blieben sie dießmal doch kalt und wollten die Ausgabe nicht bewilligen. Vor der Hand also bleibt es beim Alten. Die Bibliothek wird aus dem Mazarinschen Pallaste nicht auszuziehen brauchen, und will Ludwig Philipp eine Quergallerie anlegen, so muß er die Kosten aus der Civilliste bestreiten. Meinem Bedünken nach wäre es freilich besser, wenn die große Bibliothek sich nicht mitten in dem volkreichsten Theile der Stadt befände, wo sie doch immer der Feuersgefahr ausgesezt ist, obschon man große Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen hat. Zudem hat das alte Gebäude von außen ein sehr schlechtes Ansehen und verunstaltet die Gegend, wo es steht. Man hat bereits vor einigen Jahren angefangen, dasselbe auszubessern und zu vergrößern; hätten die Minister dießmal ihren Plan durchgesezt, so wären diese Arbeiten, die schon über eine Million gekostet haben, verloren. Darauf aber nimmt man in Frankreich keine Rücksicht; geht doch so manches Andere verloren und wird doch so Vieles für unnüze Bauten verschleudert. Unter Napoleon hatte man ein prächtiges Hotel für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu bauen angefangen und auch schon eine oder zwei Millionen daran verschwendet; jezt stehen die angefangenen Theile wie Trümmer eines alten Denkmals da. Man hatte Anfangs die Absicht, diese Trümmer auszubauen und die Bibliothek dahin zu versezen; es fand sich aber, daß sie dazu nicht Raum genug darboten. Es mußte dieser Plan also wieder aufgegeben werden. Dann wollte man die Bibliothek in einem vom Mittelpunkte entfernten Stadttheile, auf einem geräumigen, der Regierung zugehörenden Plaze anlegen; dieß wäre vielleicht das Beste gewesen; allein mehrere Millionen waren erforderlich, um ein ganz neues Gebäude zu errichten, und dazu kam, daß der Plaz zu abgelegen schien. Auch bestand die Regierung nicht sehr ernstlich auf diesem Plan, weil ihr bald der andere entgegenlachte, der nämlich, die Bibliothek in eine Gallerie des Louvre zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juli 1833.

Der rauhste Fels auf unwirthbarer Höh'
Fühlt selbst in seiner Dürre Frühlings Odem,
Und im Aprilthau oder Strahl des Mai
Belebt sich und ergrünt sein trocknes Moos:
So schmilzt das Herz, auch das verschlossenste
Für Menschenlust, an Thränen und erfreut sich
An eines Weibes Lächeln.

Beaumont.

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Beim Mittagessen sagte ich zum Baron, das Fahren sey meinem Arm, wider Erwarten, so gar nicht gut bekommen, daß ich mich genöthigt sehe, seine Gastfreundschaft noch auf einige Tage in Anspruch zu nehmen. „Ich sehe schon," erwiderte er mit gezwungenem Lächeln, „Sie wollen die Gastfreundschaft, die Sie zu meinem Schuldner macht, damit bezahlen, daß Sie länger bleiben, als nöthig wäre. Ich weiß es wohl, das Opfer wäre zu groß; nein, hier kann Niemand länger weilen, als er muß." — „Siehst Du wohl?" sagte ich, zu Sophien gewandt, „da wird Dein Plan zu Wasser; Du hättest gerne noch ein paar Ausflüge ins Gebirge gemacht; nun, denken wir nicht mehr daran. Leben Sie wohl, Herr Baron! Sie schicken uns fort; aber die Tage, welche wir bei Ihnen zugebracht haben, werden uns ewig unvergeßlich bleiben." — „Ist es Ihr Ernst!" rief er, indem er mich, sichtbar gerührt, bei der Hand faßte; „o! wenn es wahr wäre! Ja? o dann! wie gerne! Glauben Sie mir, Sie thun das keinem Undankbaren!"

Der Baron war den Abend vollends äußerst munter. Im großen Saale, der so lange leer gestanden, sah es fast festlich aus, und in meinem Leben habe ich keinen Mann gesehen, der mit und an seinen Gästen froher war. Das Fortepiano war gestimmt worden und meine Tochter spielte. Er äußerte seinen Beifall über ihr Spiel und sprach von Musik und den großen Meistern als Kenner. Als Sophie ein altes Lied sang, das ich sehr gerne hatte und darum oft von ihr verlangte, bemerkte ich, wie er auf einmal ernst wurde; er ging auf und ab und sezte sich endlich hinten im Saale nachdenklich nieder. Das Klavier wurde geschlossen und wir traten zu einem Tisch, auf welchem Kupferstiche lagen. „Es ist seltsam," fing der Baron nach einer Pause an, „mit welcher Macht die Musik alte, längst schlummernde Erinnerungen weckt; wir vergessen dabei, daß wir viel älter, daß wir so ganz andere Menschen geworden sind; besonders tief ergreifen aber muntere, lustige Akkorde, die wir nach langer Zeit unter ganz veränderten Verhältnissen wieder hören. Das Lied, das Ihre Tochter eben gesungen, habe ich in meiner Kindheit, just an dieser Stelle, eine mir sehr theure Person, meine Mutter, oft, sehr oft singen hören; Alles ist anders, und die Rührung übermannte mich." Ich hoffte, der Baron werde bei dieser Gelegenheit einige Worte über seine Verhältnisse fallen lassen; die Gelegenheit konnte, wollte er uns je sein Herz öffnen, nicht günstiger seyn; aber ich irrte mich, er lenkte das Gespräch schnell auf einen andern Gegenstand und zeigte uns die Kupferstiche, die er hatte herbringen lassen.

Wir brachten noch vier ganze Tage auf Schloß Dobris zu, und unser einziger Umgang war der Herr des Hauses; er bot aber Allem auf, uns so viel Vergnügen als möglich zu machen. Der Baron hatte eine hübsche Büchersammlung, ein kleines Naturalienkabinet, eine Gemäldegallerie; er bekam die Zeitungen und die neuesten Schriften. Morgens machten wir zu Wagen Ausflüge auf das Land; an einem herrlichen Tage besuchten wir mehrere Hochöfen und eine Glasfabrik in einem reizenden Gebirgsthale. Ich wüßte kaum zu sagen, wer in dieser Zeit vergnügter war, Sophie, die aller dieser Herrlichkeiten mit jugendlicher Lebendigkeit genoß, oder der Baron, der in einem lang entbehrten Genuß, dem Umgang mit Menschen, schwelgte.

Endlich sagten wir unserm Wirthe auf's Herzlichste Lebewohl. So lange wir das Schloß mit seinen Thürmen und Bäumen im Gesicht behielten, saßen wir stumm neben einander, versunken in die Bilder, welche die lezten Tage uns so höchst unerwartet heraufgeführt. Auf der Reise empfindet man lebhafter, als im Alltagsleben, und meine Sophie vollends, mit ihrem regen, jugendlichen Gefühl, war beim Abschiede tief ergriffen. Noch jezt sah ich Thränen aus ihren Augen fallen, und sie rief endlich: „Vater, der arme, arme Mann! wie ist er jezt wieder so allein! Wie gut war er gegen uns! Er war gerührt beim Abschied; ich habe es wohl gesehen, ob er es gleich nicht merken lassen wollte.“ Natürlich unterhielt sie nun sich und mich mit Vermuthungen über den Baron und seine Verhältnisse. „Glaubst Du, Vater, er habe blos seines Aeußern wegen sich so in die Einsamkeit vergraben? Als ich ihn zum erstenmale sah, meinte ich, an das Gesicht könnte ich mich mein Lebenlang nicht gewöhnen; am Ende fiel es mir aber kaum mehr auf.“ — „Was ihn,“ erwiderte ich, „zu dieser Lebensweise bewogen haben mag, kann man so eigentlich nicht wissen; immerhin ist es aber wahrscheinlich, daß verlezte Eigenliebe, vielleicht noch herbere Kränkungen, ihn der Welt entfremdet haben. Anfangs, da ich einen durch Geburt und Vermögen so hochgestellten Mann in so finsterer Abgeschiedenheit hausen sah, dachte ich an schwere Selbstverschuldung von seiner Seite; es wäre mir fatal gewesen, wenn ich Dich in ein Haus der Art gebracht hätte; doch diesen Verdacht ließ ich schnell wieder fallen. Wir brauchen uns übrigens nicht mit Vermuthungen den Kopf zu zerbrechen; hier ist ein Paket, das mir der Baron kurz vor dem Abschied übergeben hat; ohne Zweifel steht darin geschrieben, was er uns mündlich nicht sagen mochte. Lesen Sie es, sprach er, wenn Sie wieder zu Hause sind; und wenn Sie in Ihrem glücklichen geselligen Kreise hie und da des Mannes gedenken, dem der kurze Umgang mit Ihnen so wohl gethan hat, so entgeht ihm wohl Ihre Theilnahme nicht.“ — „Gieb, Vater, gieb!“ rief Sophie; „ich will bald wissen —“ — „Kann nicht seyn! Ich habe mein Wort gegeben, die Papiere erst zu Hause zu lesen.“ — „Schade!“ rief sie seufzend und besah das Paket von allen Seiten. Die Zerstreuung der Reise und der frohe Gedanke an die Heimath, der wir zueilten, brachten sie indessen allgemach von diesem Gegenstande ab. Es ist einem wohl bei dem Gedanken, daß man sein Heimwesen nur ungern verläßt. Als ich Sophien meinen Reiseplan mittheilte, war sie außer sich vor Freude, alle Karten wurden besichtigt und Notizen in Menge aufgeschrieben; aber den Tag vor der Abreise wurde ihr bei dem Gedanken, aus ihrem gewohnten Leben herauszutreten, etwas unheimlich zu Muthe. Jezt mahnten kaum wieder bekanntere Gegenstände an die Nähe der geliebten Heimath, so freute sie sich so lebhaft auf Alles, was sie zu Hause gelassen, als früher auf die Reise. Ihr Geflügel, ihr Garten, ihre Küche, ihre Bücher, eine ganze kleine Welt! Ich hatte gefürchtet, die plötzliche Stille nach der Zerstreuung möchte sie trübe und langweilig stimmen; aber zu meinem Vergnügen sah ich, wie ihr kaum die Zeit reichte, um ihre Töpfe in das Gewächshaus zu bringen und die Skizzen auszuführen, die sie auf der Reise flüchtig hingeworfen.

Den Tag nach unserer Ankunft hatten wir gar vieles zu ordnen; überdieß fehlte es nicht an Besuchen, und so fanden wir erst am zweiten Tage die Körper- und Geistesruhe, um das Paket zu öffnen. Das Lesen der Papiere und die Betrachtungen, die sich daran anknüpften, fesselten uns bis tief in die Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Fortsetzung.)

So ist das frische Grün in allen Variationen von Wald, Wiese, Bergmatte, Hügelkuppe, Garten, Flur, Rain, der Grundton im südlichen Deutschland. Die Kieferwälder sind nur wie zur Schattirung dazwischen gestreut, und um das Grün zu heben, ragen daraus die ewigen Schneeberge empor. Schon der Weg von Wien bis Linz, längs der Donau, gleichsam die Avenue des Berglandes, ist überreich an Lieblichkeit. Rechts in der Tiefe der germanische Strom, dessen Name in die mythische Vorwelt der europäischen Geschichte reicht, mit seinen Ruinen, den Resten seiner Feudalpracht, und den schwellenden Gärten zu beiden Uferseiten. Es ist das Land des Segens und der Fülle. So viel liefern die Obstgärten dem Bauer, daß nicht er, noch die geöffneten Handelswege den Reichthum verzehren. Von den brechenden Bäumen fallen die Früchte auf den Boden; die Keller, Böden, Kammern reichen nicht aus, sie zu bewahren, die Donau hat nicht Schiffe genug, sie aufzuladen. Man preßt Apfelwein

und von der Masse des Ertrages, wenn gleich verschleudert, lebt der Bauer. Doch soll noch die Mehrzahl der Kernfrüchte im Herbste verkommen und auf dem Boden faulend, düngen für das künftige Jahr.

Aber dein Auge verweilt nicht zu lange bei den Donauufern zur Rechten; es wird durch das ungleich großartigere Schauspiel links angezogen, bald ganz gefesselt. Wenn du hinaus über die saftgrünen Wiesen und Fluren, über die dunklern Wälderstreifen und noch dunklern Bergzüge die ersten weißen Spitzen erblickst, hebt sich dein Herz vor Lust, das Auge will den einen Gegenstand nicht lassen, und doch geht es dir bald wie dem Knaben in der Parabel. Vor den vielen Muscheln am Meeresstrande, deren eine immer schöner ist als die andere, greift er immer nach der schönsten, und wirft, die eben noch die schönste war, hinweg, ohne je zum Besitz zu kommen, denn immer und immer findet sich eine noch schönere. So ist bald die erste Schneespitze vergessen vor einer noch höhern, vor einer viel schöner gestalteten; endlich ist es ein ganzes fernes Theater mit Schneewänden hinter den blauen Bergwänden, und hinter diesen Schneewänden gewaltige, glänzende, kühn geformte Eispiks. Sie kommen und schwinden; du rollst an ihnen vorüber, ohne ihnen näher zu kommen, sie stehen ewig. Und zu dieser Dekoration denke dir im Vorgrund die anmuthigsten Kulissen von hochwipfligen Ulmen an der Straße, blühende Obstgärten, Schlösser mit ihren Parks und zierliche Bauerhäuser mit Allem, was ihnen Reiz gibt.

Linz ist ein guter Ruhepunkt zwischen Wien und Salzburg, wenn man noch ruhen kann, nachdem man die Alpen winken sah. Der Charakter der Schneeregion ruht einstweilen in dieser reizenden Sommerstadt. Ich sah Linz immer bei heiterem Wetter; ich kann mir nicht vorstellen, daß es jemals daselbst trübe ist. Es ist eine Bergstadt, und doch Alles so offen, heiter, von allen Seiten weite Aussichten. Es wird eine Festung, und doch welch ein Charakter von Freiheit! In ruhiger Majestät rauscht die Donau vorüber und leiht der Stadt zu ihren übrigen Reizen den einer Hafenstadt; beständiger Verkehr, Anlegen, Abfahren mächtiger Schiffe; nur daß sie alle vorüber müssen und keines zurück kommt. An Geschmack kann es einem so schönen Geschlechte, wie allerwärts das Linzer — wenigstens die eine Hälfte desselben — gerühmt wird, nicht fehlen; also haben sie auch den schönsten Höhenpunkt um die Stadt auserwählt, um darauf ihren Hauptvergnügungsort, den Jägermeier, anzulegen. Die Aussicht auf die Donau, die Stadt, die Berge und die Thäler ringsum ist entzückend. Es ist von den neu angelegten Festungswerken, an denen mit dauernder Thätigkeit gearbeitet wird, bekannt, daß sie aus vereinzelten Kastellen auf den Höhenpunkten ringsum bestehen; einen großen Vorzug scheinen sie mir auch darin zu haben, daß man sie nicht bemerkt. — Der alte Spruch von Sachsen, wo die hübschen Mädchen wachsen, hat sich in neuester Zeit nicht mehr bewährt; die Sage von den schönen Linzerinnen ist aber noch heute Wahrheit. Mehr als in der Stadt fallen dir auf dem Lande der ausgezeichnet schöne Wuchs und dazu die regelmäßig schönen Gesichtszüge der jungen Mädchen auf. Jener wird hier noch durch die malerische oberösterreichische Tracht gehoben. Das knappe schwarze Mieder unter dem weißen Brustlatz hebt die schlanke Taille, und die weiten weißen Aermel passen vortrefflich zu den geradegewachsenen Gestalten und geben ihnen ein gewisses ehrbares Lustre, nach dem sie nun vielleicht nicht gerade verlangen. Die große Mehrzahl der Linzer Bäuerinnen, möchte ich behaupten, müßten auch im französischen Gesellschaftsanzuge als Damen sich würdig ausnehmen, was sich im Durchschnitt von den wenigsten Bauerschaften sagen läßt. Es ist das Gefühl des Nichtgedrücktseyns, was diese Glücklichen über so viele ihres Standes hebt, und im slavisch-germanischen Norden selten gefunden wird. Das ist bei den Herrinnen, wie bei den Dienerinnen; sind doch gerade die Kellnerinnen hier berühmt. Das anmuthige Linzer Goldhäubchen, die decenteste und geschmackvollste Tracht für so schöne Gesichter, ist zwar noch im Gebrauch, doch wegen der Kostspieligkeit nur als Staat, und droht auch da schon abzukommen. Die Patrioten sollten dagegen wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, im Frühjahr 1833.

(Fortsetzung.)

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

Noch eine Nacht, eine lange Nacht zwischen Himmel und Wasser, es war die vierzigste; endlich kam der Tag heran, schön wie der vorige, langsam begann die Fluth das Schiff zu heben, der Anker wurde gelichtet, und mit eingezogenen Segeln schwammen wir gegen den Wind sanft der Stadt zu. Aus der großen Bay, die das äußere Bassin bildet, gelangten wir in die Enge (Narrows), auf welche das innere Bassin folgt. Hier sind die schönen Ufer so nahe, daß man zu beiden Seiten die Bewegungen der Menschen am Lande genau betrachten konnte. Aus dem Hafen uns entgegen und an uns vorüber kam Schiff an Schiff, pfeilschnell flogen die Dampfboote, jedem begegnenden Fahrzeug mit der größten Sicherheit ausweichend, dahin, mit Hunderten von unbekümmerten Reisenden beladen. Jedes dieser Boote glich einem fliegenden Garten, der ganze Zug einem Volksfeste. Nur der Amerikaner betrachtet mit gleichgültigem Auge das alltägliche Schauspiel, es ist ihm nur in so weit interessant, als es die Regsamkeit des Handels bekundet, und was der ankommende Fremdling für Lustpartbien hält, sind reine Geschäftsreisen. Allmählig zog die scheinbar näher rückende große Stadt unsere Blicke immer mehr an. Endlich ward ein sanfter Ruck verspürt, es war der letzte: denn das Schiff hatte an der Werfte von Neuyork angestoßen. Wonnevoller, leider

zu kurzer Rausch! Neu geboren, jugendlich kräftig fühlt sich Jeder; Jeder begrüßt die gastliche Erde aus dem innersten Grunde seines Herzens. Hier hatte sich Jeder sein Glück geträumt, alle Hindernisse sind überwunden, der mühe- und gefahrvolle Weg liegt hinter uns; wir sind am Ziele; von nun an ist Alles Genuß, Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe. Kaum ist die kleine Landungsbrücke ausgeworfen, so drängt sich Alles darauf in lautem Jubel, groß und klein, Mann und Weib; Jeder will der Erste seyn, der den gesegneten Boden küßt. Dieß Alles fühlte ich lebhaft mit; ich hatte es mir aber zur Aufgabe gemacht, mich von der ersten Gemüthsbewegung nicht hinreißen zu lassen, sondern zu beobachten, und hatte mich in dieser Absicht auf den höchsten Punkt des Verdecks begeben.

Noch waren kaum 21 Stunden verflossen, daß wir die Küsten Amerikas erblickt hatten, noch hatte ich das Land nicht betreten, und mußte schon zum zweitenmal den grellen Uebergang menschlicher Gefühle vom Erhabenen zum Gemeinen erfahren. Die sich am meisten beeilten, die am ersten in ihrem Entzücken ans Land sprangen und eben im Begriff standen, auf die Erde hinzustürzen und sie mit ihren Lippen zu berühren, blieben auf einmal gelassen stehen, und so ging es mit Allen, die nachfolgten; Alle verzogen den Mund und hielten sich die Nase zu, und ihre wunderlich lächelnden Züge drückten theils die Empfindung des Ekels aus, den der so jämmerlich verunreinigte Quai allerdings im höchsten Grade erwecken mußte, theils Spott über das eigene voreilige Entzücken. Auch meine Illusionen störte dieser Anblick; doch ich war einmal entschlossen, Alles schön und gut zu finden, fand also bald eine Entschuldigung für alles Anstößige. Ehe ich das Schiff verließ, warf ich noch einen flüchtigen Blick auf die Werften, die, sämmtlich aus Holz, ganz roh gebaut, grell gegen die schönen, aus Quadersteinen gemauerten Bassins in Havre de Grace abstachen, welche mir noch in frischem Andenken waren, und nun kam mir mein Gemahl mit den beiden Kindern entgegen. Er hatte bereits unsere Bagage den Mauthbeamten vorgewiesen. Es ist merkwürdig, mit welch unverdrossenem Fleiße diese Zöllner ihre Schuldigkeit erfüllen; dabei bestreben sie sich aber, dem Ankömmling eine hohe Meinung von ihrer Bildung und Galanterie beizubringen, indem sie den Nachtsack der Damen nie öffnen, sondern nur oberflächlich befühlen, und dann mit lächelnder, selbstzufriedener Miene zu erforschen suchen, ob dieses amerikanische Zartgefühl auch gehörig gewürdigt wird und in Erstaunen gesetzt hat. Ein Neger lud unser Gepäck auf seinen Karren, mit flüchtigen Schritten durcheilten wir die schmutzige, kloakenartige Werft und hielten bei der ersten Häuserreihe längs dem Wasser, um Athem zu schöpfen. Diese Häuser haben, in der Nähe betrachtet, wenig Anziehendes. Die obern Geschoße sind Magazine für Schiffsbedarf, zu ebener Erde sind lauter schmutzige Branntweinkneipen; Ratten von ungewöhnlicher Größe schlüpfen zu Dutzenden über den Weg und sind mit den hier gelagerten Auswanderern ganz vertraut geworden. Zu Hunderten liegen die armen Ankömmlinge auf der Straße; sie haben von der Stadt als Gnade die Erlaubniß erhalten, hier zu bivouakiren. Ihre bleichen, abgemagerten Gesichter hat die Sonnengluth gebräunt, Lumpen flattern um ihre Knochen, die kein Fleisch mehr rundet, ihre Augen starren in die See, nach Osten schweifen die Gedanken, Reue und Heimweh grinsen aus ihren Zügen. Hier glich Neuyork einer eingeschlossenen Stadt, wo die Pest herrscht. Ich werde später auf dieses Bild des Jammers zurückkommen; für jezt wandten wir uns mit Entsetzen davon ab und stürmten aufwärts nach der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die Bauten an den Tuilerien.

Schon Napoleon soll die Absicht gehabt haben, in der langen nördlichen Seitengallerie zwischen dem Louvre und den Tuilerien die Bibliothek aufzustellen; so hätte man alsdann auf der einen Seite die größte Bildersammlung und auf der andern die größte Büchersammlung gehabt. Von diesem Plane war nun Ludwig Philipp in so weit abgewichen, daß er nicht mehr in jener langen Seitengallerie, die seitdem schon längst zu Wohnzimmern eingerichtet worden und auch bei weitem noch nicht fertig ist, sondern in der noch anzulegenden Quergallerie die Bibliothek aufstellen wollte. Dieß war es nun gerade, was die Minister der Deputirtenkammer mit so glänzenden Farben schilderten, aber aller ihrer Beredtsamkeit ungeachtet nicht im Stande waren, durchzusetzen. Vielleicht haben die Deputirten blos die Kosten gescheut; aber es waren noch andere Gründe da, um dieses Projekt zu verwerfen. Kommt die Quergallerie zu Stande, so wird der Baumeister vor Allem die architektonische Schönheit des Aeußern berücksichtigen, welche in der That ein wesentliches Erforderniß ist. Die Bequemlichkeit der innern Einrichtung wäre dieser äußerlichen Schönheit aufgeopfert worden. Große Baumeister wollen große Monumente errichten; ob das Innere dem Zwecke entspricht und eben so nützlich, als das Aeußere schön ist, darum bekümmern sie sich nicht sehr. So ist es mit der hiesigen Börse gegangen. Man hat einen Theseustempel daraus gemacht, und äußerlich ist das Gebäude prächtig; aber offenbar wäre das Innere bequemer einzurichten gewesen, wenn man der äußern Pracht nicht so viel geopfert hätte. So z. B. ist das viereckige Gebäude mit einer stattlichen Säulenhalle umgeben, welches allerdings ächt griechisch aussieht; aber dafür haben auch die Fenster unter diese Säulenhalle versteckt werden müssen, und die Zimmer bekommen kein anderes Licht, als was sich unter diesem Säulengange befindet; und fiele in den großen mittlern Börsensaal das Licht nicht von oben herab, so würde es in diesem klassischen Geldtempel mit der Beleuchtung sehr schlecht bestellt seyn. So hätte nun auch der Baumeister Fontaine mit der Quergallerie zwischen dem Louvre und den Tuilerien verfahren. Entweder hätten die Bücher auf eine unbequeme Weise aufgestellt werden müssen, oder es wäre in der Gallerie dunkel geworden. Zudem ist eine so lange Gallerie eben nicht das bequemste Lokal für eine Bibliothek. Auf der großen Pariser Bibliothek werden täglich mehrere hundert, zuweilen tausend Bücher gefordert; sollten nun die Beamten beständig von einem Ende zum andern laufen, so würden sie der Anstrengung bald unterliegen, oder es müßten Omnibus angelegt werden, um sie durch zu führen, und wie wollte man es machen, wenn die beständig sich vermehrende Büchersammlung für die Gallerie zu groß würde? Zu einem Bibliothekgebäude wird vor Allem innere Bequemlichkeit erheischt; das Aeußere ist nur Nebensache. Bis also ein besonderes Gebäude errichtet wird, muß sich Paris mit dem jetzigen alten begnügen. Dieß behagt besonders den Bibliothekaren und Aufsehern, welche unentgeldlich darin wohnen und deren einige in den Tageblättern bündig bewiesen haben, daß das Bestehende das Beste ist. Es geht den Bibliothekaren wie so manchen andern Leuten, die von dem Bestehenden Nutzen ziehen. Ihnen ist vor jeder Neuerung bange, weil sie ihre Vortheile dadurch einbüßen könnten. Die wohl Gebetteten sind die eifrigsten Vertheidiger des Bestehenden.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 19. Juli 1833.

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir,
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir.

F. L. v. Stolberg.

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Fortsetzung.)

Es ist ein munteres Schauspiel, die rührige Betriebsamkeit in einem großen Landwirthshause in Oberösterreich zu sehen. Alles schwirrt und wirbelt in gemessener Thätigkeit durch die gewaltigen Räume des Hauses. Der Gast ist Nebensache; ihm stürzen keine grünbeschürzten Kellner entgegen, der Wirth erkundigt sich nicht mit Bücklingen und tiefgezogener Mütze nach dem Begehren der gnädigen Herrschaften; und doch erhält jeder das Seine, freilich nicht immer, wie er es will, sondern wie es Schick und Sitte im Hause ist. Der Wirth, eine wohlbeleibte Athletengestalt, durchschreitet wie Einer, der seines Rechtes als Herr und freier Eigenthümer sich bewußt ist, Flur und Zimmer. Er redet gnädig mit dem und jenem, aber eben so freundlich, oder nicht freundlich, mit dem Kärner als mit dem Grafen. Die Oberkellnerin aber waltet mit dem Schlüsselbunde ordnend und befehlend umher. Am Riemen um den Leib hängt noch eine Ledertasche, ein Erbstück der Frauenwürde aus dem Mittelalter und keine üble Zugabe zu ihrer malerischen Tracht. Mir schien sogar, als fühle sich die Kathi erst ganz in ihrer Würde, wenn sie den Sack umgeschnallt, als wäre er das Symbol ihrer Oberherrlichkeit.

In Lambach, auf der großen Straße nach Salzburg, lenkt der Reisende ab, welcher vor den gewaltigen Schönheiten der Salzburger Natur die nicht minder anmuthigen des Salzkammergutes besucht. Der Wiener wird es dir zur Pflicht, und jeden einzelnen Punkt namhaft machen, den du in diesem reizenden, altösterreichischen Distrikt sehen mußt. Er ist so eifersüchtig darauf, daß er dir eher vergibt, Salzburg selbst nicht gesehen zu haben, als daß du an einem Winkel in der großen Tour, den die Mode nennt, vorübergehst. Das Salzkammergut ist seine sächsische Schweiz, das heißt der approbirte und obrigkeitlich bestätigte Distrikt seiner Reiselust. Und doch ist es fast eine Sünde, diese Berge und Thäler mit dem Meißner Oberlande zu vergleichen, so wenig ich auch der sächsischen Schweiz Lieblichkeit und Ueberraschung absprechen mag. Nur um die eine Aussicht vom klösterlichen Garten in Lambach auf das Gebirge lohnt es sich für einen, der keine Schneeberge sah, im Frühjahr hinzureisen. Ich war die Nacht gefahren; da trete ich am Morgen über den bunt bewegten Markt, wimmelnd von allen Trachten des Oberlandes — unter denen die klein- und spitzköpfigen weißen Hüte mit ungeheuer breiten Krämpen, mehr schwebend als ruhend auf dem Kopfe, sich besonders malerisch ausnehmen — an das Gartengitter, und glaube eine phantasmagorische Täuschung zu erblicken. Dicht hinter dem wohlgepflegten Garten erheben sich riesenhafte, braune,

graue, wunderbar gestaltete Felsen, Gebirgstannenwälder lassen ihr dunkles Grün bis zu den Spitzen, wo der Schnee anfängt, wachsen, und Eispiks und Schneeflächen krönen die wunderschön gruppirte Dekoration. Wer malt sie mit Worten! Die Ueberraschung macht das Wunder; die Schönheit bleibt auch, nachdem man alle Partien, die man hier als Tableau vor sich sieht, einzeln besucht hat.

Ehe du den ersten Punkt auf diesem Tableau, Gmünd am Traunsee, unter dem Traunfels erreichst — nur eine Station von Lambad entfernt — mußt du am Traunfall Halt machen; ein Wasserfall, nicht unanmuthig, aber weder an sich noch durch seine Umgebung für Jemand, der Katarakten kennt, besonders merkwürdig, wohl aber um deßhalb, weil der jetzige König von Bayern einst an demselben, Salme angelnd, den berühmten englischen Naturforscher Sir Humphry Davy fing. Davys Memoiren erzählen diesen merkwürdigen Fall. Es gliche einem Wunder, wie der Britte lebend den jähen, schmetternden Fall über die Felsecke hinabgeglitten, wenn nicht brittische Sonderlinge, wie die Geschichten vom Rhein- und Niagarafall zur Genüge darthun, vorzugsweise von der Natur privilegirt wären bei dergleichen Einfällen und Wasserfällen.

Ein Wort, das die Ueberraschung, das Staunen, die Schönheit, den wunderlieblichen Eindruck und zugleich das Behagen ausdrückt, welches mich beim ersten Anblick von Gmünd ergriff, fehlt mir oder unserer Sprache. Wenn man vom Hochlande kommt, mag es anders seyn. Die Beimischung des Großartigen zu dem Conflux von Eigenschaften tritt dann zurück, das Liebliche, das Behagliche, das Harmonische bleibt. Die Straße windet sich vor dem Städtchen durch einen Hohlweg. Während du vorhin nichts sahest als eine anmuthige Gebirgsgegend mit dahinter vorragenden Felskuppen und Schneespitzen — auch bei Lambad war es nur Hinterdekoration — bist du hier plötzlich inmitten einer Schweiz. Dicht am reizenden, langhingedehnten See, einem blauen Spiegel, klemmt sich das alte Städtchen zwischen einige Vorhügel, und rechts und links und fernhin drüben erheben sich die majestätischen Felsen und grünen Berge und Schneegebirge in wunderbarer, künstlerisch schöner Mischung und Gruppirung. Du mußt dir gestehen, die Natur ist eine große Landschaftsmalerin. Vom Calvarienberg, dicht hinter dem Städtchen, überschaust du am besten das Panorama. Großartigere gibt es viele, aber wenige möchten dieß geschlossene Rundgemälde in der Mischung des Lieblichen mit dem Großartigen übertreffen, und ich glaube, kein Panorama der Natur verlöscht für mich den Eindruck, den ich am Sonntag Morgen des heitersten Frühlingstages einsaugte. Ich war allein; nur die Maikäfer schwirrten um mich. Ein Grün von Saft und Sonnenschein, wie wir es im Norden nicht kennen, ringsum ausgebreitet; zu Füßen wieder Wiesen und die Feudalgiebel und Thürmchen der Stadt, gegen den blauen Seespiegel scharf abgegrenzt, und herauf tönte in die Stille der Naturfeier das Sonntagsgeläute, und umher schwammen auf dem tiefen See weiße Segel; alles Ruhe, Heiterkeit, Seligkeit. Der Charakterstempel der Klarheit war diesem Bilde aufgedrückt; der ungetrübte, weite Seespiegel, die Schneerücken in der Ferne, herüberschimmernd mit ihrem makellosen Weiß, der wolkenlose Horizont boten sich die Hand. Ich war unwohl; wer aber konnte es hier bleiben? Ich legte mich auf den grünen Abhang und die Maikäfer summten mir ums Ohr: die Natur ist gesund. Krank ist nur des Menschen Gemüth, doch hier wohl weniger als irgendwo. Die Sonntagsgesichter im Städtchen zeigten auch keine Spur von dem Seelenschmerze, der nie heilen wird, von der Krankheit, die nie genesen soll. Sie hatten ihre Andacht kurz abgemacht — die Sonntagsfeier des Katholiken ist so bequem — und die muntern Gesichter unter den Goldhäubchen strahlten von der Vorlust auf den Tanz heute Abend. Es waren lauter Gesichter voll Lust, Heiterkeit und Offenheit durch und durch, und einer Gutmüthigkeit, die es sich zum Verbrechen machen würde, Jemanden etwas abzuschlagen. Ein Quäker und ein Puritaner röche vielleicht Sodom und Gomorrha, aber einem Psychologen möchte es schwer fallen, etwas Teuflisches zu wittern. Im Gegentheil suchen viele kranke Seelen und Leiber aus Wien im Sommer hier Erquickung für beides.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

„Während mir das Glück Ihrer Gesellschaft zu Theil wurde, habe ich es oft schmerzlich empfunden, daß ich dem Vertrauen, das Sie einem Unbekannten schenkten, dessen Lebensweise Ihnen höchlich auffallen mußte, in Ihren Augen so schlecht entsprach. Der Glückliche hat nichts zu verbergen, es gibt aber Verhältnisse, wo der Mensch mit den Beweggründen seiner Handlungen zurückhaltender ist. Ich bin entschlossen, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen, und greife deßhalb zur Feder; es geschieht mir weniger sauer, als mündlich. Ich kann mich so völlig aussprechen und Sie haben mehr Muße, mir zu folgen.

Vor dreißig Jahren blickte dieses Schloß den Fremdling nicht so melancholisch an wie Sie. Damals hauste hier eine Mutter mit ihrem Kinde. Dieses Kind war der letzte Sprößling eines angesehenen Geschlechts, der Erbe eines bedeutenden Vermögens, und so bemühte sich nicht nur eine zahlreiche Dienerschaft um dasselbe, auch die Blicke der Bewohner eines weiten Landstrichs hingen

mit Theilnahme an ihm. Diese Mutter war meine Mutter, dieses Kind war ich. Man pries meine Lebhaftigkeit, meinen frühreifen Verstand; man bewunderte — sollten Sie es glauben? — meine hübschen Gesichtszüge, meinen niedlichen Wuchs. Ach! wohl darf ich einer Menschenseele sagen, daß ich doch einmal im Besitze der Vorzüge war, die der Mensch eitel nennt, deren Verlust aber das Elend meines Lebens gemacht hat.

Eine Krankheit, die mich lange an das Bett fesselte, legte den Keim zu der Umgestaltung meines Aeußern. Von Stunde an war mein Wachsthum gehemmt und allgemach verkrümmte sich mein Körper. Just in die Zeit meiner Wiedergenesung fiel der Ausbruch jener Reihe von Kriegen, welche bald auch unser Land bedrohten. Meine Mutter, ein Weib ohne Furcht, war fest entschlossen, auf dem Platze, an den die Vorsehung sie gestellt, auszuharren, was auch komme; mich aber wollte sie den Stürmen einer solchen Zeit entziehen und ließ mich daher unter der Obhut eines Geistlichen, von erprobtem moralischem Charakter, auf unbestimmte Zeit eine Reise antreten. Wir brachten ein Jahr in einer Stadt des nördlichen Deutschlands, ein weiteres in England zu; ich erwarb mir manche Kenntnisse, namentlich in neuern Sprachen, aber unter der Obhut eines schüchternen, an die Einsamkeit gewöhnten Mannes, lernte ich die sogenannte große Welt lediglich nicht kennen. Noch war Europa nicht pacificirt, aber diese Gegend war nie der eigentliche Kriegsschauplatz geworden, noch schien sie es werden zu wollen, und so rief mich die zärtliche Mutter nach Hause. Sie empfing mich mit der innigsten Liebe; indessen fiel mir schon beim ersten Wiedersehen ein schmerzlicher Ausdruck in ihren Zügen und die Wehmuth auf, die ihren Liebkosungen einen ungewohnten Charakter gab. Ich schrieb damals dieses veränderte Wesen auf die durchlebte bange Zeit; später erfuhr ich den eigentlichen Grund nur zu gut.

Meine Mutter bot Allem auf, um mich an den Wohnsitz meiner Familie zu fesseln; sie übergab mir die Administration der Güter und schien vorauszusetzen, ich wolle hier mein ganzes Leben zubringen und denke entfernt nicht an eine andere Laufbahn. Der Zeitpunkt, da ich volljährig wurde, rückte herbei, und die Mutter feierte meinen Geburtstag durch ein glänzendes, dreitägiges Fest; um mich drehte sich dabei Alles, und Nachbarn, Verwandte, Unterthanen brachten mir manch feuriges Lebehoch. Unter den Gästen befand sich auch Philipp von Braunberg, der Sohn eines alten Nachbars von uns und mein Jugendfreund. Er hatte seine Eltern verloren, besaß ein unabhängiges Vermögen und lebte längst, fern von seinen Gütern, in der Hauptstadt. Einen mächtigen Eindruck machte auf mich die Veränderung, die, seit wir uns nicht mehr gesehen, mit Philipp vorgegangen war; er hatte ein sehr zierliches Aeußeres, sprach höchst gewandt und trat mit großer Zuversicht auf. Dieß blendete mich und ich sah in ihm das Muster eines Weltmanns. Er sprach von den Genüssen jeder Art, welche der Aufenthalt in einer großen Stadt biete, und ließ ein paar Worte des Mitleids mit Leuten fallen, die im Besitz der Mittel, sich ein angenehmes Leben zu verschaffen, auf einem alten Schlosse an Leib und Seele verkümmern. Sie wissen wohl, häufig machen die Winke eines Fremden tiefern Eindruck, als der vernünftigste Rath unserer gewöhnlichen Umgebung. Von Stunde an stand mein Entschluß fest, Philipps Beispiel zu folgen; ich war reicher als er, meine Familie spielte eine ungleich bedeutendere Rolle als die seinige; warum sollte ich da nicht eine wenigstens eben so glänzende Bahn verfolgen können? Meine Mutter widersezte sich meinem Vorhaben nicht geradezu, sie sah es aber ungerne und suchte mich allgemach wieder davon abzubringen; vergeblich, meine Phantasie war einmal erhizt, ich gab ihr innerlich kleinliche, beschränkte Ansichten Schuld und bildete mir ein, wenn sie mich bei sich behalten wolle, denke sie mehr an sich, als an mich. Die gute, besorgte Mutter wollte mir nun den Geistlichen mitgeben, der früher mein Führer gewesen war. Der Gedanke, vor Philipp, der mich in die große Welt einführen sollte, mit dem guten alten Kleriker zu erscheinen, war mir unerträglich; hatte er sich doch über den Bärenführer, wie er ihn nannte, oft genug lustig gemacht. Auch einen Breslauer Doktor, überhaupt jeden Mentor verbat ich mir bestimmt; ich wollte allein, wollte frei seyn, und reiste ab.

Ich kam nach Wien just zu der Zeit, da zum Wiederaufbau des europäischen Staatengebäudes in seinen Mauern die glänzendste Gesellschaft versammelt war, die sich je zusammengefunden hat. Es war kein Wunder, wenn eine von meiner bisherigen so verschiedene Lebensweise, der ewige Wechsel der Vergnügungen bei vollkommener Unabhängigkeit einen jungen Mann wie ich eigentlich berauschten. Ich trat in die Gesellschaft mit großem Mißtrauen in mich selbst wegen meines Landjunkerthums und mit gewaltigem Respekt vor allem Großstädtischen; dieß mißfiel nicht, und ich wurde recht gut aufgenommen. Der Reiz der Neuheit war bald verschwunden, ich gewöhnte mich aber so an Wien, daß mir der Aufenthalt daselbst zum Bedürfniß wurde. Wohl riß ich mich von Zeit zu Zeit los, um meine Mutter zu besuchen; aber diese Besuche wurden immer seltener und mein Aufenthalt auf Schloß Dobris immer kürzer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Tiecks Feier.

Ueber das Festmahl, welches hier zu Tiecks Ehren an seinem sechzigsten Geburtstage begangen wurde, gaben Ihnen schon die Zeitungen nähere Nachricht. Eine vollständige, von den Anordnern selbst redigirte Beschreibung findet sich im Freimüthigen, nebst den Reden von Raumer, Häring, einem Auszug der Steffensschen und den Holteischen Liedern. Sie wird auch besonders verkauft. Also wäre es überflüssig, das Faktum noch zu beschreiben; aber als solches liegt es nun der Betrachtung und Beurtheilung vor, und Ihr Referent ist der Meinung, daß es ein Faktum ist, welches eine recht genaue Betrachtung verdient. Eingeladen waren die Freunde und Verehrer des Dichters, welche in Tieck den ersten unter den jezt lebenden deutschen Dichtern erkennen; sie waren eingeladen, um durch ihr festliches Zusammenkommen dieß öffentlich auszusprechen, eine Anerkennung, die man dem Sechziger um so mehr schuldete, als wenige Dichter in lezter Zeit albernen und hämischen Angriffen so ausgesezt waren, wie gerade er. Eine solche Anerkennung, einmal als Protestation gegen diese Anfeindungen, welche in Dresden und andern sächsischen Städten ihre Wurzel haben, und nicht einmal überall von Neid und Mißgunst, sondern wohl mehr von einer sonst rechtschaffenen, aber beschränkten, zünftigen Gesinnung ausgehen, dann rücksichtslos als billigende Zustimmung zu dem, was Tieck für die gesammte deutsche Literatur gewesen, ist und seyn wird — eine solche Doppelanerkennung wäre ihm ganz Deutschland schuldig, und es wird sie ihm, wenn auch nicht gerade am sechzigsten Geburtstag, noch entrichten. Aber seiner Vaterstadt gebührte vor Allem, den in ihren Mauern gebornen deutschen Dichter zu honoriren, und was so viele Jahre versäumt worden, wurde am 31sten Mai nachgeholt. Die Schmähungen gegen Tieck, so jämmerlich sie zum großen Theil in ihren Motiven, wie in ihrer Ausführung sind, mochten die Anordner doch stuzig gemacht haben, ebenso, daß bisher noch so gar nichts offiziell zur Würdigung des Dichters geschehen, auch wohl der Umstand, daß Steffens sechzigste Geburtstagsfeier (in demselben Monat desselben Jahrs) nur kaum mit Ehren von mehreren seiner Schüler und Freunde zu Stande gekommen, woran übrigens nicht Mangel an Achtung für Steffens Person, sondern der Mangel an geschickter Anordnung und Einleitung schuld war. Die Anordner hatten also gewissermaßen nur auf eine ecclesia pressa gerechnet, und so auch ihre Aufforderungen erlassen und ihre Veranstaltungen getroffen. Nun aber drängte sich, zu ihrer großen Ueberraschung, Alles, was in Berlin ausgezeichnet ist und einen Namen hat, zu dem Feste, wozu noch namhafte Fremde kamen. Selbst notorische Gegner des Dichters oder Dramaturgen meldeten sich, und wie von selbst machte sich die Ueberzeugung, es sey eine nationale Huldigung für den Ludwig Tieck, der in den Vorderreihen jener Dichterschule die glorwürdige Revolution der deutschen Poesie vor vierzig Jahren durchgesezt. Ihm, dem schöpferischen Haupte jener Romantiker, dem einzig überlebenden Dichter aus der kühnen Genossenschaft, deren Wirken keine Schule geblieben, sondern in die ganze Nation, wo sie poetisch spricht, übergegangen ist, ihm, der jezt, eine lezte Autorität, am deutschen Dichterhimmel glänze und noch von keinem deutschen Fürsten geehrt, dem von der Nation noch kein öffentliches Zeichen des anerkennenden Dankes geworden, gebühre dieser Tribut, und es komme auf keine abweichende Ansicht in dem spätern mannigfaltigen Wirkungskreise des Mannes an.

(Die Fortsezung folgt.)

Neuyork, im Frühjahr 1833.

(Fortsezung.)

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

Nachdem wir noch einige hundert Schritte zurückgelegt hatten, fiel die Straße, durch die wir zogen, in eine andere große, breite, prächtige Straße ein, und das war der berühmte Broad Way, mit Recht der Markt und die schönste Straße von ganz Amerika genannt. Equipagen, Fiaker, Güterkarren rasselten über das Pflaster, die breiten Trottoirs vor den eleganten Kaufläden wimmelten von Menschen. Mein Mann sprach einen dieser Spaziergänger an, um sich nach einem guten amerikanischen Gasthause zu erkundigen. Wir hatten zwar die Adresse eines französischen Einkehrhauses, wären aber gerne bald mit den Nationalsitten bekannt geworden; allein das ist nicht so leicht. Der Herr, den wir fragten, blieb stehen; als mein Mann grüßend an seinen Hut griff, lächelte unser Amerikaner und fragte, statt den Gruß zu erwidern, woher wir kämen, was unser Geschäft sey und dergleichen, und als wir, ihn unterbrechend, abermals um Auskunft baten, sagte er: „Ich weiß nicht,“ und ging seines Wegs. Ebenso fiel ein zweiter und dritter Versuch aus; da kam uns eine Quäkerfamilie entgegen, und an diese Menschenfreunde, wie sie sich nennen, beschloß ich mich zu wenden. Auch hier wurde mir derselbe Bescheid, und es war ganz wie bei den Andern, nur daß der Quäker mich duzte und Freundin nannte. Als er seine Neugierde befriedigt hatte, mußte der meinigen sein I do'nt know (ich weiß nicht) genügen, das er brummte, indem er seinen Weg fortsezte. Es blieb nichts übrig, als in das uns namentlich bekannte französische Gasthaus: Hôtel du commerce, zu gehen; allein auch das war keine kleine Aufgabe, denn Niemand wollte den Weg zeigen, immer die nämliche Antwort: „ich weiß nicht,“ oder: „ich kann's nicht sagen;“ selbst aus unserm Packträger war kein anderes Wort herauszubringen, da er wahrscheinlich seinen Trägerlohn durch langes Herumirren gesezlich zu vermehren dachte. So wanderten wir denn in ganzer Familie hinter dem Schubkarren her, Gassen auf und nieder, bis wir endlich zufällig einen Menschen vor einem Hause französisch sprechen hörten. Ehe wir noch unsere Frage ausgesprochen hatten, lud er uns gleich ein, einzutreten; es war der Wirth selbst, und wir befanden uns zu unserer Freude im Hôtel du commerce. Unter solchen Umständen mußte uns auch jeder Preis recht seyn; doch unterließ mein Gemahl nicht, denselben vorläufig festzusezen, eine Vorsicht, die Niemand in Amerika außer Acht lassen darf. Es wurde für Kost, ohne Getränk und Wohnung, ein Dollar (2 fl. 30 kr.) täglich für den Kopf, ohne Unterschied des Alters, ausgemacht, und nun ging es hinauf über die mit schönen Teppichen belegte Treppe in ein geräumiges, mit prächtigen Teppichen versehenes Zimmer. Es war bald zu sehen, daß Teppiche den Hauptluxus ausmachten. Die Möbeln, obwohl reinlich und bequem, sind so massiv, daß sie, im Vergleich mit europäischen, sehr roh aussehen. Beim Abendtisch schien uns Alles köstlich, und die Speisen waren kaum aufgetragen, so waren sie auch schon verschwunden. Dieser unmäßige Appetit ist Jedem eigen, der vom Schiff kommt und wieder einmal festen Fußes bequem essen kann. Unser Schiffskapitän hatte es uns zwar an hinlänglicher, guter Kost, ja an Leckerbissen keineswegs fehlen lassen, aber das ewige Schaukeln auf dem Wasser wirkt so verderblich auf den Magen, oder vielleicht befördert umgekehrt die Seeluft die Digestion so kräftig, daß man in den ersten Wochen zu Lande den Wölfen gleicht; nicht einmal der wüthende Feuerlärm, der während unserer Mahlzeit entstand, vermochte unsere beschäftigten Sinne im Geringsten zu zerstreuen. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juli 1833.

— Ich gleiche Keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich selbst allein.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

So lange ich mich im großen Haufen verlor, lebte ich höchst angenehm; kaum aber versuchte ich es, so oder so eine Rolle zu spielen, so stieß ich auf Schwierigkeiten. Ich versuchte alle Mittel, die mir zu Gebot standen: ich hielt Wagen und Pferde, machte ein Haus, erwarb mir den Ruf eines Kunstkenners und Patrons der Künstler, ja ich machte selbst poetische Versuche. Dergleichen Kinder der Laune, die als Gelegenheitsprodukte einigen Werth haben und bei denen man, wenn der Poet keine weitern Ansprüche macht, voraussezt, er könnte es noch besser machen, wenn er nur wollte, machten mich als Schöngeist bekannt. Ich bot Allem auf, um Zutritt in den glänzendsten Häusern zu erhalten, ich bemühte mich um den vertrauten Umgang mit Frauen vom besten Ton. Was hatte ich da zu schaffen, zu berechnen, wie viel Aerger und Verdruß mußte ich hinnehmen, und wie beneidete ich den glücklichen, und doch indolenten Philipp, bei dem sich Alles von selbst machte, dem Jedermann auf halbem Wege entgegenkam, so daß ihm oft der Triumphe fast zu viele wurden. Zum Ueberfluß mußte er mich dabei noch zum Vertrauten machen; ich stellte bei mir selbst Vergleichungen an, deren Resultate eben so viele Kränkungen für mich waren, und meine verlezte Eigenliebe wurde so immer reizbarer. Ich weiß, man hat mir Schuld gegeben, ich habe in der Gesellschaft durch ein gewisses selbstzufriedenes Wesen und meine sarkastische Natur angestoßen. Der Glückliche, Reichbegabte hat gut bescheiden und gleichgültig seyn, wenn ihm Alles zufließt, er kann sogar von Selbstverläugnung sprechen, obgleich weit und breit ihm Niemand zu nahe tritt; aber Wesen, welchen ein Wurm am Herzen nagt, muß man Empfindlichkeit zu Gute halten; das Mißtrauen hält sie beständig in der Defensive. Ich verfolgte indessen auf die angegebene Weise meinen dornenvollen Pfad; zuweilen lächelte mir auch wohl ein Sonnenblick, und hieß hie und da ein Kompliment, das ich überschäzte, mußte mich schadlos halten für meine Seelenpein.

Unter den Familien, bei denen ich Zutritt hatte, befand sich eine, deren Ton von dem gewöhnlichen der großen Gesellschaft sehr abwich. Herr v. D. war ein kleiner Edelmann und lebte seit kurzer Zeit als Beamter der Regierung in Wien. Das vertraute Verhältniß, in dem er zu meinem Vater gestanden, hatte mir Anlaß gegeben, ihn aufzusuchen. Wenn ich des Treibens der großen Welt müde war, ging ich in dieses Haus, wo ich bald im engen, trauten Familienkreise ganz einheimisch wurde. Der Hauptanziehungspunkt dabei war aber Fräulein v. D., ein noch sehr junges, hübsches, seelengutes

Mädchen. Ich beneidete den Mann, der sie einst sein nennen konnte; ich hatte Stunden, wo die Erinnerung an die stillen Genüsse des Landlebens in meiner Seele auftauchten und sie mit Sehnsucht füllten; ich gedachte meines Schlosses, meiner Mutter, die ich so lange nicht mehr besucht hatte. Die liebenswürdige Munterkeit des Mädchens, die sich in ihrem klaren Auge spiegelte, fesselte mich von Tag zu Tag mehr; sie war sehr freundlich gegen mich, und ich legte am Ende unsinnigerweise für Neigung aus, was einfach Folge des freundschaftlichen Verhältnisses ihrer Eltern zu mir war. Einen Hauptvorzug bekam das Mädchen in meinen Augen eben dadurch, daß sie so zurückgezogen lebte. Leider aber entschlossen sich ihre Eltern, sie in die Welt einzuführen, und dieser Schritt that mir unbeschreiblich wehe. Eine innere, unabweisliche Stimme sagte mir, daß ich mit den Männern, welche sie jezt kennen lernen sollte, entfernt keinen Vergleich aushalten könne. Ich hatte lediglich keinen Anspruch an sie, und doch keimte bereits die Eifersucht in meinem Herzen. Ich machte ihr leise Vorwürfe darüber, daß sie mir so gar keine, diesem oder jenem dagegen so auffallende Aufmerksamkeit schenke. Sie hörte mich lachend an, entschuldigte sich, bedauerte, daß sie mir Unlust gemacht, aber alles so unbefangen und natürlich, daß man wohl sah, sie hatte von meinen eigentlichen Gefühlen gar keine Ahnung.

Um diese Zeit ward mir eine Mahnung, die mir die Augen hätte öffnen müssen, hätte ich anders wollen. Wir befanden uns in einem hell beleuchteten Saale; vor mir unterhielt sich Julie mit einigen Frauenzimmern ihres Alters höchst munter; ich nahm keinen Theil am Gespräche und stand nachdenklich hinter ihren Stühlen. Da fielen meine Blicke auf einen großen Spiegel gegenüber, der die Lichter, den Saal, die Mädchengruppe wiedergab. Die lieblichen, zusammengesteckten Köpfe, die jugendlich frischen, muntern Gesichter gaben ein charmantes Bild; ich verfolgte Juliens liebes Gesicht und ihre leuchtenden Augen, indem sie sich bald hier, bald dorthin neigte, bald hörte, bald Antwort gab. Da gewahre ich auf einmal im Hintergrund des Tableaus, als sollte es durch den Kontrast gehoben werden, eine seltsame Fratze, deren ernste, melancholische, grämliche Züge so sonderbar gegen die lieblichen, jugendlichen Gesichter darunter abstachen, daß ich unwillkührlich lachen mußte; jenes Gesicht lachte auch — wehe mir! es war das meinige! Der Weg, auf welchem mir diese Warnung zukam, war höchst unverdächtig, und ich hätte nachgerade allerdings gehörig mit mir selbst bekannt seyn sollen; aber es gibt der Mittel, sich selbst zu täuschen, genug, wenn man es durchaus will. Mehr als zehn Jahre sind seit jenem Moment verflossen, der mir unvergeßlich ist; die Zeit, der Kummer, meine Lebensweise haben nothwendig seitdem mein Aeußeres noch verändert; so, wie Sie mich gesehen haben, war ich damals freilich nicht, aber immerhin — — So weit ging meine Verblendung eben nicht, daß ich mich für hübsch gehalten hätte; aber ich wich jeder strengern Selbstprüfung aus, ich hörte gern von auffallenden, unregelmäßigen, und dabei doch interessanten Gesichtern sprechen, von Männern, bei denen man über ihrem Geist, ihren Talenten, ihrer Gabe der Rede das Gesicht vergißt; ich bildete mir ein, die Fehler meines Wuchses seyen für Jedermann, mich und meinen Schneider ausgenommen, ein tiefes Geheimniß; lezterer versicherte mich, die Hülfsmittel seiner Kunst gleichen alle ärgerlichen Unebenheiten aus; ich wollte es glauben, aber bald sollten mir die Augen geöffnet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Fortsetzung.)

Eine stille Wasserfahrt über den Gmünder See (eigentlich Traunsee) an einem heitern Frühlingstage, ist ein Stückchen Paradiesesluft. Ich wüßte gar nichts mit dieser Seefahrt zu vergleichen, und doch ist es wieder nichts Außerordentliches. Denn daß hier Felsen, wie der ungeheure kahle Traunstein, von ihrer Schneespitze vertikal in den See hinabreichen, daß dort der Fuß eines schön geformten, mit wunderschönem Laubholz bekleideten Berges in den Fluthen trinkt, ist eben so wenig etwas Besonderes, als daß jener Felsen dort hinter dem Traunstein ein Gesicht hat wie Ludwig der Sechzehnte, was, beiläufig gesagt, viele Felsen haben. Für die Schiffer ist es allerdings die größte Merkwürdigkeit, welche sie dem Reisenden zu zeigen wissen. Für mich aber ist es die, daß ein solcher See, dessen Reize ich nicht zu beschreiben weiß, eine ganz ordinäre Poststraße, und der Nachen, mit dem man in Arcadien fahren könnte, die ordinäre Post ist. Es führt kein anderer Weg als diese ungeheure hohle Wassergasse nach Ischel. Aber der Pfeil keines Salzburger Tells, wenn er oben stände auf einer Spitze, erreichte den Geßler, der auf dem See vorüberführe.

Die drei tiefen Kesselthäler von Gmünd, Ischel und Hallstadt, die die Traun auf ihrem Wege bildet, sind die Hauptpunkte des Salzkammergutes, wenigstens für den Lustreisenden. Mit dem von Hallstadt, dem südlichsten, schließt sich die Natur, der man noch das Prädicat des Lieblichen geben mag; umstarrt von ungeheuren nackten Felswänden, beginnt hier der gigantische Charakter des wilden Hochgebirgs; es führt kein Weg mehr weiter, nur Pfade schlängeln sich aus dem tiefen, dunkeln Kessel, und die Wiener Lust besucht es schon

nicht mehr gern; denn man muß wieder nach Ischel umkehren, um nach Salzburg oder weiter nach Gastein zu gelangen, wiewohl Hallstadt um vier ganze Meilen dem leztern Orte näher liegt.

Aber **Ischel** selbst, obgleich ein Badeort und jezt sehr besucht, beliebt und, was mehr als Beides, ein Modebad der Wiener, darfst du dir deßhalb nicht als heitern Aufenthalt vorstellen. Wiewohl du drinnen weniger von den Schneefeldern und Eisgebirgen siehst, aus denen die wilde Traun, wenn du bei einer Biegung den Ort zuerst erblickst, unmittelbar zu entspringen scheint, ist es doch ein so tiefes, rundes Thal, daß ein langer Aufenthalt, zumal bei trübem Wetter, äußerst beklommen seyn muß. Nur von einem neu errichteten Belvedere inmitten des Badegartens übersieht man diesen ungeheuren Kessel, aus dem kaum ein Ausweg denkbar scheint. Es ist weder der tief düstere, gigantekse Charakter des Hallstädter, noch der unaussprechlich heitere des Gmünder Thals, sondern die Mitte von beiden. Es fehlt das Wasser, also das Licht, das Auge der Natur, aber die düstern Schrecken der nackten Felswände werden durch das üppige dunkle Grün, das ringsumher die Berge und schwarzen Steinmassen, als Laubgebüsch, als Tannenwald, als Wiese und Moos bekleidet, gemildert. Der Erdgeist, der schöpferisch brütende, hat hier seinen Lieblingssitz; dunkel muß es seyn, still, einsam, wo er schafft, aber doch grün!

Es möchte vielleicht einem empfindsamen Reisenden Vergnügen machen, zu glauben, hier in diesen düstern Thälern, wo die Natur selbst die Lust zu verweilen scheint, herrsche die alte Sitteneinfalt, nach der er so gern und so schmerzlich getäuscht in der Schweiz sucht. Ich hielt mich zu kurze Zeit auf, ihm darüber Nachricht geben zu können, ob das junge Volk so von der Moral denkt, wie das in Gmünd; das aber erfuhr ich für gewiß, daß sie in dem Modebad Rechnungen zu schreiben verstehen, welche viele Gäste zurückschrecken. Ja sogar soll darunter eine reiche Gräfin seyn, welche vor einigen und zwanzig Jahren die Heilkraft des Bades erst entdeckt haben will. Damals gab es Hütten und Strohdächer, und die guten Leute wollten keine Bezahlung für das, was sie ja nichts kostete, wie Milch, Brod, Früchte, annehmen, und die vornehme Dame mußte es ihnen aufdringen und machte selbst die Preise, und jezt, nachdem aus den Hütten Villen geworden mit Zinkdächern und Verandas und Blitzableitern, findet sie die Rechnungen, die man ganz ohne sie macht, so übermäßig, daß sie sich ein anderes Bad gewählt hat. In Salzburg ist es ebenso. Zwar sind die Preise noch nicht wie in der Schweiz, und werden es auch wohl nie werden, aber pensionirte Beamte ziehen aus diesem gerühmten Lande der Billigkeit fort nach Linz und Oberösterreich, um zu sparen.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, im Frühjahr 1833.

(Fortsezung.)

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, kaum die ermatteten Augen geschlossen, so schreckte ein neuer Allarm uns auf. Gleauer öffnete das Fenster: hilf Himmel, welch ein Tumult! Feuerspritzen und endlose Wasserschläuche, von Hunderten kräftiger Amerikaner geschleppt, der Schein unzähliger Fackeln, der Trompetenklang, das Geschrei der Menschen — das Alles weckte Niemanden im Hause; auch die Nachbarn blieben ruhig, und so wollten auch wir wieder schlafen; allein bei Oeffnung der Fenster waren solche Massen von Mücken, dreimal größer als die europäischen, in das Zimmer gedrungen, daß man kaum mehr athmen konnte. Sie quälten uns furchtbar, und am andern Morgen waren wir Alle jämmerlich zerstochen. Die Martern, denen wir hülflos preisgegeben waren, machten uns ganz stumpf, und schon in dieser ersten peinvollen Nacht konnten wir einen dritten Feuerlärm mit amerikanischem Phlegma anhören, ohne nur in Versuchung zu kommen, die Fenster wieder zu öffnen. Dagegen erwarteten wir mit Ungeduld die erste Dämmerung, in der Hoffnung, unsere nächtlichen Gäste dürften uns dann schlafen lassen, und das thaten sie auch; sie brauchten wohl selbst Ruhe, denn was sie an uns verübt, konnte sie immerhin ermüdet haben. Indessen war schon wieder ein anderer Unhold wach. Neger zogen durch die Gassen, und die ganze Stadt widerhallte von den rohen, kraftvollen, aber gar nicht unharmonischen Stimmen dieser Kinder der Wildniß. Es ist in der That schauerlich schön, wie sie die einförmige Sylbe oho! durch die ganze Tonleiter auf und abführen. In der Folge, als ich an diesen Gesang etwas gewöhnt war, fand ich viel Vergnügen daran; er ist unglaublich stark, aber nicht unangenehm, wild und melancholisch; aber eben deßhalb brachte mich diese befremdende Harmonie um das Bischen Ruhe, das ich vom anbrechenden Tag erwartete. Um acht Uhr früh tönte die Glocke im Gasthof, um die Gäste zu wecken, und eine halbe Stunde später rief sie zum Frühstück.

Wir traten in das Gastzimmer, wo wir den langen Tisch mit verschiedenen kalten und warmen Fisch- und Fleischspeisen beladen und von etwa dreißig Gästen umringt fanden. Jeder griff da zu, wo er stand; der Eine fing mit grünem Salat an, dann kam Eierspeise, dann ergriff er ein Stück Braten, darauf trank er herzhaft seine Tasse Kaffee mit Milch und sezte noch ein Stück kalten Fisch darauf. In ganz entgegengesezter Ordnung sättigte sich sein Nachbar. Wir waren über diesen sonderbaren Schmaus noch gar nicht zur Besinnung gekommen, so war auch Alles schon verzehrt; desto mehr wunderte es mich, nun von allen Seiten nach Gabeln rufen zu hören, deren Gebrauch ich nicht errathen konnte, da ich bereits gesehen hatte, daß der Amerikaner sie zum Essen durchaus nicht nöthig hat und sich allein des Messers mit bewundernswürdiger Gewandtheit bedient. Ein Aufwärter brachte einige Teller voll Gabeln und stellte sie mitten auf den Tisch. Alsbald fielen die Gentlemen (wie diese reinen Republikaner dieses Wort verstehen, weiß ich selbst noch nicht) über die Gabeln her. Jeder ergriff eine, stand damit auf, begab sich an einen Ort des Zimmers, wo er die Füße an der Wand hinaufstemmen konnte. Einige legten sogar ihre Füße auf den Tisch, und nun fingen sie an, sich die Zähne und Nägel auszustochern. Als dieses Geschäft vollbracht war, griff Jeder in seine Westentasche, zog ein Stückchen zum Kauen präparirten

Tabak heraus, schob es sich mit dem Finger hoch unter den Backen und lief seinen Geschäften nach. Der Hauswirth trat zu uns und sprach: „Wenn Sie nicht hungrig aufstehen wollen, so müssen Sie sich bei Zeiten dazu halten; ich habe oft die angesehensten Gentlemen des Landes mit ihren ganzen Familien an meinem Tisch, aber nie dauerte eine Mahlzeit länger als zehn Minuten. Und Sie, Madame, Sie scheinen an den Operationen mit den Gabeln ein Aergerniß genommen zu haben; allein das haben Ihnen die Gentlemen nicht übel genommen; sie sind Alle viel zu artig, um nicht Nachsicht mit den Vorurtheilen der Damen zu haben, die aus Europa kommen. Aber sagen Sie mir doch," fuhr unser Tröster fort, „haben Sie nicht etwa bei offenen Fenstern geschlafen?" Eben wollte ich in Klagen über die vorige Nacht ausbrechen, da nahm der Wirth lächelnd wieder das Wort: „Den Feuerlärm werden Sie bald gewohnt seyn; das kommt hier alle Tage wenigstens sechsmal vor; dafür sind auch unsere Löschanstalten ein wahrer Gegenstand des Nationalstolzes. Es ist verdrießlich, daß die Moskitos Sie auf einmal so gar schrecklich zugerichtet haben; allein um so früher werden Sie Ruhe vor ihnen haben; denn die Erfahrung spricht dafür, daß man nicht eher von der Zudringlichkeit dieser Thiere befreit wird, als bis der lezte europäische Blutstropfen heraus ist. In zwei Jahren rührt Sie kein Moskito mehr an, so wenig als einen gebornen Amerikaner." — „Ha!" rief Gleaner etwas ärgerlich, „so muß denn der Fremdling hier Alles hergeben, sogar sein Blut!" — „So ist's," erwiderte der Wirth kalt, und mich überlief ein ahnungsvoller Schauer. Um diese Gedanken los zu werden, fragte ich, wer denn die lauten Morgensänger seyen? Diese Frage würdigte unser Hauswirth kaum einer Antwort, er murmelte nur: „die Schornsteinfeger," und sah seiner Wirthschaft nach; wir aber schickten uns an, einen Spaziergang in die Stadt zu machen.

(Schluß des ersten Briefs.)

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Tiecks Feier.

Man ehrte den Dichter, den Reformator der Deutschen. Ja es erhoben sich Stimmen, daß die Feier noch eine viel höhere nationale Bedeutung habe, indem das von Tieck vorzugsweise angeregte romantische Feuer im germanischen und romanischen Auslande, ja selbst bei den Sarmaten fortlodere, und, wenn sie auch Tiecks Namen kaum kennen, doch Tieck in seiner Schöpferkraft bei ihnen lebe. Vor Allem fühlten sich die Künstler verpflichtet, besonders die Maler, dem Verfasser des Franz Sternbald, dem Mitarbeiter an den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, für das, was er gethan, der schlafen gegangenen, oder vielmehr der blut- und farblos hinwelkenden Kunst einen neuen Lebensweg zu öffnen, indem er ihnen als Magus die Pracht und Herrlichkeit einer untergegangenen Zeit aufschloß. Viele haben freilich, statt schauend Geist und Stoff einzusaugen, ängstlich die Form porträtirt und, statt Muth und Lust zu trinken, sich voll getrunken und sind liegen geblieben am Wege. Das ist aber nicht Tiecks Schuld. Er selbst hat sich durch die Schule hindurch gearbeitet, und es ist freilich seltsam, daß auch Verehrer kommen konnten, welche um seinen Octavian und seine Genovefa ihn vielleicht als wildes Genie exkommunicirt hätten, nun aber dem Novellendichter ihre Huldigung darbringen zu müssen glaubten.

So hatte sich eine Gesellschaft von mehreren hundert Verehrern eingefunden — eben so viele hatten wegen Mangel an Raum zurückgewiesen werden müssen — welche, Herren und Damen, alle Stände und fast alle Ansichten repräsentirten. Selten mochten bei einem ähnlichen Anlaß so heterodoxe Bestandtheile friedlich und harmonisch neben einander sitzen, und zumal war ein solches Friedensfest für unsere Tage merkwürdig. Eine Faktion sagt: die Zeit der Dichter und der Kunst ist für Deutschland vorüber, weil sie einer neuen, viel bedeutendern Plaz machen muß. War diese Tieckfeier vielleicht eine Protestation gegen jene Ansicht? Wenn sie es war, war es eine unwillkührliche. Ebenso unwillkührlich und doch ein Symbol war mir die Anwesenheit des Oberbürgermeisters von Berlin. So mußte denn die erste Magistratsperson der Hauptstadt das Ehrenmahl eines Dichters sanctioniren, der vor vierzig Jahren bei allen ehrbaren Vätern der Stadt als excentrisches Genie nicht viel besser als wie ein mauvais sujet angesehen wurde, vor dessen Umgang man die soliden Söhne warnte. Wackenroders Vater hatte damals eine verwandte Stellung mit der des jezigen Oberbürgermeisters, und der Schmerz des ehrenfesten Mannes war seines Sohnes Umgang mit Tieck und der Schule. Nun denke man ihn sich heute lebend und Zeuge dieses Festes. Wackenroders ganze Familie ging unter, fast tragisch, im Ankämpfen gegen die Forderungen einer Zeit, die sie nicht begriff.

Was mir immer am lächerlichsten dünkt, wenn jene Faktion von der Zeit der Dichter und der Kunst und daß sie aufhören müsse, spricht, ist, daß sie meines Erachtens für Deutschland, wenigstens in dem Sinne, wie sie annehmen, nie bestanden hat. Weimar war nicht Deutschland. Was die Franzosen, die Engländer, die Italiener, die Spanier für ihre Dichter gethan, ist Deutschland nie eingefallen. Der Deutsche liebte seine Dichter, aber er that nichts für sie; er meinte, sie sollten von Mondschein und Ehre leben, und hielt materielle Forderungen für das Zeichen eines unästhetischen Sinnes.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 167:

Weile. Eile.

Räthsel.

Von Kopf und Fuß, Aug', Mund und Hand,
Hut, Peitsch' und Waffen hervorgebracht,
Bin ich verschieden in jedem Land;
Oft werd' ich linkisch, und ausgelacht.

Auch durch zwei Nasen entsteh' ich fein;
Geh' nur zu fernen Wilden hin!
Dir werd' ich unwillkommen seyn,
Wenn selbst ich eine Nase bin.

Bald bin ich laut, bald bin ich stumm,
Doch stumm auch sprech' ich immer noch;
Denn wer nicht ist von Augen dumm,
Der deutet und versteht mich doch.

Und komm' ich fern aus Thal und Höhn,
Schwarz, aber freundlich dir gesandt:
Wie lieb erschein' ich dir, wie schön,
Schickt mich die Seele, dir verwandt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juli 1833.

— Nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Müh'n!
Leben müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebährend, immer Kinder verschlingend!

Schubart.

Ahasver, der ewige Jude.

Von Nikolaus Lenau. *)

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still, und arm, und trübe,
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu tief erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd' und einsam,
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn,
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam. —
Strohhütten stehn zerstreut umher im Haine,
Hier hat ein still zufriednes Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blüthenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum leztenmal auf einen,
Um dessen Leiche still die Hirten weinen;
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen;
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde,
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und Aller Blicke haften, schmerzumflossen,
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht in's treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre,
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf ewig nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —
Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben schroff und ernst herein,
Wie altes, längst verwittertes Gestein,
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düstrem Fels entstürzt der Silberquell.

*) Mit diesem Gedichte begrüßt der edle Sänger, der seine Phantasie mit den Bildern einer neuen Welt genährt hat, und noch vor wenig Monaten am Niagarafalle gestanden ist, seine europäische Heimath zum erstenmale wieder. D. Red.

Aus finstrer Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern;
Das Auge scheint mit seiner Gluth zu sagen:
Müßt' ich nicht leuchten dem unsteten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Ueberdruß
Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen.
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Er tritt zur Leiche feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! — betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut;
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut,
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich, wie er, im Wonneschlummer liegen,
Den, noch so jung, der große Segen traf,
Mich rastend in die kühle Grube schmiegen!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Die Brust so still, so flach, und ohne Sehnen,
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen,
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl dem, er starb in seinen Jugendtagen,
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen!
Er sah nur erst der Leiden Blüthensaum,
Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum. —
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch mit Augen offen,
Irrt er, ein Schläfer, in den Erdenlüften,
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen;
Bis ihm an's Herz das rauhe Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Faust in's Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Es pocht das Herz des Armen ohne Rast,
Bei Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist unaufgeschreckt vom Traum erblaßt.
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthentreiben und zerstören? — immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichst mit deinem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und blöd begafft, belauscht, neugier'gen Leuten,
Was sie gedacht und was geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren.
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. — —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche,
Mein Auge weiden in der Wangen Bleiche;
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle."
— — — — — — — —
Derweil die Hirten jezt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Kruzifix der Decke,
Als ob er plötzlich tiefgemahnt erschrecke,
Und aus dem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist Sein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor.
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestossen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehend um den Tod;
Doch ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und das Meer, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück,
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wüthend, abgrundwärts:
O Mutter Erde! Dein verlorner Sohn!
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!" rief ich, „Tod!" mich in die Erde krallend,
„Tod!" höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest,
Ich habe sie umsonst an's Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,

Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer tückisch in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!" —
Nun wandte sich der Jude von den Hirten,
Und wieder floh der Wandrer ohne Ruh
Dem lezten Strahl der Abendsonne zu,
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten, die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Es war ein glänzendes Fest bei einem der Großen, das lezte, dem ich beiwohnte, wahrscheinlich das lezte, das ich in meinem Leben gesehen haben werde; dieß kam mir freilich damals nicht entfernt in den Sinn, denn ich war an jenem Tage, ich weiß selbst nicht warum, ganz ungewöhnlich heiter und guter Dinge. Ich wandelte selbstgefällig durch die schimmernden Gemächer, ich spielte den Liebenswürdigen, sprach Jedermann an, ich hatte Damen am Arm und unterhielt sie mit vieler Laune. Im Laufe des Abends bemerkte ich einmal, wie zwei Damen, die ich zu meinen Freundinnen zählte, in einer Ecke mit einander sprachen und dabei mich zuweilen fixirten; ich dachte, sie werden etwas über mich zu verhandeln haben und kam auf den unseligen Gedanken, mich so zu stellen, daß ich sie unbemerkt behorchen konnte; ich gedachte sie mit dem, was ich etwa auf diese Weise erhaschen könnte, zu intriguiren; denn es herrschte gewöhnlich ein spaßhafter Ton unter uns. Heute sprachen sie zufällig verzweifelt ernsthaft. „Ja," sagte die eine, „es heißt, er wolle ein blutjunges, sehr hübsches Mädchen heirathen." — „Warum nicht gar! Wie können Eltern ihr Kind Zeitlebens unglücklich machen wollen! Und auch er — nein, ich kann nicht glauben, daß es einer Figur, wie er, einfällt —" — „Da kennen Sie ihn schlecht: mit seiner Figur ist er ganz trefflich zufrieden; sehen Sie ihn nur an — wo ist er hingekommen? — ich versichere Sie, er tauschte mit Keinem; hat er sich doch neulich um einen diplomatischen Posten umgethan! Wissen Sie aber, was da Fürst E. gesagt hat? So weit ist es noch nicht gekommen, daß wir Vogelscheuchen an fremde Höfe schicken." So ging es noch eine Weile fort, ich aber hörte und sah nichts mehr. Es trieb mich weg, und die Beine wurzelten mir am Boden; ein kalter Schweiß überströmte mich, die Furcht, sie aufmerksam zu machen, fesselte mich an die Stelle. Großer Gott! wenn sie gemerkt hätten, daß ich sie behorcht!

Endlich konnte ich wegkommen; ich stürmte fort aus dem Saale; das helle Licht, der Lärm machten mich fast wahnsinnig, es war mir, als sehe Alles mich an, weise höhnend mit Fingern auf mich. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und ging mit zerrissenem Herzen und schwindelndem Kopf auf und ab. So also war ich in der Welt angesehen, in der Welt, in der ich Freunde zu haben meinte, der ich Alles zum Opfer gebracht! Und doch — über wen hatte ich mich zu beklagen? Die Personen, die mich eben so tief verlezt, hegen nicht den mindesten Groll gegen mich; kam es ihnen doch nicht in den Sinn, daß ich sie behorche; sie sprachen ganz ohne Leidenschaft und zerrissen mein Herz mit lächelndem Munde; begegnete ich ihnen morgen, sie sagten mir die schönsten Sachen. Es war mir zu Muth, als erwachte ich aus einem Traum, und jezt fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich ließ in Gedanken allen Verdruß, allen Aerger, den ich seit den paar Jahren hatte einnehmen müssen, an mir vorübergehen; ich stellte mich vor den Spiegel und betrachtete mich zum erstenmale mit unbefangenem Auge; ich fragte mich allen Ernstes, ob ich den Menschen ihr hartes Urtheil über mich verübeln könne, und was es zur Sache thue, wenn ich mich bisher beharrlich selbst belogen. Da trat Juliens Bild vor meine Seele. Was mußte in ihr vorgehen, wenn sie von mir sprechen hörte wie heute Abend! Wie konnte ich — Und vollends der grausame Scherz des Fürsten! Mich um einen Gesandtschaftsposten zu bemühen, war mir nicht in den Sinn gekommen, und der Fürst war demnach wohl ganz unschuldig an den Worten, die man ihm in den Mund legte; aber gleichviel, man sagte es einmal, und mehr brauchte es nicht, um mich vor aller Welt lächerlich zu machen.

Ich beschloß, sogleich abzureisen, diese feindselige Welt zu fliehen: ich schellte und bestellte Pferde für den frühesten Morgen. Es wäre wohl vernünftiger gewesen, ich hätte mich nicht so übereilt und meine Abreise wenigstens bei meinen Bekannten beschönigt; ich war aber rein keiner Ueberlegung fähig und überdieß gewöhnt, mich nach dem ersten Eindruck zu bestimmen. Mit größter Ungeduld erwartete ich den Tag und verließ mein Haus, ohne irgend eine Anordnung zu treffen. Ich fuhr den Tag und die Nacht, ohne anzuhalten, ohne etwas zu mir zu nehmen; ich trieb die Postillons an, ohne zu wissen warum, mir war schauerlich öde in Kopf und Herzen, und ich scheute mich, durch den fürchterlichen Riß, der plötzlich in meinem Ich entstanden war, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Noch summte mir der Kopf von der Ballmusik, und nach ihrem Takte zog Alles, in den lezten, schlecht verbrachten Jahren Erlebte in frazzenhaften Bildern an mir vorüber. — Welch ein Kontrast, als ich gegen Abend am zweiten Tag vom Berge herab das friedliche Dach meines Hauses, die alten Bäume, das

Digitized by Google

Dorf liegen sah, den Fleck Erde, an den sich alle Erinnerungen meiner frühesten Kindheit knüpften, wo ich so viele Liebe genossen hatte! Mein Wagen erregte auf dieser abgelegenen Straße die Aufmerksamkeit der Bauern; mein Bedienter grüßte jeden mit dem Schnupftuch schon aus der Ferne, rief alle bei Namen, der Postillon klatschte lustig mit der Peitsche und die Pferde flogen, als theilten sie die allgemeine Freude, im Gallop dahin. Blitzschnell fuhren wir an den Häusern des Dorfs vorüber, an der Kirche hin über den Platz. Der Herr kommt zurück, der lezte Sprößling einer angesehenen, einer geliebten Familie! ja, er ist's! Welch schöne Heimkehr!

Der gnädige Herr kommt! rief der Bediente, der das Thor aufmachte; der gnädige Herr! erscholl es durch das ganze Haus, in dem Alles in den freudigsten Aufruhr gerieth. Meine Mutter war abwesend; man schickte ihr einen Boten. Ich trat in das große Zimmer; am Fenster stand ein junges Mädchen mit einem Buche in der Hand, und sah hinaus, wo der im lezten Abendlichte schimmernde Fluß sich durch die bereits dunkle Landschaft schlängelte. Das Frauenzimmer war sehr schüchtern, und sie erschrak, als sie sich plötzlich allein einem Manne gegenüber sah, den sie kaum kannte und der eine so große Rolle im Hause spielte. Sie faßte sich indessen und erzählte mir, was in meiner Abwesenheit Alles vorgefallen war. Das wohlbekannte, mächtig große Zimmer, das Zwielicht, die dunkeln Tapeten, der altmodische Hausrath, das junge Mädchen, wie es so ruhig in Gottes Welt hinaussah, dieses ganze friedliche und doch ernste Daseyn machte den tiefsten Eindruck auf mich. Ein Leben, das hier am Fuße des Gebirgs, fern vom Getriebe der Welt und ihrer falschen Lust, so ruhig, so spiegelglatt dahinfließt — vor wenigen Tagen noch wäre mir solche Ruhe wie Grabesruhe erschienen; jezt beneidete ich das Herz, das diese kleine Welt ausfüllte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Partheien.

Man hat für Goethe und Jean Paul hie und da einmal zusammengegessen, und Stuttgart ist, so viel ich weiß, die erste Stadt, welche das Wiegenfest ihres Landsmanns Schiller als eine Ehrensache betrachtet. In dieser Beziehung war die Vereinigung in Berlin ein großer Fortschritt; nicht daß man mit engherzigem Patriotismus Tieck für sich reklamiren will, aber daß man die Schuldigkeit, für die Ehre, daß er in Berlins Mauern geboren ist, zu danken, gefühlt hat. Es ist der erste Schritt zu mehr, und dieß bringt mich darauf, Ihnen noch Einiges über Partheiwesen zu schreiben, obgleich ich vorhin sagte, daß dießmal alle Partheien zurückgetreten, und selbst Gegner des Schriftstellers in der Anerkennung des Dichters sich die Hände geboten haben.

Den publiken Charakter hat das Fest vielleicht einem Widerspruche zu danken; denn weil in einer der hiesigen literarischen Gesellschaften Jemand sich dem ersten Vorschlage zu einer geselligen Feier aus dem Grunde widersezte, weil Tieck doch nicht die Bedeutung habe, wurde seinen Freunden erst recht klar, welche Bedeutung er hat, und nun entstand der Gedanke, außerhalb jeder zünftig gesellschaftlichen Schranke den Sänger durch ein freies Zusammentreten zu feiern. Jener Widerspruch knüpft sich wohl noch an die Erinnerungen einer alten Schule, welche sich gern die klassische nennen würde, und sich zwar in Deutschland nicht mehr laut machen darf, aber dann und wann noch Stoßseufzer ausstößt. Es gehen noch einige alte Leute mit frisirten Köpfen herum, welche sie bedenklich schütteln und von dem jungen Genie Tieck sprechen. Andere mögen aus einem ganz andern Gesichtspunkt dem Feste ihre Billigung verweigern. Es soll mich nämlich nicht wundern, wenn die, welche Tieck einen Feudaldichter nennen, der den Katholicismus und das Mittelalter beschönigen will, ein Zetergeschrei dagegen erheben oder Sarcasmen schleudern. Diese Parthei sieht immer nur, was sie sehen will, und meinethalben mag sie in der Weihe des Meister Ludwig einen Berliner Bund erblicken, das Mittelalter im Preußischen wieder einzuführen. Sehen doch die Dresdener seit zwölf Jahren mit Zittern und Zagen in Tieck Jemanden, der sie, wenn sie sich's am wenigsten versehen, katholisch machen will! — Aber lustig ist, daß auch von der äußersten Spitze der andern Seite der Feier ein Vorwurf gemacht wird, nämlich, daß es eine Art von zweitem Hambacher Feste gewesen. Herr von Raumer erhielt einen anonymen Schmähbrief, der jezt in Abschriften zur großen Belustigung derer, die ihn lesen, herumgeht, aber wohl verdiente, gedruckt zu werden. Er rührt von irgend einem Verrosteten her, dem die Vorstellung einer liberalen Regierung noch empörender ist, als selbst der Republikanismus. Daß Raumer an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg erinnert und dieses Mannes fluchwürdiges Gedächtniß, „der den preußischen Staat an den Rand des Abgrundes gebracht,“ leben lassen (Hardenberg wurde mit Tieck an Einem Tage geboren), empört den unglücklichen Conservativen dermaßen, daß er in heiligem aristokratischem Eifer den Anstand und die Grammatik verläßt, und unter einem Hagel gemeiner Schimpfworte auf Raumer, Hardenberg und die Regierung, den kühnen Saz ausspricht, der Staat werde einmal verschlungen werden, nicht von den gefürchteten Junkern, sondern von Künstlern und Gelehrten. Bieten nicht unsere Börne et caetera schon trefflich unsern Stockjunkern die Hand, wie anderwärts Republikaner und Karlisten? Auf den Brandstätten der Göttinger Universität und des Münchener Museums wäre für sie das neue Rütli. Des Anonymus Brief erinnerte mich an den Seufzer eines Landedelmanns über die Verbesserung der Schulen auf dem Lande. Er mochte sich nicht zufrieden geben, daß die kleinen Barfüßer, welche er zu Ochsenjungen prädestinirt sah, etwas von ihrer vaterländischen Geschichte erfahren sollten. Dieß würde unsere Opposition werden, wenn wir eine Verfassung hätten. Der Anonymus glaubt übrigens, das Tieckfest sey nur von Herrn v. Raumer in der Absicht veranstaltet, um das Andenken des fluchwürdigen Mannes Hardenberg unter Vorschub der Künstler und Dichter wieder zu wecken. — Tieck, dessen Danksagungsschreiben eben im Freimüthigen abgedruckt steht, hätte es vermuthlich nicht geschrieben, wenn er wüßte, daß er nur ein Strohmann war bei dem Feste, das nicht ihm, sondern der aufgehobenen Leibeigenschaft und den säcularisirten Klöstern galt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Juli 1833.

> Der, welcher einsam duldet, duldet schwer,
> Denn Glück und Freude sieht er rings umher;
> Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden,
> Wenn man des Grams Genossen aufgefunden.
>
> Shakespeare.
> König Lear.

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter kam und nahm mich mit inniger Liebe auf, wie immer, ohne Ueberraschung wegen meines unerwarteten Besuchs blicken zu lassen; sie schien mir sagen zu wollen, sie sehe mich stets mit der größten Freude, frage aber nicht darnach, was mich im einzelnen Fall zu ihr führe. Sie hörte mich ruhig erzählen und fragte wenig. Ihr scharfer Blick und ihre Sorglichkeit machten mich aber unruhig; denn ich war fest entschlossen, mich vor Allem vor ihr zu verstellen und Zufriedenheit zu heucheln. Es gibt Schmerzen, von denen man sprechen, für die man sich um Trost umsehen kann; es gibt welche, deren man sich schämt, die man tief im Herzen versteckt, und die über dem Bemühen, sie vor den scharfen Blicken der Unsrigen zu verbergen, immer tiefer fressen. Die Schloßglocke rief die Dienerschaft zum Abendgebet; der gute Geistliche, der mein Jugendführer gewesen, trat herein; mit freudestrahlendem Gesicht kam er auf mich zu, wünschte mir Glück, daß mir meine Geschäfte auswärts wieder erlauben, meine Mutter zu pflegen, und die Freude eines guten Sohns, der die Seinigen wieder sieht, war der Text seiner Rede.

Ich trat auf Dobris wieder in die alte regelmäßige Lebensweise ein, die so weit hinter mir lag. Morgens wurde ich vom Horn des Hirten geweckt, der mit den Ziegen zu Berg fuhr; vor Tisch kam der Pfarrer und machte mit der Mutter eine Parthie Schach; nach Tisch griff die Mutter, wenn sie nicht ausging, zum Spinnrad, jene Waise und Marie brachten gleichfalls die ihrigen herbei, und über dieser urväterlichen Arbeit verflossen mehrere Stunden. Das eintönige Schnurren der Räder, wozwischen nur hin und wieder ein paar Worte fielen, versezte mich in eine ganz andere Welt als Wien, ja fast in ein anderes Jahrhundert. Um sechs Uhr kam der Verwalter, berichtete über das Geschäft des laufenden Tages und holte Instruktion für den folgenden; er fragte mich, wann es mir gefällig sey, seine seitherige Verwaltung zu prüfen; dieß veranlaßte mich, auch an die nächste Zukunft zu denken. Ich wollte mir den Schein geben, als sey ich keineswegs unabsichtlich nach Hause gekommen. Ich hatte in Wien wirklich zuweilen an die Verschönerung des Schlosses gedacht und Plane verfertigen lassen; so machte ich mich denn wenige Tage nach meiner Ankunft ans Werk, brach ab, riß ein und stellte eine Schaar von Handwerkern an. Meine Mutter interessirte sich für mein Bauwesen, sie sprach mit mir viel darüber, und suchte Maaß und Ordnung in das Ganze zu bringen. Diese alten Jugendbeschäftigungen, die Erinnerungen, die sie weckten, dieses Stillleben füllten oft mein Herz mit süßer Wehmuth; der Sturm darin hatte aber noch zu wenig ausgetobt, als

daß eine solche Lebensweise mir jezt schon hätte genügen können. Das erste, was das verwundete Thier thut, ist, daß es in seinen alten Bau flüchtet; auch ich hatte mich mit meinem wunden Herzen unwillkührlich, instinktartig dahin gewendet, wo ich früher Liebe und Schutz genossen. Nachdem ich aber ein paar Monate lang meine Bauten rastlos gefördert, entleideten mir ein paar Hindernisse das ganze Wesen, und ich beschloß, eine Reise nach Italien zu machen. Von jeher hätte ich einmal gerne dieses Land besucht; jezt aber war es nicht sowohl Neugierde, als Unruhe, was mich hintrieb. Ich durchzog das Land von einem Ende zum andern; eine Rolle spielen zu wollen, kam mir jezt nicht mehr in den Sinn; nein, ich war scheu, mißtrauisch geworden, ich floh die Gesellschaft, ein Blick, ein Lächeln, ein halblautes Wort reichte hin, mich zu reizen. Ich fühlte, ich hatte nicht gleichen Anspruch an das Glück dieser Welt, wie andere Menschen, ich vermied es, mit Jemanden in genaueres Verhältniß zu treten, rauschenden Vergnügungen sah ich nur aus der Ferne zu, und nahm ich ja zuweilen Theil daran, so beobachtete ich mich mit Aengstlichkeit und drängte jedes Gefühl des Wohlbehagens zurück, als etwas, das mir nicht gebühre. Rom zog mich an durch seine Trümmer, die Grabesstille und die großen Bilder einer untergegangenen Welt; die Zerstörung ringsum wirkte seltsam sänftigend auf mein Gemüth, denn auch ich sah mich als ein Opfer des Geschicks an. In den schönen Künsten bot sich mir eine meinem Wesen ganz zusagende Beschäftigung dar; ich besuchte die Gallerien, brachte viele Zeit in den Werkstätten der Künstler zu; auch in die Klöster ging ich häufig. Lebendig fühlte ich hier, wie man den Freuden des Lebens entsagen kann, um damit seinen Martern zu entgehen.

Beunruhigende Nachrichten über das Befinden meiner Mutter riefen mich in das Vaterland zurück; ich reiste sogleich ab und traf sie im Ausbruche einer schweren Krankheit. Der Arzt hatte noch gute Hoffnung, sie selbst aber desto weniger; ihr ganzes Wesen war umgewandelt, sie sprach und handelte, als berührte sie alles Irdische nur noch halb und als sollte es bald ganz hinter ihr liegen. Ich merkte bald, daß sie nach mir verlangt hatte, um mit mir über mich selbst ein ernstes Wort zu sprechen, wovor ich bisher eine große Scheu gehabt, und was ich immer hinauszuschieben versucht; jezt, das fühlte ich wohl, war es nicht mehr abzuwenden. Eines Tags hatte sie viel von ihrer Krankheit und ihrer völligen Ergebung in Gottes Rathschlüsse gesprochen, da sagte sie auf einmal, indem sie mich fest ansah: „Und Dich, lieber Sohn, muß ich jezt etwas fragen, womit ich wohl zu lange gewartet habe: sprich, bist Du glücklich?“ Die Frage erschreckte mich so, daß ich nicht antworten konnte. „Antworte mir,“ fuhr sie fort; „ich muß es wissen. Willst Du Dich denn ewig vor Deiner Mutter verschließen?“ — „Sie fragen, ob ich glücklich bin; Sie, Mutter, können mich dieß fragen? Glücklich — nun ja — warum sollte ich es nicht seyn? Habe ich nicht Alles, was man braucht, um glücklich zu seyn in dieser Welt? Ich habe ihre Freuden genossen; mir bleibt nichts zu wünschen.“ — „So hat denn,“ erwiderte sie mit schmerzlichem Ausdruck, „keine Selbstprüfung, keine Betrachtung höherer Art, kein Blick über diese Welt hinaus Dir bis jezt Ersatz gegeben, Trost geboten für Das, was die Vorsehung Dir versagt! Noch nagt der Wurm an Deinem Herzen, Du denkst beständig an das, was Dir mangelt, und läßst außer Acht, was Dir bleibt; armer Sohn!“

Ich antwortete nichts und wir saßen schweigend neben einander. Nach einer Weile nahm sie mich bei der Hand und sprach im rührendsten Tone mütterlicher Zärtlichkeit: „Wende Dich nicht ab, Heinrich, sprich mit mir, laß mich nicht glauben, daß Du es mir zum Vorwurf machst, Dir das Leben geschenkt zu haben, weil es manchmal hart auf Dir lastete. Es kann anders werden, wenn Du nur willst. Oeffne mir Dein Herz, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren, thue es, glaube mir, wir sind beide weniger unglücklich. Sage mir Alles, und glaube nicht etwa, ich verstehe Dich nicht. Gott! meinst Du, das Mutterherz habe nicht auch geblutet, ja gemurrt, ob des gebeugten Stolzes, und sich versündigt durch Mißgunst! Wie konntest Du glauben, ich sey dem fremd geblieben, was in Deinem Innern vorgeht? Sprich! und dann laß uns zu Gott beten, daß sich Dein Herz seinem Willen beuge, wie sich endlich das meinige gebeugt hat.“ Sie zog mich sanft an sich, ihr feuchtes Auge hing mit unendlicher Liebe an mir; auch ich weinte; nie bisher hatte mir das bitterste Gefühl meines Elends eine Thräne entlockt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die englischen Steinkohlengruben.

Wie viel Steinkohlen jährlich in ganz England verbraucht werden, läßt sich schwer, auch nur annähernd angeben. Bei der im Jahr 1829 von der Kammer der Lords angeordneten Untersuchung wurde von Sachverständigen die Consumtion auf 12 Millionen Chaldrons *) geschäzt, ungerechnet den Verbrauch der Eisenwerke, Glashütten und Kalköfen. Genauer weiß man, wie viel Steinkohlen in London verbraucht werden: bevor das Gas allgemein zur Beleuchtung eingeführt wurde, kamen daselbst auf je acht Personen 9 Chaldrons, jezt aber darf man 10 annehmen; die leztere Zahl gibt auf den Kopf 33 Centner jährlich. Diese ungeheure Masse von Kohlen, welche London verzehrt, kommt fast allein aus der Gegend von Newcastle und Sunderland in den Grafschaften

*) Ein Chaldron hält 36 Scheffel oder 2000 Pfund.

Durham und Northumberland. Durch diesen Landstrich, wo die Kohle im Durchschnitt zwölf Fuß mächtig ist, ziehen zwei schiffbare Flüsse, die Tyne und die Wear, und nach diesen beiden Wasserstraßen theilt sich der Kohlenhandel in zwei Distrikte. In beiden zusammen rechnet man 59 offene Kohlengruben, von denen Eisenbahnen an einen der Flüsse oder an beide laufen. Diese Gruben gehören nur wenigen Personen, worunter einige Große des Reichs, sind aber fast durchaus an Gesellschaften verpachtet, die sie auf ihre Gefahr ausbeuten und durchaus nicht immer gute Geschäfte machen, und zwar vornemlich wegen des Schwankens der Preise, der häufigen Einbrüche des Wassers und der Explosionen, wodurch die Maschinen zerstört werden und leider nur zu viele Menschen ums Leben kommen. In einer Grube z. B. beträgt das Wasser, das man beständig auspumpen muß, an Gewicht achtmal mehr als die ausgebeutete Kohle. Gewöhnlich wird der Pacht auf 21 Jahre geschlossen. Die Gruben sind, je nach Beschaffenheit und Lage, zwischen 10 und 150 tausend Pfund Sterling werth, und alle 59 in diesem kleinen Bezirk zusammen gegen 5 Millionen Pfund. Sie ernähren 21,000 Bergleute mit ihren Familien, und 21,000 weitere Menschen finden durch den Vertrieb der Kohlen nach der Hauptstadt ihr Brod. Ein solcher unterirdischer Schatz ist desto herrlicher, als er der Kultur des Bodens lediglich keinen Eintrag thut. Alles Land, das anderswo durch die Forste und die Oelgewächse in Anspruch genommen ist — und dieses Areal beträgt in Frankreich z. B. ein Siebentheil des ganzen Bodens — wird somit für den Getreidebau gewonnen.

Seit etwa vierzig Jahren ist man von den Grundsätzen, welche man früher bei Ausbeutung der Kohlen befolgte, abgekommen. Vor dieser Zeit förderte man zu Newcastle nur vierzig Procent der Kohlenmasse heraus, indem man, um den Einsturz der Decke zu verhüten, sehr starke Pfeiler stehen ließ. Im Jahr 1795 kam man auf den Gedanken, diese Pfeiler dünner zu machen, ja in gewissen Entfernungen sie ganz wegzunehmen. Aber mit dem weitern Raume wurde nicht nur die Gefahr des Einsturzes größer, sondern auch die Explosionen häufiger. Endlich wurde seit dem Jahr 1815 die Davysche Sicherheitslampe allgemein eingeführt. Dieß hatte aber keineswegs, wie man glauben sollte, zur Folge, daß von nun an bedeutend weniger Unglücksfälle vorkamen; alle Zeugen stimmen überein, daß sie gerade so häufig sind wie früher. An der Probehaltigkeit der Lampe zweifelt dabei kein Mensch; es vergeht keine Woche, wo nicht Arbeiter empfindlich gestraft werden, weil sie mit diesem unschätzbaren Instrument leichtsinnig verfahren, und die Eigenthümer bestehen darauf, daß man sich desselben unter allen Umständen bediene. Aber Verachtung der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln und der Kitzel, ohne Noth dem Tode zu trotzen, sind ja gemeine Untugenden des rohen Menschen, und mit nichts in der Welt kann man den Arbeiter abhalten, daß er nicht um jeder Kleinigkeit willen, besonders aber, um etwas besser zu sehen, die Lampe aufmacht. Man kann jezt auch wieder Gruben, oder Theile von Gruben befahren, wohin sich vor Davys schöner Erfindung kein Mensch mehr wagen durfte. Mittelst dieses Werkzeugs, das seinen Dienst nie versagt, steigt man jezt in die gefahrvollsten Tiefen nieder, wo die Luft gewöhnlich so gemischt ist, daß sie bei der geringsten Unvorsichtigkeit explodirt, und so ist denn eine rein philanthropische Erfindung in den Händen der Spekulanten und durch die Störrigkeit der Arbeiter kein Sicherheits-, sondern ein Erwerbsmittel geworden. In neuester Zeit ist man auch auf den Gedanken gekommen, die Kohlenpfeiler durch eiserne Säulen zu ersetzen, welche die mit Holz bekleidete Decke stützen. Auf diese Weise kann man die Kohle bis auf das lezte Stück herausschaffen. Bei alle dem sind aber Einstürze nichts weniger als selten, und durch Einbrüche des Wassers und Explosionen werden viele Arbeiter getödtet oder verstümmelt. Dieß ladet den Kirchspielen und den Unternehmern eine große Last auf; denn sie müssen auf irgend eine Weise für die Wittwen, Waisen und die Verkrüppelten selbst sorgen.

Bei der vom Parlament angeordneten Untersuchung hat es sich gezeigt, wie fehlerhaft die Methode ist, die Steinkohlen, wie Holz, Getreide u. dgl., nach hohlen Maaßen, und nicht nach dem Gewicht zu verkaufen und zu besteuern. Man hat gefunden, daß eine Kubikyard solider Kohle, welche dem fünffachen Gehalt eines Hohlmaaßes, Voll genannt, gleichkommt, dieses selbe Maaß sieben ein halb mal füllt, wenn man die Kohle in gewöhnliche Stücke zerbricht, und neunmal, wenn man sie noch mehr verkleinert. Im Detailhandel finden also die Verkäufer ihren Vortheil dabei, wenn sie die Kohle möglichst zerbröckeln, wodurch sehr viel zu Grunde geht, und der Rest sogar an Brauchbarkeit verliert.

Die Consumtion der Kohle hat in England in einem Verhältnisse zugenommen, welches der Zukunft mit Besorgniß gedenken ließ. Man hat indessen berechnet, daß jener Landstrich der Grafschaften Durham und Northumberland 837 englische Quadratmeilen Kohle enthält, die im Durchschnitt zwölf Fuß mächtig ist, und daß nur 125 Quadratmeilen ausgebeutet sind. Dauert also die Nachfrage in dem bisherigen Verhältniß fort, so sind in diesem einzigen Distrikt noch Kohlen auf 1728 Jahre vorhanden, und es ist bekannt, daß sich in andern Grafschaften von England und Schottland Kohlengruben befinden, die so reich und weniger ausgebeutet sind, als die von Newcastle. England hat seinen ungeheuern Reichthum keineswegs allein dem Fleiß und der Intelligenz seiner Bewohner zu danken, sondern vor Allem drei

natürlichen, eigenthümlichen Vorzügen: einmal der leichten Kommunikation im Innern des Landes, ferner seinem Ueberfluß an Salz-, Zinn-, vorzüglich aber Eisenwerken, und endlich der überschwenglichen Menge des besten Brennmaterials, das es geben kann. Das erste Moment ist seiner Natur nach unveränderlich, und die beiden andern Quellen können immerhin, zum Troste der Engländer und Aller, die sich für sie interessiren, sey es gesagt, noch zwei- bis dreitausend Jahre fließen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Mitte Juli.

Eröffnung des Rhein- und Rhonekanals. Städtisches.

Den 11. Juli hatte für Straßburg die eigentliche Einweihung und Eröffnung des Rhein- und Rhonekanals statt. Das erste Straßburger Schiff kam von Mühlhausen herab, mit Waaren reich beladen. Ein freudiges Fest bereitete sich, dasselbe zu empfangen. Morgens früh liefen zwei große Rheinschiffe, mit Bändern, Kränzen, Wappen und dreifarbigen Fahnen geschmückt, in die Ill aus. Der General der fünften Division, der Präfekt, der Maire, der Munizipalrath, das Handelsgericht, die Oberoffiziere der Nationalgarde und eine Menge Offiziere. Nationalgarden und Bürger hatten sich auf denselben gesammelt. Die Musik der Artillerie spielte Vaterlandslieder. Um die beiden großen Fahrzeuge schwärmte eine bedeutende Anzahl kleiner Nachen, mit Bürgern und Nationalgarden beladen, welche Petarden und Pistolen abbrannten. Endlich zeigte sich das Kanalschiff, ebenfalls reich mit Kränzen geschmückt und einer ungeheuer großen, weithinflatternden Fahne, mit Wappenschildern und der Inschrift: liberté. Klingende Musik und lauter Jubel empfing die Schiffer. Der Kommandant des Artilleriebataillons der Nationalgarde begrüßte sie als freudige Boten, die eine neue Aera des Straßburger Handels eröffneten, die Süden und Norden brüderlich verbinden; er drückte lebhaft den Wunsch aus, sein ursprünglicher Name, Napoleonskanal, den die Restauration durch denjenigen: Kanal Monsieur, verdrängt hatte, möchte ihm wieder werden. Als geistvolles Sinnbild der Vereinigung der beiden großen Ströme, ließ der Schiffspatron in funkelnden Krystallkelchen feurigen Rhonewein unter den Festesgästen kreisen, während diese edeln Rheinwein in dunkelgrünen Römern herumgaben. Damit aber auch Straßburg würdig vorgestellt würde, ließ man kräftiges Lagerbier in großen Gläsern schäumen. Trinksprüche und Jubelruf flogen von Mund zu Munde, und das Ganze erinnerte an jene gemüthlichen Volksfeste vergangener Zeiten, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert, wie bei der Ankunft der wackern Zürcher mit dem warmen Hirsebrei, so oft die alte gastliche Reichsstadt bewegten. Die Erinnerung an jene Tage der reinen Bürgerfreude und Volksthümlichkeit steigt oft um so wehmüthiger in manchen Herzen auf, da in unserer Zeit die Volksfeierlichkeiten ihre Eigenthümlichkeit und ihren wahren Charakter völlig verloren haben; denn bei unsern politischen Festen, wo die Autoritäten sich und ihre Häuser offiziell schmücken, in Staatstracht amtliche Reden halten, wo man dem Volke mit einigen hundert Broden und Würsten den Enthusiasmus zuwirft, ist doch wahrlich weder wahre Begeisterung, noch volksthümlicher Sinn. Dieser geht ganz aus dem Innern hervor und wurzelt im tiefsten Volksleben, in Sprache, Sitte, Gewohnheit, Lieblingsideen, und hängt nicht von politischer Begrenzung ab. — Die kleine Flotte stach gegen zehn Uhr wieder in den hohen Fluß und traf unter Begleitung einer Menge von Zuschauern, welche sich an beiden Gestaden der Ill hindrängten, wohlbehalten am Kaufhause an.

Wir hatten dieses Frühjahr wieder, bis Ende Juni, nur deutsches Theater; die jetzige sehr gute französische Truppe, meist aus Pariser Schauspielern bestehend, ist nur vorüberziehend, wird aber bald durch eine bleibende ersezt werden. Dlle. Mars und Armand sind nun noch dazugekommen und wollen den Liebhabern der französischen haute Comédie einige genußreiche Abende machen. Außer den großen Opern, W. Tell, Robert der Teufel, Fra Diavolo, Moses ꝛc., die uns die deutsche Gesellschaft gegeben, sahen wir auch Z. Werners Drama, Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Die Darstellung dieses Stücks, dessen Wahl jedenfalls nur höchst unglücklich zu nennen ist, war für unser Straßburger Publikum etwas ganz Neues und Außerordentliches, und machte einen besondern Eindruck. Das Theater war fast überfüllt, aber mit seltsam gemischten Zuschauern: die Logen voll beau monde, die andern Pläze bunt durch einander mit Offizieren, Studenten, Pastoren, Bürgern, alten Weibern besezt. Man sah es mehr als einem Gesichte an den gaffenden Augen, „zwischen Trug und Wahrheit schwebend,“ recht deutlich an, daß es das erstemal das Theater betrete, und nur, um den großen Reformator leibhaftig zu sehen. Rauschender Beifall begleitete einige Krafttiraden. Der Direktion ist es übrigens zu danken, daß sie die widrig mystischen Karfunkel und Hyazinthen-Spielereien etwas beschnitten, die auf der Scene einen noch abschreckendern Eindruck machen mußten, als bei der Lectüre.

Das Lokal unserer **Bibliothek**, welche durch den Ankauf eines bedeutenden Theils der großen Haffnerschen an Werth und Ausdehnung viel gewonnen, wird nun endlich auch erweitert. Die Stadt hat die Gelder dazu geschossen, wogegen aber die Bibliothek an die Fabrik des Münsters ihre alten Glasmalereien abtreten muß, welche aus unsern Klöstern nach der Revolution gesammelt wurden. Hoffentlich wird nun das einzige weiße Fenster hinter dem Chor im Münster, für den Fremden, wie für den Einheimischen bisher immer ein störender Anblick, bald verschwinden.

Klebers Denkmal soll auch vollendet werden, sobald über den Werth des durch Concurs entschiedenen Modells wird bestimmt seyn. Es ist noch ungewiß, ob es seine vor einigen Jahren schon festgesezte Stelle auf dem Theaterplaz, dem Zeughaus gegenüber, einnehmen wird. Auf keinen Fall aber wird es ins Münster kommen, wohin es die Restauration stellen wollte.

Die Aufgrabungen **römischer Alterthümer** werden in unserm Elsaß jeden Tag eifriger betrieben und durch schöne Früchte belohnt. Ein Arzt in Oberbronn (beim Bad Niederbronn) hat vor Kurzem eine Menge Grabmäler, Urnen, Münzen und Merkuriusbilder entdeckt und läßt immer noch fortgraben. Ein weites Lager scheint sich von dieser Seite des Gebirgs bis fast zwei Stunden in die Ebene hinein erstreckt zu haben. In der Umgegend wurden schon analoge Entdeckungen gemacht. Der Arzt hat eine genauere Beschreibung und Erklärung seiner Entdeckungen versprochen. — Prof. **Schweighäusers** Werk mit seinen kühnen Hypothesen über eine ursprüngliche Civilisation im Rheinthal und deren Bewegung von Westen nach Osten hat, wie man sagt, seitdem bedeutende Modifikationen erhalten. Eine vorläufige Abhandlung über Alterthümer, welche in Bergzabern entdeckt worden sind, wird nächstens mit Abbildungen, als Programm der größern Schrift, erscheinen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juli 1833.

Als hätte die Natur im Wilden
Mit Liebe länger hier verweilt,
So ganz hat diesen Lustgefilden
Sich ihre Schönheit mitgetheilt.

Thümmel.

Ein Ausflug in's Salzburgische.

Von W. Alexis.

Zweiter Brief.

Durch Schluchten und Gebirge, so schön, daß die Post, die allwöchentlich einmal von Ischel dahin geht, des Nachts fährt — denn bei Tage hielte es der Reisende für eine Versündigung, so schnell darüber hinzufliegen — geht der Weg nach Salzburg. Wird es schon so schwer, mit Worten, mit der Feder auf Papier nur eine Ahnung von der Lieblichkeit und Größe des Salzkammergutes zu geben, wer unternimmt, Salzburg zu schildern! Ich hüte mich auch wohl, und führe nur den Leser mit mir von dem trefflichen, ächt patriarchalischen Wirthshaus zum rothen Ochsen über die lange Salzachbrücke in die moderne, halb schon italienische Stadt und dann hinauf den sauren Weg zur Citadelle. Hier übergebe ich ihn dem militärischen Cicerone, der ihm Alles erklärt, was er sieht; ich weiß aber nicht, ob es dadurch gewinnt. Besser aber, er geht in das Panorama des Herrn Sattler, der Salzburg viel besser gemalt hat — und von der Citadelle herab — als ich es beschreiben kann. Wenn er den rechten Cicerone trifft, wird der ihm mit sehr bedenklichem Gesichte alle die wahrhaftigen Geschichten vom Untersberge, dem hochberühmten Spuk- und Geisterberge, erzählen, der nur das Unglück hat, daß keine so bestimmte historische Person als Kaiser Barbarossa in ihm eingeschlossen sitzt, vielmehr ein solches Geschlinge von Geistern der Vergangenheit und Zukunft, daß selbst Dichter, die doch sonst dunkle Sagen den hellen vorziehen, um von ihrem Lichte dazuzuthun, hier in Verlegenheit gerathen, was damit anzufangen sey. Gewiß ist, daß mehr als ein Geist im Berge sitzt, ein Heerführer, ob König oder Kaiser, darüber streiten sich die Salzburger Gelehrten, mit einem großen Heere von Trabanten. Ihre Wirthschaft soll nicht ganz so traurig seyn, als die im Kyffhäuser, zumal da Alle auf eine Auferstehung und ein neues glänzendes Reich auf dieser Erde hoffen. Ob dieß aber eine Monarchie oder eine Republik seyn wird, wußte mir der österreichische Corporal nicht zu sagen. Mit größter Wahrscheinlichkeit wird indeß wohl das Treiben im Untersberge auf die St. Simonisten bezogen. Es ist nicht räthlich, wenn ein Salzburger dir davon erzählt, daran zu zweifeln; denn wenn er auch sonst sehr aufgeklärt ist und allen Aberglauben verachtet, mit den Geistern im Untersberge hat's seine Richtigkeit. „Die werden mal wieder heut Nacht gewirthschaftet haben,“ sagte mir mit pfiffigem Blick am Montag Morgen der Schustersbursch, mit dem ich eine Strecke Wegs ging, und es war der pfiffigste Schuster, den ich je auf der Landstraße getroffen.

Zu einem Spaziergange lade ich meinen Leser ein. Und wäre er die Apathie selbst, wo es Naturschönheiten

zu bewundern gibt, auf dem Wege nach Hellbrunn besinnt er sich eines andern. Es war wieder Sonntag — oder irre ich mich? vielleicht ist in diesem Lande alle Tage Sonntag — und die Julisonne glühte über dem Thale von Salzburg und der Stadt Salzburg und der Citadelle von Salzburg, und es hätte unmöglich so schön seyn können, als es draußen war, denn in den Straßen der Stadt war es zum Umsinken, wenn nicht aus den Schluchten der Schneeberge, da wo die Salzach herkommt, ein kühler Wind geweht hätte. Nun war Luft, Himmel, Erde paradiesisch, es glänzte der Aether, die Baumwipfel, die Wiesen, die Schneeberge, wo sie vorblickten, und die Gesichter der Menschen, alles ein Glanz der Freude und Sonntagslust. Es war ein Tag der Naturandacht, aber einer, die schon ihre Erlösung gefunden. Ich würde mich umsonst abmühen, diesen Spaziergang dir zu beschreiben, wie die ungeheuren Ulmen und Buchen zu beiden Seiten der Straße ein kostbar dunkles, undurchdringliches Dach über dir wölben, wie links und rechts weite Wiesen, voller Blumen, Saft, Duft, Wasser den Sonnenstrahl auffangen, wie hinter dieser gesegneten Pläne links der Untersberg, rechts die violetten Höhenzüge die Aussicht begrenzen, hinter dir die majestätische Citadelle, vor dir die grünen Hügel, welche noch das Hauptpanorama der Salzburger Gebirge wie ein schöner Vorhang die noch schönere Dekoration dir verbergen. Alles das sagt nichts; schwarze Dinte und Druckerschwärze kann einmal das Grün der Alpennatur nicht wieder geben, selbst nicht Dinte aus Tiecks Dintenfaß; auch das weiße Papier repräsentirt nicht, was ein Schneeberg, vorguckend aus einer grünen Berglandschaft, spricht, und wie er winkt und grüßt. Aber die Menschen könnte ich beschreiben, die mit mir hinaus nach Hellbrunn wandern und die mir entgegen kommen. Jene wollen wir dort in Augenschein nehmen, diese sind — Tyroler; ächte Tyroler Schenkel, Backen, Hosen, Hüte, Strümpfe, Gurte, Stiefeln. Nicht Raritäten und Raritätenkrämer, wie wir sie auf unsern Brettern als Natursänger bewundern sollen, noch mit Bändern und Decken über dem Arm auf unsern Gassen; sondern es sind wirkliche tägliche Naturprodukte des Landes. Dieses Gebirgsland mit seinen treuherzig kräftigen Gesichtern, mit seiner malerischen Tracht hat hier begonnen, und die seidnen Damenkleider und französischen Fracks der Stadtbewohner amalgamiren sich, ohne daß es auffällt, mit der uralten romantischen Bergtracht.

Hellbrunn ist ein Vergnügungsort der eleganten, oder vielmehr der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt. Es ist ein Bergpark, ein ehemaliges bischöfliches Lustschloß, mit allen den Gärtner- und Bildhauerkünsten, mit Grotten, Nymphen, Göttern, und was sonst einen Schloßpark aus dem vorigen Jahrhundert auszeichnet; was aber wollen alle Künste gegen das, was hier die Natur gethan! Ich entsinne mich jezt, es war ein Festtag und die Wasserkünste sprangen, und darum war ein Theil von Salzburg draußen und trank Bier und Kaffee und freute sich. Welch ganz andere Freude als die der Wiener! welch ein ganz anderes Geschlecht! Wo waren geblieben die breiten, üppigen Gesichter mit den schelmisch brennenden Augen, diese Körper von venetianischer Fülle! — Was ich heute Morgen schon in der Kirche sah, fand ich hier wieder, ein zartes, feines Geschlecht, schmächtige Gestalten, ovale, edle Gesichter; sehr schöne Frauen, aber mehr Züchtigkeit als Ueppigkeit im Blick, im Ausdruck der Formen. Als hätte herüber geweht von den Eispiks eine sittliche Verklärung, mildernd die Gluth, die starre Kraft auflösend, die ringsum in diesen südlichen Strichen herrscht. Nichts von dem gutmüthigen Leichtsinn der Wienerinnen, nichts von der übersprudelnden Kraft und Keckheit der Tyrolerinnen, nichts von der zusammengedrängten Kraft der hochgewachsenen, stolz blickenden Bayerinnen, noch viel weniger von der süßen, weichen Fülle der Schwäbinnen. Dieß schöne, sanfte, ernste, milde Geschlecht kam dem Nordländer wie verwandt vor, mehr wenigstens als alle die genannten. Es war etwas von nordischem Hauch darin; aber der Ernst war kein puritanischer, kein protestantischer; es war eine katholische Devotion, eine süße Beschaulichkeit, die den Grundtypus aller dieser Gesichter ausmachte. Es that mir leid, daß ich weder Zeit, noch Gelegenheit hatte, den Charakter der Salzburgerinnen durch Zutritt in ihren Familienkreisen näher kennen zu lernen. Was ich bruchstücksweise von ihrer Sprache hörte, stimmte zu meiner Vorstellung. Doch bemerke ich im Voraus, daß dieß nur von den Stadtbewohnern und denen der nächsten Umgegend gilt; auf dem eigentlichen Lande schien es so ländlich, üppig und sittlich getrieben zu werden, wie irgendwo in einem fetten Alpenlande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schloss Dobris.

(Fortsetzung.)

„Vor Allem,“ fuhr meine Mutter fort, „muß ich mich selbst eines Fehlers anklagen: ich hätte Dir einen Fingerzeig geben sollen, was Deiner in der Welt wartete. Ich ließ Dich ungewarnt ziehen; ich überließ es dieser Welt, Dir herbe Lehren zu ertheilen. Man redete mir diese Handlungsweise ein, ich fürchtete überdieß, Dir wehe zu thun, kurz, ich war schwach. Aber ich begleitete Dich in die Ferne, ich beobachtete Dich, ohne daß Du es wußtest, noch ahnetest, ich wußte besser, was Dir Alles

begegnete, als Du glaubst. Ja, lieber Sohn, wir haben einander nicht viel zu sagen. Wirf jezt einen ernsten Blick vorwärts, in die Zukunft, laß alte Schmerzen hinter Dir liegen und baue Dir ein neues Leben. Ich danke Gott, daß wir uns endlich einmal ohne Rückhalt aussprechen können; nur deßhalb habe ich Deine Rückkehr beschleunigt, denn es drängte mich, die Wand niederzuwerfen, die uns trennte.“

Eine solche Sprache war mir ungewohnt; ich sezte zwar in die Liebe meiner Mutter nicht den mindesten Zweifel, so wenig sie mich auch durch Liebkosungen verwöhnt hatte; aber von der grenzenlosen Muttertreue, die mich, mir unbewußt, bewachte, die schweigend mit mir litt und mich so gerne schadlos gehalten hätte für Alles, was mir die Welt weigerte, davon hatte ich keine Ahnung gehabt. Unendlich fühlte ich mich erleichtert, als ich ihr mein Herz ausgeschüttet hatte. Sie lehrte mich, das Leben aus einem höhern Gesichtspunkt ansehen, als ich bisher gewöhnt gewesen war, und in jenen Augenblicken vergaß ich den finstern Gedanken meines ganzen Lebens.

Meine Mutter war eine Frau von großer Seelenstärke, und ihr Geist litt nichts unter ihrer jetzigen Körperschwäche. — „Man soll sich,“ sagte sie, „nie so entmuthigen lassen, daß man über dem, was man vermißt, das aus dem Auge verliert, was einem bleibt. Wenn man sich als unabhängiger Mann mit großem Vermögen in einem schönen Wirkungskreise frei bewegen und der Wohlthäter seiner Umgebung seyn kann — das sind Vorzüge, die für Manches schadlos halten, zumal wenn man das Leben von der Schattenseite hat kennen lernen und sich die gemachten Erfahrungen zu Nutze machen mag. Im zwanzigsten Jahr wollte ich dich bei mir behalten, ich hatte einen ganzen Lebensplan für dich entworfen; ein halber Tag, den du in Gesellschaft eines Fremden zugebracht, riß das Gebäude der Mutterliebe nieder, und allerdings konnte ich es nicht anders erwarten. Ich verlangte wohl damals zu viel, denn ernst, sehr ernst war das Leben, das ich für dich eingerichtet; aber jezt thut sich eine neue Laufbahn vor dir auf; betritt sie, Heinrich, betritt sie mit Muth!“

Sie sehen, lieber Herr und Freund, ich verweile lange bei diesem Abschnitt meines Lebens; ist es doch der einzige, auf den ich mit süßem Gefühle zurückblicke, denn nur während der langen Krankheit meiner Mutter war ich glücklich. Seit meiner Rückkehr von Rom genoß ich jedes Augenblicks, den sie mir schenken konnte; ich schlürfte bis zum Ende den Becher der Liebe, den sie, den nur sie mir gereicht hat. Wenn mir die Leiden der Mutter so wehe um's Herz machten, fand ich Trost in dem Gedanken, daß ich that, was in meinen Kräften stand, sie zu erleichtern; war sie ruhiger, so sprachen wir, ich las ihr vor, wir beteten miteinander. Die Welt und alle ihre Schmerzen waren mir verschwunden, ich hätte mich geschämt, ihrer zu gedenken. Wie manche Stunde brachte ich am Bett der Mutter zu und freute mich der Ruhe, der sie von Gottes Güte genoß. Wie theuer ist mir das Andenken dieser Stunden! Sie fühlte, daß sie mir wohlthat, und dankte der Vorsehung dafür, daß sie ihren Leiden kein schnelles Ende machte; sie steigerten sich auf eine bange Höhe, aber ihr Geist blieb immer ruhig. „Je näher der große Augenblick rückt,“ sprach sie, „desto ruhiger werde ich über den Punkt, der mir so schwere Sorge gemacht hat. Heinrich, wie armselig erscheinen ein paar Kränkungen der Eigenliebe, wenn man im Begriffe steht, ihm Rechenschaft abzulegen, der unserer Schmerzen nicht vergißt, ihm, der uns durch diese Prüfung zu sich geführt und uns gelehrt hat, daß die Freuden dieser Welt des Lebens Zweck nicht sind!“

Der Schimmer meiner Lampe erblindet vor dem Tageslicht; die ganze Nacht durch habe ich an diesem Briefe geschrieben. Als ich zur Feder griff, meinte ich nicht, daß er so lange werden sollte; aber je mehr ich schrieb, desto dringender fühlte ich das Bedürfniß, Ihnen mein Herz zu öffnen, und ich habe vielleicht dieses Bedürfniß über die Gebühr befriedigt, wenigstens nimmt das lange Gerede über mich selbst Ihre ganze Nachsicht in Anspruch. Was ich Ihnen hier gesagt, weiß keine Menschenseele; ich habe Sie einen so tiefen Blick in mein Leben und Seyn werfen lassen, habe alle die kleinsten Falten meines Gemüths so offen gelegt, daß mir der Gedanke, Sie lesen diese Zeilen recht weit von hier, ordentlich ein Trost ist. Ob wohl der Zufall, dessen Spiel ich die Bekanntschaft mit Ihnen verdanke, uns je wieder zusammenführt?

Dienstag Abends.

„Sie reisen morgen ab; in ein paar Stunden herrscht die alte Stille in diesem Hause. Ich habe dem Vorigen nichts beizufügen; Sie denken sich wohl alles Weitere von selbst. Nachdem meine Mutter mir Lebewohl gesagt, gab ich mir selbst das heilige Wort, ihren Weisungen zu folgen. Warum habe ich es nicht gethan? Gott ist mein Zeuge, es ist keine Bitterkeit gegen die Menschen mehr in meinem Herzen; es machte mir Freude, als ich hörte, Julie sey glücklich, sey verheirathet, und ich dankte dem Himmel, daß er ihr und mir den Jammer erspart, der unser Loos hätte seyn müssen, wären gewisse Träume in Erfüllung gegangen. — Ich überlese, was ich geschrieben, und muß lächeln, was für armselige Umstände so mächtigen Einfluß auf meine Existenz geübt, und ich schäme mich darob, wie hoch ich die Dinge dieser Welt aufgenommen. Und doch ist mein Leben so gar nicht so, wie meine Mutter es sich dachte. Fehlt es mir an Kraft dazu oder an einem Freunde, der mein Führer wird? Die Zeit der Jugendbethörung

liegt hinter mir, oft habe ich mir vorgesagt, ich sey geheilt, und doch — Sie selbst haben meine Lebensweise kennen lernen, Sie wissen, auf welche Art ich Sie empfangen habe, wie ich endlich vor Sie getreten bin. Die Schwachheiten, die ich noch tief in meinem Herzen fühle, sollen Ihnen kein Geheimniß bleiben."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Blumenausstellung.

Wir haben hier den schönsten Frühling gehabt, dessen man sich erinnert, denn oft hat der Maimonat hier fast nichts Liebliches, als den Namen; dießmal rechtfertigte er seinen Namen vollkommen. Bei so schönem Wetter sollte man kaum glauben, daß es Menschen geben könne, die sich dazu verstehen, sich Abends in einem der zwölf bis fünfzehn Schauspielsäle einzusperren, anstatt auf den öffentlichen Spaziergängen und in den Lustgärten der kühlen Abendluft zu genießen; allein bei den Parisern will der lebhafte Geist beschäftigt seyn, und bei Manchen von ihnen ist das Besuchen der Schauspiele zur Gewohnheit, ja zur andern Natur geworden. Erst seit wenigen Jahren hat man angefangen, im Frühjahr eine öffentliche Ausstellung von Blumen und Pflanzen zu veranstalten. Es hat sich eine Gesellschaft zur Beförderung des Gartenbaues gebildet, deren Sekretär, Soulange Bodin, Besitzer einer großen Gartenanlage und Baumpflanzung in der Gegend von Versailles ist. Sie gibt auch eine Zeitschrift über Gartenkunde heraus, die jedoch keinen großen Absatz zu haben scheint. Was sollen die Pariser mit Aufsätzen über Gartenkunde anfangen, sie, die höchstens einige Blumen in einem Kasten vor dem Fenster aufziehen und ihre Blumensammlung meistens vom Blumenmarkte holen? Von praktischem Nutzen kann die Zeitschrift und überhaupt das ganze Bemühen der Gesellschaft nur den Blumisten seyn, die in den Vorstädten von Paris ihre Gärten haben und auch außerhalb der Stadt Baumpflanzungen unterhalten. Es kann in und um Paris manche Blumenkenner und Liebhaber geben; allein ihre Zahl scheint geringe zu seyn, und nur bei den eigentlichen Professionisten findet man beträchtliche Blumensammlungen, z. B. bei Vibras, welcher einige hundert Abarten von Rosen in seinem Katalog anführt. Einige Dörfer um Paris beschäftigen sich mit Blumenziehen, aber blos aus merkantilischen Absichten. So hat das Dorf Fontenay-aux-Roses seinen Beinamen von den Rosenfeldern, die es umgeben und welche den Parfümisten in Paris bedeutende Ladungen von Rosenblättern zum Verfertigen des Rosenwassers liefern. Diesen Bauern ist es nicht um schöne, sondern nur um viele Blumen zu thun, und sie ziehen die gemeinste Art von Rosen, weil sie den besten Absatz hat. Die von der Gesellschaft des Gartenbaus veranstaltete öffentliche Ausstellung von Blumen und Pflanzen gilt daher eigentlich nur den Blumisten von Profession, und diese betrachten die Ausstellung wie einen Markt; einige gebrauchen daher die weise Vorsicht, neben dem Namen der Pflanzen die Preise beizusetzen, damit die Zuschauer sogleich wissen, was die Pflanze kostet. Zu solch einer Ausstellung ist Paris gar nicht der geeignete Ort; zwar kann man hier ebensoviel zusammenbringen, als irgend anderswo, allein nicht die Liebhaberei, sondern der Handel bewirkt diese Vereinigung. Man spreche von Gemälden, Zeichnungen, man veranstalte eine öffentliche Ausstellung derselben; alsbald werden sich Hunderte von Liebhabern mit sehr hübschen Arbeiten einfinden, deren manche den Vergleich mit denen der Künstler aushalten können; wenn aber von einer Blumenausstellung die Rede ist, so überläßt man die Sache den Gärtnern. Von der lezten Pflanzenausstellung läßt sich daher auch bei weitem nicht so viel Löbliches sagen, als von der Kunstausstellung im Louvre; indessen bemerkte man doch mit Vergnügen eine Menge tropischer Pflanzen, welche mit Hülfe des Treibhauses an den Ufern der Seine so gut fortkommen, als nur immer möglich ist. Einige Fächerpalmen von etwas zwergartigem Aussehen waren ausgestellt; die grössern hatte man vielleicht nicht vom Flecke rücken können. Auch fehlte es nicht an schönen Granaten- und Citronenbäumen, die aber ebenfalls klein und niedrig waren; im Pflanzengarten sieht man sie schöner. Manche seltene Pflanzen, die man hier ausgestellt sah, werden vielleicht in Zeit von zwanzig Jahren sehr gemein seyn. So ist es mit den Hortensias ergangen, die man zu Anfang dieses Jahrhunderts als eine seltene Blume nur bei den Reichen in Paris antraf. Jezt sind sie um eine Kleinigkeit feil und die Reichen verschmähen sie in ihren Gemächern. Dieß ist das Schicksal einer Menge ausländischer Blumen gewesen. Den Tulpen und Anemonen ist es ehemals auch so gegangen. Außer den natürlichen Blumen und Früchten hatte man künstliche ausgestellt. Früchte ahmt man schon lange in Wachs nach; doch ist das Bemahlen derselben in der lezten Zeit vervollkommnet worden. Das Poussiren der Blumen in Wachs war früher unbedeutend im Vergleich mit der Vollkommenheit, die man jezt diesen Nachahmungen zu geben weiß. Es ist dieß eine angenehme Beschäftigung für Frauenzimmer, und es wird hier von einigen Damen Unterricht in dieser Kunst gegeben. Manche seltene Blumen werden dadurch mit aller ihrer Farbenpracht und in ihren sonderbaren Gestalten auf das Täuschendste dargestellt. Diese Arbeit ist aber langwierig und erfordert viele Aufmerksamkeit und Geduld, weßhalb die Produkte derselben auch theuer zu stehen kommen. Ein solcher Blumenstrauß war unter Glas bei der Ausstellung zu schauen und zu 350 Franken angeschlagen. Dafür kann sich eine Familie das ganze Jahr hindurch mit frischen Blumen versehen und hat noch den Wohlgeruch obendrein. Auch war allerlei niedlich gearbeitete Gärtnergeräthschaft ausgestellt; wohl nur für Pariser, denn auf dem Lande bedürfen Gärtner dieser Eleganz nicht; ferner sauber und elegant gearbeitete Stühle, Tische, Kanape's, Vogelbauer u. s. w.; diese Arbeit wird in Paris sehr schön gemacht, und fast alle Reiche haben in den Parks ihrer Landhäuser dergleichen zum Gebrauche dastehen. Wenn ich vorher sagte, daß es in Paris an großen Blumenliebhabern fehlt, so verdient wenigstens eine Ausnahme davon hier eine rühmliche Erwähnung. Herr Boursault nämlich besizt sehr schöne Treibhäuser mit den seltensten Pflanzen, und wenn man die Treibhäuser des königlichen Pflanzengartens abrechnet, so gibt es keine schönern in Paris. Sein Garten liegt in einer nach dem Montmartreberge und der Vorstadt dieses Namens liegenden Straße, und man hat von da eine reizende Aussicht auf die Stadt. In seinem schönen Hause befindet sich eine vortreffliche Gemäldesammlung, und so bieten hier Kunst und Natur zumal ihre Schätze dar. Aber alle diese Herrlichkeit wird in Kurzem zerstreut werden. Die Treibhäuser sind bereits zum Verkaufe angeboten, und später wird die Reihe des Verkaufens an die Gemäldegallerie kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juli 1833.

Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!

Uhland.

Der Postillon.

Von N. Lenau.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen,
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Zagend nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten so wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Feld und Wald im raschen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Frühlingsglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den flücht'gen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jezt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
„Mag's euch nicht gefährden!
„Drüben liegt mein Kamerad
„In der kühlen Erden!“

„War ein herzlieber Gesell,
„Herr, 's ist ewig Schade;
„Keiner blies das Horn so hell
„Wie mein Kamerade."

„Hier ich immer halten muß,
„Dem dort unter'm Rasen
„Zum getreuen Brudergruß
„Sein Leiblied zu blasen."

Und dem Friedhof blies er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Wieder ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel,
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Schloss Dobris.

(Beschluß.)

„Vater!" rief Sophie, als ich ihr das Obige vorgelesen hatte; „wir müssen ihn wieder sehen! nicht wahr, wir verlassen ihn nicht? Ach wie gerne möchte ich etwas für ihn thun! Wir besuchen ihn, oder besser, wir laden ihn zu uns ein; er kommt vielleicht, wenn wir ihm versprechen, daß wir unter uns sind, daß er ganz sein eigener Herr seyn solle. Du schreibst ihm morgen, nicht wahr?" Tags darauf las ich meiner Tochter folgenden Brief vor:

„Herr Baron, Ihr gütiges, interessantes Schreiben, mit dem Sie mir die größte Freude gemacht haben, gereichte mir insofern zu großer Beruhigung, als ich daraus ersah, daß Ihre Menschenscheu keine andere Quelle hat, als schmerzliche Jugenderinnerungen und Vorstellungen, welche, wie Sie wohl selbst fühlen, eben in Ihrer Abgeschiedenheit ihre vornehmste Nahrung finden. Tief rührt uns das Vertrauen, das Sie mir und meiner Tochter schenken; wie soll ich es erwidern? am besten, denke ich wohl, wenn ich mich gleich offen gegen einen Mann ausspreche, den ich zu sehr achte, an dessen Schicksal ich zu viel wahren Antheil nehme, als daß ich mich nicht, so viel an mir ist, bestreben sollte, etwas für ihn zu thun. Es gibt eine Zeit im Leben, wo einem nur äußere Vorzüge Geltung in der Welt verschaffen mögen; aber bald löst sie eine andere ab, wo Geistesbildung, Charakter, solide Eigenschaften ihre Rechte geltend machen. Wehe dem Mann, der sich des Glanzes seiner jungen Jahre zu oft und zu lebhaft erinnert! wehe dem, der im vierzigsten Jahre schmerzlich zurückblickt auf die Siege, die sein Aeußeres davongetragen! Wie schrecklich übermannt einen solchen Menschen das Gefühl seiner Leerheit, wenn einmal die unausbleiblichen Demüthigungen der Eigenliebe an die Reihe kommen! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Dinge sage, die Sie so gut wissen, wie ich, Dinge, die Sie überdieß aus einem beredtern Munde vernommen haben, als der meinige, und aus einem Herzen, das Ihnen so nahe stand. Sie haben, bester Herr und Freund, Ihrer Mutter gegenüber eine heilige Verpflichtung auf sich genommen; diese einzige Schuld haben Sie ihr noch abzutragen. Es wird Ihnen, sollte ich meinen, dazu weder an Lust, noch an Kraft fehlen. Sie haben lediglich kein Motiv, bei Ihrer bisherigen Lebensweise zu verharren, als weil es schon so lange her ist, daß Sie dieselbe angenommen haben. Je länger Sie aber warten, desto schwerer wird es Ihnen fallen, sich loszureißen."

„Kommen Sie auf ein paar Tage zu uns; dieser Beweis von Freundschaft würde mir und meiner Tochter die größte Freude machen. Wir bekommen nur wenige Besuche, lauter gesezte Leute, und Sie gewöhnen sich so allmählich an die Gesellschaft. Verzeihen Sie mir eine Bemerkung: man wird gar nicht mehr an Ihr Aeußeres denken, sobald man sieht, daß Sie nicht daran denken. Als Landwirth habe ich mit Ihnen Manches über die Art zu verhandeln, wie Sie mit Ihren Gütern verfahren; auch an Vorschlägen zu Reparaturen an den Gebäuden wird es nicht fehlen. Ich habe mir, wenn ich zu Dobris mit dem Arm in der Schlinge herumschlenderte, Alles recht genau besehen. Auch in meinen und meiner Tochter Zimmern müßte Allerlei verändert werden; denn wir werden nicht ermangeln, Sie zu besuchen, wenn Sie erst Ihre Schuld abgetragen haben. Sie meinen, wir werden einander nicht wieder sehen? dem ist nicht so; Sie wissen aus Erfahrung, daß wir nicht die Leute sind, die sich so schnell abweisen lassen. Leben Sie wohl, Herr Baron, und sagen Sie auf keinen Fall wieder, Sie haben keine Freunde 2c."

„Wird ihn wohl dieser Brief befriedigen?" fragte Sophie. — „Im ersten Augenblick schwerlich; ich gehe zu wenig in seine Ideen und Vorstellungen ein; aber es ist ja gerade die Aufgabe, ihn von den Eindrücken, denen er sich zu sehr hingegeben hat, loszumachen. Er ist zu verständig, um nicht nachher einzusehen, daß ich Recht habe; Du wirst sehen, über ein Kleines haben wir ihn hier." — „Aber Dein Brief kommt mir nicht herzlich genug vor. Gewöhnlich sagt man mehr als man denkt; warum willst Du ihm Deine innige, aufrichtige Theilnahme nicht aussprechen? Es ist fast, als wolltest Du ihn zurechtweisen, und doch ist er vielmehr zu bedauern." — „Er ist zu bedauern, allerdings; aber es kommt Alles darauf an, daß er sein Unglück nicht zu schwer nimmt; vor Allem muß man

sich daher hüten, so viel Gewicht darauf zu legen, als er selbst; es wird ihm ganz recht seyn, wenn er sieht, daß wir Alles ein wenig leicht nehmen. Daß er uns seine Geheimnisse anvertraut hat, ist schon ein sehr großer Schritt. Es ist ein interessanter Mann, und es lohnt sich der Mühe, ihn aus seiner Versunkenheit zu reißen und mit List und Gewalt glücklich zu machen."

„Ich denke, Du hast Recht," sagte Sophie, und ich hatte Recht.

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Fortsetzung.)

Katholisch, ächt katholisch ist Salzburg, das sagt dir jeder Blick, wenn du, so etwas zu fühlen, sinnliche Empfänglichkeit mitbringst. Die Kirchen, elegant, halb italienisch, faßten eine Menge Betender, gegen deren Andacht diejenige, welche ich in Wiens gothischen Kirchen gefunden, qualitativ sehr gering schien. Wie züchtig senkte sich hier die junge Schöne in ihrem Seidenkleide in den Betstuhl, und das schöne blasse Gesicht neigte sich über den gefaltenen Händen auf das Pulpet. Sie warf, als sie es aufrichtete, keine Seitenblicke auf die umstehende elegante Welt, oder wenn es geschah, verklärte Ruhe die feinen, edlen Züge. Ein Maler, der nach deutsch katholischen Gesichtern ausgeht, fände hier reiche Studien. Doch erwarte er nicht die halb kindlichen deutschen Madonnengesichter der Hemlings und Schoorels; hier ist mehr Ernst, Verklärung, Verstand; aber ein Verstand, der, wie bei dem Spanier, dem Glauben keinen Eintrag thut. Jene andächtigen Gesichter, mit Kindesaugen und Fleischfülle, suchte er besser westlicher im Bambergischen bis nach Frankfurt abwärts. Werden andere Reisende aus den Gesichtern der Salzburgerinnen etwas ganz Anderes herauslesen? Ich will bekennen, was mich so sehr bestach. Ich sah wenig, oder keine französischen Hüte, nichts von den enormen Hauben, Lockenthürmen und andern entstellenden Frisuren. Die eleganteste und schönste Salzburgerin, die ich sah, trug auf dem Kopfe eine eng anschmiegende Linzerhaube von feinem schwarzem Drahtgeflecht; es läßt sich nichts Zierlicheres und Einfacheres denken. Sollen unsere Schönen nie lernen, daß unter den wechselnden Moden ihrer Kopfzeuge neun und neunzig von hundert die Reize, welche ihnen die Natur gab, statt zu erhöhen, entstellen?

Gutmüthig ist das Salzburger Geschlecht; dieß lernst du aus ein paar Gesprächen. Es ist nicht die plumpe Gutmüthigkeit, die belustigt, statt zu erfreuen, sondern eine helle, wohlthätige. Wie schnell, wie verständig ließ sich der Bürger am Bierkrug mit uns in ein Gespräch ein, wie scharf, wie richtig war sein Urtheil. Er verrieth auch einige Kenntniß und noch mehr Wißbegier nach den Dingen außerhalb Salzburg. Nur als ich davon anfing, daß auch unter uns Salzburger leben, Urenkel jener, welche vor hundert Jahren aus ihren schönen Thälern ihres Glaubens wegen wandern müssen, schwieg er und sah zu Boden, rückte fort und war verschwunden. Die Salzburger sind vorsichtig. Auf dem Lande ist man jedoch minder behutsam. Man spricht vom Kaiser von Oesterreich, und schätzt die Vortheile und Nachtheile ab, wenn man baierisch wäre. Das geschieht offen beim Bierkrug in den großen Schenkstuben und Flurhallen an der Hauptstraße von Wien nach München; Jeder kann es hören und wieder sagen. Der alte Satz: unter'm Krummstab ist gut wohnen, scheint ihnen noch in der Erinnerung zu schweben; aber sie verknüpfen damit einen ganz fremdartig kommerziellen Gedanken. Sie seufzen nach der alten deutschen Reichszeit, als der ganze italienische und Levantehandel über Salzburg ging. Wer kann ihnen das wiederschaffen!

Die Hügel von Hellbrunn sind der lezte Vorhang zu dem großartigen Alpengemälde, das ich dir versprach. Tritt um die Felsmauer und sieh vor Sonnenuntergang in das weite Thal der Salzach. Alle Frühlingslust, alle geheimnißvollen Schauer einer großartigen Bergnatur wehen dir entgegen, aber einladend, lockend. Sie spricht nicht in ihren Schrecken, in ihrer ganzen reinen Schönheit redet sie zu dir. Ueber der duftigen, blumen- und kräuterreichen Wiese — kaum eine Stunde, scheint es, von dir — nicken herab die Gipfel der nie betretenen Schneeberge und strecken sich ins duftige Wiesengrün. Du dächtest noch vor Untergang der Sonne auf ihrer Höhe, im Schnee dich badend, deren lezte Strahlen fangen zu können, und du mußt noch — reisen.

Neben seiner Schönheit — grüne, violette, blaue Bergriesen zu beiden Seiten, und hinten die weißen Schneegebirge — ist das lange Thal der Salzach gewiß eines der fruchtbarsten. Sehr breit hinter Salzburg, mit Dörfern, Saatfeldern, Gärten bedeckt, wird es immer enger gen Süden, und führt dann durch hochromantische Schluchten, unter Eispiks, von Wasserstürzen begrüßt, bis in die rauhe, großartige Alpennatur, welche außerhalb unseres Spazierganges liegt. Wir führen den Leser nur über Hallein nach Golling, und die sogenannten Oefen der Salzach sollen der südlichste und der passendste Schlußpunkt unserer Tour seyn. Jene Riesennatur zu berühren, liegt außer unserm Zwecke, und es wäre dazu nöthig, anders anzufangen, als mit dem Athemholen, das zu einer Erholungsreise und einem romantischen Spaziergange ausreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Juli.

Die brillante Saison.

Mit allem Recht haben viele Aerzte und Nichtärzte dieses Bad als eines der vorzüglichsten und, was mehr für die große Welt sagen will, der angenehmsten geschildert. Nirgends sonst in Deutschland ist die Natur so reich an Schönheiten, die Vegetation so kräftig. Gegen diese üppigen Bäume und Gesträuche, die selbst aus den Mauern der alten Burgen zu unbegreiflicher Stämmigkeit emporschießen, ist das norddeutsche Wachsthum krüppelhaft und kränklich. Wenn irgend etwas Schönes, ich meine etwas Gefälliges, in dem Panorama zwischen Murgthal und Rhein vermißt wird, ist es einzig der pittoreske Styl der Architektur, besonders der Bauerhäuser, die ganz unförmlich und, wie überall, wo mit Bruchsteinen gebaut wird, gleich Blockhäusern gelagert und mit Schießscharten statt mit Fenstern versehen sind. Von modernen Gebäuden ist in der ganzen Gegend nichts von Belang, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie ein Künstler wie Weinbrenner, der einen Ruf in Deutschland hat, sich dazu verstehen konnte, die öffentlichen Gebäude des Bades, namentlich das Conversationshaus mit dem Theater und den Spiellokalen, ganz ohne alles architektonische Verhältniß herzustellen. Die Franzosen, welche sich hier befinden und gewöhnlich nicht weiter in Deutschland reisen, als von Straßburg nach Baden und von Valenciennes nach Aachen, verderben einem das Mittagessen durch ihre satirischen Bemerkungen über diesen Gegenstand und die vermeintliche niedere Stufe unsers Geschmacks, da wir doch genau wissen, in welchem Verhältniß der französische Kunstreichthum zu dem deutschen steht.

Es ist jezt hier der Moment, den man die brillante Saison nennt. Ueber dreitausend Badegäste füllen die Hotels und die Promenaden. Wohin man geht, zwei Stunden in die Runde, allüberall begegnet man schönen Gestalten, schäkernden Lustwandlern, Familiengruppen, oder einzelnen schwärmerischen Kopfhängern. Der Eine geht, ein Buch lesend, gleichgültig an allen Dingen vorüber, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, nur hie und da ein moosiges Ruheplätzchen suchend. Seine Züge sind finster, tiefliegend die Augen, struppig das Haar oder glatt am Scheitel liegend — das ist ein Misanthrop, ein Egoist, ein Engländer. Der Andere sizt von früh bis Mitternacht am Rouge-et-noire-Tisch und spielt, nicht achtend der Damen, die im Nebensaal unter Orangebäumen den Reigen schlingen; kaum nimmt er sich Zeit, aufzustehen, um im Restaurant im andern Flügel ein paar Gerichte zu kosten und ein halbes Glas Wein zu trinken; er hat in der lezten Taille verloren und will den Verlust ersezen. An seinem schlaflosen Gesichte und seinen hastigen Fingern, die selbst auf Tellern und Servietten in Gedanken die Punktirnadel führen, könnt ihr seine Leidenschaft erkennen. Gewöhnlich ist es ein Mann von geseztem Alter, ein Mann mit einem Bande im Knopfloch, ein Krüppel, oder ein junger Müßiggänger, der seines Vaters Dukaten geerbt hat, zuweilen aber auch ein Mensch, dessen Glücksumstände sich verringerten, ein armer Teufel, der Alles verlieren oder viel gewinnen möchte, oder ein Spieler von Profession, der mit Phlegma pointirt und allemal aufhört, wenn einige Goldstücke hintereinander in die Chatoulle des Bankiers wandern. Es gibt solche Individuen, die von Bad zu Bad reisen und sich, stets mit kleinem Gewinne sich begnügend, auf diese Weise durch's Leben durchspielen, zum großen Aerger der Bankinhaber.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Boursault. Das Georama.

Boursault, ein ehemaliger Schauspieler und Nachkomme des durch mehrere gute Stücke bekannten dramatischen Dichters Boursault, hatte sonst den Pacht der berüchtigten Spielhäuser, und dadurch einige Millionen gewonnen; aber so schlecht erworbenes Geld, woran die Thränen vieler Familien kleben, gedeiht nicht. Zwar hatte der Mann sich für den Rest seines Lebens edle Genüsse zu bereiten gesucht und daher seine Kunst- und Gewächssammlungen angelegt, in deren Mitte er ruhig und angenehm zu leben hoffen konnte. Sein feindliches Schicksal trieb ihn aber, sich in seinem Alter noch mit Theaterangelegenheiten abzugeben. Er unternahm die Leitung der komischen Oper, eben als für dieselbe ein prächtiger Saal erbaut und ihre Kosten bedeutend vermehrt worden waren. Es gingen einige Millionen darauf, und noch haben die aus der verunglückten Spekulation entstandenen Prozesse kein Ende. So verschwand bei Boursault das an den Spieltischen erworbene Geld durch das Schauspiel, und um nicht in seinem hohen Alter in Verlegenheit zu gerathen, ist er genöthigt, die schönen Sammlungen, die er zu seiner Erheiterung zusammengebracht hatte, wieder zu veräußern. Uebrigens ist es etwas sehr Gewöhnliches in Paris, Privatanstalten, die oft mit vieler Mühe und mit erfinderischem Fleiße entstanden sind, wieder zerfallen zu sehen. Selten dauern dieselben einige Menschenalter, und manchmal hat der Sammler den Verdruß, ihr Ende zu überleben.

So hatte sich ein gewisser Langlade sehr eifrig angelegen seyn lassen, eine Maschine zu bauen, die zum Unterrichte in der Erdbeschreibung dienen sollte. Dieß war eine hohle, durchsichtige, ungeheure Kugel, worin eine ganze Gesellschaft bequem Plaz nehmen konnte und die sich leicht um ihre Axe drehte. Er hatte diese Kugel, die in einem eigens dazu erbauten Fensterhause oder Käfig aufgestellt war, Georama genannt und sie einige Jahre für Geld sehen lassen. Auf der Oberfläche der Kugel waren die Länder gezeichnet und benannt, mit ihren Bergen, Flüssen und künstlichen Abtheilungen, so daß man in diesem ungeheuern Globus die größte Ländercharte über sich hatte. Das Georama ist einige Jahre eine der Sehenswürdigkeiten von Paris gewesen, und zuweilen haben Lehrer ihre Zöglinge dorthin geführt, um ihnen die Erdbeschreibung anschaulicher zu machen; allein der Erfinder, anstatt durch sein Georama reich zu werden, wie er es gehofft hatte, ist dadurch verarmt und mit Hinterlassung von Schulden gestorben. Ein Mechanikus hat das Georama gekauft, blos um die viele an demselben verschwendete Schlosserarbeit zu benuzen. Einige Freunde der Erdbeschreibung wollten für die Erhaltung des Georama sorgen und thaten einige Schritte bei der Regierung, damit sie die große Maschine kaufen und in einer öffentlichen Anstalt aufstellen lassen möchte. Auch der König wurde darum angegangen, und dieser schien bereit, zur Rettung der Maschine die Hand zu bieten; allein es fanden sich Schwierigkeiten; man wußte kein Lokal aufzufinden, um die Maschine aufzustellen, der Besizer machte ungeheure Forderungen; es wurde nichts aus den Unterhandlungen, und jezt wird das Georama auseinandergenommen, damit der Schlossermeister an dem Eisen seinen Kaufpreis wieder einbringe. Glücklicherweise sind die Franzosen erfinderisch, und es wird nicht an unternehmenden Köpfen fehlen, die wieder etwas ähnliches Sinnreiches zu Tage fördern.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Juli 1833.

Kometen, Zeit- und Staatenwechsel kündend,
Schwingt die krystallnen Zöpf' am Firmament!

Shakespeare.

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

Von Dr. Julius Albert Hofmann.*)

Erster Artikel.

Alt, wie das Menschengeschlecht, und verbreitet wie die Völker der Erde, ist die Sage, daß Kometen Unglück mit sich bringen und große Noth. Schon oft und auch in neuester Zeit ist sie in eigenen Abhandlungen besprochen worden, doch Aberglaube und mystischer Unsinn **) vermag den Gegenstand nimmermehr zu beleuchten, und deßhalb wäre ihm auch aus jenen neuern Schriften kaum ein Gewinn erwachsen, wenn nicht auch der klardenkende Littrow *) in die Schranken getreten wäre; nur ist es zu beklagen, daß das Streben, dem Unsinn sich entgegenzustellen, ihn zu manchen unbegründeten Schlüssen verleitet und zu einem Resultat geführt hat, dem manches Faktum widerspricht.

Im Folgenden soll uns nun jene Sage allein in sofern beschäftigen, als sie von einem Einfluß der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner zeugt, und wir hoffen, daß eine solche Untersuchung in neuester Zeit, und wo auch der gefürchtete Halleysche Komet uns zu drohen scheint, für jeden Gebildeten von Interesse seyn werde.

Littrow selbst gesteht, daß über die Frage vom Einfluß der Kometen eigentlich Aerzte entscheiden sollten, und der Verfasser meinte dieß auch, und versucht es eben hiemit, denn, wie gesagt, dieß ist die schwächste Partie von Littrows schöner Arbeit. — Dagegen beantwortet er mit seltner Klarheit die beiden andern, mit jener Sage verbundenen Fragen, nämlich über die Folgen des Zusammentreffens eines Kometen mit unserer Erde, über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Falles und dann über die Bedeutung der Kometen als Propheten künftiger Ereignisse.

---

*) Der Verfasser trug die folgende Abhandlung in der öffentlichen Versammlung der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden am 17ten April 1833 vor, und bittet, sie nur als ein Bruchstück einer umfassendern Arbeit, mit welcher er sich beschäftigt, zu betrachten, nämlich über den Einfluß der Gestirne überhaupt.

**) Höpfner, die Zeichen vom Himmel in den Jahren 1831 und 1832. Leipzig 1833. — Der Komet des Jahres 1834, oder welche merkwürdige Begebenheiten wird uns dieß göttliche Zeichen verkündigen u. s. w.? Hanau 1833. Das Buch hat, zur Schande unserer Zeit, bereits die vierte Auflage erlebt.

*) Ueber den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über Kometen überhaupt. Wien 1832.

Die Beantwortung jener ersten Frage anlangend, so ist die Schilderung der Folgen des Zusammentreffens eines Kometen mit unsrer Erde, wie sie der geistreiche Laplace uns gibt und Littrow sie weiter ausführt, allerdings grausenerregend. Nichts vermöchte den armen Menschen vom schauderhaften Untergange zu retten, und spurlos würde verschwinden, was das Geschlecht seit Jahrtausenden gearbeitet und gewirkt, geschaffen und geliebt; ja spurlos würde vielleicht selbst die Erde verschwinden oder hinabgezogen werden mit dem stärkern Kometen in den flammenden Schooß der Sonne, oder als dienstbarer Mond denselben begleiten müssen in jene Tiefen des Weltalls, wo kein Sonnenstrahl mehr hindringt und selbst unsere Atmosphäre zum festen Eis erstarren müßte. Nicht minder düster ist ferner das Bild der Folgen des glücklichern Falles, wenn nämlich der Komet unsere Erde in einer schiefen Fläche träfe. Doch gehört zu diesen Voraussetzungen, daß der die Erde treffende Komet einen beträchtlich festen Kern haben müßte, sollte anders das Ereigniß die angedeuteten Folgen für uns und unsern Wohnsitz haben, wogegen, namentlich durch Littrow, erwiesen zu seyn scheint, daß der Kern der allermeisten Kometen nicht fest, oder wenigstens nicht beträchtlich ist. Endlich aber gibt uns Littrow durch Erläuterung der sinnreichen Berechnungen von Olbers als Resultat, daß das Zusammentreffen der Erde mit dem festen Kern eines Kometen erst in 316 Millionen, ja mit den bei weitem größern Nebelhüllen immer erst nach Millionen von Jahren mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann.

Was nun die Frage über Bedeutung der Kometen als Propheten von Unheil und Unglück aller Art betrifft, so zeigt Littrow ebenfalls das Widersinnige einer solchen Annahme, und man stimmt mit ihm überein, wenn man nur einmal in Lubieniezki, Riccioli, Whiston, Forster u. s. w. gelesen hat, wie der eine Komet den Tod Julius Cäsars, ein anderer den Tod des Herzogs von Mailand, dieser eine Schlägerei in einer Schenke, jener den Brand von fünfzehn Häusern in Nürnberg u. s. w. bedeutet haben soll; ja Shakespeare selbst scheint mir schon abgeneigt zu seyn, an diesen Unsinn zu glauben, denn er läßt Cäsar sagen:

— Diese Zeichen,
So gut wie Cäsarn, gelten sie der Welt.

Wie sonderbar man aber schon über diesen Gegenstand geträumt hat, beweist unter andern der spanische Mönch Valderama im siebzehnten Jahrhundert, der die Kometen für böse Geister hält, aus dem Höllenpfuhl herausgetrieben, um dem Menschen eine heilsame Furcht einzujagen; oder der gelehrte Bodinus, der sie für Geister abgeschiedener großer Männer nimmt und meint, es sey sehr natürlich, daß die Erscheinung von Kometen, oder vielmehr das Verschwinden so vorzüglicher Geister von der Erde immer Noth und Unglück verkünde, denn den Rückgebliebenen müsse es ja nun nothwendig an Verstand fehlen, eine Meinung, die schon Riccioli sehr lächerlich findet, ein deliramentum animi nennt und weitläufig widerlegt. Als Meteore betrachteten die Kometen Aristoteles, Ptolomäus, Tycho, Gallilài, de la Hire u. s. w., und selbst Keppler meint, sie seyen Ungeheuer, welche in den obersten Regionen der Luft herumschwärmen und von den bösen Dünsten leben, die zuweilen die Sonne verfinstern und unsere Atmosphäre vergiften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Fortsetzung.)

Das Thal der Salzach ist weit, eben, überaus fruchtbar; ein gedrängt üppiger Wieswachs, wie ich mich nicht entsinne, ihn irgendwo in Deutschland gefunden zu haben. Aber das Wasser selbst ist tückisch. Jede hundert Schritte mahnt ein Kreuz, eine Votivtafel, ein schönes historisches Gemälde mit einem noch erbaulichern Sprüchlein an ein Opfer, das sie im Herbstzorn, im Frühlingswüthen in ihren Fluthen mit sich gerissen. Ueber jedem Stadtthor steht zwar im Salzburgischen geschrieben: „der Bettel ist hier verbotten," (die Salzburger obrigkeitliche Orthographie unterscheidet sich noch bedeutend von der oberösterreichischen, die doch schon eine andere ist als die unterösterreichische, und eine ganz andere als die sächsisch niederdeutsche) allein desto häufiger wird man um das Almosen eines Gebets für die armen Seelen im Fegefeuer angesprochen. Wenige dieser Bilder sind ohne rührende Poesie, sowohl was die Geschichtserzählung betrifft als die lyrische Betrachtung und Anrede an den Vorübergehenden. Wie sehr bedauert man, wenn man zu Hause ist, nicht alle diese Sprüche notirt zu haben, die an Ort und Stelle auch für den Reisenden ihr fremdartiges Gepräge verlieren, weil ihrer zu viel sind. Auch wird man selten ein Haus finden, ohne einen erbaulichen Reimspruch gegen Wasser- und Feuersgefahr, und er klingt meist herzlicher und aufrichtiger, als die bezahlte Poesie unter den Fegefeuerbildern.

Wer noch in Hallein war, freute sich mehr, wenn er wieder hinausging, als wenn er eintrat. Es ist eine dunkle, enge, todte, verräucherte Salzstadt, eingezwängt unter himmelhohen Bergen, die von Schneegipfeln überragt werden, an der schäumenden Salzach. Aber kaum über die Brücke gekommen, und du findest, daß diese alte, räucherige, todte Steinstadt jenseits unter den violetten Riesenfelsen in wild romantischer Schönheit liegt. Vom Orte Golling, zwei Meilen davon entlegen, ist nicht

dasselbe zu sagen. Er ist auch nichts weiter, als der Ort, wo man Führer nimmt nach den Oefen der Salzach und dem berühmten Wasserfall, welcher den Namen vom Flecken Golling trägt. Aber das Wirthshaus mit seinem Fremdenbuch, seinem Wirthe, den Schildereien an der Wand, zeigt dir zur Genüge, daß Salzburg ein von der Reisewuth entdecktes und kultivirtes Land ist.

Schon zeigt dir, wenn du aufwärts zur Paßlucke steigst, ein Wegweiser rechts auf der Höhe den Weg nach den Oefen, ein obrigkeitlicher Meilenzeiger nach einer Naturschönheit. Aber sonst ist doch nicht Alles schon wie in der sächsischen Schweiz. Durch verschlungene Felspfade und Treppen gelangt man zu dem großen Klippenbruch, wo zwischen Felsquadern in der Größe von Häusern und umgeworfenen Thürmen die Salzach sich hinabstürzt. Es ist ein großartiges, durch die Mannigfaltigkeit der Ansichten interessantes Naturschauspiel; aber ihm fehlt die malerische, die eigentlich künstlerische Schönheit der Natur, welche sonst im ganzen Salzburgischen vorherrscht. Um eine solche Rarität würde man nicht die weite Reise machen, während fast jeder einzelne landschaftliche Punkt diese rechtfertigt. Der berühmte Kyselack findet sich denn auch hier eingegraben, eingemeißelt und eingeschwärzt auf allen gefährlichen Punkten, über jedem dieser Oefen. Es ist der rechte Ort für ihn. Hat noch Niemand bewiesen, daß Kyselack ein Engländer ist? Es siedet und kocht in jedem dieser Oefen, mir scheint daher der Name vortrefflich und ganz unpassend, ihn abzuleiten von Oeffnung.

Ich habe einmal versucht, mit Worten den verschiedenartigen Charakter der norwegischen und schwedischen Wasserfälle deutlich zu machen. Wie weit mir dieß gelungen, weiß ich nicht. Aber ich habe alle Bezeichnungen verbraucht, die unsere Sprache uns gibt, um den Sturz, Guß, Fall, das Niederschießen, Schäumen, Wirbeln, Aufkochen des Trollhätta, Leerfoß, Elfkarleby zu malen, und fühle mich nun arm an Worten, wenn ich nicht Gebrauchtes noch einmal nützen will, um den romantischen Charakter des Schwarzbachfalls bei Golling zu malen. Um neue Worte zu finden und der Sprache eine neue Wendung, dazu ist er mir nicht bedeutend genug, aber sehenswerth ist er gewiß, höchst merkwürdig und sehr malerisch, wie er, aus dunkler Bergeshöhle quellend, unter und über Felsen in eine anmuthige Schlucht, in unterbrochenen Kaskaden, sich hinabstürzt. Man glaubt seinen Anfang erklommen zu haben, und indem man vermittelst einer kühnen Brücke über ihn fortsteigt, sieht man, daß über unsern Häuptern erst sein Hauptstrom und Guß majestätisch uns begrüßt. Die Sage thut recht, ihn aus dem St. Bartholomäussee unterirdisch herzuleiten; ob geologisch richtig, weiß ich nicht, aber poetisch gewiß.

(Der Beschluß folgt.)

Einem jungen Dichter.

Warum willst Du die Zeit vertreiben?
O halte sie doch lieber an,
Und lass' es doch noch Frühling bleiben,
So lang es Frühling bleiben kann!

Und naht Dir eine leere Stunde,
Du legst ja leicht Genuß hinein:
Wie Vieles bietet Dir die Runde!
Ein Künstler kann nie müßig seyn.

Was tausend Augen nicht bemerken,
Was Andern nur alltäglich ist,
Gibt Dir ja Stoff zu schönen Werken,
Wenn Du nicht allzuflüchtig bist.

Du zauberst leicht auf dürrer Heide
Der Blumen bunten Schmuck empor,
Und aus dem trüben Wolkenkleide
Erschließest Du des Himmels Thor.

Wenn Du auch nichts um Dich erschautest,
Als Himmel nur und weites Meer,
Aus Perlen und Korallen bautest
Du eine Insel Dir nicht schwer,

Und riefst mit deinen Saitentönen
Dir eine Fey aus kühlem Grund,
Und lebtest dort mit Deiner Schönen
In süßem Kosen Mund an Mund.

Du hast allein den Stein der Weisen,
Verschleudr' ihn nicht aus Uebermuth;
Du wandelst Alles sonst in Eisen,
Statt in das edle goldne Gut.

Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Juli.

(Beschluß.)

Die brillante Saison.

Schön und häßlich ist es, wenn Damen spielen, jenes, wenn es scherzweise geschieht, oder für Rechnung ihrer Männer, Liebhaber und Verwandten, dieses, wenn sie gewinnen wollen und nicht vom grünen Tische gehen, bis ihre Börse gefüllt oder leer ist. Ich habe hier alle Tage das Schauspiel, und es macht mir viel Vergnügen. Einige alte Tanten und eine kupfernasige Französin geben dem Bankier einen Louis nach dem andern. Damit sie aber langsam dahinsterben, bringen sie für jede Session nur etwa hundert Franken mit. Mit Bewunderung sah ich heute eine schlanke, hübsche Frau dreimal gehen und kommen und stehenden Fußes eine Börse nach der andern leeren, obgleich sie nicht höher als um eine Viertelskrone spielte. Wie fast alle Weiber, liebte sie leidenschaftlich das Roulett und setzte dort auf einzelne Nummern, um viel

auf einmal zu gewinnen. Das eins gegen dreißig war ihr aber so unhold, daß es nicht ein einziges Mal zum Vorschein kam. Ich sah die Schöne grün und gelb werden, aber desto heftiger spielte sie. Ihre zitternde kleine Hand konnte den Stock kaum mehr führen, die Münze vorzuschieben. Sie war ganz allein und ich glaube eine Wittwe; ihr Kleid war schwarz. Sie wollte wohl reich werden, um schnell wieder unter die Haube zu kommen.

In diesem Augenblicke ist die Zahl der eigentlichen Naturfreunde hier die größte. Einige hundert Franzosen, worunter mehrere Pariser, können sich nicht genug wundern, daß Deutschland ein so schönes Land ist. Il a un ciel aussi doux que le notre, sagen sie, und vergessen es gern, statt aussi das Wörtchen plus zu setzen. Man muß doch mehr als Egoist seyn, um es dahin zu bringen, und wir sind in Alt-Germanien sehr gute Einfaltspinsel, wofern wir nicht einmal uns höher schätzen lernen als die Franzosen, die es nie verlernen, uns gering zu schätzen. Frankreich hat unsern Rheingegenden, den Elblandschaften und dem Landstriche diesseits des Mains bis zur Schweiz und Tyrol nichts gegenüberzustellen. Dieß gestand mir gestern endlich auch ein gescheidter junger Franzose in den Ruinen der herrlichen alten badischen Stammburg, im Angesichte des majestätischen, zwanzig Meilen weit sichtbaren Stromes. „Wir haben," sagte er auch, „zwei Revolutionen und eine neue Weltgeschichte gemacht, aber wir sind das Volk nicht, das Nutzen daraus zu ziehen weiß; dieß that Deutschland allein, das ungeachtet seines Geistesdrucks glücklicher ist als Frankreich und jedes Nachbarland, die Schweiz nicht ausgenommen." Jeder Franke, der Deutschland bereiste, ist sein Lobredner, die Uebrigen schmähen es aus Dünkel und Dummheit, selbst dadurch, daß sie sich seiner Angelegenheiten annehmen.

Ordentlich froh bin ich, daß hier die Politik aufhört. Wenn man nicht bei Marx, der auch die Tribüne hält, Journale liest, so weiß man gar nicht, ob die Welt regiert wird. Es wird Einem ganz sonderbar zu Muthe, wenn man die glänzende Gesellschaft der Hauptstädte und nirgends die Bajonnette der Regierungen sieht. Die badische Polizei ist so müßig und unsichtbar, als man nur wünschen kann; man erblickt sie blos an der Thüre des Spielhauses und auf der Brücke zu Kehl, wo sie den Franzosen die Pässe ansieht, aber nicht visirt. Darum ist aber auch in Baden Alles so still und ruhig und zufrieden. Ich bin überzeugt, daß wir hier gleich Emeute, Scandal und Demagogie in allen Gasthöfen hätten, fiele es der öffentlichen Sicherheit plötzlich ein, zu glauben, die öffentliche Sicherheit sey gefährdet. Wir gehen hier friedlich und fröhlich, Republikaner, Royalisten, Schriftsteller, Zeitungsschreiber, Deputirte, Relegirte und Proscribirte, an der Seite der Fürsten und Staatsräthe, die uns verdammen und verfolgen, und Keiner kümmert sich um den Andern. Ist das nicht ein Beweis, daß die wahre Freiheit da ist, wo man sie nicht verfolgt? Ich wandle heute früh die Anhöhe hinter dem Theater hinauf, da begegnet mir ein schlanker Herr mit einer artigen Dame, vor denen sich ein hanswurstartiger Mensch, den ich gleich für den Komiker der Truppe erkenne, bis zur Erde neigt, die Perrücke schüttelt und wie ein Pudel wedelnd: königliche Hoheit, ergebenster Diener! stammelt. Es war der Prinz Friedrich von Preußen und seine Gemahlin, die von einem Regenschauer überfallen und tüchtig durchnäßt wurden. Im Saale des Restaurants befinde ich mich neben einem ältlichen Herrn mit grauem Haar und Backenbart, der schon den ganzen Nachmittag gespielt und mehrere hundert Louis gewonnen hat, ich frage: wer ist es? und man antwortet: der Kurfürst von Hessenkassel. Ich dachte bei mir, das ist doch hübsch, daß dieser Mann von seltenen Schicksalen nicht die Demagogen fürchtet, unterdeß in seinem Lande hundertfältige Jagd auf die schlechten Menschen, die Publicisten und Liberalen, gemacht wird. Warum kommen nicht alle Souveräne hieher, um wie der Kurfürst eine Cigarre zu rauchen und ein Poulet à la vinaigrette zu essen? Sie würden da sehen, daß die Revolution in Deutschland eine Chimäre ist.

Eigen ist es mir mit dem Bankier Horn aus Rotterdam ergangen. Der Mann ist wie ein Geist überall und spukt an den Spieltischen Europas. Als ich Paris verließ, hieß es, er habe im Palais royal eines Abends 200,000 Franken gewonnen und sey darauf plötzlich verschwunden, also zuverlässig stückweise in die Seine geworfen und geplündert worden; darauf las ich zu Straßburg im Messager, selbiger Herr Horn sey in London gesehen worden, wahrscheinlich auch an der grünen Table d'hôte, denn er speist überall daran. Was muß ich also denken, da ich diesen berühmt gewordenen Treffer 24 Stunden später schon wieder in Baden finde, immer an der Bank und hinter einem Schnupftuch mit Goldstücken! Und auch hier war ihm das Glück hold, nach dem Sprüchwort: der Teufel bereichert die Reichen.

Andere Erscheinungen europäischer Hauptstädte gewahrt man hier auf jedem Bergpfade, wenn man nur Augen dafür hat, vorzüglich Schöngeister Frankreichs und artige Koketten seiner Hauptstadt. Es ist kein Badeort so reich an Damen, als Ems und Baden um diese Zeit; doch gibt es hier mehr gesunde als kranke, und in Ems mehr kranke als gesunde, woher es kommt, daß dort Abends schon alle Bosketts leer sind, wenn hier selbst noch auf fernen Höhen mondlich weiße Gestalten schweben. Ein recht idyllisches Sommerleben! Wer auf eine Frau oder einen Mann spekulirt, darf nur hieherkommen, die Bekanntschaften machen sich an jeder Table d'hôte, in jeder Loge, auf jedem Balle, und vielleicht nicht selten auf einsamen Wegen, die zu melancholischen Plätzchen führen. Es muß jezt die Zeit der Heirathswuth seyn. Ueber zweihundert neuvermählte Paare brauchen die Heilquellen und die Bergluft. Es ist wie in Paphos, mit dem momentanen Unterschied, daß das schlechte Wetter seit einigen Tagen die Tauben der Venus im Käfig füttert. Gestern war kein Platz mehr in den Conversationssälen und im Theater, was in der Regel, das heißt, wenn die Sonne den Tag über scheint, nicht der Fall ist. Merkwürdig ist die Theaterkritik des Badeblatts, die hinter dem Fremdenzettel folgt. So hieß es z. B.: „Heute können wir nichts über das Turnier von Kronstein sagen, weil wir nicht darin waren. Wir entschuldigen uns aber wie das Publikum, da der schöne Tag uns aufs Land lockte." Es fehlt hier wirklich an gar nichts; selbst Acrobaten aus Paris, Konzertgeber aus Paris und Musikanten aus Wien haben wir, und sogar eine Oper.

Indem ich dieß schreibe, werden unten im Hofe die Hühner und Tauben für diesen Mittag geschlachtet, ein ganzes Heer, das unter den Messern der Köche fällt, um vierhundert Menschen zu speisen. Es ist ein Glück, daß die Hasen, Rehe und das Schlachtvieh todt herbeigebracht werden, das Gemetzel wäre furchtbar. Die Fleischtöpfe Egyptens sind in der Welt nicht thätiger als in den Badeorten; denn da wird ohne dreißig Schüsseln nicht vom Tische aufgestanden. Die Franzosen finden dieß ganz unmenschlich, wir Deutsche aber sehr plausibel. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß je mehr und je besser man ißt, desto mehr Gleichgültigkeit gegen alles Gemeinwesen in uns erzeugt wird. Die Mäßigkeit in Essen und Trinken reizt zur politischen Thätigkeit, der Hunger zur Revolution. Merkt es euch, ihr Theoretiker und Ordner der Welt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juli 1833.

Verklärt vom Sonnenstrahl,
Grenzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.

Matthisson.

Ein Ausflug in's Salzburgische.

(Beschluß.)

Wer unternimmt es, auf Papier auch nur ein dürftiges Bild des grünen Alpenkessels von Berchtesgaden zu entwerfen! Das sind Farben, die auch der Pinsel, getränkt in alles Saftgrün, auf der Leinwand nicht wiedergibt. „Unsere Farben sind Koth," sagte mir einmal Friedrich in Dresden; „wer will Sonnenschein malen!" Das entschuldigt den talentvollen Sonderling immer nicht, daß er in lezter Zeit nichts als Eisklötze und Nebelstreifen zu malen versucht hat. Aber hier hätte er doch Recht. Ich möchte das tiefe Thal, den Kessel, in dessen Mitte Berchtesgaden liegt, eine grüne Nacht nennen, in die des großen Wazmanns zwei Schneegipfel wie zwei Riesenfackeln hineinleuchten; aber das wäre doch nicht recht. Dieß Grün ist keine Nacht, es ist selbst Licht. Mich dünkt auch, wenn die Sonne nicht auf diese schwellenden Matten, die von den höchsten Alpenhöhen sich sanft hinabsenken, schiene, das eingesogene Licht strahlte doch von ihnen wieder. Welche Vegetation in diesem Thale, welche Variation des Grün von dem höchsten Kienholz der Bergkämme, durch das du dir Bahn gebrochen, von den hohen dunkeln Tannenwäldern zu den tiefen Eichen- und Buchenwäldern, und dazwischen die hellen, lachenden Wiesen mit ihren Hecken, Bächen, Sennhütten und Weilern! Und wenn du unten bist in dem heitern germanischen Städtchen, (im Gegensatz zu dem italienischen Salzburg) so ist an einzelnen Punkten das Grün verschwunden. Du glaubst spazieren zu gehen unter Gletschern und Eisfeldern; so ragen die höhern Schneeberge über den tiefern, grünen Thalrand hinaus.

Um die immer neu heraustretenden Schönheiten des Thales in allmähliger Entwicklung zu genießen, ist der romantische Weg, den die große Straße von Salzburg nach Berchtesgaden dich leitet, entlang dem Wasser, das aus den Berchtesgadener Schneebergen entspringt und in die Salzach fließt, der angenehmste. Vom kleinsten wirst du gemach zu dem größten Schauspiel geführt. Willst du dieß aber in seiner überraschenden Wirkung plötzlich haben, so scheue nicht die sehr große Mühe, vom Gollingfalle aus dich über den hohen Alpenkamm, über steile Lehnen zwischen starrenden Eispiks in das Thal führen zu lassen. Oft wirst du ermattend, verschmachtend hinsinken, die Knie werden dir wanken auf einer steilen, dürren Lehne, wo du stundenlang steigen mußt, die Brust wird protestiren, aber Quellen mögen deinen Körper erfrischen, und ein Rückblick hie und da auf die Salzburger Schneegebirge, die du noch nirgend so in ihrem großartigen Zusammenhange sahst, werden dir geistig Muth

geben. Dann der erste Blick auf Berchtesgaden und das Silberweiß des Wazmanns, und du kommst in Versuchung, Salzburg darüber zu vergessen. Für einen, der sich von der Welt zurückziehen wollte und ungestört leben in einer eben so großartigen als schönen Natur, wüßte ich keinen passendern Ort, um Hütten zu bauen. Aber die ernste Einsamkeit müßte er wirklich lieben. Sie ist da, troz der großen Straße, die von Salzburg nach Tyrol führt.

Wie reich die Donau an Ritterschlössern und Monumenten aus dem Mittelalter, eben so arm ist das Salzburgische daran. Ich sah mich fast vergeblich nur nach einer Thurmruine auf einer Bergspitze um. Die Luft war den Raubrittern hier zu rein. Wo der Schnee ihnen die Herrschaft der Bergkronen streitig machte, ließen sie sich auf keinen Kampf mit diesem mächtigern Rivalen ein. Auch die Citadelle von Salzburg, auf einem isolirten steilen Felsen, so alterthümlich sie aussieht, ist doch erst mit der Reformation entstanden. Um 1491 wurde sie von einem Bischof Leopold gegründet und ausgebaut, worüber dir jeder Schlußstein an den Thüren Nachricht gibt. Auch ist der Gründer selbst vielfach in Stein ausgehauen. Wohl charakteristisch ist es, daß in diesem Lande die erste bischöfliche Burg erst mit der Revolution erwuchs. Daß dieser Bischof ein Mann von Geschmack war, beweist die reizende Lage des Schlosses und die zum Theil noch wohlerhaltene Tapezirung seiner Gemächer. Troz des aufgewandten Gold-, Silber- und Farbenreichthums, sind sie in ihrer Konstruktion nichts weniger als prächtig und geräumig. Man dachte nur an die Behaglichkeit und Bequemlichkeit; ein bunter Ofen wärmte zum Beispiel des Bischofs Wohnstube, der noch heut, nach dreihundert vierzig Jahren, eine Rarität und ein Prachtstück, wiewohl so gebrechlich ist, daß man ihn nicht, wie man gewünscht, nach Larenburg bei Wien transportiren konnte; allein ein fürstliches Paradezimmer würde heut wenig daran gewinnen. Dagegen sind neben den behaglichen Gemächern auch prächtige gothische Hallen, die noch heut jeder Königsburg Ehre brächten. An Rüstkammerschätzen ist wenig zu finden, doch zeigt man dir natürlicherweise eine Folterkammer, Verließe und dergleichen. Durch die tönenden Hallen und über die Steintreppen schreiten jezt statt der Ritter in Erz und der Diener des hochwürdigen Bischofs Grenadire in ihren langen weißen Interimsröcken; denn das Schloß von Salzburg ist jezt eine Kaserne.

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsezung.)

Unsere Kenntniß von dem Wesen, der Natur der Kometen, bei welchem wir nothwendig erst verweilen müssen, ist so gering, der Hypothesen aber gibt es so viele, daß man kaum aus dem Labyrinthe herauszukommen vermag. — Von dem aber, was die jetzige Zeit und die besten Autoritäten über die Natur der Kometen lehren, heben wir folgende Sätze, welche auf unsere Untersuchung sich beziehen, heraus.

Wie schon Seneka geahnet, ist man gegenwärtig allgemein der Meinung, daß die Kometen wie die Planeten Weltkörper, integrirende Theile des Weltalls, und also nicht Meteore, nicht zufällige Erscheinungen in demselben sind. Die Kometen sind bald recht- bald rückläufig, gehen oft in unendlich langen Umlaufszeiten um die Sonne, in deren gefährlichste Nähe sie aus ungeheuren Fernen mit einer Geschwindigkeit herbeieilen, die wir nur durch Umschreibungen nothdürftig zu begreifen vermögen. Die Geschwindigkeit des Kometen von 1680 in der Sonnennähe ist nur sehr wenig kleiner, als 74 Meilen in der Sekunde, daher auch seine zwar noch immer elliptische Bahn so ungemein excentrisch ist, daß sie beinahe noch mit ihrer Grenzlinie, der Parabel, zusammenfällt. Diese ungeheure Geschwindigkeit ist 1400 mal größer als die einer Kanonenkugel, welche höchstens 1200 par. Fuß in der Sekunde zurücklegt. Dafür aber geht dieser Komet an der Sonne in einer Nähe vorbei, welche nur $1/_{6000}$ des Halbmessers der Erdbahn beträgt, so daß er in seiner Sonnennähe die Oberfläche dieses Gestirnes fast streift, und jene ungeheure Geschwindigkeit von 264,877 Meilen in der Stunde ihn allein vor den verderblichen Wirkungen dieser gefährlichen Nähe bewahren kann. Nicht minder merkwürdig ist aber auch seine ungemein langsame Bewegung in der Sonnenferne, wo er 17,500 Millionen deutsche Meilen von der Sonne entfernt ist. In dieser, weit über die Grenzen unserer bekannten Planetenwelt reichenden Entfernung von der Sonne, als dem Mittelpunkt seiner Bewegung, legt dieser Komet in einer Sekunde nur $1/_{2000}$ einer Meile, oder 12 par. Fuß zurück. In dieser Entfernung sehen die Bewohner des Kometen, wenn es solche gibt, den Sonnendurchmesser nur halb so groß, als wir den Durchmesser des Uranus sehen, wogegen ihnen dieselbe Sonne, zur Zeit, wo sie ihnen am nächsten ist, mehr als die Hälfte des sichtbaren Himmels einnimmt. Welchen ungeheuren Veränderungen der Temperatur und Erleuchtung müssen diese Himmelskörper ausgesezt seyn! Nach Newtons Beobachtung

muß die Hitze auf diesem Kometen in seiner größten Sonnennähe 26,000 mal größer als unsere Sonnenhitze, und 2000 mal größer als die Hitze des glühenden Eisens seyn; in seiner größten Sonnenferne aber würde unsere Atmosphäre durch die starre Kälte in einen festen Körper verwandelt werden.

Kometen sind selbstleuchtende Körper, und besitzen ein Licht eigenthümlicher Art von verschiedener Färbung; am stärksten kommt es ihrem Kern zu, im mindern Grade dem sphärischen Lichtnebel, in dessen Mitte derselbe liegt, und in noch geringerem dem Schweife, der in einer eigenthümlichen, bald positiven, bald negativen elektrischen Beziehung zur Sonne zu stehen scheint, sich fast ganz ohne Ausnahme von derselben wegwendet, in ungeheuer fernen Räumen sich verliert, und vielleicht, nach Schröter, bis zu den Grenzen der fernen Weltkörper reicht. Die beiden größten Kometen, die wir seit lange gesehen haben, waren die von 1807 und 1811; so schön uns auch der lezte erschien, gehört er doch immer noch zu den kleinen, wenn man ihn mit jenen vergleicht, die in früherer Zeit gesehen wurden. Die vielen Kometen, welche wir gegenwärtig beobachten, sind fast lauter teleskopische. Das Julian Sidus, der Komet von 43 vor Chr. (bald nach Cäsars Tod) hatte ein so helles Licht, daß er selbst am Mittag noch deutlich zu sehen war. Zur Zeit Neros, 60 Jahr nach Chr., erschien ein Komet, der die Strahlen der aufgehenden Sonne verdunkelte; ähnlich verhielten sich die beiden im Jahr 1102 erschienenen Kometen, von welchen der erste (im März) ein so lebhaftes Licht hatte, daß man am hellen Mittag nicht nur seinen Kopf, sondern auch seinen Schweif sah, der andere (im Junius) schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang bemerkt werden konnte. 1532 erschien ein Komet, der den ganzen Tag über mit bloßem Auge gesehen werden konnte. Große Kometen waren ferner der von 1456, dessen Schweif ein Drittel, der von 1618, dessen Schweif beinahe zwei Drittel des uns sichtbaren Himmels einnahm; der von 1744 übertraf an Licht das stärkste Licht der Venus, und man konnte ihn an beschatteten Stellen ohne Fernrohr um ein Uhr Nachmittags deutlich sehen. Nach Schröter und Herschel soll die Länge des Schweifes des Kometen von 1717 sieben, des von 1769 über zehn, des von 1680 gegen zwanzig, und des von 1811 über zwei und zwanzig Millionen Meilen betragen haben u. s. w.

Das phosphorescirende, selbstständige Licht der Kometen, die eigenthümlich fluctuirende und fibrirende Bewegung, die man in dem Schweife mehrerer großen Kometen bemerkte, und die neuen Lichtstrahlen, welche zuweilen, noch außer dem Kern, und selbst mit diesem in entgegengesezter Richtung sich zeigten, deuten in dieser Hinsicht auf eine Verwandtschaft mit elektrischen Meteoren, und machen es höchst wahrscheinlich, daß in und auf den Kometen höchst bedeutende elektrische Prozesse stattfinden mögen. Das verwaschene Ansehen des Kerns der Kometen, die verschiedene Dichtigkeit, die Aenderungen, die man oft bei ihrer Rückkehr an ihnen bemerkte, in Beziehung auf Gestalt, Licht, Größe ihres Kerns u. s. w., so wie auch ihre Bahn, ihr Umlauf, welches Alles den Charakter des Unbestimmten, Formlosen, leicht Veränderlichen trägt, Alles führt ungezwungen zu der Annahme, daß die Kometen noch zu den unausgebildeten, nicht entwickelten Körpern unsers Systems gehören und sich im Zustande der ersten Bildungsfähigkeit befinden, jedoch so, daß einige eine höhere Stufe schon erreicht haben, während andere noch auf niedrigerer stehen. Dieß beweist schon die große Mannigfaltigkeit in Beziehung auf die Größe des Kerns, und ganz besonders der Umstand, daß es Kometen auch ganz ohne Kern zu geben scheint, was selbst der eifrigste Vertheidiger eines fixen Kerns der meisten Kometen, Schröter, nicht läugnet (siehe dessen neueste Beiträge, zweite Abtheilung, p. 165). Es zeigen übrigens die beiden im Jahr 1811 beobachteten Kometen ganz deutlich, daß diese räthselhaften Himmelskörper auf verschiedener Stufe der Ausbildung stehen, denn sie waren ganz außerordentlich von einander verschieden.

Nachdem nun die Kometen von uns jedenfalls als integrirende Theile unsers Systems erkannt werden sind, als Weltkörper, müssen wir uns zunächst mit der Untersuchung beschäftigen: ob denn überhaupt eine Wirkung der Gestirne (der Welten außer uns) auf unsere Erde und auf uns stattfinde.

Wenn das Weltgebäude ein unendlicher Organismus ist, so ist das Sonnensystem, dem wir angehören, eine Organengruppe, und unsere Erde ein einzelnes Organ jenes lebendigen Ganzen. Und schon in dieser Ansicht, scheint es, liegt ein Theil der Beantwortung unserer Frage. — Der Charakter des Lebens sind Kräfte, die sich äußern und einander ewig wecken; das Wesen eines belebten Organismus besteht in Vereinigung der Kräfte aller seiner Organe zu einem einzigen Zweck, und so stehen auch alle Organe des großen Weltorganismus in ewiger Wechselwirkung unter einander zu einem offenbar unendlich großen Zweck, den wir zwar nicht begreifen, der aber ganz gewiß nicht in bloßem Seyn, sondern auch im Wirken besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom. Juli.

Das Peter- und Paulsfest. Die Kirche St. Maria della Vittoria.

Das Fest der beiden Hauptapostel der Kirche, Peter und Paul, wurde am 29sten v. M. mit der dabei üblichen Kirchenpracht gefeiert. Da zu dieser Zeit nur sehr wenige Fremde

hier zu seyn pflegen, so betrachten die Römer dieses Fest als ein nationales Eigenthum, dessen Genuß für sie eigens berechnet sey. Es ist die heiße Jahrszeit, welche die schaulustigen Fremden abhält, solchen mit ihnen zu theilen. Seine Heiligkeit hat, wie es an diesem Tage Gebrauch ist, selbst die große Messe in der Peterskirche gelesen und allen übrigen Feierlichkeiten in Person beigewohnt. Am Vorabend des Festes und am Festtage selbst wurden in der Peterskirche, im Beiseyn des Pabstes und der Kardinäle, auch diesesmal wieder die Proteste gegen die Nichtzahlung der Lebenstribute von Neapel, Piacenza und Parma abgelesen; die erste ist bekannt unter dem Namen la Guinea *). Die Peterskirche ist an diesen Tagen gedrängt voll von den hiesigen Einwohnern, da selbst diejenigen, welche das ganze Jahr hindurch diesen wundervollen Tempel nicht besuchen, es doch nicht gern unterlassen, am Feste der beiden Hauptprotektoren Roms ihre Andacht dort zu verrichten. Auch ist die Kirche festlicher geschmückt, als an irgend einem Tage des Jahrs, wodurch ihre majestätische Größe nur noch mehr hervortritt. Das Innere ist mit rothen seidenen Draperien behängt, die bronzene Statue des heiligen Peters ist in pontificalibus gekleidet, mit der dreifachen Krone (triregno) auf dem Haupte und dem Fischerring (anello pescatorio) am Finger; viele hundert Wachskerzen brennen, und die unterirdische Kirche, welche so reich an alten Kunstschätzen ist, die für den Künstler und den Geschichtsforscher gleich interessant sind, und die Gräber der Päbste und mancher Fürsten enthält, ist an diesen Tagen für den männlichen Theil des Volks geöffnet. Obgleich reich beleuchtet, bleiben diese weiten Räume doch in einem magischen Halbdunkel, welches das schauerliche Gefühl, das Jeden an diesem Orte der Vergangenheit menschlicher Größe unwillkührlich ergreift, noch erhöht. An den Abenden dieser beiden Tage ist gewöhnlich Kuppelbeleuchtung und Feuerwerk auf dem Kastell St. Angelo (la Girandola), welchen das beständige Wetter, das in dieser Jahrszeit herrscht, vorzüglich günstig ist. Doch unterbleibt seit der Revolution von Bologna die Girandola. Da dieses Feuerwerk nicht aus der Staatskasse, sondern vom Kapitel der Peterskirche bezahlt wird, so mögen wohl andere Gründe zu Unterlassung desselben vorhanden seyn, als die Oekonomie.

Am Abend des vergangenen Samstags brach in der Kirche St. Maria della Vittoria, unweit der Thermen Diocletians, Feuer aus. Es entstand muthmaßlicherweise durch ein brennendes Wachslicht auf dem Hauptaltar, welches umfiel, als gerade Niemand in der Kirche war. Da der Altar von dürrem, altem Holz war, so entzündete er sich und wurde ein Raub der Flammen. Durch die herbeigeeilte Hülfe gelang es, das Feuer zu löschen und weiterem Schaden vorzubeugen. Da besonders für den Deutschen das Geschichtliche dieser Kirche nicht ohne Interesse ist, so will ich das Bemerkenswertheste hier beifügen. Sie wurde im Jahr 1605 vom Pabst Paul V. (Borghese) dem heiligen Paul zu Ehren erbaut. Den Barfüßer Karmelitermönchen des dabei errichteten Klosters war die Pflicht auferlegt, die Abtrünnigen von der katholischen Kirche zu unterrichten, damit sie zu derselben wieder zurückkehren möchten. Allein als in den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs Herzog Maximilian von Bayern (nachheriger Kurfürst), Oberhaupt der Ligue, auf dem weißen Berge siegte (1620), Oberösterreich zum Gehorsam brachte und die Ober- und Unterpfalz eroberte, brachte 1621 ein deutscher Mönch ein altes wunderthätiges Madonnenbild hieher, unter dessen Schutz jene Siege errungen seyn sollten. Der damalige Pabst Gregor XV. (Ludovisi) begab sich mit dem Klerus und dem hiesigen Volke in Prozession in diese Kirche, um Gott für diese Siege zu danken, und das aus Deutschland gebrachte Madonnenbild wurde auf den Hauptaltar aufgestellt *). Von dieser Zeit an nahm die Kirche den Namen St. Maria della Vittoria statt ihres frühern von St. Paul an. Sie erhielt in der Folge von den deutschen Kaisern und andern Fürsten beträchtliche Geschenke, besonders wenn gegen Ketzer oder gegen die Türken siegreich gefochten wurde. Viele türkische Fahnen aus der gewonnenen Schlacht, welche Wien befreite, waren an dem Gesimse der Kirche bei dem Hauptaltar aufgesteckt und glänzten dort als Siegestrophäen. Unter diesen befand sich früher auch die geheiligte Fahne Muhameds, welche Sobiesky, Polens tapferer König, in dem vor Wien genommenen türkischen Lager erobert und dem Pabst geschickt hatte. Dieselbe nahm aber der polnische General Dombrowski, welcher zur Zeit der französischen Revolution hier die polnische Legion errichtete, als ein Nationalmonument mit sich fort. Auch hat das Madonnenbild in dieser Umwälzungsperiode seinen reichen Schmuck, welcher aus vielen Edelsteinen von Werth und Gold bestand, verloren. In dieser Kirche werden heutiges Tages noch zwei Hauptdankfeste wegen zweier gegen die Türken erfochtenen Siege gefeiert. Das eine, wegen der am 7ten Oktober 1571 gewonnenen Seeschlacht von Lepanto unter der Anführung Don Juans d'Austria, findet jedes Jahr am zweiten Sonntag des Monats November statt, und das andere, wegen der am 12ten September 1683 erkämpften Befreiung Wiens unter Sobieski, jährlich am Sonntag in der Oktava von Mariä Geburt, eingesezt vom Pabst Innocenz XI. Die Fahnen sowohl, als das Bild haben nun die Flammen verzehrt. Die Kunstwerke von Namen, welche diese Kirche besizt, sind eine Gruppe der heiligen Therese und eines Engels von Bernini, und Bilder von Dominichino, Guerchino und Guido Reni. Diese sind unversehrt geblieben, so wie überhaupt die Kirche, außer dem Verlust des Hauptaltars, keinen andern Schaden erlitten hat. Der berühmte antike Hermaphrodit, welcher gegenwärtig im Museum zu Paris ist, wurde in der Nähe dieser Kirche gefunden (vielleicht zierte diese Statue einst die Bäder Diocletians) und dem Kardinal Scipio Borghese geschenkt. Dieser ließ hierauf aus Dankbarkeit die neue Façade der Kirche bauen.

*) Der erste Vertrag, welcher zwischen Pabst Urban IV. und Karl von Anjou, dem er das Königreich schenkte, geschlossen ward, sezt den Lehnpacht auf 8000 Unzen fest, mit der Bedingung, alle drei Jahre einen weißen Zelter, als Zeichen der Anerkennung der Lehensoberhoheit, nach Rom zu schicken. Dieses wurde auch immer am Feste von Peter und Paul bis 1788 vollzogen, da sich Neapel von dieser Verbindlichkeit lossagte.

*) Aus dieser Zeit mag es sich herschreiben, daß Bayern das Oel für eine Lampe an diese Kirche jährlich bezahlt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 173:

Der Gruß.

Logogriph.

Spielzeug und Spiel und eine Welt,
Und ohne Kopf die ganze Welt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Juli 1833.

— Weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.

Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner. *)

Der Broadway in Neuyork.

Broadway, die Hauptstraße von Neuyork, eine der herrlichsten der Welt, beginnt mit einem schönen, von eleganten Häusern umgebenen Rasenplatz am südöstlichen Ende der Stadt, und erstreckt sich vom Meere aufwärts, drei englische Meilen lang, durch die ganze Stadt, welche auf der Westseite vom Hudsonfluß, auf der Ostseite von einem Meeresarm begrenzt ist, welcher der Oststrom (East-river) heißt. In diesen ergießt sich fünfzehn Meilen nördlich von der Mündung des Hudsons ein kleiner Arm desselben und bildet die Yorkinsel, welche in ihrer größten Breite etwa anderthalb Meilen mißt. Diese ganze Insel soll mit der Zeit überbaut werden; ein Gedanke, der der Nationaleitelkeit so sehr schmeichelt, daß man die Sache jezt schon, da kaum ein Fünftheil der Insel mit Häusern besezt ist, als vollbracht ansieht und überall, in jedem Haus den Plan von Neuyork mit Straßen und Gebäuden findet, wie es mit Gottes Hülfe und Dank dem patriotischen Eifer der Feuerlöschmänner in hundert Jahren seyn mag.

Alle Gassen, außer einigen wenigen, die mit Broadway parallel laufen, führen links und rechts vom Wasser hinauf zu der Hauptstraße und sind folglich kurz, aber meistens gerade. An solchen Kreuzungspunkten, wo man sich weit vom Hafen wähnt, wird man durch den Anblick von Schiffen und Masten zu beiden Seiten um so mehr überrascht, als den Hintergrund zu diesem Gemälde nicht das einförmige Meer bildet, sondern über einen schmalen Wasserspiegel hinüber sich die mannigfaltigsten, reizendsten Landschaften zeigen, deren Horizont anmuthige grüne Hügel begrenzen. Das Auge wird auf die mannigfaltigste Weise ergözt, und für Bequemlichkeit bei diesem Genuß ist gesorgt; denn selten nur kommt ein Wagen aus den Seitengassen, der den Lustwandelnden störte; um so lebhafter geht es aber auf dem Fahrwege der Hauptstraße zu, wo ein Wagen den andern drängt. Indessen sind die Equipagen bei weitem nicht so glänzend, wie die europäischen; Kutscher und Bedienten sind durchaus Neger, und das ganze Fuhrwerk ist immer nur gemiethet, denn außer Miethkutschern hält kein Mensch Wagen und Pferde. Die Trottoirs für die Fußgänger sind über zwanzig Fuß breit und mit Steinen belegt, die meistens 12 — 16 Fuß im Gevierte halten; kein einziges Haus hat ein Kutschenthor. Weiße Marmorstufen führen

*) Die Mittheilungen des Korrespondenten, dessen Brief in Nro. 170 — 173 d. J. zu lesen ist, haben im Verfolg einen Charakter angenommen, der sie zu besondern Artikeln geeigneter macht, weßhalb wir sie hiemit in dieser Form geben, ohne bei den Lesern, welche schon so manches lachende Gemälde der amerikanischen Union vor Augen gehabt haben, den etwas düstern Ton zu entschuldigen, in dem diese Bilder gehalten sind.
Anm. d. Red.

durch ein geschmackvolles eisernes Geländer, welches am ganzen Gebäude hinläuft, an die Hausthüre, auf welcher über dem Hammer eine Metallplatte den Namen des Bewohners zeigt; häufig sind diese Gegenstände von geschlagenem Silber. Zwei bis dritthalb Klafter hoch ist das Haus mit polirtem weißen oder bunten Marmor bekleidet, dann erhebt sich die Ziegelmauer, die sorgfältig roth gefirnißt ist, und an der weiße dünne Striche die Ziegellagen andeuten. Nur die Häuser, deren obere Stockwerke aus Holz gebaut sind, werden weiß bemalt; die Bedachung ist durchgehends von Schiefertafeln.

Der belebteste Theil dieser Straße ist die Mitte. Den Anfang derselben bilden die zwar niedlichen, aber gar nicht beträchtlichen Wohnhäuser der ältesten Reichen. Diejenigen, die sich erst in spätern Zeiten bereichert haben, und dieß sind fast ausschließlich eingeborne Amerikaner, waren also genöthigt, ihre prächtigen Gebäude in der dritten Meile der Straße aufzuführen; hier stehen sie anfänglich mit schlechten Häusern, dann mit Baracken untermischt, und zulezt liegen sie ganz einsam und immer weiter zerstreut zwischen Schuttmassen auf öden, ungeebneten Bauplätzen; noch eine Meile weiter sind die von den künftigen Generationen auszufüllenden Gassen kaum angedeutet auf dem höckerigen, wilden Felsengrund, auf dem hie und da ein krüppelhafter Waldbaum seine Existenz dem Siege der Trägheit über die Habsucht verdankt. Desto vortheilhafter nimmt sich der Mittelpunkt des Broadways aus, indem er sich hier in einen großen, fast dreieckigten, 12—15 Morgen großen Platz ausbreitet, der mit Rasen belegt, mit Alleen bepflanzt und mit einem zierlichen eisernen Gitter umgeben ist. Von allen Seiten gelangt man in diesen jungen Park durch Thore, die bei der leisesten Berührung sich öffnen, und sogleich hinter dem Eintretenden durch ihre eigene Federkraft sich schnell, aber sanft schließen. Im Hintergrund prangt City-Hall, das Stadthaus, der Sitz der obersten Justizbehörde; hier wohnt auch der Major oder Bürgermeister. Das Gebäude ist in antikem Style aus Quadersteinen mit Marmorbekleidung aufgeführt; es ist nicht sehr groß, aber schön und scheinbar solid, trotz dem indessen, wie Alles in Neuyork, leicht und schlecht gebaut. Vor etwa zwanzig Jahren war hier die Stadt zu Ende; da starb ein reicher Kaufmann, dem dieser Platz gehörte, wo jezt City-Hall in seinem Parke steht. Er vermachte ihn der Stadt und eine Million fünfmalhunderttausend Dollars für Baukosten dazu. Es versteht sich von selbst, daß das Geld in dieser idealischen Republik, so gut wie in irgend einem bureaukratischen Staate, lange vor vollendetem Bau aufgezehrt war. Seitdem ist die Stadt noch einmal so weit hinausgerückt, was freilich ans Unglaubliche grenzt.

Zunächst nehmen nun die Kaufläden und das Menschengewühl unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Pariser sind bekanntlich Meister in der Kunst, ihre Magazine, wie sie pompös auch den kleinsten Laden nennen, geschmackvoll zu verzieren, ihre Waaren elegant auszuhängen, sie auffallend und anziehend zu machen; die Neuyorker stehen ihnen aber um nichts nach. Im Gegentheil, man kann sich über die Masse von allen nur erdenklichen Waaren, die hier die Straßen schmücken, nicht genug wundern, und wenn man nun vollends die Schaaren aufgeputzter Ladies und geschäftiger Herrn durch die Straße ziehen und truppweise in die Läden einfallen sieht, so zweifelt man keinen Augenblick, daß hier ein vortrefflicher Markt sey; ich wurde aber bald eines Andern belehrt. Alle Kaufläden, in welche ich trat, waren voll von Ladies; die Kommis sammt dem Principal hatten alle Hände voll zu thun, um die Ballen aufzureißen und wieder einzupacken. Jede Lady wollte Alles sehen, von Allem die Preise hören und wissen, wann es gekommen, mit welchem Schiff und woher es bezogen worden und dergl. Es ist lustig mit anzusehen, wie da alle die schönen Damen mit ihren zarten Händchen in den Seidestoffen und Bändern wühlen, Alles entrollen, unter beständigem Fragen und Betasten die Qualität genau erforschen, zulezt die Zeuge in Falten ziehen, die Bänder in Schleifen legen und die niedlichsten Draperien bilden, ja mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ganze Tableaux improvisiren. Ist dieß geschehen, geht jede mit dem Versprechen, wieder zu kommen, zum Laden hinaus und in den nächsten hinein, um dieses Spiel zu wiederholen, das von früh acht Uhr an bis zwei Uhr Nachmittags dauert. Nun begibt sich Alles zu Tische; es wird schnell, aber viel gegessen, ein Stündchen geruht, und um halb vier Uhr steht der Broadway schon wieder in voller Blüthe. Jezt begibt man sich aber in Gesellschaft. Sämmtliche Cirkel sind eben so viele Börsen, wo über den täglichen Preis und Stand aller Waaren debattirt wird. Um diese Zeit werden dann die Kaufläden von den hereinkommenden Landleuten besucht, welche manchmal dem Kaufmann etwas zu verdienen geben. Um eilf Uhr Nachts rafft das erschöpfte Lade-personal die lezten Kräfte zusammen, um einzuräumen und zu schließen. Ist es da ein Wunder, daß die Anzeige: „Ein Laden zu vermiethen; der ganze Vorrath wird unter dem Preis losgeschlagen," immer beim zweiten Magazin mit großen Buchstaben zu lesen ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die allgemeinste Aeußerung jener Kräfte ist dieselbe, welche als Grundton durch die ganze Schöpfung klingt:

Digitized by Google

Hervorrufung der Gegensätze, Anziehung und Abstoßung. Sie muß gegenseitig, es muß eine Wechselwirkung seyn. Wie aber in dem kleinen Organismus des Menschen ein Organ immer vorzugsweis mit dem einen und dem andern, entfernten oder nahen, mit einem der Centralorgane aber stets in direkter Beziehung und Verbindung steht, so scheint es auch der Fall zu seyn mit dem Weltorganismus, wenigstens stellt sich sogleich heraus, daß unsere Erde in näherer Beziehung und Verbindung mit der Sonne und unserem Mond stehe, und daß diese beiden, jene als das Centralorgan der Organengruppe, zu welcher unser Wohnsitz gehört, dieser als die ihm nächste Welt, von größerer Bedeutung für die Erde und für uns seyen, als die übrigen Welten unsers Planetensystems und aller weiter gelegenen Systeme.

Gravitation, Licht, Wärme, Elektricität, als von Sonne und Mond ausgehend, *) wecken eben das, was wir überhaupt das Leben nennen, auf der Erde und bringen es zur Blüthe und zur Frucht; wie könnten Sonne und Mond ohne Einwirkung auf uns, unsere Gesundheit, die Dauer unsers Lebens seyn? Und wahrhaftig, sie sind es auch nicht; denn abgesehen von den Veränderungen, die durch verminderten Luftdruck, Verdunstung u. s. w. unsere Erde erleiden muß, und wir indirekt mit ihr, ist der Mond namentlich in körperlicher und geistiger Hinsicht von tiefer und erweisbarer Bedeutung für den Menschen. Wir brauchen hier nur an alle gesunden sowohl, als krankhaften Prozesse zu erinnern, die periodisch wiederkehren, wie die Mondsphasen. Doch auch in psychischer Hinsicht ist sein direkter Einfluß klar. Wer wollte wohl, dem die Erinnerung noch blieb aus frühern Tagen, den psychischen Einfluß leugnen, den der Sternenhimmel übt und das matte Licht des Mondes in der schönen Zeit der Jugend und der Liebe? — Doch sollte diese und spätere Eindrücke die Zeit bei uns allen auch schon längst verwischt haben, wir sehen täglich die auffallendsten Wirkungen des Mondes auf jene armen, unglücklichen Schwestern und Brüder, denen die Fackel der Vernunft erlosch, aus eigner Schuld oder in Folge eines herben Geschicks.

Also Gravitation, Wärme, Licht und Elektrizität bewirken alle diese Wunder? Wir können es nicht glauben, denn sie sind, wie man bereits zu ahnen beginnt, wahrscheinlich nur verschiedene Aeußerungen einer und derselben Kraft, deren noch mehrere zu erkennen vielleicht schon der nächsten Zeit vorbehalten ist. Doch wir wollen einmal annehmen, daß von den Sternen, von Sonne und Mond nur diese Effluvien auf uns herabströmen, wir wollen zugeben, daß sie das bewegliche und wahrscheinlich aus bei weitem mehr Stoffen, als wir jezt glauben, zusammengesezte Element, in welchem wir leben und athmen, unsere Atmosphäre, in unzählige Schwankungen allerlei Art versetzen können; wir wollen zugeben, daß daraus alle die Veränderungen sich ergeben, welche wir wohl unsere Witterung nennen könnten, wenn wir darunter bei weitem mehr als Regen, Schnee und Hagel verstehen wollten. Wie verhalten sich nun aber die Instrumente, mit welchen wir die Wirkungen jener Kräfte messen? Derselbe Mond, der unter dem Aequator, wo seine Wirkung auf das Barometer am stärksten ist, eine so geringe Schwankung daran bewirkt, derselbe Mond, dessen Wärmeentwickelung zu messen noch nicht gelang, selbst nicht mit den empfindlichsten Thermometern und Photometern, wenn man Howards Versuch nicht rechnet, dem übrigens auch schon widersprochen wurde, derselbe Mond endlich, dessen Licht zur Intensität des Sonnenlichts sich verhält wie 1:300,000 — er ist es doch, der die Fluthen der Meere zu erstaunlicher Höhe hebt, er wirkt doch so höchst aufregend auf Geisteskranke und Nachtwandler, wie nur eine selten vorkommende Intensität der Sonnenstrahlen dieß zuweilen — beim Sonnenstich nämlich — vermag; derselbe Mond zerstreut die furchtbarsten Gewitter, er bewirkt in Ostindien, daß Bäume, die man zur Zeit, wenn er voll ist, fällt, bei weitem schneller verfaulen und Würmer sich in ihnen erzeugen, daß der Saft in ihnen zu dieser Zeit bis zu ihrem Gipfel steigt und sich wieder senkt zur Zeit des Neumondes; er bewirkt in Egypten und Arabien schnelle Zerstörung des Sehvermögens, wenn man fortdauernd mit entblößtem Gesicht schläft; derselbe Mond endlich bewirkt mit der Wiederkehr seiner Phasen jene wunderbare Periodicität in gesunden und krankhaften Prozessen. Aber dienen uns vielleicht die andern Instrumente zu bessern Stützen? Nichts weniger. Noch ist der Himmel unbewölkt, die Luft frisch und erquickend, und doch ahnt die Spinne schon und auch mancher Mensch das kommende Gewitter und prophezeit es bei weitem früher als unsere Elektrometer, jene scharfsinnig erdachten und möglichst fein ausgeführten Instrumente von unendlicher Beweglichkeit. Selbst mehrere Tage vorher, und ehe unsere Instrumente aller Art uns das Geringste davon ahnen lassen, werden künftige Veränderungen des Wetters verkündet durch einige Arten von Ameisen und Bienen, durch den Kukuk, durch den Storch, durch jene schmerzhaften Empfindungen in längst geheilten Wunden und Narben, durch das Oeffnen und Zusammenfallen der

*) Wir erwähnen hier G. Schüblers Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, worin von dem Verfasser eine Menge vieljähriger und äußerst mühsamer Beobachtungen über die Einwirkung des Mondes nach allen den so sehr verschiedenen Stellungen desselben zu unserer Erde in Tabellen zusammengestellt sind; ein neuer Beweis, was deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit vermag. — Hätten wir doch mehr Werke solcher Art über unsern Gegenstand.

Blüthen jenes wunderbar empfindlichen Strauches in Südamerika, von welchem Humboldt uns erzählt. Ja noch mehr: aus der Art und Weise des Blühens mancher Pflanzen vermag man sogar die Witterung der noch kommenden Jahreszeit zu prophezeien; so wissen die Jäger und Landleute aus dem Blühen des Heidekrauts im Herbste recht gut die Strenge des kommenden Winters zu bestimmen, und irren sich selten. — Aber keine Wirkung ohne Ursache, und somit ist der Einfluß der Gestirne überhaupt und der des Mondes insbesondere auf uns und unsere Erde unbestreitbar gewiß; aber noch weiter wollen wir gehen und behaupten: er ist **in manchem Betracht stärker, als der Einfluß der stärksten sonst bekannten Reize.**

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Theaterneuigkeiten.

Eigentlich sollte man in diesem heißen Monate nichts von Schauspielen zu berichten haben; allein in Paris ist keine Rast im Schauspielwesen; in einer Jahreszeit wie in der andern wird Neues gegeben und Altes wieder hervorgesucht; im Winter geschieht es, weil viele Leute das Schauspiel besuchen, und im Sommer, damit sie es besuchen. Der arme Cirque olympique, der sich ungeachtet seiner prächtigen Wiedererbauung nie von seinem Brande erholen wird, hat einige Monate von dem „Kaiserthume" gelebt, und zulezt hat er auch noch „die Belagerung von Antwerpen" mit Fußtruppen, Kavallerie und Geschüz dargestellt. Alles dieses konnte ihn jedoch nicht vor einem Fallissement bewahren, und er ist in diesen Tagen zum zweitenmale bankerott geworden. Solch ein Schauspiel ist mit zu großen Kosten verbunden, als daß es ohne einen außerordentlichen Zulauf oder ohne Unterstüzung bestehen könnte. Zur Darstellung seiner Stücke gehören viele Mannschaft, Pferde, Montirungen wie bei einem Regimente, viel Pulver und Waffen, kurz eine Menge kostbarer Sachen; er kann nicht oft seine Stücke wechseln, und das Publikum hat sich bald an seinen Belagerungen und Scharmüzeln satt gesehen. Für den Geist wird in dem Cirque nichts aufgetischt, Alles ist auf die Augenweide berechnet; nun ermüdet aber der Gesichtssinn bald, besonders wenn man ihm keine große Veränderung darbieten kann. Somit ist es nicht zu verwundern, wenn sich der Cirque olympique, der noch dazu vor mehreren Jahren gänzlich eingeäschert wurde, nicht hat aufrecht halten können. Ein Theaterfallissement hebt aber hier selten die Unternehmung selbst auf, und gewöhnlich finden sich andere Unternehmer, um mit frischen Mitteln und mit neuen Ideen ihr Heil an eben dem Orte zu versuchen, wo ihre Vorgänger gescheitert sind. So wird es wahrscheinlich auch mit dem Cirque olympique gehen. Die große Oper hat dagegen den Vortheil, daß sie eine bedeutende Unterstüzung vom Staate erhält, weil sie Académie royale de musique heißt und als eine unentbehrliche Anstalt betrachtet wird. Ambigu comique und Gaietétheater suchen es sich beide noch, wie vor zwanzig oder dreißig Jahren, in Melodramen zuvor zu thun. Ersteres hat ebenfalls einen Brand und ein Fallissement erlitten, was jedoch die Darstellungen nur auf kurze Zeit gestört hat, und eben jezt entfaltet es seine Pracht in dem „Feste Belsbazzars" oder Baltbasars, worauf das Publikum lange zuvor aufmerksam gemacht worden war. Die Theaterdirektion hat der öffentlichen Erwartung hinreichend entsprochen, und nur der Ballaufzug in der Oper Gustav III. kann sich mit dem Feste Belsbazzars des Ambigu comique messen, was um so rühmlicher für das leztere Theater ist, als es Alles aus eigenen Mitteln bestreiten muß und auf keine Unterstüzung zu rechnen hat. Dafür zieht sein „Fest" auch jeden Abend eine Menge von Zuschauern herbei, und wahrscheinlich wird es noch lange von diesem Feste zehren können. Ich weiß nicht, ob die Verfasser aus der Bibel oder aus Milman's englischem Gedichte, das freilich kein Meisterstück ist, den Stoff entnommen haben. Als dieser Dichter sein Dramatic poem herausgab, bemerkten die englischen Kritiker, Belsbazzar sey kein dramatischer und kein epischer Held; denn was läßt sich von ihm Besonderes melden, als daß er geschwelgt hat? Der Dichter hat daher die malerischen Theile der Handlung besonders sorgfältig behandelt. Die Dichter des französischen Melodramas haben dem Dekorateur diese Sorge überlassen, und dieser hat denn sehr gut in Handlung gesezt, was Milman blos beschrieben hat, z. B. die schöne nächtliche Beleuchtung der Stadt Babylon während des lezten und großen Gastmahls:

. . . . Chief around the palaco
Whitens the glowing splendour; every court
That lay in misty dimness indistinct
Is traced by pillars and high architraves
Of crystal lamps that tremble in the wind;
Each portal arch gleams like an earthly rainbow,
And o'er the front spreads one entablaturo
Of living gems of every hue, so bright
That the pale moon, in virgin modesty
Retreating from the dazzling and the tumult,
Afar upon the distant plain reposes
Her unambitious beams, or on the bosom
Of the blue river, ere it reach the walls.

Das Theater Ambigu comique steht sich bei diesem Belshazzar vortrefflich, und wenn er viel Geld kostet, so bringt er dagegen auch viel ein. Die Zeitungen melden von Zeit zu Zeit, wie viel die lezte Darstellung eingebracht habe, und da lassen sich denn immer einige Tausend Franken blicken, auf dem Papiere wenigstens. In der Wirklichkeit sieht es vielleicht minder glänzend aus. Die Haupttheater pflegen überhaupt jezt in den Zeitungen die Einnahme ankündigen zu lassen, um dadurch eine hohe Meinung von einem Stücke zu geben. Sogar die Oper greift zu diesem Marktschreiermittel; natürlich ist keiner der Zeitungsleser im Stande, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Da nun die Boulevardstheater einander gern ausstechen, so ist das Porte-St.-Martintheater mit seinem Bergami aufgetreten, um dem benachbarten Ambigu den Rang abzulaufen. Es ist aber dieser Bergami etwas noch weit Sonderbareres als Belsbazzar; denn auf der Porte-St.-Martinbühne wird die **Tagesgeschichte** mit wunderbaren Verunstaltungen leibhaftig dargestellt, und käme Bergami nach Paris, so könnte er das Vergnügen haben, sich selbst auf der Bühne zu erblicken und zu erfahren, welch ein patriotisch gesinnter Italiener und welch edler Held aus ihm geworden ist. Die Verfasser haben ihn nämlich als ein Muster von Patriotismus, Ergebenheit und Anhänglichkeit geschildert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juli 1833.

> Die Gegenwart fragt mich: hast du auch das Haus des Lebens ergründet, aus welchem die Kräfte von oben herabkommen in die Formen der Leiblichkeit. Bist du, o du Gebundener, selbst nur in den Grund deiner kleinen Meere gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt?
>
> Schubert.

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsetzung.)

Es gibt keinen irdischen Reiz, sowohl psychischen als körperlichen, an den der Mensch sich nicht gewöhnte. Kurz ist das Leben gemessen, und doch gewöhnt sich der Mensch in der kleinen Spanne Zeit an Glück und Unglück, an Schmerz und an Freude; er gewöhnt sich an das ihm Große, Wunderbare, er fürchtet sich nicht, er erschrickt nicht mehr; ganze Völker gewöhnen sich an ungeheure Massen Opium, und leben ihr Leben wie wir: und doch erschrickt das Kind zum Tode vor dem Knecht Ruprecht, und schreit laut auf bei einem Nadelstich, und phantasirt und rast und stirbt bei einer sehr kleinen Gabe Opium. Nach Jahrtausenden aber rechnet die Erde ihr Leben, Jahrtausende wirkt der Mond auf sie ein und auf den Menschen, der sie bewohnt, und noch immer sehen wir dieselben Wirkungen auf ihn, dieselbe periodische Wiederkehr gesunder und krankhafter Prozesse im Kindesorganismus wie in dem des Greisen, noch immer hat der Mensch sich daran nicht gewöhnt. — „Es werde Licht," sprach bei der Schöpfung der Herr der Welten. Es wurde Licht und — eine Welt entstand. Seitdem weckt Licht das Leben auf der Erde und ist wahrscheinlich einer der stärksten cölestischen Reize für dieselbe. Und doch scheint es fast, als stände die Kraft der Gesammtwirkung der Gestirne überhaupt und des Mondes insbesondere noch immer höher als der mächtige Einzelnreiz des Lichtes. Denn das Auge des Säuglings muß verhüllt werden, und es entzündet sich, wenn nur etwas starkes Licht dasselbe trifft, und doch sehen wir, die nun daran Gewöhnten, wenn auch nur auf Augenblicke, keck in die Gluthscheibe der Sonne ohne weitern Schaden, als daß höchstens, ebenfalls nur wieder auf Augenblicke, das mindere Licht uns ein schwarzes Dunkel dünkt, aus welchem heraus sich einige Farbenerscheinungen entwickeln.

Deßhalb lautet die Beantwortung unserer ersten Frage: es üben die Gestirne, und namentlich einzelne (Sonne und Mond) einen unendlich mächtigen und mächtigern Einfluß auf uns und die Erde, als alle bekannten irdischen Reize. Ein Räthsel bleibt uns das Wodurch und Wie desselben, und es genügt die bekannte Annahme von Gravitation, Licht, Wärme, Elektricität eben so wenig zu dessen Erklärung, als unsere bisherigen Instrumente zu seiner Messung nach Graden und nach Linien. *) Wir fragen

*) Am sichersten glaubt der Verfasser die Wahrheit dieses Satzes, und wie wenig alle unsere Hülfsmittel genügen, das Krankmachende in der Atmosphäre aufzufinden, durch Folgendes erweisen zu können. Von allen wird die Sumpfluft

daher nun: ist es schon erwiesen, daß die Kometen gar keinen Einfluß haben auf das Leben der Erde und ihrer Bewohner?

Aus unserer bisherigen Untersuchung sollte sich schon ergeben haben, daß Kometen, als zu dem Weltganzen gehörend, offenbar auch in allgemeiner Wechselwirkung mit den einzelnen Organen desselben stehen müssen; doch müssen auch diejenigen noch besonders gehört werden, welche, wie Littrow, behaupten, daß die Kometen ohne alle Wirkung seyen.

Die Gründe zu dieser Behauptung sind: 1) es wirken die Kometen weder auf Barometer noch Thermometer; 2) es hat nasse und trockene, kalte und warme Jahre gegeben, und Epidemien und Revolutionen der Erde mit und ohne Kometen; 3) der Kern derselben und dessen Dichtigkeit ist im Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern viel zu gering, als daß eine Einwirkung möglich wäre; 4) endlich ist die Anzahl der Kometen viel zu groß, als daß für jeden irgend eine großartige Erscheinung sich finden würde. — Man erlaube uns, diese Gründe einzeln zu widerlegen.

Es ist wahr, Kometen wirken sichtbar weder auf Barometer noch auf Thermometer. Schon im Vorangegangenen aber glauben wir faktisch erwiesen zu haben, wie wenig diese Instrumente und die Gesammtzahl der übrigen überhaupt ausreichen, um damit die kleinsten Nüancen und alles das in unserer Atmosphäre zu finden, was in ihr zu finden und zu messen und was für die Integrität unseres Lebens von Wichtigkeit ist. Bei dieser Beweisstelle brauchen wir uns deßhalb nicht aufzuhalten. Wir können ferner nicht leugnen, daß es nasse und trockene, kalte und warme Jahre, fruchtbare und unfruchtbare, Epidemien und Revolutionen der Erde mit und ohne Kometen gab. Indessen wie leicht können, ganz besonders in frühern Zeiten, ehe man noch Fernröhre hatte, und auch jezt noch, Kometen der Beobachtung entschlüpfen, und wie leicht kann daher Ausgezeichnetes stattgefunden, eine Seuche sich verbreitet haben, während der Nähe eines Kometen, nur daß er nicht bemerkt wurde und aus mancherlei Ursachen nicht bemerkt und aufgezeichnet werden konnte.

Aber wie wenig stimmt auch mit den Naturgesetzen überhaupt die Voraussetzung, daß Kometen immer und jedesmal dasselbe wirken müssen, also immer Erdbeben oder kalte Winter, oder Stürme und heftige Gewitter, oder eine bestimmte Seuche oder Epidemie bei Thieren und Menschen, z. B. gelbes Fieber, Wuth, oder ein bestimmtes Erkranken einiger Vegetabilien, z. B. Rost im Getreide u. s. w. Das Leben besteht nur im ewigen Wechsel; angenommen daher, daß zwar der Komet seiner innern und äußern Natur nach bei jeder Wiederkehr jedesmal derselbe sey, was noch sehr zu bezweifeln ist, da wir sie bald früher, bald später, bald an Licht reicher, bald ärmer u. s. w. wiederkehren sehen, *) so bleibt doch die Erde, und was auf ihr ist, nicht immer gleich, sondern da sie sich fortbildet, trifft sie der Komet bei jeder Wiederkehr anders. — Wenn überhaupt Kometen eine Einwirkung auf die Erde äußern sollen, so muß man sich dieselbe als Reiz für sie und uns denken. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich somit nicht von andern, auf unsern Organismus täglich einstürmenden Reizen, z. B. Kälte. Wird denn jeder, oder nur derselbe Mensch jedesmal nach einer Erkältung ein Schnupfenfieber oder einen Rheumatismus bekommen? Nein, gewiß nicht! es wird dieser Reiz öfter diese Wirkung haben, anderemale aber wieder eine andere, zu anderer Zeit vielleicht — gar keine; denn jedesmal ist der Körper verändert, anders gestimmt. — Und warum müßten denn Kometen überhaupt gerade immer Erdbeben, Epidemien u. s. w. erregen? Zündet denn der Blitz stets und gibt es keine andere Feuerquelle, als ihn? Gibt es denn nicht Epidemien, die terrestrischen, andere welche atmosphärischen Ursprungs sind? Und läßt es sich denn gar nicht denken, daß Kometen, vielleicht in gelinderem Grad einwirkend, die Krankheitskonstitution umwandeln und so zuweilen der körperlichen und vielleicht auch psychischen Tendenz des Menschengeschlechts auf langsamerem Wege eine durchaus andere und neue Richtung zu geben vermögen? eine Annahme, gegen welche in unsern Tagen kaum ein Zweifel erhoben werden dürfte, und die von einem Hufeland in Bezug auf den Kometen des Jahres 1811 bestätigt zu werden scheint. **)

(Die Fortsetzung folgt.)

am wenigsten als Ursache epidemischer Krankheiten bestritten, und doch fand Julia selbst nicht durch die Chemie das verderbliche Agens, welches sich in den Sumpfausdünstungen verbreitet. Doch er mag sich trösten; denn das Barometer und Thermometer u. s. w. haben uns auch noch nicht weiter gebracht, wie die neueste Zeit und die Verbreitung der Cholera lehrt.

*) Als Beweis diene das verschiedene äußere Ansehen eines und desselben Kometen bei seinem verschiedenen Erscheinen, nämlich des Halleyschen in den Jahren 1456, 1531, 1607 und 1759.

**) Ein schwerwiegendes Urtheil, auf welches sich mit Recht schon Schnurrer stüzte. (S. dessen Chronik der Seuchen 1 Thl. S. 8.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Troz des guten Beispiels, konnte ich nicht umhin, überall, wo ich eintrat, eine Kleinigkeit zu kaufen, die ich als Fremde natürlich doppelt bezahlen mußte; was

ich aber dabei lernte, entschädigte mich hinlänglich dafür. Gleich das Erste, was ich kaufte, kostete einen Dollar und 50 Cents; ich legte ein Bankbillet von zwei Dollars auf das Comptoir. Alsbald steckte es der Kaufmann in seine Schublade und machte sich anderswo zu thun. Als ich ihn an's Herausgeben erinnerte, fragte er mich, ob ich bezahlt habe. Ich war sprachlos über diese Unverschämtheit, da nahm ein Mann, der eben herzugetreten war, das Wort und sagte mit französischem Accente: „Die Dame hat bezahlt, ich bin Zeuge.“ Hierauf gab mir der Kaufmann, ohne die mindeste Verlegenheit blicken zu lassen, zwanzig Cents zurück; ich machte ihn aufmerksam, daß er mir deren fünfzig zu geben habe. Nun rechnete er eine gute Weile, und dann gab er mir noch sechs Cents. Um ihn, wie ich hoffte, vollends zu beschämen, bat ich mir die Tafel aus und schrieb ihm die kleine Rechnung vor; sogleich löschte er wieder aus, was ich geschrieben, machte noch ein paar Minuten lang seine Ziffern und gab mir noch einige Cents mit den Worten: „Jezt ists ganz recht.“ Dieß war es nun zwar bei weitem nicht, allein ich hatte genug, wandte mich, machte meinem unbekannten Beschützer eine dankende Verbeugung und schickte mich an, den Laden zu verlassen; da sagte dieser: „Ich sehe wohl, Sie sind ganz fremd hier; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß man hier zu Land nie, selbst nicht die geringste Kleinigkeit bezahlt, ohne eine geschriebene Rechnung in einer Hand zu halten, während man mit der andern das Geld dafür gibt, und selbst dann ist es höchst rathsam, wenigstens Einen Zeugen dabei zu haben. Wer keine Zeit zu verlieren hat, der richtet auch immer das Geld so, daß nichts heraus zu geben ist; denn man will hier zu Lande an Allem, und also auch am Herausgeben gewinnen.“ Ich dankte für die Warnung und äußerte zugleich die Besorgniß, den Kaufmann zu beleidigen, wenn er etwa Französisch verstände. „Fürchten Sie dieß nicht,“ unterbrach mich mein Mentor; „ich kenne diesen Gentleman schon seit zehn Jahren, während welcher er gute Geschäfte gemacht und namentlich schon drei Mal fallirt hat; seit seinem lezten Bankerott, der bedeutend war, steht er sehr hoch in der Achtung seiner Mitbürger. Er versteht ganz gut Französisch; allein, Madame, Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß man hier im Geringsten anstehe, von irgend einem Mittel Gebrauch zu machen, um Geld zu gewinnen, ohne das Gesetz zu verletzen, oder, was dasselbe ist, ohne Gefahr zu laufen, vom Gesetze verlezt zu werden. Das Gesetz ist hier Alles, und von allen den lächerlichen Vorurtheilen der alten Welt ist man frei. Geld, das ist Ehre, und das Gesetz ist Klugheit; wer klug ist im nationellen Sinn des Worts, hat Recht, und wird, wie man es hier nennt, ein großer Mann. Nicht wahr, so ist's, Mr. Steward?“ schloß der Franzose, indem er sich zum Kaufmann wandte. Ein selbstgefälliges, verschmiztes Lächeln, ein bejahendes Kopfnicken, ein kurzes Yes Sir! waren die Antwort, die mir die Lust benahm, des Franzosen Schilderung für Scherz zu halten.

Das Menschengewühl auf dem Broadway beschränkt sich auf seine Westseite; es ist einmal nicht Ton und man hält es für unanständig, auf der andern Seite zu gehen. Indessen führt von Zeit zu Zeit ein mit breiten Platten gleich den Trottoirs gepflasterter Streifen hinüber, um die Kommunikation herzustellen. Beim Fahren über diese Streifen ist den Kutschern Vorsicht zum Gesetz gemacht. Das dringendste Geschäft würde nun keinen Amerikaner bewegen, seinen Weg abzukürzen und an einer andern Stelle quer über die Straße zu gehen, damit er, wenn er ja eine Beschädigung erleidet, sein Recht gewahrt habe und vom Kutscher eine Geldentschädigung ansprechen könne. Am voreiligen Kreuzen der Straße erkennt man demnach den leichtsinnigen Fremden, und er zieht nur Blicke des Mitleids, ja der Verachtung auf sich. Der Fremde seinerseits erkennt, abgesehen von dieser freiwilligen Straßenpolizei, unter den strömenden Massen alsbald den eigentlichen Amerikaner; ein langes, blasses, hageres Gesicht, das nur auf einer Seite durch einen eingeschobenen Ballen Tabak aufgepolstert erscheint, vom Tabak gebräunte Lippen, tiefliegende, große, hellgraue Augen, eine von den ewigen arithmetischen Anstrengungen des Gehirns gefurchte, gedankenvolle Stirn, ein reinlicher, aber nachläßiger Anzug: das ist ein Eingeborner. Ein Hauptkennzeichen ist ferner folgendes: wenn irgendwo ihrer zwei zusammen sprechen, sey es im Comptoir oder auf der Gasse, nüchtern oder betrunken, beim Exerzieren oder beim Spazierengehen, beim Zusammentreten oder Weggehen, im Gasthaus oder in der Kirche, im Theater, auf dem Markt, im Kaffeehaus oder im Amte, kurz bei jeder Gelegenheit, zu Wasser und zu Land, bei Tag wie bei Nacht, an jedem Fleck durch die ganze Union, wird man bestimmt, ehe eine Minute vergeht, das Loosungswort Dollar vernehmen, die einzige Gottheit, die sie beschäftigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, Juli.

Rubens. Die Citadelle.

Wenn man den sogenannten Guide d'Anvers aufschlägt, so findet man auf der ersten Seite folgenden guten Rath: „Messieurs les Anglais sont priés de ne pas entrer dans les églises avec des chiens, et de ne pas tourner le dos vers l'autel.“ Ich merkte gleich, daß das Notabene nicht müßig dastand; denn der Schweizer, welcher in der Notre-Dame angewiesen ist, die Fremden zu begleiten, sah sich in meiner

Gegenwart genöthigt, einen schmächtigen, großen Gentleman daran zu erinnern, daß die Dogge, die er bei sich führe, vor der Thüre gelassen werden müsse, was Seine Gnaden zehn Cents kostete. Meine Wanderung durch die Kirchen war sehr flüchtig und geschah nur den Rubensschen Gemälden zu Liebe, die ich im vorigen Jahr vergeblich aufsuchte; sie waren aus Furcht vor den holländischen Piken mit großen hölzernen Maulkörben versehen worden, und der Kastellan versicherte, dieß sey eine weise Vorkehrung des Magistrats, da man nicht wissen könne, ob nicht einmal die Zeit der Bilderstürmerei, von der er viel gehört habe, wiederkehre. Ich war natürlich sehr vergnügt, daß die Franzosen die Citadelle erobert hatten; denn ohne ihre Bravour hätte ich zuverlässig noch einmal unverrichteter Sache abziehen müssen. Wenn ein Gemälde von Rubens merkwürdig ist — sein jüngstes Gericht in Schleißheim ausgenommen — so ist es das, welches sich in der sogenannten Familienkapelle desselben in St. Jakob befindet. Hier, wo seine und seiner Angehörigen Asche ruht, malte er die Maria mit dem Kinde, welches sie auf dem Schooß hält, nebst zwei Verwandten und dem heiligen Hieronymus und St. Georg. Alle Figuren sind Porträts, namentlich ist die Madonna seine Geliebte, eine zur Zeit berühmte flandrische Schönheit, während die andern Frauengestalten seine beiden Weiber vorstellen. Sich selbst hat er als St. Georg gemalt, wie man gleich bemerkt, und seinen Vater als Hieronymus. Das Kind gehört auch in die Familie. In dieser Kapelle befindet sich auch die schöne marmorne heilige Jungfrau, welche Rubens von Rom mitbrachte. Sie ist, glaube ich, von du Quesnoy, seinem Freunde, oder von Franz dem Flamänder, der wenig bekannt geworden.

Es blieb mir gar keine Zeit, mich auch nach andern Meistern in diesen Kirchen umzusehen, obgleich jede deren viele zählt. Ich mußte eilen, ein Billet für die Citadelle zu bekommen. Dieß hielt in der That schwer; denn die Belgier wollten keine Deutschen einlassen, die aus Preußen herüber kamen, und es waren auch bereits an die tausend Billets über die Zahl ausgegeben, die das Ministerium festgesezt für jeden Tag. Eine Menge Engländer waren von London herübergekommen, blos um die Ruinen Chassé's zu sehen; man war sicher, auf jedem Balken einen Fremden zu finden. Dabei hatten die Meisten eine eigentliche Wuth auf die heroischen Ueberbleibsel und suchten, wie Alterthumsforscher nach Münzen, allerwärts nach Kugeln, Scheiben, Bajonnet- und Säbelfragmenten. Ich habe eine hübsche Dame mit wahrem patriotischen Gelüst eine alte Scheibe unter ihren Jabot stecken sehen, damit es die Schildwachen nicht sehen sollten; denn diese lassen Niemand etwas wegnehmen, heroische Erde ausgenommen. Diese Erde war von Bomben aufgewühlt, von Blut getränkt. Ich kann versichern, daß die Kasematte, worin Chassé die lezte Zeit wohnte, gar nicht leer wurde. Man brach den runden Tisch in Stücke, woran er schrieb; der Leuchter, der ihm leuchtete, das Dintenfaß, das ihm diente, waren längst gestohlen. Wäre das Bombenstück, das sich in der Vorzelle befand und dahin, wie behauptet wird, aus dem Mortier monstre geschleudert wurde, nicht zu schwer gewesen, man hätte es auch in die Tasche gesteckt. Die große Fahne, welche auf einem Erdwall an der Scheldeseite aufgehißt worden war, fiel nur zum Theil in die Hände der Franzosen. Nachdem sie von mehrern Kugeln durchlöchert war, riß man von allen Seiten Fetzen davon, die für englische Pfundnoten nach der Insel oder nach Holland wanderten. Die Bewohner des leztern, welche nicht herüber durften und doch so gern Reliquien gesammelt hätten, bezahlten die Diebe mit schwerem Gelde, und ich habe mir sagen lassen, der irdene Krug, aus dem der alte Haudegen getrunken, sey auf diese Weise an einen Amsterdamer Tabaksfabrikant für einen Ballen Portoriko erster Qualität ausgetauscht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Theaterneuigkeiten.

Die Verfasser des Stücks „Bergami“ führen denselben von Italien nach England, im Gefolge der Königin Karoline; wir sehen das Volk der „injured queen“ entgegenjauchzen, blos um dem nicht beliebten Georg IV. dadurch einen Schabernack anzuthun; die Innungen bekomplimentiren sie bei ihrer Ankunft, und es wird von einem Spezereihändler eine burleske Rede an sie gehalten. Dann kommt der berüchtigte Ehebruchsprozeß, während welches man damals, wie es hieß, den Mädchen nicht erlauben konnte, die Zeitung zu lesen. An der Porte St. Martin hat jedoch dieser Prozeß in der Pairskammer ein großartiges, heldenmäßiges Ansehen, worauf bald ein tüchtiges Gelage folgt. Bei diesem wird, ganz unhistorisch, die Königin vergiftet, und zwar von einem Lord, welcher dann von Bergami den verdienten Lohn bekommt, das heißt, einen herzhaften Dolchstoß, nach dem Brauche der Melodramendichter, so daß die Zuschauer, welche etwa vergessen hätten, in welchem Schauspiele sie sich befinden, nun gleich zur Besinnung kommen und wissen, daß sie in einem Boulevardstheater sitzen, wo Dolchstöße und dergleichen Unfälle die dramatische Handlung zu beschließen pflegen. Es gibt in diesem Stücke glänzende Aufzüge und viel Spektakel; mit dem Uebrigen dürfen es die Zuschauer nicht so genau nehmen. Uebrigens haben sich die Franzosen seit drei Jahren so Vieles müssen auf der Bühne gefallen lassen, daß ihnen nichts mehr auffällt, und sie, die sonst die ungeduldigsten und strengsten Richter der Theaterstücke waren, sind jezt die gutmüthigsten, nachsichtigsten Leute, die sich ein Dichter nur zu Zuschauern wünschen kann. Alles geht bei ihnen durch, das Tolle und Ungereimte, wie das Vernünftige, und sie sehen ihre Zeitgenossen eben so gleichgültig auf der Bühne vorüberziehen, als ob es Personen aus der alten Geschichte wären. Sogar Fürsten und Könige werden auf diese Weise in den optischen Kasten der Pariser Dramatik hineingezwängt, ohne daß Jemand daran Anstoß nimmt; höchstens läßt hie und da ein legitimistisches Blatt einige bittere Worte über beleidigte Majestät fallen; allein da diese Blätter täglich auf das Boshafteste die neue königliche Dynastie in Frankreich herabwürdigen, so stimmt ihre Moral mit ihren Handlungen schlecht zusammen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. konnte das Trauerspiel „Don Karlos“ nicht aufgeführt werden, weil der spanische Gesandte Einspruch dawider that. Jezt würde man große Augen machen, wenn ein Gesandter sich in Theaterangelegenheiten mischen wollte. — In dem kleinen Schauspielsaale des Palais royal wird täglich die kleine Posse le camerade de lit gegeben, worin ein französischer Soldat mit seinem ehemaligen Kameraden, dem jezigen Könige von Schweden, zusammentrifft, und einen Abend voll guter Laune und angenehmen Rausches dazu benuzt, dem Könige recht liberale Verheißungen abzudringen, die dann am andern Morgen unterzeichnet dastehen und in Erfüllung gehen müssen, zur höchlichen Verwunderung des Hofes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Juli 1833.

Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden:
Absurd ist's hier, absurd im Norden.

Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wenn er sizt, ist der Amerikaner gar leicht im Vorbeigehen von jedem andern Erdbewohner zu unterscheiden. Sieht man an einem Fenster ein paar Füße aufgestemmt, die gehören einem amerikanischen Stutzer, der hinten auf einem Stuhle baumelt und eine Cigarre raucht oder Tabak kaut, und ohne Ausnahme beschäftigt ist, mit dem Federmesser die Nägel zu putzen. Kommt man an Kaffehäusern, Hotels, Conditoreien, Kneipen und dergleichen vorbei, so steht Alles voll Stühlen, auf denen menschliche Rümpfe liegen, deren Füße sich gegen die Mauer oder gegen die Säulen spreizen, die das Zelt tragen, welches vor allen Häusern der Art über die ganze Breite des Trottoirs ausgespannt ist. An den Fenstern unter dem Zelte baumeln so viele Stiefeln und Schuhe heraus, als nur immer Platz haben, so daß man beim ersten Anblick nichts weniger als an Zuckerbäckereien oder Kaffeehäuser denkt. Ich hielt es Anfangs für Stiefelreinigungsanstalten nach Art der Pariser. Diejenigen Füße, die hier keinen Stemmpunkt mehr finden, usurpiren die Lehnen eines schon besezten Stuhles und sperren vollends den Weg. An solchen Plätzen sprizt nun der von diesen eleganten Gentlemens gesogene Tabaksaft wie Raketenfeuer herum.

Unter dem schönen Geschlecht bemerkt man viele äußerst interessante, aber meistens blasse Gesichter; der Wuchs ist edel, die Formen sind reizend, doch ein schöner Busen und die frischen Farben der Jugendblüthe mangeln durchaus. Der Anzug ist parisisch, nur sehr übertrieben, und die liebenswürdigsten Geschöpfe laufen wie die Narren herum. Keine einzige sah ich, die den Kopf im Hute hatte; dieser sizt stets auf dem obersten Theil des Kopfes, fast auf der Stirne, und ist im Sommer mit hohem Bouquet, im Winter mit tüchtigen Federbüschen beladen. Diese durch das hoffärtige, taktmäßige Wiegen des Hauptes in Schwung gesezte Last wird nicht ohne Kunst im Gleichgewicht erhalten, den Bewegungen des Körpers benimmt aber just dieß die natürliche Grazie, welche sonst gewiß den amerikanischen Ladies nicht fehlen würde. In ihrer Toilette sind sie äußerst sparsam. Zu Ende Aprils wird die Mode für's Jahr bestimmt. Jede schafft sich dann ein Kleid und einen Putzhut an, wobei nur der Form nach auf Mode, sonst aber hauptsächlich auf wohlfeilen Stoff gesehen wird. Die geringen Preise haben ihren Grund hauptsächlich in der schlechten Qualität der ausländischen, eigens für dieses Land berechneten Fabrikate; und auch dieß hat sein Gutes, denn auf diese Weise ist der Arme wie der Reiche, die Schwarze wie die Weiße ganz gleich gekleidet. Man sieht nichts als elegante Welt, und da Eine die Andere, und Einer den Andern nachäfft, und Alle unter einander die größte Aehnlichkeit im Charakter

haben, so kann man mit Wahrheit sagen: wer Eine Amerikanerin gesehen und gehört hat, der hat Alle gesehen und gehört. Vergebens hat sich der französische Unternehmungsgeist bestrebt, diese Sitteneinfalt zu verfeinern, umsonst schleppt man die prächtigsten Waaren hieher; sie werden besehen und belobt, betrachtet und drapirt, auch nach dem Preise wird gefragt und das Wiederkommen versprochen; dabei geht aber der trostlose Spekulant zu Grunde. Er hat um tausend Dollars einen Laden gemiethet, nebenbei eine theure Wohnung; er hat die Miethe auf das ganze Jahr vorausbezahlen müssen, weil die klugen Neuyorker dem hoffnungsvoll ankommenden Fremden weislich nur diese einzige Bedingung machen. Mancher entschließt sich rasch, seinen Verlust zu verschmerzen, pakt ein und geht wieder zu Schiffe; dieser thut wohl. Den Meisten aber fehlt der Muth dazu; sie sitzen ihre tausend Dollars am Laden ab, und wenn das Jahr herum ist, haben sie theuer und schlecht gelebt, und die Waare ist ihnen geblieben, aber abgegriffen, verblaßt, veraltet. Nun wird der ganze Vorrath versteigert und dann von den amerikanischen Kaufleuten um die üblichen Preise an Mann gebracht; der ausgezogene Europäer aber sieht sich um einen Platz als Bedienter, Aufwärter oder Taglöhner um, und verhungert nicht selten vor dem Hause, wo er sich unlängst noch wohlhabend dünkte und reich zu werden hoffte. Viele dieser Unglücklichen, die jede Thüre verschlossen fanden, denken, vom Hochmuth der Republikaner, von ihrer Verachtung erbittert, von ihrer Härte zur Verzweiflung gebracht, auf Repressalien. Mit Abscheu wende ich mich jezt ab von der Erinnerung an die Greuel, die so oft der kaltblütige Krämergeist erzeugt. In meinem folgenden Briefe erzähle ich aber ein paar solcher Vergeltungsakte; sie sind eben nicht sehr tragisch und charakterisiren den gesellschaftlichen Zustand besser, als irgend etwas.

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsezung.)

Doch von alle dem abgesehen, müssen wir nochmals zu der Frage zurückkehren: was wissen wir denn überhaupt von unserer sogenannten Witterung und ihrem Einfluß auf unsern Körper? Können wir denn mit allen unsern Instrumenten die Witterung des morgenden Tages, ja nur der künftigen Stunde selbst an einem ganz bekannten Orte mit mathematischer Gewißheit voraussagen? Können wir mit jenen Instrumenten den Grund auffinden, weßhalb in manchen Jahren manche Vegetabilien mißrathen und erkranken, während andere, die mit ihnen in derselben Luft, auf demselben Boden leben, in ausgezeichneter Menge und Güte erzeugt werden? Oder können wir sicher darauf bauen, daß, weil es vielleicht häufig der Fall ist, bei herrschendem Ost- oder Nordostwinde, hohem Barometerstand, Trockenheit, Kälte eine entzündliche Krankheitskonstitution, und bei dem Gegentheil eine nervöse vorherrschen werde? — Unserer Voraussage folgt oft das Gegentheil, ja noch häufiger sind die Fälle, wo eine Krankheitskonstitution mit einem entschieden nervösen oder entzündlichen Charakter sich herausstellt, ohne daß unsere Instrumente nur die geringste Aenderung in der Atmosphäre zeigen. — Nur zwei große Regeln mögen die wenigsten Ausnahmen haben und noch weit weniger, als wir zu bemerken glauben, nämlich: es schadet dem Organismus jeder plötzliche Wechsel, so wie das Ungewohnte, und nicht immer im Augenblick, aber doch gewöhnlich sehr bald darauf treten die schädlichen Folgen hervor. So sehen wir bei plötzlichem Ueberspringen des Windes, plötzlichem Wechsel zwischen Kälte und Wärme, ungewöhnlicher Wärme im Winter und umgekehrt, Störungen im Erdorganismus, und ganz besonders im menschlichen, und jene Fälle, wo bei scheinbar sich gleichbleibendem Witterungszustande auffallende Krankheitserscheinungen hervortreten, sind eben vielleicht oder sehr wahrscheinlich Folgen von einem plötzlichen Wechsel der Atmosphäre und etwas Ungewohntem in derselben, nur daß wir wegen Unkenntniß derselben überhaupt mit unsern Instrumenten nicht bestimmen können, von welcher Beschaffenheit dieser plötzliche Wechsel und jenes Ungewohnte sey. — Ganz gewiß aber gelangt man entweder zu gar keinen oder doch irrigen Schlüssen, wenn man, wie es Littrow auch gethan, den Charakter eines Jahres überhaupt, und die Krankheitserscheinungen desselben insbesondere, nun gar nur nach dem mittlern Stand des Barometers, Thermometers u. s. w. beurtheilen will. Denn sonderbar! bei den auffallendsten Witterungszuständen für jeden Monat, Tag und Stunde, bei den auffallendsten Krankheitserscheinungen, ergeben die Mittelzahlen des Jahres nur höchst geringe Schwankungen. Man überzeuge sich nur selbst aus den am besten geführten meteorologischen Tabellen, wie höchst unbedeutend die Schwankungen der Mittelzahlen, besonders der Barometerstände, des Jahres 1832 gegen frühere einjährige und zehnjährige Durchschnitte oder Mittelzahlen sind. Und doch, wie ausgezeichnet war die Witterung einzelner Monate und Tage des verflossenen Jahres, wie ausgezeichnet merkwürdig die Menge des Obstes gegen seine Güte, wie verschieden das Gedeihen der Feld- und Gartenfrüchte, wie ganz eigenthümlich wirkte hin und wieder der Genuß derselben auf Menschen und auf Thiere, auf wie wunderbare Weise verbreitete sich endlich in diesem Jahre die Sphinx unsers Jahrhunderts, die Cholera u. s. w. Darum weg mit dem

Dünkel! und das offene Geständniß, daß es gar Vieles in der Atmosphäre gibt, von welchem sich unsere Meteorologie noch nichts träumen läßt, daß wir namentlich, was die Ursachen der Krankheiten betrifft, durch sie fast gar kein Licht erhalten und die Bedingungen zur Erzeugung von Krankheiten, in so fern sie in der Atmosphäre liegen, beinahe noch eben so wenig erkannt sind, als sie es zu Hippokrates Zeit waren.

Aber auch der dritte Einwurf, welcher von der geringen Größe und Dichtigkeit des Kerns der meisten Kometen hergenommen ist, kann uns nicht bestimmen, eine Einwirkung derselben auf uns und unsere Erde zu leugnen. Denn einmal hat man bereits öfters Kometen beobachtet, deren Kerndurchmesser so groß und noch größer als Jupiter geschätzt wurde, und dann — wächst denn überall durch die ganze Natur die Kraft mit der Masse oder sogenannten Materie? oder scheinen nicht gerade diejenigen Kräfte, welche auf gar keine Masse zu reduziren sind, wir meinen die Imponderabilien, Licht, Elektrizität u. s. w., für uns die gewaltigsten zu seyn? — Mit der Masse und größern Dichtigkeit würde höchstens die Gravitation wachsen, und wenn leztere so gewaltig wäre, wie beim Monde, und der Komet so nahe, wie dieser, würde er höchstens auch Ebbe und Fluth und einige Schwankungen an unserem Barometer bewirken. Wer darf denn aber behaupten, daß, wenn überhaupt Kometen auf uns wirken, dieß nur durch Gravitation, durch Anziehung und Abstoßung, durch Störungen in der Bahn der Erde geschehen könne? Nochmals fragen wir: gibt es denn gar nichts weiter als Masse Schwere und — Zahlen, um beide zu berechnen? *)

Der Einwurf endlich, daß, wenn Kometen einer großen Einwirkung fähig seyn sollten, bei der großen Anzahl derselben (denn man rechnet bei jetziger Kometenjägerei im Durchschnitt auf das Jahr zwei bis drei) es äußerst schwer halten, oder auch, wie man will, sehr leicht seyn würde, ein entsprechendes großes Ereigniß als von ihnen herrührend, für jeden derselben nachzuweisen, hebt sich theils schon durch das Vorausgegangene, theils wird er sich aus dem Nachfolgenden erledigen.

Und so schmeichlen wir uns, dargethan zu haben, wie es noch keineswegs erwiesen sey, daß Kometen ohne Einfluß sind, und fragen endlich: wie weit es im Gegentheil erwiesen werden könne, daß Kometen in der That einen Einfluß haben auf das Leben der Erde und ihrer Bewohner?

(Schluß des ersten Artikels.)

---

*) Mit Unrecht macht man Aerzten den Vorwurf, daß sie vorzugsweis dem Materialismus huldigen; nein! die Astronomen thun dieß, und in Newtons allgemeinem Gesetz der Schwere findet er seine mächtigste Stütze.

An Uhland.

Wenn ich in Deine Lieder mich vertiefe,
Dann ist es mir, als riefe
Mir eine Stimme aus der alten Zeit,
Aus der versunknen Wunderherrlichkeit; -
Mir ist, wie wenn ein buntes Farbenlicht
Am Abend durch des Münsters Scheiben bricht,
Und wo die Jungfrau stille betend kniet,
Um ihre Locken Rosenschimmer zieht;

Und wie, wenn aus des Waldes tiefem Schweigen,
Aus weiter Fern die Sägemühle klingt,
Der Mittag schwüle Tannendüfte bringt,
Des Jägers Lied aus grünen Hallen dringt,
Die Mährchen aus den Blumenkelchen steigen,
Und mondlich Elfen tanzen ihren Reigen,
Und eine Glocke ruft mit leisem Klange:
„Wann findet ihr? Ihr sucht doch schon so lange!“

Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, Juli.

(Beschluß.)

Die Citadelle. Aussicht vom Liebfrauenthurm.

Ich will den französischen Kanonieren das Zeugniß geben, daß sie saubere Arbeit gemacht. In fünf Jahren läßt sich das nicht wieder flicken, was sie zusammengeschossen; Alles muß durchaus neu gemacht werden. Es ist, außer den Mauern der großen massiven Kaserne, worin jedoch alle Balken niedergeschmettert sind, auch keine Spur von einem Gebäude mehr vorhanden. Die Kirche gleicht einer abgebrannten Bauernscheune, woraus Pfosten und Balken verkohlt emporragen; eine schauderhafte Verwüstung. Ihrerseits haben die Holländer die Wälle dergestalt mit Säcken und Schanzkörben gespickt und das ganze Terrain durch minirende Maulwürfe bearbeitet, daß man weder Wall, noch Bollwerk, noch Brüstung mehr erkennt. Man kann füglich vom Felde her außerhalb der Vorwerke über die Trümmer hinein in die Kasematten gelangen. Ich begreife gar nicht, wie sich die Besatzung geborgen hat, denn selbst die Kranken lagen in improvisirten Erdlöchern, von Balken gestützt. Es ist ein imposantes Schauspiel um solche Trümmer. Da sieht man, was das Pulver kann und wie schrecklich es ist, ein Prinzip mit Waffen auszufechten. Der ganze fürchterliche Spuk, wir wissen es, hat nicht einmal eine Frucht getragen.

Als ich die Bresche besah, welche die französischen Batterien in die Bastion St. Laurent geschossen, fand ich dort schon die Maler des Herrn Franconi aus Paris, die hieher gereist waren, die verschiedenen Ansichten aufzunehmen, um Dekorationen zu einem neuen Stücke zu machen. Die Napoleonschen Heldenthaten sind im Cirque olympipue erschöpft, nun muß das juste milieu auch daran. Hier fällt mir ein, daß weiland der gute Herzog Alba diese Citadelle als eine Zwingburg für Flandern bauen und sich als einen bronzenen Apostel in der Kirche aufstellen ließ, nachdem er die Schlacht bei Jemmingen gewonnen. Seit der Zeit haben die Franzosen sich nun schon zweimal den Spaß gemacht, Feuer daran zu legen. Ich habe weder den bronzenen Alba, noch das Kreuz gefunden, das die Antwerpener aus ihm machten.

Wir begaben uns, nachdem wir auf dem Erdwall Chassés die Gegend von Lillo und Burght besehen hatten — der Dammbruch nimmt sich sehr schön aus mit der übergetretenen Schelde, die einem Meere gleicht — auf den Thurm der Liebfrauenkirche, der ohne Zweifel nach dem Straßburger Münster das erste gothische Kunstwerk der Art ist. Auf ihm die Gegend zu überschauen, zumal da sie vor Kurzem ein Schauplatz des Kriegs und der Verwüstung war, ist ein reicher Genuß. Man sieht das Meer als äußerste Grenze des Horizonts; gleichsam ein länger, weißer Streif geschmolzenen Erzes, der sich herauf in die beiden Busen der Oster- und Westerschelde zieht. Dieser Strom, nach der Stadt zu sich allmählig schmälernd, ist selbst vor der Citadelle noch weit breiter als der Rhein und gewährt einen majestätischen Anblick. Die Dämme, zwischen denen das Wasser stand, glichen langen, im Zickzack laufenden Furchen, auf deren Winkeln hinauf und hinab die Forts der beiden Ufer ihre Fahnen wehen ließen. Lillo, Liefkenshoek, Frederik-Hendrik, St. Maria, Pipetabak und die flandrische Hoft bewachen gleichsam die schwellende Fluth mit ihren Feuerschlünden. Außer einem ganzen Archipelagus von Dörfern und Städtchen erblickt man in der Ferne den Rathhausthurm von Brüssel und die St. Gudulathürme, näher die Stadt Vilvorde und den ehrwürdigen Dom von Mecheln. Gents Zinnen heben sich vom Meer ab, so daß die Spitzen im Silber stehen wie in einem Wappenschilde, und auf der andern Seite erheben sich die Bollwerke von Bergen op Zoom aus den Niederungen, umgeben von Kanalstreifen und langen Straßenlinien. Ein höchst merkwürdiges Land, wenn man es so in der Vogelperspektive betrachtet. Man sieht keinen Berg, bis man sich gegen Frankreich wendet, und dorthin ist die Abdachung viele Meilen lang.

Nirgends gibt es Lilien mehr, als auf dem Felde und an dem Antwerpener Gasthofe: Aux Fleurs de Lys; ich suchte Schutz unter ihrer Aegide. Es waren noch mehr Deutsche, sogar ein königlich sächsischer Hofrath oder Justizrath da, der gewaltig auf die belgische Regierung loszog, weil sie ihm zum Besuch der Citadelle eine Karte gegeben, die ihn noch zwei Tage zu bleiben zwang. In Deutschland, meinte er, würde so etwas Personen seines Standes nicht begegnen. — Das Arsenal und der Entrepot mit den angrenzenden Häusern liegen noch immer in Ruinen, groß wie eine Stadt, das ganze Ufer füllend. Ein recht trauriger Anblick, der mich sehr böse auf Chassé und den König von Holland werden ließ. Das Volk um mich her schien mir inzwischen diese Gefühle nicht zu theilen, denn aus den schwachbeleuchteten Fenstern einer halb abgetakelten Schenke schnurrte lustig der Fidelbogen, und die alte Teniersche Welt drehte sich drinnen auf dem Absatz, als ob der Himmel voll Geigen hinge. Rubens allerschönste flandrische Kirmes schwebte mir in Gedanken vor, und sogar die auf der Schelde vorüberfliegenden Segel schienen den Takt dazu zu schlagen. Der Freihafen ist nicht weit davon, wahrscheinlich also that sich das müßige Schiffervolk in der Schenke etwas zu Gute. Nun, es hat gewiß lange feiern müssen und feiert noch, da fast kein Nachen das Seil mehr löst. — Die Barrikaden sind alle verschwunden, bis auf die Uferschließer, welche gewissermaßen als Hafenwächter noch stehen und auch Schildwachen haben. Man fühlt aber aller Orten, daß die Holländer auf gute Kanonenschußweite stromab wohnen; denn die Kanoniere haben die brennenden Lunten mit dem Säbel vertauscht.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Delavignes Kinder des Königs Eduard.

Die karlistischen Blätter, welche so wenig Stoff zur Zufriedenheit finden, es wäre denn etwa im Auslande, haben in der lezten Zeit ein großes Labsal an Cas. Delavigne's „Kinder des Königs Eduard" entdeckt, und sie behandeln diese Tragödie, als ob es eine Haupt- und Staatsaktion beträfe. Es gereicht ihrer Schlauheit zur Ehre, daß sie so großen Vortheil aus einem dramatischen Werke gezogen haben. Bei der vorlezten Kunstausstellung in Paris hatte ein kühner Maler, Paul Laroche, die beiden jungen Prinzen, Söhne des Königs Eduard, dargestellt, wie sie in ihrem Gefängnisse zusammen auf einem Ruhebette saßen und ihr schauerliches Loos erwarteten. Casimir Delavigne ist dadurch veranlaßt worden, das Schicksal dieser Prinzen zu schildern; er hat Shakespeare's Richard III. fleißig studirt, und mit der ihm eigenen Fertigkeit und mit seinem großen poetischen Talente ein sehr anziehendes Trauerspiel in drei Aufzügen geschrieben, worin sich zwar mehrere Nachahmungen von Shakespeare'schen Stellen finden, dessen ganze Anordnung aber doch ihm angehört. An Erfindungsgeist mangelt es ihm vielleicht, aber einen gegebenen Stoff weiß er sehr gut zu verarbeiten und versifizirt vortrefflich; darin thut es ihm kein lebender französischer Dichter zuvor. Die vorzüglichsten Schauspieler spielen auch gern in seinen Stücken, und daher fällt denn die Darstellung vortrefflich aus. So geht es auch hier. Das Stück findet sehr großen Beifall im Théâtre français, und Dlle. Mars als Mutter der beiden Prinzen, die durch Schauspielerinnen dargestellt werden, rührt die Zuschauer durch ihre gefühlvollen Aeußerungen. Auch hat der Dichter auf geschickte Weise den beiden Prinzen verschiedene Gemüthsstimmungen beigelegt, wodurch das Einförmige ihrer Lage etwas gehoben wird. Die karlistische Parthei hat sogleich eingesehen, daß sie aus diesem Stücke Vortheil ziehen könne. Sie hat in ihren Zeitungen Heinrich V., ihren Abgott, mit den jungen Prinzen verglichen. Beiderseits bringt man die unschuldige Jugend um einen Thron, und natürlich vergleicht man den jezigen König Ludwig Philipp mit dem Oheim der beiden englischen Prinzen, als ob es von ihm abhänge, dem Herzog von Bordeaux zum Throne zu verhelfen. Man lobt auf gleißnerische Weise den Dichter, daß er ein so ächt legitimistisches Trauerspiel gedichtet habe. Ich weiß nicht, wie Cas. Delavigne dieses Lob aufnimmt; aber sicher muß es ihn, der sonst um die Gunst der Liberalen buhlte, höchlich befremden, daß er nun, da sein Beschützer König geworden ist, von der dem Throne feindlichen Parthei als zu ihr gehörend gepriesen wird, und daß man ihm Gesinnungen und Absichten zuschreibt, die ihm wohl nimmer eingefallen sind. Diese Parthei ergözt sich an dem Stücke, als ob ihr ein Trost vom Himmel gesandt sey, und geht ins Schauspiel, um dem Dichter Beifall zu klatschen. Ein sonderbarer Umstand ist es, daß Ludwig Philipp, welcher an den dichterischen Leistungen Cas. Delavigne's innigen Antheil nimmt, und zwar mit der Wärme eines Freundes, und ihm versprochen hatte, der zweiten Vorstellung beizuwohnen, nicht hingegangen ist und wahrscheinlich seinen Vorsatz geändert hat, seitdem er weiß, welche politische Tendenz die karlistische Parthei diesem Stücke untergeschoben hat. Der Dichter, dem an der Gunst des Königs viel gelegen ist, muß von Herzen über den Triumph betrübt seyn, den jene Parthei in seinem Namen feiert. Solch ein Sieg ist fast so schlimm als eine Niederlage. Wahrscheinlich hofft er auf eine Zeit, wo der Partheigeist seine Dichtung in Ruhe lassen wird und die Zuschauer dasselbe nach seinem ästhetischen Werthe, und nicht nach politischen Anspielungen werden beurtheilen können.

Dg.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 179:
Ball. All.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. August 1833.

Künftig rath' ich Euch zu wissen,
Daß ich Euer König bin.

Herder.
Der Cid.

Das Turnier zu Navarra.

Romanze.

Tief im Walde von Navarra
Hört man eine Stimme singen:
„Sag' mir, Vöglein, was dich gräme? —
Meine Liebste fiel in Schlingen. —
Bangt dir nicht, der Vogelsteller
Möcht' auch dir an's Leben dringen? —
Ach! der Gram, der schlimme Vogler,
Wird noch schneller mich bezwingen.“

Wie die Stimme nun geschwiegen,
Hört man's in den Zweigen wehen,
Flinke Jäger, schmucke Ritter
Plötzlich vor dem Sänger stehen;
Aus den Reihen schreitet Einer:
„Warum klagt von Liebeswehen
Deine Stimme, blonder Sänger?
Ist ein Leides dir geschehen?“

Und zur Erde blickt der Sänger:
„Nach der Liebsten steht mein Bangen!
Drüben im Navarraschlosse
Liegt sie hinter Eisenstangen;
Karl der Schlimme hat mit Listen
Ihren frommen Sinn umgangen,
Und gekränkt von ihrem Hohne,
Hält er zürnend sie gefangen.

„Doch es droht der heil'ge Bischof,
Mit dem Bann die Maid zu rächen,
Und sein Recht zu proben, ladet
Heut der Graf zum Lanzenstechen.
Horch! Trompetenstöße schallen
Drüben auf den grünen Flächen!
Wüßt' ich, statt ein Lied zu singen,
Eine Lanze doch zu brechen!“

Und vorüber ziehn die Jäger,
Und der Sänger steht mit Zittern
An den Schranken und hinüber
Späht er nach des Thurmes Gittern,
Wo die schöne Dame schmachtet.
Wagt es keiner von den Rittern,
Karl des Schlimmen Hohn zu brechen
Und den Schaft ihm zu zersplittern?

Horch! da schmettern die Trompeten,
Horch! und Heroldstimmen hallen:
„Schickt Euch an, ihr edeln Herren!
Wer zuerst auf's Knie gefallen,
Dessen Rittergut und Leben
Ist der Siegers Macht verfallen.“

Dreimal ist es ausgerufen,
Dreimal die Trompeten schallen.

Und das Gottgericht zu halten,
Steigt der Bischof zum Altane;
Karl der Schlimme schwenkt gewärtig
Schon die blanke Partisane —
Sieh! da sprengt ein fremder Ritter
Plötzlich nach dem Waffenplane:
Montjoie St. Denys! so grüßt er,
Und der Herold neigt die Fahne.

Auf den Grafen sprengt der Fremde:
„Sag', wie ließest du mich kränken,
Wär' ich dein Vasall und käme
Gegen dich den Schaft zu schwenken?“
Spricht der schlimme Karl: „Zu Boden
Solltest du die Kniee senken
Und im Thurme zu Navarra
Deines freveln Wahns gedenken.“

Und den Helm schlägt auf der Fremde:
„Hast dir selbst den Stab gebrochen!“
Und der Graf erblaßt, als hätte
Ihn des Ritters Speer durchstochen;
Doch der blonde Sänger jubelt,
Daß die Liebste nun gerochen,
Und erkennt den edeln Jäger,
Den er jüngst im Wald gesprochen.

Heil dem König! Heil dem König!
Ruft das Volk im Jubeltone,
Und es neigen alle Fahnen
Tief sich nieder vom Balkone.
Graf von Evreux! beug' die Kniee!
Rufen ringsum die Barone:
Nieder, auf die Kniee nieder
Vor dem Glanz der Königskrone!

Und sie rufen, bis des Grafen
Starre Kniee sich beugen müssen.
Spricht der König: „Auf! zur Stunde
Soll die Maid das Licht begrüßen;
Laß die Kerkerschlüssel reichen,
Wirf der Dame dich zu Füßen,
Drauf im Thurme zu Navarra
Sollst du deinen Frevel büßen!“

Und nach einer kleinen Weile
Kommt die Dame schon geschritten;
An des Bischofs Hand in Züchten
Steht sie in des Planes Mitten,
Und für Karl, den schlimmen Dränger,
Möchte sie ein Wörtlein bitten;
Doch der König winkt — zum Thurme
Zieht der Graf mit schwanken Tritten.

Und der König führt mit Lächeln
Drauf die Dame zu dem Sänger:
„Sieh, dein Vöglein ist entronnen
Und im Garn der Vogelfänger!“
Und der Bischof hebt die Rechte:
„Scheiden will Euch Gott nicht länger —
Sein Gericht ist nun entschieden
Zwischen Euch und euerm Dränger!“

A. Stöber.

Wanderungen durch Altgermanien.

Von H. Mörlin.

Die Ubier.

Zu einer Wanderung durch die Gaue der alten Germania, um nach der Bedeutung der Namen zu forschen, die uns da in wunderbaren Klängen entgegentönen, besonders der Völkernamen, sodann um Einiges aufzufassen und festzuhalten, was über die Wohnsitze der mancherlei Volksstämme entscheidet und zum Theil die Namenforschung erleichtert, endlich, weil man auch ein Bild der einzelnen Völkerschaften dabei vor sich haben will, einen kurzen Blick auf ihre frühere Geschichte zu werfen — zu einer solchen Wanderung darf man sich wohl auf diesen und jenen Gefährten in deutschen Landen Hoffnung machen.

Beginnen wir mit den Ubiern. Der Name reizt um so mehr, je weniger er uns befremden würde, wenn wir ihm in Italien, Griechenland oder selbst in Libyen begegneten. Und doch muß er deutschen Ursprungs seyn. Cäsar nennt die Ubier zuerst; wie er, hat Tacitus Ubii, und gleichlautend Strabo und Dio Kassius Οὔβιοι. Sie wohnten zu Cäsars Zeit auf der rechten Seite am Rhein, und grenzten stromaufwärts mit den Sueven, die bis dahin vorgegangen waren, und unstreitig damals alles Land südlich vom Main beherrschten, stromabwärts mit den Sikambern, die einen großen Theil des Landes am Niederrhein inne hatten. Gegenüber auf gallischer Seite war das Gebiet der Trevirn, das hier, den Rhein entlang, von dem Lande der Vangionen, dessen Lage Worms, einst Borbetomagus, bezeichnet, bis wenigstens zur Mündung der Mosel sich hinzog. Von jenem Gebiet aus trägt Cäsar die römischen Waffen über den Rhein, um die Germanen in Furcht zu setzen; doch dünkt es ihm bei seinen beiden Uebergängen sehr unheimlich auf deutschem Boden, und er kommt nicht über die Niederung am Strom hinaus. Die erste Brücke, die er schlagen läßt, berührt schon das Ubische Land; denn er kehrt von den Sikambern nach Zerstörung ihrer Höfe in der Ufergegend, und nach Vernichtung ihrer Feldfrüchte zu den befreundeten Ubiern zurück, um wieder über den Rhein nach Gallien zu gehen. Von der zweiten, etwas höher hinauf erbauten Brücke sagt er selbst: sie habe auf das Ubische Ufer geführt;

50.000 Schritte davon war Sikambrisches Land. Sonach finden wir die Ubier entschieden im allbekannten, sieben Stunden langen Rheingau, und weiter hinab, wohl auch zum Theil landeinwärts; denn Cäsar nennt sie ein ansehnliches Volk, obwohl nach dem Begriff der Germanen von der Völker Größe. Die Rebe freilich ist in dieser frühen Zeit noch nirgends am Rhein zu erblicken, auch in Rhätien nicht, das seinen von Virgil hochgepriesenen Wein offenbar nur abwärts an den südlichen Abhängen seiner Gebirge erzeugte; edleres Obst noch nicht: die Kirsche, von welcher Plinius eine Art, deren Farbe aus Schwarz, Roth und Grün gemischt war, am deutschen Rheine sah, war, als ein Geschenk des Lukullus, damals, zu Cäsars Zeit, selbst in Italien noch neu. Was gewahren wir aber beim Blick auf das Ubische Land? Die Abdachung der Höhen und das Thal bieten treffliche Weide, allenthalben sieht man Heerden, fruchbare Felder breiten sich in der Niederung aus, die einfachen Gehöfte ragen freundlich hervor, den Strom bedecken Schiffe und Kähne — eine weite, einmal sich verengende, dann wieder offenere Aue liegt vor uns. Und hier löst sich das Räthsel: Aue hieß einst ouwe. Die Ubier sind die Männer der ouwe — oder auch mehrerer ouwen, Rheingau und Thal an der Lahn, das die Burg Nassau durch ihren Namen als Aue bezeichnet, mit den Zwischenräumen. Vermuthlich gebrauchte man das Wort ouwe daheim von Volk und Land zugleich. War übrigens ein Theil des Landes Waldhöhe, so gab doch mit Recht der schönere Theil des Landes, welcher in Aue bestand, den Namen. Die Form ouwe findet sich im ältern und mittlern Hochdeutschen; noch bei König Wenzel, wo es vom Winter heißt: „er hat die Blumen ingetan — der kleinen vogelin suffen sank — in walde und auch in ouwen.“ Dann hat man auch owe, awe, vielleicht noch auge, wenigstens in lateinischer Uebertragung: augia.

War nun aber Ubius für ouwe altrömischer Wortbildung gemäß? Nichts kann entschiedener seyn. Denn ist wohl der Danubius der römischen Schriftsteller — nur auf einer Münze, von den Narbonensern auf Trajan geschlagen, liest man Danuvius — ist wohl jener Danubius etwas Anderes als die deutsche Don-au? Aue, ouwe, bedeutete nämlich einst auch Strom. Jetzt noch nennen die Rheinländer ihre Flußinseln Auen, wo man sonst Werder sagt. In jener Bedeutung für Strom grenzte das Wort mit dem gothischen ahva, fließendes Gewässer, althochdeutsch aha. Ein Beispiel aber bietet sich im Nibelungenliede, V. 6266 dar, bei Erzählung der Ueberfahrt der Burgonden über die Donau; „in denselben stunden, do er (Hagen) den schifman sluoch, daz schif daz vloz en ouwe,“ d. i. im Strome fort. Die Donau heißt dort Tuonouwe, z. B. 6116: „an dem zwelften morgen der chunich an diu Tuonouwe quam.“ Das römische a dem deutschen no gegenüber, erinnert an Don und Tanais in der ersten Sylbe des Flußnamens.

Lassen wir übrigens diese Sylbe jezt unbeachtet, und fügen nur noch ein Wort aus der Geschichte der Ubier hinzu. Sie ist nicht ruhmvoll, aber die Umstände entschuldigen Manches. Nachbarn der Gallier, zeigten sie sich früh mit gallischer Sitte befreundet, und suchten des Imperators Schutz, als er ihnen nahe kam. Denn vormals den Sueven, nach langem Widerstand, zinsbar geworden, hatten sie, als Ariovist durch Cäsar besiegt war, an heimziehenden Suevenschaaren Rache genommen. Die Römer konnten sie wohl halten, aber nicht vor immer neuen Angriffen sichern. So ließen sie sich durch Agrippa, der 37 Jahre vor Christi Geburt an den Rhein gekommen war, am linken Rheinufer, weiter nach Norden hin, ansiedeln. Hiemit entstand die Colonia Agrippinensis, als Stadt jezt Köln, mit ansehnlichem Gebiet. Von einer Ara Ubiorum eilte Segimund, Armins Schwager und seit Kurzem Priester, vermuthlich römischer, hinweg und heim zu seinem Volke, als es sich gegen die Römer erhob, wurde aber später mit ihnen wieder ausgesöhnt. Es kann derselbe Altar seyn, den man in Bonn verwahrt und der die Aufschrift führt: Deae victoriae sacrum; Viele haben dieß geglaubt. Der Name Ubier verlor sich indeß allmählig vor dem Namen Agrippinenser, obschon das Volk sich seiner deutschen Ahnen rühmte. Einmal trat es wieder einem Bunde deutscher Völker bei, als nämlich Civilis, der Bataver, im Jahr 69 — 71 nach Christus, die Römerherrschaft bekämpfte und erschütterte. Dem Wechsel des Kriegsglücks folgend, fiel es aber bald wieder ab. Viele hingen einmal an Rom, Viele waren in dieser Zeit selbst römischen Geschlechts. Deutsche wurden erschlagen, und eine Schaar Chauken und Friesen, auf dem Zuge zu Civilis Heer begriffen, ward in einem Hause zu Tolbiacum — wie ich glaube, ursprünglich ein fester römischer Zollort, unsern Achen, von den Deutschen tol bi ahun (Zoll bei den Quellen) genannt — erst reichlich bewirthet, dann durch Anzündung des Hauses vernichtet. Fortan hielten nun die Agrippinenser zu den Römern. Hier nehmen wir von dem Ubischen Volksstamm Abschied.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Ausschließung der Frauen von den parlamentarischen Verhandlungen. Kaupert.

Ich sehe den Schatten der Frau von Staël aus ihrem geheimnißvollen Marmorgrab in Coppet hervorgehen und drohend über ihre Vaterstadt Genf hinschweben, wo bei ihrem Anwehen alle unsere gelehrten und hochgebildeten Frauen in galvanisch-magnetischer Erregung die Hände aufrecken über den Gräuel, der sich bei uns begeben. Ein anderer Genfer Schatten aber — J. J. Rousseau — steht Beifall lächelnd zur Seite, wenn anders ein Schatten Beifall lächeln kann, was

allerdings seine Schwierigkeiten haben mag. Nicht allein haben die St. Simonisten „die Frau“ nicht bei uns gefunden, welche sie in West und Ost suchen, unser eigener Großrath denkt gering von dem schönen Geschlecht, denn er hat es, schwarz auf weiß, von dem öffentlichen Zutritt zu unsern parlamentarischen Verhandlungen förmlich und ausdrücklich ausgeschlossen. Quelle indignité! Dazu muß der Großrath wohl seine Gründe gehabt haben. Allerdings, und zwar sehr gute, denn — rund heraus gesagt — ich bin auch einer von den beschränkten und despotischen Männern, welche die lieblichen Frauen, diese freundlichen Lebensblumen, überall gern sehen, auf Gassen und auf Straßen, in Schlaf-, Ankleide- und selbst in Schmollzimmern, auf Feldern und in Wäldern, in Küche und in Keller, bei Nacht und bei Tag, in Ballsälen, in und auf dem Theater, nur nicht auf parlamentarischen Gallerien, Tribünen und dergleichen hochgelegenen Orten, wo sie leicht ihren Duft einbüßen und einrunzeln im Anhauch der Politik, ihrer Geschwisterkinder und der schimmernden Oeffentlichkeit. Pericles und J. J. Rousseau waren gleicher Meinung, und beiden kann man doch nicht wohl nachsagen, daß sie die Frauen nicht geliebt hätten, im Gegentheil! Sie glaubten aber zu ihrer geliebten Frauen eigenem Glück, Segen und Vortheil, sie von allen öffentlichen und Staatsgeschäften ausschließen zu müssen. Interessant waren die mehrtägigen Diskussionen im Großrath über diesen Gegenstand. Alle Bemerkungen für die Nichtadmission klangen im Grund sehr ehrend für die Frauen, denen allerdings hier in Genf eine Lust zu Einfluß und Leitung beiwohnt, die mit ihren geistigen Anlagen im Verhältniß steht, aber schon jezt manchmal den häuslichen Frieden unterbricht; was würde nun erst geschehen, wenn sich die Frauen, Schwestern, Geliebten, Feindinnen und Freundinnen, die Gevatterinnen, Muhmen, Basen und Nachbarinnen mit allen ihren geraden und winkeligen Rücksichten durch zähere und umständlichere Gespräche und Zureden noch mehr in die öffentlichen Angelegenheiten und Geschäfte mischten, als jezt schon geschieht? Darum finde ich den Entschluß des Großraths zwar nicht galant — wozu ja der Genfer überhaupt keine Anlagen hat — aber klug und besonnener Männer würdig, die auf der einen Seite Herrn im Haus bleiben und das Heft ganz und allein in den Händen behalten, auf der andern Seite aber ihre Frauen fortan weiblich, zart, mild, freundlich und liebenswürdig finden wollen, was sie nicht lange bleiben würden, wenn sie, aus ihrer schönen Sphäre heraustretend, einen Theil ihrer Zeit auf den Gallerien und Tribünen des Sprechsaals zubringen und dann im Widerklang zu Haus mit halber Sachkenntniß und Verdauung, aber mit ganzer Eigenliebe, mit vieler Persönlichkeit u. s. w. über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes verhandeln wollten.

Wenn man auch noch so lange an einem Ort gelebt hat, so soll man doch nicht glauben, ihn recht und durch und durch zu kennen. So geht es mir jezt mit Genf, und ich gestehe dieß den Lesern mit einiger Zerknirschung. Wie oft habe ich seit acht Jahren im Morgenblatt gesagt, die Genfer seyen ein ruhiges, verständiges, allem Schwulst, allem Uebertriebenen höchst abgeneigtes Volk, vor Allem dem Maaß und der besonnenen Erwägung ergeben! Nun, daran ist kein Wort wahr; wenigstens ist mir nun die Ueberzeugung geworden, daß dieses Völkchen, und zwar sein Unten und sein Oben, eines Enthusiasmus fähig ist, der etwas ganz Unbegreifliches, ja etwas Komisches hat, qui — wie neulich ein boshafter Franzose sagte — frise la folie, eines Enthusiasmus, der sich zwar in seinem Ueberschäumen nur vierzehn Tage gehalten hat, der aber für solchen Gegenstand nicht allein hier, sondern auch in andern Ländern ohne Beispiel ist, ja als merkwürdiger Punkt in der Genfer Sittengeschichte aufgezeichnet zu werden verdient; denn die Volksbewegung, das Rennen, Laufen, das Staunen und die Bewunderung, die einst Calvin, Theodor de Beze und andere große Männer hier durch erhabene Worte und Handlungen veranlaßt haben, ist nicht mit dem zu vergleichen, was wir in den ersten Tagen des Juni hier sahen und was — sonderbar genug — jezt, da der Rausch vorüber ist, vielen von Denen unbegreiflich scheint, die doch thätigen Antheil daran genommen haben. Doch was ist der langen Rede kurzer Sinn? Ich habe in diesen Blättern schon einigemal von den dankenswerthen Bemühungen gesprochen, die ein Herr Kaupert in Morges aufwendet, um da den einfachen, vierstimmigen Gesang zu guten Volksliedern einzuführen, der in der östlichen Schweiz, besonders im Zürichschen, schon seit einigen Jahren durch des wackern, anspruchslosen Nägelis Bemühung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit und Schönheit gediehen ist. Die vielen Liedertafeln, die sich in Deutschlands größern und kleinern Städten aufgethan haben, leisten dasselbe. Kaupert fing vor ungefähr zwei Jahren an, unentgeldlichen Gesangsunterricht in der Kirche zu Morges zu geben, wo sich nach und nach gegen hundert Lehrlinge, größtentheils junge Leute beiderlei Geschlechts, versammelten. Späterhin vereinigte er die Schullehrer der Umgegend, um durch deren Lehre und Beispiel günstig auf das Volk zu wirken. Auch ein Männerchor wurde auf dem dortigen Kasino gebildet und gedieh sichtlich. Bei dem Lehrtalent, dem uneigennützigen Eifer Kauperts und der ansprechenden Neuheit der Sache kam sie bald in Schwung und füllte seitdem manche Stunde gut und unschädlich aus, die außerdem in der Schenke unter Schreien, Toben, Saufen, Spielen und andern Ausschweifungen verloren worden wäre. Im Verein und getragen von andern günstigen und helfenden Umständen: von gutem Volksunterricht, Volksbibliotheken, kräftiger Einwirkung der Pfarrer, Schullehrer und ihrer Frauen auf die Gemeinden durch freundliche Lehre, Zuspruch und Beispiel, mag dieser Gesang mit der Zeit zur Milderung und Versittlichung des Volks dienen, aber gewiß nicht ohne diese kräftige Mitwirkung, wie sich K. schmeichelt. Im Laufe vorigen Winters lud man Kauperten in die benachbarten Städtchen Aubonne und Rolle ein; die Kirchen wurden geheizt und füllten sich mit Gesanglustigen. Aus der ganzen Umgegend strömten die Leute troz der rauhen Winterszeit zusammen. Also gleich günstiger Erfolg in Gegenden, wo man, wie früher in Morges, gar keinen Gedanken an bessern Gesang gehabt hatte, wo dieß etwas ganz Neues und Unerhörtes war. Nun wurde K. auch nach Genf eingeladen, um da seine Lehre des bessern Volksgesangs auszubreiten. Einige reiche und vornehme Familien, besonders die Eynards, interessirten sich lebhaft für die Sache; es bildete sich schnell ein Gesangscomité. Beiträge wurden zu den Voranstalten gesammelt u. s. w. Es gab Leute — und zu ihnen gehörte auch ich — welche zweifelten, daß in Genf die Sache einen eben so günstigen Erfolg haben werde, wie in den kleinen Waadtlandsstädten; denn der gute und zwar der höhere vierstimmige Gesang ist hier schon seit lange nichts Neues und Unerhörtes mehr wie dort, unsere Geistlichen und Kirchenvorsänger haben sich damit schon seit einigen Jahren viele Mühe gegeben, und Manche, z. B. in der Kirche St. Gervais, haben es darin mit ihren Schülern weit gebracht; der lutherische Pfarrer Wendt hat in seiner Kirche schon seit längerer Zeit Treffliches geleistet, ebenso der geniale Berstedt, welcher der Gesellschaft des Kirchengesangs (chant sacré) mit Eifer vorsteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 2. August 1833.

Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!

Goethe.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung der Zerrissenen.)

Von A. v. Sternberg.

Es stürmte, dichtes Schneegestöber fiel herab, der Winter lag kurz vor seinem Dahinscheiden mit seinem ganzen düstern Gefolge vor den Fenstern des Zimmers, in dem drei Männer behaglich am Kamin zusammensaßen und, sich an der Flamme wärmend, die Erinnerungen ihrer Jugend zurückriefen. Eine Pendüle, an der Seitenwand aufgehängt, begleitete mit ihren immer wiederkehrenden Sekundenschlägen die Worte der Männer, gleichsam als schritte die Zeit selbst hörbar in der Stille und dem Frieden des Gemachs an ihnen vorüber. Ottfried hielt eine Rolle Manuscriptbögen in der Hand; es schien, er habe eben etwas vorgelesen; sein Bruder war noch in tiefes Nachsinnen versenkt, und der Prediger des Orts, welcher mit dem Rücken gegen uns durch die breite schwarze Fläche fast die Aussicht auf die Flamme versperrt, nahm jezt nach einer ziemlich langen Pause das Wort und sagte, indem er den Blick um sich auf das Zimmer richtete: „Ich habe nimmer glauben mögen, daß dieses alte Wohngebäude mit den wenigen Veränderungen, welche Ihr habt anbringen lassen, zu etwas so Würdigem und Behaglichem könne umgestaltet werden. Ihr seyd geschickt zu Werke gegangen, theurer Freund, daß Ihr nicht die alte Physiognomie auf Kosten der neuen verwischt habt; die Behaglichkeit seiner frühern Bewohner, ihr vergangenes Leid und Glück, dünkt mich, spricht noch aus diesen Wänden, aus diesem alterthümlichen Geräthe.“ — „Ich habe,“ erwiderte der Baron, „hier wie überall das Neuere nicht geradezu für das Bessere gehalten; ja die Sophas, Stühle und Tische, welche nach der Revolution in die Häuser einwanderten, habe ich eigentlich, ich will's gestehen, nie leiden mögen. Die griechische, altklassische Vornehmheit dieser Geschöpfe, ihre geraden Beine und antiken Leiber sind mir ordentlich verhaßt gewesen; ich habe nur dann wieder ruhig geathmet, wenn mich mein trefflicher, auf kurzen verdrehten und vergoldeten Dachsbeinen ruhender Sorgenstuhl aufnahm.“ — „Fürwahr,“ nahm Ottfried das Wort, „schien es doch fast, als hätte man einen Stuhl jener Tage geradezu aus der Ilias herausgestohlen, oder sein Ruhebett aus der Nachlassenschaft Aspasiens erstanden; das Auge wurde durch die trockene Gelehrsamkeit der Linien ermüdet, ohne daß der Körper durch erhöhte Bequemlichkeit wiederum schadlos gehalten worden wäre. Man sollte doch überall auf diese Dinge, die gleichsam als unsere nächsten Freunde und Angehörigen uns immerdar umgeben, mehr Achtsamkeit verwenden; mir gibt ein Zimmer die Geschichte des darin wohnenden Menschen, so wie eine Stadt die Geschichte eines Volks.

Versuche man es nur, die Einwohnerschaft der berühmten Hauptstädte zu vertauschen, die Pariser zum Beispiel nach Stockholm, die Schweden nach Paris, die Londoner nach Wien und umgekehrt zu versetzen, jeder würde sich wie in einem fremden Zimmer höchst unbehaglich fühlen, und in Zeit eines Jahres würde die ganze Stadt ein anderes Ansehen gewinnen." — „Sehr wahr!" rief der Pastor; „unser Leben und seine Erscheinungen sind nun einmal in die Quadratur eines solchen Zimmers gebannt; drüber hinaus können wir nicht, und was wir von der Natur wissen, ist nur das Wenige, was wir in dieses Quadrat hineinziehen. Wie Einer, der lange in einer dumpfen Luft geathmet, nicht weiß, daß sie dumpf ist, so wissen wir am Ende nicht mehr, daß das freie Naturleben, das Naturganze für uns verloren gegangen. Die zahmen Blumen, welche wir an unsere Fenster gewöhnen, die Hausthiere, die mit uns leben, die Bäume selbst, welche in unsern Parks die Civilisation mit uns theilen, alle diese können uns die freie Natur nicht mehr vergegenwärtigen; auch sie sind in die Quadratur unseres Zimmers gebannt, ihr Leben müßte, wenn wir im Stande wären, jemals die Bezauberung, die Jahrtausende auf uns gelegt haben, zu heben, uns nur krampfhaft erscheinen. Die Alten, die immerdar mit der Natur lebten, stellten sich die Erde als ein ungeheures Lebendiges vor, als ein Thier, dessen zuckendes Leben durch Millionen Pulsschläge überall hin verbreitet fühlbar werde; ihnen war Alles Leben und Zusammenhang; daher die zahllosen Gottheiten, die personifizirten Naturkräfte, welche ihr warmblütiges, wunderbares Spiel mit einander trieben. Der Mensch trat gleichsam in Ehrfurcht zurück vor dem Koloß, der Millionen Leben auf seinen Armen trug; er fühlte sich unendlich klein und hülfsbedürftig, und dieses Gefühl ging zuletzt in Anbetung der Natur über; die christliche Ansicht verdrängte dieses Gefühl, sie stürzte gleichsam die Allmacht der Natur und sezte den Menschen, ihn allein mit seinen streitenden Gegensätzen von Haß und Liebe, auf den Thron. Dieses hochmüthige Bewußtseyn war der Herrscherstab über die Natur, sie war ihm nicht mehr liebende, allnährende Mutter, zu deren Blicken er mit Staunen und Verehrung hinaufsah — sie wurde ihm Sklavin, auf seinen Wink ihm Gehorsam schuldig. Die Herrschaft der Idee begann; einem Unsichtbaren wurde nachgestrebt und auf dem Wege der Vergeistigung tönte die Stimme der Natur immer schwächer in unser Ohr; ja sie selbst wurde uns zu einer bloßen Hieroglyphe, man erschrack vor ihr, wie vor einem Gespenst, die vollen Formen der göttlichen Schöpferin erhärteten in elender Verknöcherung, und bald in dieses, bald in jenes System sich fügend, mußte sie hier leiden, daß man sie, aufs Procustesbett gespannt, in die Länge zerrte, dort durch Schrauben in die Kürze drängte; am liebsten jedoch richtete man sie gleich einem zahmen Hausthier ab, gewisse ästhetische Lieblingsideen, in jedem Zeitalter verschieden, aufzufangen und auf ein gegebenes Zeichen ihre Künste zu machen. Geben wir zum Beispiel auf das Nahe und Nächste. Wir sind an eine gewisse Einrichtung unserer Zimmer gewöhnt, die wir behaglich, gemäß nennen. Was gehört zur Einrichtung eines solchen Zimmers? Alles, kann man antworten, nur nicht die Natur. Die Morgenländer mit ihrem warmen Naturgefühl ziehen ein blühendes schönes, immer frisches Element in ihre Gemächer, ein Springbrunnen wirft sein klares Wasser in der Mitte der Halle in die Höhe, die Naturlaute der niederfallenden Wasser zu hören, ist ihm Bedürfniß; wir spannen dagegen einen Teppich auf; seine Weiche und Wärme schmeichelt unserem Fuß, und die dunkle grüne oder braune Farbe hebt alle Gegenstände im Gemach vortheilhaft hervor. An einer Wand steht jenes grausame Werkzeug, die wahrhafte Galeerenbank, an der wir den größten Theil des Tages gegen alle Freiheit und natürliche Entfaltung fest geschmiedet sitzen, der Schreibtisch; über demselben hängen Bilder, die, durch das Quadrat aufgenommen, uns wiederum nur das Quadrat geben; die lebendige Landschaft außerhalb wird uns ebenfalls nur durch das Quadrat der Fensteröffnungen sichtbar, und wo auch diese Mängel nicht so scharf hervortreten, so zeigt sich doch überall dieselbe Absichtlichkeit: Vorhänge, Ueberzüge, Tapeten, Bronze und Silberzeug, alle Dinge sind nach festgesetzten Regeln übereinstimmend geordnet, nach verwandten Farbenschattirungen gewählt, und selbst das Licht ist nach Regeln gedämpft; die abgemessenen Töne einer Spieluhr geben wieder Maaß und Regel, die Höhe der Stühle, Bänke, spanischen Wände, Thüren ist nach der Quadratur des Ganzen bestimmt und so eingerichtet, dem in diesem Zauberkreise gebannten Körper eine gewisse Anzahl immer wiederkehrender Stellungen und Lagen anzugewöhnen, so daß die Kunst der Skulptur schon deßhalb darnieder liegen muß, weil dem lebenden Geschlecht eine freie, naturgemäße Körperentfaltung durchaus unmöglich gemacht ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

Zweiter Artikel.

Wir haben am Schlusse des ersten Artikels gefragt: Ob und wie weit es bewiesen werden könne, daß Kometen in der That auf das Leben der Erde und ihrer Lebendigen einfließen. Negative Beweise dafür finden sich in dem Vorangegangenen schon zur Genüge, von den mehr positiven, deren wir eine große Menge beibringen könnten,

erlaubt der Raum nur wenige anzuführen. Indessen hoffen wir, daß sie nicht im Widerspruch stehen werden mit den allgemeinen Naturgesetzen, mit der Harmonie des großen Ganzen, die allein wir im Auge zu behalten streben.

Aus sehr triftigen Gründen, die schon früher angeführt wurden, hält man die Kometen für im Werden, in ihrer ersten Bildung begriffene Himmelskörper, und haltbar im Allgemeinen ist eine solche Annahme auch ohne jene Gründe recht wohl. Wir treffen nämlich auf der Erde alle Stufen der Bildung in physischer wie in moralischer, in körperlicher wie in geistiger Hinsicht nicht nacheinander, sondern neben einander und zugleich an. Sollte nun hierin die Erde, der Mikrokosmus im Makrokosmus, allein eine Ausnahme machen, sollte nur in dieser Hinsicht das Kleine dem Großen nicht nachgebildet seyn? Im Gegentheil, nicht ohne Grund vermuthet man ein ähnliches Verhalten auch an den Himmelskörpern; man nimmt an, daß Jupiter und Saturn noch ihr Jugendleben verträumen, während Venus und Merkur, Erde und Mars schon im Mannesalter, im Herbst des Lebens, und unser Mond im Greisenalter stehen.

Wenn eine solche Annahme auch der orthodoxen theologischen Ansicht geradezu widerspricht, welche Alles als vom Anfang her ausgebildet vorhanden, und die gemeinschaftliche Richtung aller Himmelskörper als von einem, allen gemeinschaftlich von der Güte Gottes ertheilten Stoße herrührend annimmt, so ist sie doch nicht weniger der Natur und Wahrheit angemessen. Ueberall ist das Flüssige, Formlose der Urstoff der Schöpfung, das Starre, Feste der Tod, und die Uebergangsstufen von diesem zu jenem machen eben und sind die Stufenjahre des Lebens. Wir treffen aber nicht nur die Planeten auf verschiedenen dieser Stufenjahre an, sondern selbst ganze Weltsysteme. Der sonderbare Nebelfleck im Orion, den Schröter so vielfältig beobachtet hat, gehört zu jenen fixen Lichtnebeln, die sich nicht in Sterne auflösen lassen. Seine unregelmäßige Gestalt ist höchst veränderlich, und oft sieht man ihn binnen wenigen Tagen nach einigen Seiten sich ungeheuer ausdehnen, nach andern sich zusammenziehen. Die Stellen, innerhalb welcher solche Veränderungen plötzlich vorgehen, übertreffen oft im Umfang unser ganzes Planetensystem bei weitem, und nicht selten sieht man solche ungeheure Strecken in ungewöhnlichem Lichte aufflammen, andere dagegen verlöschen, wie dieß besonders die merkwürdigen Schröterschen Beobachtungen eines zur Seite herauswachsenden Zweiges jener Nebelsubstanz im Jahr 1797 und die nach sechs Tagen wieder verschwindenden Lichtmassen beweisen, die sich mitten in den übrigen durch hellern Glanz auszeichneten und die, auf's Geringste geschäzt, einen Durchmesser von 418 Millionen Meilen hatten, und wie noch mehr jene, im Durchmesser wenigstens 29,000 Millionen Meilen betragende Contraction des ganzen Lichtnebels nach einer Seite hin im Jahr 1800 gezeigt hat. Dieser Lichtnebel wird uns aber um so interessanter, da einige Astronomen jene höhern Centralkörper, um welche sich unsere Sonne zu bewegen scheint, in diese Gegend gesezt haben. Der Mittelpunkt unsers Fixsternsystems, von welchem allem Anschein nach unsere Sonne verhältnißmäßig nicht sehr fern ist, fällt nämlich nach der Gegend des Stiers oder Orions hin, und man hat sogar das merkwürdige Nebellicht im Schwerdt des Orion schon für den höhern Centralkörper selbst gehalten. Es ist aber jener Lichtnebel im Orion, so weit wir den Himmel kennen, nicht einmal der einzige seiner Art, und wir finden in einer der lezten Herschelschen Abhandlungen über den Bau des Himmels mehrere ähnliche Erscheinungen aufgeführt. Es gehören hieher unter andern jene milchweißen Nebelmassen von runder Gestalt, welche in ihrer Mitte einen kleinen hellen Stern enthalten, wobei sich eben aus der Sichtbarkeit des Sterns in ihrer Mitte beweisen läßt, daß sie nicht aus sehr entfernten, nicht mehr erkennbaren Sternen bestehen. Diese Weltsysteme, die noch fast ganz im flüssigen Zustande zu seyn scheinen, indem nur erst in der Mitte die Ausbildung zu Sonnen ihren Anfang genommen hat (welche Aehnlichkeit mit dem Ei und dem zuerst gebildeten festen Punkte in demselben!) übertreffen nach einer beiläufigen Schätzung im Durchmesser die Entfernung des Sirius von uns mehrere hundert Mal.

Eben weil der Charakter des Jugendlebens das Flüssige, Bewegliche ist, der des Alters aber das Erstarrende, so nehmen wir mit Grund an, daß Saturn, Jupiter und Uranus die jugendlichsten Organismen unsers Systems sind, weil sie noch an ihrer ganzen Oberfläche mit Wasser bedeckt erscheinen, daß Mars und Erde im Mittelalter stehen, obgleich wegen geringerer Wassermenge die leztere etwas weiter in der planetarischen Reife vorgerückt seyn mag; daß Venus und Merkur, bei denen uns die stets heitere, wolkenfreie Atmosphäre auf eine geringere Menge der allgemeinen Wassermasse schließen läßt, als die der Erde, auf der Stufe einer höhern Ausbildung stehen, als diese; endlich daß der Mond im Zustande des hohen Alters sich befinden mag, weil er fast gänzlich ohne Wasser ist und in dem lezten starren und trocknen Zustande sich befindet, welcher, aller Analogie zufolge, einst alle Planeten erwartet. Wunderbar stimmen hiemit die mit vieler Genauigkeit berechneten Massen und die Dichtigkeit der Weltkörper unsers Systems und das Resultat, daß Saturn nur $^1/_{10}$, Sonne, Jupiter und Uranus nur $^1/_4$ so dicht sind als unser Erdkörper, dagegen Mars schon $^3/_4$, Venus bereits $1^1/_{10}$, Merkur $2^2/_3$mal so dicht als unser Planet gefunden werden, oder daß (die Dichtigkeit der Gesammtmasse unserer Erde, nach den Maskelynschen, in der Nähe eines

Berges, dessen Masse und Dichtigkeit ziemlich genau bekannt war, angestellten Versuchen als 4,6mal spezifisch schwerer als Wasser oder = dem Magneteisenstein angenommen) — Saturn ½mal leichter als gewöhnliches Leinöl ist; die Sonne spezifisch so schwer wie unsere Grobkohle; Uranus fast wie Wasser; Jupiter wie Bernstein (also nicht einmal so dicht wie Meerschaum); der Mond wie Quarz; Mars wie Augit, Pistazit; Venus wie Eisenglanz; Merkur noch spezifisch schwerer als das gemeine gediegene Silber und fast so schwer als güldisch gediegen Silber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Kaupert und der vierstimmige Gesang.

Es war auf einmal durch ein günstiges Zusammentreffen und kluges Benutzen von gewinnenden Umständen, als wenn der vierstimmige Gesang in Genf etwas ganz Neues sey und erst auf dem Dampfboot vom Waadland hereinziehen müsse. Alle Gesangskundige, die vielleicht nicht gleich bewundert hätten, wurden sogleich dadurch gewonnen, daß man sie in männliche und weibliche Gesangcomités aufnahm. Sie erhielten gelbrothe Nationalbänder in die Knopflöcher und gleiche Schleifen an die Brust, woran man hier so sehr hängt, als an allem Comitéwesen, das ja mit unsern scharf geschiedenen Gesellschaften, Kränzchen und Cercles Geschwisterkind ist. Diese Comitémitglieder sollten die innere Aufsicht in der zum Gesangsunterricht bestimmten Fusteriekirche führen, auch mit ihren Auszeichnungen an den Thüren stehen und, von Gensdarmen flankirt, Niemanden einlassen, der nicht ein Billet vorzeigen konnte. Auch diese waren wieder in den Nationalfarben, deßgleichen die zahlreichen Fähnlein der Schulkinder. Dieser Gesang, der auch in der deutschen Schweiz, wie in ganz Deutschland, der vierstimmige, oder Volksgesang heißt, durfte nicht etwa chant populaire genannt werden, dieß hielt Kaupert für zu niedrig und trivial, sondern er wurde, wie in Waad, chant national genannt, ein Name, der zur bessern Anziehung und Erregung gewählt worden war. Allerdings ein unsäglicher Luxus von Nationalität, der um so komischer auffällt, da in diesem Gesang durchaus nichts national, d. h. Waad oder Genf eigenthümlich und ausschließend angehörend ist; denn selbst die großentheils aus dem Deutschen übersezten Texte, religiösen und patriotischen Inhalts, passen auf Pommern so gut, wie auf Waad. Alles Waadländische wurde hier auf ein Haar nachgeahmt, als Kaupert vorigen Monat hier ankam und täglich vier Singstunden gab, den Schulkindern, den erwachsenen Frauenzimmern und Männern, zu verschiedener Zeit. K. lehrte seine Schüler in vierzehn Tagen nicht nur fünf bis sechs leichte Lieder vierstimmig singen, sondern entwickelte auch bei dieser im Grund sehr einfachen Lehre Alles, was günstig und schlagend für ihn und die Sache wirken konnte. Dabei wurde sogar kein Kunstgriff verschmäht. Bald war es dithyrambische Begeisterung für den „Nationalgesang“ und dessen mächtigen Einfluß auf Menschenwerth, Bürgerwürde und Bürgergröße, bald Aufforderung zu Schweizerstolz und Schweizerthum, wobei gar oft die klingenden Worte: national, gloire, so wie das bekannte à genoux devant Dieu, debout devant les rois vorkamen, bald ein süßgasantes Lob über die ersten Gesangserfolge, besonders der Damen u. s. w. Wiewohl ich in dem Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem ersten Auftreten des St. Simonismus in Paris finde, so gehöre ich doch nicht zu denen, welche in Kauperts Lehre lauter Charlatanerie sehen; denn ich weiß, daß Alles bei ihm Natur ist, groteske, al fresco-Natur, aber immer Natur, und daß er Vieles von dem fühlt, was er mit Schwulst und Uebertreibung ausspricht. Kurz K. hatte wirklich etwas Großartiges, gerade wie Enfantin. Erst später sah man ein, daß eigentlich hier von musikalischem Unterricht, von Erlernung des Gesangs selbst gar nicht die Rede war, sondern nur von Erlernung der wenigen in dem Kaupertschen Heft abgedruckten Lieder, und daß man diese ganz richtig und ordentlich singen könne, ohne in einem andern Lied nur einen richtigen vierstimmigen Ton hervorzubringen. Aber durch den Verein seines ausgezeichneten Lehrtalents mit seltener Suade, bedeutend dekorirt und verbrämt durch süße Komplimente, durch schmeichelnde patriotische, nationale und politische Anspielungen und Exclamationen, durch Alles dieß zusammengenommen gelang es unserm Enfantin-Kaupert gleich in den ersten Tagen, jedesmal seine Kirche mit einigen Tausend Menschen anzufüllen, von denen freilich nur ein Drittheil des Gesangs wegen gekommen war, die Andern dagegen, um das theatralische Spektakel in der Abends erleuchteten Kirche zu sehen. Schon nach der ersten Woche gab K. ein großes Vokalkonzert, und da ihm keine Genfer Kirche, selbst St. Peter nicht weit genug dazu schien, so veranstaltete er es auf Plain-Palais, einer unermeßlichen, mit herrlichen Kastanienbäumen eingefaßten Wiese, wo unsere militärischen Revuen von vier- bis sechstausend Mann, so wie alle öffentlichen Spektakel: Affenkomödien, Seiltänzer, Kunstreiter, Luftballons, Wettläufer und dergleichen vorgehen. Die Damen, welche in der Hize ihre Sonnenschirme nicht aufmachen konnten, weil sie sonst den dirigirenden Meister nicht gesehen und die Stimmen überdieß noch mehr gedämpft hätten, gaben ihm hier durch amazonenartige Ausdauer den größten Beweis ihrer Anhänglichkeit. Das zweite große Konzert, immer derselben Stücke, war acht Tage später in der St. Peterskirche, die man passend dazu eingerichtet hatte. Es mochten wohl einige Tausend Sänger und Sängerinnen versammelt seyn, wirklich können aber nur einige Hundert gesungen haben, so mager war oft die Tonmasse, die außerdem die mittelgroße Kirche ganz hätte ausfüllen müssen. Immer war dieß — von Charlatanismus und Uebertreibung entkleidet — ein sehr dankenswerther Versuch, den schönen vierstimmigen Gesang auch in Genf beim Volk einzuführen, um so dankenswerther, da Kauperts Bemühungen hier, wie überall im Waadland, ganz unentgeldlich waren. Indessen suchte man dieß doch durch einiges Silberwerk gleich zu machen. Aber belohnender als dieses war für K. der in ehrenvollen Ausdrücken ausgesprochene Dank des Munizipalraths im Auftrag des Staatsraths und eine goldene Medaille mit seinem Bildniß und der Inschrift: Genève reconnoissante à E. Kaupert. Durch die Bemühungen des Gesangcomités und unter einem wackern Vorsteher wird nun das begonnene Werk eifrig fortgesezt. Hoffentlich werden wir in einiger Zeit nicht mehr wie jezt blos die Kaupertschen Lieder auf Gassen und Straßen, in Gärten, auf Spaziergängen und auf dem Wasser, oft in ohrzerreißenden Dissonanzen singen, brüllen oder quaken, sondern auch andere vierstimmige Lieder gut singen hören. Nichts ist ekelhafter, als das schöne God save the King von Betrunkenen zu hören. In solchen Mäulern klingt die Marseillaise und Parisienne viel besser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. August 1833.

Verstandvoll ist die Schöpfung: sie zerstört
Und bauet stets; die große Mutter trägt
In jedem Augenblick ein junges Kind
Mit neuer Mutterfreud' an ihrer Brust;
Sich schöner zu verjüngen, altet sie.

Herder.

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsetzung.)

Eine noch geringere spezifische Schwere als Saturn haben nun höchst wahrscheinlich die Kometen, und ohne Zweifel kommen wenigstens mehrere derselben jenen räthselhaften Lichtnebeln in Bezug auf Flüssigkeit und die Eigenschaft, sich zu verflüchtigen, in das Grenzenlose sich auszudehnen, sehr nahe, und bilden vielleicht das eigentliche dritte Glied der bestehenden, sich bildenden und vergehenden Welten. Doch sehen wir auch noch in anderer Hinsicht, besonders seit Herschels und Schröters meisterhaften Beobachtungen über unser Planetensystem, eine Verschiedenheit der Entwicklungsstufen unserer Planeten. So hat der viel kleinere Merkur im Verhältniß zu seinem Halbmesser achtmal höhere Gebirge als die Erde, und es steht ihm hierin, so wie an der ewigen Heiterkeit der Atmosphäre, Venus wenig nach. Einige andere Planeten, besonders unter den neuentdeckten die Asteroiden Pallas und Ceres nähern sich durch die Beschaffenheit ihrer verhältnißmäßig ungeheuer großen und dichten Atmosphäre sehr den Kometen, (also abermals eine Uebergangsstufe und ein Beweis, daß man, wie auf der Erde, so auch am Himmel, die Bildungsstufen nicht wie die Stufen einer Leiter sich denken müsse, sondern daß dieselben netzförmig in einander greifen) wogegen sich wieder Vesta nicht nur durch ihre ungemeine Kleinheit — sie hält nur 29½ Meilen im Halbmesser, ist folglich 23,651 mal im körperlichen Inhalt kleiner als die Erde — sondern ganz besonders durch ihr auffallend helles, fixsternartiges Licht (wieder eine Uebergangsstufe) und durch die Eigenschaft des Selbstleuchtens auszeichnet, welche ihr, wenn auch nur in weit geringerem Grade als Sonnen- und Kometenkörpern, zuzukommen scheint.

Endlich hat Herschel auch aus den Bahnen geschlossen, daß die verschiedenen Weltsysteme auf verschiedenen Lebensstufen stehen mögen, und gibt unserm Planetensystem, weil es sich noch fern von der Kreisbahn befindet, ein jugendlicheres Alter als den meisten andern. Zulezt aber dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß, wie wir die Lebensalter der Jugend, des Mannes und des Greises an unserm Himmel und an einzelnen seiner Sterne finden, die Erde und die Menschen auf ihr auch schon Zeugen des Vergehens, des Todes ganzer Weltkörper waren; denn die sonderbare Erscheinung im Jahre 1012, das große Gestirn, welches Tycho im Jahr 1572 im Sternbilde der Kassiopeia in einer frühern, ganz sternlosen Gegend erblickte, das selbst Jupiter und Venus an hellem Glanze überstrahlte, das wenige Jahr später an Licht und

Farbe einer verlöschenden Kohle glich und endlich ganz verschwand, ohne eine Spur seines Daseyns hinter sich zu lassen, und die ähnlichen Erscheinungen, welche Keppler 1604 im Schlangenträger und Cassini 1670 im Sternbild des Schwans entdeckte — was können sie anders gewesen seyn, als eine sterbende Welt, eine auflodernde Sonne, die mit allen ihren Planeten und Kometen in Asche zerfällt? Geht man nun von der Ansicht einer immerwährenden Schöpfung in der Schöpfung aus, darf man da wohl eine Einwirkung aller Welten unter einander leugnen, und nur die zugeben, die sich auf Masse, Schwere bezieht? — Soll der niedrigere Organismus, weil ihm vielleicht nur Ein Requisit eines höherstehenden, eben jene Masse und Dichtigkeit abgeht, wogegen er meist andere Eigenthümlichkeiten besizt, ganz ohne Wirkung auf denselben seyn? — Man erlaube uns, daran zu zweifeln, da wir doch sonst Alles dort oben sehen, wie es hier unten ist. Wie unendlich verschieden ist z. B. der vierzehntägige Embryo in seiner Bildung, und wie viel mangelhafter als der mütterliche Organismus, und doch, wirkt denn nur dieser auf jenen, oder wirkt nicht auch jener auf diesen mächtig zurück in körperlicher wie in psychischer Beziehung, und schon in jenem Alter, und schon auf jener Stufe seiner Bildung? Und sind dieß nicht auch Schöpfungen in der Schöpfung? — Man wird uns vielleicht erwidern: „Ja, doch innerhalb der Grenzen und als Theile unseres Organismus!" Ist denn aber das Weltall nur ein Conglomerat einzelner Haufen Erde, Licht, Wasser u. s. w., die in dem Aether zur Ergötzlichkeit schwimmen? oder ist es nicht auch ein Organismus von unendlichem Umfang, und unser Planet nur eines vielleicht der bedeutungslosesten Organe und einer der allerkleinsten Theile?

So unerreichbar und groß ist die Schöpfung, und doch so einfach. An den Weltkörpern dort oben, wie hier unten an der Mücke, gelten dieselben Gesetze des Lebens. Sie bilden sich aus dem Formlosen, Flüssigen, durchlaufen alle Stufen, und vergehen und sterben, um ganz gewiß wieder neu zu leben. — Vom Saturn aus kann, wie Herschel meint, die Erde nicht mehr gesehen werden, so klein ist sie; so unendlich klein sind wir, und doch — so eitel ist der Mensch und so im Anschauen seiner Größe verloren! — soll nun auf der Erde und an seinem Organismus, kaum daß Pflanze und Thier daran Theil nehmen dürfen, die Summe aller Lebenskräfte und Lebensregungen sich finden, und nur — die Kraft der Massen gönnt er jenem unendlichen Raum und den darin vertheilten Welten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Recht, Freund," nahm Ottfried das Wort, „es scheint fast, als wenn all dieß Geräthe, das uns umgebende Beiwerk unserer Existenz, dafür, daß wir es aus seinem schönen freien Naturleben herausgerissen und zu unserem Dienst gezwungen, sich nun dadurch rächte, daß es wiederum unsern Körper in unzerreißbare Fesseln schlägt, ihn verkümmert und endlich zerstört. Besonders ist dieses im Norden der Fall; je weiter zum Süden, desto mehr sagt sich der Mensch von der Quadratur des Zimmers los." — „Als ich noch ein Schüler war," fuhr der Pastor fort, „kam ich auf einen sonderbaren Einfall. Es geschah öfters, daß ich eine bunte große Landkarte anstarrte, die über meinem Bette hing. Gewöhnlich ehe meine Gedanken in Schlaf übergingen, fußte ich noch einmal hier oder dort auf weitläufigem Länderbesitz, oder ging auf Reisen über Höhen und weite Fernen hinaus, vor allem war es mir interessant, dem Lauf der Gebirge zu folgen. Einst schlummerte ich ein, und mein Blick war im Traum wieder auf meine geliebte Karte gerichtet, ich suchte meine Berge; doch siehe da! es war eine mehr als seltsame Verwandlung vorgegangen: alle Berge waren von der Stelle gerückt; ich erschrack, als ich die Schweizer und italienischen Alpen gegen Holland hinaufgeschoben, die erhabene Kette der Pyrenäen um London herum, und die hohen Tyroler Felsen in der Gegend um Wittenberg erblickte. Noch hatte ich das Auge starr auf diese Erscheinung gerichtet, als mir die seltsame Natur dieser Berge, welche gleichsam schwebend über der Erde sich zu befinden schienen, auffiel; ich grübelte hin und her, da wurde es mir im Traum gesagt, dieses seyen die Höhen des menschlichen Geistes, welche im umgekehrten Verhältniß mit denen der Erde sich befänden. Als ich am Morgen darauf die Karte sah, kam mir jener wunderliche Traum wieder so lebhaft ins Gedächtniß, daß ich alsbald das Blatt von der Wand nahm, mit dem Entschluß, jener Idee nachzugeben. Ich entwarf eine Karte, färbte sie gleichmäßig dunkel und hob nun, dem Gang der Geistesentwicklung folgend, immer hellere und hellere Lichter aus dem Grunde hervor, und wirklich kam ich da auf die sonderbarsten Kontraste. Egypten, die alte Wiege der Aufklärung, bekanntlich das platteste Land, wurde auf meiner Karte fast das gebirgigste, und so ging die Kette weiter durch Asien nach Europa; mit wahrem Vergnügen pflanzte ich meine Berge hin, doch merkte ich bald, daß ich zu freigebig wurde, eine Menge Berge mußten daher wieder zu Hügeln niedergedämpft werden. Fast immer ging meine Straße an den wirklichen Bergen vorbei; Griechenland, Rom erhielten Lichtpunkte, dunkel blieb

die ganze Fläche, nur nach Island belustigte ich mich ein paar gewaltige Lichtberge hinzusetzen, und die Karte der alten Welt war fertig. Im Mittelalter rückten noch entschiedener meine Gebirge nach Norden, bis der Süden endlich durchaus flach wurde, wo ich mich nicht enthalten konnte, in das finstere Meer die Worte zu schreiben: Flache Oede voll Aberglauben und Trägheit. Jezt benannte ich meine Berge: der Chimborasso-Luther schien mir eine glückliche Erfindung, der Mont-blanc-Copernicus nicht weniger, die Jungfrau-Newton war spaßhaft, der Gotthard-Keppler u. s. w.; eine neuere Karte stellte um Berlin eine ganze Gebirgskette, die mit Leibnitz, Mendelsohn, Lessing anfing, Kant in sich schloß und mit dem Berge Hegel schloß. Diese phantastische Karte hing ich nun an meine Wand auf, und ich darf die kleine Eitelkeit nicht verschweigen, daß, wenn ich am Abend den Blick auf meine Berge richtete, ich heimlich hoffte, auch mich einst, als einen tüchtigen Berg ausgebildet, in irgend einer verehrlichen Kette prangen zu sehen. Mein Lehrer, der die unschuldige Spielerei einst betrachtete, sprach lächelnd: mein Sohn, Du beweisst hiedurch, daß aus Dir ein Prediger werden soll, denn nach den Bergen zu urtheilen, die Du versezt hast, mußt Du nothwendig nicht ein Senfkorn, nein, einen ganzen Scheffel Glauben besitzen."

Ottfried und der Baron lächelten, und der Pastor fuhr fort: „In der That knüpft sich dieser Scherz an meine obige Bemerkung: je mehr das Leben sich in die Tiefe einbohrt, desto weniger hat es Raum und Schönheit nöthig. Auf den Gebirgen, in den schönen Thälern, unter einem Himmel, der Blüthen und Sonnengefunkel regnet, in einer Luft, die Balsam träufelt, da wohnt die heiße, weiche Sehnsucht, da zuckt der sinnliche Nerv, da verdehnt der Naturmensch in fast schlafender Behaglichkeit sein vollblütiges Daseyn. Höchstens daß unter einer hohen, blühenden Aloepflanze, die ihren brennenden Fackelbüschel in den schwarzblauen Himmel richtet, ein horchender Dichter sizt, der schöne farbige Gesänge niederschreibt; doch mitten im Schreiben läßt er den Griffel sinken, um eine volle Muskattraube auszuschlürfen, oder einen schönen Mädchenmund zum Kusse zu sich zu beugen. Anders im Norden: vor der kleinen, durch einen Schneeberg versperrten Thür seiner Zelle sizt am frühen Morgen bei Lampenlicht der einsame Mönch, über den knisternden Schnee gehen mit Laternen die Brüder aufs Feld, um Erstarrende aufzufinden; die Monstranz im silbernen Gehäuse klappert in ihren erstarrten Händen und der Reif fliegt den Bart an vor den ängstlich hauchenden Lippen, und doch ward in der kleinen Zelle die mächtige Idee geboren, die den Süden erzittern macht. Aber diese Idee, trägt bei aller ihrer Erhabenheit doch einen Panzer von Eis, und vor ihrem schneidend kalten Hauch flieht die gesunde sinnliche Kreatur. Ich habe im Scherz einst reden hören, daß, um die Idee des Protestantismus völlig auszubilden, sich ein zweiter, gleichsam in die Potenz erhobener Luther zeigen werde, doch im allerhöchsten Norden, etwa auf Nowa-Sembla, der nun gegen die katholisch sinnliche Lehre seines Vorgängers loszöge und sie der südlichen Gluth des Klimas um Eisenach zuschriebe, indeß es ihm gelungen sey, die allerreinste und feinste Vergeistigung aufzustellen. Und wirklich fand ich in einem Buche eines alten, schalkhaften reisenden Katholiken aus jener Zeit die Bemerkung aufgeschrieben, daß der Reisende gefunden habe, wie man sich im Norden streng, was Religionsäußerungen betreffe, zu hüten habe, da die Bäume, Sträucher, ja sogar die Blumen daselbst protestantischer Religion seyen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Mondlicht.

Du Mond, dem Thau und Quelle
Im Innern ganz gebricht,
Vertrockneter Geselle!
Gern weckst du Menschenthränen,
Saugst sie mit deinem Licht.

Von mir kannst du nichts saugen;
Wie du, vertrocknet, alt,
Ist Quelle meiner Augen,
Ist meines Herzens Bronnen,
So alles todt und kalt.

Saug' nur mit deinem Schimmer
Den Thau, der dir gebricht,
Aus andern Augen immer,
Mond, du Vampyr der Thränen!
Die meinen weinen nicht.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, Juli.

Erinnerungen an die Belagerung.

Es gehört zu den Vergnügungen der Antwerpener, sich in einem Segelkahn auf der Schelde zu schaukeln und in Burght, Hoeght oder St. Marie ein flandrisches Fest zu feiern. Die Kirchweihfeste und Dorfkirmsen hören in der Gegend nicht auf, da jede Kapelle ihren Schutzheiligen hat und der Kalender deren 365 zählt, die alle guten Kredit bei den Schenkwirthen haben. Ich fuhr mit einem französischen Offizier an den Quais vorbei an die Citadelle und ließ mir unterwegs die ganze Winteraffaire von der Eröffnung der Tranchéen bis zur Stürmung der Bastion Toledo erzählen. Zugleich bewunderte ich die alte und die neue Zerstörung. Die Trümmer reichen vom Scheldethor bis ans Dorf Kiel unterhalb der Feste, eine ganze Stunde weit; man meint, da man hinter denselben nur hohe Häuser und Thürme erblickt, die ganze Stadt sey durch ein Erdbeben zerstört und die hohen

Punkte verschont worden. Die heutigen Antwerpener erleben es nicht, daß diese Spuren des Systemkriegs verwischt werden, und vielleicht wird der neue Entrepot, den Leopold am obern Ende des großen Napoleonschen Bassins erbauen ließ, nie mehr die Schäze sehen, die der alte des Stromufers in sich faßte. Ein Thürmchen ist davon stehen geblieben und schaut jezt einsam und verlassen aus der langen Gräberstraße herüber nach Tête de Flandres, gleichsam als wollte es sagen: ich bin der Philopömen der einst so gewaltigen Hanse, das Kreuzzeichen dieses imposanten Kirchhofs. — Die schmerzlichsten Erinnerungen wecken die Ueberbleibsel des Arsenals, das wieder aus den Resten des großen Schiffswerfts der Napoleonschen Marine hier erwuchs, welche die Engländer zerstörten. Der Kaiser baute einmal zu gleicher Zeit fünfzehn große Linienschiffe von siebenzig bis hundert Kanonen und ließ sie alle dort vom Stapel, die stolzen Insulaner zu schlagen. Damals schien Antwerpen bestimmt, der erste Stapelplaz der Welt zu werden, und es sah seinen Freihafen zu einem Mastenwalde umgestaltet, der sich in Vlissingen spaltete. Unser Bootsmann rieb sich die Augen, als er von der alten Herrlichkeit und den goldenen Napoleons sprach, deren es damals mehr gegeben habe, als jezt 25 Centsstücke.

Im vorigen Sommer durfte man sich nicht in diese Gegend des Stroms wagen, ohne Gefahr zu laufen, von einem Korporal in einem Boote entführt und vor den eisenstirnigen Kommandanten geführt zu werden. Chassé, der wie Neptun auf seiner Wasserburg saß, ließ keinen Menschen passiren und sperrte, wie man sagt, sogar ein paar Engländer ein, die die Neugierde vor seine Bollwerke geführt hatte. So erzählt man, daß auf derselben Stelle, wo jezt die Citadelle steht, in der ältesten Zeit ein Ungeheuer auf einer Feste gehaust und Niemand ohne Zoll habe passiren lassen, bis sich der flandrische Held Brabon ermuthigt, ihm im Kampfe die Hand abgeschlagen und dieselbe in den Strom geworfen habe; hievon der Name Handwerfen oder Handwerpen, Antwerpen. Der Marschall Gérard kann sich rühmen, als ein zweiter Brabon die Schifffahrt und die Brabanter von der Zwingburg Albas freigemacht zu haben, indem er dem Oberzollamt neuester Zeit die Hand der Gewalt abschoß, oder, wie unser Fährmann sagte, die Citadelle so wurmstichig machte wie einen faulen holländischen Käse, der zulezt von selbst auseinanderfällt.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsezung.)

Die St. Simonisten.

Daß die St. Simonisten auf den ersten Anlauf hier kein Glück machen würden, war vorherzusehen, am allerwenigsten unter Anführung Barraults, der ein schwacher Ableger des Vaters Enfantin ist. Sie traten hier in ihrem ganzen theatralischen Kostüm auf, in rothem Baret, blauem Kurzrock mit ledernem Gürtel, auf der Brust ihren Namen tragend und mit einer Halskette geschmückt; das Predigen und Hymnensingen gehört auch zum Kostüm. Wenn es Barrault hier beim Suchen nach „der Frau" nicht so schlimm ging, wie vor Kurzem in Konstantinopel, so liegt die Ursache lediglich darin, daß wir Abendländer lieber lachen, als Blut vergießen, und daß die den Frauen dargebotene Freiheit und Emanzipation höchstens nur unsern schmiegsamen Mädchen zusagen könnte, wenn sie sich dieselbe nicht schon früher herausgenommen hätten und seit undenklicher Zeit praktizirten. Vielen andern Frauen ist aber mit der St. Simonistischen Egalité nicht gedient, denn sie streben nach mehr und haben dieß bereits häufig schon erlangt, in Frankreich noch mehr als hier, wo der Großrath die Frauen, wie gesagt, von seinen öffentlichen Sizungen ausgeschlossen hat. Nun gar aber unsere Reichen und Nabobs! diesen käme man gelegen mit dem Verlangen eines einzigen, Allen gemeinschaftlichen Vermögens, aus dem Jeder belohnt werden soll nach innerer Fähigkeit und Leistung! Da kämen sie schlecht weg, sie, die ihre Millionen oft durch keine Art von Verdienst und tüchtiger Leistung, sondern durch Glück, besonders durch gute Papierspekulationen gewonnen haben. Einige waren hier so klug, Barrault und seine Gefährten zu gastiren und in der Lust des Weins zum Sprechen zu bringen. Da zeigte sich denn nicht nur die gänzliche Rohheit und Unbildung dieser Leute, sondern auch, daß der ganze St. Simonismus wenig weiter ist, als ein verkleideter Sansculotismus und Jakobinismus, der dadurch unter einer andern Firma wieder auf die Bahn gebracht werden soll. Die Herren hatten hier ein winziges Gartenhaus — fast könnte man es Kartenhaus nennen — vor dem Thore zur Wohnung, wo sie ihre gemeinschaftliche Wirthschaft trieben; da sie aber ohne Erlaubniß Geld einsammelten, auch sonst manche Ursache zum Skandal gaben, so ersuchte sie die Regierung, weiter zu ziehen. Sie haben sich hierauf in Marseille nach Konstantinopel eingeschifft, und dort haben sie es nicht ihrer Ueberlegung oder dem Genius des Vaters Enfantin zu verdanken, daß sie bei ihrer Nachforschung nach der freien Frau vom Volk nicht gesteinigt oder gepfählt wurden, sondern lediglich der Vorsorge Mahmuds, der sie schnell in Sicherheit bringen und fortschaffen ließ. — Vor einiger Zeit kam wieder ein Trupp St. Simonisten hieher, gerade zwölf; darum nannten sie sich auch Apostel; sie machten es sich aber bequemer wie jene Ehrenmänner, blieben stets beisammen, aßen und tranken brav und ließen sich nichts abgehen. Es war ihnen gar fatal, daß sie troz ihrer theatralischen Kleidung, ihres Hymnengesangs auf Gassen und Straßen keinen Effekt machten und daß sich außer einigen Straßenbuben und Müßiggängern Niemand um sie bekümmerte. Darum ließen sie ausbreiten, sie würden einen Sermon halten und zwar in dem großen Eßsaal der Couleuvrenière. Dahin folgte ihnen nun ein zahlreicher Haufen Neugieriger. Zuerst sangen sie diesen eine ihrer Hymnen vor, worin unter andern vorkam: „daß das Volk in Hunger und Elend lebe, daß es aber auf Gott, auf sich selbst und auf die St. Simonisten vertrauen solle; die Frauen seyen erniedrigt und müssen zu ihrer Würde erhoben werden u. s. w."

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

1.

Ich diene meist als Ueberzug,
Und bin auf Wangen betrübt genug;
Doch köstlich schlürfen mich Lippen ein,
Wenn meine Blume nur duftet fein:
Dann werd' ich Nektar, ein goldner, seyn.

2.

Mich überziehet ein schönes Grün,
Um das viel Lippen sich sehr bemüh'n,
Und mich durchziehet das erste, hell
Und voll ausströmend aus reichem Quell,
Sonst wüchse mein Ueberzug nicht so schnell.

1. 2.

Zwei bin ich, liefre berühmtes Eins;
Doch keine Flaschen des goldnen Weins,
Dem mein Kind immer entgegenzischt,
Und Perlen sprühet aus brausendem Gischt,
Wenn ihr mit dem süßen Freund sie vermischt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. August 1833.

Es winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlaßne, stille Waldkapelle.

Lenau.

St. Ottilien. *)

In eurem Schatten ist mir wieder leicht,
Ihr meiner Kindheit schon vertrauten Bäume!
Frisch leb' ich auf, und manche Sorge weicht,
Betret' ich wieder diese stillen Räume;
Ich sitze wieder auf der alten Bank,
Vor mir die Schaale Milch zum Morgentrank,
Und meinem innern Blick vorübergleiten
Des träumerischen Knaben schönste Zeiten.

Das Glöcklein läutet aus der Waldkapell',
Zum Himmelsfrieden aus dem Weltgewühle,
Und nieder steig' ich zu dem Wunderquell'
In des umgitterten Gewölbes Kühle;
Ich wasche mir die Augen wieder klar,
Da wird die alte Zeit mir offenbar,
Zurückversezt bin ich in ferne Tage,
Lebendig wird mir dieser Berge Sage.

Weg ist jedwede Spur der Menschenhand,
Das Kirchlein ist, die Quelle mir verschwunden,
Ich seh' nichts mehr, als eine Felsenwand,
Ringsum nur Wald, dicht von Gestrüpp durchwunden;

Ich höre keinen Laut, als nur ganz weit
Den Schlag der Drossel durch die Einsamkeit,
Sonst überall ein feierliches Schweigen —
Da rauscht und knittert's plötzlich in den Zweigen.

Und eine holde Jungfrau stürzt hervor,
Scheu wie ein Reh, so bleich wie eine Lilie,
Und knieend schreit zum Himmel sie empor:
„O Mutter Gottes, rett', o rett' Ottilie!
„Dicht hinter mir sind die Verfolger her,
„Die wunden Füße tragen mich nicht mehr.
„O rette mich vor dem verhaßten Freier
„Und hülle gnädig mich in deinen Schleier!“

So ruft sie kaum, als aus des Waldes Grund
Wildjubelnd Ritter mit Gefolge dringen.
„Hier ist sie!“ ruft es roh von Mund zu Mund,
„Das scheue Bräutchen kann nicht mehr entspringen!“
Und fassen will sie schon der wilde Hauf,
Ein Donnerschlag — da springt die Bergwand auf,
Ottilie fliegt hinein, und wie zum Spotte
Schließt sich der Felsen wieder vor der Rotte.

Und an dem Orte, wo die Wand sich schloß,
Entspringt dem Felsen murmelnd eine Quelle;
Die Männer schrei'n: „Des Herren Macht ist groß!“
Und fallen betend nieder an der Stelle.

*) Wallfahrtskirchlein bei Freiburg im Breisgau.

Ein jeder wäscht die trüben Augen klar,
Und fühlt sich umgewandelt wunderbar.
Bald ist der Quell gefaßt, der Platz gelichtet,
Und ein Altar der Heiligen errichtet.

So zog vorbei die alte Zeit an mir,
Und strahlte durch die Träume meiner Kindheit.
Wohl mancher Pilger wusch die Augen hier, *)
Und heilte sich doch nicht von seiner Blindheit;
Dem Glauben aber wird der Blick erhellt,
Er sieht das Licht in dunkler Sagenwelt,
Und geht im Wald, auf dichtverwachsnen Wegen
Dem morgenrothen Gipfel doch entgegen.

August Schnezler.

*) Dieser Quelle wird vom Volk eine augenhellende Wunderkraft zugeschrieben.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

Ottfried nahm das Wort und sagte: „Wenn Sie unter Ihren Höhen, Verehrter, die Höhen des reflektirenden Geistes meinen, so pflichte ich Ihrem Scherze bei; doch die Dichtkunst entwickelt sich nach einem andern Gesetze, und jene grellsinnliche Scheidung und Veranschaulichung möchte uns vielleicht auf die Regel führen, nach der sich jene beiden schaffenden Kräfte im Menschen bilden und von jeher gebildet haben. Gehen wir die Geschichte der Poesie durch, so haben wir eine schönere und festlichere Naturgeschichte, als die gewöhnliche, die in den Schulen gelehrt wird; dieses ist mir ein Beweis, daß Poesie von schöner Sinnlichkeit nie zu scheiden ist, daß sie überall unter der Herrschaft der Idee verkrüppelt. Aus dem Orient wandert der Dichter ein, ihn treibt es, den Schaaren der stürmisch bewegten Brüder zu folgen, mit den eindringenden Kriegern dringt auch er singend ein; seine schöne, entflammte Seele kämpft unter dem südlichen Himmel wie eine Blume mit immer neuen, blühenden Entfaltungen; indeß jene weiter ziehen, bleibt er an einem reizenden See, an einem üppigen Traubenhügel liegen und besingt, was er geschaut, bis er, wie eine Blume, vergeht und sein schönes Grab am See Kunde und Schmuck der ganzen Gegend gibt. Je südlicher ein Dichter, um desto mehr erkennt man Farbe und Gegend an ihm; so Tasso, Ariost, die frühern Novellendichter, nur Dante ist gleichsam ein poetischer Luther. Besser als in jeder neuen Reisebeschreibung von Italien finde ich dieses wunderbare Land in meinem Tasso geschildert, obgleich dieser sich vorsezte, das heilige Land und die Stadt Jerusalem zu malen; im Camoens ist portugiesischer Boden, und im Cervantes die verwandte und doch so verschiedene spanische Natur; brittische dumpfe, melancholische Luft weht aus Milton und Shakespeare; troz ihrer Größe merkt man aber bei diesen Geistern schon die Nähe der Idee. Um Berlin, wo Sie ganze Gebirge häufen, sehe ich nur Flächen; denn die sämmtlichen preußischen Korporale und Grenadiere, die zur Zeit des zweiten Friedrichs Verse schrieben, werden Sie doch nicht für Dichter halten? Es schwindet hier alle Farbe, aller Geschmack: in Gleims Liedern spüre ich nur Sand, wie in Gellerts Fabeln Wüste; selbst der große Lessing, seufzte er nicht fortwährend nach Dichtern? und war er nicht der Erste, der gestand, daß er keiner sey, daß er nur hervorrufen, ordnen und bessern wolle? Von jener Epoche gilt recht eigentlich, was unser neuester, trefflichster Sänger von der Stubenpoesie singt, und welche Worte mir lebhaft einfielen, als Sie von der Quadratur des Zimmers sprachen, unter der alles Lebende erliegt."

*

Gewöhnlich lag der Tisch, an dem die kleine Gesellschaft sich Abends versammelte, voll neuer Novellen und Poesieen der Franzosen, wo denn Ottfried nicht geringe Mühe hatte, gegen diese Fluth von grünen, rothen und blauen Grausamkeiten, wie er die zierlich gehefteten Neuigkeiten nannte, anzukämpfen; der Pastor und August nahmen öfters Theil am Gespräch, zuweilen mischte sich auch der Arzt, der ein Italiener und nicht ohne gesellige Bildung und Kenntniß war, mit hinein.

„Gestehen Sie es nur!" rief Julie einmal bei Gelegenheit eines Streites ziemlich heftig; „gestehen Sie nur offen, daß Sie seit dem Tode Ihres großen Dichters durchaus keine Hoffnung mehr für die neue schöne Literatur hegen." — „Ein solches Geständniß wäre eben so voreilig als unbillig," entgegnete der Poet. „Welche Zeitperiode wäre überhaupt so drohend und finster, daß sie durchaus keine Hoffnung zuließe? Doch muß ich gestehen, daß, wenn ich die Richtung, die der heutige Geschmack nimmt, beobachte, ich gegründete Besorgnisse hege." — „Die französischen Blätter," rief Julie, „behaupten, daß mit diesem lezten und bedeutendsten Dichter der Aristokratie die Poesie, ihrer Fesseln entledigt, einen freien, großartigen Flug nehmen, sich zur edlen Verfechterin der Menschheit aufwerfen werde." — „Leere Worte!" entgegnete der Poet verdrießlich. „Seit wann hat die Poesie denn wohl aufgehört, Sache der ganzen Menschheit zu seyn? Sie sehen hier, Theure, jenes eitle Volk, wie es von seiner schnell und eilig erbauten Marktbude verwirrt und schreiend herabpredigt, stets bemüht, die erste und entscheidende Stimme zu haben, ohne auf Wahrheit, Natur und Charakter besonders Rücksicht zu nehmen. Die Franzosen wenigstens sind es, die neuerdings den alten Streit über romantisch und klassisch wieder auf das Heftigste angeregt haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Eigenschaft des Selbstleuchtens, das phosphorescirende Licht, die elektrischen Erscheinungen, die an den Kometen wahrgenommen werden, die oft plötzlichen Veränderungen, welche sie erleiden, machen es mehr als wahrscheinlich, daß ihre Fortbildung mit einer Energie durchgeführt wird, für welche uns ein Maaßstab fehlt, und daß bei weitem gewaltigere Revolutionen durch bei weitem gewaltigere Kräfte daselbst bewirkt werden, als vielleicht jemals am Mond und auf der Erde; um so mehr, als eben jene Kometen sich meist in dem ersten Jugendalter befinden und wir aus der gegenwärtigen Beschaffenheit unsers Wohnsitzes und aus der Geschichte wissen, daß in diesem Alter auch unsere Erde unendlich häufigern, gewaltigern und allgemeiner verbreiteten Revolutionen unterworfen gewesen seyn muß, als auf ihrer jetzigen Lebensstufe. — Ob nun diese kräftigern Jugendrevolutionen der Erde auf unsern Mond gewirkt haben und vielleicht zu seinem gegenwärtigen Zustande, seinem frühen Alter beigetragen haben, wissen wir nicht. Wäre dieß aber auch nicht geschehen, so läßt es sich aus der verhältnißmäßig geringen Atmosphäre erklären, welche unsere Erde besizt, und in deren Bereich doch wohl nur allein augenfällige Wirkungen ihrer Revolutionen stattfinden können. Durchaus anders verhält es sich mit den Kometen. Ihre in das Ungeheure sich ausdehnende Atmosphäre, nach Schröter vielleicht bis an die Grenzen der andern Weltkörper reichend, muß nothwendig auch die Wirkung ihrer so gewaltigen Revolutionen weit hinaus in das Weltall tragen und bis zu jenen Grenzen fortpflanzen.

Nun ging zwar der Komet von 1540 dem Monde so nahe vorüber, daß er einen großen Schatten auf denselben warf, ohne daß sich darauf an ihm eine Veränderung zeigte. Ist es aber gewiß, daß wir eine solche bemerken müßten? Und wenn auch, läßt es sich nicht aus der Stufe seiner Ausbildung erklären, wenn ein Komet auf unsern Mond keine oder höchst geringe Wirkung äußerte? Ueberall nämlich, wo wir Leben und Organismen treffen, finden wir, daß das erste Jugendalter bei weitem leichter durch Reize erregbar ist. Je älter man wird, desto mehr nimmt diese Reizempfänglichkeit ab, und sinkt in den höhern und höchsten Jahren endlich auf Null, den Tod. Wenn nun dieses allgemeine Naturgesetz auf den Weltorganismus anwendbar wäre, so folgte daraus: einmal, daß der Mond, im hohen Grade schon unempfänglich für Reiz, auf die Einwirkung eines Kometen gar nicht oder nur schwach reagiren würde, und zweitens, daß Kometen in früherer Zeit, als unsere Erde sich noch jugendlicher regte, für sie und uns von größerer Bedeutung gewesen seyn müssen, als jezt. Und in der That, es scheint auch so zu seyn, denn die Geschichte lehrt uns nicht nur, daß in früherer Zeit bei weitem größere Revolutionen stattfanden, daß sogenannte Weltseuchen weit häufiger und vernichtender das Menschengeschlecht, das Thier- und Pflanzenreich trafen; wir finden zu jener Zeit nicht nur bei weitem häufiger große Ereignisse im Leben der Erde und des Menschengeschlechts, mit gleichzeitigem Erscheinen großer, dem bloßem Auge sichtbarer Kometen verzeichnet, sondern auch, daß, merkwürdig genug, die Anzahl solcher Kometen überhaupt sonst viel größer gewesen zu seyn scheint, als jezt.

Wir versuchen nun die vollständige Beseitigung jenes oben erwähnten vierten Einwurfs, der uns zum Theil noch im Wege steht. Nach nicht übertriebener Schätzung gibt es beinahe eine halbe Million solcher räthselhafter Körper, die bis jezt ihr rastloses Wanderleben innerhalb der Räume unsers Planetensystems geführt hat. Wie wir aber schon früher zeigten, so liegt es in der Idee eines Organismus, daß einzelne seiner Organe mit gewissen, nähern oder entferntern, in innigerer Beziehung stehen, als mit den übrigen. Am Organismus unsers Planetensystems haben wir dieß in Beziehung auf das Centralorgan, die Sonne, und in Beziehung auf das gleichsam supplementäre der Erde, den Mond, nachgewiesen. Sollten nicht ähnliche Verhältnisse mit den Kometen stattfinden? Sollten vielleicht nicht alle von gleicher, und nur mehrere der größten in dieser Klasse von Weltorganen für unsere Erde von vorzüglicher und tiefer Bedeutung seyn? sollten sie vielleicht nur auf einer gewissen Stufe ihrer Ausbildung — denn auf einer und derselben stehen sie offenbar nicht alle — von großer, wahrnehmbarer Einwirkung auf unsere Erde und auf uns seyn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten.

Nach dem Gesang stieg ein St. Simonist auf einen Stuhl und sagte unter Andern, „er sey über Ferney gekommen und habe Voltaire's Manen seine Huldigung dargebracht, und in Genfs Mauern grüße er mit Vergnügen unsern großen Landsmann J. J. Rousseau der gleich Voltaire zur Zertrümmerung einer Welt beigetragen habe, die zu alt sey, um fortbestehen zu können; nach ihnen sey endlich ein großer, erhabener Mann, St. Simon, gekommen, um ihre nur negativen Arbeiten zu vervollkommnen, und sie selbst seyen sein Werk fort und

erbauen eine neue Welt auf der Grundlage gänzlicher Freiheit, ja größerer und vollständigerer Freiheit, als je die Ausübung politischer Rechte geben könne." Schon murrte man, als aber der Redner gar noch hinzusezte: „Ihr lebt in einem freien Land, in einer Republik, und doch sehe ich unter euch keine Verschmelzung; ich unterscheide in der Menge hohnlächelnde Bürger (Pfeifen, Zischen und Gelächter) und ein Volk, das den Kopf nicht aufzuheben vermag, weil es ihn unter das Joch gebeugt hat." Weiter konnte der Redner nicht sprechen, denn das Pfeifen, Zischen und Gelächter ward tobend und erdrückte seine Stimme. Als er aber hierauf den Ausdruck Aristokraten gebrauchte, wurde man noch erboßter über ihn, und nun schrie Alles: à bas, à l'eau, à la porte l'insolent! Umsonst trat nun der St. Simonistenchef hervor, um Entschuldigungen und Erklärungen vorzubringen. Da der Tumult immer noch zunahm, so ergriffen die Kompagnons das klügste Auskunftsmittel; sie stimmten wieder eine Hymne an, und unter ihrem Schuz zogen sie ab, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt worden wäre. Um den üblen Eindruck wieder zu verwischen, den diese erste Predigt gemacht, ließen die St. Simonisten sogleich einen Brief an die Einwohner Genfs in dem Journal de Genève erscheinen, der wenigstens sehr gut geschrieben ist; es heißt darin unter Andern: „Wir sind Männer des Friedens und der Versöhnung. Die Welt kennt uns und läßt uns wegen unsers friedlichen und religiösen Charakters, Gerechtigkeit widerfahren. Wir kommen nicht, um die Völker aufzuregen und zu empören, sondern um auf der ganzen Erde Jesus Wort wahr zu machen: liebt euch, wie Brüder. Aber unser Wort ist manchmal rauh und wird nicht recht verstanden. Da wir am vergangenen Donnerstag unterbrochen wurden, so konnten wir unserer Rede und Darstellung nicht die nöthige Entwickelung geben, um recht verstanden zu werden. Wir wollen es also hier thun, theils um Genf den Vorwurf zu ersparen, als stoße es alle Männer der Zukunft zurück, theils um uns selbst in den Augen der Welt unsern bisherigen Ruf religiöser Männer zu erhalten. Wenn wir von der Unterscheidungslinie zwischen dem Eigenthümer und dem Nichtbesizenden sprachen, so geschah es gewiß nicht, um den Einen gegen den Andern zu waffnen; denn wir kommen gerade, um allen Krieg, alle Empörung, allen Kampf und Streit zu endigen. Und wenn wir das Volk aufforderten, den Kopf zu erheben, so meinten wir dieß weder gegen seine Regierungen, noch gegen die privilegirten Klassen; die Freiheit, die wir für das Volk verlangen, ist nicht die nationale und politische Freiheit, die Freiheit der Partheien und der Ementen; nein, wir bringen der Welt eine neue Freiheit. Heutzutage hat das Volk nichts als Elend von all seiner Arbeit; für das Volk gibt es keine Erziehung, keine ruhmvolle Laufbahn, kein anständiges Alter. Nun sagen wir aber: Wohlhabenheit, Ehren, Würde und Ruhm für die Arbeit und den Arbeiter! Dieß ist die Freiheit, die wir für das Volk anrufen, und zwar allein durch die stille, friedsame Gewalt der Frau und keineswegs durch das Schwerdt."

(Die Fortsezung folgt.)

Antwerpen, Juli.

(Fortsezung.)

Die Stadt nach der Belagerung der Citadelle.

Wir aßen in Tête de Flandres zu Mittag in einem Hause, worin zur Zeit David Teniers spielende Dorfmusikanten malte, um seine Schulden zu bezahlen. Hierauf kehrten wir in die Stadt zurück, dem belebtern neuen Verkehrplaz der Docks zu, die am obern Ende der Stadt liegen und daher nicht vom Feuer der Citadelle und der Schiffe bestrichen werden konnten. Außer einigen Handelsschiffen bemerkte ich hauptsächlich drei neue Kriegsschiffe noch ohne Takelwerk. Sie sind wahrscheinlich die ersten, die Leopold als belgischer König vom Stapel ließ. Noch sind sie nicht getauft und weder gefüttert, noch verziert. Vielleicht werden sie nun als große Kauffahrteischiffe benuzt und nach Amerika geschickt. Ich schäzte die Kosten ihrer messingenen Bäuche allein auf einige hunderttausend Franken. Das nahe Entrepotgebäude besteht aus drei großen Flügeln, die sich en Face des Hafens ausdehnen und nunmehr eine Hauptzierde desselben ausmachen. Ich glaube, schon Napoleons Architekten haben die Plane dazu gemacht. Wie mein Guide sagt, haben die beiden Bassins den Kaiser 13 Millionen gekostet; doch war damals noch gar viel nachzuholen.

Die Antwerpener Börse ist schon eine Antiquität, und gewiß eine der ersten, die Geschäfte machte. Sie wurde schon 1531 erbaut und gleicht der Form und Anlage nach nicht wenig einem Klosterkreuzgang, der von vielen Duzend Arkaden, die auf Pfeilern ruhen, gebildet wird. Ueber demselben befinden sich die Handelsgerichtssäle und unter demselben Lagergewölbe. Ich kann versichern, daß noch in diesem Augenblick, der ja wohl in kommerzieller Hinsicht frühern und hoffentlich auch spätern Zeiten gar nicht zu vergleichen ist, das Gewühl darin dem der Pariser Börse gleich kommt. Die Handelswelt hat einmal die Gewohnheit, zu spekuliren, wie ein Spieler, zu spielen. Hat der Leztere kein Gold, so wagt er sein Silber, seine Uhr und seine Ringe. Es ist begreiflich, daß die Schifffahrt, sobald sie wieder im Gange ist — also jezt — dieß alte kommerzielle Uhrwerk wieder in den rechten Gang bringt. Es ist unglaublich, was Einzelne verloren haben.

Wir waren auch im Theater, worin nun längst wieder regelmäßig gespielt wird. Es verdient hier blos darum Erwähnung, weil es einer der höchsten Punkte der Stadt ist und als solcher während des Bombardements den Antwerpenern zum eigentlichen Schauplaz der großen Tragödie diente, die da von Holländern und Franzosen aller Welt zum Spaß aufgeführt wurde; denn im Grunde schlug man sich wie auf dem Fechtboden, blos um seine Bravour zu zeigen und seine Schule zu machen; es war kein Groll, kein Haß, keine Rache, und gegenseitig verband man sich die Wunden, sich höflichst entschuldigend, daß man sie verursacht. Wenn sich zwei Studenten schlagen, weil der eine zu dem andern gesagt: das ist sonderbar, so nennen sie das: sich für einen Grundsaz schlagen; es ist aber kein Verstand darin. Ich bin oben auf dem Dache gewesen und bedauerte, daß das Spiel längst zu Ende war. Nichts kann schöner gewesen seyn als eine Mondsnacht, in der die Bomben so herüber und hinüber flogen, wie große Sternschnuppen oder schiefgehende Raketen; ein mörderisches Feuerwerk. Noch heute sieht man überall auf den Feldern die Hügel, die die Pioniere wie Maulwürfe aufwarfen, nebst den monströsen Barrieren, hinter denen die Batterien standen. Der Mortier monstre, den die Lütticher Fabrik goß, mußte vierfach verrammt werden, damit er sich nicht selbst in die Erde schoß, worauf er wie ein stolzer Riese saß, bis er plazte. Ich hatte noch die Ehre, ihn zu sehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. August 1833.

Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführt
Dich, deutsche Poesie!

Uhland.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Ich muß gestehen," bemerkte Julie, „daß mir die Gegensätze durchaus nicht klar geworden sind. Wenn ein Kunstwerk mich in allen Forderungen befriedigt, kann es mir da nicht gleichgültig seyn, ob diese oder jene Schule es erschaffen, genug, daß es schön ist und seine Bestimmung erfüllt?" — „Allerdings, dem ruhigen Beobachter, der sich frei dem Genuß hingibt, kann dieß gleichgültig seyn; allein die Kritik auf ihrer jetzigen Höhe will überall klar sehen und einer Zeiterscheinung auf ihren Ursprung nachgehen. Es ist eigentlich immerdar ein Wechsel der Formen, in denen das Wesen sich verkörpert, besonders in der Poesie. Versuchen wir es, den Unterschied zwischen romantisch und klassisch zu erörtern. Es ist viel hin und hergestritten worden, und Lady Morgan hat in Ungewißheit und Zweifel endlich den Streit auf ihre Weise entschieden, indem sie uns versichert, die romantische Poesie sey nichts anders als die Freiheit, alles auszusprechen, was einem eben in den Mund komme. Wirklich scheinen sowohl politisch als poetisch die Bühnendichter und Publicisten diese liebenswürdige Entscheidung in Ausübung bringen zu wollen. Andere haben einseitig diese oder jene Werke für klassisch oder romantisch erklärt, ohne sich viel um Gründe zu kümmern; noch andere wollten nur die einen als Poesie gelten lassen, die andern unbedingt verwerfend, und umgekehrt; gewiß ist's aber, daß bei diesem langwierigen und zum Theil nutzlosen Streit die Bühne sowohl als das Fach des Romans mit wahren Ungeheuerlichkeiten, nach Göthe's Ausdruck, reichlich versehen wurden. Nach meiner Ansicht ist die Basis des Romantischen das Geheimnißvolle, die beiden Hauptstützen Volksglaube und Naturstudium, der Zweck ein allgemein menschliches Interesse." Julie: „Erklären Sie mir dieses umständlicher." — „Lassen Sie uns vorher eine kleine Uebersicht einschalten. Das klassische Alterthum stellt uns lobenswerthe Muster auf; doch ging man von der Verehrung jenes Geistes auch auf die Form über, und bald zollte man dieser so unbedingten Beifall, daß man leider eines mit dem andern verwechselte. Dem Geist konnte man nicht gebieten, die Form aber nachbilden; man bildete sie nach, vergaß aber zu bedenken, daß sie, einer Schaale gleich, nur für eine bestimmte Frucht paßte und daß es thöricht war, erst die Schaale zu formen, um nach dieser die Frucht hineinzuschaffen, statt daß der lebendige Trieb jene nach dieser bildete. Neigte sich diese Erscheinung in Frankreich schon zur Verirrung, so wurde sie in Deutschland, wo sie sich mit dem herrschenden Geiste durchaus nicht vertragen konnte, vollends zur Grimasse, wie Gottsched und seine Schule es zeigen. Diesen Leuten gelang es, den ganzen weitläufigen

Apparat der todten Formen herüber zu schaffen; sie arbeiteten jezt ärger, wie die mittelalterlichen Zünftler, nach ihrem Leisten, und einigen großen Geistern gelang es auch wirklich, einiges Leben dem hohlen Gebläse einzuhauchen. Doch vor dem gesunden Athem des Lebendigen konnte dieses Machwerk keinen Bestand haben; man fing an zu ahnen, daß man sich in der Grundlage versehen habe, und sah sich in der Stille nach einer andern haltbarern um. Das Gerüste der Allegorie mit seinen hängenden, staubigen Perücken, seinen philosophirenden Amoretten und langweiligen personifizirten Tugenden erlitt durch Rousseau den ersten Stoß; man schien jezt inne zu werden, daß es auch eine Natur gab; in Deutschland traten Geister hervor, die der Naturwissenschaft mächtige Erwerbnisse sicherten, mit dem Naturstudium fiel man auf die verwandte Idee, dem Volksleben, dem Volksglauben Aufmerksamkeit zu schenken, und siehe da, die neue Schule stieg in wunderbarer Schönheit aus dem Schaume des bewegten Meeres. Schnell brach jezt das Gebäude der Rhetorik zusammen, an die Stelle der nackten Idee trat sinnliche Anschauung, an die Stelle der Reflexion Glaube; statt kalter Satire zeigte sich der geheimnißvolle Humor, und wo sich die Kritik früher auf leeres Ceremoniel der Schule gestüzt hatte, lehnte sie sich jezt auf das Studium der Natur. Doch hatte man jezt auch die beiden Wege gefunden, die zum Tempel führten, Naturstudium und Volksglaube, so blieb der Tempel selbst doch unsichtbar und mußte es seinem Wesen nach bleiben; denn er verschloß das Allerheiligste, zu dem kein Geschaffener Zutritt haben sollte, dem sich die Poesie nur auf dem Wege geistigen Schauens, der Ahnung und des Glaubens nähern durfte. Und hier zeigt sich auch der trennende Unterschied der alten Welt von der neuen, des Heidenthums von dem christlichen Glauben. Dieser, als auf einem Geheimniß beruhend, ist recht eigentlich der Schöpfer der romantischen Poesie; jenes ist mit der Welt und deren Erscheinung abgeschlossen, dieser baut von der Erscheinung, als dem Sichtbaren, ins Unsichtbare, Unendliche hinaus. Kaum hatte sich nun der neue Zeitgedanke gefestigt, so traten Geister auf, die jene anerkannten Grundsätze ins Leben führten und der alten Schule den offenen Kampf boten. Deutschland, und vor allen unser großer Dichter, sind hier wiederum vorausgegangen; Göthe stellte das Studium der Natur als das Eine, was Noth thut, auf, und andere Geister wiesen auf das durch die Natur sich verkündende Mysterium des Glaubens; die beiden Schlegel befestigten von allen Seiten den schönen Bau, in den eine tiefe, bedeutsame Vorwelt wie durch helle Kirchenscheiben hineinlächelte. Weil jedoch etwas Geheimnißvolles, Unerforschliches gesucht werden sollte, so konnte es nicht an zahllosen Irrthümern fehlen; doch war ein völliges Irregehen nicht möglich, seitdem die beiden zum Ziel führenden Wege so scharf bezeichnet waren. Vor allen Dingen ging man jezt daran, in Bildwerk, Schrift und Denkmal dem Volksglauben und Volksleben nachzugehen. Lessing hatte schon auf Shakespeare's Schönheit aufmerksam gemacht, die englischen Humoristen, so selten verstanden und gewürdigt, kamen jezt mit ihrem ganzen Anhang herüber, man erweckte zu gleicher Zeit die kräftigen alten Deutschen und die zarten süßlichen Provencalen. Eine Masse von Schriftstellern theilte sich gleichsam in die reiche Arbeit: Novalis tritt im reinsten Lichte hervor, unermüdlich weist er auf das Geheimniß hin, dem er sich in unbedingtem, schönem Glauben nähert; Kleist, der unsterbliche Kleist, läßt das Mysterium ahnen, indem er die irdische Liebe schildert; an ihn schließt sich Fouqué an, doch wird er später wenig mehr als romantischer Dekorationsmaler, bis denn Hoffmann das Mysteriöse sogar ins Skurile und Phantastische hinabzieht; sie alle aber vereint gleichsam in sich der Dichter der Genovefa. Einzelne Geister gingen bei diesem Streit unter, wie Klinger, Lenz. Schiller, Herder und Jean Paul suchten beide Partheien zu vermitteln, indem sie sich wieder der Herrschaft der Idee näherten, doch sie verloren an Klarheit, ohne an Schönheit zu gewinnen."

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Fortsezung.)

Doch eilen wir nun zum Schluß und zu Thatsachen. Es gibt ein Naturgesetz (fälschlich von einem Systeme zum unfehlbaren, allgemeinen erhoben), nach welchem nicht selten die Wirkung einer Kraft durch eine zweite Einwirkung derselben Kraft oder desselben Reizes gehoben, neutralisirt wird. So löscht oft ein zweiter einschlagender Blitz die Flamme, welche ein vorangegangener erst angezündet hat, und aus diesem Gesetz ist es uns erklärlich, wie an manchen Orten z. B. die Cholera nach einem Gewitter plötzlich ausbrechen und nach einem Gewitter eben so plötzlich wieder verschwinden konnte. Sind nun Kometen für uns und die Erde das, was wir meinen, nämlich Reize, wie andere äußere Reize, nur in der Intensität von ihnen verschieden, so können wir Beispiele aus der Geschichte anführen, wo auch Kometen diesem Gesetz folgten und Seuchen, oder eine Periode sich drängender großartiger Erscheinungen auf der Erde schlossen, welche sie allein vielleicht erst eröffnet hatten. Dieß war gerade z. B. der Fall bei dem ersten Ausbruch des schwarzen Todes und seinem ersten Wiederverschwinden, also im Jahr 1517 und 1551, ein Faktum, welches Littrow irrigerweise lächerlich zu machen sucht.

In Pausen äußert sich das Leben, im Großen wie im Kleinen, und wir treffen in der organischen wie in der physischen, in der moralischen wie in der politischen Welt auf Perioden des Wirkens und des Schaffens, abwechselnd mit Zeiten der Ruhe und der Erholung. Oft müssen wir, um Erscheinungen der Zeit zu deuten, zurückgehen zu solchen weitentlegenen, großen Perioden, in denen wir den Faden dazu finden, und deßhalb sind sie von hoher Wichtigkeit. Solch eine Periode beginnt nun unter andern mit dem Jahr 512 n. Chr. und endet mit dem sechsten Jahrhundert. Sie ist im Allgemeinen, besonders aber für die Geschichte der Krankheiten und der Umwandlung derselben vielleicht eine der wichtigsten. Nachdem beinahe 100 Jahren keine allgemeine Seuchen geherrscht hatten, und nur in der politischen und physischen Welt gewaltige Umgestaltungen stattgefunden, sehen wir in jener Periode die Pest, als allgemeine Weltseuche, den Vermittler machen zu einer merkwürdigen Umwandlung bis dahin bestandener Krankheiten. Gleichzeitig zeichnen diese ganze Periode die gewaltigsten Naturerscheinungen aus; es drängen sich weitverbreitete, furchtbare Erdbeben, merkwürdiges Sternenschießen, sehr strenge Winter, Dürre, Ueberschwemmungen, höchst anomale Witterung, Nordlichter, häufige Gewitter zu Jahreszeiten, wo sie sonst selten vorzukommen pflegen; ja Beachtung verdienen selbst jene sonderbaren Flecken, Male und Zeichen (signacula) an Kleidern, Geräthen und Häusern, welche in frühern Zeiten häufig vor und während der Pest- und andern Seuchen bemerkt wurden, und, wenn auch für atmosphärische Niederschläge erklärt, immerhin auf eine große Veränderung in der Atmosphäre deuten. In Perioden von 15 Jahren flammt während dieser Zeit jene Seuche immer wieder mit neuer Heftigkeit auf, entsprechend dem Erscheinen von vier großen Kometen, meist in denselben Zwischenräumen. Sie wurde mit einem Kometen, den furchtbarsten Naturerscheinungen und Blutregen eröffnet, und beschließt sich endlich, nachdem sieben Jahre lang eine feuchte und regnerische Witterung geherrscht hatte, mit einer Influenza, die alles Leben zu vernichten drohte, einem eben so kalten Winter wie zu Anfang, sogenanntem Blutregen, Nordlichtern und dem Kometen vom Jahr 595.

Eine ähnliche Periode, um so interessanter, als in derselben die Pest sich zum leztenmal über Europa verbreitete, wogegen das gelbe Fieber drohend immer näher rückt, ist die von 1708 bis 1720. Nachdem ebenfalls mehrere Jahre vorher die Witterung nichts Ausgezeichnetes gehabt hatte und epidemische Krankheiten nirgends hervortraten, beginnt wieder ein Cyklus großartiger, sich überallhin verbreitender Erscheinungen. Die Scene eröffnet dießmal der Vesuv, es folgen äußerst häufige Erdbeben, Nordlichter, Meteore, ungeheuer strenge Winter, große Massen Schnee, große Trockenheit, Meereseinbrüche, Stürme von einer Stärke und Ausdehnung, wie noch nie, höchst anomale Witterung, sogenannter Blutregen und Salzregen um den Vesuv u. s. w., und für ein bedeutendes Erkranktseyn der Atmosphäre sprechen nicht nur jene häufigen atmosphärischen Niederschläge, wobei auch die signacula in Form von Oelflecken nicht fehlen, jene stinkenden Nebel, sondern auch das Entfliehen der Vögel von Orten, wo die Pestepidemie auf ihrer Höhe steht. In den Anfang dieser Periode fällt eine sehr gefährliche Kriebelkrankheit, welche, wenn auch nur auf einzelne Gegenden beschränkt, doch ein vorangegangenes Erkranken der Vegetabilien beweist, wahrscheinlich durch jene atmosphärischen Niederschläge bedingt. Darauf verbreitet sich abermals eine Influenza über ganz Europa, und ihr auf dem Fuße folgt zum leztenmal die Pest und schreitet einem gewappneten Riesen gleich über das unglückliche Land, indem zu gleicher Zeit und in gleicher Richtung auch noch eine Viehseuche ungeheure Opfer fordert. Noch interessanter wird diese Periode dadurch, daß sich in derselben das gelbe Fieber schon in den Häfen des Festlandes von Amerika festzusetzen beginnt, gegen das Ende derselben (1717) eine abermalige, dießmal weiter verbreitete Kriebelkrankheit sich zeigt (welche Viele den immer fortdauernden, dieser Periode ganz eigenen Nebeln zuschreiben, die sich durch besondern Geruch, eigenthümliche Beschaffenheit des Thaues und ihren nachweisbaren Einfluß auf den thierischen Organismus auszeichneten), und daß sie sich endlich schließt durch den lezten Ausbruch der Pest in Marseille, wohin sie im Jahr 588 vor vielen andern Häfen des Mittelmeers zuerst gebracht worden war. Auch diese Periode wurde nun zu Ende des Jahres 1707 mit einem Kometen eröffnet und 1718 gleichsam wieder durch einen Kometen geschlossen, und nun ward auch Wien (1713), wie alle andern Orte, zum leztenmal von der Pest heimgesucht, für welches leztere Ereigniß Littrow allerdings vergebens einen Kometen aufzusuchen sich bemühte *).

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Er verfällt hier in denselben Fehler, den er bei Forster mit Recht tadelt. Auch er behält das Große, Ganze nicht im Auge, gegen welches der Ausbruch der Pest in Wien als ein Ereigniß von geringer Wichtigkeit verschwindet. Hier ist nun auch der Ort, die Gründe anzuführen, welche uns zu unserm am Eingang über Littrows Schrift gefällten Urtheil vermochten.

Er meint nämlich ganz richtig, aus der Geschichte müsse sich denn doch auch ergeben, inwiefern ein Einfluß der Kometen auf Krankheiten der Thiere und Menschen anzunehmen sey, und geht nun in dieser Hinsicht einige Jahrhunderte durch, mit Schnurrers Chronik der Seuchen und Olbers Verzeichniß aller bisher berechneten Kometenbahnen in der Hand. Wir wollen ihm bei dieser Prüfung mit denselben Führern nur eine Seite lang (pag. 134) folgen.

„1621 verheerende Seuche durch fünf Jahre beinahe in ganz Europa. In London starben 35.000, in Venedig 90.000 Menschen, und Italien verlor den vierten Theil seiner Bevölkerung. Sie endete nach zwei Jahren mit dem Scharlach:

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Brief der St. Simonisten.

„Kein Blut, kein Haß, kein Krieg mehr; die Werkstatt ist eine Statt der Ehre; Arbeit verschönert die Erde; Ruhm erwartet den Arbeiter,“ heißt es in einer unserer Hymnen. Wir wollen die Verbesserung Aller, der Männer wie der Frauen, der Wohlhabenden wie der Armen (Proletarien). Wir kommen keineswegs, um Vermögen und Reichthum ihren Besitzern zu entreißen, im Gegentheil, wir wollen den Reichthum Aller durch die bessere Einrichtung und Vertheilung der Arbeit, durch das Zusammenwirken aller Bemühungen, durch den Frieden und die Einigung aller Arbeiter vermehren. Wir wollen die allgemeine Verbindung, die allgemeine Association aller Völker und aller Länder. Wir wollen, daß Keiner ausgeschlossen sey von der großen menschlichen Familie, sondern daß Alle darin den Platz einnehmen, der mit ihren Ideen, ihren Sitten, ihrer Natur und ihrem Charakter in Uebereinstimmung steht. Gewiß, o Genf, wirst du einst eine schöne Stelle in der allgemeinen Association einnehmen, du Vaterland Jean-Jacques, du kosmopolitische Stadt, du Vereinigungspunkt vieler europäischen Illustrationen, du Herd der Wissenschaft und des Lichts, der du dich einst stolz Rom gegenüberstelltest, das sich das katholische nannte, und protestirtest gegen die geistige und männliche (mâle) Macht des Vaters der Christenheit, des Pabstes. O, deine Rolle wird gewiß einmal in der Zukunft groß und schön seyn; wir sehen dieß voraus, darum kamen wir voll Glauben und Liebe zu dir, um dir die neue Lehre zu bringen, das Wort des Friedens und der Versöhnung, die Liebe, die wahrhaft katholische Religion; denn sie wird zum immer fortschreitenden Glück den wohlhabenden Bürger und den armen Arbeiter, den Stoff und den Geist, den Gewerbsfleiß und die Wissenschaft, den Orient und den Occident, den Mann und die Frau umfassen. Durch welch sonderbares Verhängniß, durch welche bedauernswürdige Uebereilung ist es gekommen, daß Einige deiner Einwohner uns, wenn nicht ganz verkannten, doch in der Entwickelung unserer Gedanken, in der Verkündigung unsers friedlichen und religiösen Glaubens aufhielten und unterbrachen? Du hattest uns doch gastfreundlich aufgenommen; darum hätte man uns wenigstens anhören sollen. Was wird die Welt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß in einer vorzüglich liberalen Stadt Geschrei und Pfeifen unsere friedliche Stimme unterbrochen haben, und daß unsere Gesänge des Friedens und der Einigung, diese Gesänge, die nur von der Güte und Zärtlichkeit der Frau, nur von dem künftigen Zusammenhalt aller Völker sprechen und die das ganze mittägliche Frankreich entzückt haben, hier mit Spott und Gelächter empfangen worden sind? Bürger von Genf! wir hoffen, ja wir haben die Gewißheit, daß ihr uns besser kennen und nach unserm wahren Werth beurtheilen werdet, wenn ihr zu ruhigerer Stimmung zurückgekehrt seyd; dann werdet ihr bedenken, daß wir großentheils wohlhabenden Bürgerfamilien angehören, aber unser Vermögen, unsere Familien, unsere geselligen Verhältnisse, ja Alles geopfert haben, um uns der friedlichen Verbesserung der Lage aller Männer und Frauen, der Verbreitung des neuen Evangeliums hinzugeben, welches lehrt: die Frau ist dem Manne gleich, und Gott ist der Vater, so wie die Mutter beider.“

(Der Beschluß folgt.)

---

fieber, welches seitdem in Europa sporadisch geblieben ist, obschon es oft noch, besonders unter den Kindern, auch eine epidemische Gestalt annimmt. Zwischen 1624 und 1652 werden keine Kometen aufgeführt.“ — Diese Periode begann aber schon mit 1619 und der Komet erschien zur Adventszeit im Jahr 1618, und namentlich ist sie merkwürdig in Bezug auf das Scharlachfieber, das sich dießmal aus einer bösartigen Halsentzündung heraus zu entwickeln schien. Mit dem Kometenjahr 1652 aber beginnt eine abermalige Pestperiode. Warum erwähnt Littrow diese gar nicht?

„1598 große Pest im Orient. Zu Konstantinopel starben durch längere Zeit täglich an 2000 Menschen, und unter ihnen in wenig Tagen nach einander siebenzehn Prinzessinnen, Schwestern Sultan Muhameds III. Von Kometen wird nur für das Jahr 1596 einer erwähnt.“ — Aber vorher und ehe die Pest den Orient befiel, war sie schon in Spanien und Portugal und verbreitete sich nach England. In Frankreich, Sachsen und Brandenburg herrschten schon 1596 pestilenzialische Fieber, und dem Kometen von 1596 folgte unmittelbar ein Erkranken des Getreides und daher entstehende, ziemlich verbreitete Kriebelkrankheit. Auch hievon ist bei Littrow keine Spur.

Antwerpen, Juli.

(Fortsetzung.)

Alte Meister.

Der König von Holland hat, wie ich mich in dem eigens dazu erbauten Institute überzeugte, Manches gethan, der flandrischen Malerschule wieder aufzuhelfen. Außer der Kunstakademie, die viele Eleven, selbst jetzt noch, zählt, besteht eine besondere Kommission zur Förderung und Unterstützung der Künste und Künstler. Wer Talent hat, kann sich mit leichter Mühe hervorthun, und es gibt in der That junge Maler und Bildner überall, die immerhin Gutes leisten. Man muß aber dennoch bekennen, daß der Genius der Kunst die Künstler verlassen hat; es ist, als ob sie mit andern Farben malten, als die Alten. Die Gallerie von Antwerpen, außer welcher es fast in jedem großen Hause Schätze gibt, enthält die vorzüglichsten Werke der größten Maler von Flandern und ganz Niederland. Ich habe hier Meister gefunden, die ich nie nennen hörte und die doch als Meister dastehen, z. B. Adrian Key, Mostaert, van Elburg und Quillyn. Jordaens strahlt hier über Rubens, die Anbetung der Könige und den Christus unter den Bettlern ausgenommen; ebenso van Dyk, von dem man an vielen Orten Porträts sieht. Ein Dutzend großer hier befindlicher Figurenbilder gehören zu seinen ausgezeichnetsten Werken. Mir war unter allen Antwerpenern Bildern am interessantesten, was ich hier von Quintin Metsis (Matsys) sah. Von diesem merkwürdigen alten Maler befinden sich die drei besten Gemälde im Museum: die Kreuzabnahme, Johannes, und Herodias. Das letztere ist weltberühmt unter Künstlern und hat schon um 1550 sehr interessante Schicksale gehabt. Man entzog es nämlich der fanatischen Verfolgungswuth während der Zeit der damaligen Unruhen durch das Tischlergewerk, aus dessen Händen nachher die Noth es in die des Magistrats brachte, der 15,000 Gulden dafür gab. Des Malers Grabstein hat die Regierung jetzt unter das Bild gestellt und sein Andenken feierlichst erhalten in den Worten: Quintino Metsiis, incomparabilis artis pictori, admiratrix grataque posteritas anno post obitum saeculari CIↃ.IↃ.C.XXIX posuit (1629). Zur Seite desselben liest man die passenden Worte: Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem. Denn es ist bekannt, daß er aus Liebe zu einem hübschen Weibe den Ambos mit der Staffelei vertauschte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. August 1833.

Es griff nach deinem hehren Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Lenau.

Gedichte von Hesper.

An einen Freund.

Gehörst du dir, so frage nicht nach Andern;
Denn ohne dich, was wäre dir die Welt?
Eh' ich mich kannte, war's ein ewig Wandern,
Von Tag zu Tagen wechselte mein Zelt.
Ich suchte viel und sollte wenig finden,
Auch wenig suchend, fehlte mir so viel;
Auf meinen Lippen schien die Lust zu schwinden,
Und jedem Ziel entsprang ein andres Ziel.

Der zügellose Windstoß, der der Wälder
Gewölbte Kronen schüttelnd weiter fährt,
Die Lust der Gärten und der Wiesenfelder
Bescheidnen Frieden räuberisch verheert:
Wenn ihm am Fluge selbst erlahmt der Flügel,
Genießt er nun die Früchte, die er bricht?
Die Wolken athmen auf, es stehn die Hügel,
Die Blumen, die er hinwarf, hat er nicht.

Und wie ein milder König tritt die Sonne
Mit lächelndem Gesichte vor das Thor.
Sogleich ersteht die Welt in neuer Wonne,
Die Vögel jubeln aus dem Busch hervor.
Wie Flur und Hain im Glanze sich erlaben!
Das Leben all, in seinem Keim erneut,
Gönnt jeden Reiz und unerschöpfte Gaben
Zum Liebesopfer ihr, die Liebe beut.

Sie aber schwebt in heil'ger Götterstille,
Ein offenbar Geheimniß, himmelhin.
An ihrem Aug' entfaltet sich die Fülle
Der Erde, sich zu freudigstem Gewinn.
So mag sie Lebensüberfluß verbreiten,
Selbst unbedürftig, nah und ewig fern,
Und wandelt, unerreicht vom Drang der Zeiten,
In ihrem eignen Licht, ein freier Stern.

Beim Niedersteigen von der Alp.

Willkommen, Thal!
Da dürft' einmal
Ihr müden Kniee rasten,
Wohl mögt ihr nun
Behaglich ruh'n
Nach heißen Tageslasten.

Was sucht' ich doch
So wolkenhoch
Im Schnee auf Gemsenstegen?
Was uns beglückt,
Das Blümchen pflückt
Sich wohl auf nähern Wegen.

Die Sonne sinkt;
Den Abschied blinkt
Ihr Goldlicht aus den Bäumen
Die Alpen glüh'n,
Bald geht sie hin —
Hinab denn ohne Säumen!

Ersehntes Thal,
Gieb, daß einmal
All meine Sehnsucht ende;
O daß ich dort
Am Ruheort,
Daß ich die Liebe fände!

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Mir ist,“ unterbrach der Pastor hier die Rede, „als wäre jedes zerrissene, mit sich in Zwiespalt lebende Gemüth schon von vorne herein romantisch zu nennen.“ — „Das ist es auch,“ rief Ottfried, „in so fern im Zerrissenseyn schon der Keim religiöser Bildung verborgen liegt, der entweder im Glauben sich empordrängt oder in finsterer Verneinung untergeht; beide Richtungen sehen wir bei den romantischen Dichtern durchgeführt.“ Julie bemerkte: „Wenden wir diesen Begriff des Romantischen auf den Geist der verschiedenen Nationen an, so möchte ich wissen, welcher Sie das tiefste Eindringen, die reichste Ausbeute zugestehen; unbedingt der deutschen?“ — „Es scheint, daß der Charakter dieses Volks sich besonders dahin neigt. Die Engländer schließen sich ihnen an; gerade entgegen diesen Einflüssen möchte aber wohl der Genius der französischen Bildung seyn.“ — „Wie? bemerkten Sie nicht früher, daß gerade die schönsten Muster des Romantischen aus Frankreich zu uns gekommen?“ — „Freilich wohl, doch das war das Frankreich im zehnten, eilften, zwölften Jahrhundert. Der Geist des neuen Frankreichs ist ein rein historischer; er hatte in der schönen Literatur seine Blüthenepoche, die Epoche seines wahren Triumphs unter den großen Dramatikern, unter Corneille, Racine, Voltaire. Von den großen Vorbildern der Philosophie ausgehend, ließen sich die Geister zu den Gesängen dahinreißen, die allein durch die Schule glänzen wollten, und denen die Form, wo nicht Alles, doch viel galt. Jene Dichtungen behalten immerdar ihre Würde und ihr Verdienst; doch muß man von ihnen nicht mehr fordern, als was sie geben können. Sie sind zum Theil witzige, zum Theil scharfsinnige und tiefe Erörterungen philosophischer Ideen; nicht in dem Boden der Natur, des Volksglaubens und Volkslebens wurzeln diese Pflanzen, sondern lediglich im Boden der Etikette, des Hofs; sie sind daher eben so wenig romantische Erscheinungen, als daß man sie zu denen rechnen könnte, welche man zum Gegensatz klassisch nennt; denn obwohl sie die äußern Formen des Alterthums annahmen und ausbildeten, so blieb ihnen doch das eigentliche Wesen altgriechischer und römischer Dichtungen eben so fremd, als es der Geist der Romantiker ihnen war und seyn wird. Anders steht es mit jenen frühen Gesängen, welche uns noch aus ferner Zeit so lieblich herübergrüßen. Diese sind Blumen gleich, die im gesundesten Boden wurzelnd, in bunter, glänzender Farbenpracht, frisch im Kelche den Honigthau wahrend, in den Himmel der Andacht, Minne und Ehre emporblühen. Vergleichen Sie mit diesen süßen Gebilden jene Erzeugnisse, die die heutige französische Schule romantisch nennt, beben Sie da nicht wie vor einem Gespenste zurück? Wo ist da Hindeutung auf ein tiefliegendes Geheimniß, dem man auf dem Wege inniger Naturliebe und Forschung sich nähern soll, wo der frische Farbenton, die tiefe Bedeutsamkeit, die Hindeutung auf höhere Befriedigung, welche besonders da mildernd eintreten soll, wo das Grausen, das tiefste Entsetzen hervorgerufen wird?“

„Sie meinen also,“ rief der Pastor, „daß die Franzosen gut thäten, zu ihrem Racine, Voltaire zurückzukehren?“ — „Ich sehe,“ fuhr der Dichter fort, „nur in dieser Rückkehr Heil; denn der Geist ihrer poetischen Bildung kann nun einmal ohne strenge Schule und Rhetorik nicht bestehen. Die Wiedererweckung der alten deutschen, englischen, französischen, italienischen Muster drang auch zu ihnen; im Verein mit den politischen Reformen glaubten sie auch die literarischen über sich nehmen zu können; es schien ihnen ein Leichtes, sich auch hier mit dem Besten zu versehen, und ihre Nationaleitelkeit spiegelte ihnen vor, daß es nur nöthig sey, zu wollen, um es schon zu seyn; ja, daß es nur eines Anfangs bedürfe, um gleich, wie in andern Dingen, dem erstaunten Europa zurufen zu können: seht, wir sind auch hierin Meister! Allein sie bedachten nicht, daß es hier auf nichts Geringeres ankam, als eine gänzliche Umwandlung des innern Menschen, auf eine gänzliche Verleugnung ihrer Natur. Es war wohl leicht, dem alten Perückenmann die Perücke, den Atlasfrack und den Galanteriedegen abzureißen, allein wie sie nun diese Puppe mit dem wunderlichen Putz verblichener Jahrhunderte putzten, so zeigte es sich, daß es immer noch der alte Perückenmann blieb, und daß er seine starren, in vorgeschriebene Hofstellungen eingezwängten Glieder nicht zu den romantischen Sprüngen lebendig machen konnte. Man wollte eine ehrfurchtgebietende, tief geheimnißvolle Gestalt geben, und gab eine Vogelscheuche. Erst wenn die Franzosen sich entschlössen, von ihrer Eitelkeit niederzusteigen, wenn sie sich entschlössen, von vorne herein wieder in die Schule zu gehen bei ihren Nachbarn, wenn sie vor allen Dingen die deutsche, tief eingehende Naturphilosophie mit dem deutschen Ernst, deutscher Bedeutsamkeit aufnähmen, so könnte etwas geschehen; doch heißt dieses nicht ebensoviel, als fordern, sie sollten aufhören, Franzosen zu seyn?“ — „Aber die Novellen von Balsac, Janin, die schaudervollen, hinreißenden Bilder Eugene Sue's, die Dramen Victor Hugo's!“ rief Julie. — „Auf dem Wege blos historischer Auffassung ist in der Poesie

noch nichts geschehen. Die Geschichte liefert uns zahllose Beispiele von Gräuelscenen; Blut, Mord, Gift, Dolch, Einkerkerung, scheußliche Verbrechen aller Art stehen in ihren Jahrbüchern verzeichnet; der Historiker hat nichts weiter zu thun, als sie mit ihrem Anhange von Ursache und Wirkung klar vor's Auge zu stellen; der Philosoph wird an diesen Beispielen sein System zu ergänzen und zu vollenden streben, der Dichter jedoch soll etwas ganz Anderes; wir fordern von ihm den tiefen Blick in das Geheimniß des Daseyns der Erscheinung. Hinter dem bunten Schleier alles Lebendigen steht ewig die riesenhafte Isisgestalt, und der Poet ist ihr Priester." — Julie: „Wo ich nicht irre, so nannten Sie ebenfalls als etwas Bezeichnendes für die romantische Poesie das allgemeine Interesse, das sie einflößen soll." — Ottfried: „Nicht sowohl ein allgemeines, als ein allgemein menschliches, und hier kommen wir auf den Anfang unsers Gesprächs zurück. Auch hier zeigt es sich, daß die Franzosen nicht zu Romantikern geboren sind, indem sie immerdar in ihre Poesieen mehr oder weniger das gerade herrschende Interesse der Zeit aufgenommen haben; Anfangs zeigte sich ihre Muse als Sklavin des Hofs, jezt zeigt sie sich schlimmer als eine Magd politischer Partheien, und wie hätte auch unser größter Dichter jene arge und erniedrigende, ja oft völlig grundlose Beurtheilung erfahren, wenn man sich nicht vereinigt hätte, in ihm nichts anders sehen zu wollen, als eine politische Figur."

Ueber den Einfluss der Kometen auf das Leben und die Gesundheit der Erde und ihrer Bewohner.

(Beschluß.)

Damit wir nun auch eine große Pause anführen, sey der Periode von 685 bis 729 gedacht. Sie gibt das Beispiel einer Zeit voll Ruhe, denn wir treffen nicht nur in der politischen und physischen Welt auf eine große Pause, sondern wir finden auch keines sichtbaren Kometen gedacht.

Es sey uns nur noch erlaubt, auch der direkt psychischen Einwirkung zu gedenken, welche große Kometen denn doch auf uns zu haben scheinen.

Die Volksmasse, das rohe, ungebildete Gemüth, selbst der Naturmensch, der keck mit Löwen kämpft, bangt und erschrickt, wenn er das Ungewohnte, am Nachthimmel eine lange Feuerbahn sieht. Aber auch der Gebildete kann sich eines Schauers in dem Augenblick nicht erwehren, wo ihm zum erstenmal ein bedeutender Komet entgegenstrahlt. Dieses Schauers, den auch Muthige empfanden, werden noch Viele gedenken, welche den Kometen von 1811 sahen.

Eine psychische Einwirkung bleibt es immer, und erklärlich ist sie auch. Wir sehen uns herausgerissen aus dem Gewohnten, einem neuen Räthsel gegenüber, welches der Fleiß und das Sinnen und Grübeln von Jahrhunderten noch nicht zu lösen vermochte; wir wissen nicht, sollen wir uns der neuen glänzenden Erscheinung freuen, sollen wir vor ihr zagen, und so bildet sich ein eigenthümlicher Gemüthszustand, der bei Gebildeten zwischen beiden Affekten in der Mitte liegt und der im Ganzen niederdrückender Natur nothwendig seyn muß, weil er auf dem Gefühl unserer Schwäche beruht. Erhebend, glauben wir, wird ein großer Komet, wenigstens beim ersten Anblick, noch auf keinen Menschen gewirkt haben, wie dieß unser Sternenhimmel und der Mond an ihm doch täglich thun.

So wären wir denn dahin gelangt, aus allem Gesagten noch Folgerungen zu ziehen für unsere Zeit, so überreich an großartigen Erscheinungen aller Art. Wir könnten den Gedanken fortspinnen, wie merkwürdig es ist, daß gerade in dieser Zeit das Erscheinen von dreien der vier, unter einer halben Million ihrem Umlauf nach allein gekannten Kometen fiel und fällt; wir könnten der sonderbaren Witterung, der Nebel, der Cholera, der wiederholten Ausbrüche der Influenza u. s. w. gedenken; doch lag dieß eben so wenig in unserem Plan, als daß wir uns in Spekulationen einlassen möchten über Halleys gefürchteten Kometen. Wir müssen ihn erwarten, und werden im Jahr 1834 oder 1835 erfahren, ob er überhaupt kommen wird, oder irgendwo sein Nomadenleben vielleicht aufgegeben und einer Sonne oder einem Planeten sich inniger angeschlossen hat; ob er, wie das leztemal, schon einen großen Theil seines Lichtes, so dießmal alle Beziehung (welche bei frühern Erscheinungen, je weiter zurück, desto bedeutender gewesen zu seyn scheint) zu uns verloren hat, oder wieder mächtiger, jedenfalls aber in anderer Weise auf uns einwirken wird, als jene neuern mystischen Schriften dieß prophezeien und selbst zu wünschen scheinen.

Und so hätten wir vielleicht, von der Harmonie des Ganzen ausgehend, mit schon anerkannten Naturgesetzen in Uebereinstimmung, und durch Vordersätze, die auf Thatsachen gegründet sind, Schritt vor Schritt dargethan: Es ist noch keineswegs erwiesen, daß alle Kometen ohne Einfluß sind; es ist dagegen mehr als wahrscheinlich, daß, wenn auch nicht alle, so doch die größern und vielleicht nur die auf einer gewissen Stufe ihrer Ausbildung stehenden, eine mächtige Wirkung äußern auf die Erde und ihre Bewohner, und endlich, daß dieselbe, keineswegs auf Hervorrufung von Seuchen, Erdbeben u. s. w. beschränkt, im Jugendalter unserer Erde ganz gewiß bedeutender gewesen sey, jedenfalls aber und immer zur Fortbildung derselben und unsers Geschlechtes beigetragen haben mag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, Juli.

(Beschluß.)

Die Flamänder.

Doch nun kein Wort mehr von den Bildern. Ich habe noch Einiges von den Menschen zu sagen, um zu beweisen, daß ich kein Engländer bin, oder überhaupt Voltaires bekannten Vorwurf verdiene. Die Flamänder haben viel von ihrem alten Nationalcharakter bewahrt, hauptsächlich die Jovialität, die Lebenslust. Die schlechte Epoche seit 1830 ist an ihnen vorübergegangen und hat sie beim Deckelkrug und beim Spiel gelassen, als ob Altbelgien, als ob die alten, reichen Niederlande noch existirten, die Krieg mit den Kaisern führten. Auch ebenso fromm sind die Leute noch, wenigstens auf dem Lande, wo man während der Vesper nicht kegeln darf, nicht Karten spielen und nicht tanzen. Ich habe in van Dyks Geburtsort, Berghem, gesehen, wie der Fiedler und mit ihm alle Beine, wie vom Schlag gerührt, inne hielten, sobald es zum Ave Maria läutete. Eine Viertelstunde nachher ging es wieder wie auf dem Blocksberg.

Es ist ein wahrer Genuß, die freyen Menschen zu sehen; es ist ein guter, gesunder, tüchtiger Schlag, ganz wie er in den alten Bildern von Teniers zu finden ist, so robust, so originell, so hölzern-beweglich. In die Weiber, meine ich, ist etwas mehr Politur gekommen; sie schnüren sich und wollen Toilette machen, wie eine Städterin. Sehr selten findet man so breite bäuerische Gesichter, wie ehemals, sie haben sich veredelt. Dazu ist die Tracht mit den stolzen Hauben und schwarzen Umschlagtüchern, die sie zierlich um Kopf und Hals drapiren, so daß die Köpfe mit ein paar Locken daraus hervorgucken, eine ganz hübsche. Ueppig und vollwüchsig sind die Dirnen, wie Mädchen aus Roms Campagna, und die Bursche, welche beim Kegelspiel und Ringen wahrhafte Turner werden, geben ihnen nichts nach. In Antwerpen selbst ist aber wenig flandrische Eigenthümlichkeit mehr. Man lebt auf dem Fuße der Großstädter, putzt sich wie in Paris, und ist sogar irreligiös wie da, wenigstens in den gebildeten Ständen. Dessenungeachtet ist der Pastor die Hauptperson in der Pfarre und von Amtswegen der politische Stimmführer. Mit ihm halten Schuster und Schneider und die Gevatter der andern ehrbaren Zünfte, die keine Doppelschilde führen. Ich glaube annehmen zu können, daß die eine Hälfte der Bewohner belgisch und apostolisch, und die andere reformirt und holländisch ist. Man würde viel Mühe haben, dieselben zu sondern, thäte es nicht hie und da der Reichthum und die eigene Aeußerung. Allmählig lernt sich aber auch der eifrigste Orangist ins neue Geleis fügen, da in Belgien, wie in Frankreich, der Faktion doch immer der Muth und die Kraft fehlen, für die gestürzte Regierung etwas zu thun. Wo will der Aristokratismus Waffen hernehmen, wenn ihm das Volk entsteht, das immer sein Kämpfer war? Man darf darum auch der Stimme der orangistischen Blätter nicht glauben, die in Antwerpen und Gent erscheinen. Sie dienen der Parthei wahrhaft als Söldlinge, wenn die Publicisten nicht selbst Holländer sind, die ihr Interesse in dem Kampf suchen. Wie man mich versicherte, wandern fixe Summen in die Kassen gewisser Schreiber, namentlich in die des Messager de Gand, der mit unglaublicher Geduld von der belgischen Regierung ertragen wird. Als ich Antwerpen verließ, hatte ich nur Einen Gedanken: was wird das Schicksal dieser Stadt seyn? Sie, die so ganz von den politischen Verhältnissen Europas abhängt, kann jeden Augenblick der Stirnnagel zu Belgiens Glückschatouille, oder umgekehrt sein Sargnagel werden. Noch ist Antwerpen reich gegen Städte unsers Binnenlandes, aber seine Einwohner behaupten, sie seyen an den Bettelstab gekommen.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten.

„Wir sind ergriffen von dem Jammer unserer gegenwärtigen Zeit voll Mißtrauen, Haß und Kampf, durchdrungen von tiefem Schmerz über das Leiden beider Geschlechter, über das Leiden des wohlhabenden Bürgers, der ein Leben ohne Ruhm und Auszeichnung fortschleppt, über das Leiden des Armen, der immer arbeitet, ohne sein Daseyn verbessern zu können, über das Schicksal der Männer, die von den Frauen betrogen, und der Frauen, die von den Männern unterdrückt werden, kurz über den ganzen jammervollen Zustand der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, dieses ungeheuren Cadavers, den nur noch seine materielle innere Gährung vor dem Zerfallen in Fäulniß und Moder bewahrt. Wir fühlen, daß der Welt ein neues Leben eingehaucht werden muß, eine neue Liebe, ein neues Band, eine neue Religion. Voll von der Begeisterung, die unser Vater in unsere Herzen ausgegossen hat, stellen wir uns der Welt, ihren Verfolgungen, ihren Beleidigungen, ja selbst ihren Steinwürfen bloß, und bemühen uns immer nur, in den Menschen die Sehnsucht nach dem Kommen „der Mutter“ zu erregen, deren Wort besser als das unsere verstanden, gefühlt und geliebt werden, und damit allem Tadel, allem Mißtrauen, allem Kampf und allem Haß ein Ende machen wird.“ — Dieses Schreiben war unterzeichnet: die Compagnons „der Frau,“ und dann folgen ihre zwölf Namen, unter denen auch ein deutscher, Hollinger, steht. — Dieser verständige und mit Gefühl geschriebene Brief hat in Genf einen versöhnenden, günstigen Eindruck gemacht, und gar Manche neigen sich jezt zu der neuen Lehre hinüber, die ihr noch vor Kurzem sehr abgeneigt waren. Allerdings hat sie für jeden Freund der Menschheit und der Aufrichtung der untern Klassen etwas sehr Bestechendes, wiewohl ihre Lehren von Plato bis J. J. Rousseau in anderer Einkleidung schon oft wiederholt worden sind. Welcher fühlende Mensch möchte ihnen in dem, wie der Grundton durch ihre ganze Lehre durchgehenden Wunsch — die Verbesserung und Vermenschlichung unsers gesellschaftlichen Zustandes — nicht von ganzem Herzen beistimmen? Wen empörte nicht das Schreiende in der Vertheilung der Güter und Lebensbestimmungen? die Lage der niedern Klassen, besonders in Frankreich und England? Ich möchte aber zweifeln, ob diesem oft empörenden Uebelstand anders als durch einen allgemeinen Umsturz der Dinge abgeholfen werden kann, indem die Proletarien ihre Rechte und Ansprüche geltend machen gegen die reichen und wohlhabenden Klassen. Um über diesen drohenden Umsturz zu beruhigen, oder um ihn selbst weniger schroff zu machen, will der St. Simonismus die „Frau“ mit allem Reiz der Liebe, Lust und Hingebung, gleichsam als versöhnenden Engel, einführen, bedenkt aber nicht, daß er gerade dadurch sein auf Sittlichkeit und ächtes Christenthum gegründetes Milderungs- und Ausgleichungswerk wieder zerstört; denn was würde aus dieser neuen Republik werden, wo die herrliche Bedeutung der Ehe aufhörte, wo den Frauen ihre hohe, schöne Stellung als treue Gattinnen genommen würde, um sie zu gefälligen Hetären zu machen? Und doch ist nicht zu läugnen, Alles in unserer Zeit hat ein auffallendes Streben nach jenem allgemeinen Umsturz aller gesellschaftlichen Verhältnisse, nach dem Emporkommen der Proletarien, deren gerechte Sache aber bald der verworfenste Pöbel und die gemeinste Hefe des Volks zu der seinigen machen und mit ihr vermischen wird. Wird dabei die Menschheit und die Freiheit, das Wahre, Rechte, Gute und Schöne gewinnen? Wird sich eine bessere Zeit, als die unsrige, aus diesem Hexenkessel hervorringen können? Dieß ist die große Frage, die der Weltgeist aufzulösen hat.

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. August 1833.

Von wunderlicher Art ist euer Handel,
Doch in der Form, daß das Gesetz Venedigs
Euch nicht anfechten kann, wie ihr verfahrt.

Shakespeare.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Der europäische Buchhändler.

Im Jahre 1818 kam ein deutscher Buchhändler nach Neuyork. Er hatte schon seit längerer Zeit mit amerikanischen Handlungshäusern in Korrespondenz gestanden, es war ihm aber nie gelungen, sich eine Absatzquelle zu eröffnen; dagegen hatte man ihm von allen Seiten berichtet, wenn er sich entschließen wollte, mit einer auserlesenen Büchersammlung herüber zu kommen, so werde er gewiß bei einem so wißbegierigen, gebildeten, reichen Publikum in Kurzem sein Glück machen. Man führte eine Menge Beispiele zur Unterstützung dieser Versicherung an, man sezte ihm auseinander, daß die Buchhändler aller vereinigten Staaten nach Neuyork kommen, um ihre Einkäufe bei den Europäern zu machen, weil der einheimische Buchhandel daselbst meist auf Schulbücher beschränkt sey, daß Bücher in allen Sprachen ein Bedürfniß seyen, dem noch bei weitem nicht genügend entsprochen werde. Man forderte ihn auf, die günstigen Umstände zu benützen, und versprach, ihm mit Rath und That gefällig zu seyn. Wohl über ein Dutzend solcher Briefe von hier bekannten Häusern habe ich selbst gelesen. Diesen einstimmigen Versicherungen gab Freund M., wie wir ihn nennen wollen, Gehör, und brachte die kostbarsten Schätze der europäischen Literatur glücklich über die See. Was hatte M. Eiligeres zu thun, als seine guten Freunde zu besuchen, und wie wunderte er sich, als diese sich kaum besinnen wollten, ihm geschrieben zu haben. Endlich sprachen aber alle einstimmig: „Nehmen Sie ein Magazin, machen Sie Ihr Geschäft durch die Zeitungen bekannt und deponiren Sie Ihre Baarschaft in einer Bank; ich wünsche Ihnen ein gutes Geschäft." Solcher Banken gibt es unendlich viele. Es sind Vereine von Spekulanten, die mit den Depositen wuchern, oft falliren, keine Interessen zahlen, im Gegentheil eine kleine Depositengebühr von 1/3 Procent nehmen. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, auf diese Banken zurückzukommen. Der Rath war, wenigstens in seinen beiden ersten Punkten, so übel nicht, und wurde befolgt, weil wirklich sonst nichts zu thun war. Nun ging M. auf das Zollamt, um seine Waaren auszulösen. Hier mußte er eine schriftliche Erklärung geben, wie viel Stück Bücher er mitbringe; diese Erklärung mußte er mit einem Eide bekräftigen, und nun wurden alle Kisten aufgeschlagen und die Bücher abgezählt. Unglücklicherweise fanden sich sechs Stück über die Angabe. Alsbald wurde die ganze Waare als Contrebande mit Beschlag belegt und M. war wegen des falschen Eides, worauf ohne Rücksicht lebenslänglicher Kerker steht, dem Gerichte verfallen. Er wurde in das Gefängniß

abgeführt, wo er den Ausgang seines Prozesses abwarten sollte, wenn er nicht eine Kaution von dreitausend Dollars bis zur Entscheidung der Sache leistete. Der Buchstabe des Gesetzes ist klar, die Uebertretung war es auch, und die Richter sprechen nach dem Buchstaben, ohne alle Kritik. Wer gäbe nicht gerne auch das Lezte hin, um seiner Freiheit in diesem freien Lande genießen zu können? Auch hat man mich allgemein versichert, diese Einrichtung sey sehr zweckmäßig und trage dem Lande viel ein. M. war mit dem Vorsatze herüber gekommen, sich in den Vereinigten Staaten für immer niederzulassen, hatte sein ganzes Vermögen und seine Familie mitgebracht — man denke sich die Lage dieser Unglücklichen. In der größten Bestürzung raffte die Frau ihr leztes Gold zusammen und eilte auf das Zollamt, wo sie fast ohnmächtig niedersank. Kein Mensch bekümmerte sich um sie, sie lag auf einem Ballen, und als dieser zur Untersuchung kam, bedeutete man ihr, sie möchte sich auf einem andern niederlassen. Indessen hatte sie sich gesammelt und versuchte es, verschiedene dieser Gentlemens anzureden, erst deutsch, dann französisch, allein Niemand wollte sie verstehen. Da trat ein piemontesischer Jude zu ihr, der den Mauthmäkler machte, und bot ihr mitleidig seine Dienste an, die auch gerne angenommen wurden. Der gute Piemontese führte die betrübte Frau in's Freie, ließ sich von dem Vorfall genau unterrichten, versprach ihr, für eine, unter diesen Umständen sehr mäßige Belohnung von hundert Dollars, die ganze Sache in's Reine zu bringen, und verlangte ein Kleines a compto. Dieß wurde ihm willig aus einer mit Gold gefüllten Börse gereicht. „Lassen Sie nur Niemanden merken, daß Sie Baarschaft haben," sagte der Mäkler, sich empfehlend, „und warten Sie unbesorgt den morgenden Tag ab; wir werden den Herrn Amerikanern einen Strich durch die Rechnung machen." Unter Furcht und Hoffnung verstrich der Frau der Tag. Am nächsten Morgen erschien der listige Jude. „Guten Muth, Madame," sprach er, „ich habe an Ihrem Geschäfte mit vielem Erfolg gearbeitet. Noch gestern Abend bin ich in ein Versatzamt gegangen, an welchem der Mauthbeamte, mit welchem Sie zu thun haben, Antheil hat. Ich traf ihn glücklicherweise und überreichte ihm eine schlechte silberne Uhr zum Versatz. Die müsse einem armen Teufel gehören, meinte er und bot zwei Dollars darauf mit Abzug der gesetzlichen 25 Procent Zinsen auf's ganze Jahr voraus. Geben Sie immer die zwei Thaler voll, sprach ich; das Stück wird nie wieder ausgelöst werden, es gehört einem gewissen M., der im Gefängniß ist und gestern den ganzen Tag nichts gegessen hat." — „M.? das ist doch nicht der Buchhändler M.?" — „Ganz recht, eben der." — „Sie scherzen, das ist ja ein Mann von Werth." — „Er ist so viel werth, als Sie für die Uhr geben." — „Unmöglich! der Mann sieht ganz anständig aus; er hat gewiß vermögliche Verwandte in Europa, die die Kaution für ihn leisten werden. Herr Mäkler, gehen Sie zu ihm, reden Sie ihm zu, daß er sich beeile, die nöthige Kaution herbeizuschaffen. Wenn der Prozeß einmal instruirt ist, so folgt das Urtheil bald, und dann ist's zu spät. Sie kennen das Gesetz — auf ewig —!" — „Wohl, allein ich weiß auch gewiß, daß der Staat dießmal keinen Fisch, höchstens einen Kostgänger gefangen hat. Mit dem heutigen Paketbot sind Briefe von seinen Freunden angekommen; das waren recht gute Freunde, denn sie haben ihm alle geborgt, und jezt möchten sie gerne wissen, ob sie denn nicht bezahlt werden; doch das geht mich nichts an; wie ist es mit der Uhr?" Gerne hätte der Zollbeamte mehr erfahren, mußte sich aber mit meiner bedenklichen Miene bescheiden; die Uhr ließ ich endlich im Versatz für einen Dollar und sechs Schilling, und nun, da man Sie für Menschen ohne Werth hält, wird man nicht mehr so dringend darauf bestehen, Herrn M. beim Essen zu behalten. Folgen Sie mir gefälligst auf das Mauthamt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den Häfen der Alten.

In neuerer Zeit werden künstliche Häfen durchgehends dadurch gebildet, daß man solide Dämme in die See hineinbaut. Der nächste Zweck, Ruhe des Hafenwassers, wird dadurch allerdings erreicht, ein solcher Hafen trägt aber, sich selbst überlassen, den Keim seiner Zerstörung in sich: er versandet, wenn er nicht von Zeit zu Zeit mit großer Mühe gereinigt wird. Die Wogen, welche der Wind gegen die Küste und durch den Eingang des Hafens treibt, sind mit einer Menge von Sand beladen, den sie, am Molo hinstreichend, im ruhigern Hafenwasser sogleich fallen lassen. Wie in so vielen Dingen, müssen wir auch hierin die Alten für unsere Meister anerkennen: ein moderner Hafen, den man aufgibt, füllt sich in kurzer Zeit aus; dagegen sind die antiken Häfen von Puzzuoli und Misene, obgleich seit vielen Jahrhunderten verlassen, noch vierzig und mehr Palmen tief.

Statt aus soliden Dämmen, bestanden die Häfen der Alten meistens aus Reihen von Pfeilern, welche freie Zwischenräume hatten und oben, etwas unter dem tiefsten Wasserstand, mit gedrückten Bogen überwölbt waren, auf welchen sich noch eine Mauer erhob. Ein solcher Hafen reinigte sich durch die fortwährende freie Strömung von selbst. Außer Puzzuoli, Misene, Nisita, scheinen auch die Städte Carthago, Sidon, Marseille dergleichen Hafendämme mit Arkaden gehabt zu haben. Bei Puzzuoli und Nisita sind die aus mächtigen gebauenen Steinen bestehenden Pfeiler mit Mörtel aufgemauert, und wie weit

es die Alten in der Wasserbaukunst gebracht hatten, geht schon daraus hervor, daß mehrere Pfeiler am Damm von Puzzuoli funfzig bis sechzig Palmen unter den Wasserspiegel hinabreichen, und diese Pfeiler trotzen jezt schon mehr als zweitausend Jahre der Gewalt der Wogen. Die genannten italienischen Häfen sind bedeutend älter, als der Julische Hafen, den August nach demselben Plane bauen ließ, und es scheint daraus hervorzugehen, daß bereits in den schönen Zeiten der Republik diese Häfen für die besten galten. Mit den Einfällen der Barbaren ging der Handel zu Grunde, die Zeit warf die Mauern der Molos ab und sprengte die Bogen, und allgemach verlor das Geschlecht den ursprünglichen Zweck dieser Bauten so ganz aus dem Auge, daß man die Pfeiler im Wasser für Reste von Brücken, und so herrliche, hochwichtige Werke für unvollendete Schwindeleien der Imperatoren hielt. Von nun an baute man die Häfen wohlfeiler und müheloser so, daß man aus versenkten Steinen Dämme aufthürmte, d. h. man kehrte zur Kindheit der Kunst zurück, in der wir selbst, in dieser Beziehung, so ziemlich noch stehen. Erst in der neuesten Zeit ist man wiederum auf die Reste der antiken Häfen aufmerksam geworden und hat sich da bald überzeugt, daß so bedeutende, so kostspielige Werke, wie man sie an verschiedenen Orten findet, sicher nicht unternommen worden wären, wenn sie nicht einen sehr vernünftigen, durch die Erfahrung erprobten Zweck gehabt hätten. Den leztern haben zuerst zwei neapolitanische Ingenieurs, Fazio und Rivera, klar erkannt und bewiesen, daß, wenn ein Hafen an Orten angelegt werden soll, wo die Lage der Küste die Strömung begünstigt, man mit der Bauart der Alten bei weitem am Besten fährt. Sie haben angefangen, den Hafen von Nisita nach dem alten Plane zu restauriren, und es wird sich bald zeigen, ob ein solcher nach dem Muster der antiken angelegter Hafendamm den doppelten Zweck vollkommen erfüllt, den Hafen vor Versandung zu schützen und seinem Wasser die nöthige Ruhe zu geben.

Manche antike Hafendämme bestehen aber sogar aus einer doppelten Arkadenreihe, wobei die Pfeiler der ersten Reihe auf die Zwischenräume der zweiten passen. Wie wir die Alten kennen, haben sie gewiß nicht ohne sehr triftige Gründe ihre gewöhnliche Methode der einfachen Bogenreihe mit einer andern vertauscht, welche um so viel kostspieliger war. Wahrscheinlich waren die Lokalitäten bei den Häfen mit einfachem und mit doppeltem Damm nicht dieselben, und so ist es auch, wie sich die neapolitanischen Ingenieurs bald überzeugt haben. Im Hafen von Neapel z. B. ist, wenn die hochgehende See zu der Oeffnung hereindringt, die Art von Wellenschlag, welche Ressac genannt wird und wofür es keinen gangbaren deutschen Ausdruck gibt, sehr fühlbar. Die dicht hintereinander hereinstürzenden Wogen brechen sich nämlich an den senkrechten Flächen, aus denen das Ufer besteht; sie prallen ab und bewegen sich fortwährend unter verschiedenen Winkeln, ohne merklich von ihrer ursprünglichen Kraft einzubüßen. Diese vom Ufer weg sich bewegenden Wogen stoßen mit denen zusammen, welche durch die Oeffnung hereindringen, und dadurch entsteht der eigenthümliche heftige Wellenschlag, der die Fahrzeuge hin und her und gegeneinander wirft. Er wird überall bemerkt, wo die Küste rasch abstürzt; an Stellen dagegen, wo die Wellen auf einer schiefen Ebene ihre Kraft verlieren und durch ihr eigenes Gewicht wieder auf das Niveau zurücksinken, bildet sich kein Ressac. Dieser Umstand, der für die Sicherheit der Schiffe von so großer Bedeutung ist, konnte den Alten, die ihre Häfen mit so großer Umsicht anlegten, nicht entgehen. Bei den antiken Häfen von Karthago und Laodicäa bildeten die Ufer schiefe Flächen, welche bis zu einer gewissen Tiefe noch unter dem Wasser fortstrichen, und in manchen andern duldete man kein vertikales Mauerwerk. Auf diese Weise hielten die alten Baumeister ihre Häfen frei vom Ressac, der den Fahrzeugen so schädlich ist, weil, wenn sie auch nicht gerade aneinander prallen, durch das ewige Stoßen ihre Fugen auseinander gerüttelt werden. Am Hafen von Misene nun bemerkt man jene doppelte Bogenreihe; hier fällt aber an zwei Seiten die Küste steil in das Wasser ab, und die durch den Eingang strömenden Wogen hätten hier jenen eigenthümlichen Wellenschlag bilden müssen. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, errichteten die Architekten eine doppelte Reihe von Pfeilern, wodurch die Strömung nicht gehemmt, aber die Kraft der Wogen gebrochen wurde. Bespült aber die See, wie hinter dem Hafendamm von Puzzuoli, ein flaches Ufer, so ist kein Ressac zu besorgen, und eine zweite Pfeilerreihe wäre ein Ueberfluß.

Sehr interessant ist die Beobachtung, daß sich die Hafenpfeiler von Puzzuoli, Misene und Nisita mit der Zeit allmählig gesenkt haben. Man sieht noch an mehreren derselben die eisernen Ringe und kleinen Säulen, an welchen die Fahrzeuge angelegt wurden. Diese Säulen, welche in Nischen an der innern Wand des Damms standen, waren einst, so wie die Ringe, nothwendig über dem Niveau des Wassers; jezt befinden sich aber manche mehr als zwölf Palmen unter demselben. Diese Pfeiler müssen sich also zum wenigsten um so viel gesenkt haben. Sämmtliche Hügel der Küste vom Cap Misene bis zum Cap Covoglio sind Produkte vulkanischer Eruptionen. Diese Hügel bröckeln sich nun, dem gemeinen Lauf der Dinge nach, ab, die Trümmer fallen ins Meer, bilden hier seinen Grund und rücken das Gestade immer weiter hinaus. Dieser aus vulkanischen Brocken bestehende Boden ist nun der Natur der Sache nach nicht sehr fest und senkt sich fortwährend. Dieß sieht man

am Besten am antiken Pflaster im Tempel des Jupiter Serapis, der bei Puzzuoli nahe an der See steht. Dieses Pflaster liegt so ziemlich in einer Fläche mit dem gewöhnlichen Wasserstand, und wird daher bei hohem Wasser überschwemmt. Unter diesem Pflaster befindet sich ein anderes, noch älteres, und dieses wurde doch wohl, so wie das erstere, ursprünglich über der Meeresfläche angelegt. Wenn sich dieser Boden von neuer Formation schon unter dem Tempel senkte, so mußte dieß unter den ungeheuern, hochüberwölbten Pfeilern noch mehr der Fall seyn. Im Hafen von Nisita streicht der Tuff vom Cap Tuoro an schief unter das Meer, und diesem entsprechend, befindet sich jezt die kleine Säule am ersten Pfeiler just an der Meeresfläche, während die Säulen an den andern immer tiefer stehen, bis zur Tiefe von etwa fünf Palmen. Diese Beobachtung ist vorzüglich darum interessant, weil sie einen neuen Beleg zu der Behauptung liefert, daß sich das Niveau des mittelländischen Meeres von jeher gleich geblieben ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Anfangs Juni.

(Durch Zufall verspätet.)

Die Feste des ersten Mais.

Der Mai ruft gleich bei seinem Eintritt so viele Feste ins Leben, daß ein ächter Wiener wünscht, er möchte acht Tage länger als ein anderer Monat währen. Was gibt es nicht am ersten Mai alles zu schauen und zu hören! Bei Hof wird dieser Tag unter dem Namen Rosenfest gefeiert, ein Fest, welches die Kaiserin veranstaltet und wozu die Ersten der Residenz und das ganze diplomatische Korps geladen werden. Dieses schöne Fest findet in den Glashäusern des kaiserlichen Gartens an der Burg statt, und zeichnet sich außerdem, daß es den Blumen des neuen Frühlings gewidmet ist, vornämlich dadurch aus, daß sowohl Damen als Herren mit Rosen geschmückt seyn müssen. Es beginnt gewöhnlich um neun Uhr Morgens und dauert bis gegen Mittag. Die hohe Gesellschaft frühstückt in einem Tempel von Millionen Blumen. Fröhliche Musik ertönt, und meistens verwandelt sich das Rosenfest in einen Thé dansant. Die Königin der Rosen war heuer die jüngere Königin von Ungarn, Gemahlin des Kronprinzen; ein Wesen voll Anmuth und Güte, voll Geist und Gemüth, und eine Dame von so hoher Schönheit, daß sie die Königin der Blumen seyn müßte, wäre sie auch keine geborne Königin. Die Herzlichkeit und Anspruchslosigkeit, mit welcher dieses Fest gefeiert wird, erhebt es zu einem wahren Familienfest. Der Kaiser und die Kaiserin wohnen demselben wie ein Vater und eine Mutter den häuslichen Festen ihrer Kinder bei, und wer das Herrscherpaar hier als Herrscher erkennen wollte, der würde sich gewaltig irren.

Obgleich die Grippe bei ihrem Erscheinen ein Drittel der Bevölkerung ergriff, so wirkte dieß doch nicht im Geringsten auf die Lustigkeit der Wiener. Selbst als sie gegen die Mitte des Monats recht tückisch auftrat und viele Opfer forderte, merkte doch Niemand, daß eine Epidemie herrschte. Es muß sehr arg kommen, bis der Wiener von seinen Freuden zurückbleibt. Am meisten ersieht man dieß aus dem Reichthum der Wiener Bonmots, die längst im Auslande Kredit haben. Viele sind freilich nicht sehr zart, aber das Volk macht die Witze, nicht die Witzmacher vom Metier, wie z. B. Saphir einer ist, und da kann der Witz nicht immer glatt und polirt seyn, aber kernig und gesund ist er immer. So hieß es, als die Grippe immer bedenklicher wurde und sich die Aerzte oft nicht recht zu rathen wußten: „Als die Cholera kam, da standen die Ochsen am Berge, jezt aber stehen die Esel an der Krippe (Grippe);“ eine derbe Lektion für Manchen, der die Influenza für sonst nichts als einen Schnupfen erklärt und dem Kranken hiedurch wenig Behutsamkeit empfiehlt, wodurch sehr Viele wie gebrochene Halme hinwelken. Selbst einen der größten Aerzte hat Wien an der Grippe verloren; der berühmte Vivenot starb an einer Vernachlässigung dieser Krankheit. Er, der zur Zeit der Cholera, als Vorsteher der Choleraspitäler, Tausenden das Leben erhielt, mußte an einer solchen gering scheinenden Krankheit sterben. Die Trauer um diesen Edlen war allgemein; in Wien werden wohl wenige Menschen leben, die nicht von Achtung für ihn erfüllt wären. Er war es, der sich vor Kurzem so wesentliche Verdienste um das Leben des Kronprinzen erworben; Sie können denken, mit welcher Liebe das Volk ihn betrachtete. Auch einen bekannten Buchhändler raffte die Influenza hin, Schaumburg; er hatte großen Verkehr mit dem Auslande und war besonders durch seinen Vorrath verbotener Bücher bekannt. Die Wiener machten das Bonmot: „die Censur habe sich als Grippe maskirt und Herrn Schaumburg aus dem Lebenskatalog gestrichen.“

Der erste Mai wird auch noch durch ein großes Spektakel, welches die herrschaftlichen Läufer veranstalten, fetirt. Um sechs Uhr Morgens beginnen diese Lungenhelden einen Wettlauf vom Vorplatz des Praters aus bis zum k. k. Lusthause und von da wieder zurück, eine Strecke von ungefähr anderthalb deutschen Meilen, wobei sie am Ziele mit rauschender Musik und den festgesezten Preisen empfangen werden. Der erste Preis besteht in einer himmelblauen Fahne mit einem silbernen Vogel, der zweite in einer rosenfarbenen Fahne mit einem goldenen Hirsch, der dritte in einer grünen Fahne mit einem silbernen Hund und der vierte in einer orangegelben Fahne mit einem goldenen Pferd. Man sieht, die Symbole sind gut gewählt, denn die Geschwindigkeit des Vogels bezeichnet die größte Bravour. Nebenbei legen die reichen Botschafter und Magnaten noch große Summen zu, um mit baaren Spenden ihre Läufer auszuzeichnen. Diese hinwieder rühren das gewonnene Geld nicht an, sondern bilden daraus einen Fond für ihre Wittwen, weßhalb die Wiener treffend bemerken: „die Wiener Läufer jagen sich blos deßhalb die Schwindsucht an den Hals, um ihre Wittwen versorgen zu können.“ Daß ein solches Läuferfest ein wahres Volksfest für alle Stände ist, kann man sich wohl denken. Tausende von Fußgängern und Reitern versammeln sich, Hunderte von Equipagen folgen der Bahn der Wettenden. Beim Rückwege füllen sich sobann die Kaffeehäuser des Praters, und gewöhnlich sind die Zuschauer hungriger und durstiger geworden, als die Läufer selbst.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 9. August 1833.

— Dame, hold und schön,
Eu'r Witz macht Weise thöricht.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

Der Reisewagen lenkte einem Walde zu, der die schönsten Abhänge mit seinem mannigfaltigen Grün bekleidete. Man hatte sich einen weiten Umweg vorgesezt, um einige von der Straße abwärts liegende reizende Parthieen aufzusuchen und durch diese hindurch dem Hauptwege wieder sich zuzuwenden. Die Gräfin gab den Rath, immer tiefer in die Wildniß hineinzulenken; es machte ihr nicht wenig Freude, wenn aus dieser oder jener Schlucht ein Dörfchen wie mit neugierigen Augen emporguckte, oder ein vergessenes Thürmchen seinen spitzen grauen Hut aus einem vollen blühenden Bouquet von Frühlingsbäumen und Stauden vorscheinen ließ. „Gewiß,“ rief sie, „macht unsere Erscheinung bei diesen Leuten Epoche; nach langen Jahren wird ein würdiger Greis zu seinen Enkeln sagen: damals geschah dieß oder jenes, als die vielen Wagen mit den fremden Herrn und Damen durch unser Dorf kamen, oder ein altes Mütterchen erinnert sich lächelnd, daß sie gerade damals Braut wurde, als die vielen Wagen mit den fremden Herrn und Damen durch das Dorf kamen.“ — „Freilich,“ entgegnete Massiello, „wir helfen den guten Leuten in ihrer Zeitrechnung nach und bekommen Plätze im Kalender neben dem alten, vollwangigen Mond, diesem ewigen Reisenden.“ — „Bemerken Sie nur,“ rief die Gräfin, „diese Frische des Eindrucks, wie alle uns staunend nachsehen, wie die großen blauen Augen fragend herumrollen und auf den frischen Lippen es wie Lachen und Weinen zugleich zuckt; sehen Sie da, der Herr Pfarrer läßt sich nicht abhalten, die Mauer seines Gärtchens zu besteigen, um das beispiellose Ereigniß in der Nähe zu betrachten. Hinter ihm, halb verdeckt von den ehrwürdigen Rockschößen, lauscht die gute, ehrliche Pfarrerin von Grünau, die unser Voß so trefflich nach dem Leben gemalt, in ihrem Kattunleibchen, mit dem Gesicht, das der liebe Gott so gern hat, weil so gar nichts von weltlicher Schönheit darin zu finden ist. O geschwind, lassen Sie uns hier absteigen; die guten Leute bewohnen ein großes Haus, sie werden uns ein Lager für die Nacht nicht abschlagen, und wo fänden wir so treffliche Gelegenheit, die Einfalt, die uns Deutsche so trefflich kleidet, zu studieren, als hier? Mir ahnet, daß in unserer Literatur das Idyll wieder Mode wird. Und um den lieben Leuten einen Spaß zu machen, nehmen wir Namen an, die ihnen vertraut und angenehm in die Ohren klingen. Sie, meine Gute,“ wandte sie sich zur Marquise, „sind die Karschin, unser Komponist ist Gellert, und was mich betrifft, so will ich die schwedische Gräfin seyn, die der gute Fabeldichter zum Gegenstand eines eben so weitläufigen als langweiligen Romans gemacht hat. O trefflich!

welch eine Lust für unsere Pastorfamilie, der jezt gleichsam eine ganze lebende Bibliothek in die Arme fährt von lauter Lieblingsautoren! Daß Jeder in seiner Rolle sprechen und handeln muß, versteht sich von selbst." — „Aber bedenken Sie, Verehrte," sagte Massiello, „daß der Pastor nothwendig außerhalb aller Zeitrechnung wohnen muß, um den tollen Glauben zu fassen, wir seyen wirklich jene alten Dichter." — „Wer verlangt dieß?" entgegnete die Dame lächelnd; „wir sind Nachkommen jener Leute, Töchter, Enkel, Großenkel, wie Jeder es am passendsten bei seinem Alter zu verantworten gedenkt; ein großer sympathetischer Zug hat uns zusammengeführt. Doch sieh, da sind ja noch zwei Namenlose." Eduard und der Abt zeigten sich. „Sie," rief die Gräfin zum Erstern, „gehören der neuern Zeit an und heißen Werther, und Sie, mein ehrwürdiger Herr, mögen unter den Namen Rabener, Hagedorn, Uz wählen." Der Abt verbeugte sich; „der leztere," bemerkte er, „war immer der Mann meines Herzens; so will ich ihn denn auch jezt mir ausgebeten haben."

Es war Abend, als man im Pfarrhause anlangte; auf einem grünen Plätzchen, unter schattigen Linden war ein einfacher Tisch gedeckt, auf dem die Abendmahlzeit der Landfamilie, eine volle Schaale mit Milch, einige Teller mit Früchten und Gebackenem, stand. Die Wagen waren vor dem Wirthshause zurückgelassen worden, und umringt von einer muntern Jugend, zeigten sich dem verlegenen Pfarrer seine Gäste am Eingang einer Schlehdornumzäunung. Die Gräfin ging voran, Julie und die Marquise folgten; sie holten die Pfarrerin ein, die eben entschlüpfen wollte, um ein Sonntagskleid und eine Festtagshaube anzulegen. „Meine liebe Frau!" rief die Gräfin mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, „wenn Sie viel Umstände machen, so ist dieß das Mittel, uns sogleich wieder zu verscheuchen. Wir sind Reisende, die das Gebirge sehen wollen; im kleinen und engen Gasthofe unten fehlen uns sowohl Bequemlichkeit als Gesellschaft und Belehrung; die schenken Sie uns für eine Nacht und wir bleiben Ihre dankbaren Schuldner." Die treffliche Frau machte eine Verbeugung nach der andern, der Pfarrer erklärte, daß hier durchaus keine Schwierigkeit sey, und als er die Namen seiner Gäste erfuhr, ging seine Befangenheit in ein freudiges Erstaunen über. Vor allen war ihm Massiellos Bekanntschaft ein wahres Geschenk vom Himmel. „Wer hätte denken sollen," rief er, „daß ich in meinen alten Tagen einen Enkel des alten herrlichen Dichters, den ich als Student einmal besuchte, beherbergen würde! und Uz — o Himmel! wie ist Dir, Barbara," sagte er zu seiner Frau, „wenn Du es Dir klar vorstellst, den leibhaftigen Sohn des Mannes zu sehen, von dem Du manchmal so rührende Liedchen singst?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Unterwegs erzählte der Mäkler der Dame, er habe auch schon M. im Gefängniß besucht und mit ihm die ferneren Mittel zu seiner Befreiung besprochen. Sie betraten das Zollhaus; der Jude ging gerade zum Inspektor und sagte ihm, Madame M. bitte um die Erlaubniß, ihre, ihres Mannes und ihrer beiden Kinder Gebetbücher, nebst einer Bibel, dem Evangelium und dem Leben Jesu, die zur Familienandacht dienten, aus den Waarenkisten herausnehmen zu dürfen, wohin sie zu besserer Schonung der schön gebundenen, fast neuen Bücher gepackt worden. Mit verbissenem Grimm fragte der Inspektor, wie man beweisen wolle, daß diese Bücher zum Familiengebrauch dienten, da das Zeugniß der Frau nicht gelte. „Aber das der Kinder gilt," erwiderte der Jude; „das Mädchen ist dreizehn Jahr, der Knabe neun Jahr alt; erlauben Sie also, daß ich die Bücher suche und Ihnen zeige." Unterrichtet, wo die Bücher lagen, hatte sie der Mäkler bald gefunden und beim Herausnehmen gewandt hie und da einige Flecken in die Blätter gemacht. Damit war das Gesetz erfüllt, M's. Erklärung richtig. Wo nichts zu gewinnen ist, da schikanirt der Amerikaner nicht lange und spart die Zeit. Nach einigen Formalitäten wurde M. in Freiheit gesezt und erhielt die Erlaubniß, seine Bücher zu verzollen. Vier Cents (etwa sechs Kreuzer) mußte er für jeden Band zahlen, alt oder neu, groß oder klein, gut oder schlecht. Nun richtete er sein Magazin ein und fing sein Geschäft an.

Anfangs hatte M. starken Zuspruch; Alles mußte er zeigen, besonders auf schöne, moderne Einbände war man begierig, und als die Neugierde vollkommen befriedigt war, versprachen einige das Wiederkommen, wenn sie Etwas brauchen würden, Andere, wenn wieder Neues ankäme. Ist das Alles? fragten die Meisten naserümpfend. Alle verlangten die Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder neue englische Buchstabierbücher zu sehen; Keiner kaufte etwas, und nach drei, vier geschäftigen Wochen hatte M. volle Zeit auszuruhen. Einsam saß er unter seinen Büchern; er berechnete, daß er kaum den Einfuhrzoll herausschlagen werde, der, obgleich anscheinend gering, so hoch gespannt ist, als sich nur immer mit der sichern Erhebung desselben verträgt. Noch einmal suchte M. seine Freunde auf und bat um Rath. „Lassen Sie Ihr Geschäft in die Zeitung setzen," hieß überall die Antwort. — „Das habe ich schon gethan." — „So müssen Sie es wiederholen, alle Tage in allen Blättern." Dieß geschah: die Ankündigungen kosteten über hundert und fünfzig Dollars, brachten aber nicht Einen ein.

„Ich muß doch sehen, wie es andere Leute machen," dachte M. und suchte den Juden auf. Dieser rieth ihm, seine ganze Bibliothek im Aufstreich zu verkaufen und etwas

Anderes anzufangen. „Ich verstehe aber sonst nichts, ich bin in diesem Fache aufgewachsen, dergleichen Bücherauktionen habe ich schon gesehen, ich kann mich nicht entschließen, meine schönen Werke kistenweise, den Centner zu vier, fünf Dollars zu veräußern; es steckt mein ganzes Vermögen darin.“ — „Es wird doch ziemlich darauf hinauskommen,“ meinte der Mäkler, „und dann müssen Sie doch etwas Anderes anfangen. Noch Keiner hat hier mit dem Glück gemacht, was er verstand. Sehen Sie mich als Beispiel an: ich war Musiklehrer, und wäre bald verhungert, als Mauthagent befinde ich mich ganz leidlich. Der Schuhhändler über der Gasse dort war Tanzmeister, der Friseur im Laden daneben, der so wohlgemuth und wohlbeleibt aussieht, ist ein Tischler, der durch alle Staaten gerannt ist; er kam wieder nach Neuyork zurück, und wollte aus Hunger schon ins Wasser springen, als zum Glück ein Matrose ihm Scheere und Kamm präsentirte und ihn fragte, ob er ihm nicht für sechs Cents die Haare schneiden wolle; so wurde er zum Ritter geschlagen. Anfänglich bot er seine Dienste auf den Schiffswerften an, und in drei Jahren hat er sich so hinauf gearbeitet. Der Maler, der das neue Schild über der Thüre des Friseurs verfertigt hat, ist eigentlich ein holländischer Zimmermann. Sehen Sie den galanten Herrn, der da in das Haus hinein geht? Er gibt der jungen Lady Unterricht auf der Guitarre, von der er selbst nichts versteht; er ist seines Handswerks ein Sattler; dagegen arbeitet in jener Drechslerwerkstatt ein italienischer Opernsänger. Vorige Woche hat der Theaterunternehmer vom Parktheater einen Balletttänzer für 2500 Dollars engagirt, der vorigen Monat zum erstenmal in seinem Leben die Bühne betreten. Sie haben gewiß gehört, mit welch lärmendem Beifall seine Bocksprünge vom zahlreichen Publikum aufgenommen wurden. Doch der ist ein geborner Amerikaner und konnte der Aufmunterung seiner Landsleute unbedingt versichert seyn. Er war vor Kurzem noch Schweinschlächter in Cincinnati, wo sein Vater mit Schinken handelt. Er heißt eigentlich Brown, hat aber nach der Theatersitte seinen neuen Beruf unter dem Namen Mr. Gay (d. h. Herr Lustig) angetreten. Zwölf Lektionen, die er bei dem hier berühmten Tanzmeister Convais nahm, reichten hin, sein Talent zu entwickeln. Dieser Convais war Tambour im 108 französischen Regiment und desertirte im lezten spanischen Krieg; vor einigen Jahren kam er als Schiffsjunge am Bord eines amerikanischen Schiffes nach Boston, wo er sich kümmerlich vom Faßbinden nährte; er heirathete aber troz dem eine französische Nätherin, die zu Boston auch keine Arbeit fand. Jezt geht es ihnen recht gut, sie sind hieher gezogen und geben Unterricht im Tanzen. Sie kennen doch den Friseur auf dem Broadway, gegenüber von City Hall, der die sechs so phantastisch aufgepuzten Wachsbüsten vor seinem Salon aufgestellt hat? Der war Trompeter bei einem französischen Husarenregiment; er wollte hier als Stallknecht, als Schmiedgehülfe unterkommen; man gab ihm nirgends mehr als halben Lohn und forderte überall doppelte Arbeit. Da nahm ihn ein alter französischer Bartscheerer aus New-Jersey als Gehülfe zu sich. Der Alte starb bald und vermachte dem jungen Foissard, wie der Trompeter hieß, etwa 150 Dollars. Damit kam Foissard nach Neuyork zurück, und kündigte sich in den Zeitungen unter dem besser und vornehmer klingenden Namen Charles Martell, als von Paris neu angekommener Damencoiffeur an. Daß er gute Geschäfte macht, sehen Sie schon aus seinem Lokal, für das er jährlich vierzehnhundert Dollars vorausbezahlt. Jede Lady von gutem Ton muß von Charles Martell frisirt seyn, wenn sie Abends ihren Thee einschenkt, und weil jede von gutem Ton seyn will, so laufen alle zu Foissard. Ich würde gar nicht fertig,“ fuhr der Mäkler fort, „wenn ich Ihnen alle mir bekannten Beispiele anführen wollte von Leuten, die ihr Auskommen blos durch ein Geschäft fanden, das sie nicht verstanden. So ist's in Neuyork, so in der ganzen Union. In diesem Lande verändert sich die ganze Natur der Einwanderer, und wie beim babylonischen Thurmbau die Menschen auf einmal Sprachen redeten, die sie niemals gehört hatten, so treiben die Europäer hier Künste und Gewerbe, die ihnen daheim böhmische Dörfer waren. Doch leider muß ich auch sagen, daß dieß unter Hunderten nur Einem glückt. Zahllos ist die Menge derer, die im grenzenlosen Elende zu Grunde gehen; nur der, der Nichts mitbringt, folglich Nichts verlieren kann, hat Aussicht, sein Loos zu verbessern. Vorige Woche ist Herr Vicini wieder nach Hause gereist; der hat klugerweise seinen Vorrath von Florentiner Hüten der Feuerassekuranz verkauft. Allein so etwas werden Sie nicht thun. Leben Sie wohl; ich will Ihnen nächster Tage einen braven Jungen senden, der auch schon des Jammers viel erfahren hat; Sie können sich auf ihn verlassen und ihn in Ihrem Geschäft wohl brauchen. Es würde Ihnen wohl Niemand in ganz Amerika den geringsten Dienst erweisen, ohne dafür sogleich bezahlt zu seyn; ich aber will auf Ihre Erkenntlichkeit rechnen.“

Diese ganze Unterredung und besonders die mystische Miene, mit der der Piemonteser die lezten Worte begleitete, machten einen tiefen Eindruck auf M., und ganz in Gedanken versunken kam er nach Hause.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

Der Mörder Habus.

Etwas ganz Außerordentliches für eine Korrespondenz aus Berlin ist eine Hinrichtung. Dießmal kann Ihr Referent mit so ungewöhnlicher Kost die Leser dieser Blätter — erfreuen? — Man zählt ein halbes Menschenalter, seit die

Philanthropie oder die grübelnde Weisheit der Aerzte, viel schlimmer noch als jene, der Justiz dergestalt ihre wohlerrungenen Opfer entzogen hat, daß keine Exekution stattfand. Aesculaps Jünger haben es bekanntlich sich bei uns zur schönen Aufgabe gestellt, zu deduciren, daß Jeder, der ein todeswürdiges Verbrechen beging, es in einem Zustande der Dementia, Absentia, kurz einer geistigen Zurechnungsunfähigkeit, sey es nun mit de oder a, verübte. Die höchste Milde ließ sich das gern gefallen, und unsere Correktionshäuser sind angefüllt mit incorrigiblen Verbrechern, die insgesammt ihr Leben den Aerzten verdanken, welche dadurch vielleicht die boshafte Anschuldigung der Generalsatire gegen ihren Stand, daß er es sey, der die Kirchhöfe mit Nichtverbrechern bevölkere, wieder gut zu machen suchten. Mörder Habus war indessen nicht zu retten; er hatte bei der That selbst, nachher, bei seiner Entweichung, im Verhör und kurz bis vor seinem Tode solch schlagende Beweise von kaltblütiger Verstandeskraft gegeben, daß die Absentia der Medicorum selbst zu präsumiren gewesen wäre, hätten sie ihm eine Dementia andisputirt. Er hatte mit Mehreren eine sehr alte Frau in ihrem Bette erwürgt und einige Tausende ihr geraubt. Der Hauptgrund seiner Vertheidigung war nun, daß in der Bibel stehe: wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Nun habe er aber erstens keinen Mord begehen wollen, sondern die Frau nur zur Ruhe bringen, dieweil er ihr die paar Papiere, die der alten Frau doch nichts mehr nützten, genommen. Zweitens habe er kein Blut vergossen, denn er habe die Frau erstickt. Endlich, ob denn das eine gerechte Vergeltung sey, wie es in den Gesetzen und in der Bibel stehe, daß er junger, kräftiger Mann von noch nicht dreißig Jahren das Leben verlieren solle wegen einer 75jährigen Frau, die kaum noch wenige Jahre zu leben hätte. Vor solcher Verbrecherlogik erstarrte der entschuldigende Witz. Zudem hatte er durch einen äußerst kühnen Ausbruch vor einem Jahre, der in Italien zur Ballade würde, ein Argumentum ad hominem seinen Richtern gegeben, daß seine Tödtung zur Nothwehr werde. Er bot ein seltenes Beispiel von kaltblütigem Troz bis zum Augenblick seiner Hinrichtung, wies den Beistand des Geistlichen von sich, grüßte die Polizei- und Gerichtspersonen freundlich, herzte und küßte ein Kind, mit dem er von seinem Fenster aus geliebäugelt, schied aber mit Groll gegen den inquirirenden Rath, der ihm das Geständniß entlockt, von der Welt. Das außerordentliche Schauspiel hatte eine außerordentliche Volksmenge herbeigelockt, welche schon die Nacht über auf dem Felde campirt. Man will auch elegante Equipagen und Damen gesehen haben. Indessen ist die Volksironie unerschöpflich in Zumuthungen, wie in Vermuthungen, und sie hat allerhand Anekdoten, wie bei jedem solchen Ereigniß, erfunden. Ich erwähne nur eine. Als der Geistliche ihm die Vergänglichkeit des kurzen Schmerzes und die Herrlichkeit des Jenseits vormalte, welche den zerknirschten Sünder erwarte, soll der Verurtheilte geantwortet haben, wenn es so schön drüben sey, weßhalb der Herr Prediger nicht selbst statt seiner hinüber wolle? Auch erwähnt man, es habe ihn Jemand ermahnt, sich anständig zu benehmen, „dann — sey Alles gut!“ Es gibt bei uns keine last doing speeches, also muß die lügnerische Phantasie sich andere Auswege suchen. — Eine entsezliche Wahrheit ist, daß man dem Henker für den geschickten Beilschlag, der den Rumpf sofort trennte, Bravos zugerufen hat; es liegt dem aber das sehr menschliche Motiv der Freude über das schnelle Leidensende des Verbrechers zu Grunde. Mit wie manchem grauenhaften Herkommen aus dem Mittelalter ist doch noch troz unserer modernisirten und philanthropisirten Justizpflege der Exekutionsaktus und das Henkeramt verbunden! Gibt es etwas Grauenhafteres, als das tagelange Freischmausen aller Scharfrichter aus der Runde bei dem einen — Glücklichen, den das Loos trifft, zu richten? Auch der Gedanke ist entsezlich, daß eine Wittwe das Gewerbe treibt und es auf ihren Sohn vererbt. (Der Beschluß folgt.)

Wien, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Blumenausstellung. Wettrennen.

Von der heurigen Blumenausstellung am ersten Mai und an den folgenden Tagen kann ich Ihnen nur Weniges erzählen. Sie war nicht so reich und interessant, als im vorigen Jahre. Seltene Pflanzen kamen nur aus den Glashäusern des Erzherzogs Anton, der Barone Pronay und Hügel. Außer diesen hat sich auch ein Privatmann, der Kunstgärtner Held, durch selbst gezogene Camellien ausgezeichnet. Pelargonien, Hortensien und Rosen gab es so viele, daß die Beschreibung derselben drei lange Spalten der in Riesenfolio erscheinenden Wiener offiziellen Zeitung ausfüllte. Aber im Ganzen hat die Blumenausstellung, welche dem, alles Schöne und Gute unterstüzenden Erzherzoge Anton, Bruder des Kaisers, und dem edlen Fürsten Schwarzenberg Leben und Gedeihen verdankt, viel geleistet. Es gibt in Wien Privatgärten, die, seitdem die Blumenausstellung alljährlich hier stattfindet, außerordentliche Fortschritte in der höhern Gartenkultur zeigen, so daß in ein paar Jahren Harlem seine Zöglinge nach Wien wird senden müssen.

Die Wettrennen auf der Simmringer Heide sind mit großem Antheile fortgesezt worden. Der heurige herrliche Mai schien sie vorzüglich begünstigen zu wollen. So oft ein solches Wettrennen stattfindet, strömt der vierte Theil der Bevölkerung nach dem Tummelplaz dieser Reiterkämpfe. Ein Wiener Blatt bemerkte ganz richtig: „Leider fehlt es bei solchen Schauspielen nicht an sogenannten Juckern und Bravourmachern, welche die Sporen stets am Pferdebauch haben und Lançaden zu machen glauben, wenn das Pferd wie ein Bock ausfeuert. Wir wünschen solch unzeitigen Reitern, die doch durch die Art, wie sie ihr Roß behandeln und wie dieses die undelikate Behandlung aufnimmt, keine gegenseitige Vertrautheit beweisen, den Lohn, der vorzüglich Einem zu Theil wurde, nämlich: den Boden zu küssen.“ Es ist im höchsten Grade lächerlich, dergleichen Reiter zu sehen. Meistens ist es die liebe Jugend der israelitischen Großhändler. — Die Pferde, welche bei diesen lezten Wettrennen den Preis gewannen, waren Fürst Wenzl Lichtensteins lichtbraune, fünfjährige Stute Rosaline, Graf Joseph Hunyadys Fuchsstute Marianne und Graf Th. Nadasdys Rapphengst Child Harold. Hunyadys Stute war jedoch die glänzendste Siegerin, sie gewann in jedem Wettrennen den ersten Preis. Den heurigen Wettkämpfen fehlte indessen ein Hauptpreiswerber, der reiche Graf Sandor. Er ist der kühnste Reiter, den man sich denken kann. Seine Bravour übertrifft selbst die Wagnisse, welche man bei sogenannten Kunstreitern sieht. Guerra, ein berühmter gymnastischer Künstler, wird schwerlich ähnliche Bravouren unternehmen. Der Graf Sandor läßt sich von keiner Gefahr zurückschrecken. Er selbst glaubt, daß er eines natürlichen Todes wohl schwerlich sterben werde. Wenn es halbwegs möglich wäre, auf den Stephansthurm zu reiten, der Graf würde sich nicht besinnen. Er bedauert nur, daß er zur Zeit des Rittes um den Kynast noch nicht auf der Welt war; er würde den Sieg errungen haben. Auch besizt der Graf die besten Pferde und dressirt sie selbst mit dem glücklichsten Erfolge. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. August 1833.

Treibt Schelmgewerbe, treibt's, da ihr's bekennt,
Als Handwerk. — Was ihr immer stehlet,
Ein Dieb verliert es.

Shakespeare.
Timon.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wer einige Zeit in Neuyork gelebt hat, wird an der Richtigkeit der Angabe des Piemontesers nicht zweifeln, ja sogar die Personen erkennen. Ich wenigstens habe sie Alle gesehen, und kann noch mehrere Porträts hinzufügen. So wurde ein neapolitanischer Gensdarmeriekapitän, ein treuer Anhänger Murats, in die neue Welt verschlagen. Hier versuchte er, durch Unterricht im Fechten sein Leben zu fristen; allein welcher freie Amerikaner wird sich den Anfangs so mühsamen Stellungen unterziehen? Die jungen Stutzer kamen ein-, zweimal zu ihm, und blieben wieder weg. Mit dem Rest seiner Baarschaft ging er nach Philadelphia und versuchte es mit einem Kau- und Rauchtabakshandel, wobei er vollends sein Leztes einbüßte. Nach unsäglichem Elende floß ihm endlich eine Unterstützung von dem Exkönige Grafen Survilliers zu. Damit kam unser Gensdarme wieder nach Neuyork und errichtete eine Erziehungsanstalt für junge Ladies, wobei er sich wohl befindet. — Der Zahnarzt B. ist ein junger Engländer, der in London die Handlung erlernte und, mit den besten Empfehlungen versehen, nach Amerika kam. Er fand einen Platz als Buchhalter in einem großen Hause, welches ein Jahr darauf fallirte. B. ist ein äußerst rechtlicher, gebildeter Mann; bei dem Prozesse, der nach dem Bankerott entstand, benahm er sich so edel und rechtschaffen, daß er in einem Lande, wo derlei Fälle nur als Spekulationen betrachtet werden, wegen seiner verschrobenen Ansichten nie wieder auf eine Anstellung rechnen konnte. Er eröffnete also eine Schule, das wollte aber nicht gehen; da gerieth er endlich auf den Einfall, Zahnarzt zu werden, und dieß gelang über alle Erwartung. Es ist ihm zu gönnen, auch er hat lange gelitten. Ein sehr angesehener Mann, den man in den ersten Zirkeln trifft, ist Herr Colli, der alle Weine der Welt in seinem Keller erzeugt; vor vierzig Jahren kam er als Schneidergeselle hieher. Den Reichthum, den er in den lezten Jahren zusammengebracht, hat er nach dreißigjährigen bittern Leiden dem plötzlichen Erwachen seines Genius zu danken. Seine Geschichte ist merkwürdig; doch ich vergesse meinen Buchhändler.

Nach einigen Tagen hatte sich der innere Kampf in M's. Busen gelegt. Das immer näher rückende Elend, in welches er sich mit seiner Familie gestürzt hatte, der stille Schmerz seiner Lieben, die Verzweiflung, das tägliche Beispiel hatten seinen Entschluß gereift. In dieser Stimmung war ihm der vom Piemonteser zugesandte Gehülfe, der sich ihm jezt als Master Blondel vorstellte, willkommen und Alles bald verabredet. Es wurde mit dem Buchhandel ein Verkauf von Essenzen und Parfümerie

verbunden, und sämmtliche Waaren bei einer der vielen Feuerassekuranzen versichert. Nun wurden Alkohol, Oel und Harz in Menge hinter den Büchern aufgestellt. Als der Zunder gut bereitet war, schlich Blondel an einem schönen Sonntag in's Magazin, ließ den Funken fallen und lief spornstreichs in M's. Wohnung. „Verkauft!" rief er lachend, ergriff die Börse, die ihm M. reichte, und stürzte mit den Worten: „in Havre rechnen wir!" hinaus, und auf das erste beste Dampfboot, dessen Glocke zur Abfahrt läutete. So gelangte er nach Philadelphia, von wo aus er sich auf einer französischen Brigg nach Frankreich einschiffte.

Es versteht sich, daß M. nicht ohne Prozeß davon kam. Was die Schikane vermag, wurde erschöpft, ja er mußte noch einmal ins Gefängniß wandern; aber der Piemonteser wachte über ihn. Er schickte ihm den Advokaten Holley, der rühmlichst dafür bekannt ist, nie einen verwickelten Prozeß verloren, nie einen klaren angenommen zu haben. Dieser wohl begründete Ruf stellt ihn wie billig sehr hoch in der Achtung seiner Landsleute. Hätte der Prozeß einen Amerikaner betroffen, so würde sich Master Holley nimmermehr herabgelassen haben, eine so einfache Sache zu verfechten. Unser Doktor verweigerte auch aus Ehrgefühl so lange seine Dienste, bis es stadtkundig war, daß M. in der größten Verlegenheit sey. Nun triumphirte die gute oder vielmehr die schwierige Sache; M. ward frei, bekam sein Geld und weilte nicht länger am gastlichen Gestade, sondern segelte mit dem ersten Paketboot nach Havre, wo er seine Rechnung mit Blondel in Richtigkeit brachte. Beide hinterließen den Ruf, daß sie gute Geschäfte und ihre Geschäfte gut gemacht. Der leidenschaftslose Amerikaner haßt Niemanden, er liebt nur das Geld, freut sich im Stillen, wenn er welches gewinnt, krazt sich im Kopf und studiert die Arithmetik, wenn er verliert, grollt nicht dem, der gewann, sondern forscht, warum er dießmal verlor; er ist nie darüber empört, daß und wie er betrogen wurde, er fühlt sich nur überlistet, und wird nie seines Gegners Feind, oft sein Bewunderer.

Bei so gutmüthigen Leuten konnten M. und Blondel darauf rechnen, daß ihre That, wo nicht verziehen, doch moralisch sehr entschuldigt werden würde. Die Feuerassekuranzbanken geben selbst das Beispiel. Man hat mich allgemein, und selbst in der Bank, wo ich meine Mobilien versicherte, unumwunden gewarnt, ja nicht einen Tag über die Versicherungszeit verstreichen zu lassen, ohne den Vertrag zu erneuern. Zur Bekräftigung wies man mir mehr als hundert Beispiele in den Zeitungen, wo die Unterlassung dieser Vorsicht, sonderbar genug, in der ersten Nacht durch Feuer gebüßt wurde. Die Löschmänner heißen hier Feuermänner, und diese Benennung scheint ganz passend; denn sie stehen im Rufe, eben so geschickt Feuer anzulegen, als, wenn sie wollen, es kühn zu löschen. Ihr Eifer und ihre Verwegenheit sind grenzenlos; es ist aber auch die wahre Elite der Nation, lauter junge Fashionables, Ladendiener und Schreiber, die dann nach einer dreijährigen thatenreichen Dienstzeit des Milizdienstes überhoben sind. Auch sind sie fast durchgehends Actionärs von Assekuranzbanken. In guten gemauerten Häusern assekurirt man um ein Prozent jährlich; man kann sich aber nur dann für wirklich versichert halten, wenn man in mehreren Banken die Prämie zahlt, weil nimmermehr ohne Prozeß Entschädigung zu erlangen ist, und über diese Zeit leicht eine oder die andere Bank springen kann, wenn Ereignisse eintreten, die diese Operation zweckdienlich erscheinen lassen. Solche Banken bilden sich sehr leicht. Fünf, sechs Personen schießen einige tausend Dollars zusammen, machen Liegenschaften namhaft, deren Existenz gar nicht zu ermitteln ist, weil keine Grundbücher geführt werden, schlagen viel Lärm in den Zeitungen, geben nach und nach Actien aus und nehmen Geld ein, zahlen nur mit Banknoten von eigener Fabrik, und führen das Geschäft gemächlich fort, bis es mit einem Bankerott geschlossen wird.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

Der Enthusiasmus des guten Landpredigers brach in volle Flammen aus, als die Reisenden trefflichen Wein kommen ließen und bereits einige Flaschen geleert waren; er sprang in seine Bibliothek, holte das alte Fabelbuch hervor, zugleich Uzens Liebeslieder, und begann abwechselnd aus dem einen und aus dem andern Buche vorzulesen. Die Damen hatten sich zur Pastorin gesellt und von dieser das Versprechen erhalten, daß sie später einige kleine Arien hören sollten. Die ganze kleine Gesellschaft war bald auf das Engste mit einander vertraut. „Wie kann man auch anders," rief der Pastor, „mit Leuten, die einem von der lieben Jugend her bekannt und verehrlich sind? O meine Herrn und Damen, diese Reise ist für Sie unstreitig nur ein Vergnügen, für mich ist sie eine wahre Schickung; der Herr hat mich offenbar mit einem günstigen Auge angesehen, daß er mich solches erleben ließ. Wenn man so im Gebirge Jahr aus, Jahr ein lebt, fern, fern von dem großen Treiben der Welt, und einem doch dabei ein schöner lebendiger Sinn gegeben worden, der gerne lebt und leben läßt, so ist ein solcher Besuch geradezu ein treffliches Geschenk. Und Sie, edle Dame!" rief er, zur Marquise gewandt, „Sie wissen sicherlich das schöne Gedicht auswendig, das Ihre treffliche und berühmte Mutter verfertigte und womit sie sich beim großen Friedrich so schlechten Dank verdiente." — „In der That," entgegnete die Marquise mit Verlegenheit, „ich wüßte Ihnen die

Verse nicht herzusagen; meine gute Mutter war stets etwas geheimnißvoll mit ihren Arbeiten." — „Geheimnißvoll!" rief der Pastor, „o sagen Sie das nicht! sie hat das Gedicht ja drucken lassen, ich hab's in meiner Bibliothek, und Ihnen wäre es wirklich unbekannt? Aber Sie haben wohl die kleine spätere Leipziger Ausgabe im Sinn, in der es allerdings fehlt?" Die Marquise machte eine bejahende Bewegung, indem sie sich besorgt und gepeinigt nach der Gräfin umsah, die jedoch auf keine Winke und Zeichen hören wollte. „Und Sie, Herr Uz," wandte sich der kleine gesprächige Mann zum Abt, „lassen Sie mich annehmen, daß Sie in die Fußstapfen Ihres großen Verwandten getreten sind; Sie geben Gedichte heraus, in jener leichten scherzenden Gattung, Liebestándeleien, nicht wahr?" — „Sie haben's errathen," erwiderte der Abt, „doch lassen wir das jezt; ein Gläschen Wein und etwas von Ihren schönen Früchten dort, Herr Pastor, wird uns am besten thun."

Die Pfarrerin hatte während dieses Diskurses die Gräfin aufmerksam beobachtet und mit stiller Bewunderung angesehen. „In der That," bemerkte sie jezt leise zur Marquise, „wir haben also dort eine Abkömmlingin der schwedischen Gräfin vor Augen? Ich habe es in meiner Jugend Gellerten nie verzeihen können, daß er von seinem ehrwürdigen Beruf als moralischer Fabeldichter in den leichtfertigen der Romanschreiber verfiel; allein wenn seine Heldin dieser jungen Dame ähnlich sah, so muß ich wohl den Poeten völlig entschuldigen, denn gewißlich, es ist ein überaus schönes Frauenbild." Sie ging mit dieser Aeußerung auf die Gräfin zu und erkundigte sich nach allerlei Umständen, deren im Roman Erwähnung geschieht, und erhielt die allerbefriedigendsten Aufklärungen. Um die Heiterkeit zu vermehren, kam wieder der Gesang in Vorschlag; die Pastorin trug ein paar Lieder von Claudius vor. Als die Gräfin und Massiello Musik hörten, trat das Maskenspiel bei ihnen plötzlich in volles Leben; sie griffen beide jezt im vollen Ernst in die kalte frische Quelle der Poesie, wie sie in den Liedern des alten Wandsbecker Boten, in den Liebesgesängen des armen und leidenschaftlichen Bürgers, des ehrlichen Amtmanns zu Altengleichen, sprudelt. Die wunderlichsten und tiefsten Liederstimmen wurden rege, die alte gute Zeit wachte auf, und im Hauch der Kerzen, die unbewegt zum Abendhimmel hinauf brannten, zogen die großen Tongeister jener entschwundenen Tage über die Versammelten dahin. Massiello wußte fast alle Melodien des alten Zelters, Reichards und anderer auswendig, jene heimlichen, süßen Melodien, die so viele Mädchenherzen durchzogen hatten, von den blühenden, frischen Lippen so vieler verliebten Knaben getönt. Der Baron und Ottfried hörten mit Entzücken zu. „Nun auch etwas von Göthe! nun auch etwas von ihm!" riefen mehrere; Massiello wollte eben ein Lied beginnen, als eine Stimme aus dem nahen Gebüsch laut wurde und die Worte rief: „Weckt mich nicht wieder auf! ich bin müde; laßt mich ruhen!" — „Um Gotteswillen!" schrie die Gräfin und erhob sich; „wer sprach da?" — Alle standen auf; Massiello drang zuerst ins Gebüsch, Eduard ihm nach, die erschreckten Damen erhoben die Lichter; allein so deutlich und nahe die Stimme sich hatte hören lassen, so war jezt doch Niemand zu entdecken, von dem sie hätte ausgehen können; nur ferne war es, als rauschte es im Gebüsche; der dunkle, warme Nachthimmel deckte weithin die stille, ruhende Erde. Als die Suchenden zurückkehrten, zeigte sich Massiello von der Seltsamkeit des wunderlichen Auftritts erschüttert und begeistert; er bestieg einen Stuhl und rief in die Nacht hinein: „Unglücklicher Geist, sey ruhig, wir wollen dich nicht wecken! Wandle mit deinen Entzückungen und Schmerzen hinauf die Straße in die schöne Verklärung! Wie! von Neuem sollten wir dir, dem Müden, den großen Jammer unserer kleinen Zeit aufladen? von Neuem dich tragen lassen an der ungeheuren Last unserer Erbärmlichkeit, von Neuem dich verwunden mit den tausend kleinen Stacheln unsers Tadels und unsers Lobes? Nein, Befriedigter, gehe ein in dein kühles Todtenreich! du hast den Schicksalsfluch, der dich dazu bestimmte, groß zu seyn, mit Würde getragen; nicht wie gemeine Seelen hast du Lob mit Lob vergolten; eingedenk der Gesetze des größten Geistes, lobtest du die, die dich tadelten, und schlug dich der kleine Neid, du selbst reichtest ihm auch die andere Wange hin, damit man deine Gottheit an den Mißhandlungen, die du erfuhrst, erkenne."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Beschluß.)

Reformen in der Rechtspflege. Theater. Musik.

Ob sich das bald ändern wird, weiß ich nicht. Es möchte auch nicht so nöthig seyn, das Ceremoniell der Exekutionen zu reformiren, wo diese selbst fast aufhören. Dagegen bereitet sich mit kommendem Michaelis eine eingreifende Umgestaltung unsers Prozeßwesens vor, einmal durch die Einsetzung von Schiedsrichtern, dann durch die Einführung eines summarischen, mündlichen Verfahrens in den Bagatell- und gewissen andern Sachen. Ganz im Stillen vorbereitet, war kaum einigen Wenigen eine Maßregel bekannt, welche in konstitutionellen Staaten zu großen Debatten Anlaß gegeben hätte und vermuthlich nur nach langen Kämpfen mit den Anhängern des Alten durchgesezt worden wäre. Auch hier staunen Viele über die Kühnheit des Schritts und prophezeien daraus Unheil, dießmal aber nur für sich selbst — nämlich unsere Justizkommissarien, die theils Furcht vor dem öffentlichen Plaidiren haben, theils die nicht ungerechte Besorgniß hegen, daß viele Partheien ihre Sachen selbst durchfechten werden. Gewiß wird diese Maßregel auf die prävalirende Stellung

unserer Advokaten von Einfluß seyn, obwohl die geschicktern unter ihnen ihre frühere Bedeutung nicht verlieren werden. Ob die Prozeßsucht dadurch vermehrt oder vermindert werden wird, steht dahin, auf das Volksleben kann aber dieß mündliche, öffentliche Verfahren einen eigenthümlichen Einfluß gewinnen; die Sache ist indeß zu wichtig und zu geräuschlos ernst betrieben, als daß es recht wäre, ihren Wirkungen durch Vermuthungen und Deklamationen vorzugreifen. Die erlassene Verordnung ist sehr einfach und klar, und scheint selbst, wie es die Sache fordert, alles Theatralische und Pomphafte vermeiden zu wollen.

– Sonst gibt es viel Sonnenschein, viele Gewitter, viele Landpartbieen und viele Reisen. Berlin liefert auch in diesem merkwürdigen Badejahr verhältnißmäßig die meisten Badegäste. Unser Pferderennen hatte mit den hergebrachten Feierlichkeiten statt. Es ließe sich nichts Neues davon sagen, als daß die Lust zu bewundern ist, welche vom allereinförmigsten und geistlosesten Schauspiel nicht müde wird. — Das eigentliche Schauspiel ist wie todt auf beiden Theatern. Es wird nichts Neues gebracht, nichts Neues erwartet, nicht einmal versprochen, und vom Alten läßt sich eben so wenig Gutes sagen. Es ist ganz gewiß, daß die ausgezeichnetsten Schauspieler, welche sich zu Gastspielen gemeldet, aus dem Grunde zurückgewiesen sind, weil die Gasttänzer lezten Winter zu viel Geld gekostet haben. Und nun lavirt man Sommer und Herbst hindurch, um die goldene Zeit zu erwarten, wo abermals Alles für das Ballet hingegeben werden soll. Der Intendant der Hofbühne, Graf Redern, ist nach Holland gegangen. Es ist für das Institut völlig gleich, ob er wiederkehrt oder ganz wegbleibt. Es können auch noch ein erster Liebhaber, ein erster Held, eine erste Heldin u. s. w. fortgeben, es bleibt doch dasselbe. Es ist eine Anstalt, die selbst längst dem Anspruch entsagt hat, daß von ihr als von etwas Ganzem gesprochen wird; schade nur für die Einzelnen, die noch Gefühl für Ehre haben und die mehr als ihr Kontrakt und Gehalt an das Theater bindet. Nur im Musikalischen ist es anders. Ich rechne nicht dahin, daß der Direktor Ritter Spontini und der gefürchtete Kritiker Rellstab ein Rencontre in den Gallerien des Opernhauses gehabt, und daß Herr Spontini darauf einen fiskalisch kriminalischen Antrag gemacht hat: dem Herrn Rellstab als einem notorischen Calumnianten des Theaters den Besuch desselben für sein Geld von Obrigkeits wegen zu verbieten. Dieß ist aktenmäßiges Faktum. Was wohl ein italienischer Komponist von deutscher Justiz und Polizeipflege denkt! — Aber abgesehen von Spontini, seinen Freunden und seinen Gegnern, hat sich im Musikalischen viel Vorzügliches gezeigt, die Virtuosen haben sich ordentlich überdrängt, und die kritische Stimme ist allen mehr oder minder günstig, den Sängerinnen Carl, Walter-Gehse, Corradori-Allan und vor Allen der noch unübertroffenen Schechner-Wagen, welche in einer langen, fortgesezten Reihe von Gastvorstellungen das gebildete Publikum fesselt und hier den Prozeß gegen ihre Ankläger glänzend gewonnen hat, welche das Gerücht verbreitet, daß sie ihre Stimme verloren habe. Mir sind die Namen der Sänger und Sängerinnen entfallen, welche noch außer den genannten sich wenigstens einzelne Lorbeerblätter errangen, z. B. Madame Finck aus Strelitz, ein Herr Reusher u. s. w. Zu den Sängern waren noch ausgezeichnete Klavierspieler gekommen. Die höchst talentvolle Frl. Josephine Eder aus Wien erndtete den rühmlichsten Beifall für ihr seltenes Talent, konnte indessen nicht auf den ersten Platz Anspruch machen, wo ein Kalkbrenner in die Arena getreten war. Dieser hatte, außer einem übervollen Konzert für sich und einem für die Armen, noch einen reellen Doppelvortheil: einmal hat er seine Pariser Fortepianofabrik hier empfohlen, indem er, auf einem schlechten Wiener Instrument spielend, bewiesen, wie viel besser die seinigen sind, und dann hat er den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten, wenn gleich noch ohne Schleife, doch auch ohne vorher statutenmäßig den vierter Klasse tragen zu müssen.

Wien, Anfangs Juni.

(Fortsezung.)

Graf Sandor.

Wenn Graf Sandor im Sommer in seinem Hause in Baden wohnt, pflegt er des Morgens im zweiten Stockwerke am offenen Fenster ein Pfeifchen zu rauchen. Damit er nicht allein ist, pfeift er seinem Schimmel. Der Schimmel hört kaum den Pfiff seines Herrn, so macht er sich eilig auf den Weg und gallopirt zwei Treppen hoch in den Saal zu seinem Gebieter. Der Graf offerirt ihm sogleich eine Pfeife. Das Pferd begibt sich an das Fenster, die brennende Pfeife im Maul; so rauchen beide zur Ergözung des staunenden Volks, bis es dem Grafen gefällig ist, den Schimmel zu entlassen und ihn in seinen Stall zurückzusenden. Wäre der Raum meines Briefs nicht beschränkt, könnte ich den Lesern des Morgenblatts einige dreißig ähnlicher Anekdoten mittheilen. Der Zeitung für Pferdeliebhaber, welche in Hamburg erscheint, würden sie um so mehr willkommen seyn, als alle diese Anekdoten wahr sind und weder Zusaz, noch Uebertreibung nöthig haben, um interessant zu werden. Der Graf sollte selbst einmal etwas über seine Pferdedressur schreiben; de Bach in Berlin wird ihn darin schwerlich erreichen. Graf Sandor erkennt, wie Lavater den Charakter des Menschen, den Charakter des Pferdes aus der Physiognomie, und hat sich nie geirrt. Dieß allein könnte eine höchst anziehende Schilderung geben. Gegenwärtig befindet sich Graf S. in Neapel. Was werden die Neapolitaner, die bekanntlich größtentheils schlechte Reiter sind, zu diesem „Stallmeister des Teufels" (wie ihn die Wiener nennen) sagen? Sie werden glauben, der Vesuv habe dieses Reiterwunder mit seinem Höllenmuthe hervorgebracht. Graf S. ist noch sehr jung und enorm reich. Er ist unverheirathet und hat vielleicht alle Jahre ein paarmal Hunderttausend Gulden Revenüen. Jugend und Reichthum haben Muth und Willen; beide zusammen geben Muthwillen. Zum Glück hat der Graf ein edles Herz und gibt den Armen mit vollen Händen; seine frohe Laune schadet Niemand, nuzt aber Vielen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 185:
Nassau.

Räthsel.

Ein Scepter, sein Reich ist in Lüften,
Doch ziemlich nahe den Grüften,
Sein Krönlein von rührigen Schlangen,
Die täglich nichts anders verlangen,
Als Unterthanen zu jagen;
Doch muß man auf's Jagen sie tragen.
Die fliegenden Unterthanen
Verfolgt auf den luftigen Bahnen —
Sie sind auch recht impertinent —
Mit den Schlangen des Scepters Regent,
Und hebt vom Lager doch nicht
Des matten Körpers Gewicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. August 1833.

Da fahte schaudernd mich die Deutung an:
Es war der scheidende Genius meines Volks!

Hölderlin.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Ja, Mißhandelter," fuhr Massiello fort, „schüttle nicht Dein Lorbeerhaupt — so, so thatest du! Ich war nicht unter dem Haufen, der dich umgab, als du zum erstenmal vor den grauen Judenbärten der Nicolaischen Schule das neue Wort vom Geiste predigtest, als du mit der eisernen Faust des Götz den Tempel reinigtest, in dem die alten Höckeweiber des seligen Gotsched Nachlaß feil boten; ich war aber dabei, als sie von dir ein irdisches Reich verlangten und du ihnen das himmlische deines Fausts gabst. Ja, großer Todter, wir rufen dich nicht zurück, dein Tod ist ja unser Leben! Gelitten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe; es ist nichts so unbequem, als Größe zu ertragen, und diese Beschwerde hast du uns reichlich aufgeladen. Unser Leben war ein ewiger Kampf gegen dein Licht, und die dich am giftigsten zu bekämpfen suchten, die lobten dich! Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden übersehen! — Darum wecken wir dich gewiß nicht auf, altes Lorbeerhaupt! Schlummre ruhig in der Gruft seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar, so ruhig, als lägest du mit jenem alten, vergessenen Kaiser am öden Inselstrande. Gewiß, unser Jahrhundert ist mild und rücksichtsvoll, es weckte keinen Todten auf, besonders keinen großen. Vielleicht daß hie und da ein Liedchen ertönt, deinen Namen nennend, daß ein armer blöder Knabe in der Angst seiner Seele bei brechendem Herzen und vorquellenden Thränen dir nachruft, oder daß ein vergessener Professor einer noch vergessenern Lehranstalt ein Wörtlein von dir fallen läßt und sagt, daß du eine alte Kindersage, den Faust, geschrieben habest, die nicht schlecht sey; oder ein lustiger Franzose stößt deinen Namen im Fluch aus, weil er sich die sonderbare Grille in den Kopf gesezt hat, doch auch einmal etwas von einem alten deutschen Autor zu lesen. Ja, ja, vergessen! sey gewiß, Zürnender, du wirst vergessen! Wir freuen uns aus voller Seele, da wir so viel Dinge behalten müssen, daß wir endlich einmal auch etwas vergessen dürfen, und bei dir dürfen wir es, da du groß bist; es ist sogar eine Pflicht, die alle kleinen Geister einander schuldig sind, und die wir treulich erfüllen wollen. Nichts, nichts soll uns an dich erinnern, selbst nicht einmal die neue Cotta'sche Ausgabe deiner Werke. Freut euch, Millionen der Erde! es gibt nichts mehr zu bewundern, nichts mehr zu verehren; der alte adeliche Sänger ist todt, es gibt keinen Unterschied der Stände und Geister mehr; wir sind alle klein, glücklich, frei und gleich! o herrliches Jahrhundert!"

Er stieg herab, und Ottfried schloß ihn begeistert in die Arme, die Gräfin blickte mit glänzendem Auge zur Erde, und auch Julien traf das Verwundende in jenen Worten. „Jezt geschwind!“ rief Ottfried, „die schönste Ballade, die jemals gedichtet worden, dem wandelnden Todten in die Nacht hinaus nachgerufen! den König von Thule!“ Die Gräfin wählte eine neue Komposition, in der jeder Ton eine Fülle von Wehmuth und Seligkeit in sich trägt; gehoben durch die Schauer des Moments, tönte die alte Sage wie eine schauerliche Liebeserinnerung aus ferner dunkler Zeit über die Erde hin; es war, als ballte sich aus unheimlichen Nebeln eine ungeheure Gestalt zusammen, die schwankend das Haupt in die dunkle Wölbung des Himmels hineinhob, jezt wieder sich über die ängstlich rauschenden Baumgipfel beugte und mit blitzenden Augen niedersah in den Kreis der Lichter und Menschen. Die Gräfin erhob sich, sie hüllte sich fester in ihre Tücher und gab das Zeichen zum Ausbruch. „Wir haben geschwärmt!“ rief sie, „und sollten schon längst zur Vernunft, das heißt zur warmen Stube zurückgekehrt seyn; ich muß gestehen, daß mir bange ist, der Unbekannte, der uns vor wenig Minuten so erschreckt hat, könnte seinen Besuch erneuern.“ Sie warf einen unruhig prüfenden Blick in's Gebüsch, hing sich darauf an den Arm der Marquise, und der Gesellschaft eine ruhige Nacht wünschend, eilte sie, von Julien und der Pfarrerin gefolgt, auf's Haus zu. Der Abt folgte bald nach, auch Massiello verlor sich; Eduard, den das Lied vom König von Thule heftig erschüttert hatte, mußte jezt wider Willen dem guten Pastor Stand halten, der in eine wahrhaft ermüdende Geschwätzigkeit gerieth und doch am Ende die wenige Aufmerksamkeit bemerkte, die ihm sein Gast schenkte; allein der Gutmüthige entschuldigte diesen Umstand damit, daß ein junger Mann, dessen Verwandter ein so trübseliges Ende genommen, unmöglich viel Interesse für fremde Leiden und Freuden haben könne; er hatte noch das Zartgefühl, in seinen Gesprächen alle Geschichten zu vermeiden, in denen von unglücklicher Liebe, Selbstmord oder von Pistolen etwas vorkam.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Zeugenbrüderschaften. Der Yankey.

Blondel, den wir im vorigen Abschnitt haben kennen lernen, war von Natur nicht schlecht. Bevor wir ihm den Stab brechen, wollen wir ihn etwas näher kennen lernen; seine Geschichte wird uns nicht weniger Gelegenheit geben, die Amerikaner zu schildern, als die des Buchhändlers. Er arbeitete zu Nancy bei einem Buchdrucker und ernährte von seinem geringen Lohne seine alte Mutter. Manche Woche blieb das Geld, wegen Mangel an Arbeit, aus, und Blondel und seine Mutter hungerten. Da hörte er von dem starken Lohne, der in Amerika bezahlt werde, lernte eifrig Englisch und schiffte sich nach Boston ein. Hier fand er bald Beschäftigung für neun Dollars wöchentlich, die man ihm sogar auf einen halben Monat vorausbezahlte. Blondel schickte alles Geld sogleich seiner Mutter, und er konnte jezt hoffen, sie ferner unterstützen, oder noch besser, sie bald nachkommen lassen zu können. Unverdrossen arbeitete der junge Mann Tag und Nacht, konnte aber nie mit der ungeheuren Aufgabe fertig werden, die ihm sein Prinzipal aufbürdete. Als der erste Monat herum war, wurde abgerechnet, und es fand sich, daß der Prinzipal wegen versäumter Arbeit noch drei Dollars an Blondel zu fordern hatte. Um diese abzuverdienen, trat er wieder auf einen Monat ein. Je mehr er sich anstrengte, desto höher spannte der Buchdrucker seine Forderungen. Nach vier Wochen zahlte er Blondeln zehn Dollars, und berechnete ihm das Uebrige wieder als Ersatz für Versäumniß. Diese Summe reichte bei Weitem nicht, um nur das Kostgeld für die zwei Monate zu bezahlen. Da ging der arme Junge vor Gericht und bat um Schutz gegen so unverdiente Bedrückung. Der Prozeß dauerte sechs Wochen; endlich verlor ihn der Fremdling, weil er keinen schriftlichen Kontrakt vorweisen konnte, weil nicht festgesezt war, wie viel und wie lange er täglich arbeiten solle, da die Buchdrucker nicht wie Taglöhner an Stunden gebunden sind, sondern, und zwar meistens, auch bei Nacht arbeiten müssen. Blondel sollte die Gerichtskosten und beide Advokaten bezahlen, und da er treuherzig unter vielen Thränen sein Unvermögen bekannte, so wurde er in Verwahrung genommen und seine Arbeit in öffentlichem Aufstreich gerichtlich ausgeboten. So kam er, gleichsam als Sklave, in ein Zeitungscomptoir. Nach anderthalb Jahren sah er sich eben wieder frei, da brachte ihm ein frisch angekommener Landsmann die Trauerpost, daß seine gute Mutter im Elend gestorben sey. Die achtzehn Dollars, die ihr Blondel in einem Wechsel geschickt, waren ihr auch nicht zu gut gekommen, weil Niemand denselben acceptiren wollte. So hat die Mutter doch meinen guten Willen gesehen, dachte Blondel und ging in die Bank, wo er das Geld hinterlegt hatte. Das Haus fand er verschlossen, das Aushängeschild war weg. Blondel schlägt den Hammer wüthend gegen die Thüre, die ein Neger öffnet. „Was gibt's?“ — „Ich will zu Master Doodle!“ ruft Blondel und stürzt in die alte Schreibstube. Ein langer, mit Speisen und Flaschen beladener Tisch stand an der Stelle des Comptoirs, oben an saß Master Doodle, umgeben von seiner Brut. Dieser Mann war einer der Hauptactionärs der Bank und das Haus sein Eigenthum. Als Blondel sein Anliegen vorgebracht hatte,

sagte er: „Ich mache keine Geschäfte mehr, die Phönixbank hat seit drei Monaten gebrochen und sich mit den Kreditoren, was noch sehr schön ist, zu sechs Prozent abgefunden; wendet Euch an das Gericht, Bursche, wegen Eurer zwanzig Dollars, wenn es nicht zu spät ist, und laßt mich in Frieden essen. Schlägt der Kerl doch an die Thüre, als wenn man von seinen lumpigen Dollars das ganze Haus gebaut hätte.“ — „Nun, Herr Phönix-Doodle, wohl bekomm's; aber um Ihr Sterbestündlein beneide ich Sie nicht.“ — „Ganz recht, guter Mensch, beneidet Niemanden und trachtet lieber, daß Ihr etwas vor Euch bringt. Adieu!“ Blondel hörte nicht mehr, träumend lief er durch die Gassen, bis ihn der Hunger weckte. Mit gerungenen Händen und nassen Augen blieb er stehen, da auf einmal fühlte er einen tüchtigen Schlag auf seiner Schulter. „He! Freund,“ redete ihn ein vierschrötiger Irländer an, „warum so traurig? Ich wette, Ihr habt noch nicht zu Mittag gegessen.“

Das war das erste freundliche Wort, das Blondel in Amerika hörte, und es wirkte mächtig auf sein Gemüth. „Ich sehe, ich hab's errathen,“ fuhr der Irländer nach einer kleinen Pause fort, „und Ihr sollt Euch in mir nicht betrogen haben, folgt mir!“ Sie gingen in eine nahe gelegene Garküche, wo sie zehn Männer versammelt fanden. „Hier bist Du in der ehrbaren Gesellschaft der zwölf Zeugen-Apostel,“ sprach nun sein Führer zu Blondel. „Der zwölfte fehlt; er hat heute sein Urtheil zu schlucken bekommen und sein neues Quartier im Tower beziehen müssen. Wir wollen sehen, daß wir den ehrlichen Yankeys diesen Kostgänger bald wieder abnehmen, einstweilen aber muß sein Platz ersetzt werden. Willst Du Zeuge seyn?“ — „Zeuge? wovon?“ — „Von Allem, so oft man Dich braucht; drei Dollars ist die Taxe für's Geringste, kitzliche Sachen aber, wenn es z. B. um den Hals geht, tragen so viele Hundert ein. Die Gasse, wo der Gerichtshof Sitzung hält, ist unser Geschäftszimmer; da halten wir uns auf von Morgens Neun bis Mittag. Den ganzen übrigen Tag vertreiben wir uns hier die Grillen. Du gibst heute den Apostelschmaus; das kostet Dich etwa zwanzig Dollars, und die zahlst Du gemächlich, wie sie Dir in die Hände fallen. Bist Du unser?“ Nach einem kurzen Kampfe willigte Blondel ein, weil er kein anderes Mittel sah, sich so viel zu erwerben, um seine Rückreise bestreiten zu können. Nun wurde er mit einem kleinen rothen Mäntelchen behangen, eine Fahne über ihm geschwungen und ihm unter dem Namen Lukas die Würde eines Zeugen verliehen. Man sieht, so einfach die Sitten in diesem jungen Lande sind, so wird doch bei jeder Gelegenheit ein anständiges Ceremoniel beobachtet.

Solche Apostelschaften gibt es in jeder Stadt im ganzen Lande. Sie kennen sich alle unter einander, versetzen auch nach Erforderniß ihre Mitglieder von einem Clubb in den andern; zuweilen vereinigen sich sechs, acht, zehn Clubbs für einen Prozeß und ebensoviele dawider, ohne daß deßhalb ihr gutes Vernehmen gestört würde. Jede Apostelschaft verwaltet ihre Finanzen für sich, und jeder Apostel verrichtet sein Zeugenamt der Reihe nach; über zarte Zeugschaften aber, wie sie es technisch nennen, wird förmlich Berathung gehalten und die Sache muß einstimmig durchgehen. So viel hat durch Blondel verlautet, und es wäre zu wünschen, daß er mehr davon zur öffentlichen Kenntniß brächte. Das weiß indessen Jeder, der in den Vereinigten Staaten war, daß dieß Gewerbe besteht und daß es zum Bedürfniß geworden ist. Zeugschaften werden einem auf der Gasse angetragen, ja aufgedrungen. Ein Ländereiagent kam selbst zu uns, weil er gehört, daß mein Gemahl Ländereien suche, und trug ihm zwei Zeugen an, die für sechs Dollars beschwören sollten, daß sie ihn schon vor fünf Jahren in Amerika gekannt, damit er das Bürgerrecht erhalten könne. Blondel hatte glücklicherweise erst in dergleichen Fällen funktionirt, da führte ein Geschäft den piemontesischen Mäller nach Boston, und Blondel wurde, ich weiß nicht wie, mit ihm bekannt. Das Uebrige weiß der Leser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Waldhornruf.

Hör' ich ein Waldhorn klingen
Durch das Gebirge hin,
Ich zöge dann so gerne
Weit in die blaue Ferne,
Zu einer Jägerin.

Im kühlen Tannenwalde
Da steht des Försters Haus,
Im tiefen Wald verborgen,
Da schaut am frühen Morgen
Das Töchterlein heraus.

Der Vater und die Tochter,
Die machen Alles wund,
Der Vater schießt die Hirschlein,
Die Tochter trifft das Bürschlein
Tief in des Herzens Grund.

Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Wiener Censur und Lektüre.

Man hat im Auslande die Meinung, daß in Wien, und in Oesterreich überhaupt, sehr wenige literarische Artikel des Auslandes verbreitet werden dürften. Dieß ist jedoch nicht

der Fall. Bis auf einige Zeitschriften könnten fast alle Bücher und Broschüren, welche in Deutschland erscheinen, hier gelesen werden. Die Censur ist auch gar nicht so streng, wie man sie verschreit. Sie bewilligt Jedem, der in Ansehen und Achtung steht, die für die Masse nicht zugänglichen Bücher und Schriften, und verlangt in solchen Fällen blos einen einfachen Revers, daß der, welcher um ein verbotenes Buch ansucht, dasselbe nicht in Umlauf setze. Außerdem wissen auch die Wiener Buchhändler Rath, verbotene Bücher ihren Kunden zu verschaffen, so zwar, daß von den Spaziergängen eines Wiener Poeten (Hamburg) gewiß an 1000 Exemplare in Oesterreich verkauft wurden. Auch Journale und Zeitschriften kommen auf ähnliche Weise in Umlauf. Wien hat gewiß ein paar Hundert Lesecirkel, welche die bedeutendsten Zeitungen Deutschlands halten. Unter diesen wird das Morgenblatt sehr stark in der österreichischen Monarchie gelesen. Ein sehr gelesenes Journal ist auch die Abendzeitung, sie dürfte jedoch ihren Eingang bald schwächen, wenn der Wiener Korrespondent nicht fleißiger ist. Oft liest man in vier Monaten nicht eine Zeile aus Wien. Für ein Blatt, dem die Verbreitung in Oesterreich gestattet ist, ist das arg. Seit einigen Jahren gewinnt auch der Freimüthige viel Antheil, und er fehlt in keinem Lesecirkel, dagegen wird der Gesellschafter durchaus nicht beachtet; ich glaube nicht, daß sechs Exemplare in Wien cirkuliren. Der Gesellschafter soll überhaupt stark im Abnehmen seyn, wie Berliner Blätter versichern. Wahrscheinlich kommt dieß daher, daß er gar zu monoton ist; Gubitz und Albini sind, wie man hört, fast die einzigen Stützen desselben, schreiben zwar unter einigen zwanzig Namen, aber Styl und Ansichten bleiben immer dieselben. Ueberdieß muß man die theuren Interessen Albinis fast in jedem Blatte verhandeln sehen. Bald sind es seine Stücke, die in hundert Variationen besprochen werden, bald sind es seine Genrebilder, die direkte oder indirekte gelobt werden. Vor Kurzem erst erschien eine Anzeige über Normanns Werk: „Oesterreich (und Wien) wie es ist.“ Man hoffte eine gründliche Beurtheilung zu finden; doch davon war keine Spur. Dem Referenten gefiel es blos, anzudeuten, daß Normann das unsterbliche Werk Albinis gelesen und benutzt haben müsse, und daß das leztere dem erstern weit vorzuziehen sey. Die Wahrheit ist, daß beide Werke über Oesterreich sehr viele Unrichtigkeiten enthalten, daß Normann Wien und Oesterreich nach kurzem Aufenthalte beurtheilte und daher nicht tief und umfassend genug schildern konnte, daß aber Ellerich oder Albini den Stoff, der vor zwanzig Jahren neu gewesen (so lange dürfte der Verfasser von Oesterreich entfernt seyn), wie ein altes Kleid behandelte und Dinge zur Sprache brachte, die gar nicht mehr in der Mode sind. — Ich komme von diesem kurzem Absprung wieder auf die Journale zurück. Die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung“ befinden sich ebenfalls in einigen Wiener Lesecirkeln, auch wohl die „Zeitung für die elegante Welt“ und der „Planet.“ Die Zeitung für die elegante Welt war noch vor einigen Jahren stark in Oesterreich verbreitet, hat jedoch merklich an Theilnahme verloren. Seit Laube's Redaktion tischt sie dem eleganten Publikum politische Meinungen auf; Meinungen und Ansichten, wie sie mehrere Blätter in Rheinpreußen und Rheinbayern aussprachen; es gibt nichts Lächerlicheres, als der Krieg eines Journalisten mit einem Staate von einigen dreißig Millionen Seelen. Viele dieser Herren glauben, ihr Dintenfaß und der tausendpfündige Mörser von Antwerpen seyen ganz dasselbe. In Oesterreich lacht man über derlei Dinge, und schwerlich macht ein Journalist à la Wirth und Siebenpfeiffer hier Aufsehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Baden, Ende Juli.

Allerlei aus dem Badeleben.

Auf vierzehn Tage Regenwetter folgte, just wie es im Kalender steht, Sonnenschein und bedeutender Gästezuwachs. Die Zahl des fremden Publikums beträgt nach dem Badeblatt, das alle Tage summirt, für die Saison bereits 7000, die Abtrünnigen im Murgthal, in Griesbach und dem originellen Rippoltsau im Hochland gar nicht gerechnet. Es wird Fortissimo gespielt und hernach auch im Mondschein getanzt, wie vor einigen Tagen auf dem Jagdhause, als der Prinz Friedrich von Preußen mit dem Großherzog sich hier ein Vergnügen machte. Da oben ist es gar herrlich anzusehen, wenn der Rheinstrom und die Sterne flimmern und der Straßburger Thurmriese wie ein Obelisk aus der schwarzgrauen Ebene aufsteigt.

Als ich heute mit Staunen bemerkte, daß vor der Stadt wieder ein neuer Berg umgewühlt und par force in eine englische Anlage verwandelt wird, erfuhr ich, daß der Kurfürst von Hessen sich dort angekauft und beschlossen habe, fortan abwechselnd in Baden und Frankfurt zu wohnen. Vorläufig, wird er denken, sey man hier sicherer vor Straßengesang, da der Bundestag fortwährend mit Brandbriefen bedroht wird. Ich habe eine schöne Frankfurterin gesprochen, und die versicherte mich auf ihr republikanisches Ehrenwort, es sey am Main gar nicht mehr auszuhalten, und ihr Herr Papa habe beschlossen, das Land zu verlassen — nämlich Frankfurt — wenn er nicht bald höre, daß man keine Revolution zu fürchten habe. Ich habe mein Bestes gethan, sie zu trösten, und auch den alten Herrn versichert, es sey eine bloße Komödie, die jezt gespielt werde.

Es gehört hier zu den Langweiligkeiten, daß man nach dem Mittagessen auf der Promenade des Kursaals Thee oder Kaffee trinkt und dazu das eben verlassene Orchester die eben gehörten, schwerfälligen Märsche spielen hört. Sie nennen das Conversation und haben den Redouten- und Spielsaal auch darnach getauft. Wenn ich die Conversation recht verstanden habe, so besteht sie darin, daß man sich sehen läßt. Gesprochen wird blos en passant, wenn sich ein paar Bekannte finden, die allerdings hier oft, wie in der Pariser Rotonde des Palais royal, nach vielen Jahren wieder zusammentreffen. Jedes große Bad ist ein Menschenmarkt, wo das Ungleichartigste zusammengestellt wird: der Fürst, der Priester, der Kaufmann, der Gelehrte, der Abentheurer und der Bettler. Die eigentliche Conversation ist hier auf den einsamen Promenaden, den Höhen der Berge, in den alten Burgen, am Wasserfall, in der Favorite und an andern Erholungs- und Vergnügungsorten. Es ist, als ob man sich nirgends so verständigen könne als im Bade, als ob daheim Ketten, Bande und Vorurtheile uns fesselten und zu geistiger, ungeselliger Sklaverei verdammten. Das ist die Macht des göttlichen Inkognito's. Kennten wir einander, wie wir in unsern Städten und Städtchen einander kennen, so würde manchem stolzen Rath, manchem Aristokraten und selbst manchem reichgewordenen Emporkömmling neben seinem Nachbar kein Bissen schmecken. Ich habe das schon gesehen bei Menschen, die sich genau bei den Kellnern erkundigten, wie der und jener heiße, mit dem er gepaart würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände

Dienstag, 13. August 1833.

Weg mit hohen Idealen!
Soll ich malen
Schmerzeslust und süße Qualen,
Wird es nur ein Genrebild.

Wilhelm Hauff.

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stahleck.

Die scherzhaften Sonette des großen, oft verkannten und noch nie nach Verdienst gewürdigten Lope de Vega, aus denen ich hier einige Proben mittheile, gehören ohnstreitig zu den besten Erzeugnissen der komischen Muse. Der größte Theil derselben befindet sich in der Sammlung von Gedichten, welche Lope im Jahre 1634 unter dem angenommenen Namen eines Licentiaten Tomé de Burguillos herausgab. Diese Sammlung, welche auch das treffliche komische Epos, die Gatomachia oder den Katzenkrieg (übersezt, aber höchst mangelhaft, im ersten Band von Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur), enthält, ist neu abgedruckt im neunzehnten Band von Antonio de Sancha's Prachtausgabe der nichtdramatischen Werke des über alle Begriffe fruchtbaren spanischen Dichters, und in der Coleccion de D. Ramon Fernandez, Madrid 1789, in welch lezterm Abdruck ohne alle genügende Gründe ein wirklicher Tomé de Burguillos als Autor angenommen wird.

Ein großer Theil dieser Sonette ist auf ein Frauenzimmer, mit Namen Johanna, gedichtet. Es war dazumal durch die ungeheure Anzahl von Schäferromanen und Hirtengedichten (unter denen ich nur die bekanntesten, die Diana des Montemayor, die Diana enamorada des Gil Polo, die Galatea des Cervantes, die constante Amarilis des Christoval Suarez de Figuerra, die Arcadia eben unseres Lope, den Pastor de Filida des Montalvo, die Eklogen des Garcilaso, Saa de Miranda, Francisko de la Torre und Bernardo de Balbuena nennen will) unter den spanischen Dichtern zur Mode geworden, ihre Schönen zu Schäferinnen zu machen; unser Dichter dagegen, jener alltäglichen Sentimentalität überdrüssig, macht seine Geliebte zu einer Wäscherin, und besingt dieselbe in einer Reihe von Sonetten voll unvergleichlicher Laune und überaus liebenswürdiger Naivität. Schade nur, daß ein beträchtlicher Theil sowohl von diesen, als auch von den, andere Gegenstände scherzhaft behandelnden Gedichten durch eine große Menge von Wortspielen die Uebersetzung unmöglich macht, ein anderer durch seine Dunkelheit und vielfältigen Anspielungen auf Ort- und Zeitverhältnisse selbst den Kennern der spanischen Sprache und Literatur nicht völlig verständlich ist!

Bei uns sind diese Gedichte noch fast gar nicht bekannt; sie sind von unsern Literatoren mit einer flüchtigen Erwähnung, wie fast alle nichtdramatischen Werke des „Phönix der Spanier,“ abgefertigt worden. Kurze Notizen über dieselben findet man in Velasquez, Geschichte der spanischen Poesie, übersezt von Dieze, Göttingen, 1769, Seite 437. — Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Theil III., Seite 393. — Bertuch, Magazin der

spanischen und portugiesischen Literatur, Weimar 1780, Theil I., Seite 118. — Sismondi, Literatur des südlichen Europas, deutsch von L. Hain, Leipzig 1819, Theil II., Seite 367. — Richards Vorrede zu seiner Uebersetzung von Lope's Dorotea, Aachen 1828, Seite XXXVIII. — Buchholz, Handbuch der spanischen Literatur, Berlin 1801, Theil II., Seite 271. — Lord Holland, some account on the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro. London 1817, Theil I., Seite 116. Das Urtheil des Leztern kann ich mich nicht enthalten, seiner Sonderbarkeit wegen hier anzuführen. His light and burlesque poems, sagt Lord Holland, most of which he published under the feigned name of Thome de Burguillos, are those most generally admired by his countrymen. Of these the Gatomachia, a mock-heroic poem, is esteemed the best, and often cited as a model of versification. They are all sprightly and written with ease; but their length makes one occasionally lament a facility which rendered the termination of any work of Lope an act of grace to his readers and not a matter of necessity to him. In der That höchst geistreich, über die Länge eines vierzehnzeiligen Sonetts zu klagen! Man zeihe mich nicht der Ungerechtigkeit und glaube, daß das length sich auf die längere, aber für Freunde der Poesie gewiß nicht ermüdend lange Gatomachie beziehe; das their zeigt deutlich an, daß der Lord sich auf die Sonette bezogen habe.

I.

An die schöne Wäscherin.

Es feierte Virgil in den Eklogen
Der Amaryllis Reiz in süßem Minnen,
Properz die Cynthia und Ovid Corinnen,
Mit Schnee und Gold und Rosenroth umzogen.
Catullus ließ in hehrem Siegesbogen
Unsterblichkeit die Lesbia gewinnen,
Und durch Petrarkas glühend Liebessinnen
Ist Lauras Ruhm durch's Weltall hingeflogen.
Ich, da mich Amor heißt, daß ich ergreife,
Weil deine Reize mich dazu verdammen,
Als Landpoet die Feder hier, die steife,
Johanna, preise deiner Liebe Flammen;
Denn mehr ist werth der Schaum von deiner Seife,
Als die vorhin Genannten all' zusammen.

II.

Der Wettstreit der drei Göttinnen.

Wie ein lichte Statue, ausgeführet
In Marmorstein von Buonarottis Händen,
Verlangt die lose Venus, daß ihr spenden
Den Apfel Paris soll, der ihr gebühret.
Nicht weit davon steht Pallas, nie berühret
Von Liebesblicken, die sie könnten schänden;
Und Juno, deren Hoheit nie wird enden,
Steht da, wo Waldeslaub sich dichter schnüret.
Der Venus reicht die Gabe dar, die nette,
Der Hirt, dem Reiz, nicht wahrem Werth ergeben.
Doch o! wie leicht, daß er verzählt sich hätte!
Denn wärst, Johanna, du bei diesem Streben
Die vierte Göttin, würde dir, ich wette,
Er einen ganzen Korb voll Aepfeln geben.

III.

Johanna, hör', wie sehr mich Liebe kettet:
Ich kann dich schau'n nicht, wenn ich nicht dich sehe,
Ich schreibe nicht, noch esse ich, noch gehe,
Wenn schlafend auf dem Pfühl ich bin gebettet.
Mein Geld ist hin (o Amor! wer errettet
Von dir mich!) und ich kann kein Kleid, o Wehe!
Mir kaufen, denn durch heißer Sehnsucht Nähe
„Bin ich in Venus Muschel angekettet."
Von Garcilaso *) ist der Vers; ich stocke
Nicht, dir zu weih'n ihn, da doch Alle stehlen;
Doch meine Lieb', du Harte gleich 'nem Pflocke,
Preßt Qual und Hoffnung so in meiner Seelen,
Daß mehr ich traur', entblößt zu seyn vom Rocke,
Als ob den Leiden, die durch dich mich quälen.

*) Garcilaso de la Vega war bekanntlich der Erste, der in Verbindung mit seinem Freund Boscan die italienischen Versformen in Spanien in Aufnahme brachte, und überhaupt einer der trefflichsten spanischen Lyriker, vorzüglich berühmt durch seine Hirtengedichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Zeugenbrüderschaft ist eines der nothwendigen Uebel des Landes, dem sich der mittellose rechtliche Mann oft nothgedrungen unterziehen muß, um, wenn er nur einigermaßen für zahlungsfähig gilt, groben Prellereien zu entgehen. Viele Zeit, manchen Dollar und böse Stunden hat es uns gekostet, daß wir stets ein Mittel verschmähten, das allenthalben gerade wie ein Zug im Schachspiel angesehen wird, und häufig kommt man wirklich stark in Versuchung. Als mein Gemahl ein Haus gemiethet hatte und eben mit der Einrichtung fertig war, entstand Feuerlärm in unserer Gasse. Daran gewöhnt, blieben wir ruhig wie unsere Nachbarn. Auf einmal kamen die Spritzen angefahren, fingen an, das Haus zu begießen, und Feuermänner

drangen in unsere Wohnung. Da half kein Zureden, kein Widerstand, wir mußten uns ganz leidend verhalten und nur nach Möglichkeit unsere Meubels schützen. Es war ein blinder Lärm, wir bekamen aber am folgenden Tag die Weisung, fünfzig Dollars Löschkosten zu bezahlen, oder uns auszuweisen, daß das Kamin wenigstens vor einem Monat gefegt worden sey. Es hatte aber im ganzen Haus nicht ein Licht, viel weniger im Kamin gebrannt, und dieses war erst vor zwei Tagen gereinigt worden, und die Nummer des Negers, der diese Arbeit verrichtet, hatten wir uns notirt. Diese Nummer erhält der Schornsteinfeger gegen eine Taxe von der Obrigkeit, und muß sie auf der Mütze tragen. Wer sollte nicht denken, daß es genüge, diese Nummer anzugeben? in Neuyork ist dem nicht so, man muß Namen und Wohnort des Negers auch angeben können, oder zwei Zeugen haben. Nun war aber die Magd nicht zu Hause, und die Kinder schliefen, als der Neger sein Söhnchen in den Rauchfang steckte. Da half also nichts, als Zeugen, die sich auch ungerufen, und zwar in der elenden Kammer selbst, wo der Gerichtshof seine Sitzung hält, für sechs Dollars antrugen. Allein mit gutem Gewissen wartete mein Mann ruhig den weisen Spruch des Hofes ab und studirte unterdessen zum Zeitvertreib die Anzeige einer Assekuranzbank. „Sie thäten gut," lispelte wohlmeinend der Gerichtsaktuar, „sich in dieser Bank zu versichern." — „Das wollte ich eben thun," erwiderte mein Mann. Alsbald erfolgte der Spruch: die Strafe ward auf dreißig Dollars ermäßigt. Hierüber kann Jeder denken, was er mag, ich meines Theils halte dafür, daß der Herr Richter auch Actien in der Bank hatte.

Dem Staate Massachusetts war es vorbehalten, das Stammland und die Pflanzschule der Zeugschaftsgesellen zu seyn, deren Zunft sich so segensreich über ganz Amerika ausgebreitet hat; denn dort ward das Bedürfniß am ersten fühlbar. Die Bewohner dieses Staates sind ein Gemisch von holländischem und brittischem Blute; der Himmel weiß, was daraus geworden ist! Keiner der Mutterstämme will seinen Sprößling anerkennen, und zieht sich scheu vor dem Bastardausläufer zurück. Von den Engländern wurden sie Yankey-Doodles (dumme Tölpel) genannt; sie rechtfertigen diese Benennung rücksichtlich ihres Aeußern, sie sind aber vielmehr verschmizte Tölpel, und ein Yankeystreich heißt so viel als ein listiger Betrug, und Yankey ist daher ein Synonym von Betrüger. Man beleidigt aber keinen Amerikaner, wenn man ihn Yankey nennt, höchstens lehnt er den Titel mit Bescheidenheit ab. Daß man ihn für pfiffig hält, schmeichelt Jedem, und die angrenzenden Staaten, wie Rhode-Island, Connecticut, Vermont, Newhampshire und ein Theil von Neuyork, rechnen sich nachgerade bereits zu den Yankeys.

Zur Zeit des Befreiungskrieges haben die Engländer ein Spottlied auf die Massachusettser gemacht, dessen erste Strophe so lautet:

Yankee ist als langer Hans,
Hübsch, nie zu fett bekannt, mein Herr;
Bei Huchhe! Gelag und Tanz
Wie Rayen flink zur Hand, mein Herr.
Yankee, euren Strand bewahrt!
Yankee doodle dandy!
Drohn und Prahlen nicht gespart!
Yankee doodle dandy!

In diesem Styl geht das Lied weiter, und die Melodie paßt ganz zum Text. Es ist zum Nationalgesang durch die ganze Union geworden. Freilich knüpft sich die Erinnerung an die glänzendste Epoche ihrer kurzen Geschichte daran, und das amerikanische Ohr wird von der halb indianischen Musik, das Gemüth von der einfachen, getreuen Schilderung des Yankeys, ihres Ideals, entzückt. Ist eine Feierlichkeit, so paradirt die Miliz beim Yankeemarsch; ist eine große Soirée, so producirt sich eine junge Lady mit dem Yankee-Doodle am Klavier; bereist ein neugewählter Präsident die Staaten, so bekommt er überall als Nachtmusik den Yankee-Doodle; wird ein brillantes Banket gegeben, wie im Jahr 1825 bei dem Besuch Lafayettes und 1831 bei der Rückkehr Washington Irwings, so wird als Tafelmusik der Yankee-Doodle aufgespielt; hat sich eine italienische Operngesellschaft nach Amerika verirrt, und hat ein Theaterunternehmer den Muth gehabt, ihr einige Vorstellungen zu erlauben, so verspricht er, um seine Unkosten zu decken, zum Schlusse den Yankee-Doodle spielen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Ende Juli.

(Beschluß.)

Allerlei aus dem Badeleben.

Von dem Schriftsteller- und Publizistenchor haben sich in der lezten Zeit mehrere Berühmtheiten unter uns eingefunden und ihre Physiognomien auf dem Corso ausgestellt. Darunter bemerkte ich auch den Dichter Scribe, der schon seit zwei Monaten herumpromenirt, sodann den Novellisten Spindler und verschiedene Redaktoren politischer Blätter, wozu auch die Allgemeine ihr Schärflein beitrug. Flüchtige und landesverwiesene Scribenten will ich nicht nennen, es möchte der Karlsruher Polizei sonst die Weisung zukommen, die Augen aufzumachen. Es ist gar zu schön, wenn die Polizei schläft; denn sie wäre in diesem Zustande capabel, mehr Gutes zu wirken, als alle Svirren der Notre-Dame-Insel; die indeß, wie Börne meint, die Bäume nicht schütteln, als bis Früchte daran sind, während unsere deutschen Imitatoren schon die Blüthen abschlagen. — Gestern grüßte ich einen Herrn im langen braunen Ueberrock, der ein großes Stück

der Börneschen Maske trug und ganz wie ein stiller Bach durch die Seefluth der Badegäste murmelte. Ich segelte schnell hinter ihm her und an ihm vorbei, um ihn, den Famosen, zu sprechen; da bemerkte ich, daß es blos ein alter ego sey. Der Verfasser der Briefe aus Paris kann sich freuen, daß er noch einem Menschen ähnlich sieht. Die Mannheimer Zeitung hat es lange bestritten, und die ist bekanntlich eine große Menschenkennerin.

Wenn man hier den großen Nutzen der sanftmüthigen Esel sieht, wie sie von Berg zu Berg mit ihrer schönen Last oder den hagern großbritannischen Don Quixotegestalten traben, so könnte man versucht werden, ihre Panegyriker zu werden. Gewisse im Dienst ergraute Esel haben einen wahren Verstand, wie alte Notare; denn sie wissen perfekt, wo angehalten, abgestiegen, musicirt oder gegessen und getrunken wird. Ihr Tagewerk ist festgestellt und ihre häufigste Arbeit das Ehekontraktmachen. Vor Kurzem befand ich mich auf der schönen Waldhöhe gen Straßburg, wo viel Kaffee und Mineralwasser getrunken wird und alle Augenblicke eine Eselspartbie ankommt; da sah ich zu meiner angenehmsten Unterhaltung, daß plötzlich vier dieser guten Thiere in Anbetracht ihres Hungers mit ihrer weißgeschürzten schönen Bürde in den Stall der Meierei liefen. Es half kein Hülferufen der Damen; die Esel schrieen wie besessen nach Hafer und Heu; auch mochten sie wohl Durst haben, und ehe wir von unsern Tischen aufspringen und herbeilaufen konnten, waren die Langohre schon an der Krippe. Es war ein prächtiger Anblick, die vier Reiterinnen dort halten zu sehen. Alle Hüte und Federn waren an dem niedrigen Thorweg wie Helme im Turnier abgeworfen und überdieß ein niedliches Kind aus dem Sattel gehoben worden.

Auf der Promenade nach dem Wasserfall, einem der schönsten und nicht hinreichend bekannten Orte, trifft man als kein Fußgänger an. Man kann aber auch nur bis an das Dorf Geroldsau fahren, weil von da aus sich das Felsenthal schließt und ein bloßer Fußweg durch das Gebüsch hin über die steilen Wände und Waldströme führt; eine herrliche wilde Gegend, worin ich zum erstenmale Fichtenstämme sah, die zwei Männer nicht umspannen können. Dazwischen schimmern hie und da silberstämmige Birken- und Buchengruppen. Nicht einen Vogel hört man hier singen; aber die Grille schreit sich durch das ganze Thal heiser, und nur zuweilen ruft der Kukuk aus einer Seitenthalschlucht, wo man wie in der Schweiz Hütten und Heerden sieht. Oberhalb und unterhalb der Kaskade bleichen auf schmalem Wiesengrunde runde Bauermädchen die Leinwand. Alles das ist recht anmuthig, zumal wenn holde Frauen im Schneegewande, muthig wie Dianens Nymphen, daher tanzen und recht naiv und leutselig den ersten besten um dieß und jenes fragen, bald auf englisch, bald auf französisch, am meisten noch auf deutsch. Es ist weit hinauf in die Schlucht, und man kann müde werden und Birkenastsitze suchen, die ein alter Dorfzimmermann, der in einer Hütte etwas Wirthschaft treibt, allerwärts angefertigt hat.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Ihnen noch bemerken, daß man hier Vorbereitungen zum Empfang hoher Gäste macht. Ein großes Landhaus vor dem Rheinthor, auf der Anhöhe liegend, ist vorgeblich für den König von Würtemberg, und ein anderes Lokal für den Großherzog von Darmstadt gemiethet. Da werden wir ja wohl am Ende auch einen Kongreß haben, wenn sie in Töplitz oder Carlsbad von europäischen Dingen sprechen. Man sagt, der König von Bayern wolle ebenfalls sich einfinden, überhaupt die konstitutionellen deutschen Fürsten des Südens. Ganz gewiß hat das Publikum sich damit einen Bären aufbinden lassen.

Wien, Anfangs Juni.

(Fortsetzung.)

Nachdruckindustrie. Theater.

Von den bayerischen Blättern werden das Ausland, der Bazar und Lewalds Theaterjournal hier gehalten; von den Hamburger Blättern die Börsenhalle, die Originalien und der Freischütz. Die Originalien liest man hier doppelt: einmal im Original und einmal im Nachdrucke im Sammler. Der Nachdruck der ausländischen Journale wird überhaupt hier noch stark getrieben. Am Possierlichsten druckt der Ritter von Seyfried im Wanderer nach. Neulich begegnete es ihm, daß er ein Lob auf eine Wiener Zeitschrift erst in der Haude- und Spenerschen Zeitung lesen mußte, um zu wissen, was an ihr sey. Wie er es aber gelesen hatte, da war er auch ganz einig mit dem auswärtigen Berichterstatter, denn er nahm den ganzen Aufsatz in seinem Blatte auf. Das nennt der Mann eine Zeitung redigiren. Auch dem Morgenblatte erweist er die Ehre des Nachdrucks. Doch ist er bei diesem nicht so schnell; er läßt zuerst die Aufsätze in Auszügen in den Korrespondenten von und für Deutschland übergehen, dann entnimmt er sie dem Korrespondenten. Der Schlaukopf geht mit großer Umsicht zu Werke. So enthielt z. B. mein lezter Bericht eine Schilderung des unterirdischen Elysiums. Diesen Erholungsort persönlich zu beschauen, hätte den Wanderer eine Wanderung unter die Erde gekostet. Das wollte sich Ritter von Seyfried ersparen. Er wartete, bis das Morgenblatt einen Bericht gab, bis der Korrespondent ihn im Auszuge mittheilte, dann erst erzählte er seinen Lesern, was Neues und Seltenes in Wien zu sehen sey. Man sieht nun, warum er sein Blatt Wanderer nennt. Seine Aufsätze müssen erst von Wien nach Stuttgart, von Stuttgart nach Nürnberg wandern, dann wandern sie in sein Blatt. O wandernder Wanderer! Indeß thut dieser Nachdruck Ihrem Journale keinen Schaden, und ich bitte die Cotta'sche Buchhandlung, daß sie deßhalb beim Bundestage nicht klagbar werde.

Sie schreiben mir, ich möchte Ihnen nicht viel vom Theater melden, weil das Theater ohnehin in allen belletristischen Blättern stehender Artikel sey. Ich kann Ihnen erwiedern, daß mich dieses wenig Enthaltsamkeit kostet, denn die Theater haben im Monate Mai wenig Erhebliches geleistet. Die große Schröder gastirte hier im Burgtheater und gab ihre Glanzrollen rasch hintereinander; soll ich Ihnen erzählen, wie sie sie gab und wie sie aufgenommen wurden? ich müßte Ihnen nur längst Bekanntes berichten. Sie erschien auch in der „Krone von Cypern," welches Stück für uns neu war. Dieß ist auch Alles, was ich Ihnen darüber schreiben kann. Das Stück sprach nicht an, so sehr man hier den Verfasser „Belisars" ehrt und so viele einzelne Schönheiten auch diese „Krone" zieren. Nur Mad. Schröder wurde mit einem Enthusiasmus aufgenommen, den sie selbst nie — und das will sehr viel heißen — in Wien erlebte. Alles Andere ging kalt vorüber, so sehr auch Anschütz, Fichtner und Heurteur in den Hauptrollen um das Gelingen des Stücks bemüht waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. August 1833.

Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott,
Und Alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott, dich loben wir! aus Millionen Kehlen.

Goethe.

Die dritte Feier der Juliusrevolution zu Paris.

Zum dritten Mal hat Paris die Jahrestage der großen Julirevolution gefeiert, und zum dritten Male Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß es noch immer dieselbe Gesinnung hegt, daß drei Jahre nichts an ihm geändert haben. Es schien aber, als ob man dießmal das Bedürfniß fühlte, das im vorigen Jahre Versäumte wieder nachzuholen; denn am Ende Juli's 1832 hatte die furchtbare Cholera in Paris kaum aufgehört, und die halbe Stadt war in Trauer über verlorne Verwandte und Freunde. Dießmal hinderte nichts den Ausbruch der allgemeinen Fröhlichkeit; die Nation lebt in tiefem Frieden, und da sie sich ihrer Kraft bewußt ist, so hat sie von Außen nichts zu fürchten. Im Innern herrscht oft Zwiespalt, und die Nation ist mit der Richtung nicht recht zufrieden, welche die Regierung seit zwei Jahren genommen hat; allein bei alle dem genießt sie die Früchte des im Jahr 1830 errungenen Sieges, und darf hoffen, was ihr noch fehlt, allmählig auf friedlichem Wege zu erwerben. Der Gewerbfleiß blüht wieder auf, der Handel eröffnet sich neue Bahnen, überall in Frankreich sinnt man auf Verschönerungen und neue Anlagen, wie Kanäle, Eisenbahnen, Dampfmaschinen. Die Preßfreiheit hat nicht wenig dazu beigetragen, auch in entlegenen Provinzen Gemeinsinn und Betriebsamkeit zu entwickeln, und die Provinzialstädte Frankreichs sind keineswegs so untergeordnet, als man es sich im Auslande wohl vorstellt. Allerdings kommt ihnen der Impuls meistens aus Paris; allein man findet doch in den Provinzen nachgerade gute Zeitungen, wissenschaftliche Journale, nützliche Vereine; kann sich einmal das Munizipalwesen entwickeln, so wird der Aufschwung noch weit beträchtlicher und rascher seyn. Frankreich hat demnach dieses Jahr alle Ursache, zufrieden zu seyn. Die Reibung der Partheien schadet wenig; jedwede will zeigen, daß sie etwas taugt und das Gemeinwohl befördert; ihr Wetteifer, wenn er sich nicht wechselseitig aufhebt, was freilich zuweilen der Fall ist, dient dem Staate; was anderswo Ruhe heißt, würde in Frankreich ein gefährlicher Todesschlaf seyn.

Man sah dießmal mit wahrem Vergnügen der Jahresfeier der drei merkwürdigen Tage entgegen, und auch die Regierung versäumte aus weiser Politik nicht, die größten Vorbereitungen zu dieser Feier zu treffen. Thiers ist ein junger, höchst regsamer Minister, der das Geschäft mit wahrem Jugendeifer betrieb; dazu kam ein herrlicher Sommer, wie Paris lange keinen genossen hat. Die königliche Familie, welche so eben durch die Nachricht von der Geburt eines belgischen Prinzen erfreut worden war, hatte besondere Ursache, fröhlich zu seyn; sie trug auch

möglichst dazu bei, dießmal die Feier zu erhöhen. Die Pariser Blätter haben sie sehr umständlich beschrieben; nur muß man von diesen Beschreibungen abziehen, was der Partheigeist eingegeben hat. Die ministeriellen Blätter legen zu viel Gewicht auf die äußern, von der Regierung getroffenen Anordnungen, und übertreiben Alles; die legitimistischen und republikanischen dagegen bemühen sich, das ganze Fest in ihren Schilderungen zu verunstalten und zu verdunkeln. Wollte man ihnen glauben, so hätte es während der drei Tage beinahe furchtbar in Paris ausgesehen. Dieß ist nun noch weniger wahr, als was die ministeriellen Blätter von der ausschweifenden Freude der Pariser sagen.

Im vorigen Jahre hatte man die Gedächtnißfeier der Gefallenen weggelassen, und die Regierungsblätter behaupteten, je mehr man sich vom Jahr 1830 entferne, desto weniger angemessen sey die Trauerfeier. Hätten sie gesagt, bei der durch die Cholera verursachten Trauer zieme es sich, dießmal den Trauertag zu übergehen, so wäre dieß wenigstens nicht ungereimt gewesen. Indessen hat die Regierung eingesehen, daß sie einen Fehler begangen, und machte ihn dieses Jahr wieder gut. Der erste Tag, der 27te Juli, war der Tag der Trauer um die Gefallenen wie im Jahr 1831, und eine besondere Trauerceremonie im Pantheon angeordnet. Es ist zu bedauern, daß man nicht nach Art der Athenienser eine öffentliche Trauerrede veranstaltete; ein Redner, wie Perikles, könnte sich dabei verewigen, und es wäre leicht, durch Musik und zweckmäßige Verzierung des großen Pantheons der Ceremonie einen eigenthümlichen Charakter zu geben. In der Folge vielleicht würde sie in ein leeres Formenwesen ausarten; allein so lange die Angehörigen und Zeitgenossen der für die Freiheit Gefallenen leben, müßte eine solche Feier höchst erhebend seyn; dafür hat die Regierung dießmal zum erstenmale eine kirchliche Trauerfeier veranstaltet. Man hat es ihr übel genommen, und nicht mit Unrecht, daß sie das von den Kammern beschlossene Denkmal zu Ehren der Gefallenen auf dem Bastilleplatz seit drei Jahren noch nicht einmal angefangen. Das Denkmal war dießmal nur aus leichtem Holze nachgebildet zu sehen; vielleicht kommt es nie zur Ausführung. Meinem Bedünken nach wäre es auch zweckmäßiger, an den Stellen, wo die Gefallenen begraben liegen, kleine, einfache Denkmale zu errichten, die man jährlich an ihrem Todestage besuchen könnte. Was frommt ein Denkmal an einem fremden Orte, indeß die Todten an dem Orte, wo sie ruhen, keines haben? Eine Zeitlang hat man die Absicht gehabt, ihre Gebeine zu sammeln und in die Grabgewölbe des Pantheon niederzulegen. Jezt ist es beinahe zu spät dazu; auch hat das Wiederaufgraben eingescharrter Knochen immer etwas Widerliches. Bald werden ihre Gebeine in Staub zerfallen, die Stellen, wo sie liegen, vernachläßigt, ihre Namen vergessen werden; aber die Folgen ihrer Thaten werden fortwirken, vielleicht bis in ein spätes Zeitalter. Man hatte die Gräber zweckmäßig verziert, vielleicht etwas zu sehr, und auf den schwarzen Vorhängen über ihren Gräbern standen mit großen Buchstaben die Worte: gestorben für's Vaterland. Es wogte den ganzen Tag eine unzählige Menge von Menschen zwischen diesen Gräbern umher. In den Zeitungen der Regierung wird behauptet, fast Jedermann sey in Trauer erschienen und habe in seinem Aeußern unverkennbare Spuren von Rührung an den Tag gelegt. Dieß mag bei den Verwandten und Freunden der Verstorbenen der Fall gewesen seyn; allein die große Menge in Paris ist bei Trauerceremonien höchst selten gerührt. Die Verstorbenen sind ihr meistens unbekannt, und dann drängen sich in einer so großen Stadt die Tagesbegebenheiten zu sehr, als daß eine traurige lange tiefen Eindruck machen könnte. Indessen betrug sich die Menge anständig, und das war Alles, was man von ihr verlangen konnte. Die Nationalgarde bewachte die Gräber, und wenn diese in Paris die Aufsicht übernimmt, so kann man sicher seyn, daß Alles gut abgeht.

Am zweiten Tage, dem 28ten, bereitete sich beinahe ganz Paris schon sehr früh zu der Heerschau vor, die auf den Boulevards vor sich gehen sollte. Diese eine halbe Meile langen Boulevards, unstreitig eine der schönsten Straßen in der Welt, sind in der lezten Zeit noch sehr verschönert worden. Leider verschwinden allmählig die schönen Gärten, welche an dieselben stießen, und dagegen werden große Häuser erbaut. Die Boulevards verlieren dadurch ihr reizendes Ansehen als Spaziergänge, dagegen werden sie belebter als Straßen; besonders ist um die beiden Triumphbogen, Porte St. Denis und Porte St. Martin herum Alles weiter und großartiger geworden; dieser Theil der Stadt ist seit der Restauration unendlich verschönert worden, und hier hat Napoleon nicht den Ruhm der ersten Anlage. Vielleicht fand sich Manches davon in den ihm überreichten Planen, aber erst in einer spätern Zeit ist hier eine ganze Umgestaltung vorgegangen, und zwar meistens von Seiten der Bürger, ohne daß die Stadt viel dazu herzugeben brauchte. Ein legitimistisches Tageblatt entwarf neulich eine sonderbare Schilderung der Boulevards, wie sie vor zehn Jahren gewesen seyen und wie sie jezt aussehen. „Damals lebte Jedermann ruhig und fröhlich, ohne Unruhe und Sorge für die Zukunft, denn die Bourbonen wachten für Alle. Im Schatten der alten Bäume auf den Boulevards wallte man fröhlich hin und her. Die Damen trugen ihre Reize zur Schau, die Herren warfen frei ihre Späherblicke umher, die Kaufleute hatten ihre prächtigsten Waaren ausgestellt, Musik und Gesang erheiterten die glänzende Gesellschaft, kurz, die Boulevards waren das wahre Sinnbild der damaligen glücklichen Zeit. Jezt aber ist es ganz anders. Die Boulevards

sind ihrer schönsten Zierde, der alten Ulmbäume, beraubt; man schleicht voll Sorgen und Kummer auf der nackten, brennenden Straße umher, verstummt ist die Fröhlichkeit, entflohen der Luxus und die glänzende Gesellschaft." So etwas wagt der Partheigeist, mitten in Paris, wo Jedermann diese Behauptungen Lügen strafen kann, drucken zu lassen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Unter der Dummheit versteckt der Yankee seine Arglist. Nichts gleicht der Zudringlichkeit, mit der er Anderer Geschäfte ausforscht, und von der Unverschämtheit, mit der der verstellte Tölpel seinen Schelmstreich ausführt, kann man sich keinen Begriff machen. Kein Gascogner kann so prahlen, kein Jude so wuchern, jeder Yankey ist ein Advokat im amerikanischen Sinne des Wortes, das heißt ein Rabulist; und das ist das Ideal, nach dem Jeder strebt, und er bekennt es offenherzig, und kaum hat einer ein Meisterstück der Art ausgeführt, so läßt ihn seine Eitelkeit nicht eher ruhen, bis er sich dessen in den Zeitungen gerühmt hat. So las ich im Winter 1832 folgenden, im Pittsburger Evening advertiser eingerückten Brief, zu dessen Verständniß ich vorausschicken muß, daß die Schinken, wegen der bessern Erhaltung zur See, in Leinwand eingenäht und dick mit Kalk überstrichen, in den Handel kommen.

„Bester Herr, Ihre zahlreichen Abonnenten in allen Staaten werden mit Vergnügen einen neuen Yankeestreich erfahren, dessen Bekanntmachung ich dem Publikum, besonders meinen Landsleuten und meinen vielen hochverehrlichen Freunden schuldig zu seyn glaube, weil sie mich gewiß erkennen werden und ihre Tickets (Wahlzettel) bei den nächsten Wahlen, wenn sie einen Brutus brauchen, darnach einrichten mögen.

Als ich vorigen Herbst nach Westen reiste, um verschiedene Forderungen für verkaufte Palmstrohhüte einzutreiben, war ich so glücklich, etliche zwanzig tausend Dollars *) a conto zu erhalten. Dieß versezte mich in muntere Laune, und ich beschloß, auf der Heimreise nicht müßig zu seyn. Ich verweilte daher in Cincinnati einige Tage, um mir die Redensarten und Manieren der Schweinschlächter zu eigen zu machen; darauf begab ich mich auf eine Ansiedelung von Deutschen und kaufte ihnen Holz ab, mit dem Beding, daß es mir, in Gestalt von Schinkenkeulen zugeschnitten, geliefert werde. Die guten Deutschen, die sich schon etliche Jahre abgemüht hatten, ohne je einen Liard Geld zu erblicken, ließen sich keine Mühe verdrießen, und so brachte ich bald die Ladung einer Barke zusammen. Meine Klötze wurden eingenäht und eingekalkt, und nun ging's den Ohio glücklich hinauf bis Pittsburg. Hier kamen die Käufer, und je dummer ich mich machte, je zudringlicher wurden sie. Alle hätten geschworen, ich sey außer der Schlachtbank und der Rauchkammer nie irgendwo gewesen, als im Bethause. Auf diese Weise gelang es mir, meine Klötze ganz leidlich an den Mann zu bringen. Sah sich der Käufer betrogen, so konnte er doch nicht sagen, ich habe ihn betrogen, nein, da sey Gott für! Man höre und urtheile. Ein Provisionskäufer von Neuyork trat auf mein Schiff, als ich allein dasaß und trefflichen Schinken frühstückte. „Wie hoch haltet Ihr Eure Schinken, Freund?" — „Ich verkaufe keine Schinken; wenn Ihr aber mit mir frühstücken wollt, so seyd Ihr willkommen." — „Recht gerne; laßt kosten. Aber was verkauft Ihr denn?" — „Die ganze Ladung ist mir feil: da, die zwölfhundert Keulen." — „Ihr wollt also doch die Schinken verkaufen?" — „Ich meine nicht, Herr; nur die ganze Ladung." — „Armer Junge, Ihr seyd wohl das erstemal hier?" — „Ich glaube so, Herr." — „Ihr meint etwa, Eure Schinken wären zu viel für mich?" — „Das glaube ich nicht, aber doch die ganze Ladung." — „Mit einem Wort, was kostet die Ladung, Tölpel?" — „Sechshundert Dollars meine ich, und nicht anders, Herr!" — „Top!" — Der Handel war geschlossen. Mit der nächsten Miethkutsche fuhr ich meiner Wege. Der Großhändler kann sich den Winter über sein Comptoir in Neuyork heizen. Ich bin mit größter Hochachtung, Herr Redakteur, Ihr

Auf der Durchreise zu Philadelphia d. 1. Decbr. 1832. gehorsamster E. N. Esquire. *)

*) Wenn ein Yankee von seinem Gelde spricht, so kann man füglich annehmen, daß er die Quadratzahl der eigentlichen Summe angibt, zum Unterschied von den übrigen Amerikanern, die in der Regel nur mit zehn multiplicieren.

*) Esquire ist bekanntlich eine Art Adelstitel, und entspricht so ziemlich dem deutschen Von. Dieses Prädikat führen in den nordamerikanischen Freistaaten mehr Individuen, als in ganz Europa zusammen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Brunnenanstalt. Fremde. Waldbrand. Feuersbrünste.

Daß unsere Stadt sich schon seit einer ziemlichen Zeit zum Brunnenorte erhoben hat, ist längst ein Allerweltsgeheimniß, und wie fruchtbar darf man die so heilsame, als benuzte Pflanze des verdienstvollen Dr. Struve nennen, da sie bereits Ableger bis in sehr entfernte Orte, wie z. B. London und St. Petersburg, geworfen hat. Das bis jezt wunderschön gewesene Jahr ist dem Besuche der hiesigen Struve'schen Trinkanstalt künstlicher Brunnen besonders günstig. Sie zählt bereits gegen fünfthalbhundert Theilnehmer. Die glänzendste männliche und weibliche Eleganz theilt den zum Brunnentrinken bestimmten, sehr geräumigen und mit einer Fülle mannigfacher Blumen üppig ausgestalteten Garten mit der unverkennbaren Dürftigkeit. Innigen Dank verdient es, daß der wahrhaft liberale Stifter von seinen Heilquellen

auch Solche nicht ausschließt, welche unvermögend seyn würden, ihm den gebührenden Lohn dafür abzutragen. Ein großer Theil der Besucher des Instituts besteht allerdings aus Einwohnern Dresdens; allein es fehlt auch keineswegs an Auswärtigen, zum Theil aus sehr entfernten Gegenden, und die benachbarten Straßen halten viele, mit Geräth zum Theil recht wohl versehene Wohnungen für Fremde während der milden Jahreszeit zu diesem Zwecke bereit. Ohne Zweifel hat der Gebrauch dieser Wasser schon den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesundheit ganzer Familien geäußert. Auch läßt der Begründer der Anstalt es fortdauernd nicht an Mühe und Forschung fehlen, um bei jedem seiner vielen Brunnen der Natur ihre tiefsten Geheimnisse abzulauschen. Nicht nachahmenswerth ist aber gewiß die Gewohnheit mancher hiesigen, mit Arbeit überladenen Geschäftsmänner, beim Brunnengebrauch ihre Amtsarbeiten in der gewöhnlichen Art zu verrichten. Durch die mit der Kur verbundene körperliche Anstrengung muß ihnen jedenfalls die geistige sehr erschwert, und dieses Verfahren in den meisten Fällen für Körper und Geist gleich nachtheilig werden.

An Fremden ist ein mehr als gewöhnlicher Ueberfluß. Der Aufenthalt auf einige Sommerwochen oder Tage in Dresden gehört zu den Moden, und wird besonders durch die berühmten Wallfahrten nach den böhmischen Brunnenorten begünstigt, wobei sehr viele dahin Reisende die hiesige Residenz mit berühren. Daß man hier in der Nachbarschaft nun schon seit langer Zeit eine Schweiz besizt, veranlaßt ebenfalls manche Reise nach Dresden. Wirklich gewähren auch die freundlichen Gebirgspartieen, die man mit diesem Namen bezeichnet und denen großentheils der Elbstrom einen recht lebendigen Glanz ertheilt, und ihre, mitunter gar groteskem Naturschönheiten einen köstlichen Ausflug für Jeden, der, betäubt vom städtischen Geräusch und dem Brausen, Murren und Wanken der politischen Welt, einmal nach Erholung und Stille lechzt.

Das hier ziemlich unerhörte Ereigniß eines Waldbrandes, kaum eine halbe Stunde von der Stadt, erregte vor Kurzem große Aufmerksamkeit. Da er an einem heitern Sonntagsnachmittage vorfiel, wo eine Unzahl Spaziergänger auf den Füßen war, so geschahen große Wallfahrten dahin, zumal von dem stark besuchten Lustorte, dem Linkischen Bade aus, in dessen Nähe er stattfand. Aber nicht jeder Beobachter blieb dabei ungeneckt: wegen der anhaltenden Trockenheit lief das Feuer so pfeilschnell über die dürren Pflanzen des Sandbodens hin, daß manche in das Schauen der aufflammenden Bäume Versunkene noch gar nicht an die Möglichkeit einer Gefahr dachten, als schon ihre Pantalons aufzulodern begannen; sogar Frauenröcke sollen dabei in große Drangsal gerathen seyn; es wäre ja unverantwortlich gewesen, wenn das schöne Geschlecht dem Brande seine Gegenwart ganz entzogen und so durch das männliche an Wißbegier sich hätte überflügeln lassen. Bei aller Thätigkeit in Anordnung der Maaßregeln gegen das feindliche Element, konnte man doch der Flamme lange nicht Meister werden. Ganz schwarz und schauerlich stand einige Wochen später die öde Stätte da, und das noch nuzbar gebliebene Holz ist bereits in Klaftern aufgesezt. — Weit länger und schmerzlicher aber, als von diesem Brande, hallte die Kunde von andern, in mehreren Städten Sachsens kurz nacheinander vorgefallenen, hier in der Hauptstadt nach. Beinahe die ganze Fabrikstadt Reichenbach im Voigtlande ward in Asche gelegt. Auch Oschaz, Stolpen und andere Orte betraf ein ähnliches grausames Geschick. Fast alle inländischen Tag- und Wochenblätter nahmen deßhalb die Mildthätigkeit der Menschen in Anspruch, und es gehört zu den wenigen, wahrhaft erfreulichen Erscheinungen der Zeit, daß auch dießmal, troz der in so vielen Gewerbszweigen noch fortdauernden bedeutenden Stockung, beinahe Jedermann sein Scherflein eiligst herbeitrug. Leider muß man vermuthen, daß nicht böser Zufall oder Vernachlässigung, sondern böser Wille so viel Unheil schnell nacheinander herbeiführte.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Anfangs Juni.

(Fortsezung.)

T h e a t e r.

Von der Thätigkeit des Hoftheaters will ich einigen Bericht erstatten. Seit Deinhardstein die Vicedirektorsstelle erhalten hat, findet fast in jeder Woche die Darstellung eines neuen Stückes statt. Dabei hat er das Glück, daß die meisten Novitäten gefallen. Unter diesen hat Dr. Römers „Liebe und Liebelei“ außerordentlich angesprochen, welches Glück dieses allerliebste Lustspiel auch sowohl wegen der niedlichen Idee, als durch die artige Behandlung und gelungene Vorstellung vollkommen verdiente. Das Hofburgtheater hat seine Schauspielergesellschaft um drei neue Mitglieder vermehrt: durch Demois. Fournier vom Berliner Hoftheater, Karl la Roche vom Hoftheater zu Weimar und Madame Lange vom Karlsruher Theater. Leztere gefällt durchaus nicht. Anfangs wollte man die Schuld des mindern Gefallens auf den Umstand schieben, daß Madame Schröder, deren Fach sie spielt, kurz vor ihrem Eintreffen gastirte. Die Direktion gönnte der Madame Lange einige Ruhe, um die Eindrücke der Schröder in etwas vergessen zu machen; allein das Publikum nahm hievon keine Notiz; Mad. Lange erschien als Ossakowa in den Strelizen und mißfiel wieder. Mad. Lange ist eine Schauspielerin, welche der Wahrheit nichts zum Opfer bringen will; Kostüm und Maske passen ihr nie. Sie will immer um zehn Jahre jünger erscheinen, als die Rolle bedingt; sie will Mad. Lange und Ossakowa zugleich seyn. So geschieht es, daß das Publikum Beides vergißt und sie in Rollen, in welchen die Schröder viermal gerufen wurde, nicht ein einzigesmal ruft. Man glaubt nicht, daß Madame Lange im Burgtheater bleiben wird.

Im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor herrscht eine große Unthätigkeit. Auch fehlt es diesem Theater an bedeutenden Sängern. Wild ist der einzige, der einen Namen hat. Binder ist in London und wird wohl schwerlich nach Wien zurückkommen. Breiting gefällt nothdürftig in einigen Opern. Zwar ist Forti beschäftigt, allein seine Glanzepoche ist vorüber, und der andere Bassist, Staudigl, ist zwar ein braver Sänger, aber es fehlt ihm noch Vieles, namentlich Methode und Studium, um sich neben einem andern hiesigen Bassisten, Herrn Pöck vom Josephstädter Theater, als ein Hofopernsänger behaupten zu können. Von Sängerinnen nenne ich Ihnen Mad. Ernst, die zwar nicht übel ist, aber für eine erste Sängerin weder Kraft, noch Mittel besizt, und Demois. Löwe, die eine sehr brave Schauspielerin, aber als Sängerin höchst unsicher ist. Was könnte das hiesige Hofoperntheater seyn, wenn Düport, der Pächter, dem es weder an Kenntnissen, noch an Geschmack gebricht, wollte! Zu einer neuen Oper braucht er ein Jahr und drüber, zu einem neuen Ballet zehn Monate. Dieß Verfahren muß seiner Anstalt nachtheilig werden. Er sieht, welche Siebenmeilenschritte ein anderer hiesiger Theaterdirektor, Stöger vom Josephstädter, macht. Dieser hat kein Stadttheater, keinen Zuschuß von 80,000 fl. C. M. vom Kaiser, kein großes, sondern ein sehr kleines, weit entlegenes Theater, und doch geht der Wiener zu ihm, wenn er sich an einer Oper ergözen will.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. August 1833.

Philosophie steckt hinter Allem, was deutsch ist, selbst hinter der Einbildungskraft.

Frau v. Staël.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

Als die Schatten sich eben zu verlängern anfingen, verließen die Gräfin, Julie, Eduard, Massiello und Ottfried die Pfarrwohnung zu einem Spaziergang. Das Wäldchen, das die Wandelnden in sein frisches, duftendes Grün aufnahm, lichtete sich bald und gewährte einen schönen Blick in's Gebirge gegen Abend; einzelne reiche Bilder, durch malerische Vorgründe begrenzt, reizten und entzückten vorzüglich das Auge. Massiello war vorausgegangen, um die fernere Richtung des Wegs zu bestimmen; man hörte jezt seine Stimme, die etwas Neues und Besonderes zu verkünden schien; bald trat er auch selbst hervor und bat mit geheimnißvoller Miene, ihm zu folgen. Als man ein geringes Stück Wegs zurückgelegt hatte und jezt um die Spitze eines vorspringenden Hügels bog, zeigte sich ein eben so schöner als überraschender Anblick: ein nicht großes, aber geschmackvoll gebautes Landhaus, welches seine reinen Linien, von einigen hochstämmigen Pappeln unterbrochen, auf der Höhe des Abhangs mit Leichtigkeit und Zierlichkeit abzeichnete. Ein Weg, von vollen Rosengebüschen eingefaßt, führte hinauf; oben warf ein heller Wasserstrahl seine flimmernden Krystalltropfen in ein weites Becken; nicht fern von diesem stand ein eleganter Lehnsessel, auf dessen rothem Polster ein Taschentuch und ein aufgeschlagenes Buch lagen. Ein paar Stufen führten aufwärts, und oben erblickte man durch die offene Thür einen Gartensalon, aus dessen Innerm Bildsäulen, goldene Rahmen, rothe glänzende Stoffe, Blumenvasen schimmerten und blinkten. Ein Bologneser Hündchen kam bellend über den glatten Parketboden und schaute sich, auf der obersten Stufe stehen bleibend, neugierig die Gruppe der Fremden an. „Seltsam!“ rief Ottfried, „warum hat unser Pastor uns nichts von diesem zierlichen Fremdling, der sich hier niedergelassen, erzählt? oder bewahrt etwa dieses kleine Paphos eine Göttin, die von unserm blöden Pfarrer keine Kenntniß nehmen will?“ Massiello, der unterdeß einen Diener angetroffen und befragt hatte, kam mit der Nachricht zurück: es wohne hier ein Mann von Stande, der Bücher schreibe. „Dieß sind,“ rief der Komponist, „die eigenen Worte des Gärtners; nun fragt es sich, ob es der Mühe lohnt, die Bekanntschaft eines deutschen Gelehrten zu machen?“ — „Und der Name?“ fragte Eduard. — „Den habe ich mir absichtlich nicht nennen lassen; wir bewahren so gegenseitig eine Art Maskenfreiheit, die uns und ihm vollkommene Unbefangenheit gibt.“ Eduard hatte das Buch ergriffen und fand, daß es die Gedichte eines Grafen waren, der sich den Ruf eines neuen Aristophanes erworben. „Sieh da!“ rief Massiello lebhaft, „wie passend! Dort das

Geplätscher des Springbrunnens, hier das der Gaselen; eines ist so melodisch und so gut Poesie, wie das andere." — „Ich achte diesen Dichter," bemerkte Ottfried, „doch in den angeführten Gedichten gefällt er mir nur wenig. Wozu diese morgenländischen Künsteleien? Als Form betrachtet, werden sie nie bei uns einheimisch werden, und der Gedanke läuft oft auf eine Albernheit hinaus, die durch einen süßlichen, oft unreinen Beigeschmack reizen soll. Am schönsten und lebendigsten, was Farbenfrische betrifft, sind die frühen kleinen Romanzen und einige Lieder; die folgenden metrischen Kunstwerke gleichen Bildern, die der kostbaren Rahmen wegen gemalt werden." Während dieser Worte wurde man oben auf der Terrasse den Gelehrten gewahr, der mit den Damen Begrüßungen wechselte. Er war ein Mann von nicht vorgerücktem Alter, von einnehmendem Wesen; sein Auge, obgleich nicht schön, konnte geistreich genannt werden, und ein freundlicher, gewinnender Zug um den Mund trug, wenn er sprach, viel zur Annehmlichkeit seiner Gesichtsbildung bei. Er trat jezt auf die Freunde zu, und Massiello begrüßte einen frühern Bekannten, mit dem er in Rom fröhliche Tage zusammen verlebt.

Die kleine Gesellschaft ließ sich jezt am Springbrunnen nieder, es wurden Erfrischungen gebracht, und ein Teller mit trefflichen Ananaserdbeeren sagte den vom kleinen Spaziergang ermüdeten Frauen besonders zu. Das Gespräch kam auf den Pastor, und es wurde wieder die Frage aufgeworfen, warum er wohl seine Nachbarschaft den Gästen verhehlt habe. „Ich glaube," entgegnete der Gelehrte, „daß der gute Mann in der That nichts von meinem Daseyn weiß; wenigstens ist der Fall noch nicht vorgekommen, daß er sich bis hieher aus seinen vier Pfählen verirrt hätte; es ist hier das Gebiet eines andern Herrn, und er ist wohl seit Jahren nie aus dem Dörfchen herausgekommen. Dagegen besuche ich ihn manchmal auf meinen einsamen Streifereien, und blicke ihm, ohne daß er eine Ahnung davon hat, in sein Thun und Treiben hinein. Uebrigens," sezte er lächelnd hinzu, „hätte ich nicht das Vergnügen, Sie heute hier zu sehen, so wäre ich morgen in der Pastorwohnung erschienen, um die nähere Bekanntschaft des begeisterten Redners zu machen, der mir gestern die feierliche Versicherung gab, daß man mich vergessen werde." — „Wie!" rief die Gräfin lebhaft, „so waren Sie es also, der uns die Geisterworte zurief?" — „Kein Anderer," entgegnete der Gelehrte; „die Gesellschaft, die vielen Lichter zogen mich an, das Gebüsch verbarg mich und gestattete meine Annäherung, dergestalt daß ich, ohne fürchten zu müssen, entdeckt zu werden, ein unsichtbarer Zuhörer der schönen Gesänge wurde, eine Freiheit, die ich mir nahm, und für die ich jezt die Verzeihung nachsuchen muß." — „Sie ist Ihnen gewährt!" rief Ottfried mit Feuer; „ich bin erfreut, einen Verbündeten zu treffen, denn da uns gleiche Liebe und Verehrung für den großen Dichter einigt, so können wir unmöglich uns noch fremd gegenüber stehen." Der Gelehrte erwiderte diese Begrüßung mit Herzlichkeit; er bemerkte das Buch in Eduards Händen, und das Gespräch ging jezt auf die neuen Dichter über. „Ich meine sie alle zu kennen," bemerkte die Gräfin; „doch ich finde keinen, der mir ganz genügte." — „Wie, Gnädigste!" rief Ottfried zürnend, „Sie vergessen die neuen schwäbischen Dichter, die herrlichen Lieder, die alle Welt entzücken, die süßen Stimmen, die jede Brust mit Trost, Friede, Liebe und Verehrung füllen, jene Gesänge, die so frisch und bezaubernd selbst nicht zu den Zeiten des zweiten Friedrichs, des kunstliebenden Kaisers, erschollen seyn können. Hat je die Muse etwas Köstlicheres bescheert, als jene wunderschönen Romanzen, von denen eine immer heller und bedeutsamer als die andere erklingt? Sie sind Blumen unserer heutigen Poesie." — „Wer bestreitet das?" rief die Gräfin, „und sie würden unstreitig noch farbenreicher und duftiger erblühen, wenn sie nicht auf dem Boden des Mittelalters wüchsen, das mir nun einmal widerwärtig ist. Ich meine, daß diese Stoffe, wenn sie auch für den Dichter einst ergiebig waren, doch jezt abgenuzt sind; der Born des alten Nibelungenliedes kann doch endlich ausgeschöpft seyn, und Liederchen, die von Jung-Siegfried und Jungfrau Sieglinde handeln, lassen selbst die Verehrer des Dichters kalt und erinnern zu ihrem Nachtheil an die nordischen Ungeheuerlichkeiten, an die Karrikaturen aus der Edda und an jene Zeit, wo man an einem eleganten Theetisch oft von nichts Anderem hörte, als von den Tölpeleien eines isländischen Riesen, oder den minniglichen Albernheiten einiger Schwächlinge, die sich in Rüstungen verirrt. Wie kräftig und wahr erscheint dagegen Bürgers Leonore, wie ergreifend sein Lied vom braven Mann!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dritte Feier der Juliusrevolution zu Paris.

(Fortsetzung.)

Allerdings ist in der Julirevolution 1830 eine Anzahl von Bäumen umgehauen worden, um Barrikaden daraus zu machen, und diese dicken Baumstämme haben damals treffliche Dienste geleistet. Dieß ist aber auch das Einzige, was an den Boulevards verändert worden ist. Die umgehauenen Bäume sind längst durch andere ersezt, und an Schatten fehlt es leider bei den hohen Häuserreihen zu beiden Seiten der Baumalleen so wenig, daß eher über allzuviel zu klagen wäre. Uebrigens wogt die Pariser Welt auf den Boulevards nach wie vor umher; die Zahl

der Kutschen und Miethwagen hat auch nicht abgenommen, und der glänzenden Kaufläden sieht man vielleicht mehr als zuvor. Daß sie alle gute Geschäfte machen, möchte ich eben nicht behaupten; aber der Glanz der Ausstellung ist keineswegs im Abnehmen. Dieser eine halbe Meile lange Spaziergang ist nun ein vortrefflicher Platz zu einer Heerschau, besonders für die Nationalgarde, bei der es nicht auf's Exerziren ankommt, sondern der man nur Gelegenheit verschafft, bei feierlichen Anlässen mit dem Könige zusammenzukommen, ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden, indeß ganz Paris an den Fenstern der Häuser oder unter den Seitenalleen an der Festlichkeit Theil nehmen kann. Daher pflegt besonders seit der Revolution von 1830 die Heerschau hier stattzufinden.

Ich wüßte eben nicht, daß die letzte von den frühern sich in etwas unterschieden hätte. Die Nationalgarde von Paris ist so beträchtlich, daß sie ein bedeutendes Heer ausmacht, und wenn sie zusammenkommt, hat sie immer ein stattliches Ansehen. Es herrscht so viel Wohlhabenheit und so viel Geschmack an äußerlicher Ausstattung in Paris, daß die Nationalgarde sehr glänzend auftritt. Sogar die der umliegenden Dörfer, welche bei dergleichen Gelegenheiten mit erscheint, thut ihr Bestes, um mit den Parisern an äußerem Glanze zu wetteifern. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, oder um der Popularität willen, hatte die Regierung auf diesen Tag die Einweihung der Bildsäule Napoleons verschoben, die schon längst wieder auf der berühmten ehernen Säule des Vendomeplatzes stehen sollte. Das war dem Volke recht, und es hat mit wahrem Enthusiasmus das Bild des ehemaligen Siegers auf einem öffentlichen Platze, oder eigentlich an dem einzigen Platze, der ihm zukam, feierlich wieder aufstellen sehen. Da die Bourbonen die vorige Statue zu einem Standbilde für ihren Heinrich IV. hatten umschmelzen lassen, so mußte eine neue verfertigt werden. Zur Zeit Napoleons war man darauf bedacht, das römische Kaiserthum nachzuahmen, wie man zur Zeit der Revolution die römische Republik nachgeahmt hatte. Damals fand man es ganz natürlich, daß sich Napoleon als römischer Kaiser auf eine, der Trajan'schen nachgebildete Säule stellte. Bild und Säule waren beide römisch-kaiserlich, und paßten vortrefflich zusammen; jezt aber hat man von Napoleon dem Kaiser nicht mehr den hohen Begriff, den seine Verehrer und Höflinge damals von ihm einzuflößen bemüht waren. Man erinnert sich zu lebhaft seines Strebens, die bürgerliche Freiheit zu unterdrücken und sich und seine Familie überall voran zu stellen. Dagegen ist Napoleon als Krieger der Abgott des Volks geblieben, weil so Mancher im Volk unter seinen Fahnen Ruhm und Ehre erworben hat. Unter den vielen Bildern, die von ihm vorhanden sind, gibt es daher auch wenige, welche ihn in seinem Kaiserornate darstellen; fast alle bilden ihn in seiner einfachen Uniform, seinem grauen Ueberrocke und seinem kleinen Hute ab. So denkt sich ihn stets das Volk, so stellt man ihn auf der Bühne dar, so hat man ihn daher auch in Erz auf der Vendomesäule dargestellt. Es wurden Einwendungen dagegen gemacht: welch sonderbare Figur müßte le petit caporal in seiner Bivouakstracht auf einer Triumphsäule spielen? welch komische Wirkung müßte der kleine dreieckige Hut als Krone des ganzen Denkmals thun? So sprach man, und hatte nicht Unrecht. Ein Bild auf einem in römischem Style errichteten Denkmale muß eigentlich mit demselben in Einklang seyn und gewissermaßen selbst einen architektonischen Charakter haben. Ein Ueberrock und ein dreieckiger Hut stimmen mit einer nach Vitruvschen Regeln erbauten Säule schlecht zusammen. Das Einzige, was man darauf antworten konnte, war, daß solch ein Schnitzer oder Anachronismus dabei bereits einigermaßen vorbereitet sey, indem unten am Fußgestelle der Säule heutige Kriegsmonturen, Waffen und Geschütz dargestellt sind, und die sich um die Säule herumwindenden ehernen Basreliefs Franzosen, Russen und Oesterreicher in ihren heutigen Trachten darstellen, was alles ebenso unklassisch ist, als der Kaiser im Ueberrock und mit dem dreieckigen Hütchen. Kurz, der Wunsch, Napoleon als petit caporal auf der Vendomesäule zu sehen, bekam das Uebergewicht über alle klassischen und ästhetischen Einwendungen, und Seurre erhielt den Auftrag, ihn so darzustellen. Der Künstler hat ihn in der nachdenkenden Stellung abbilden wollen, wie sie der große Mann im Lager anzunehmen pflegte. Dieses Nachdenken sollte sich auch auf seiner Stirne zeigen; da nun aber das Bild 135 Fuß hoch zu stehen kam, so mußte er dieses Zeichen des Nachdenkens auf der Stirne etwas stark ausdrücken. Vielleicht ist er hierin zu weit gegangen, denn Napoleon sieht hier sehr finster aus, wogegen er gewöhnlich eine heitere, erhabene Miene hatte. Allerdings würde er jezt auch wohl nicht mehr so zufrieden aussehen, wenn er noch lebte, als damals, da Alles nach seinen Wünschen ging und die Menschen ihm selbst mit dem Opfer ihrer Freiheit entgegenkamen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Theater. Böttiger. Bacchus.

Wie dem Gaumen der gewöhnlichen Gourmands der Sommer eine miserable Jahreszeit dünkt, so klagen auch die hiesigen Gourmands in Theatersachen während des

Sommers gewaltig über Mangel an feinster Nahrung. Zwar treiben alle größern deutschen Bühnen im Sommer eine Art von Tauschhandel mit ihren Künstlern und Künstlerinnen. Ein großer Theil der Besten und Bessern werden, natürlich blos dem eigenen Wunsche gemäß, in die Welt gesendet. Dagegen finden sich von andern Bühnen Schauspieler und Schauspielerinnen zu Gastrollen hier ein. Auch angenommen aber, daß diese Gastspieler an Qualität hinter den abwesenden Einheimischen nicht zurückstehen, so verläßt doch immer eine Anzahl guter Künstler beinahe zugleich die hiesige Bühne, während die ankommenden fremden Gäste entweder nur einzeln, oder doch nicht gerade so assortirt eintreffen, daß man einen wahrhaften Ersatz durch sie hoffen könnte. Wenn daher auch manche recht wackere auswärtige Bühnenheroen uns mit ihrer Gegenwart erfreuten, so fehlte es doch in den bisherigen Sommermonaten bei der Aufführung oft hie und da. Darum wurde auch vor ohngefähr sechs Wochen dem wunderstarken Manne Carl Rappo das Theater am Lintischen Bade während seines hiesigen Aufenthalts gänzlich abgetreten. Der ihm vorausgegangene Ruf hatte ihm bereits den Weg zu dem Herzen des großen Publikums gebahnt, und seine Leistungen übertrafen noch die von ihm gehegten Erwartungen. Nicht lange, nachdem der Starke einem neuen Wirkungskreise für seine Kunstfertigkeit zugereist war, erschienen Stettler u. Comp. mit den bekannten Königschen Transparentprospekten aus der Schweiz. Wenn die Zuschauerversammlung vor diesen Kunstwerken verhältnißmäßig kleiner war, als die, welche Rappo's Kunststücken zufloß, sich auch allmählig zu vermindern schien, so ist dieß hauptsächlich wohl darin zu suchen, daß Kunststücke in der Regel immer ein größeres Publikum gewinnen, als Kunstwerke. Auch gehören ziemlich kräftige Augen dazu, um dem Angreifenden dieser Bilder zu widerstehen. Ihre großen Vorzüge vor manchen ähnlichen sind übrigens anerkannt.

Die Restauration der hiesigen Bühne ist inzwischen durch die Rückkehr ihrer meisten verreist gewesenen Glieder ziemlich vollständig erfolgt. Indem ich dieses schreibe, ertönt der Name Fidelio allenthalben in der Stadt. An Thoren und Straßenecken liest man, daß diese Oper heute aufgeführt und die Hauptrolle durch die längst herbeigesehnte Schröder-Devrient gegeben werden wird. Sie soll sich abermals in London großer Triumphe zu erfreuen gehabt haben. Jeder gebildete Theaterfreund ist besonders auch auf das baldige Eintreffen der unter dem Namen Grey uns so werth gewesenen jungen Künstlerin sehr gespannt, besonders da man allgemein rühmt, daß sie sich während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Wien ungemein vervollkommnet habe. Um so leichter findet man sich gewiß darein, daß sie in Folge ihrer nunmehrigen Vermählung unter dem Namen Rettig wieder erscheinen wird, obschon dieser Name, weil die Frucht, welche ihn führt, durch junge Barfüßer während der Sommermonate in den Straßen gräßlich ausgeschrien wird, zarten Damenohren manchen Schreck bereitet und in keinem guten Geruche steht.

Am 16ten dieses Monats feierte eine sehr zahlreiche Versammlung das Amtsjubelfest eines der angesehensten hiesigen medicinischen Praktiker, des königlichen Leibarztes und Hofraths Dr. Hedenus. Zahlreich waren die dazu eingelaufenen Gedichte. Eines von unserm mitanwesenden Böttiger, lateinisch und deutsch, erfreute vorzüglich durch die jugendliche Frische des muntern Greises, der, heiterer Geselligkeit noch immer treu ergeben, sein besonderes Talent dafür auch in improvisirten Knittelversen zu allgemeinem Vergnügen beurkundete. – Der Sommer sucht übrigens seines Gleichen. Ende Juni's war der größte Theil des Roggens schon völlig gereift. Jezt gibt es schon Gerstenstoppelfelder; alles Obst ist im Ueberflusse vorhanden; der Wein blühte bereits in den ersten Tagen des Juni und hat jezt schon Beeren so groß, wie sonst kaum im August um diese Zeit. Die Freunde des einheimischen Bacchus hoffen daher, ihren Thyrsusstäben, die seit dem Jahre 1827 im Staube fast untergingen, und im vorigen Jahre, wegen der fehlenden Quantität des Mostes, auch nur sehr schläfrig erhoben wurden, für den nächsten Herbst, welcher, den jetzigen Aspecten nach, die Trauben in größerer Menge und Güte verheißt, mit gutem Gewissen einen recht glänzenden Aufschwung ertheilen zu können.

Wien, Anfangs Juni.

(Beschluß.)

Theater.

Das Theater an der Wien ist das einzige in Deutschland, welches kein Repertoire besizt. Der Schauspieler, welcher unter Carls Direktion engagirt ist, kommt mir vor wie ein Chinese: er kann die Sprache seines Volkes nur in seinem Lande reden; bei diesem Theater müssen alle Dichter und Schauspieler der Welt nur nach einer Pfeife tanzen. Die Dichter, welche nirgends in der Welt so schlecht bezahlt werden, wie hier, müssen es sich noch obendrein gefallen lassen, daß Herr Carl ihre Stücke unbarmherzig zerschneidet. Man sollte nur sehen, was dieser Carl aus dem Carl Moor gemacht hat; die Räuber hat er ihrer schönsten Stellen beraubt, ganze Scenen weggestrichen, den Kosinsky ausgelassen, eine Scene des vierten Akts in den zweiten verlegt, kurz den armen Schiller so schrecklich zugerichtet, als ob er in Schufterle's Hände gefallen wäre. Nun mache man sich eine Vorstellung, wenn dem deutschen Dichterkönig so mitgespielt wird, wie es erst andern ergeht! Daher hat Herr Carl für das Schauspiel auch nur zwei tüchtige Mitglieder, Herrn Kunst und Madame Pann; im Feld der Posse ist dieses Theater freilich besser bestellt; da glänzen Scholz, Nestroy, Hopp und Carl selbst; aber seine Possen sind desto schlechter. Oft glaubt man in einer extemporirten Komödie zu seyn.

Vom Leopoldstädter Theater schweige ich geflissentlich. Novitäten gibt es hier nicht. Dieses Theater gleicht einer Dilettantenbühne, und der Direktor scheint nichts als sein Vergnügen im Auge zu haben. Wenn er nur das Orchester dirigiren kann, das Andere mag zusehen, wie es zurecht kommt. Herr von Marinelli, der Eigenthümer dieses Theaters, ist ein braver Mann, dieß wird ihm Niemand absprechen; er behandelt seine Gesellschaft wie ein Vater, aber wie ein zu guter Vater, der die Schwächen seiner Kinder für Tugenden hält; die Kinder thun, was sie wollen. Das Leopoldstädter Theater hat seine charakteristische Eigenthümlichkeit verloren; weder Stücke, noch Schauspieler ziehen das Publikum an; weder ein eigenes Genre der Dichter, noch der darstellenden Künstler ist vorherrschend. Die Leopoldstädter Bühne hat gegenwärtig die Physiognomie eines Provinzialtheaters. Einst war es anders; immer hatte es einen Repräsentanten, der ihm einen eigenthümlichen Reiz lieh; der erste war Kasperl, der zweite Taddädl, der dritte Staberl, der vierte Wurzel. Jeder dieser Charaktere bildete eine Epoche. Jezt macht Domi, der amerikanische Affe, seine Sprünge. Derlei sieht man in St. Pölten auch. Die Epoche des Leopoldstädter Theaters ist vorüber.

F. X. T.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 16. August 1833.

Die Götter leihn kein Pfand.

Schiller.

Das Pfand.

Geliebte! gönne mir ein Pfand
Von dieser Stunde Lust,
Daß sich der Furcht vor Unbestand
Entschlage meine Brust.

Schilt mich nicht fühllos oder hart,
Nicht wähne dich gekränkt,
Wenn in so süßer Gegenwart
Mein Sinn der Zukunft denkt.

Ich denke der Vergangenheit,
Die schmerzlich mich belehrt:
Daß unverkürzte Seligkeit
So rasch vorüberfährt.

Ein Pfand erbitt' ich jezt von dir,
Das, wenn die Liebe stirbt,
Durch der Erinn'rung Zauber mir
Dein Herz zurück erwirbt;

Das jede bittre Regung stillt
Und immer frisch belebt
Mein bald versunknes Schattenbild
Zum Thron der Liebe hebt.

Gib mir zum Pfand die Lilie dort,
So bleich wie Liebesgram,
Die jedes leisgehauchte Wort
Und jeden Kuß vernahm.

Doch ach! die Blume ist kein Pfand!
Verwelkt — ruft sie das Glück —
Ein Gleichniß selbst vom Unbestand —
Dem Herzen nicht zurück.

Gib mir den wunderrothen Stein,
Der wie ein Herze flammt;
Ihm mag wohl aufgetragen seyn
Der Treue Wächteramt.

Doch, hält mein fliehendes Gefühl
Der arme Ring wohl hin?
Ach wohl! so gut ein Herz wird kühl,
Erblaßt auch ein Rubin.

Ha! ich erkenne: jedes Pfand
Verkehrt sich mir zum Spott;
Ein Thor nur wähnt, mit ird'scher Hand
Zu binden einen Gott.

Nicht kann ein Pfand entflohner Zeit
Bestechen das Geschick;
Frisch zeuge seine Seligkeit
Sich jeder Augenblick.

Seh' ich dein Aug' so himmelklar,
Sogleich mein Wunsch mich reut!
Thu', Mädchen, jezt und immerdar,
Wie dir dein Herz gebeut!

Es wehre nimmer Pfand und Schwur
Dem möglichen Verlust!
Mich trug ja auch ein Wunder nur
Empor an deine Brust.

Mein Kleinod deine Liebe sey!
Doch nicht als Recht und Pflicht!
Nur wenn sie immer frisch und frei
Aus freud'ger Seele bricht!

G. P.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Um's Himmelswillen!“ nahm der Poet das Wort, „machen Sie diese Ansicht geltend, Verehrte, und wir sehen wieder die alten, mit Glück vertriebenen Perücken aufmarschiren; es werden wieder betrogene Landmädchen, weinerliche Pfarrerstöchter besungen, die zahllosen saft- und kraftlosen Schäfergedichte treten wieder auf, und wir verfallen von Neuem in den tiefen, bodenlosen Jammer der Allegorie.“ — „Ich sehe dazu keine Nothwendigkeit,“ erwiderte die Dame. „Die Verirrungen jener Tage stehen uns zu nah vor Augen, als daß wir sie nicht vermeiden sollten. Man gebe nur einen Band Schäfergedichte heraus, aber freilich mit dem Geist und Geschmack, wie jene süßen, kleinen Gesänge, die wir von den besten Dichtern aus jener Zeit haben. Jene unschuldige, arkadische Welt, die so schalkhaft oft die wirkliche parodirte und die dem Poeten, wenn er seinem Stoff gewachsen war, zahllose Gelegenheit bot, Laune, Gefühl, Witz und Tiefsinn zu zeigen, und die endlich, wenn auch öfters Karrikatur, doch nie in Gräßlichkeiten und widerliche Verzerrungen ausartete, ist sie nicht ein weit dankbarerer Stoff zur poetischen Unterhaltung, als alle grotesken Wundergeschichten zusammengenommen? Damals galt es nur, für Einen Zweck zu wirken, diesen zu erreichen, darauf arbeitete Alles hin, und dieser war kein anderer, als einem gewissen Institut Glanz, Festigkeit, Dauer und Würde zu geben: dieses Institut war die sogenannte gute Gesellschaft. Von Frankreich, wo man die Kunst zu leben, geist- und genußvoll zu leben, auf das Feinste ausgebildet hatte, wo das, was man gute Gesellschaft nannte, auf die gewissesten und bestimmtesten Regeln gesezt war, von Frankreich gingen auch jene Gesetze aus, die die heutige Welt viel zu voreilig verwirft. Das erste Gesetz war, daß die so nothwendige Form nie und nirgends verlezt werde, so im Leben wie in der Kunst. Unsere Zeit, die darauf ausgeht, jede Schranke aufzuheben, wird zeitig inne werden, wie nothwendig, wie durch die Forderungen des geselligen Lebens selbst bedingt die Grundsätze des Umgangs waren, die heutzutage leeres Ceremoniel, lächerliche Anmaßung, thörichte Etikette gescholten werden. Die „gute Gesellschaft“ war der Gott, dem Alles opfern mußte; die Kunst, wie alle andern Genüsse des Lebens, waren nur da, um ihr zu dienen, und sie schlang dafür ihr sicheres, vereinigendes Band um die ganze gesittete Welt. Die Verse des Racine dienten ebensowohl, dieses Band zu befestigen, als der Haarbeutel und die Frisur à la Pompadour; ja die Poesie selbst, wie sie in den Strophen jener galanten Dichter blühte, war eigentlich ein großer Hymnus auf die gute Gesellschaft, während sie jezt nur noch ein Spottlied auf dieselbe ist, und oft ein recht niedriges. Was die Bühne betrifft, so muß man nicht glauben, als hätte das Publikum nicht recht wohl gewußt, daß ein alter römischer Imperator nicht in der Perücke erscheinen durfte, daß die arkadischen Schäfer und Schäferinnen auf keine Weise so existirten, wie sie sich zeigten; es war vielmehr noch Niemanden eingefallen, die Kunst für mehr auszugeben, als sie seyn soll, und ihr jene lächerlichen Anforderungen aufzubringen, die zum Theil auch den Verfall unseres Theaters herbeigeführt haben. Auf den Brettern, wie im Leben, wollte man nur die gute Gesellschaft finden, d. h. jene angenehme Zusammenfügung von Geist, Frohsinn, Ernst, Lebensgenuß und eleganter, stets zierlicher Form; zeigten sich diese Forderungen erfüllt, so war man zufrieden und schöpfte so viel Erheiterung, Vergnügen und Erhebung, als diese Anstalt gewähren soll. Auch die Philosophie vertrug sich mit dieser Ansicht der Kunst, denn sie fand überall festen Boden, auf dem sie fußen und weiterbauen konnte, indeß sie heutzutage völlig verzweifelt, den wilden Sprüngen eines ausschweifenden, sich in seiner wilden Gesetzlosigkeit gefallenden Talents zu folgen.“

Die Gräfin hielt bei diesen Worten inne und fügte endlich, indem sie einen lächelnden Blick auf ihre Umgebung warf, nach einer Pause hinzu: „Doch ich spreche vielleicht etwas zu umständlich von einer goldnen Zeit, die nie wiederkehren wird. Wo sind jene sichern Verhältnisse hin, die allein eine Rückkehr möglich machen? wo der Glanz der Höhe, die Würde der Familien? Haben wir erst diese, oft so muthwillig der Zerstörung preisgegebenen Stützen der Gesellschaft wieder, dann werden wir uns auch rühmen können, eine Kunst zu besitzen; so aber müssen wir von der Bühne herab, aus den Gesängen unserer Dichter, aus den Werkstätten unserer Künstler, von den Tribünen unserer Volksredner, ja selbst aus den Läden unserer Modehändler den tönenden Fluch hören, daß all unser Treiben nur

Stückwerk ist, daß wir weder zu leben noch zu sterben verstehen, und daß wir vor allen Dingen nicht wissen, was wir wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dritte Feier der Juliusrevolution zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die Bildsäule Napoleons wurde bekanntlich an dem Tage der Revue, Sonnabend den 28ten, enthüllt, in dem Augenblicke, da sich der König unten an die Säule stellte, um die Nationalgarde vorbeiziehen zu lassen. In Paris liebt man das Theatralische; daher war denn auch die Vorkehrung getroffen, daß die ganze Bildsäule plötzlich entblößt wurde, und nun ertönte das Freudengeschrei so brausend, daß selbst der König, der sich leicht von seinen Empfindungen hinreißen läßt, sich nicht enthalten konnte, mit einzustimmen. Vielleicht hatte der große Vendomeplatz nie ein belebteres Ansehen, als bei dieser Handlung. An den schönen Hotels auf diesem Platz waren alle Fenster mit Menschen besezt. Der Platz selbst war gedrängt voll, eben so die nach den Boulevards führende breite Straße de la Paix auf der einen Seite, und die nach dem Tuileriengarten führende, mit Bogengängen versehene Castiglionestraße.

Seitdem nun Napoleon wieder auf der von ihm errichteten Säule steht, finden die Kunstrichter Mehreres daran auszusetzen; erstlich sein finsteres Aussehen, dann das unklassische dreieckige Hütchen, den eben so unklassischen Ueberrock, der ihm von hinten ein schwerfälliges, klotziges Ansehen gibt, und dann eine schiefe Richtung zur Rechten hinab, die mit der herrlich gerade aufsteigenden Säule einen unangenehmen Kontrast bildet. Man weiß noch nicht, ob dieß ein Fehler des Bildhauers ist, oder ob es blos vom Aufsetzen herrührt. Einige meinen, der Künstler habe den Mann etwas zur Seite geneigt darstellen müssen, weil Napoleon gewöhnlich einen Fuß etwas vorsezte, als ob er sich stützen wollte. In diesem Falle aber wäre es besser gewesen, von der Wahrheit etwas abzugeben. Glücklicherweise ist die Neigung zur Seite nicht bedeutend, aber der Ueberrock und das Hütchen werden den Archäologen stets ein Dorn im Auge seyn. Das Volk, das sich an die klassische Uebereinstimmung nicht viel kehrt, hat jedoch Napoleon lieber so. Es kommt nun darauf an, ob die politischen Stürme stets ruhig an der Säule vorübergehen und den Mann nicht zum zweitenmale herabsetzen werden. Sonderbar genug traf es sich, daß, als das Bild enthüllt wurde, in der Umgebung des Königs sich mehrere Staatsmänner befanden, welche vor achtzehn Jahren den Kaiser verläugnet hatten. Die republikanischen und legitimistischen Blätter haben nicht ermangelt, ihre frühern öffentlich gegebenen Erklärungen wider Napoleon aus der Vergessenheit zu ziehen. Sogar einen Brief des Königs mit Ausdrücken des Hasses wider ihn hatten sie wieder abgedruckt. An solchen Wechsel der Gesinnungen ist man aber in Frankreich gewöhnt. Jeder pflegt seine Empfindungen unverholen zu äußern, wenn sie ihn drängen; die Zeitumstände modifiziren unterdessen diese Empfindungen, und so entstehen Widersprüche in Menge. Dergleichen öffentliche Aeußerungen müssen daher nicht als Glaubensbekenntnisse oder als Resultate von Grundsätzen betrachtet werden, sondern blos als Eindrücke des Augenblicks, auf die man wenig Werth legt. Sie sind nur dann verächtlich, wenn der, der sie laut werden läßt, dem Eigennutze oder dem Ehrgeize fröhnt, und Gesinnungen äußert, die er im Grunde gar nicht hegt.

Außer der Statue Napoleons war an diesem feierlichen Tage noch eine Merkwürdigkeit zu sehen, nämlich ein Kriegsschiff, und dieß ist beinahe eben so viel besprochen worden, als die Wiedereinsetzung Napoleons auf seine Säule. Ich weiß nicht, wer zuerst den Einfall gehabt hat, ein großes Schiff auf der Seine zu bauen. Als Sinnbild der Julirevolution konnte es wahrlich nicht dienen, es sey denn etwa, um dadurch das Schiff vorzustellen, auf welchem die Bourbonsche Familie aus Frankreich nach England gebracht wurde. Der nächste Gedanke, welcher sich darbot, war, daß es das Symbol der Stadt Paris seyn solle, die ein Schiff in ihrem Wappen führt, zum Andenken an die frühern nautae parisiaci, die schon auf einer alten Inschrift vorkommen. Eigentlich sollte dieses Schiff ein Köhler- oder Fischerboot seyn; denn außer Holz, Kohlen, Steinen und Fischen haben wohl die Pariser Schiffer nimmer etwas zu schiffen gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, den 9ten August.

Das neue historische Drama in der Schweiz.

Ist es nicht drollig, daß die Schweizer wie aus einem historischen Traume erwachen und plötzlich zu den rostigen Hellebarden greifen, während wir ruhigen, friedliebenden Naturfreunde aller Lande dahier zusammenströmen, um Seen und Gletscher zu bewundern? Die Julitage, die Julitage! sie haben mit ihrer Sonne die Gemüther wiederum so erhizt, und instinktmäßig fielen die Leute übereinander her und schlachteten, würgten und verstümmelten sich im Gefühl des glühenden Patriotismus. Ich habe solche Liebe zur Freiheit nur bei Menschen und bei Hyänen gesehen. Die Liestaler Weiber, die wie alle Weiber eine mächtige Liebe zu Soldaten und

Offizieren haben, erliesen sich im Kampfe die heldenmüthigen Stadtbaseler Anführer, und wie die stahlnervigte Grimhilde der Nibelungen erdrücken sie dieselben in der Umarmung. Warum sind die Heroen von Basel, die Duodez-Bonaparte, aber auch nicht daheim geblieben? Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn sie noch acht Tage gewartet hätten, die Liestaler aus Ungeduld und verbissenem Ingrimm denselben dummen Streich gemacht und die Stadt angegriffen hätten. Aber hier geht es jezt sehr lustig zu. Die Studenten, die jungen Leute, die Bürger, die Fremden sogar schleifen ihre Rappiere und laden Pistolen und Flinten, fortzuziehen in den Kampf für Freiheit und Vaterland, Ehre und Liebe — was weiß ich! Man sieht die Bauern mit ihren Pferden vom Pflug rennen, die alten Kanonen des Zeughauses zu bespannen und die Pulverwagen fortzuführen. Dazwischen singen die Akademiker: es ritten drei Reiter zum Thore hinaus. Von allen Seiten kommen die Fähnlein mit den Armbinden und Kantonswappen, die Jägeruniformen und Büchsen, und in der Nacht sogar die Huissiers der hohen Tagsazung zum Vorschein, die die Farben der zwei-und-zwanzig Kantone, die Oriflamme der Schweiz, auf dem Rücken in großen Mänteln tragen. Es gibt so viel zu berathen und zu beschließen, daß die Gesandten eigentlich, wie Humboldt einmal gesagt haben soll, geschickt seyn müßten, um den gordischen Knoten der Hausmannspolitik dieser Berge zu lösen. Mit Energie wird durchgegriffen, aber die Energie wäre vielleicht nicht so prompt, nicht so executiv, wenn die Bürger und Bauern da draußen nicht die Fäuste ballten und riefen: „wir sind des trocknen Tons nun satt; denn mit Akten und Noten wird nicht Ruhe im Lande.“ Ich habe bemerkt, daß es die Züricher und die Berner, abgesehen vom Aristokratismus, gar wohl fühlen, daß ihnen an der Schweizerrepräsentation nach Verhältniß ihrer Größe auch eine größere Stimme zukommt. Kantönchen Schwyz, sagen sie, hat so viele Gesandte an der Tagsazung als wir; das kann nicht ferner geduldet werden.

Es gibt hier jezt, wie in Paris, drei Partheien, eine Reaktions- oder aristokratische Parthei, das sind die Schweizer Karlisten, eine demokratische, verbessernde, das sind die Justemilieu's, die Anhänger der Reform, der Regierung, der Bundesakte, und eine ultrarepublikanische oder radikale, die die Regierung mit sammt den Alterthümlern Spizbuben nennt. Diese hat sogar ihre Tribüne im Dorf Stäfa am Zürichersee und ihren Cavaignac in der Person eines deutschen Flüchtlings; sie ist die kleinste, wie in Frankreich. Inzwischen ist man einig in dem Punkte, daß die rebellischen Städte bekehrt werden müssen, und die Rathgeber sprechen in den Versammlungen beinahe wie der römische Senator: Basel muß zerstört werden. Basel ist ihnen eine Art von Karthago, das viele Schäze beherbergt. Als vor ein paar Tagen vor dem Thore eine Volksversammlung statt hatte, worin ein Buchhändler von Zürich den Brutus spielte, wurde die Frage aufgeworfen, was man mit den besiegten Baselern anfangen wolle? „Sie sollen 40 Millionen Kriegssteuer bezahlen.“ rief man. Einige meinten zwar, dieß sey eine Null zu viel, diese erhielten aber zur Antwort: „Die Karthager da unten sind Kaufleute, sie werden schon mit uns handeln.“

Seit gestern ist hier der Heldenmuth der Liestaler Bauern an der Tagesordnung, und man erzählt davon Wunderdinge, z. B. in dem ersten heißen Kampfe, den die Sonne noch heißer machte, mußten die Landschäftler lange ohne Wein feuern, was sie schwer ankam. Zum Glück bemerkten sie, daß ein anrückender Trupp Feinde Korbflaschen am Gürtel trug, und riefen freudigen Muthes: „Auf, Kameraden, die da drüben haben zu trinken! geschwind, laßt uns sie todtschlagen, damit wir ihre Flaschen erobern!“ Man sagt, die Weiber und Jungfrauen haben mit spartanischem Gleichmuth auf dem Wahlplaz die Todten und Verwundeten aufgesucht.

Eben komme ich vom See zurück, wo sich die Gletscher diesen Morgen im Sonnenschein und ohne Wölkchen sehen ließen, da höre ich, daß eine englische Familie vom Rigi, wo sie Molken getrunken und seit vier Wochen die frische Luft genossen hatte, herabgekommen sey, um nicht ein Opfer der fanatischen Krieger zu werden. Vergebens bemühte sich der Oberkellner, den Damen zu beweisen, daß in der Schweiz jedes Wirthshaus ein Sicherheitstempel und der Wirth quasi die Aegide seiner Gäste sey, weßhalb es eigentlich Wirthshausschilde gebe; ferner, daß kein Schweizer einem Voyageur, am allerwenigsten einem Gentleman etwas zu Leide thue, so lange er Geld habe und den Schuz bezahlen könne. Die Herrlichkeiten erwiderten, so oft man ihnen bemerkte, daß zwischen Großbritannien und der freien Schweiz Frieden und Freundschaft bestehe, sie haben es mit hohen Augen und durch das Perspektiv gesehen, wie man den Berg umzingelt und am See sich geschlagen habe. — Inzwischen kam der Waldstätter Bote mit Walter Fürst, Stauffacher und Melchthal und verkündigte uns mit dürren Worten, die Sarner Konferenz habe anderes Wetter beschlossen und wolle ihre Januspforte wieder schließen und ihre Soldaten heimschicken. Dieß däuchte Milorden sehr vernünftig, und er faßte sogleich den Entschluß, zurück auf den Rigi zu gehen und wieder Molken zu trinken und frische Luft zu genießen. Aber da unten in Baden und Schinznach, und hier oben in St. Moriz und Heinrichsbad und andern Bädern ist die Tenne rein gemacht worden. Vor ein paar Tagen, als ich noch in Schaffhausen war, füllten sich schon die Gasthöfe mit Flüchtlingen; Andere dagegen, muthige junge Leute und Vorwizige, fuhren hin gen Basel, Zug und Luzern. Der Rigi, dachten sie, muß ja wohl ein schöner militärischer Observationspunkt seyn, wenn sie in Küßnacht und Schwyz und der Umgegend die alten Säbel probiren, oder wie Blindschleichen heraus aus den Büschen schießen. Ich bekam auch große Lust, mit Milord frische Luft zu schöpfen, und verschob es nur vor der Hand, um im Centrum des Kriegsschauplazes zu bleiben. Zürich ist gewissermaßen der Herd, auf dem das Eisen zum Kampf geschmiedet wird. Dieß geschieht gewöhnlich mittelst Proklamationen und Dekreten, deren jezt täglich ein paar gar gehämmert werden. Es ist sehr unterhaltend, das Treiben der Faktionen zu sehen, die ab und zu Hoffnung schöpfen oder verlieren, ohngefähr wie ein Blasebalg, wenn er gedrückt und gelöst wird; das Feuer lodert nur um so besser. Die sogenannten Aristokraten stecken die Köpfe zusammen, wie ein Rudel Pferde, wenn Wölfe kommen. Daß es aber hier sehr gefährlich ist, ein Demagoge zu werden, will ich nur im Vorbeigehen bemerken. Die famosesten spielen blinde Kuh am See und im Gebirg, bis hinab nach Biel, nach Basel und nach Schaffhausen. Eben Börne sogar, der Matador der Donnerkeilschmieder, haust da unten im Angesicht des Grimsels, wie ein Patriarch, unter friedlichen Kartoffel- und Kohlfeldern. Kaum wird man es in Deutschland glauben, daß er dort unter Schuz und Schirm reifender Obstbäume und Weinstöcke die Fortsezung seiner Briefe schreibt oder sonst schreckliches schriftstellerisches Unheil brütet. Gefährlich ist's, den Leu zu wecken! Aber ich glaube, er läßt sich sanft streicheln von eines Schweizermädchens Hand.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. August 1833.

Paläophron. — Ich höre überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob;
Und dennoch kehret Jedermann den Rücken mir
Und richtet emsig sein Gesicht der Neuen zu,
Der Jungen da, die schmeichelnd jeglichen verdirbt.

Goethe.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Fortsetzung.)

„Es scheint,“ nahm der Gelehrte, der mit Interesse dieser Rede zugehört hatte, das Wort, „daß man im Felde des Romans sich wieder jenen Tagen nähert. Die Novellen unseres großen, noch lebenden Meisters beschäftigen sich wieder mit Schilderungen aus der Gesellschaft; so neu die Form und eigenthümlich die Bildung ist, so erinnern viele dieser Erzählungen an gute Muster jener Tage, und der Landgeistliche von Wakefield wäre, mit einigem Raisonnement versehen, durchaus eine Novelle im neuesten Geschmack zu nennen. So haben wir einen, vor Kurzem erschienenen, anziehenden Roman, der die Zeit des siebenjährigen Kriegs schildert, und der sammt einem andern Buch: Denkwürdigkeiten aus alten Papieren, lebhaft die Zeit, von der die Rede ist, wiedergibt.“ — „Dieses Buch,“ rief die Gräfin lebhaft, „liefert einen treffenden Beweis zu meinen Behauptungen. Wer kann es ohne Interesse lesen? wem tritt nicht jener ruhige, heitere, vergnügliche, gemüthvolle Geist frisch und lebendig entgegen? wen freut nicht der gute Alte, der nach Zurücklegung einer dornenvollen diplomatischen Laufbahn, noch zahllosen kleinen Verlegenheiten und Gefahren entgegenläuft, blos weil seine Gutmüthigkeit es ihm nicht erlaubt, eine Bitte abzuschlagen und einen jungen Wildfang sich selber zu überlassen. Köstlich, und mit einer Fülle der gesundesten Laune ausgestattet ist die Ankunft des Alten im Narrenhaus, wahrhaft rührend seine späte Liebschaft und Ansprache. Die Scene auf dem Schlosse und die Schilderung der Rheinischen Arcadia sind trefflich und ganz im Geiste dessen, was ich die „gute Gesellschaft“ genannt; wie belehrend und geistvoll endlich die Gespräche über Kunst in der gelehrten Pariser Abendgesellschaft!“

„Mir,“ sprach Ottfried, „ist das ganze Machwerk ziemlich unerquicklich vorgekommen. Wenn wir die alten Formen wieder erwecken, um sie auf solche Schöpfungen anzuwenden, so hätten wir sie lieber ruhen lassen können.“ — „Nun gut,“ entgegnete die Gräfin mit einiger Empfindlichkeit, „wenn Sie sich denn, Verehrter, durchaus nicht von der Fahne Ihrer jezt schon veralteten Schule wenden wollen, so soll es Ihnen auch vollkommen frei stehen, Ihren großen Unbekannten nach wie vor zu verehren und zu lieben; auch gibt es ja neuere desperate Historienschreiber, die mühsam jeden Tropfen Blutes, der bald hier, bald dort in einer Rauferei gefallen ist, vom Boden der Geschichte auflesen, um mit diesen kostbaren Resten ihre fürchterlichen Gemälde zu koloriren. Hat sich doch Einer von diesen ehrenwerthen Leuten sogar vorgesezt, die ganze Chronik des Hauses Hanover zu plündern und jeden dort herumtosenden Wüthrich und Landstreicher

aufzufangen, um ihn zierlich zugestuzt, in den goldenen Behälter irgend eines niedlichen Damentaschenbuchs zu sperren."

Die Freunde lachten und Ottfried gab sich überwunden, um nicht die Gunst seiner schönen Gegnerin völlig zu verscherzen. Der Gelehrte lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Die Sonne war indeß im Gebirge niedergesunken, der starke Duft der Abendpflanzen, so wie die vermehrte Kühlung des Springbrunnens mahnten an die Nähe der Nacht und zugleich an den Rückweg, den unsre Reisenden jezt antreten mußten, wenn sie noch vor Eintritt der Dunkelheit ihr Dorf erreichen wollten. Der Gelehrte entschloß sich, seine Gäste zu begleiten, und so endlich die Bekanntschaft des Pfarrers, seines Nachbars, zu machen......

Den Morgen darauf begleiteten ihn Eduard und Ottfried wieder zurück. Der Leztere brachte während des Ganges das Gespräch auf den gestern behandelten Gegenstand, auf die neuesten Erscheinungen in der schönen Literatur. „Es ist ausgemacht," sagte der Gelehrte, „daß wir einer Umgestaltung und Veränderung entgegen gehen, und die liebenswürdige Dame hat gestern viel Wahres und Treffendes bemerkt." — „Soll uns Belehrung und Besserung kommen," entgegnete der Poet, „so kann dieß auf jenem Wege, meines Bedünkens, niemals geschehen. Wie, wir hätten glücklich die Idole der Unvernunft, des Ungeschmacks gestürzt, um thöricht nachher die einzelnen Scherben wieder zu sammeln und zusammenzuflicken?" — „Untersuchen wir," erwiderte der Gelehrte, „untersuchen wir, ehe wir rücksichtslos verdammen, was wirklich thöricht und geschmacklos ist, und was diesen Tadel nun in unserem Vorurtheil findet. Mit dem Ausbruch der ersten großen Revolution war ein Geist der Neuerungssucht erwacht, ein verworrener Trieb, Alles und Jedes zu verwerfen, das Alte, wo es sich nicht ganz vernichten ließ, wenigstens ganz und gar umzugestalten. Man untersuchte nicht, man tadelte und verwarf. Auf diese Weise konnte es nicht fehlen, daß das Gute mit dem Schlimmen zugleich zerstört wurde. Ueberall war man geschäftig, tausend und aber tausend Hände griffen nach dem Neuen, und nach allen Seiten hin thaten sich Schulen auf, deren Lebensathem nur in der Opposition bestand und die sogleich zu existiren aufhörten, sobald die Opposition nicht mehr bestand. So ist es auch mit der romantischen Poesie; man wird aufhören, von ihr zu sprechen, sobald man sich darüber verständigt haben wird, daß es nur eine Poesie geben kann und muß, und daß es völlig gleichgültig ist, ob man diese klassisch oder romantisch nennt, ob sie ihre Lehrsätze aus der Naturphilosophie oder aus dem Aristoteles schöpft. Ich habe eine geraume Zeit hindurch meine Aufmerksamkeit einer Gattung des Romans, der Novelle, geschenkt, und auch hier jenes Unbestimmte, Schwankende entdeckt, welches das Element unserer heutigen poetischen Erzeugnisse zu seyn scheint. Eines Theils finde ich in dieser Form, wenn man sie eine nennen darf, eine bedeutende Annäherung an den Sittenroman jener Tage, und diese möchte wohl die ersprießlichste Richtung seyn. Anderntheils zeigen sich mir in dieser Gestalt lauter verkrüppelte historische Stoffe, nicht eben so übel gewählt, als behandelt. Vor fünfzig Jahren zurück spaltete sich der Roman in viele Nebenzweige, die für sich ein Ganzes bildeten; es gab wohl ein Dutzend Gattungen, und unter diesen zeichneten sich der historische, der Bildungs- oder moralische, der Sitten-, der philosophische, der satirische und der gewöhnliche Liebesroman aus; jezt wirft man diese verschiedenen Stoffe in Eine Form zusammen und nennt diese eine Novelle."

(Der Beschluß folgt.)

Die dritte Feier der Juliusrevolution zu Paris.

(Beschluß.)

Obschon sich um Wappen fast Niemand in Frankreich bekümmert, denn die Heraldik ist hier ganz ausgestorben, so haben doch die ministeriellen Blätter bei dieser Gelegenheit viele Gelehrsamkeit aufgewandt, um zu erweisen, wie die Stadt Paris zu einem Schiffe in ihrem Wappen gekommen ist. Dieses Wappen sollte also bei dem dießmaligen Julifeste verkörpert erscheinen, und so ließ denn Thiers, Minister der öffentlichen Arbeiten und des Handels, mit großen Kosten ein bedeutendes Schiff auf dem Kay d'Orsay, dem Tuileriengarten gegenüber, errichten. In den Zeitungen wurde es für einen Dreidecker ausgegeben; im Grunde aber hatte es nur zwei Masten und zwei Verdecke. An Länge und Höhe hätte es allenfalls mit wirklichen Kauffahrtheischiffen wetteifern können; es fehlte ihm aber etwas Wesentliches: es konnte nämlich nicht schwimmen, sondern war an dem Ufer, wo man es errichtet hatte, festgebannt; auch war die Seine so seicht, daß, wenn man das Schiff quer durch den Fluß drehte, es als Brücke dienen konnte. Die unabhängigen Zeitungen haben nicht ermangelt, mit diesem Schiffe vielen Spaß zu treiben. Einige haben behauptet, man wolle durch dasselbe den Parisern Lust zum Seewesen machen. Die Quotidienne, als legitimistische Zeitung, sah auf das Thiersche Schiff (denn so wurde es genannt) vornehm herab und meinte, wenn die Engländer einmal die Thierssche Marine zerstören wollten, so brauchten sie nur mit einem angezündeten Schwefelhölzchen herzukommen. Dieses Schiff nun mußte bei der Feierlichkeit des 28ten eine große Rolle spielen, denn es wurde schön bewimpelt, mit Geschütz bespikt, ja man hatte aus einer Seestadt zwölf

Matrosenjungen kommen lassen, um den Dienst zu versehen, obschon sich das Pariser Schiff nicht vom Flecke rühren konnte. Aus dem lezten Grunde haben die karlistischen Blätter es boshaft mit der jetzigen Regierung verglichen. Zur Belustigung von Tausenden von Zuschauern wurde es am Abend von kleinen Booten angegriffen; es wurde tüchtig gefeuert und das Ganze mit einem schönen Feuerwerke beschlossen, an welchem natürlich die karlistischen Zeitungen sehr Vieles auszusetzen fanden.

Für den Abend hatte man noch etwas ersonnen, nämlich ein großes öffentliches Konzert von 500 Tonkünstlern unter freiem Himmel im Tuileriengarten, damit alle Welt daran Theil nehmen könne. Auch dieses wurde vielfach bekrittelt; erstlich zweifelte man, daß die 500 Künstler zusammenstimmen werden; dann meinte man, der Lärm werde stärker seyn, als die Harmonie, und zulezt beklagte man sich, daß man nicht recht gehört habe. In der That war der Lärm nicht größer, als wenn in einem großen Saale nur 50 Musikanten sich hören lassen. Der Prospektus dieses Konzerts war schon einige Tage zuvor ausgegeben worden. Schneitzhöfer hatte für dasselbe das Juligefecht von 1830 komponirt, ein ächtes Gelegenheitsstück, das mit Beifall aufgenommen wurde. Noch besser, weil er Allen verständlich war und Alle ansprach, war der berühmte Marseillermarsch von diesen 500 Musikanten. Man muß ihn von solch einem Orchester und in solch einer Gesellschaft hören, um ganz die Wirkung dieses Nationalgesanges zu empfinden. Sonst hatte die Regierung absichtlich alles vermieden, was zu Ausbrüchen revolutionären Gesinnungen Anlaß geben konnte; allein den Marseillermarsch läßt sich das französische Volk nicht mehr nehmen; er ist von der Erinnerung an die Revolution unzertrennlich. Mit ihm haben die Väter am Ende des vorigen Jahrhunderts gesiegt; mit ihm haben die Söhne die karlistische Regierung gestürzt; deßhalb mußte er auch bei der königlichen Heerschau angestimmt werden, und als am Montage freies Schauspiel war, wurde fast überall der Marseillermarsch verlangt.

Ein besonderer Umstand bei dem dreitägigen Feste war, daß man vermittelst der Telegraphen schon vor Ende desselben wußte, wie es in den verschiedenen Provinzen des Reichs gefeiert worden war. Es ist kaum möglich, schneller mit Nachrichten bedient zu werden, als es die französische Regierung ist, und wäre eine Stadt im Mittelpunkte, z. B. Orleans, die Hauptstadt, so würde sie noch schneller erfahren, was in den Provinzen bis zur Grenze vorgeht. Am Montage waren die öffentlichen Lustbarkeiten in den elysäischen Feldern, kleine Schauspiele, Tanzorchester, Fischerstechen auf der Seine; fast ganz Paris war in Bewegung und eilte den Champs élysées zu, die bis zur Nacht ein äußerst anziehendes Schauspiel darboten, freilich mit einer guten Menge Staubes vermischt. Daran ist aber der Pariser gewöhnt; er klagt über Hitze und Staub, und versäumt dennoch nie, sich überall einzufinden, wo sich Volk versammelt. Am Abend waren die elysäischen Felder vortrefflich beleuchtet. Ueberhaupt hat man bei der ganzen Anordnung des Festes mehr Eleganz und guten Geschmack bemerkt, als gewöhnlich. Die ministeriellen Blätter schreiben Thiers und zwei jungen, seit Kurzem aus Rom gekommenen Architekten die Ehre davon zu. Thiers ist jung, die Büreaukratie hat keinen Einfluß auf ihn, man überging daher die alten Architekten, welche das Vorrecht zu haben glauben, die öffentlichen Feste anzuordnen, und wandte sich an junge Künstler, die aus Italien eine frische Phantasie und das Andenken an die Feste des Südens mitgebracht hatten. Ein großes Gastmahl und ein Ball auf dem Hôtel de ville beschloß die Festlichkeiten. Da aber die Stadt Paris bis jezt nicht von einem selbst gewählten Magistrate, sondern von Regierungsbeamten und von einem durch die Regierung ernannten Munizipalrathe verwaltet wird, so kann ein solches Fest im Rathhause kaum zu den Volksfesten gerechnet werden. Während der drei Tage hatten fast alle ernsten Geschäfte geruht. Paris war in einem beständigen Taumel, den das herrliche Wetter noch begünstigte. Am 30sten trat endlich Alles wieder in das vorige Geleise, und man ist zufrieden mit der dießmaligen Nationalfeier der merkwürdigen drei Tage. Das Murren und Klagen in den karlistischen und republikanischen Blättern darf man nicht gar zu ernstlich nehmen.

Dg.

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stahleck.

V.

Als Johanna weinte, weil ihr auf der Bleiche ein Hemd gestohlen war und der Dichter seines auszog, damit sie zu Hause nicht gezankt würde.

Die Augen dein sind naß, die, wenn sie lachten,
Stets waren selbst der Mächtigsten Bezwinger?
O der Barbaren, Krieger, wüsten Ringer,
Die deiner Wangen Rosen tropfen machten!
Doch auch mein Liebesdienst ist zu beachten:
Nackt bin ich von der Zehe bis zum Finger,
Dem Amor gleich; was staunt ihr? für geringer
Ist ja das Hemd doch als das Herz zu achten!
Nackt bin ich, Amor; darum sey bewogen,
Heut meinen Doktorleibrock anzulegen,
Und leih' mir, daß ich Amor sey, den Bogen.
Vielleicht, (mag Härte sich in ihr auch regen)
Von solcher Liebe Zeichen angezogen,
Läßt sich Johanna's sprödes Herz bewegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, den 9ten August.

(Fortsetzung.)

Der Zeitgeist.

Unterdeß sie in Basel und Schwyz kanoniren und einen Stadt- und Landschaftstreit führen, befehden sich hier auch zwei Theater, ein Stadttheater und ein Landtheater, ersteres unter dem Titel: Augsburger Gesellschaft, lezteres unter dem vielbekannten: Mit hoher obrigkeitlichen Bewilligung. Ich will nicht hoffen, daß die Tagsatzung bei ihnen interveniren muß; sobald sie ihr Geld verschossen haben, hören sie von selbst auf. Sonntags darf nicht gespielt werden, ausgenommen auf dem Lande, vor dem Thore, wo des hohen Stadtraths Macht aufhört. Man kann daher sagen, daß der Landtheaterdirektor seine Spekulation aus dieser christlichen und antiken Ursache blos auf den Tag des Herrn und andere Feiertage gegründet hat. Als ich gestern Abend das Zeughaus aufsuchte, um zu sehen, ob noch stark gerüstet werde, gerieth ich durch Zufall in den Tempel der Musen, nämlich in den städtischen, der errichtet wurde am äußern Ende des Glacis in einem ehemaligen Exerzier- oder Gerüstschoppen. Es wurde etwas Zeitgemäßes, der „Zeitgeist“ selbst, gegeben, und den hatte ich seit meiner lezten Existenz zu Berlin nicht wieder gesehen. Er ward von mir höflich begrüßt und willkommen geheißen im Namen der hohen Eidgenossenschaft. Ich hätte gewünscht, sie wäre bei mir gewesen, um die faden Späße des Zeitgeistes anzuhören, dem sie jezt ihre Opfer darbringt. Es sind seit der Julirevolution allüberall unschuldige Leute oder Springinsfelde von Junkern und Schulzen, denen ihr Vater und ihr Schulmeister den Zeitgeist als einen brüllenden Löwen, Zeitungsschreiber und Reformer malten, wie diese Raupachschen beim Schopf genommen und eingekerkert worden, die am Ende, als Don Juans und Hanswurste maskirt, blos über die Grenze in den Wald gegangen waren, wo sie die Bäume nicht sahen. Am Ende des Stücks enthülsen sich die Puppen, und dann bleiben ein Premierlieutenant und ein Barbier übrig. In diesem Lande der Freiheit haben sie noch mehr Furcht vor dem abscheulichen Zeitgeist, als anderswo. Die Bigotten halten sich für verloren, da sie glauben, die Aufgeklärten werden sie regieren, die Reichen zittern vor der Armuth, denn sie denken, sie verlange etwas von ihrem Ueberflusse, und die Regimentler, die noch ein Ruder führen, haben bange vor der Einigkeit und Einigung, weil sie die Macht aus den Händen geben müssen. Sie sind dem Namen nach Republikaner, de facto Absolutisten. Ich habe eben einen Baseler gesprochen, der seinen Bruder im ersten Kampf verlor; der ist ein Buch voll Gründen wider das neue System und ein unversöhnlicher Feind der Landleute. „Wir sind Sparta,“ sagt er, „die Bauern ringsum sind unsere Heloten. Ehe wir ihre Unabhängigkeit anerkennen, wollen wir lieber der Schweiz entsagen und uns — Baden in die Arme werfen.“ — Wenn das der Zeitgeist angerichtet hat, so stimme ich auch dafür, daß man ihn einsperrt und an den Beinen aufknüpft.

Ich will hinausgehen, die Ufer der Limmat entlang, wo Salomon Geßners Denkmal unter hohen Kastanienbäumen steht, um der einfältigen politischen Gedanken los zu werden. In der Schweiz, meinte ich, wird dich der Kobold der Revolution doch ungeneckt lassen, blos die Natur und die Menschheit dir bleiben. Die Götter wollen es nicht; es ist Fehde hier geworden, große Aufregung, Emeute, Revolution, Bürgerkrieg. Und nun sind gar alle Gesandtschaften, Rußland, Preußen, Oesterreich, Baiern und Compagnie, hier angekommen und logiren im Schwerdt, mir vis à vis, um Rath zu halten über das Schicksal der Schweiz und den Zeitgeist. Es hätte kein besserer Hemmschuh an den eidgenössischen Wagen gelegt werden können; ich glaube, er steht schon, und der Condukteur macht eine verlegene Miene, die wie ein Fragezeichen aussieht. „Soll ich,“ sagt er, „oder soll ich nicht nach Basel fahren?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 191:
Fliegenwedel.

Logogriphisches Netz. *)

Nach Schwierigkeiten seh' ich euch verlangen.
Drum mögt ihr nun im Spinnennetze fangen
Zwei Dutzend Wörter; Eine Spinne spann
Aus seiner Mitte diese Wörter an;
Sie nahm dazu das ganze ABC.
Aus Gründen ließ sie weg das E;
Und was sie hier mit jedem Zeichen spann,
Das ist (ich sag' es nach der Ordnung an):

a. Ein englischer Graf; b. ein schweinischer Herr;
c. Ein winkliges Ding; d. du stammst dorther;
f. Ein rankend Gewächs; g. von Blut genährt;
h. Mehr werth als Leben; i. was Dampf begehrt;
k. Für Alle widrig; l. in Sachsen rinnt es;
m. Verkehrte Amme; n. mit Nichts beginnt es;
o. Die Morgenröthe; p. die Weltgeschichten,
Gemalt in Helden- und Spottgedichten;
qu. Einst Roma's Ritter; wer nicht Latein
Versteht, hier lass' er das Ratten seyn;
r. Ein Bett, drauf ruhet ein Mancher aus,
Was alt hinein, kommt oft neu heraus;
s. Im Netz zu plump fast; t. ein blos Vielleicht;
u. Der Weisheit Sinnbild; v. ein Ruf, der leicht
In alten Zeiten bei Tisch erklang,
Wenn Bacchus Priester den Thyrsus schwang;
w. Lang, wie die Zeit oft; x. ach! Heimweh droht;
y. Rund, doch nicht Kugeln; tz. einst Roma's Noth,
Ein Hunnenkönig, der Attila. —
Nun sind ja Alle zusammen da,
Und läßt du die Spinn' in die Mitte hinein,
Bald werden die Maschen gefüllt auch seyn.

J. G. M.

---

*) Zum Verständniß dieses Räthsels muß man sich drei concentrische Kreise denken, in deren gemeinschaftlichem Mittelpunkt, von welchem aus 24 Radien an die Peripherie gehen, ein Buchstabe steht, der den Anfangsbuchstaben der 24 aufgegebenen Worte bildet, mit denen das Netz vom Centrum gegen die Peripherie auszufüllen ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. August 1833.

— Wo bliebe noch Maaß und der Satzung
Heilige Scheu, wo Schaam dem rastlos hastenden Geizhals!

Juvenal.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Miethwohnungen.

Nachdem wir uns einige Wochen in Neuyork umgesehen und mit vieler Mühe Erkundigungen eingezogen hatten, die indessen nicht sehr erfreulich ausfielen, beschloß mein Gatte doch, den Zweck unserer Unternehmung zu verfolgen und den schönen Herbst zu einer Reise in das Innere des Landes zu benutzen, um käufliche Ländereien zu besichtigen. Ich wollte unterdessen zurückbleiben und eine kleine Wohnung beziehen; es bleibt einem aber in der Regel nichts übrig, als ein ganzes Haus zu nehmen, wenn man nicht unter der niedrigsten Klasse, den Auswürflingen aller Welttheile, oder unter den Seufzern gänzlich Verunglückter seine Zeit zubringen will. Die Häuser werden nur vom ersten Mai bis zu demselben Tage des folgenden Jahres vermiethet. Um nicht lange in den Gassen umher zu irren, gingen wir in ein sogenanntes Auskunftsbureau. Ein Mulatte war Vorsteher dieses Amtes, wie er es nannte. Er ließ uns sogleich einen halben Dollar Einschreibgebühr bezahlen, obgleich er keine Feder anrührte, versicherte, uns nach Wunsch bedienen zu können, und gab uns einen kleinen Mulatten als Führer, um uns die freien Wohnungen zu zeigen. Der Knabe schleppte uns Gasse auf, Gasse ab, bis er endlich einen Zettel an einer Hausthüre fand und sofort herzhaft anpochte. Das Haus war aber erst in vier Wochen zu haben, und so ging die Reise weiter. Bald merkten wir, daß unser Führer nicht mehr wußte, als wir. Wir gaben ihm also einen Schilling und wollten ihn verabschieden. Der Knabe verlangte noch drei Schillinge für seinen Zeitverlust; dieß wurde ihm lachend verweigert, und er ging ruhig nach Hause. Noch am selben Abend kam ein Konstabler, der uns die verweigerten drei Schillinge und noch überdieß anderthalb Dollars für seine Gerichtssporteln abforderte; es blieb nichts übrig, als zu zahlen.

Bevor einem erlaubt wird, ein Haus zu besichtigen, muß man vom Eigenthümer folgendes Verhör bestehen: Wie lange sind Sie schon hier? was für Bekannte haben Sie? was ist Ihr Geschäft? wo kommen Sie her? wie lange wollen Sie hier bleiben? wie stark ist Ihre Familie? wie viel Kinder? wie alt jedes? haben Sie Geld in der Bank? haben Sie Waaren ꝛc.? Fällt eine einzige Antwort nicht nach Wunsch aus, so sagt er gleich: „Es wird nicht wohl angehen,“ und es ist kein Wort mehr aus ihm herauszubringen; er fährt in seinen häuslichen Verrichtungen fort, als wenn Niemand da wäre. Ist er aber mit der erhaltenen Auskunft zufrieden, so wird er alsbald lebhaft, freundschaftlich, eifrig, dienstfertig,

Digitized by Google

nachgiebig, jovial, redselig, unermüdet, bis der Kontrakt geschlossen ist; dann hat aber auch diese Geschmeidigkeit wieder mit einem Male ein Ende; der kalte, wortkarge, amerikanische Gentleman steht wieder da, bis zum nächsten Jahrestermin, wo er kommt und fragt, ob man noch ein Jahr bleibe.

Wenn man einige Häuser betreten, einige Verhöre überstanden hat, so fühlt man keine große Lust zur Fortsetzung, und greift begierig zu, wenn man halbwegs glaubt, etwas Erträgliches getroffen zu haben. Zudem sind die Häuser, mit unbedeutender Abänderung, ganz gleich gebaut: zwei Zimmer im ersten Stock, ebensoviel zu ebener Erde, zwei Zimmer, wovon eines die Küche, in der Erde, doch hell und bequem; ein kleiner Garten, darin eine Zisterne für das Regenwasser und scheinbar ein Gartenhäuschen, in der That aber das Cabinet d'aisance. Häuser, in welchen sich Kaufläden befinden, sind ein Stockwerk höher. So sind die Häuser, so ihre Bewohner und Eigenthümer, von Plattsburg bis Neuorleans, von Boston bis Jefferson-City am Missouri, in wirklich erstaunlicher physischer und moralischer Gleichförmigkeit. Man trifft zwar in Neuyork Gebäude von vier und mehr Stockwerken, das sind aber nur Waarenlager für den Großhandel, die außer dem Comptoir keine Feuerstelle haben. Es ist unglaublich, wie ängstlich bei diesen Magazinen am Material und überhaupt an Allem gespart wird. Der Scharfsinn wird aber darin manchmal zu weit getrieben. Im Jahr 1830 ließ einer der reichsten Kaufleute in Neuyork ein ungeheures, sechs Stockwerke hohes Magazin in dem außer Broadway lebhaftesten Quartier der Stadt, nämlich in Cliff-Street erbauen. Er hatte berechnet, daß, wenn er die Tragbäume ohne Bänder und ohne Zapfen nur gerade auf die Balken stellen ließe, dreihundert und einige Dollars erspart würden. Die eigene Schwere sollte dem Gebäude Festigkeit geben, und um jene zu vermehren, bestimmte er die obersten Räume zu den schwersten Waaren. In sechs Monaten stand das Haus mit seinen einen halben Ziegel dicken Wänden da; das pompös eingerichtete Comptoir wimmelte von Schreibern, den ganzen Tag wurden Metallwaaren hinaufgezogen. Das ging eine Woche lang recht gut. Eines Abends um fünf Uhr aber, als eben die Commis bis auf einen nach Hause gegangen waren, stürzte plötzlich das ganze Haus in sich selbst zusammen, so daß die umstehenden Häuser glücklicherweise nur unbedeutend beschädigt wurden. Der zurückgebliebene Commis, der sogenannte Vertrautschreiber, nebst fünf oder sechs andern Personen wurden verschüttet. Alle Zeitungen schrieen Zetter: so sträfliche Habsucht müsse exemplarisch bestraft werden; aber bald war Alles wieder still. In Amerika gilt das Gesetz Alles, über ihm steht nur — das Geld.

Episoden aus der Novelle Eduard.

(Beschluß.)

„Wie die Italiener die Novelle betrachtet," fuhr der Gelehrte fort, „wie sie bei spanischen und zum Theil altdeutschen Mustern sich zeigt, scheint ihr feststehender Charakter ursprünglich kein anderer zu seyn, als etwas wirklich Geschehenes zu geben, daraus ein Geschichtchen zu machen, das öfters mit Scharfsinn und Ernst, gewöhnlich jedoch mit Laune, Munterkeit, Witz und schuldloser Satire zur Belustigung einer frohen Gesellschaft erzählt wurde. Die Stoffe zu derlei Arbeiten boten sich dem jovialen Dichter wohl täglich, und gab ihm die Geschichte des Tages nichts, so plünderte er die alten Historien, und da sehen wir oft auf höchst naive, komische Weise sehr ernste, tragische Vorfälle behandelt. Unsere neuen Novellen treten dagegen ganz anders auf: weit entfernt von der ursprünglichen Einfachheit, jenem muthwilligen, ungesuchten Scherz, sind sie oft nur kleine gelehrte Compendien, überladen mit gesuchtem Scherz und süffisanter Laune; die Fabel, welche Hauptsache seyn sollte, wird dergestalt Nebensache, daß die auftretenden Personen zu Heroldon gewisser Ansichten und Meinungen gestempelt werden, die sich nun auf eine unterhaltende und belehrende Weise selbst bekämpfen. Unmöglich hätte sich diese Gattung so seltsam ausbilden können, wenn nicht ihr ursprünglicher Zweck auch ein polemischer, gegen die Zeit gerichteter gewesen wäre. Ein großer Meister, der Stifter der Schule, hat auch diese Form ins Leben gerufen, und allerdings erscheint die Novelle, so wie er sie gibt, mit dem Zauber der Diktion, mit der Frische und Kraft des Gedankens und der Fülle eines wahrhaft goldenen Humors, überaus reizend; sie bewegt sich scharf im Gegensatze gegen die oft gemeine Wirklichkeit des historischen Romans, dessen Boden tausend Füße bereits platt getreten haben, und gibt in stetem, lebendigem Farbenspiel eine wunderbare träumerische Welt, die ihren Grund im Innern des Gemüths, in der Tiefe einer poetischen Anschauung findet. Um diese Worte zu bekräftigen, braucht man nur die Arbeiten zweier Meister, die sich fast einen und denselben Gegenstand wählten, in dessen Behandlung jedoch auf das Entschiedenste abweichen, an einander zu halten: ich meine den Aufruhr in den Cevennen und Scotts historisches Gemälde, die Schwärmer. Welche Verschiedenheit! wie schwankend und ungewiß ist die Lokalität in jenem, gegen die topographische Genauigkeit des historischen Bodens in diesem; dagegen ist die Menschenbrust in ihren Tiefen auf das Wunderbarste in jenem dem Auge bloßgestellt, während in diesem immer nur die Begebenheit die Hauptsache bleibt und sich der Dichter offenbar, wo er die innere Gemüthswelt berühren

soll, seinem Gegenstand durchaus nicht gewachsen zeigt. Vielleicht läßt sich auch auf diesem Wege erforschen, warum der Dichter des Cevennenaufruhrs seine Arbeit eine Novelle und nicht historischen Roman genannt, und welches eigentlich die Theorie ist, nach der er jene Gattung beurtheilt sehen will."

Eduard sagte: „So trefflich ich diese Schöpfungen finde, so ist mir doch der jugendliche, feurige Genius, der das klare Heiligenbild Genovefas zu malen verstand, Golos tiefen Liebesschmerz so ergreifend schilderte, der endlich im Octavian ein ganzes Füllhorn von Muthwillen, Geist, Liebessehnsucht und glühender Schwärmerei ausschüttet, doch unendlich lieber, als der spätere, durch die Widersprüche des Lebens abgekühlte, oft mit verwundenden Zweifeln spielende Geist, wie er sich besonders im Cevennenaufruhr, im Alten vom Berge und andern Arbeiten offenbart." — „Diese trefflichen Dichtungen," nahm der Gelehrte wieder das Wort, „sind ihrem Werthe nach noch lange nicht genug anerkannt, oder man verkennt sie jezt mit Absicht. Es gibt eine Menge Uebelwollende und Unverständige, die auch hier Parthei suchen, wo sie nur den frischschaffenden Genius suchen und verehren sollten. In ihm, dem größten jezt lebenden Dichter, in seiner Verehrung sollte man sich vereinigen, um doch ein Ziel, einen Zweck im Auge zu behalten. Die Franzosen, welche die Dichtungsart der Novelle jezt nachahmen, sollten vor Allem ihn zu übersetzen suchen, wenn sie überhaupt im Stande sind, einen tiefen poetischen Geist zu würdigen; allein ich fürchte, daß sie lieber zu den Karrikaturen von Hoffmann greifen, als zu Dichtungen, wie z. B. der blonde Eckbert, Liebeszauber und andere." Diese Worte versöhnten Ottfried vollkommen mit dem Gelehrten, er drückte ihm die Hand und rief: „An dieser Aeußerung sehe ich, Verehrter, daß wir uns vollkommen verständigen können. Nur nicht das Jahrhundert des vierzehnten Ludwigs wieder hervorgerufen!"

Der Gelehrte sah seinen neuen Freund mit einem lächelnden Seitenblick an; als er sich entfernt hatte, sagte er zu Eduard: „Was würde der gute Mann wohl sagen, erführe er, daß ich eben eine Uebersetzung von Racine unter den Händen habe, ja daß ich sogar den Voltaire und Crebillon herausgeben will, und daß ich, was auch jene Aeußerungen betrifft, in vollem Ernst daran arbeite, den ganzen mittelalterlichen Schutt herauszukehren. Ich meine, die Meister der Schule selbst sind allbereits dahinter gekommen, daß sie vor einem goldnen Kalb getanzt; doch haben sie freilich zum Theil hübsche, zierliche Sprünge gemacht, allein vom Sinai steigt Moses herab mit den Tafeln des neuen Gesetzes. Ihre Gräfin ist eine treffliche Dame; sie hat vollkommen Recht, wenn sie verlangt, daß wieder das Zeitalter der Galanterie erwache, wo eine Ninon noch im achtzigsten Jahre so pikante Triumphe feierte. Auch wir werden es endlich müde werden, für nichts und wieder nichts zu streiten; wir werden eine große, wohlgepuderte Perrücke über das Ohr ziehen, und nichts hören, als was wir hören wollen. Das Jahrhundert der Ideen ist ein sehr unbequemes Jahrhundert, und ich ziehe unbedingt das Jahrhundert des Genusses vor. Es ist unstreitig weit angenehmer, über ein Liedchen von Grecourt zu lachen, als über das Verhältniß der Unterthanen zu ihrem Herrscher sich den Kopf zu zerbrechen, und am Ende wiegt doch eine Minute, in der man lacht, zehn Jahre auf, die man mit vergeblichen Grübeleien zugebracht."

Eduard war zweifelhaft, ob der zutrauliche Mann scherze oder im Ernst spreche; doch ein Blick auf die ausgesuchte Bequemlichkeit und Zierlichkeit der Umgebung, das Wohlbehagliche in der ganzen Erscheinung des Philosophen schien wohl für das Leztere zu entscheiden.

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stableck.

VI.

Ihr hohen Thürme, prächtigen Palläste,
  Einst sieben Hügel füllend unbestritten,
  Und jezt in öden Horizontes Mitten
  Kaum sichtbar noch in jammervollem Reste;
Lycäen ihr, wo einst der Griechen Beste,
  Wo Plato, Xenophon, Plutarch geschritten,
  Theater, wo einst wilde Thiere stritten,
  Olympia du, ihr Bäder, Opferfeste:
Welch eine Kraft vermochte umzuschaffen
  In Schutt den schönsten Erdenglanz, die hehren
  Triumphe, Reiche, Weisheitslehren, Waffen?
Doch Trost kann meinem Schmerze dieß bescheeren:
  Denn die Zeit, welche euch dahin konnt' raffen,
  Wie sollte die nicht meinen Rock verzehren?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Befestigung von Paris.

Seit längerer Zeit ist die Befestigung von Paris ein Haupttagesgespräch, und in den Zeitungen wird dieser Gegenstand täglich debattirt. Plane und Landcharten darüber sieht man den Zeitungen beigelegt. Es verlohnt sich also der Mühe, ein Wort darüber in diesen Berichten zu sagen. Als im Jahr 1814 die verbündeten Mächte zum erstenmale Paris einnahmen, kamen sie von der Nordseite auf die Hauptstadt zu. Hier hatten sie zwischen zwei Hügeln zu passiren, nämlich zwischen dem Montmartre und den Hügeln von Romainville, die mit einer langen Hügelkette längs der Marne zusammenhängen und sich bis nach Meaux in derselben Richtung er-

strecken, wie der Marnefluß. Wären diese Anhöhen gehörig befestigt gewesen, so hätten sie vielleicht lange Widerstand leisten können, ehe es dem angreifenden Theile gelungen wäre, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Es wäre möglich, daß alsdann der Ausgang des Kriegs ein ganz anderer gewesen wäre. Aber ein mitten im Lande sich befindender Feind ist immer eine große Plage, und wenn die Umgegend einer so großen Stadt, wie Paris, verheert wird, so sieht es schlimm um die Existenz einer ungeheuren Volksmenge aus, wovon ein Theil erst am Tage verdienen muß, was er am Abend verzehrt. Das kleine, aber volkreiche Seinedepartement enthält beinahe eine Million Seelen; wie jämmerlich würde es aussehen, wenn diese Volksmasse wirklich belagert würde und keine Zufuhr mehr dem ungeheuren Schlunde, den man Paris nennt, sich nähern könnte! Zwar hat man unter König Heinrich IV. etwas Aehnliches gesehen; aber damals war Paris kaum halb so bevölkert als jezt, und welch unnennbares Elend erfüllte nicht damals schon die belagerte Stadt! Im Jahr 1814 waren die Anhöhen vor Paris blos mit einigen Kanonen versehen; dennoch kam es vor und auf denselben, besonders zu Romainville, zu blutigen Gefechten, die aber nur einen einzigen Tag dauerten, denn schon am Abend ergab sich die Stadt. Im folgenden Jahre, als die Verbündeten nach der Schlacht bei Waterloo nochmals auf Paris losrückten, waren die Anhöhen wieder besezt, aber kaum besser befestigt, als zuvor. Dießmal wollte man keinen offnen Angriff wagen und lieber einige Tage mehr aufwenden, um die Hauptstadt zu nehmen. Man umging daher die Stadt und suchte ihr auch von der Südseite beizukommen, wo sich keine Hügel befinden, außer etwa die in der Stadt befindliche Anhöhe, worauf das Pantheon mit dem ehemaligen Genovefenkloster liegt. Auf diesem Umwege hatte man über die Seine zu sezen. Nun ist aber der Uebergang über einen Fluß für ein Kriegsheer immer etwas Gefährliches, und auch hier kam er nicht ohne Verlust zu Stande. Dann war aber auch von dieser Seite fast jedes Hinderniß überstanden, und die Stadt konnte sich nicht mehr halten. Seitdem hat sich Jedermann von der Nothwendigkeit überzeugt, wenigstens etwas zu thun, um Paris gegen den ersten Angriff eines Feindes zu schüzen. Aus Paris eine Festung zu machen, geht nimmermehr an, obwohl eben dieß den Ingenieurs und dem Kriegsministerium, das nichts in der Welt sieht, als Fortifikationen, ganz recht gewesen wäre. Wollte man diesen Herren glauben und sie gewähren lassen, so würden sie alle großen Städte in Festungen umschaffen. Aber um Paris zieht sich ein breiter Gürtel von Dörfern und Anlagen. Der Boden ist hier bis auf den geringsten Fleck zweckmäßig benuzt und ist daher nur um hohen Preis feil. Wer könnte zudem die Kosten von Festungswerken bestreiten, welche 3½ Meilen im Umfange hielten? Daran war also nicht zu denken, so leid es wahrscheinlich den Ingenieurs that. Dagegen kam man auf den Gedanken, die Zugänge der Hauptstadt, besonders die Anhöhen, zu befestigen, einigermaßen wenigstens, wiewohl auch dieses seine Schwierigkeit hat, da hier ebenfalls Alles bebaut oder bepflanzt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, den 9ten August.

(Fortsezung.)

Die Universität. Die Literatur.

Heute früh habe ich mich nach der neuen Universität erkundigt. Es wohnen mehrere Studenten in meiner Nachbarschaft, die gewichste Bärte und altdeutsche Röcke tragen; beide staatsgefährliche Abzeichen sind hier nicht verboten. Von ihnen erfuhr ich, daß die Züricher Philister alten Schlags der neuen Institution recht von Herzen gram seyen und daß dieselbe darum vor der Hand schwere Steine aus dem Wege zu räumen habe. „Die Schufte,“ drückte sich ein Würtemberger aus, „sind so reich in ihren alten papierfensternen Häusern, daß sie uns nur so von der Seite ansehen, und ihre schmucken Dirnen glauben sich wunder gnädig bewiesen zu haben, wenn sie einem Burschen die Zeit bieten.“ — „Und sie essen Suppe und Rindfleisch vollauf,“ fuhr ein relegirter Rheinländer fort, „und trinken Wasser dazu! Doch Geduld, das wird schon anders werden, wenn einmal die Kultur unter sie hineinfährt wie ein Donnerwetter. In Basel fängt die Aufklärung an.“ Ich dachte: ja wohl, aber mit Holbeins „danse macabre.“

Die Universität zählt über 200 Besuchende. Dieß ist eben kein so schlechter Anfang. Ich entsinne mich, daß in Bonn im Jahre 1818 der erste Kursus mit einigen fünfzigen eröffnet worden. Und was waren das für Helden? Alte proscribirte, relegirte Raufbolde, die zum Theil anderswo kein Unterkommen und keine Wirthe mehr fanden, die borgten. Die Zeit war damals noch darnach, und der neue akademische Staat wuchs und trug gute Früchte; warum nicht hier, wo sich so viele Vortheile vereinen, den Studirenden den Aufenthalt angenehm zu machen? Ist der jezige Zwist beigelegt und der deutsche Demagogismus mit der deutschen Verfolgungssucht verraucht, so verschwinden auch wieder die politischen Sperren und man läßt — der Jugend ihren Lauf. Die Schweiz ist ein gar freundliches und einladendes Land für sie. Das Privatleben ist auch nicht so kostspielig, wie man glaubt; es sind blos die Wirthshäuser, die die Fremden, die Reisenden unter die Doppelkreide nehmen. Ich kann Jedermänniglich versichern, daß hier ein Student mit einem Wechsel von 400 Gulden leben kann, und daß man mit 600 Gulden so gut auskommt, als in Berlin mit 600 Thalern. Die Ferien beginnen jezt, und das ist den Akademikern gerade erwünscht. Sie bewaffnen sich in ganzen Haufen und ziehen, wie sie sagen, gegen die Baseler Philister. Vor ein paar Tagen, als die Kunde von dem zweiten Ausfalle der Stadt ankam, waren einige dreißig gar nicht mehr zu halten. Ihr Fähnlein muß jezt wohl in Liestal kantoniren. Ich glaube, daß mehrere Deutsche darunter sind; ihre Zahl ist aber noch die kleinste an der Hochschule.

Was sonst das hiesige intellektuelle Leben anlangt, so muß ich zu meinem Erstaunen bemerken, daß es nicht den Erwartungen des Auslandes, noch weniger den Begriffen von einem freien Lande entspricht. Die Preßfreiheit und alle politischen Rechte, mitsammt dem Reichthum des Volks — denn hier kennt man keine Armuth, kein Elend — waren nicht im Stande, das reine Vernunftmetall aus den rohen Schlacken der Vorurtheile, des Aberglaubens, der Privilegien, kurz des alterthümlichen Wustes herauszuschmelzen. Sogar die Literatur ist zurückgegangen und es fehlen hier, wie in Deutschland, die Genien des vorigen Jahrhunderts, indessen ein Schwarm kleiner Geister sein Müthchen in fünfzig Zeitungen kühlt. Diese Zeitungen sind aber keine täglich erscheinenden Blätter, sondern bequeme Sonntags-, oder Mittwochs-, oder Dienstagsdrucken, die einander, was die Vorfälle betrifft, abschreiben und daneben ihre aristokratische, demokratische oder ultrarepublikanische Meinung sagen. Man kann sich aus keiner einzigen über die Schweizer Angelegenheiten Raths erholen. Dabei ist es gar schön, daß man die neuesten Ereignisse schon drei Tage kennt, wenn das Blättlein ausgegeben wird, das sie uns bringen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. August 1833.

— Wir
Verherrlichen des Tods unedlen Sieg
Mit unsrer feierlichen Gegenwart,
Gefangnen gleich am Wagen des Triumphs.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Chevalier Clement. *)
Novelle.

Europa beweinte den Tod eines Fürsten, dem es mit gleicher Theilnahme auf den Gipfel seines Glücks, wie später auf die sinkende Bahn seines Gestirns gefolgt war. Die Trauerbotschaft, die sich aus den Laufgräben vor Friedrichshall mit Blitzesschnelle verbreitete, erschütterte die Fürsten, selbst wenn sie den früh Gefallenen zu ihren unversöhnlichsten Feinden rechnen mußten, und die Völker, deren Wohlstande die Entwürfe seines Ehrgeizes nur Verderben bringen konnten. Man feierte dennoch mit Bewunderung das Andenken eines Fürsten, den man einen Abentheurer hätte nennen dürfen, wenn ihn seine Thaten nicht unter die größten Helden der Jahrhunderte gestellt hätten. Die Könige, sonst gewohnt, kriegerische Evolutionen, Fanfaren und Kanonendonner nur zum Ausdruck ihrer Freude zu machen, hielten es für angemessen, dießmal auch der Trauer durch ein militärisches Schauspiel Worte zu geben, weil sie einem eben so ausgezeichneten Feldherrn, als tapfern Krieger galt. So war es auch der preußische König, dem zweite dieser Würde, der den jungen Helden feierte. Friedrich Wilhelm, obschon in der beständigen Erwartung, einem baldigen, hartnäckigen Angriffe Karls XII. ausgesezt zu seyn, der kalte, pedantische Vater des großen Friedrich, konnte die Thränen nicht zurückhalten, als ihm das Schicksal des schwedischen Monarchen bekannt wurde, und er ließ an die Besatzung der Residenz den Befehl zu einer großen Trauerparade ergehen. Die Ordonnanzen flogen in geschäftiger Eile an einander vorüber, die Friseurs hatten alle Hände voll zu thun, um die Zöpfe der Offiziere zu einer unglaublichen Steife zu bringen, die Soldaten brachen sich Hunderte von Ziegeln aus den Dächern, um mit dem zerriebenen Roth derselben ihre Granaten, die Blechschilde an ihren spitzen Hüten, die Knöpfe auf den bunten Rabatten zu poliren. Alles war in reger Hast, die Einen vor Erwartung, die Andern vor Begierde, diese zu befriedigen.

Wie schwer fällt es mir, dem Vergnügen widerstehen zu müssen, hier die Skizze einer Parade vom Jahre 1718 zu geben! Man denke sich die patagonischen Gestalten von sechs Fuß rheinländischen Maaßes zu Riesenkolonnen vereinigt: hier ein Regiment, das unter der heldenmüthigen Anführung des Fürsten von Anhalt-Dessau die Schanzen bei Turin erstürmte und dem Prinzen Eugen die Lorbeern dieses ruhmwürdigen Tages auf die Stirn drückte; dort jene Kerntruppen, noch von dem frischen Andenken der

*) Die Grundlage dieser Erzählung bilden beglaubigte Thatsachen, über die man Frédéric II. Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. Berlin 1789. Tom. I. p. 261 folg. vergleichen mag.

glorreichen Kämpfe auf der Insel Rügen gegen den heut Gefeierten gehoben. Aber jene gelbschwarzen Musketiere, warum mögen sie vor Allen so wehmüthig auf ihren beflorten linken Arm sehen? Es sind Schweden, die unter dem Todten selbst noch gedient hatten, bei der Kapitulation von Stralsund aber kriegsgefangen und zu einem Regimente formirt wurden, das jezt dem Feldmarschall angewiesen ist. Die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die sich auf diesen tausend Gesichtern ausprägt, ist fast das Anziehendste von Allem. Wie eine lebendige Völkerkarte schattiren sich hier die auffallendsten Nüanceirungen der nationalen Gesichtsbildung und des Kolorits. Italiener, Ungarn, Franzosen, Holländer und Norweger stecken hier friedlich neben einander in gleichen Uniformen, wenn sie nur acht bis zehn Zoll über das ordinäre Menschenmaaß haben. Ist es aber nicht, als wäre die Kavallerie gegen den Fußgänger vernachläßigt? Allerdings; das war eine Marotte des Fürsten von Dessau, der Friedrich Wilhelm I. sonderbarerweise beipflichtete. Man gab damals auf den Säbel des Husaren wenig, und hielt eine Muskete für besser als drei Kürasse. Nur ein Regiment Dragoner will sich ein besseres Ansehen geben und seinem glänzenden Namen entsprechen; es sind zierliche Kinder aus Leipzig und Meißen, das sogenannte Porzellanregiment. Der König hatte dasselbe von der Majestät in Polen erstanden, und dafür nicht mehr gegeben, als ein Dutzend Vasen von chinesischem Porzellan; daher das Beiwort.

Eine Parade von 1718 dauerte nicht lange. Die Könige waren damals noch nicht in die traurige Nothwendigkeit versezt, an jeden Gardisten heranzureiten und ihm mit ihrem Daumen die Versicherung ihrer bürgerthümlichen Empfindungen zu geben. Die Suite war damals auch nicht so lang, wie ein Kometenschweif, sondern in wenig Augenblicken war Friedrich Wilhelm I. an den Regimentern entlang defilirt, und nichts konnte schneller abgemacht seyn als die Revue, die er die Truppen hernach passiren ließ. Dabei schmetterten die Trompeten der Porzellandragoner die neueste Komposition, die die Erstürmung Belgrads veranlaßt hatte und damals in der besten Gesellschaft Furore machte, das bekannte: Prinz Eugen, der edle Ritter; und um der tragischen Bestimmung der heutigen Festlichkeit mehr zu entsprechen, bliesen sie darauf noch eines, nämlich das Lied: Deutschland, ich muß dich lassen! in klagenden, hinsterbenden Klängen.

Nach dem Schlusse dieser militärischen Todtenmesse rief ein junger, noch von Kameraden umringter Offizier, den man vorhin an der Spitze eines Zuges der königlichen Garde hatte sehen können, einem Grenadiere, seinem Diener, zu, zeigte ihm einen mehrtägigen Urlaub an und übergab ihm mehrere seiner lästigen Effekten, mit der Anweisung, sich in der kürzesten Zeit zur Abreise auf das nahe gelegene Familiengut seines Herrn bereit zu halten. Der Hauptmann Bork war eine jener anziehenden Erscheinungen, die die Natur so selten hervorbringt, um den Besitz und die Nähe eines solchen Wesens zu dem beneidenswerthesten Glücke zu machen. Gefällig in seinen Formen, zuvorkommend in seinem Benehmen, war er eben so sehr der geliebte und geachtete Gefährte seiner militärischen Freunde, als der ausgezeichnete Schützling seiner höhern Chefs, bei denen er durch seine Fähigkeiten, seinen Diensteifer und seinen Ruf erreichte, was ihm durch seine Geburt (er war der Erhalter eines der geachtetsten Namen unter dem Adel des Vaterlandes) nicht hätte schwer fallen können. „Sie werden heut nicht in der italienischen Oper seyn?“ hieß es von dieser Seite. „Sie werden morgen die Gesellschaft beim sächsischen Gesandten versäumen?“ von der andern. „Sie wollen in der That nicht die schöne Diana und die noch reizendere Juno in Augenschein nehmen?“ fragte sonderbar genug ein ältlicher Major, und erregte damit ein Gelächter der Verwunderung. Es war nur von einem schönen Solosänger und einer braunen Stute die Rede. Während der Major anfing, sich über diesen interessanten Gegenstand zu verbreiten, trat der Hauptmann zurück und befand sich bald mit seinem Diener auf dem Wege zum Sitze seiner Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Präsident Jackson und das Bankunwesen.

Als Präsident Jackson dem Unwesen der kleinen Banken auf eine der Nationalehre, der öffentlichen Sicherheit und dem Staatskredit förderliche Weise steuern wollte, und die Maßregel in Anregung brachte, alle diese Privatbanken in eine wirkliche Nationalbank zusammenzuschmelzen, welche allein die Befugniß haben sollte, Geld repräsentirende Noten auszugeben, meinte er es offenbar zum allgemeinen Besten und hatte die Mehrzahl der Nation, aber nicht die Vermöglichern für sich. Alsbald ging der Zeitungskrieg an; die vorzüglichsten Blätter sprachen für die Sache, fielen aber nach und nach ab. Am besten kam Herr Webb, Milizobrist und Redakteur des Morning courier and inquirer dabei weg. Er ließ sich seinen Abfall mit vierzigtausend Dollars bezahlen, und machte sofort im März 1832 in seiner Zeitung bekannt: da er sich mit seinem Mitredakteur über politische Ansichten nicht einigen könne, so habe er für seine Person jeder Theilnahme an der Redaktion des Morning courier entsagt und ihn seinem Compagnon gänzlich überlassen, ohne daß durch diese Trennung das freundschaftliche Verhältniß unter ihnen gestört werde. Nach dieser Anzeige

möchte man wohl den Obristen für einen Yankee halten, denn unter dem Namen seines ersten Commis wurde nun die Zeitung wider Jackson fortgesezt. Webb, den die Pflicht der Dankbarkeit an den Präsidenten band, bewahrte dabei den Schein eines Ehrenmanns. Gegen solche Waffen vermag ein Präsident der Vereinigten Staaten, wenn er zum Besten der großen ärmern, betrogenen Klasse wirken will, mit seinen zwanzigtausend Dollars Gehalt allerdings so gut als nichts. Es besteht zwar dem Namen nach eine Nationalbank (united States-Bank), es kommt ihr aber dieser Titel nur in so fern zu, als sie sich ein Privilegium zur Besorgung der Nationalgeldangelegenheiten zu verschaffen wußte; in allem Uebrigen ist es nur eine Bank von Privaten, in deren Angelegenheiten sich die Regierung nicht mischen darf und die folglich keine Nationalsicherheit gewährt.

Wenn ich ein amerikanischer Bürger wäre, mir würde nach einem Staatsamte wahrlich nicht gelüsten: die Besoldung ist gering, von Ehre ist gar keine Rede. Wird ein Privatmann verunglimpft, so sieht er die Sache als Geschäftsmann an und läßt sich dafür bezahlen. Die Beamten werden mit den schändlichsten Verläumdungen überschüttet und müssen schweigen — das ist einmal so Sitte. Es gibt doch keinen Koth, in den man bei den lezten Reibungen nicht gegriffen hätte, um Jackson zu bewerfen. Wenn man den Zeitungen glaubt, so hat er seine Frau vergiftet, um seine Konkubine zu heirathen, hat mehr als sechzig Kinder mit Sklavinnen gezeugt, die er wieder als Sklaven behandelt und mißhandelt, ist eine englische Creatur, ein Hochverräther, der sich eine Menge Eingriffe in die Konstitution erlaubt, alle rechtschaffenen Beamten vom Dienst jagt, um deren Pläze an seine Spießgesellen zu vergeben, der nach unumschränkter Macht strebt, sich mit einem königlichen Hofstaate umgibt, europäische Etikette einführt, zwei Portiers hält, welche den Baarfüßern den Zutritt in den Gesellschaftssaal verweigern, wenn die quasi Majestät eine diplomatische Soirée gibt; seine wenigen glücklichen Waffenthaten sind mehr der Tapferkeit seiner Untergebenen, als seinen Talenten zu verdanken, und noch dazu hat er diese Lorbeern, aus persönlicher Rachsucht, mit dem Blute seiner Mitbürger befleckt, deren er 1815, bei der Vertheidigung von Neuorleans, sieben an der Zahl eigenmächtig auf einmal erschießen ließ, und dergleichen mehr. Ich muß gestehen, ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich diesen und ähnlichen Unsinn in mehr als zwanzig Blättern las. — Solche Lästerungen bedürfen keiner Widerlegung, sie zeugen aber unstreitig für eine Preßfreiheit, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Im Vorbeigehen wollen wir jedoch über die Hinrichtung der sieben Braven bei Neuorleans bemerken, daß, wenn General Winder einige Monate früher bei Bladensburg, wo er mit achttausend Mann, in einer äußerst vortheilhaften Stellung, das anrückende, kaum fünftausend Mann starke englische Korps empfangen sollte, seine ersten Ausreißer hätte erschießen lassen, sein Heer wahrscheinlich nicht auseinander gelaufen wäre; wenigstens hätte er eine Schlacht liefern und vielleicht seine Kanonen retten können, statt ruhig zuzusehen, wie General Roth mit seinen Truppen in Washington einzog und das Kapitol verbrannte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Die Befestigung von Paris.

Die Arbeit wurde begonnen; da jedoch kein Grund zur Eile da war, so ging sie sehr langsam von statten. Auch war man damals mehr darauf bedacht, Kapellen und Klöster zu errichten, als Festungswerke. Ganz anders aber wurde es, als im Juli 1830 die ältere Bourbonsche Linie aus Frankreich vertrieben wurde; denn nun hatte man sich gegen Kriege und Angriffe vorzusehen, und daher nahm man mit Eifer den alten Plan der Befestigung von Paris wieder auf. Man stieß aber nun wieder auf die alten Schwierigkeiten: Mangel an Raum und große Kosten. Auch fragte sich nun ernstlich, auf welche Art man eine so große Stadt befestigen solle. Sie mit Wällen und Schanzen zu umgeben und dem Geschüz einen freien Spielraum um die Stadt her zu verschaffen, war gar nicht thunlich. Man hätte ein halbes Jahrhundert damit zubringen und den Staatsschaz in Schulden stürzen müssen, um etwas Großartiges auszuführen, und dann hätte sich vielleicht ein bedeutender Theil der Einwohner anderswo niedergelassen. Von diesem Plane ging man also bald ab und beschränkte sich darauf, einzelne Punkte zu befestigen, welche die Zugänge der Stadt bewachen und beschüzen sollten. Dazu wurden von den Kammern die Kosten bewilligt, und es wurde mit den Arbeiten ziemlich rasch fortgeschritten. Allein es traten Umstände ein, welche dem Volke Mißtrauen gegen die Regierung einflößten: man fürchtete, es möchte Mißbrauch mit den anzulegenden Festungswerken getrieben werden, und man wolle dieselben nicht sowohl gegen den Feind von außen, als gegen die Pariser selbst gebrauchen. Man drang nun nicht mehr auf die schleunige Vollendung der Arbeiten; man ließ in den unabhängigen Tageblättern Aeußerungen vernehmen, die zu bittern Erwiderungen Anlaß gaben. So entstand eine Spannung zwischen Regierung und Volk, und in diesem Zustande hatten die Kammern bei der lezten Session zu entscheiden, ob neue Gelder bewilligt werden sollten. Die Deputirten verweigerten sie und verlangten erst ein besonderes Gesez über die Art der Befestigung mit einem Ueberschlage der Kosten. Die allgemeine Stimmung der Nation war nun nicht mehr zu verkennen, und die Regierung hätte so klug seyn sollen, die Sache ganz liegen zu lassen; denn wenn die Pariser nicht befestigt seyn, wenn die Repräsentanten der Nation die Kosten der Befestigungsanstalten nicht bestreiten wollen, warum sollte die Regierung eigensinnig den Plan verfolgen? Es ging ihr aber, wie es manchmal den Regierenden geht. Sie beharrte steif und fest auf ihrem Willen, Paris troz alles Widerredens zu befestigen. Nun wurde der Verdacht, als ob sie bei diesen Bauten einen geheimen Zweck habe, beinahe zur Gewißheit; der Lärm ging an, und im ganzen Lande erscholl der Ruf: keine Befestigung! Sie mußten endlich doch nach-

geben, die blinden und hartnäckigen Machthaber, und hatten noch viele Mühe, das Volk zu beruhigen, obschon sie es an der Verbreitung von Flugschriften nicht fehlen ließen. Vor der Hand sind die Arbeiten eingestellt; späterhin, bei veränderten Umständen, werden dieselben wahrscheinlich wieder vorgenommen werden. Man wird aber wohl thun, zu warten, bis es das Volk selbst verlangt. Es werden eben keine großen Kosten nöthig seyn, um die Hauptpunkte auf den zur Hauptstadt führenden Landstraßen zu befestigen. Das Geschütz vom Montmartre kann die Landstraße nach St. Denis, das Geschütz von den Anhöhen von Belleville und Romainville die Landstraße nach Meaux bestreichen. Zu Charenton und zu Sèvres sind die Uebergangspunkte über die Seine und die Marne leicht zu befestigen. Auf diese vier Punkte kann man sich beschränken. Die Pariser werden dadurch nicht eingezwängt und das um die Stadt her so kostbare Erdreich mit den darauf befindlichen Anlagen geht nicht verloren. Von der mittäglichen Seite hat Paris einen feindlichen Anfall wenig zu fürchten. Es liegt von dieser Seite so weit von der Grenze, daß, wenn der Feind von daher bis vor Paris gelangte, er beinahe schon von ganz Frankreich Herr und Meister seyn müßte, und alsdann würde der Widerstand wenig helfen. Indessen könnten späterhin auch auf den jenseitigen Landstraßen einige Anhöhen befestigt werden. Uebrigens haben solche kriegerische Anlagen für eine zahlreiche Bevölkerung immer etwas Erschreckendes, besonders in Ländern, wo man an das kriegerische Joch nicht gewöhnt ist, und es ist ihr viel lieber, wenn man Theater, Lustgärten, Fabrikanstalten anlegt. Glücklicherweise wird Alles jezt zusammen betrieben, und wenn einerseits etwas aufgedämmt wird, um künftige Festungswerke anzulegen, so wird andernseits manch friedliches Werk thätig begonnen. Die Pariser bekommen wieder Lust zum Bauen, nachdem sie einige Jahre lang diese Lust verloren. Sie haben eine Zeitlang zu viel gebaut, und dadurch ist Mancher zu Grunde gerichtet worden. Die Bevölkerung von Paris hat seitdem nicht zugenommen; neue Häuser sind also eben kein Bedürfniß. Allein nach der Revolution des Julimonates hatten sie kaum den Muth, ihre baufälligen Häuser zu repariren. In diesem Jahre nun ist ihre Regsamkeit wieder in Gang gekommen. Ueberall sieht man wo nicht neue Straßen anlegen, doch alte Häuser durch neue ersetzen. Auch die Bauten der Regierung, wovon mehrere in Stocken gerathen waren, werden mit Eifer wieder vorgenommen. Die gutmüthige Deputirtenkammer hat zu Allem Gelder bewilligt; also kann achtzehn Monate lang ohne weitere Bewilligung tüchtig darauf losgebaut werden. Es sind unterdessen junge Künstler emporgekommen, die nur auf eine Gelegenheit harrten, sich auszuzeichnen. Für diese beginnt eine goldene Zeit. Frankreich ist ein Land voll Reichthum, voll Kraft und Kunstsinn. Es ist des Joches, das ihm Adel und Priesterthum wieder auflegen wollten, entledigt; es kann sich jezt gemüthlich bewegen und ungestört handeln. Die lezte Kunstausstellung hat bewiesen, wie zahlreich die Menge der Kunstfreunde und wie groß die Konkurrenz der Künstler ist. Besser ist es, von ihren Händen Kunstwerke errichten zu sehen, als das Geld des Staates an Festungsbauten zu verschleudern, die einen zweideutigen Zweck haben, und oft doch wenig fruchten, wenn nicht der Sinn der Nation die Vertheidigung unterstüzt, in welchem Fall er sie wohl gar entbehrlich macht. Dg.

Zürich, den 9ten August.

(Beschluß.)

Literatur. Politisches Treiben.

Ergözlich ist der Ton, den einige dieser Journale führen. Die Baseler Zeitung und der Freiheitsfreund, die sich als Pole gegenüberstehen, geben als Radikale und Aristokraten den allertiefsten Ton der Leutseligkeit an, wie z. B. heute, da der leztere sagt: „Unter den Züricher Truppen herrscht ein guter Geist und eine große Sehnsucht nach dem Sarner Neste. Frisch zu und die Verräther bei den Köpfen genommen!“ Es ist Strohmeier, der also schreibt, und ich denke, wenn man irgend Unrecht hatte, ihn aus Deutschland wegen politischer Umtriebe zu vertreiben, so verdiente er es wohl des Styls wegen. Radikale und Aristokraten schimpfen und loben jeder auf seine Weise, und es gibt zum Glück auch Justemilieublätter, die über beide herfahren, wie z. B. die neue Züricher Zeitung. Diese kann wenigstens deutsch und sagt etwas, wenn sie spricht.

Ein sogenanntes malerisches Unterhaltungsblatt gibt hier seit einiger Zeit ein Straßburger Namens Seybel heraus. Der Mann rühmt sich, in Frankreich und Deutschland der Erste gewesen zu seyn, der die glückliche Idee gehabt, Bilderblätter zu einem Journal zu verfertigen, um dadurch den Text, der oft wohl das Publikum nicht anzieht, geschmackvoller, angenehmer, genießbarer zu machen. Was kann das aber helfen? Die Politik hat hier jezt Alles verschlungen, und ich habe es sogar auf den hohen Bergen, in den niedern Hütten gesehen, daß die Leute den Kalender nur lesen, weil er kannegießert. Ich bin wahrhaftig sehr neugierig, in diesem Sommer die Nachkommen Tells und Winkelrieds in den Urkantonen auf die Demokraten schimpfen zu hören, sie, die alten Urdemokraten. Man kann aus diesem gefährlichen Spiel entnehmen, wie sehr der Mensch zum Herrschen geneigt, wie wenig er es zufrieden ist, wenn Andere dasselbe Recht in Anspruch nehmen, dessen er sich bediente, um frei zu werden. Es ist immer ein Tyrann, wer zu befehlen hat, das Befehlen aber ist wie das Gehorchen ein Stück der Erbsünde, wofür es keinen eigentlichen Mittler gibt.

Während ich hier schreibe, probiren die Schützen vor dem Thore ihre Büchsen. Es kracht ordentlich in den Bergen. Wie ich höre, ist es den Studenten und jungen Leuten aus Zürich Ernst mit ihrem Vorhaben. In dem Kantonalverein haben sie von den alten Zeiten gepredigt und eine Adresse an die Tagsatzung votirt, worin sie zuvörderst auf Festlegung der Zugbrücken und Wegnahme der Stadtthore antragen. Den Bauern trauen sie mehr als ihren Stadtnachbarn, von denen je der dritte Mann ein Judas seyn soll, der dem Säckel zu Liebe keine Vaterlandsliebe habe. Wie traurig ist es, zu sehen, daß man die Freiheit, wie ein Geiziger seinen Schatz, bewachen muß.

Als Student half ich einmal ein Dorf exequiren, das sich vermessen hatte, auf dem Tanzboden vier Commilitonen, die sich Freiheiten gegen die Mädchen erlaubt, die Treppe hinabzuwerfen. Der wilde Haufe brüllte zum Thor hinaus: „Das Nest muß demolirt werden!“ Da kamen der Universitätsrichter, der Bürgermeister, der Landrath und sprachen: „Meine Herrn, Sie haben Recht; aber hören Sie mich, hören Sie die Stimme der Vernunft! Ihnen soll Satisfaktion werden.“ Es war vergeblich. Ein Witzbold rief: „Was, der Bursche will Vernunft haben?“ Der alte Chorus begann, und wir gingen hin, schlugen Thür und Fenster ein und sangen: „Ein freies Leben führen wir.“ Und es war gut; acht Tage nach dem Spaß that es uns leid und wir bezahlten den Bauern die Scherben. In Schwyz und Basel haben sie unsere Studentenfarçe en gros aufgeführt und die Exekution wird en gros vollzogen, mit dem Unterschied, daß die Exekutoren nicht großmüthig sind. Basel wird die Scherben allein bezahlen müssen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. August 1833.

Mars scheint bankrott in ihrem Bettelheer.

Shakespeare.
Heinrich V.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Das Milizwesen.

Die finanziellen Vortheile des Milizwesens unterliegen keinem Zweifel, geben aber keinen Ersatz für den Mangel an einem geübten Heer in Kriegszeiten; je mehr das Land sich bevölkert und kultivirt, je mehr bedarf es einer Macht, die nach strategischen Grundsätzen gebildet ist. Ohne die Vermittlung Rußlands würde dieses Bedürfniß in dem lezten amerikanischen Kriege ziemlich deutlich an's Licht getreten seyn, und schon jezt ist es allenthalben fühlbar, daß die paar Tausend Mann, meistens Irländer, die in den westlichen und nördlichen Grenzfestungen vertheilt liegen, dem Zwecke nicht entsprechen. Man wendet zwar dagegen immer den glorreichen Befreiungskrieg ein; allein seitdem haben sich die Verhältnisse geändert: die Taktik hat eine ganz andere Gestaltung bekommen, die Miliz immer mehr von ihrer alten militärischen Haltung verloren. Man sieht fast nichts als Obristen und Majors, und um eine Milizparade ist es etwas Lächerliches. Vier Mann im Gliede, auf beiden Flügeln ein Offizier, der Hauptmann voran, das ist eine Kompagnie. In doppelten Distanzen folgen nacheinander drei, vier solcher Glieder, und dieses ist dann ein Bataillon, vor dem die Fahne, von zwei Oberoffizieren begleitet, hergetragen wird. Ein Major oder Obrist kommandirt zu Pferd die Schaar, welche nie ohne Janitschaarenmusik, wie sie es nennen, aufzieht. Die Musikbande besteht meist aus acht Mohren in weißen Beinkleidern, hochrothen Aermelwesten und mit beliebiger Kopfbedeckung. Zwei blasen gellende Clarinette, drei lassen Trompeten schmettern, einer klopft unaufhörlich auf der großen Trommel den Baß dazu und zwei Tambours wirbeln drein. So geht's in Sauß und Brauß durch alle Straßen, und hiemit schließt sich die jährliche militärische Uebung. Wenn in größern Städten bei feierlichen Gelegenheiten, und sie wissen alle Augenblicke einen Anlaß dazu, acht oder zehn solcher Bataillons, sämmtlich mit klingendem Spiel ausrücken, und dann noch ein paar Feuerlärmen entstehen, was nie ausbleibt, und die Feuermänner mit ihren Spritzen, Leiterwägen und rothen und blauen Laternen herbeirasseln, wobei jeder in ein Sprachrohr brüllt, und sie nun unter einander und unter die Truppen gerathen, so gibt dieß einen Charivari, daß man meint, die ganze Bevölkerung sey toll und voll. Diese Auftritte sind indessen im Ganzen nicht unangenehm, sie unterbrechen einen Augenblick die schreckliche Langeweile, die der ewige Ernst, das gierig-geschäftige Krämerwesen über das einförmige Ameisengewirre einer amerikanischen Stadt verbreiten. Das ist aber auch die einzige Zerstreuung, die einzige Unterhaltung, die dem Fremden wird

Vielen gebildeten Amerikanern, unter ihnen besonders den Jacksonisten, wird das Milizwesen nachgerade ziemlich lästig. Sie suchen ihren Landsleuten die Nothwendigkeit einer regulären Truppenmacht vor die Augen zu rücken. Um das Milizwesen in Mißkredit zu bringen, sind sie auf den Einfall gerathen, es mit den Waffen anzugreifen, die in Frankreich ihren Zweck nie verfehlen, nämlich es lächerlich zu machen; sie bedachten aber nicht, daß sie es mit keiner so sensibeln Nation zu thun hatten. Die Uniform des Militärs besteht in grauen Kollets, weißen Pantalons, ledernen Czakows. Diese Kleidung trägt auch die Miliz, doch ist sie ihr nicht zum Gesetz gemacht; vorschriftsmäßig sind nur ein anständiger Anzug, Gewehr und Patrontasche. Die Gegner des Milizwesens haben sich zu eigenen Korps vereinigt und den Namen der „unüberwindlichen Bravos" angenommen. Zu Ende Oktobers 1830 las man nun folgenden Aufruf in den vornehmsten Zeitungen von Newyork, namentlich im Dayly advertiser, im Courier and inquirer: „Künftigen Freitag wird der General en Chef des edlen Korps der unüberwindlichen Bravos Heerschau und die gesetzlichen militärischen Uebungen abhalten. Die unüberwindlichen Bravos werden daher aufgefordert, sich an besagtem Tage in vorschriftsmäßiger Equipirung einzufinden und sich um zehn Uhr Vormittags vor City-Hall in Schlachtordnung aufzustellen.

Auf Befehl

der Major und Generaladjutant Brown."

Ich hielt die ganze Sache für einen Scherz und dachte, es werde dabei bleiben; allein am bestimmten Tage ertönte eine kriegerische Musik, so hübsch, wie ich sie noch nie in den Vereinigten Staaten gehört hatte. Sogleich begab ich mich auf den Broadway, und da standen richtig die „Unüberwindlichen" vor dem Stadthause. Es waren etwa dritthalbtausend Mann in vier vollständigen Bataillons, in drei Gliedern aufgestellt. Mit Ernst, Anstand und bewunderuswürdiger Präcision führten sie ihre Manövers aus. Wo und wann sie sich geübt, wie sie ihre Musik zusammengebracht, das ist mir immer ein Räthsel geblieben. Aber einen höchst sonderbaren Kontrast mit ihrer militärischen Haltung bildete ihre *vorschriftsmäßige* Equipirung. Von der ganzen Brigade waren auch nicht zwei Mann gleich gekleidet. Der General saß auf einem mit Federbüschen reich geschmückten Pferde in der Uniform eines französischen Grenadierzimmermanns mit Tornister und Schurzfell, den Marschallsstab in der Rechten; er trug einen langen Bart und verschiedene Ordenssterne auf der Brust; seine Bärenmütze war wenigstens vier Schuh hoch. Ein Obrist stellte einen alten französischen Marquis vor: frisirt, gepudert, Haarbeutel, chapeau-bas, runder gestickter Rock, kurze Hosen, seidene Strümpfe, Schuhe und Schnallen. Das zweite Regiment kommandirte Königin Elisabeth mit der Krone auf dem Kopf; ein Hermelinmantel deckte ihre breiten Schultern, und ein ungeheures, mit Silber gesticktes Schleppkleid fiel über die Croupe ihres Rosses. Die andern Stabsoffiziere hatten verschiedene europäische Infanterieuniformen an, trugen alle große Tornister, Schuhe und Kamaschen, zum Theil auch lange Bärte. Die Adjutanten saßen immer zu zwei auf einem Pferd und trugen eine gewaltig große runde Blechbüchse auf den Schultern. In Reih und Glied stand ein Don Juan neben einem schwäbischen Postillon, der jedoch nur einen Stiefel anhatte, Ritter Bayard, ein Chinese, ein Harlekin, eine spanische Grandezza, ein geharnischter Mann, Leute, die auf der einen Seite als Kavalleristen, auf der andern als Infanteristen bekleidet waren, in buntem Gemische die verschiedensten Uniformen aller Potentaten; kurz die Nationaltrachten der ganzen Welt aus allen Jahrhunderten standen hier unter einander mit Gewehr und Patrontaschen. Der Regimentstambour war ein kolossaler Cupido mit ungeheurem Köcher und Bogen. Merkur, die Jungfrau von Orleans, ein Templer und ein römischer Liktor traten in den Saal des Senates und holten die Fahnen ihres Bataillons. Sodann gingen die Kolonnenmärsche durch die Stadt an, die bis vier Uhr Abends dauerten. Nur der Fastnacht Dienstag der Pariser kann mit diesem Aufzug verglichen werden; gedachte man aber der bei diesem Karnevalsspaße herrschenden unendlichen Lebendigkeit, so that diese komische offizielle Gravität der Unüberwindlichen eine unbeschreiblich burleske Wirkung.

Der Spaß ist ganz ruhig und ernst abgelaufen, ob er aber den beabsichtigten Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; aus den Gesichtern der Zuschauer ließ sich so wenig abnehmen, als wenn es Chinesen gewesen wären. Verblüfft standen sie da und staunten über die streng militärische *vorschriftsmäßige* Ordnung, die jede Einschreitung im Namen des Gesetzes unzuläßig machte. Es erschien bald darauf eine Art von Kritik dieses Vorfalls in der Zeitung; allein weiter kam es nicht; man wollte wissen, sie sey von den Unüberwindlichen selbst ausgegangen, um die Gesinnungen der Gegner zu sondiren und sie zu einer Controverse zu verleiten. In Amerika diskutirt man nie anders als mittelst der Zeitung; in Gesellschaften ist man stumm und schlürft den Thee, und außer dem ist man mit der Arithmetik beschäftigt.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war schon tief vom Scheitelpunkte herabgestiegen, als die beiden Reiter sich den freiherrlich Borckschen Besitzungen näherten. Die Mark, so öde und

traurig sonst der Anblick ist, den ihr Boden gewährt, überrascht dennoch an häufigen Stellen durch eine plötzlich reichere und üppigere Vegetation, wie aus den unermeßlichen Sandwogen der Wüste blühende Oasen hervortauchen. Leider konnte man an den Gartenanlagen und Baumpartien, die den Hauptmann und seinen Diener jezt aufnahmen, eine mehr als sorgfältige, eine künstlich nachhelfende Hand wahrnehmen, die oft mit recht barockem Geschmack die üppigen, freiausgeschlagenen Triebe der Bäume und niedern Hecken beschnitten hatte, und durch die sonderbaren Grundsätze der damaligen Sitte und Mode entschuldigt wurde. Es war ein luftig und freigelegenes Wohngebäude, umgeben von einer reichen Anzahl von Wirthschaftshäusern, von Pappelalleen und einem spiegelklaren, durch buntes Geflügel aller Art belebten See, das der Hauptmann endlich erreicht hatte. Viele geschäftige und bewillkommende Hände und Füße umringten ihn, er sprang schnell vom Pferde und entzog sich diesem Wetteifer von freundlichen Gesichtern, der dem Vornehmen auf die Länge so zuwider werden muß.

Der Garten, in den sich jezt Aemilius (mit diesem zutraulichen Vornamen wagten die ältern Diener den jungen Mann, den sie als Knaben oft auf den Beinen geschaukelt hatten, zu benennen) mit eilendem Schritte begab, war ein Prachtstück für die damaligen Anforderungen. Dieser Garten konnte für eine Musterkarte aller Schnörkeleien und Phantasien gelten, mit denen le Nôtre die alte Gartenkunst revolutionirt hatte. Der alte Freiherr Vorck, der in seinen jungen Tagen Versailles gesehen, hatte seinem Gartenkünstler selbst die Zeichnungen für dieß märkische Wunderwerk angegeben. Die Architektur hatte nicht nur die Feldsteine zu Grotten, Wasserfällen, künstlichen Abhängen und römischen Wasserleitungen veredelt, sondern aus der Gartenscheere selbst war ein Meißel geworden, und die dichten Hecken vertraten die Stelle des Marmors. Was wir jezt grauenhaft und schwangern Frauen gefährlich finden würden, nannte man damals schön. Diese Elephanten, Einhörner, Schäfer und Lämmer, die gar künstlich aus einer hohen Taxushecke geschnitten waren, galten unstreitig für Triumphe der bildenden Kunst, wenigstens hatte man sie so vielfach bewundert, daß der Freiherr mit Recht stolz darauf seyn konnte. Dieser selbst aber, einer der hundert Kammerherrn, die Se. regierende Majestät als ein höchst unnützes und zugleich kostspieliges Stück der Hinterlassenschaft ihres höchstseligen Herrn Vaters verabschiedet, saß mit seiner Gattin und Tochter in einem kleinen chinesischen Tempel, dessen Seitenwände durch terrassenförmig aufeinandergestellte Prachtexemplare von Harlemer Tulpen und Aurikeln gebildet wurden. Es ist sehr nothwendig, zu wissen, wie sie bekleidet waren, und wir gehen mit Vergnügen an diese Mittheilung.

Von einem Negligé, einem leichten Hauskleide, wußte diese gute Zeit unserer Urgroßväter noch nichts. Wo sie gingen und standen, waren sie in einem Aufzuge, als könnten sie stündlich zur Cour oder zu einem Jeu de patience mit der ältesten Hofdame berufen werden. Um des Herrn Kammerherrn strahlendes Haupt wallten die Fluthen einer unendlichen Allongeperrücke, das Ueberkleid, dieß merkwürdige Justemilieu zwischen Frack und Oberrock, zierten mehrere einheimische und fremde Orden, von denen diese in Kriegsläuften immer so häufig waren, als jene im Frieden selten; mächtige Stickereien rieselten durch das lange, seidene Gilet, ungeheure Manchetten flossen aus den kurzen Aermeln des theegrünen Oberkleides und funkelnd glänzten an den Schuhen die goldenen Schnallen. Und Sophiens und des Hauptmanns Mutter! die anmuthige, liebe, kleine Frau! Das lange, seidene Kleid, pfirsichblüthfarben, mit eingewirkten Blumen von derselben Farbe, stand ihr allerliebst. Das etwas in's Gelbliche gepuderte, wundersam verschlungene Haar war von einer flornen Flügelhaube, die aber nur auf ihm zu schweben schien, bedeckt, einer Haube, deren Fittige unter dem Kinn unvermerkt zusammenflogen und diesem eine noch immer anziehende Rundung gaben. Ueber ihre ganze kleine Figur floß von den Schultern herab ein weißes Mäntelchen, dessen Zipfel, sorgfältig unter der Brust zusammengesteckt, zulezt ganz schmal den enggeschnürten Latz herabhingen. Allerdings war dieser Aufzug auch für Sophiens Erscheinung die gesetzgebende Analogie. Doch fielen bei ihr die Haken an den Schuhen weg, die lange Schleppe inkommodirte sie nicht und der Puder lag nicht so dick auf ihrem schönen Haupte. Und bleibt es nicht unbestritten, daß sich die Reize der Natur von keinem, selbst dem albernsten Geschmacke verdrängen lassen? Ueber jede Caprice der Mode muß die Göttergestalt einer Hebe den Sieg davontragen.

„Hat Euch der Kanonendonner die Thränen aus den Drüsen gepreßt?" rief der Kammerherr dem eintretenden, von den Seinen freudig begrüßten Sohne und Bruder entgegen. „Sonderbare Feierlichkeit!" fuhr er darauf nach der Bewillkommung fort. „Ich habe den Seligen immer für einen Fürsten gehalten, wie der Potentat nicht seyn muß, und doch trage ich seit gestern schwarz angelaufene Trauerknöpfe." Das war ein Steckenpferd des alten Herrn, auf Karl XII. Satiren zu machen. Es hatte ihm nie an diesem Monarchen gefallen wollen, daß er die civilisirteste Nation der Welt verachtete, eine Nation, die kennen zu lernen der Kammerherr noch immer für das größte Glück eines Menschen, geschweige eines nordischen Menschen hielt. Sophie war stets so bescheiden, auf die Ideen ihres Vaters einzugehen. Sie fuhr also zum einsylbigen Bruder fort: „Auch wir dürfen trauern, aber in unserer Weise. Die

nächste Anglaise, die Du tanzen darfst, wird Dir schon für morgen gestattet. Der Trauerrost, von dem heute noch die Galanteriedegen der Herren angelaufen sind, wird vor den strahlenden Kerzen des morgenden Festes verschwinden.“ Und dabei sah sie lächelnd in das zerstreute Auge des Bruders, und schmeichelte ihm mit aller Zärtlichkeit, die eine Schwester ihrem Bruder nur schenken kann. Dieser aber antwortete mit kurzen Lakonismen, bis er Zeit gewann, nach dem unter den Versammelten fehlenden Gaste, seinem neuen Freunde, zu fragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Julius.

Allerlei aus dem Murgthal.

Das Thal von Baden ist recht anmuthig; wer aber die pittoresken Wellenlinien, das saftige Grün und die wogenden Waldwipfel der Berge in voller Schönheit sehen und die üppigen Fluren, in Verbindung mit Wiesen, Dörfern und zerstreuten Obstbaumgruppen, durch welche sich ein mäandrischer Fluß in wiederkehrendem Glanze hindurchwindet, bewundern will, der gehe hinaus aus dem Krater der dampfenden Quellen und folge der zu dem Behuf über die Hügelzinnen angelegten Gernsbacher Straße. Das Murgthal ist eine wahre terra di lavoro, wo selbst die Felsenzinken dem Landmann, dem Winzer oder Forstmanne ihren Tribut zollen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich darin blos Engländer. Diese Sonderlinge haben in der That ein feines Gefühl für solche Naturschönheiten, und selbst ihre Weiber verschmähen es nicht, nachdem sie zu Wasser, zu Wagen und zu Roß durch viele Länder geflogen, meilenweit auf Wald- und Felsenpfaden herumzulaufen und, sobald sie auf ein ihnen zusagendes Plätzchen gekommen, ihr „comfortable“ auszurufen. Ich habe es gesehen, daß die trotzigsten Ladys zahm und mild wie Turteltäubchen, die stolzesten Amazonen sanftmüthig wie Hirtenmädchen im Angesicht einer romantischen Gegend wurden. Da fühlten sie das Bedürfniß, ihr großbritannisches Toryherz, das in England jeden Menschen, der zu Fuß dahergeht oder bei schlechtem Wetter einen Regenschirm mit sich führt, naserümpfend Whig nennt, zu öffnen, und sie ließen sich, Rang und Reichthum vergessend, herab zu einem Ziegenhirten. Es ist ein wahrer Genuß, diese schlanken, meist sehr hübschen Weiber das Deutsche radbrechen zu hören; sie stottern ohne Ausnahme.

Als ich aus Gernsbach hinaus auf Schloß Eberstein wandelte, welches das ganze Murgthal, die Ebene bis an und über den Rhein und das Land hoch hinauf in den Schwarzwald beherrscht, ritten, stattlich mit Sonnenschirmen bewaffnet, vier weißgekleidete Franzosen — Kerle in steifleinenen Kleidern, nach Falstaff, denn Alles an ihnen stand wie Pappdeckel bis zur Halskrause — aus dem Badehause am Wasser den gewundenen Pfad hinan, der sehr steil ist. Ihre Esel mußten wie die Reiter guten Hafer bekommen haben, denn sie waren sehr muthig und bäumten sich und sangen, gleich ihren Reitern, daß die Mädchen, welche am Berge Kartoffeln aushackten, vor Staunen pausirten. Was gilt die Wette, dachte ich, ehe diese Klepper auf die Burg kommen, haben sie ein Unglück angerichtet. Und hoch auf der Terrasse des Kastellankaffeewirths stand ich, die steinerne Sau bewundernd, welche, eine Kopie der zwei berühmten antiken Schweine im Vatikan und im Louvre, auf einer Säule des Thurms steht, woran noch die alten markgräflichen Wappen prangen; da bemerkte ich, wie unten im Hohlweg, wo der Pfad sich spaltet und in entgegengesezter Richtung ins Thal hinabführt, die muthigen und vielfach gespornten Thiere sich instinktmäßig widersezten, den steilen Mittelweg einzuschlagen. Vergebens schlugen und fluchten die Reiter; ehe sie es sich versahen, wandten sich die Esel und liefen, Hurrah schreiend, in die breite Thalschlucht, sämmtlich die Franzosen zu Boden werfend. Ich ließ mir den geschundenen Arm eines französischen Marschalls in spe zeigen — der Mann war Oberlieutenant — und sagte mit der philosophischen Miene eines Feldscheers: „Vous avez eu tort de forcer votre animal; d'ailleurs sa race supporte beaucoup, avant de se revolter.“

Wenn Goethe hier gewesen wäre, so würde es ihn gefreut haben, daß das Volk im Thal hier auch sein Mährchen vom Erlkönig hat. Ich habe es mir von einer Dirne mit großen schwarzgrauen Augen erzählen lassen, als ich auf den gothischen Thurm ging, welchen, nach der Versicherung derselben, der Großherzog allemal besteigt, wenn er nach Eberstein kommt. Der Erlkönig soll gar den ersten Stein des Schlosses gelegt haben, welcher ein Diamant war, so groß wie der Lurleifelsen. Ich fragte sie auch nach der Erbauung und Renovation des Schlosses, nach den Wappen und den Schießscharten, die an demselben angebracht sind; aber sie wußte davon nichts weiter, als daß die Ritter zur Zeit dort ihre Büchsen angelegt und das Wild, welches dicht ans Schloßthor gekommen, geschossen hätten. Wirklich sieht man jezt im Innern des Schloßhofs eine Reihe stolzer Hirschgeweihe mit großen Tafeln, worauf geschrieben steht: „Heute den und den haben Se. Erlaucht der Markgraf diesen Bock geschossen.“ Es ist recht schade, daß diese Sitte, die Böcke zu notiren, abgekommen ist, seit das Waidwerk nachläßt.

Wenn ich sagte, die Landleute hier kennen den Werth des Geldes nicht, so wäre das eine arge Lüge. Meine Kleine, die nicht wußte, wozu die Schießscharten in der Burg gedient, verstand vollkommen genug französisch, um einer Koppel Engländer, die in der Gartenlaube Thee getrunken hatte, acht Gulden abzufordern. Als sie die Münze in ihre grüne Schürze eingesargt hatte und damit wie die Putiphara im Cervantes, die der weise Sancho richtete, davon gelaufen war, hörte ich sie unten sagen: „Ich wollte, es kämen lauter Engländer und gar keine Deutsche mehr.“ O Vaterland! und in dir singt man patriotische Lieder, worin von alter germanischer Tugend und Unschuld die Rede!

Vom Schlosse Eberstein, das wohl nur eine spätere Erscheinung im Thal und ein Filialgut der alten Ebersteiner ist, deren Burg in Ruinen gegen den Rhein hin am Ausgang des Murgthals liegt, führt ein labyrinthischer Waldweg über die Teufelskanzel ins Bad zurück. Ja, der Harz, der Brocken hat nicht allein seine Teufelskanzel, zu Baden-Baden predigte seine Erlaucht auch einmal, als die Druiden noch das Regiment führten und von hohen Steinen herab das Volk haranguirten. Wer weiß, ob nicht an diesem Fleck die ersten Demagogen Reden hielten, ob hier nicht ein Hambacher Fest zu Cäsars Zeit gefeiert wurde, auf welchem ein altdeutscher Advokat von Einheit und Stärke, Bund, Treue, Ehre, und sonstige große Worte sprach?

Spät kam ich zurück in die Stadt, wo unterdeß von Straßburg die telegraphische Depesche angekommen war, daß in den drei Julifeiertagen Ludwig Philipp, König der Franzosen, nicht gestürzt worden, sondern daß Alles ruhig abgelaufen sey. Ich schlief darauf ganz sanft ein in Friedensgedanken und träumte vom Telegraphen und der Teufelskanzel.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. August 1833.

Und jetzo hat sie überwunden,
Sie wird des Siegers Siegerin.

Grüneisen.

Ludwig von Baden.

Spielend mit des Sohnes Locken,
Seinen Arm um ihren Leib,
In dem Schall der Abendglocken
Sizt er neben seinem Weib.
„In den süßen Abendfrieden
Blickst du düster auf dein Land?
Dem du dieses Glück beschieden,
Hat es sich von dir gewandt?“

„„Nimmer meine Seele weise
Nach dem kleinlichen Gebiet,
Das im engen Zauberkreise,
Meine Kraft zusammenzieht.
Was ein Auge überblicket,
Stillet mein Verlangen nicht.
In die Geisterwelt entrücket,
Träum' ich mich in Lust und Licht.““

„„Und auf hohen Thron erhoben,
Als den Herrn im Heiligthum,
Dem die Helden sich geloben,
Schau ich sehnend nur den Ruhm.
Such ich Lust in deinen Armen,
Frieden in des Knaben Blick,
Ach, ein Armer unter Armen
End' ich ruhmlos mein Geschick!““

Und die Gattin geht in Zähren,
Nimmt den Knaben schweigend mit;
Doch er sieht sie wiederkehren
In der Freude leichtem Schritt.
Seinen goldnen Fürstendegen
Bringt sie ihrer Liebe Mann,
Und der Sohn jauchzt ihm entgegen,
Trägt den Harnisch ihm heran.

„Was, mein Herr, du dir erwählet,
Gilt als ein Gebot für mich.
Lieb' und Ehre sind vermählet,
Und die Liebe waffnet dich.
Meine Ehre du, ich warte
Deiner mit der Siegerkron.
Wenn ich, ach, vergebens harrte,
Wahr' ich sie für deinen Sohn.“

Und sie gürtet ihm den Degen,
Panzert ihn mit flinker Hand;
Unter hellen Trommelschlägen
Zieht sein Häuflein aus dem Land.
Nach des Sultans falschen Gränzen
Flattert ihrer Fahne Flug,
Als der hellste Stern zu glänzen
In dem deutschen Heereszug.

Seines Eisenarmes Schwere
Furchet tief im Leichenfeld.
Sieh, da speit die wilden Heere
Flammend aus die Heidenwelt.
Des Propheten Fahne wehet
Wie ein Sturm die Schaaren hin;
Den Vezir, von Stolz geblähet,
Lüstet wieder es nach Wien.

Wer bestehet seine Streiche?
Schwache Schaar, wer schirmt dich noch?
Siehst du nicht die junge Eiche?
Ueber Trümmern steht sie hoch:
Der von Baden wird dich retten,
Ist dein neuer Feldmarschall;
Schüttle weg des Schreckens Ketten,
Er ist dir ein Hort und Wall.

Vor des Lagers bunten Strecken,
In der fremden Waffentracht,
Seht ihr sie die Felder decken?
An des Zeltes Seidenpracht
Hebet der Vezir den Säbel:
Seine Haufen ohne Zahl,
Wie die dicken Winternebel,
Brausen lärmend aus dem Thal.

Kleine Schaar du, frisch entgegen!
Ordne deine Glieder dicht!
Du sollst sie zu Boden legen,
Wie der Strahl den Nebel bricht.
Deine weißen Reihen rollen
In des Heeres Riesenball,
Langsam erst, dann schnell, im vollen
Fluge, wie des Felsen Fall.

Wie die Feinde mordend drücken,
Immer fester geht dein Gang,
Denn dein Marschall in dem Rücken
Treibt dich wie des Sturmes Drang.
Und er bricht durch deine Glieder,
Wie aus seinem Bett das Meer,
Tritt wie Halme alles nieder
Mit dem kleinen Reiterheer.

Und er steht auf Waffentrümmern
Im erstürmten Feldherrnzelt;
Ferne Todtenklagen wimmern
Vom ersiegten Waffenfeld;
Blutige Gestalten wanken
Zu den Feuern vor der Wacht;
Ueber den Gefangnen schwanken
Blanke Flinten durch die Nacht.

Wie die Lilienhäupter schauen
Nach des jungen Tages Stern,
Blühn des Harems schönste Frauen
Knieend um die neuen Herrn,
Harren, wer ihn soll umschlingen
Bei des Lagers weicher Ruh;
Pfeifen und Trompeten klingen
Ihm den Marsch des Sieges zu.

Was die Wunderblumen bieten,
Fasset nicht der edle Sinn;
Schmachtend nach der Ferne Blüthen
Träumet sich die Seele hin:
Seines Knaben blonde Locken,
Seines Weibes treue Brust
Möcht' er fassen mit Frohlocken
In des Wiedersehens Lust.

Und der Sultan bietet Frieden.
Von dem Monde langen Strauß
Hat der Sieger sich geschieden,
Kehrt zu seiner Väter Haus.
Staunend hält er auf der Brücke
Seiner Stadt mit seiner Schaar:
Nimmer stellt sich ihrem Blicke
Seiner Väter Wohnung dar.

Wie des Ruhmes Tempel breitet
Sich umher ein hohes Schloß;
Seine Priesterin, sie schreitet
Liebend auf den Helden los,
Krönt ihn mit dem Siegerkranze,
Sinkt ihm fröhlich in den Arm,
Bei der Schlachttrophäen Glanze,
In des Volkes Jubelschwarm.

„Sieh, Herr, was wir dir bereitet!
Zieh in deiner Väter Haus!
Treu von Lieb' und Ruhm begleitet,
Lächle in dein Land hinaus! —“
„„Ja, der Sieger ist bezwungen
Von der Liebe treuer Hand.
Was er suchte, ist errungen,
Nimm mich auf, mein Vaterland!““

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Der Kammerherr erklärte, daß sich Chevalier Clement heute nur auf einen Augenblick habe sehen lassen, und die Mutter sezte geheimnißvoll hinzu, er habe sich eingeschlossen, er müsse tief in Geschäften seyn, sie finde

übrigens in ihm einen gar anziehenden Mann, und Sophie meinte, dieß sey recht sonderbar, und erröthete leise. Alle aber drangen in den Hauptmann, die Art, wie er diese interessante, mysteriöse Bekanntschaft gemacht, zu erzählen, weil er es noch nicht gethan und doch versprochen. Allein er lehnte es auch heute ab, was jedoch kein Grund ist, daß wir es nicht wissen sollten. Es ist eine Geschichte, wie sie heute ein junger Mann in Paris, London oder Wien täglich erlebt und sie doch nicht in der Familie erzählen kann.

Der junge Freiherr hatte sich in Dresden mehrerer diplomatischen Aufträge zum Theil entledigt, und fing jezt an, aus dem großen Freudenbecher, den eine so glänzende und volkreiche Stadt der Jugend an den Mund sezt, einige mäßige Züge zu thun. Signora Palazesi bezauberte das Publikum durch die Klänge ihrer Kehle und die noch herrlichern Reize ihrer hesperischen Formen. Borck hatte sie die Mirza in Moses singen hören, er war ihrem Wagen gefolgt, ihr zu Füßen gesunken; sie lächelte und zog ihn sanft auf das seidene Polster. Von nun an konnte man, wenn die Glocken der Stadt sich anschickten, die vorlezte Stunde vor Mitternacht zu schlagen, immer eine verhüllte Gestalt aus der Wohnung der gefeierten Sängerin schleichen sehen, ehe sie ihre marmornen Glieder auf das weiche Pfühl warf. Mit dieser Annahme schmeichelte sich wenigstens der märkische Ritter, bis ihm ein vermummtes Mysterium eines Abends, als die Stundenhämmer der Stadt eilfmal auf die Metallstäbe schlugen, auf die Achsel klopfte und ihn ersuchte, nur noch fünf Minuten vor dem Tempel seiner Göttin die Sterne flimmern oder ein Johanniswürmchen vorüberleuchten zu sehen. Sie mochten kaum vorüber seyn, als Borck einen Doppelgänger zu erblicken glaubte, nur mit dem Unterschied, daß dieser dorthin ging, wo er her kam. Das war Verrath, schnöde Untreue; es erfolgte eine Verabredung zwischen dem Getäuschten und seinem Nachfolger, zu Ehren der edlen Dame sich wechselseitig ihr purpurrothes Kavaliersblut abzuzapfen. Der Vermummte mit seinen Sternen und Johanniswürmchen war verschwunden und erschien auch nicht eher wieder, als bis er freilich sehr nöthig war. Er bat die jungen Nebenbuhler, die er schon in schußgerechter Entfernung überraschte, ihrem Zorne die Wassertaufe zu geben, zu einer bestimmten Stunde sich wieder an der Eingangspforte ihrer Wonne zu postiren, dann aber auch kein Auge von ihr zu verwenden. Und das geschah; man sah einen dritten Doppelgänger, blies lachend das Pulver von der Pfanne und trennte sich, dem Unbekannten danksagend, der inzwischen in Nacht zerflossen war. Als sich aber der Hauptmann zum lezten Male beim Marschall Flemming, dem ministeriellen Cerebrum des großen und riesenstarken August von Polen und Sachsen, befand und sich für den preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Herrn von Ilgen, von Seiner Excellenz die gnädigsten Aufträge erbat, da ging ihm ein Flor über die Augen und er sah verlegen auf die erhaltenen Depeschen; denn es war in das Audienzzimmer ein Mann getreten, den er schon gesehen und der ihn seinerseits zweimal schon auf etwas aufmerksam gemacht hatte, was er noch nicht vergessen. Von diesem Augenblicke, oder vielmehr von der ersten freien Stunde an, wo er den im Hause des Marschalls so vertrauten Fremden aufsuchen und ihn allein begrüßen konnte, entspann sich die Freundschaft zwischen dem Bruder Sophiens und dem Chevalier Clement, der jenen schon oft in den Cirkeln Dresdens gesehen und eine Theilnahme für ihn gefaßt hatte, wie sie der junge Mann verdiente. Eine andere Absicht durfte man kaum annehmen. Dieß alles, wie er Clement, einen ungarischen Edeln, für den sonderbarsten, aber achtungswürdigsten Mann erkannt, wie er ihn auf den Sitz seiner Eltern eingeladen und ihn hieher gebracht habe, und wie dieser sich jezt einschließe und nichts als Briefe nach allen Gegenden der Windrose zu schreiben scheine, und wie er ihn nach dem morgenden Feste gen Berlin, wo er unzweifelhaft eine sehr hohe Sendung habe, geleiten werde, das alles erwog der Hauptmann, und beugte sich zu seiner Mutter herab und führte sie zum Schlosse hinauf, wie der Vater eben mit Sophien that. Man war vor hundert Jahren weit höflicher, als jezt, und behandelte sich selbst in der Familie mit einer gewissen zurückhaltenden, fremdthuenden Achtung.

Die hundert von Friedrich Wilhelm I. in Gnaden entlassenen Kammerherrn hatten mit ihren goldnen Schlüsseln auch die Salonsfreuden aus der Residenz auf ihre Landsitze genommen und zugleich, wie sie meinten, den Glanz und den Ruhm dieser noch jungen Monarchie, deren Begründer so glücklich mit Ludwig XIV. gewetteifert. Seither pflegten die edeln und tonangebenden Familien statt der eingestellten Festlichkeiten, die sonst das jezt wieder so einförmige Leben der Residenz verherrlichten, die glänzenden Versammlungen zu besuchen, welche abwechselnd in der Umgegend von den Standespersonen mit eben so viel Geschmack als Freigebigkeit veranstaltet wurden. Herr von Borck war in Versailles gewesen, er verstand es ausnehmend, wie man den Ton, die Sitte und den Stand ehren müsse, und die zahlreichen Nobilitäten, die seine Bälle besuchten, gaben ihm mit Vergnügen das Zeugniß, daß er sie alle übertreffe, wenn die Reihe der Festivitäten an ihn komme. Und so hatten ihn auch heute die Lobeserhebungen bereit gefunden, von ihm empfangen zu werden, und je rauschender die strahlenden Salons widertönten, je glühender die Tänzerinnen sich auf die Ottomannen warfen und je tiefer die Tausende von Wachskerzen niederbrannten, desto verklärter strahlte sein Angesicht, desto jugendlicher schienen sich

die weggeschminkten Falten desselben in der That auszuglätten. Und in seiner Ehefrau (sie war eine geborne von Köckeritz) stiegen Erinnerungen schönerer, d. h. jüngerer Tage auf, wo ihre blendende Erscheinung in den Sälen des königlichen Schlosses oder des Ritterschaftsgebäudes in der Klosterstraße die Augen der Bewunderung und die Zungen des Neides bannten, und wo unter ihrem gelben Puder sich noch blondes Haar und kein graues fand. Das empfanden Alle, die jezt ihre Töchter die bedeutsamen Menuets mit derselben Grazie tanzen sahen, mit der sie selbst vor zwanzig Jahren die Elite des Ukermärkischen Adels bezaubert. Sophie aber, die Schönste unter den Schönen, hing am Arm ihres Bruders und an den Lippen des stolzen, schönen Mannes, der sie beide begleitete. (Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

Land und Volk.

Schon seit einigen Jahren habe ich im Morgenblatt Manches über Sitten, Landesbeschaffenheit und Administration Savoyens mitgetheilt. Die neuesten Umstände dürften es interessant machen, jene Darstellung durch neue Daten zu ergänzen, und dabei mit unpartheiischer Lokalkenntniß zusammenzustellen, was über diesen Gegenstand neuerdings in französischen Schriften ausgesprochen worden ist und was sich darauf erwidern läßt.

Wenn man die Gletscher ausnimmt, sagen die Franzosen, so hat Savoyen noch wenig die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt, und die Geschichte spricht nur über die Einwohner, um von dem Druck zu reden, der auf ihnen lastet, von ihrer Treue, von ihrem Elend und ihrem Muthe. Warum fehlt doch dem Land, dessen kühne Berge an den Himmel stoßen, alle freie Bewegung, alle ächt menschliche Entwickelung? Sieht man diese majestätischen Felsen, die über die Wolken ragen, so denkt man unwillkührlich an die Würde und Größe des Menschen, von ihr aber sind hier nur wenige Spuren zu sehen. Im Westen, zwischen Frankreich und Savoyen, besteht keine natürliche Grenze, denn Flüsse sind keine Scheide, sondern ein Verbindungsmittel. Wer das Land bereist, diesseits und jenseits der Rhone und des kleinen Guiers, gewahrt keinen Unterschied, auch nicht in der Landessprache, die bekanntlich in mehreren Ländern des alten Königreichs Burgund, im Waadland und in den französischen Departements Ain, Isère und Rhone gleichförmig gesprochen wird. Ganz anders ist es im Osten, denn hier trennt ein furchtbarer Alpen- und Gletscherwall Savoyen von Piemont, und über ihn kann man nur auf zwei Wegen dringen, über den Mont-Cenis und über den kleinen Bernhard. Fast eben so scharf trennend und scheidend, als diese Gebirgskette, ist die sittliche und sprachliche Verschiedenheit der Savoyer von den Piemontesen. Vieles hat seit Jahrhunderten zusammengewirkt, um diese Verschiedenheit in Haß zu verwandeln. Während der Lauf der Rhone und des Guiers etwa nur eine gute Provinzial- oder Distriktsgrenze bildet, sind die kottischen und grajischen Alpen eine mächtige Mauer. Die Savoyer haben daher auch mit den Franzosen in Sitten und Gewohnheiten viel Aehnlichkeit, besonders in den südlichen und südwestlichen Distrikten, denn in Genevois, Carouge, Chablais und Faucigny haben sie durch ihre vielfache Verbindung mit Genf und der Schweiz etwas Schweizerisches angenommen. Arbeitsamkeit, Fleiß, Redlichkeit, Freundlichkeit und Gastfreundschaft herrschen überall vor. Die Einwohner von Genevois und der untern Maurienne gleichen aber den heitern und kräftigen Gebirgsmännern des Faucigny wenig; durch die Nachbarschaft und den vielfachen Verkehr mit Genf erwerben sie mehr, ihr Gemüth bekommt eine ganz andere Richtung, und bei ihnen herrscht eine größere Wohlhabenheit, als in den südlichen Provinzen möglich ist. Die Nachbarschaft und die Verwandtschaft in Sitten und Sprache sind die Ursachen, warum mehr Savoyer nach Frankreich, als nach andern Ländern auswandern, gewöhnlich schon mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre. Seit der Restauration hat diese Auswanderung immer zugenommen, so daß es jezt viele Orte im Lande gibt, von denen früher Niemand ausgewandert war, während jezt mehrere Hundert Einwohner in der Fremde sind. Man weiß mit Gewißheit, daß in Paris drei- bis vierhundert junge Leute aus einer und derselben Gemeinde Obersavoyens leben. In ganz Frankreich zählt man mehr als hunderttausend Savoyer, während das Land jezt höchstens 560.000 Einwohner hat. Alle, die Savoyen bereist haben, versichern, daß man nirgends so viel Herzlichkeit, natürliche Milde und Güte finde, als in diesem Lande. Niemals fielen hier rohe und barbarische Handlungen vor, wie in dem nahen Frankreich. Darin stimmen Alle überein, die über dieses Land geschrieben haben, und J. J. Rousseau, der einen Theil seiner Jugend in Annecy und Chambery zubrachte, sagt in seinen Confessionen: L'accueil aisé, l'esprit liant, l'humeur facile des habitans de la Savoie me rendirent le commerce du monde aimable. C'est dommage que les Savoisiens ne soient pas riches, ou peut-être serait-ce dommage qu'ils le fussent; car tels qu'ils sont, c'est le meilleur et le plus sociable peuple que je connaisse. S'il est une ville au monde où l'on goute la douceur de la vie, dans un commerce agréable et sûr, c'est Chambéry. Das Klima bringt zwar nach seinen Abstufungen auch Verschiedenheiten in der Organisation der Einwohner hervor, aber alle sind nervig, leicht und schnell erregbar, von lebhaften, scharfen Sinnen, durchdringendem Geist und einer beweglichen, entzündbaren Einbildungskraft. Daraus geht der unruhige Charakter, die Ungeduld, der Aberglaube, so wie die Liebe zur Jagd, zum Krieg und zur Freiheit hervor, mit deren Erdrückung sich die Regierung alle Mühe gibt, ohne daß es ihr jedoch gelänge. Die natürlichen Ursachen, warum die Savoyer ungeduldig, unruhig und manchmal selbst leidenschaftlich werden, sind dieselben, die auch die Provençalen heftig und die Einwohner von Perigord stürmisch machen. Es ist wahrscheinlich, daß die scharfen und schneidenden Winde auf die Savoyer wirken, wie der Mistral auf die Provençalen. Der Wind erregt ja in Andalusien eine Art von Wuth, und man behauptet, daß die Polen ihre Ungeduld und immerwährende Aufregung, ihren ritterlichen, abentheuerlichen Charakter den offenen, dem heftigen Wind ausgesezten Ebenen ihres Vaterlands verdanken. Nirgends zeigen die Völker ihren Nationalcharakter und seine Eigenthümlichkeiten mehr, als bei ihren Nationalfesten, bei ihren heimathlichen Vergnügungen und Spielen. Die kriegerische Lust und Stimmung, die die Savoyer immer bewiesen haben, offenbart sich auch in den kriegerischen Tänzen, die noch in einigen Orten der Tarentaise aufgeführt werden. Bekanntlich achteten schon die Römer den Kriegsgeist der Allobroger und Centronen sehr hoch; nach Tercy's Memoiren zog die Königin Anna den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen allen ihren andern Alliirten vor, und die Savoyer in der französischen Armee wurden von Napoleon sehr hoch gehalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. August 1833.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Goethe.

Geologische Grillen.

Dritter Artikel.

Wir haben in einem frühern Artikel versucht, die höhere Thierwelt, deren Geschlechter wir, als Zeugen eines langen Entwicklungsprozesses unseres Planeten, in der Erdrinde begraben finden, in faßlicher Schilderung an dem Leser vorüber zu führen. Wenn wir dabei von mehreren Schöpfungen sprachen, die einander abgelöst im Laufe der Jahrtausende, so gehorchten wir nur einem Bedürfniß des menschlichen Geistes, der sich ohne die Krücke eines Kerbholzes nicht vorwärts bewegen kann, und vor der Masse der Erscheinungen in Zeit und Raum nur zu bald sich verwirrt, wenn er sie nicht in seinem Gehirn ordentlich in Fächer vertheilt. Je mehr Mühe ihm dieses Fachwerk macht, desto tiefer prägt er es sich ein, und desto mehr ist er geneigt, sich selbst täuschend, sein Werk der Natur aufzudringen.

Wir haben aus dem untern Flötzgebirge durch das Gewimmel gigantischer Eidechsen und Krokodille, durch die Rudel von Elephanten, Nashörnern, Bären und Hyänen bis an die Sonne der jetzigen Welt einen langen Weg zurückgelegt und den Raum in Perioden getheilt. Hat nun etwa Gott zu wiederholten Malen gesprochen: „es reuet mich, daß ich sie gemacht habe?" hat er die Erde umgebrochen mit dem Pfluge der Verheerung und sie neu besaamt mit Pflanzen und Gewürm, mit Menschen und Vieh? Ist vom Erdball, wie von einer überreifen Frucht, der zarte organische Duft ringsum abgestreift worden, und ist er auf der erneuten Oberfläche in zwar ähnlichen, aber doch abweichenden Formen, ein frisches Produkt des innern Lebens der Erde, wiederum angeflogen? Den Menschen kostet es nichts, die Wunder der Schöpfung zu vervielfältigen; er steht so weit von der Lösung des ewigen Räthsels, daß das Wunder durch Häufung um nichts größer wird. Nein, die Verschiedenheiten unserer jetzigen Pflanzen- und Thierformen von denen einer frühern Weltepoche, die Abweichungen, welche die fossilen Organismen verschiedener Zeiten unter einander selbst zeigen, beweisen keineswegs für mehrere untergegangene Schöpfungen, sondern nur für den ewigen, nie stillestehenden Gang der Natur, welche die Formen nach einem unerforschten und unerforschlichen Gesetze hier vervielfältigt, dort vereinfacht, immer aber umgestaltet.

Der Glaube an mehrere oder doch eine untergegangene Schöpfung, wie er hie und da sich mehr oder weniger bestimmt aussprach, war, wie aller Glaube in der Wissenschaft, die respektable Frucht gemachter Eroberungen, und man gab ihn desto ungerner auf, weil man dann ein eben mühsam aufgerichtetes Gebäude, wenigstens theilweise, wieder niederreißen mußte, und weil man nicht immer

daran denkt, daß solche Sisyphusarbeit die wahre Gymnastik des Menschengeistes ist. Der geniale Werner hatte über die alten beschränkten Vulkanisten einen glänzenden Sieg davon getragen und an die ewigen Grundpfeiler des Urgebirgs sein neptunisches Gerüste gelehnt. Eifrig machte sich nun die Wissenschaft, dem sichern Grunde vertrauend, daran, die Erdrinde zu nivelliren und an einer vergleichenden Chronologie der Flötzschichten und der darin enthaltenen organischen Ueberreste zu bauen. Noch waren sie nicht eben weit gekommen, da drohte ihnen der höllische Typhon, den großartige Neuerer wieder aus der Tiefe beschworen, den Maaßstab aus der Hand zu reißen. Aber der alte Göthe sagt spottend:

Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.

und die Ansicht, welche vom Urgebirg aus, als dem in seiner jetzigen Gestalt Uranfänglichen, die Erde konstruirt, wird immerhin derjenigen, welche, wie auf den Schlag einer Zauberruthe, Gebirge strahlenweise aufsteigen und die horizontal gelagerten Flötze zerreißen und ihre Schichten aufrichten läßt, noch einige Zeit das Terrain streitig machen. Aehnliches erfuhren Botaniker und Zoologen: sie hatten eben das Chaos der Pflanzen- und Thierwelt etwas gelichtet, sie hatten mit Scharfsinn Tausende von Arten bestimmt und sauber in das System eingetragen; sie waren zufrieden, daß es immer deutlicher wurde, wie viele Gattungen von Katzen die jetzige Erde trägt und in wie viele spezifische Strahlen sich das reizende Geschlecht der Mimosen bricht. Da that sich immer weiter jenes unterirdische Museum auf, und in je größerer Mannigfaltigkeit jene uralten Doppelgänger unserer heutigen Geschöpfe zum Vorschein kamen, leztern im Umriß mehr oder weniger ähnlich, nie oder fast nie ganz mit ihnen zusammenfallend, desto dringender wurde es, unter zwei Annahmen zu wählen: entweder hatte die Schöpferhand die alten Modelle unwiderruflich zerbrochen, hatte zu neuem Thon gegriffen und andere, zwar analoge, doch immer abweichende Formen neu geschaffen, oder, was man bisher Art, Species genannt hatte, war in unzähligen Fällen nichts so Uranfängliches, Constantes, Abgeschlossenes, als man geglaubt, und es führt eine lebendige Brücke rückwärts hinüber von der jetzigen Welt in eine frühere, welche von der unsrigen durch eine Katastrophe getrennt ist, die alles Leben gewaltig erschüttert, die Erdoberfläche vielfach umgewandelt, sie aber keineswegs zu einem Leichenhofe aller Lebendigen gemacht hat. Die höhere Naturforschung kann nicht umhin, sich zu lezterer Ansicht zu bekennen. Die Erde ist ein großes, sich stetig entwickelndes Ganzes, ihre Geschichte hat Stürme und Fluthen, wie die Menschengeschichte, aber so wenig Lücken als diese. Noahs Arche ist das Symbol des Asyls, das die Lebendigen über die ganze Erde im Kampf mit den Elementen gefunden, und mögen auch manche Geschlechter, wie wir nicht anders annehmen können, spurlos verschwunden seyn, just der Sturm, der die überlebende Mehrzahl zerstreut und verschlagen, scheint mannigfache Keime in ihrem Organismus befruchtet und neue Formen aus dem Schooße der Geschlechter hervorgerufen zu haben. Unsere Gewächse, unsere Thiere sind die unmittelbaren Abkömmlinge jener vorweltlichen Geschöpfe, nur im mächtigen, Alles ergreifenden Strome der Zeit allmählich in Gestalt und Umriß umgewandelt. Die Skelette der Mammuths und Höhlenbären in unsern Museen blicken herein in die jetzige Welt der Thiere, wie die bemoosten Steinbilder unserer Vorväter in das Treiben unserer Zeit. Es ist Alles anders geworden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Es war Clement; ein Ideal von Männlichkeit, nicht verzerrt durch die sklavische Anhänglichkeit an alle die sonderbaren Launen der damaligen Mode, eine herrliche Gestalt mit einem Haupte wie Mars und einer Taille wie Apollo. In seinen blitzenden Augen spiegelte sich eine Welt von Entwürfen, großen Entschlüssen und hohen Tugenden, auf seiner Zunge lagen tausend Erfahrungen, die aber die lächelnden Lippen wie ein berechnetes Geheimniß verschlossen hielten. Dieß sind die Männer, die den Jüngling begeistern und zu Thaten spornen, und das Weib entwaffnen, um von ihm mit heiliger Gluth geliebt zu werden.

Kann es schneidendere Kontraste geben? Hier standen Clement mit seinem geistvollen, durchdringenden Blick und der leisgerunzelten Stirn, der hingebende Aemilius und seine wonnebebende Schwester, und sprachen mit einer Dame, die weniger durch ihren Sohn, als durch ihren zweiten Mann berühmt geworden ist, und Sohn und Mann standen daneben. Canitz, der deutsche Poet Canitz, ahnete da wohl nicht, als er seiner Frau Mutter den Fächer aus vergoldetem Elfenbein hielt, daß ihn einst Friedrich der Große, der Verächter deutscher Kunst und Literatur, den Pope der Deutschen nennen würde; aber die stolze, kokette Dame ist seine Mutter und die menschenähnliche Gestalt neben ihr sein Stiefvater, der Herr von Brinbock, den sich, wie weltbekannt, Frau von Canitz aus Paris als Ehgemahl verschrieben hatte. Diese lächerliche Geschichte war damals nicht mehr neu, aber doch anstößig genug, wenn man die beiden Personen sah. Diese Dame hatte Frankreich in neuen Moden erschöpft, und um vor den Berlinerinnen noch immer Etwas voraus zu haben,

gab sie einem Kaufmann den Auftrag, wie sonst Bêtises oder Pompons, so jezt ihr einen jungen, schönen, lebhaften, gewandten, geistreichen und adligen Mann zu schicken. Man schickte ihr den Herrn von Brinbock, sie entsezte sich, heirathete ihn aber. Und doch besizt er Grazie, wenn er ihr die Hand küßt!

Kaum hatte sich der Chevalier und seine Begleitung von dieser Gruppe abgewandt, als sich diesem etwas in den Weg zu stellen schien, das ihn heftig bewegte. Seine stechenden, dunkeln Augen wollten unzweifelhaft einen aus der Menge herausgetretenen Fremden vermeiden, fielen aber doch immer wieder auf diesen zurück, der den Verlegenen mit einem auffallenden Lächeln begrüßte. Don Hernandez, dieser bleichgelbe, dunkellockige Castilianer, war erst vor Kurzem in den Cirkeln der Hauptstadt und heut zum ersten Male im Schlosse des Freiherrn erschienen. Man mußte es sogleich errathen, daß der fremde Chevalier und dieser nicht bekanntere Spanier sich schon begegnet waren; denn Einer faßte jezt den Andern scharf, und in ihren Blicken wechselten Ueberraschung, Ingrimm, Verachtung. Sie wollten sich vermeiden, und doch traten sie instinktartig immer näher und standen zulezt in einem entlegenen, minder hellen Saale sich allein gegenüber. „Einen Gruß von Isabellens Grabe!“ begann Hernandez in einem Tone, der höhnend mit dem heiligen Auftrage, den er zu verrichten schien, im Widerspruch war; und wie wahnsinnig fuhr er fort: „die Silbersterne der bräutlichen Myrthe winken Dir schon seit drei Lenzen, und an sandigen Flüssen des Nordens muß man den Freier suchen, den man am Ufer des Tajo verloren?“ Der Chevalier hatte bald in seine erblaßte Miene den ruhigen, siegreichen Ernst wieder aufgenommen und erwiderte in einem Tone, der schmerzlichmild und nachgebend klang. „Hernandez, Du verwaltest als ein schlechter Erbe das Vermächtniß von Betheurungen, das eine sterbende Schwester Dir zurückließ. Warum folgst Du der Spur, die ich mit meinem Schmerz und meiner Klage zeichne, wo ich wandle, und lässest mich überall aus Deinem Mantel den verrätherischen Dolch blicken?“ Hernandez zeigte die leeren Hände und eine Narbe, die quer über sein unschönes Gesicht fuhr, und sagte, indem er den Chevalier mit kaltem Auge fixirte: „Die Manen, die erzürnt aus den Gräbern meiner Eltern stiegen, und auf Dich, den treulosen Fremdling, zeigten und mir das Schwert zur Rache für beleidigte Unschuld und Ehre in die Hand drückten, sind gesühnt. Ich muß den Schimpf, den Du meiner verblendeten Schwester und dem Andenken ihrer Ahnen und mir anthatest, durch dieses Mahl, das auch Dein lügnerisches Antlitz hätte treffen können, für getilgt halten. Aber gegen den Verräther des spanischen Vaterlands, den feilen Diener eines fremden, herrschsüchtigen Priesters, den schleichenden Vollstrecker unheilvoller, ehrloser Aufträge wird die Spitze meines Schwerdtes und der Stachel meiner Zunge immer gezückt bleiben. Du ahnst es nicht, daß neben Alberonis Emissären auch das unglückliche Spanien seine Anwälte in fremden Ländern findet, die das vernichten können, was jene listig zusammengefügt.“ — „Und die fallen werden,“ fiel der Chevalier ruhig ein, „wenn man den Gesandten der gesetzlichen Autorität glauben muß, weil sie nur Wahrheit berichten. Hernandez, ich beklage Dein Vaterland, auf dessen Altar Dein Jugendmuth würdigere Opfer legen könnte, ich beklage, daß Dein verblendeter Haß mir das Herz des theuersten Verwandten meiner seligen Isabella raubt. Ihrem brechenden Auge entzogst Du den tröstenden Anblick, daß Du Deine versöhnte Hand in meine dargebotene Rechte legtest, und willst ihn auch jezt der Seele, die flehend uns umweht, noch nicht gewähren!“ — Hernandez wandte sich schweigend gegen das hohe Saalfenster, an dem sie standen, und blickte in den Frieden der Sterne, die am wolkenlosen Himmel auftauchten. „Clement,“ sagte er dann leise und sehr bestimmt, „ich handle in Keines Auftrage, auch nicht im Auftrage meines Hasses. Meine Gesetze will ich von dem Augenblicke nehmen, und nur das thun, was mir dieser gebietet. Die Spitze meines Schwerdtes ist nach allen Seiten gezückt, aber den Griff wird nur das beleidigte Vaterland handhaben.“ — Der Chevalier hatte ihn schon verlassen und war sinnend in die rauschende Gesellschaft zurückgekehrt. Hernandez blieb an seinem dunkeln Standorte, von den Olivenwäldern der Heimath träumend und dem Frieden, der um das duftige Grab seiner Schwester wehte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris; August.

Vatout und die Dramatiker.

Es erscheint jezt selten eine historisch-romantische Darstellung aus der französischen Vorzeit, ohne daß die Theaterdichter versuchten, das Sujet auf der Bühne zu epitomisiren und zu dramatisiren. Die Historiker wollen ihrerseits sich auch als Dichter zeigen und behandeln ihre Gegenstände à la Walter Scott. So hat Herr Vatout die Geschichte der Verschwörung Cellamares und der Herzogin du Maine aus der Zeit der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans behandelt. Vatout hatte sich während der Restaurationszeit als einen freisinnigen Mann bewiesen, und durch eine allegorische Geschichte der Verfassungsurkunde unter dem Titel: la fille du Roi, einen Ruf erworben. Der Herzog von Orleans hatte ihn nach seiner Thronbestelgung zu seinem Bibliothekar ernannt, nachdem Casimir Delavigne, welcher diese Stelle hatte, aber schlecht versah, sich zurückgezogen. Hier im Palais royal fand Vatout gute Gelegenheit, sich historische Dokumente zu verschaffen. Er scheint sie auch gekannt zu haben

aber leider hat er sie nicht benutzt, wie ein Bibliothekar hätte können, und anstatt ein rein geschichtliches Werk über eine freilich nicht sehr erhebliche That aus der Zeit der Regentschaft zu liefern, hat er der großen Lesewelt gefallen wollen und uns daher eine hübsch zugerichtete Geschichte mit seinen Zusätzen und Verschönerungen geliefert. Da Vatout auch Deputirter ist und als ein guter Hofmann stets zu Gunsten der Minister stimmt, so hat er es mit der unabhängigen Partei verdorben, und schon längst ist das Lob, das ihm ehemals gespendet wurde, verstummt; nur die ministeriellen Blätter haben den alten Ton gegen ihn beibehalten und finden noch immer, daß Vatout ein großer Schriftsteller ist; sie preisen ihn sogar als weit geistreicher, denn zuvor. Obschon der jetzige Hof erst drei Jahre alt ist, so hat er doch schon so gut seine Schmeichler und Schranzen, wie die ältesten Höfe Europas und des Orients. Natürlich lassen sich diese es emsig angelegen seyn, das, was den Vorfahren der regierenden Familie nicht zum Ruhme gereicht, in's Dunkel zu stellen. So hat es auch Vatout gemacht. Von dem liederlichen Leben des Regenten und seines ehemaligen Präzeptors und nachmaligen Ministers Dubois redet er wenig, obschon gerade diese Liederlichkeit ein Hauptzug in dem Leben des sonst gutmüthigen Regenten war; er stellt also die Sachen nicht aus dem rechten Gesichtspunkte dar. Glücklicherweise sind seine Vorgänger darin freimüthiger gewesen, und Duclos, welcher doch königlicher Historiograph war, hat keineswegs die schlechte Seite der Regentschaft verborgen, sondern offen und ohne Scheu dargestellt. Indessen hat Vatouts halbwahre geschichtliche Entwickelung doch einigen Beifall erhalten, und daher haben sich sogleich die Dichter über dieselbe hergemacht. Zuerst hat man ein Schauspiel für das Théâtre français daraus gedrechselt, ein Schauspiel in demselben Geiste, wie das Vatoutsche Geschichtswerk, und daher eben so ungeschichtlich. Dieß ließe sich auf der Bühne noch verzeihen, wenn das Stück wenigstens anziehend wäre. Dieß ist aber nicht der Fall; es wird daher auch nicht lange leben. Natürlich konnte der allzeitfertige Scribe die Gelegenheit nicht vorbeilassen, um auch etwas aus dem Vatoutschen Werke mit seinem gewöhnlichen Witze herauszuschneiden. Scribe und sein Gehülfe haben die Sache nun wenigstens lustig zugerichtet; an Geschichte ist aber nicht mehr zu denken, diese ist unter ihren Händen rein verschwunden. Alles ist entsetzlich verdreht, sogar der Charakter des Regenten und seines gefälligen Ministers. Vermuthlich haben sie gedacht, in einem Vaudeville suche Niemand historische Wahrheit, und wenn sie nur etwas Heiteres darstellten, so habe das Publikum keine weitere Forderung an sie zu machen. Bei ihnen geht die Handlung in keinem Pallaste, in keinem Hotel, sondern in einer Kneipe einer Pariser Vorstadt vor. Hier stellt der Regent einem hübschen Bürgermädchen nach, das sich zum Tanze hieher begeben hat; aber dabei verfährt er hübsch in Ehren und der Abbé Dubois backt Kuchen für die Liebenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Savoyen, August.

(Fortsetzung.)

Die Auswanderer. Die Abgaben.

Leider gibt es auch Gegenden in Savoyen, wo alle jene interessanten Eigenschaften nicht nur nicht zur Entwickelung kommen, sondern von fast gänzlicher Thierheit verdrängt werden. Dieser Zustand ist der Cretinismus. Merkwürdig ist in Savoyen wie in Wallis die religiöse Sorge für diese Verunstalteten und Unglücklichen. Die Franzosen spotten darüber und behaupten, daß der Name Crétin von Chretien herkomme, eine Aeußerung, die sie ganz bezeichnet. Die sich immer wieder erneuernden Bedürfnisse zwingen die Einwohner der hochgelegenen Thäler auszuwandern und ihr Brod anderwärts zu suchen, wie dieß in allen Gebirgsgegenden, in der Auvergne und den Pyrenäen, in der Schweiz, in Tyrol und Galizien, der Fall ist, wie es Basken und Corsen thun müssen. Sie verlassen ihren kleinen Herd, um in reichen Flachländern gegen mäßigen Lohn ihre Kraft und ihren Gewerbfleiß zu vermiethen, der in ihrem an Schnee, Gletschern und Felsen überreichen, aber an Fabriken und innerer Kommunikation armen Land keine Beschäftigung findet. Am Ende Oktobers, wenn die Feldarbeit beendigt ist, beginnt die Auswanderung. Auf fünftausend kann man diejenigen berechnen, die jährlich mit Kleinhandel oder Handarbeit Brod im Ausland suchen; dazu liefert der kleine Distrikt Haute-Savoie, die Savoie propre, die Tarantaise und Maurienne 3000, Faucigny aber allein 1500, Genevois und Carouge 300, Chablais endlich am wenigsten, nämlich nur 200 Köpfe. Im Jahr 1783 ließ der König von Sardinien eine neue Zählung der Einwohner von Savoyen vornehmen, und da soll sich die Zahl der Abwesenden blos für den Bischofssprengel von Genf auf 44,000 belaufen haben. Von diesen waren Manche in Asien und Amerika ansäßig. Von jenen fünftausend jährlichen Auswanderern gehen wenigstens viertausend fünfhundert nach Frankreich und die übrigen fünfhundert in die Schweiz, nach Deutschland und Piemont. Fast Alle, die aus dem Faucigny wandern, sind Steinhauer und Maurer. Manche gehen noch weiter, nach Schwaben, Oesterreich, Polen und Holland, nach Madrid, Lissabon und London. Fast alle diese Auswanderer erwerben sich durch unermüdlichen Fleiß, durch Treue und Redlichkeit mehr oder weniger Vermögen, das sie in der Regel nach einer Reihe von Jahren mit sich nach Haus nehmen, um sich da anzukaufen. Dagegen wandern jährlich einige Hundert Piemontesen in Savoyen ein, die da mehrere Gewerbe treiben, zu denen die Savoyer keine Lust haben, z. B. Tüncherei. Allerdings ist in Beziehung auf Ackerbau und Viehzucht noch lange nicht alles gethan, was geschehen könnte, und viele Hindernisse gehen von der Regierung aus. Indessen ist doch der reine Ertrag eines angebauten Tagewerks in Savoyen bedeutend größer, als in Frankreich, selbst in der Umgegend von Paris, in der Beauce oder in der Brie, die wegen ihrer Fruchtbarkeit so sehr gerühmt werden; denn in diesen Distrikten ist der Reinertrag einer Hectare nur 40 Franken, in Savoyen hingegen 72 Franken. Dieß kommt nicht allein von geringerer landwirthschaftlicher Thätigkeit und geringerer Güte des Bodens, sondern auch von der größern Abgabenlast, die in Frankreich den Bauer oft hindert, etwas auf die Verbesserung seiner Aecker zu verwenden. In Savoyen sind die Abgaben weit geringer und werden daher auch mit Leichtigkeit eingetrieben. Die Steuerverwaltung beruht da auch auf einem weit sicherern und festern Grund, nämlich auf der trefflichen Catastrirung des Landes in den Jahren 1731 bis 1739, der Frankreich bis auf diese Stunde nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat, wiewohl da bereits seit dreißig Jahren unter Mitwirkung vieler Mathematiker, Geometer und selbst Astronomen an einem neuen Cataster gearbeitet worden ist. Seit der Restauration sind die Steuern in Savoyen nicht mehr nach der Weisheit der Präfekten, Souspräfekten, Maires, der zahlreichen Steuerdirektoren und Steuerkontroleurs repartirt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. August 1833.

— All dieß
That unser würd'ger Cardinal. — Sein Schwerdt
Ist scharf gewezt, lang ist es, und fürwahr!
Es reicht sehr weit.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Isabelle hatte den Chevalier mit der Gluth einer südlichen Liebe umfangen. Clement stand eine Zeitlang im österreichischen Dienste. Durch den Prinzen Eugen war er später seiner Talente und seines festen Charakters wegen an den Kardinal Alberoni, diesen geistvollen Emporkömmling, der in der That das spanische Scepter trug, empfohlen worden. Wie Alberoni, ein Italiener, von dem stolzen Spanier gehaßt wurde, so auch seine Umgebung, zu der Clement gehörte. Don Hernandez, einer der exaltirtesten Feinde des fremden Einflusses, fand in diesem nicht nur die rechte Hand des Kardinals, sondern auch den Freund seiner Schwester, an dem sie mit ungezügelter Hingebung hing. Von einer neuen Zurücksetzung seiner Parthei eben auf's Höchste gereizt, überraschte er einst die Liebenden; es kam zu einem heftigen Auftritte, wobei die vermittelnde Isabella durch die unvorsichtige Hand ihres Bruders so verlezt wurde, wie einst die schöne Poppäa von ihrem kaiserlichen Anbeter Nero, worauf sie starb. Sie hatte verscheidend von ihrem Bruder das Versprechen des Friedens mit dem Chevalier nicht erhalten, und starb zweifach freudenlos, eine geknickte und entblätterte Rose. Im Zweikampf zog Hernandez den Kürzern. Er hatte nach seiner Heilung das Grab der Schwester mit frischen Blumen bepflanzt, war die Pyrenäen herabgestiegen und fand jezt nach langem Irren den Gegenstand seines Hasses, ohne Plan und Zweck, wie er ihn befriedigen sollte.

Der Castilianer stieg durch Seitengemächer in das Erdgeschoß, ließ sich seinen weiten Mantel umwerfen und verließ das hellerleuchtete Schloß, dessen Tänze mit seinem Pulse keinen Schritt hielten, und dessen Geigen mit seinem Schmerze noch schlechter zusammenklangen.

Zur Nachtzeit möchte man in großen Städten glauben, sie seyen nur von Gaunern und Spitzbuben bevölkert. Das Pfeifen der Wächter, das Anrufen der Patrouillen würde auf jeden honetten Mann einen recht widerlichen, ehrenrührigen Eindruck machen, wenn die Kommune nicht annähme, daß ein Jeder dieser Qualität um die nachtschlafenden Stunden in den Federn liege. Dazu kam in jenen Zeiten noch, daß es weit früher in den Städten Nacht wurde, obschon die Sonne schwerlich zu einer andern Stunde als heute untergegangen ist. Der ewigen Desertionen wegen wurden nämlich schon sehr früh die Thore geschlossen, und die Patrouillen scheuchten die ehrsamen Leute in ihre Häuser, da Niemand doch riskiren will, für einen Ausreißer gehalten zu werden.

Es war einige Nächte nach jener auf vierzehn Tage für die ganze Umgegend unvergeßlichen Nacht beim Freiherrn Borck, als sich eine lange, vermummte Gestalt durch

die hundert Quer- und Nebengassen der innern Stadt bewegte und endlich vor einem ansehnlichen Gebäude in der alten Friedrichsstraße stillstand. Es war das Hotel des spanischen Gesandten. Auf ein leises Klopfen öffnete sich die Thür und der Chevalier schlug auf der hellen Hausflur seine Umhüllung zurück. Geschäftige Diener kamen ihm wie einer langerwarteten Erscheinung entgegen und geleiteten ihn die Treppe hinauf in einen Salon, wo der Eintretende von einer Anzahl versammelter Personen begrüßt wurde. Der Gesandte kam ihm mit sehr gemilderter Grandezza entgegen und stellte ihn den Herrn als den außerordentlichen Bevollmächtigten Sr. Eminenz des Kardinals von Spanien vor und drückte sich dabei mit vieler Vertraulichkeit aus. Diese Versammelten selbst waren theils Mitglieder der spanischen Gesandtschaft, theils die Beauftragten solcher kleiner Höfe, die unter dem spanischen Einflusse standen, namentlich italienischer. „Meine Herrn," begann jezt der Chevalier, sichtlich bemüht, durch eine gewisse Nachläßigkeit dem Tone seiner Rede das Feierliche zu nehmen, „Sie wissen, welche Interessen Sie zu vertheidigen haben, und wie diese mit denen Sr. katholischen Majestät verbunden sind. Sie wissen, daß alle Ihre Rücksichten auf das Gesetz der Verschwiegenheit zurückkommen. Ich darf Ihnen keine Aufklärungen geben über den gegenwärtigen Stand der politischen Verhältnisse, weil Sie diese kennen, keine Aufklärungen über die Stellung unseres Hofes zu Ihnen, weil ich damit meine Vollmacht überschreiten würde; es genüge, daß meiner nirgends als eines diplomatischen Agenten gedacht werden darf, daß ich Ihnen unbekannt bin und zu Ihren Geschäftskreisen kein größeres Recht des Zutritts habe, als jede Privatperson." Das war eine Ceremonie, die Niemanden befriedigen konnte. Doch nahmen die Herrn in ihren listigen, südlichen Gesichtern alle die Miene an, als seyen sie tief in die Geheimnisse eingedrungen und jezt so unterrichtet, wie es ihre Würde nur verlangte. Die Vorhänge der Hinterwand rauschten auf und luden die Versammelten zu einem Bankette ein, an dem sie alle nach südlicher Sitte stehenden oder wandelnden Fußes Theil nahmen. Man konnte die Charaktere unterscheiden: während die Einen über den Weinen, deren Trauben in den glühenden Thälern von Xeres de la Frontera gereift waren, Alles vergassen, begannen die Andern den Königen und Völkern nach den gegenwärtigen politischen Constellationen die Nativität zu stellen. Der Chevalier und der Gesandte hatten sich in eine Nische und in ein Gespräch vertieft. In einer Gruppe hieß es: „die Sequestrationen sind bei den Deutschen so selten geworden, und ich fürchte, der Kaiser wird durch seine Fulminationen gegen den Herzog Karl Leopold die Stände des Reichs nur zum Widerstande reizen." — „Keineswegs," antwortete ein hochgeschminkter, kleiner, runder Mann, „man muß die Schwäche dieser Menschen kennen, um ihre Anstrengungen zu beurtheilen. Nur die Eifersucht des Königs, an dessen ödem, langweiligem Hofe wir leben, könnte das Signal zu einem bewaffneten Widerspruche geben." — „Meine Herrn, schon soll der König Protest gegen dieses Sequester eingelegt haben, weil er als Chef des niedersächsischen Kreises vor Allen das Recht habe, gegen einen Herzog von Mecklenburg zu verfahren," sagte ein besser Unterrichteter, den aber wieder ein Anderer so berichtigte: „dem Kaiser wird es von dieser Seite an Entschuldigung nicht fehlen, denn die Krone Preußen hat eine Exspektative auf das exekutirte Land. Aber Rußland! bedenken Sie, Rußland! dessen Czar den jungen Herzog, troz seiner tollen, unüberlegten Streiche, in seine Familie aufnehmen will und keine Beleidigung seines Schützlings dulden wird."

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

Wir sezen hier nicht weitläuftiger auseinander, wie sich in der ganzen Natur, in den Gebirgsarten, wie in Thieren und Pflanzen, ein Auseinanderwickeln, eine allmähliche Umwandlung und Vervielfältigung der Formen offenbart; wir verweilen nur bei dem Saze, um den es uns wegen der spätern Betrachtungen besonders zu thun ist, daß der Arten, zunächst der Säugethiere, ehemals bei weitem wenigere gewesen zu seyn scheinen, und daß sich aus einer ursprünglich verhältnißmäßig kleinen Zahl von Arten nach und nach die jezige Mannigfaltigkeit entwickelt hat.

Manche Pflanzen- und Thierformen der Vorwelt scheinen wirklich ganz ausgestorben, alle oder doch die meisten, sind so ganz anders als die jezigen, daß man oft Mühe hat, die Stammeltern der leztern darin zu erkennen. Daß dieß aber meistens nur optische Täuschung ist, daß wir dabei an keinen Hiatus in der Schöpfung denken dürfen, sondern nur an die sachte wirkende, stetig umwandelnde Hand der Natur, das beweist uns schon ein Blick auf die Verwandlungen, welche unter unsern Augen oft schon nach wenigen Generationen mit Thieren und Gewächsen vorgehen.

Die Erfahrung lehrt, daß Thiere und Pflanzen ihre charakteristischen äußern Merkmale nur dann unverändert beibehalten, wenn sie in dem ihnen eigenthümlichen oder angewohnten Klima, und an eine bestimmte Zeit des Blühens und Früchtetragens, des Zeugens und Gebährens gebunden bleiben. Sobald sie aus diesen Verhältnissen treten oder gerissen werden, ergeben sich Modifikationen in ihrem Bau, die sie oft nach wenigen Generationen als

Spielarten der ursprünglichen Art, nach längerer Zeit nicht selten als bestimmt gesonderte Arten erscheinen lassen. Ehe das Studium der Botanik eine so große Ausdehnung gewann, wurden manche Pflanzen als solche aufgeführt, welche in sehr verschiedenen Himmelsstrichen, in Deutschland und im südlichen Europa, in Europa und in Nordamerika gleichmäßig vorkommen sollten. Bei näherer Betrachtung fand man aber in solchen Fällen immer, daß man es mit verschiedenen Arten zu thun habe und trug nun eben so viele Species, als Länder, welche die Pflanze nährten, in das System ein. Link hat nun überzeugend dargethan, daß, wenn man auch bei dem jetzigen Stand der Dinge diese Unterschiede anerkennen muß, kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, dergleichen Pflanzen könnten nicht, in demselben Boden unter gleichem Himmelsstrich gezogen, diese Verschiedenheiten ablegen und wieder zu Einer Art verschmelzen. Dasselbe gilt aber auch von vielen Thieren, sogar von Wandervögeln; so nistet der gemeine Baumläufer in Nordamerika so gut wie in Europa; bei näherer Untersuchung gewahrt man aber bald wenigstens zwei Spielarten. Bekannt ist, welche Umwandlungen mit dem verwilderten Pferd der amerikanischen Steppen und mit andern der menschlichen Gefangenschaft entronnenen Thieren vorgegangen sind. Bei den verschiedenen Arten des Stiergeschlechts, so mannigfach seine Formen, von dem asiatischen Büffel mit dem Fetthöcker bis zu den kleinen ungehörnten Arten im Norden sind, drängt sich unwillkührlich die Ueberzeugung von der ursprünglichen Einheit des Stamms auf, und es ist in dieser Beziehung sehr merkwürdig, daß der vorweltliche Stier, der Zeitgenosse der Mammuths, unserm heutigen zahmen Stier ähnlicher ist, als irgend eine gegenwärtig auf Erden lebende Stierart. Daß unser gemeines Schaaf in heißen Ländern bald einen Fettschwanz bekommt, der es ganz unkenntlich macht, daß der Hund unter den Tropen das Bellen verlernt und darin einem Stammverwandten, dem Schakal, ähnlich wird, sind bekannte Beispiele.

Thiere und Pflanzen verirren sich indessen, wie sich wenigstens jezt die Verhältnisse gestaltet haben, nie weit von ihrem Heimathort, und im Naturstande halten also die Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit ihrem Bau vorgehen, langsam und gleichförmig Schritt mit dem allgemeinen Leben der Erde. Es gibt aber eine Macht, welche dadurch vorzüglich, daß sie Thieren und Gewächsen die Zeiten des Blühens und Früchtetragens, der Zeugung und der Geburt verrückt, die ursprünglichen Arten in unendliche, zum Theil sehr abweichende Spielarten zerschlagen und sich fast eine Schöpfung zu ihren Zwecken gebildet hat — die Menschenhand. Unser Getreide, unser Gemüse, unser Obst, alle Pflanzen, die der Mensch in seine unmittelbare Pflege genommen, haben sich im Laufe der Generationen in ihren Formen so vervielfältigt, daß es in den allerwenigsten Fällen noch möglich ist, die wilden Stammeltern derselben mit einiger Sicherheit anzugeben, und stößt man ja auf eine wilde Pflanze, in der man den Urtypus einer zahmen Art zu erkennen glaubt, so müssen alle Umstände sehr unverdächtig seyn, weil es im Zweifel immer wahrscheinlicher ist, die zahme Pflanze sey am einzelnen Fleck durch Zufall verwildert. Der Mensch hat dadurch, daß er alle Grade der Temperatur, der Trockenheit und Feuchtigkeit künstlich nachahmen, den Boden nach Willkühr mischen und die Zeit der Aussaat abändern kann, aus mancher Spezies, wie aus den Astern, den Nelken, den Geranien, der Iris, sich eine ganze Flora herausgekünstelt, Hunderte von Spielarten, die der Systematiker jezt, je nachdem er von einem Grundsatze ausgeht, als solche, oder als geschiedene Arten aufführt. Im Holzapfel, der Holzbirne, der Vogelkirsche müssen wir allerdings die Stämme unserer Obstarten anerkennen; betrachten wir aber die unendliche Fülle unserer Obstsorten, wobei die Umrisse der Gewächse im Einzelnen und im Ganzen oft sehr bedeutend abgeändert sind, so können wir an diesen Beispielen nur desto besser schätzen, wie weit die Metamorphosen einer und derselben Art gehen können. Bei den meisten andern Gewächsen, die der Mensch zu seinen Zwecken um sich pflanzt, haben wir nicht einmal diesen Maaßstab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

(Fortsetzung.)

Industrie und Literatur.

Man hätte Unrecht, die von der französischen Regierung von 1792 bis 1813 ausgeführten öffentlichen Arbeiten als für Savoyen unternommen zu rühmen. So war die wichtige Eindämmung der Isère schon vor 1792 beschlossen und auch begonnen worden, während sie unter der französischen Regierung aller Reklamationen ungeachtet liegen blieb. Jezt wird fortwährend und wirklich auf großartige Weise daran gearbeitet, langsam zwar, aber auch mit schonender Ehrfurcht vor dem Eigenthum. Napoleon hat freilich einen großen Heerweg über den Mont Cenis mit großen Kosten angelegt; ist dieß aber für Savoyen geschehen? O nein, sondern nur, um schnell seine Armeen nach Italien werfen zu können. Außerdem geschah nichts, als der Bau einer ziemlich dürftigen Infanteriekaserne in Chambery, auf der Stelle des in der Revolution niedergebrannten Schlosses, und eines Hauses für den Präfekten. Seit der Restauration sind alle neuen Bauten und Anlagen im unmittelbarsten Interesse des Landes geschehen, so neue Provinzialstraßen, Kommunalwege, Stromdämmungen, Brücken, Kirchen, Schulhäuser u. s. w. Für den Gewerbfleiß ist hingegen noch lange nicht genug geschehen, so gute Gelegenheit auch dazu vorhanden wäre. Noch immer zieht das Land eine Menge Fabrikate aus dem nahen und fernen Ausland, und die verbotenen werden auf alle mögliche Art von Genf und von Lyon her eingeschmuggelt, was sehr nachtheilig auf die Moralität der Grenzbewohner wirkt.

So sind auch die trefflichen Eisenminen, andere Bergwerke, Salinen und Steinkohlengruben lange nicht gehörig benuzt. Vieles kommt in dieser Beziehung von dem Mangel an Achtung vor der Arbeitsklasse, der die Natur des Landes mit seinen vielen Strömen und Quellen hier so günstig wäre. Noch jezt werden die höhern Stellen ausschließlich vom Adel eingenommen, und nur der Soldaten-, Advokaten- und Richterstand, so wie die Medizin stehen den mittlern Ständen offen; Handel, Fabrikwesen, Ackerbau und Viehzucht, diese Nahrungsquellen des Staats, werden mit Geringschäzung angesehen. Dergleichen Vorurtheil findet sich auch in der Sphäre der Wissenschaft und Kunst, die im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Schicksale gehabt hat. Unter den rohen Burgunden und Franken herrschte überall Barbarei. Mit Karl dem Großen wurde es auch in Savoyen heller, aber nur für kurze Zeit. Indessen lebten doch einige Kenntnisse in den Klöstern fort, deren Einfluß damals auf Genf, Faucigny und Savoyen schon bedeutend war, besonders wenn die Bischöfe dieser Länder Freunde der Wissenschaft waren. Im Jahr 1424 wurde die hohe Schule in Avignon gestiftet und durch sie vermehrten sich die Juristen in Savoyen, noch mehr aber, als 1430 das savoyische Landrecht bekannt gemacht wurde, denn nun ward das Rechtsstudium vorherrschend, ja fast ausschließend. In der spätern Literaturgeschichte des Landes zeigen sich besonders zwei Epochen: seit der Eroberung durch König Franz I. von Frankreich 1536 bis 1792, und von da bis auf die neueste Zeit. Der Sinn für Literatur und Kunst, den Franz I. in Frankreich aufregte, verbreitete sich auch nach Savoyen, besonders durch die Mitglieder des Parlaments, das er in Chambery aufstellte. Auch unter den einheimischen Fürsten, denen das Land wieder zurückgegeben worden war, erhielt die Literatur von Emanuel Philibert und Karl Emanuel einige Aufmunterung. Unter jenem Fürsten wurde die erste Buchdruckerei angelegt, und seine Gemahlin Margarethe wirkte besonders dazu mit, daß Gelehrte aus dem Ausland nach Savoyen berufen wurden. Damals wurde auch die Turiner Universität wieder hergestellt und die Jesuiten nach Chambery berufen, um da Religion, Grammatik und schöne Wissenschaften zu lehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

S c r i b e.

Höchst ungereimt lassen die Dichter in eben dieser Kneipe die Verschwörer gegen den Regenten zusammenkommen. Der Abbé erfährt es während des Kuchenbackens und läßt die Bursche verhaften; der Regent aber läßt von dem Mädchen ab und verheirathet es gar mit seinem Geliebten. Von solchen Dingen weiß die Geschichte der Regentschaft so gut als nichts; das ist Scribe'scher Einfall. Man muß ganz vergessen, daß hier geschichtliche Personen auftreten, und alsdann kann man sich an diesem Vaudeville so gut belustigen, wie an zwanzig andern desselben Dichters. Es thut mir wirklich leid um ihn; die jungen Theaterkritiker in den Tageblättern, besonders Jules Janin im Journal des Débats, richten ihn so erbärmlich zu, daß er zulezt alles Ansehen verlieren wird. Wahrscheinlich ist ihm das Dichten zur andern Natur geworden, sonst hätte er besser gethan, schon vor einigen Jahren aufzuhören und Andern das Feld zu überlassen. Die Theaterdirektionen lassen ihn wohl nicht ruhen; vermuthlich erscheint alle drei oder vier Tage ein Direktor bei ihm und ruft: Herr Scribe, gefälligst noch ein Stück! Wenn nun vollends von einer Oper oder Operette die Rede ist, so will sich kein Komponist daran wagen, wofern Scribe nicht den Text schreibt. Er allein weiß, wie man eine Oper heiter behandeln muß, wie man die Lieder zurichtet, damit der Komponist bequem seine Musik ihnen anpassen könne; er allein weiß, wie man ein Stück interessant machen und die Langeweile verbannen kann. Es ist also den Direktoren gar nicht zu verargen, daß sie ihn so oft ansprechen, zumal sie wissen, daß ein neues Stück für ihn nur das Werk zweier oder dreier Morgen ist. Aber ihm ist es vielleicht zu verargen, daß er nicht mehr auf einen dauernden Ruhm hält und seine Arbeit so leichtsinnig hinwirft. Scribe macht sich jedoch aus den Vorwürfen, die ihm in den Tageblättern nur allzureichlich zufallen, ganz und gar nichts, wenigstens hat er nie auf die vielen Kritiken geantwortet und keine Stunde länger bei einem Theaterstücke verweilt, als zuvor. Seine Stärke besteht nun einmal in der gefälligen und witzigen Behandlung eines Vaudevillestoffes oder einer Oper; Höheres darf man von ihm nicht verlangen. Manche Dichter mühen sich vergebens ab, ohne den Standpunkt erreichen zu können, worauf Scribe sich gestellt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des logogriphischen Netzes in Nr. 197:

Earl. Eber. Ecke. Eden. Efeu. Egel. Ehre. Eile. Ekel. Elbe. Emma. Ende. Eos. Epos. Eques. Erde. Esel. Etwa. Eule. Evoe. Ewig. Exil. Eyer. Ezel.

Logogriphisches Netz.

Gegenstück zu dem in Nr. 197. *)

b. Viel Bedenklichkeiten
Half ich schon bereiten.

c. Ich in alten Tagen
Trieb das Menschenjagen.

d. Schlage mich, so lauf' ich,
Oft mit Blute tauf' ich.

f. Meine Hand wird Fuß,
Wenn ich fliehen muß.

g. Rund zum Spiel und fein,
Scharf als Feuerstein.

h. Schuster, sitz' und schwitze!
Durch muß meine Spitze.

l. Ruhig, Schäfer, schlafe,
Weid' ich dir die Schafe.

m. Schläft aber ein schönes Kind:
Ich flüstre, so wacht es geschwind.

r. Pulverlos mein Krieg,
Stets war mein der Sieg.

s. Krieger niederrannten
Meine Elephanten.

x. Und mich sahn die Alten
Manchen Schädel spalten.

z. Ueber solche Welt
Wölbt sich kalt mein Zelt.

J. G. M.

*) Der Mechanismus ist hier derselbe, nur daß der zu findende Buchstabe dießmal kein so fruchtbarer ist, daher der Radien nur zwölf sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. August 1833.

Eure Furcht und Schrecken sey über alle Thiere auf Erden; — Alles, was sich reget und lebet, das sey eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich es euch alles gegeben.

Moses.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Seit den ältesten Zeiten kennt Niemand die Stammpflanzen unsers Getreides, und wo auch Reisende den Spelz und die Gerste in Persien, den Waizen in Sibirien wild gefunden haben wollten, nie war zu erweisen, daß nicht das Saatkorn zu solchen Fündlingen aus dem Futtersack eines Nomaden kam. Der Hafer ist die eigenthümliche Getreideart der alten Germanen; auch ihn hat noch kein Mensch wild gesehen. Dasselbe gilt von den zahllosen Sorten unserer Gurken, Melonen, Zwiebeln, Rüben, Bohnen, Linsen, Erbsen, vom Salat und Kohl. Auch das Korn des Amerikaners, der Mais, hat sich längst gänzlich dem wilden Zustand entfremdet, und Indianerstämme, die man in neuerer Zeit im Innern von Amerika entdeckt, stützen so gut, wie die Völkerschaften, welche die ersten Eroberer vorfanden, ihre Existenz auf die Kultur desselben; aber der Mais, den sie bauten, war ein ganz anderer, als der, den wir von den Inseln zu uns verpflanzt haben, ohne daß man zu sagen wüßte, ob er der Stammpflanze näher geblieben ist, oder sich weiter davon entfernt hat. Kurz, wir sehen, der Mensch, wenigstens der europäische Mensch, hat sich zu seiner leiblichen Existenz eine eigene gastronomische Vegetation erschaffen, die vom Naturstande so weit abweicht, als er selbst, und mit der gesammten wilden Flora von Deutschland könnte der gewandteste Koch keinem Tagelöhner ein Mahl bereiten.

Was unter der künstlich helfenden, düngenden, propfenden, beschneidenden Hand des Menschen so rasch und mannigfaltig geschieht, geschieht sicher auch, nur langsamer und stetiger, in der freien Natur, und wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß sich erst im Laufe der Zeiten aus einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Arten jene Unzahl von Formen entwickelt hat, die sich auf Fluren und in Wäldern der alten Erde zu den mannigfachsten Arabesken verschlingen und dem Systematiker den Kopf verwirren. Wie weit rückwärts im Leben der Erde die Vereinfachung geht, dafür haben wir lediglich keinen Maaßstab und werden schwerlich je einen bekommen. Sehr interessant ist es indessen für den Punkt, den wir hier besprechen, daß die genauen Beschreibungen, welche uns die Alten von manchen ihrer Gewächse hinterlassen haben, jezt auf kein Gewächs mehr ganz passen, und daß auf asiatischen und egyptischen Monumenten Pflanzen sichtbar sehr charakteristisch abgebildet sind, denen keine gegenwärtig in jenen Ländern wachsende durchaus gleicht; es beweist dieß aber den Satz, daß sich die Gewächse umwandeln, nur im Allgemeinsten. In einer jedesmaligen Weltperiode ist wohl der Gang dieser Umwandlung ein sehr langsamer; aber die Katastrophen, welche periodenweise die Oberfläche der

Erde umgestalteten, scheinen auch bei der Metamorphose der Gewächse die Hauptrolle zu spielen und dadurch, daß sich der ganze Charakter der Atmosphäre schnell änderte, dadurch, daß sie Keime und Saamen weit verschlugen oder die Pflanzen auf ihrer Stelle rasch in ein anderes Klima tauchten, die bisher einfachen, in sich beschlossenen Formen zersplittert zu haben. Was in dieser Beziehung unten vom Thierreich gesagt werden wird, gilt ohne Zweifel vollkommen auch vom Pflanzenreich.

Werfen wir jezt einen Blick auf die Thierwelt, so tritt uns dasselbe Verhältniß in dem Grade noch auffallender und deutlicher entgegen, als wir den, unserm eigenen näher stehenden thierischen Organismus besser begreifen, als die fremdartigere Naturform des Gewächses. In welch unendlich mannigfaltige Racen sind strahlenweise unsere Hausthiere auseinander gegangen, seit der Mensch die wilden Arten in seine Hut genommen und durch künstliche Pflege und abgeändertes Futter bald diese, bald jene Seite ihres Organismus mehr entwickelt hat. Wo sind aber die natürlichen Grundtypen dieser unzähligen Spielarten? wo sind die Stammeltern unserer Hausthiere? Nirgends mehr, wenn der Satz der systematischen Zoologie wahr wäre: Thiere, die sich von andern durch bleibende Merkmahle unterscheiden, bilden verschiedene Gattungen. Wie sich die uns dienstbaren Geschöpfe unter unserer Hand gestaltet haben, weichen sie nicht selten sogar im Knochengerüste, das manchen Naturforschern für das absolut Unveränderliche gilt, beständig von denjenigen Thieren ab, die man für ihre Stammeltern halten möchte; so hat der Auerochs vierzehn Rippen, unser gemeiner Stier dagegen, angeblich und wahrscheinlich sein Nachkomme, nur dreizehn; der Wolf, ohne Zweifel der Urahn des Hundes, hat sieben Lendenwirbel und neunzehn Schwanzwirbel, der Hund dagegen sechs Lendenwirbel und zwei-und-zwanzig Schwanzwirbel. Keine unserer jetzigen zahmen Stierarten fällt ganz mit denen zusammen, deren Abbildungen uns das Alterthum aufbewahrt hat; die Rosse, auf denen die Heerführer der alten Germanen vor ihren Schaaren trabten, wären wohl ganz fremde Geschöpfe in unserer jetzigen Pferdewelt, und die Grundform des Thiers, dessen Fell wir zu einem künstlichen Acker umgewandelt haben, von dem wir alljährlich Wolle erndten, ist längst aus der Erinnerung des Menschengeschlechts verschwunden.

Unter allen Hausthieren ist nur noch unsere Hauskatze der wilden Katze so ähnlich, daß die Abstammung der ersten von der lezten deutlich in die Augen fällt. Aber just dieser Fall gibt uns im Allgemeinsten einen Maaßstab für die Länge der Zeit, seit welcher die tiefer umgewandelten Arten von Thieren in der menschlichen Dienstbarkeit seyn mögen; denn es ist erwiesen, daß die Katze bei uns erst im Mittelalter gezähmt worden ist, während die Katze der Egypter ein Nachkomme einer afrikanischen Art zu seyn scheint. Troz dem aber, daß erst wenige Jahrhunderte seit der Zähmung unserer Katze verflossen sind, ist der Unterschied zwischen der wilden und zahmen Art größer, als zwischen manchen im Naturstande lebenden Thieren, welche die Wissenschaft als spezifisch verschiedene Gattungen trennt. Abgesehen von den bekannten Modifikationen der äußern Form, hat die zahme Katze in innern, weit unveränderlichern Theilen, in der Länge des Darmkanals im Verhältniß zur Körperlänge, wornach man sonst ganze Gruppen von Säugethieren unterscheidet, eine sehr merkwürdige Veränderung erlitten. Die Länge des Darms verhält sich nämlich zum ganzen Körper bei der wilden Katze wie 3 zu 1, bei der zahmen dagegen wie 5 zu 1, was als eine Folge der gänzlich veränderten Lebensweise erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Alle die staatsklugen Berechnungen wurden jezt durch eine übermäßig laut gewordene Debatte übertäubt. In einer zweiten Gruppe hatte man seinen Standpunkt höher genommen, und war über die Sympathien und Antipathien der Kabinette in lebhaften Zwist gerathen. Es waren über Spaniens Verhältnisse Sätze laut geworden, welche ein junger Mann von einem fast auffallend frischen Ansehen und einem sonderbar über die rothen Wangen streichenden Barte mit Feuer und Energie bestritt. Er sprach stürmisch und grauenhaft, denn seine Lippen bewegten sich dabei nicht. „Die Politik des Gleichgewichts," rief er, „zerstört den innern und äußern Frieden der Staaten. Ist es nicht lächerlich, wenn sich Frankreich am Rheine für Verluste entschädigen will, die es in Westindien erlitten? Was bestimmt das Madrider Kabinet, mit den Höfen des entlegensten Nordens so weitberechnete Verbindungen anzuknüpfen, die das Vaterland nur in gefährliche Verwicklungen reißen können? Von jenem fernen Winkel Europens stellt man nach allen Seiten Netze aus, um die Raubthiere zu fangen, die man in ihrer wahren Schädlichkeit nur im Innern des Landes zu suchen hat. Spanien seufzt unter dem unglücklichen Joch —" Hier brach der Redner plötzlich ab, offenbar über seine kühnen Worte erschrocken. Die ihn umringten, waren schon längst scheu zurückgetreten und hatten sich verwundert Winke gegeben. Jezt kam der Chevalier, längst auf dieß Gespräch aufmerksam, hastig herbei, schlug dem Sprecher auf die Schulter und sah erschrocken in ein gemaltes Gesicht, in dem nur die Augen lebten. „Hernandez, Du wagst Dein Leben!" rief der Chevalier, aber die Maske war schon entschlüpft, ehe man sich ihrer

bemächtigen konnte. Durch eine Hinterthür war sie entkommen. Man staunte, lief mit Lichtern nach, besezte die Treppen des Vorderhauses und fand den Portier in seiner Loge zwar schlafend, aber als ein treuer Diener den Thürzug so fest in der Hand haltend, daß Niemand hätte hinein oder herauskommen können. Man staunte noch immer, aber der Chevalier sagte, es sey Nichts, und der Gesandte befahl, einen Transport Capwein zu bringen. Jezt sprach man wieder von Sequestrationen und von den Tänzerinnen der italienischen Oper, Alles, wie die Diplomatie es mit sich bringt.

Hernandez schien an das, was er die Entlarvung des Chevalier nannte, Alles setzen zu wollen. An Verbindungen konnte es ihm nicht fehlen, ein diplomatisches Souper beginnt niemals mit der Frage: wer sind Sie? und eine Maske machte ihn unkenntlich. Er hatte gesehen, in welcher Eigenschaft Element auftrat, die Debatten der Unterhaltung regten seinen Widerspruch auf, und sein unberufener Eifer verrieth ihn. Er war mit einem leichten Sprunge in dem Hofe des Hotels, stieg über eine Gartenmauer und war in wenig Augenblicken an dem Strome, der von dieser Seite eine Reihe von Besitzungen bespülte. „Ihr seyd verrathen? man verfolgt Euch?“ fragte eine lange, hagere Gestalt, die auf einem Kahne den Flüchtling erwartete. Hernandez riß die lästige Maske herunter und erzählte sein Abentheuer. Der Ruderer stieß ab, schwieg eine Zeitlang, bis der erschöpfte Spanier sich gesammelt hatte, und sagte dann: „Solcher Nächte habe ich in Paris mit Don Zea mehrere erlebt; nur endeten sie fröhlicher, als diese. Wenn Ihr wieder heimkehrt und den gelehrten Mann unter seinen Foliauten in Salamanka aufsucht, so mögt Ihr ihm sagen, wie frisch noch in meinem alten Kopfe die Erinnerungen leben, und wie in mir die Wintersaat des Erlebten noch immer mit jungen Keimen aufschießt. Alles trifft zusammen: der spiegelglatte Strom, die vom Ruderschlag überraschten und entgleitenden Fische, die Nachtigall in den dunkeln Ulmen, die ihre säuselnden Schatten in den Strom werfen, die Sterne als einzige Vertraute über uns. Wenn wir dann den Kahn an einem Pfahl befestigt hatten, so betraten wir die friedlichen Räume unserer gemeinschaftlichen Wohnung, wo in dem Ofen des Laboratoriums schon die glühenden Kohlen angeschürt waren und das Brodium über den siedenden Pfannen dampfte; denn wir trieben die Chemie mit würdigem Eifer. Nur sagte ich schon, wir kamen von süßeren Spielen, als zwei Brüder, die zweien Schwestern huldigten, Don Zea, jezt der weltberühmte Lehrer in Salamanka, und Albertus Eckard, Sr. königl. preußischen Majestät erster Leibchemikus.“ Dieser Leztere, der in spätern Jahren durch seine Goldmacherei so unglückliche Eckard war Hernandez einzige Bekanntschaft, der er sich anvertraut hatte in dem fremden Treiben der Stadt. Don Zea von Salamanka hatte ihn an diesen, seinen alten Pariser Studiengenossen, empfohlen, an einen Mann, dessen Stellung nach damaliger Sitte beim Hofe nicht ohne Einfluß und den Plänen des Spaniers darum nur willkommen war. Hernandez hörte aber jezt wenig auf die Reminiscenzen seines Begleiters, und der sanft gleitende Kahn wiegte ihn in solche Ruhe ein, daß er ungestört seinen trüben Gedanken nachhängen konnte. Eckard sah dabei heiter in die sternenhelle Nacht und mochte wohl nicht ahnen, daß seine Blicke auf Orte fielen, wo hundert Jahre später eine Sontag ihre Triumphe feiern und ein russischer Kaiser ein Grenadierregiment haben würde. Eckard wohnte nach alten Privilegien in einem Erkerthurme des Cöllnischen Rathhauses, wohin er jezt seinen brütenden Gastfreund führte. Hernandez warf sich auf sein Lager und der Leibchemikus benuzte noch einen Theil der Nacht, um im Cornelius Agrippa und Rosenkreuzers chemischer Hochzeit zu studiren, nach seinen Säuren und Extrakten zu sehen, die Destillirkolben zu befestigen, kurz sich auf jene für den ehrlichen Mann so traurige Zeit vorzubereiten, wo er Gold für seinen Monarchen machen wollte, und zu dem Ende mehr Dukaten verbrauchte, als er produzirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stahleck.

VII.

Smaragdnen Glanz vereint mit klarem Spiegel
Ein Teich durch sein Gewässer und sein Gräschen;
Umkränzet ist des Teiches schönes Bäschen
Mit buntgestreiften Lilien auf dem Hügel.
Es schwimmen Enten dort mit krausem Flügel,
Und neben ihnen schwimmen Wasserbläschen;
Auch Holz für Barken ist nicht fern, wo Häschen
Bewohnen einen nahen Wald und Igel.
Der Zephyr schlägt krystallnen Schaum im Bette
Der Fluth und flüstert, als ob unabwendlich
Er ein Geheimniß zu vertrau'n uns hätte;
In diesem Wald, an diesem Teiche endlich....
Doch weh! hier ist das Ende vom Sonette!
Verzeiht, daß ich's begonnen; es ist schändlich!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

(Fortsetzung.)

Das geistige Leben.

St. Franz von Sales und der Präsident Favre trugen Sorge, daß die höhern Schulen vermehrt wurden, unter der

Leitung der Jesuiten und Barnabiten. In Annecy bestand damals die Florienantinische Akademie, wo auch der berühmte Vaugelas seine ersten Studien in Grammatik und Philosophie machte. In dem reichen Jahrhundert Ludwigs XIV. hatte auch Savoyen mehrere ausgezeichnete Männer. Der P. Challes und der Abbé Saint-Réal verbreiteten ihren Einfluß bis in die Alpen. Im Jahr 1678 wurde die Akademie von Turin durch Albert Bailly, Bischof von Aosta, und den Grafen Sallier de la Tour gestiftet. Hierauf erhielten die Turiner Universität und die Kollegien in den Provinzen eine andere Einrichtung, und in alle wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten in Piemont und Savoyen wurde mehr Einheit gebracht. Von nun an war es den Savoyern nicht mehr vergönnt, ihre höhern Studien in Jurisprudenz und Medizin, so wie die akademischen Grade zu suchen, wo sie wollten, sondern sie mußten nach Turin gehen, was auch noch jezt der Fall ist, jedoch nicht als ein Uebelstand angesehen werden kann, da die Turiner Universität den französischen nicht untergeordnet ist, und da wenigstens die jungen Leute in Turin der sittlichen Verderbenheit und Ausartung nicht so ausgesezt sind, wie in Paris, Grenoble und Montpellier. Vieles von dem bisher begründeten Guten sank unter der französischen Herrschaft, die 1792 begann. Es klingt wie bitterer Spott, was Napoleon am 6ten Januar 1807 in einem Dekret von Warschau aussprach: seine Regierung über Savoyen solle seyn le règne des grandes actions, des sciences utiles, de la philosophie et de la morale. Von alle dem ist aber nicht das Geringste geschehen. Der Volks- und der höhere Unterricht wurde, wie in Frankreich, entsezlich vernachlässigt; Napoleon betrachtete die Savoyer wie ein Volk, das zu nichts taugt, als zum Soldatenstand, und dazu hat er sie auch redlich von 1800 bis 1813 benuzt, was die Todtenlisten aller savoyischen Distrikte bezeugen. Als er seine Universität gründete, war Savoyen keine höhere Schule zugedacht, und nur mit großer Mühe brachte man es dahin, daß Chambery ein Collège impérial erhielt. Jezt besizt Savoyen sechs königliche Kollegien, wo Professoren, die der Staat bezahlt, Humaniora und Philosophie lehren, freilich nur die Philosophie, welche bei einer Regierung, wie die gegenwärtige, und bei der Herrschaft der Geistlichkeit möglich ist. In Beziehung auf die bildende Kunst hat das arme Land immer eine unbedeutende Rolle spielen müssen, weil zur Blüthe der Kunst nothwendig Reichthum gehört, der nirgends in Savoyen zu finden ist. Die Kunstgeschichte weiß hier von keinem ausgezeichneten Maler, Bildhauer oder Baumeister, obgleich es derselben seit 1314 genug gegeben hat, von denen auch die Schlösser von Chambery, Bourget und Ripailles am Genfersee ausgemalt worden sind. Seitdem (1559) Emanuel Philibert Turin zur Hauptstadt seines Landes gemacht, hat Savoyen immer mehr von seiner Bedeutung verloren, und zwar zum Vortheil Piemonts, das sich nun immer mehr erhob, nicht blos durch den König und seinen Hof, sondern auch durch die größere Wohlhabenheit, die dadurch in dem Land verbreitet ward. Dadurch entstand ein immer wachsender Haß der Savoyer gegen die Piemontesen, der immer mehr genährt ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Cherubini's Ali-Baba.

Es war in diesen Tagen eine merkwürdige Erscheinung, den alten Cherubini wieder mit einer Oper auftreten zu sehen, zu welcher natürlich Niemand anders als Scribe den Text verfertigt hatte. Von dem alten Meister war es ziemlich kühn, sich wieder in eine Laufbahn zu wagen, die er schon seit zwanzig Jahren verlassen hat, und eine große Oper zu schreiben, was so wenigen Tonkünstlern gelingt. Obschon die Zeitungen bei dieser Gelegenheit viel über Cherubini geschrieben und uns sein ganzes Leben wieder erzählt haben, so haben sie uns doch nicht berichtet, wie es zugegangen ist, daß der Meister dieses Wagestück unternommen hat. Vermuthlich hat man ihn darum angegangen. Es heißt, er habe eine längst vergessene Oper in seinem Pulte liegen gehabt, aus dieser habe er die besten Stücke ausgesucht, mehrere neue hinzugefügt, und so sey denn die große Oper Ali-Baba entstanden. Die Sache schien so wichtig, daß die Tageblätter sogar von den Probevorstellungen Bericht erstatteten. Diese soll Cherubini mit jugendlichem Eifer geleitet haben. Zwar hat er die Musikanten nicht geprügelt, aber tüchtig gescholten, wenn sie sich einen Schnitzer zu Schulden kommen ließen, und er soll mit einem bewundernswürdigen feinen Gehör jedesmal den wahren Schuldigen aus dem großen Orchester herausgefunden haben. Ueberhaupt wurde das Stück außerordentlich häufig in den Tageblättern besprochen, schon ehe es aufgeführt wurde. Man glaubte es dem graugewordenen Meister schuldig zu seyn, sein in Frankreich nicht hinlänglich gewürdigtes Talent nach Gebühr herauszuheben und zu loben. Es war für ihn eine Art von Vergötterung nach einer unverdienten Vergessenheit. Darin hatte man aber wohl nicht Recht, daß man ihn als einen mit Undank behandelten Künstler schilderte. Napoleon soll ihn nicht haben leiden können, weil Cherubini ihm einigemal mit der Festigkeit eines seines Verdienstes bewußten Künstlers geantwortet habe. Indessen wurde er doch nicht hintangesezt; seine Kirchenmusik blieb in Ansehen, und hätte Cherubini fortgefahren, für das Theater zu arbeiten, so würde er auch beim großen Publikum nicht in Vergessenheit gerathen seyn. Ich weiß nicht, weßhalb er sich fast ganz vom Theater zurückzog. Vielleicht fühlte er, daß sein eigentlicher Beruf die Kirchenmusik sey. Freilich wurden einige seiner Nebenbuhler, die seine Virtuosität nicht hatten, mit Gnaden überhäuft, indeß er sich einzig auf sein Talent zu stützen hatte; solch eine Ungerechtigkeit kränkt einen großen Künstler; dagegen konnte sich aber Cherubini mit der hohen Anerkennung trösten, die seinem Verdienst in ganz Europa zu Theil wurde. Während der Restauration wurde er zum Vorsteher des Musikkonservatoriums, oder, wie es damals hieß, Ecole des menus plaisirs ernannt, und diese Stelle versieht er noch, so wie die eines Mitglieds der Kunstakademie. Sein Ali-Baba ist nun zwar mit großem Beifall aufgenommen worden und Cherubini muß über die innige Theilnahme, die man ihm so allgemein bezeugt hat, gerührt seyn; indessen scheint es doch nicht, daß dieses große Stück populär werden wird. Cherubini's Musik ist für das große Publikum nicht faßlich genug, sie scheint ihm zu gelehrt, zu kunstreich, es kann sie nicht genießen, wie die Rossinische. Schlimm ist dabei Scribe weggekommen; denn die Theaterkritiker, welche Cherubini schonen wollten, hielten sich dagegen an den Dichter des Textbuches und warfen ihm mit Bitterkeit vor, er habe eine der interessantesten Erzählungen der Tausend und eine Nacht ganz verhunzt. Scribe hat sich die Arbeit allerdings sehr leicht gemacht, wie er zu thun pflegt; allein man sollte einmal zehn andern Dichtern dieselbe Aufgabe stellen und sehen, wie sie damit fertig werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. August 1833.

— Wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwindet wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Platen.

Abend und Morgen.

Von G. Pfizer.

Wenn helle Glocken
Um Mitternacht
Zum Schlafe locken,
Wer spät noch wacht;

Wenn mir, wie trunken
Vom Nektarsaft,
Noch sprüh'n die Funken
Der Schöpferkraft:

Dann faßt ein Kummer
Mich ob dem Zoll,
Den ich dem Schlummer
Entrichten soll.

„So wird beständig
Der Geist gestört,
Der, urlebendig,
Sich nie verzehrt?

Der Quell gemindert,
Der nie versiegt?
Der Strahl gehindert,
Der ewig fliegt?

Ach, daß die Kette
Der Freie trägt!
Im Ruhebette
Ein Held sich pflegt!“

Doch wenn der Schleier
Der Nacht zerreißt,
Der Morgenschreier
Den Tag verheißt;

Wenn mir im Traume
Der Mohnquell floß,
Vom Schlummerbaume
Ich Frucht genoß:

Dann möcht' ich wandeln
In Nacht das Licht;
Mich reizt das Handeln,
Die That mich nicht.

„Im Schlaf geschieden
Von Markt und Welt —
Da wird der Frieden
Mir nie vergällt.

Was Tags ich thue,
Das wird mir schwer;
Hier hab' ich Ruhe —
Was will ich mehr?“

Mit solcher Klage,
Noch traumbetäubt,
Dem neuen Tage
Der Geist sich sträubt;

Bis frische Spannung
Den Nerv macht stark
Und Kraftermannung
Durchzuckt das Mark.

Der Traum fällt nieder;
Hoch trägt der Held,
Wie Atlas, wieder
Die Last der Welt.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Wenige Zeiten gleichen der allgemeinen Unruhe und Aufregung, die den Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeichnen. Es war die Zeit der Abentheurer, der Verschwörungen, der religiösen und wissenschaftlichen Thorheiten. Länder, deren Namen bis jezt unbekannt gewesen war, bekamen plötzlich einen König, wie Korsika; Schweden, Rußland, Frankreich waren von innern Faktionen zerrissen; der Aberglaube war von einem Könige, wie Ludwig XIV., auf den Thron erhoben worden, der Gemüther bemächtigte sich eine Aengstlichkeit, die die Einen immer geschickt macht, zu betrügen, und die Andern, sich betrügen zu lassen. Männer von dunkler Herkunft, aber begabt mit Gewandtheit und körperlichen Vorzügen, wußten sich in Stellungen zu bringen, die ihnen unbeschränkte Macht über den Willen der Könige und den Gehorsam der Völker gaben. Die Lüge der Wissenschaft hatte auch die Geister und die äußern Verhältnisse ergriffen. Man konnte durch Kühnheit und die Gunst einer Prinzessin zu Allem gelangen. Und wie man Goldmacher, die ihr Versprechen nicht lösten, mit dem Leben bedrohte, bis sie vor Angst das Porzellan erfanden, so schreckte man sich gegenseitig mit erdichteten Verschwörungen, und die Furcht verursachte, daß man sich in wirkliche einließ. An den Höfen erschienen Menschen, die heute noch im offiziellen Auftrage handelten, und morgen schon nur Glücksritter waren; so arbeiteten die Feigheit der Politik und die Entschlossenheit dreister Charaktere einander in die Hände.

Zwischen dem Chevalier und seinem jungen Freunde, dem Hauptmann, war diese Lage der Dinge schon ein Gegenstand der Unterhaltung gewesen. Der Erstere schien nie anders, als ohne Absicht darauf zu kommen; doch konnte er dabei eine Taktik beobachten, die dem jungen, unerfahrnen Baron nie auffiel. Ihre Herzen waren sich näher getreten, der Zauber des Räthselhaften, der den Hauptmann vom Chevalier sonst entfernter gehalten, hatte sich gelöst, seitdem zumal der Leztere kein Geheimniß mehr daraus machte, daß er in gewissen politischen Aufträgen in der Nähe des Hofes verkehre.

Der österreichische Gesandte gab einen Ball. Die beiden Freunde wollten in einer Stunde sich in dessen Hotel begeben und saßen noch im vertraulichen Gespräche beisammen. Die Preußen politisirten schon vor hundert Jahren so, wie sie es noch thun: sie bilden sich nämlich immer ein, die ganze Welt beneide sie. „Die Gesinnungen,“ sagte der junge Freiherr, „welche das österreichische Kaiserhaus gegen unsere noch junge Königskrone an den Tage legt, sind dem Könige verdächtig, und müssen es bei so vielen Anzeichen bleiben. Man blickt mißgünstig auf diesen einst so schwachen Staat, der durch eine weise Berechnung seiner Kräfte, durch ein ansehnliches Kapital von militärischem Ruhm, durch die besten Einrichtungen seiner innern Verwaltung zu einem Einflusse gelangt ist, der schon deßhalb gefährlich ist, weil er mehr zu vermögen scheint, als ehemals. Das in der europäischen Politik bisher unerhörte System der Ersparnisse hat eine Wahrheit für sich, die unwiderstehlich ist; der Aufschwung der Gewerbe, die Begünstigung der Einwanderungen, der systematische Berechnungsgeist, der die Finanzen des Königreichs durchdringt und in Alles einen Werth zu legen weiß, das sind Dinge, die die Eifersucht eines Nebenbuhlers eben so sehr, als die Besorgniß des Stärkeren erregen müssen.“ Der Chevalier schien ungemein zufrieden und hob die Unterlippe. Aber um wie Vieles praktischer sah dieser seine Kopf das Verhältniß an, als er fortfuhr: „Sie müssen sich in die gerade bestehenden Verhältnisse versetzen, und werden finden, wie die zunehmende Macht und Größe eines Staats dem Einen nur immer um so viel unwillkommen ist, als sie einem dritten Andern erwünscht kommt. Hier spalten sich die Interessen, hier ergeben sich jene Hülfsmittel, die dem Bedrängten zufließen, weil zulezt Alles in der Politik auf das Ueber- und Gegengewicht hinausläuft. Eine Politik ohne Allianzen, ist ein Kleid ohne Aermel, wenn man es nicht als Mantel gebrauchen will. Ein Staat, der sich entweder von Allen nur geachtet, oder von Allen nur gehaßt denkt, geht unter, weil er aufhört, seine Interessen zu denen Anderer zu machen.“ Hier hielt der Chevalier inne, aber sein junger Freund hatte ihn verstanden und suchte seine Gedankenreihe fortzuführen. „Lassen Sie uns auf Oesterreich zurückkommen,“ sagte er, „auf einen Staat, der Preußens natürlicher Rival ist, wie es auch Rußland immer bleiben muß. In den Differenzen, die die Gegner veruneinen, liegt unsere Kraft. Wir müssen uns nach Staaten umsehen, denen an Dem, was wir ihnen durch unsere zunehmende Größe gewähren können, Alles gelegen ist und die von uns benuzt werden, indem sie uns zu benutzen glauben.“ — „Und diese Staaten sollen für Preußen wohl

am Eismeer liegen?“ rief hastig aufstehend der Chevalier, ohne zu bedenken, daß sein Freund diese Frage unmöglich verstehen konnte. Dieser drückte den Aufgestandenen wieder neben sich und sagte: „Ehe wir Preußens Föderirte suchen, wird man fragen, welche gegen uns entstandene Gefahren bedrohen auch Andere?“ Der Chevalier schwieg, dann ergriff er Yorcks Rechte und sagte mit geheimnißvoller Vertraulichkeit: „Mein Freund, wir sprechen von keinen Unmöglichkeiten, sondern von Ereignissen, deren Folgen in jedem Augenblicke zu erwarten stehen.“ Der Hauptmann verwunderte sich, aber Jener fuhr fort: „Es ist Wenigen bekannt, und es Ihnen mitzutheilen, zwingt mich meine Freundschaft, daß das Haus Oesterreich mit einem Fürsten, der einen Churhut und eine fremde Königskrone trägt, eine Verbindung eingegangen hat, die sich gegen einen uns Beiden theuren Staat richtet. Ja, noch mehr—“ Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der den Wunsch seiner Herrin, Sophie, überbrachte, jezt den schon lange vorgefahrenen Wagen zu besteigen. Beide Freunde drückten sich die Hände und begrüßten das reizende Wesen, das ihnen auf halbem Wege aus einer geöffneten Flügelthür in unerhörter Pracht entgegenrauschte.

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

Das merkwürdigste Thier in dieser Beziehung, und ein peinigendes Räthsel für den Naturforscher, ist der älteste Knecht des Menschen, der Hund. Nicht nur gleicht er keiner der andern im Hundegeschlecht vereinigten Gattungen, Wolf, Fuchs, Schakal, auch nur entfernt so, daß man ihn zu einer dieser Arten rechnen könnte, er selbst hat sich unter der Hand des Menschen in eine zahllose Menge sehr beständiger Racen getheilt, deren Ursprung meist gänzlich unbekannt, auf keinen Fall klimatisch ist, und die nur durch Bastardzeugungen in einander übergeführt werden können. Er zeigt in dieser Constanz seiner Racen, die auf einen weitentlegenen, sich in der Geschichte der Erde verbergenden Ursprung hinweisen — möge es der Mensch nicht übel nehmen — eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Geschlecht seines Herrn und Meisters, und die Forscher, welche, um die Entwicklung der Menschenracen aus der ursprünglichen Einheit im Laufe der gegenwärtigen Weltepoche klimatisch zu erklären, die Hunderacen herbeizogen, mußten bald inne werden, daß sie nur ein Räthsel einem andern gegenüberstellten.

Wie sollte nun die Hand des Menschen die höchsten, ihm in der Reihe der Lebendigen am nächsten stehenden Organismen zu so gewaltigen Metamorphosen zwingen können, wenn nicht die Keime dazu schon im freien Naturleben in ihnen lägen? Ja, auch sich selbst überlassen, wandeln sich die Thiere um, und was der Mensch künstlich bewirkt, ist von dem, was die Erde selbst in ihrem leisen Entwickelungsgang an den Lebendigen formt und modelt, nur der Zeit nach verschieden. Die Lebensbedingungen, Luft, Licht, Wärme, Feuchtigkeit, vor Allem das Futter, welche sich bei freien Geschlechtern nur in einem langen Zeitverlauf modifiziren, ändert der Mensch bei den in seine Gewalt gegebenen rasch und zumal. Daß im Laufe der Geschichte eine Menge von Thieren Wandlungen in ihren Umrissen und in ihrem ganzen Wesen erlitten haben, zeigen, neben manchen Aeußerungen der Alten, die uns von ihnen hinterbliebenen, oft so charakteristischen Abbildungen, welche von den jezt lebenden analogen Geschlechtern nicht selten wesentlich abweichen. Wir haben überdieß in dieser Beziehung ein zwar einziges, aber desto interessanteres materielles Beispiel vor Augen, am Ibis der Egypter, der häufig in Mumiengestalt auf uns gekommen ist. Cuvier und andern Naturforschern ist es troz aller Mühe nicht gelungen, in jenem Landstriche ein Thier zu finden, das dem heiligen Vogel durchaus gleich kommt; die demselben ähnlichsten Vögel weichen sogar im Knochengerüste und seinen Verhältnissen von den Mumien bedeutend ab; vorzüglich aber ist an den einbalsamirten Vögeln der Schnabel durchgehends länger und dünner, als bei den jezigen Stammverwandten. Später hat Geoffroi St. Hilaire gefunden, daß ein in Indien lebender Ibis denen der Katakomben durchaus gleicht; er meint daher, man müsse zwischen folgenden zwei Annahmen wählen: entweder haben die Egypter die von ihnen heilig gehaltenen Thiere aus Indien bezogen, oder der egyptische Ibis hat in den lezten dreitausend Jahren eine Ausartung in seinen Formen erlitten. Man wird wohl kaum anstehen, sich für die leztere zu entscheiden. Erwähnung verdient auch noch, weil der Fall ein sonst sehr festes Naturgesetz betrifft, daß unsere jezigen Hunde nur zwischen sechzig und dreiundsechzig Tagen trächtig gehen, während der alte scharfsinnige Forscher Aristoteles bei einer der zu seiner Zeit bestehenden Racen etliche und siebzig, bei einer andern gar etliche und neunzig Tage angibt.

Ist es nach alle dem erwiesen, daß die Thiergeschlechter im Laufe der paar Jahrtausende, die der Mensch rückwärts blickt im Leben seines eigenen Geschlechts, in der kurzen Frist, die er, während des Friedens der Elemente, mit seinen Kämpfen gefüllt hat, andere und mannigfaltigere geworden sind, ist es augenfällig, daß in dieser Zeit viele Thierarten sich in mannigfache Formen zerschlagen haben, welche die Wissenschaft konsequenterweise als eigene Gattungen anerkennen müßte, wenn man ihren Ursprung nicht historisch kennte, wie kann man sich da wundern, daß jene organischen Reste, welche ein Sturm begraben hat, mit

welchem eine Weltära sich schloß und eine neue begann, in unwesentlichen Merkmalen von den ihnen analogen, noch lebenden Thieren abweichen, und wie kann man, um das Wunder zu beseitigen, jeden Uebergang der leztern in die ersten leugnen und damit das größere Wunder einer allgemeinen Palingenesie schaffen!

Wenn schon der Mensch durch künstliches Futter, durch das Verrücken der Zeiten des Zeugens und Gebärens ganz andere Wesen zaubern kann, wie viel mehr muß jedesmal eine Katastrophe, mit der, allem nach, alle tellurischen Verhältnisse rasch umschlugen, den Geschöpfen der neuen Weltepoche einen eigenthümlichen Charakter aufdrücken! Fassen wir in dieser Hinsicht, um so viel möglich auf festem Grund und Boden zu bleiben, nur die lezte, unzweifelhafteste, deutlichste Katastrophe ins Auge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

(Fortsetzung.)

Der Klerus.

Die Geschichte wurde nun in beiden Ländern eine Reihe von Lobpreisungen und Komplimenten gegen das herrschende Haus, eine schwülstige und oft unwahre Beschreibung des Charakters, des Lebens und der Thaten der Fürsten, mit weitläuftigen und schmeichlerischen Beschreibungen der Feierlichkeiten bei ihren Hochzeiten, Festen und Leichenbegängnissen, pomphafte Ruhmreden auf die Armee und auf das Gute, das von den Fürsten ausging. Von den alten Ordnungen, Verfassungen und Freiheiten, von denen wir einmal im Literaturblatt bei Gelegenheit der trefflichen Memoiren von Costa de Beauregard gesprochen haben, war nicht mehr die Rede. Fand sich ja ein Historiker, der einen andern Weg gehen wollte und besonders die alten Institutionen anregte, so kam sein Werk nicht an's Tageslicht; dergleichen Manuscripte wurden zwar gut bezahlt, aber nie gedruckt, sondern sorgfältig in Archiven niedergelegt. So ist nach und nach die Vorzeit dem Gedächtniß der Savoyer entrückt worden und in ihrer Erinnerung fast untergegangen.

Hören wir, was die Bewegungsmänner in Frankreich über das Treiben des Klerus in Savoyen sprechen. Durch die Restauration wurden die Kasten und Privilegien wieder hergestellt, den kaiserlichen Adel verachtete man, der alte Landesadel wurde von Neuem der erklärte Freund und Beschützer der Geistlichkeit. Von nun an begannen wieder die Klostergelübde; von Neuem verlegten sich Mönche und Geistliche auf die Kunst, Sterbenden, verblendeten Wittwen, schwachen Greisen und andern Beschränkten durch allerlei Mittel Legate und Geschenke für Klöster, Kirchen und geistliche Brüderschaften abzulocken und dadurch wieder auf Kosten des allgemeinen Wohlstands so reich zu werden, wie 1789. Von Chambery aus leiten die Jesuiten die savoyische Geistlichkeit, und verbreiten sich zu diesem Zwecke polypenartig durch das ganze Land, das einen Erzbischof und drei Bischöfe hat und zu deren Dekoration mehrere geistliche Seminarien, Kapuziner, Cordeliers, Ignorantins, Benediktiner und Weltgeistliche dienen. Alle wenden jedes erdenkliche Mittel an, um die Einwohner immer mehr unter ihre Abhängigkeit zu bringen und den Unterricht nur auf ihre Weise und nach ihren Ansichten zu betreiben. Seit 1814 sind die Geistlichen wieder ausschließlich mit den Geburts-, Tauf-, Heiraths- und Sterberegistern beauftragt, was freilich im Innern des Landes sein Gutes hat, wo sie oft weit und breit die Einzigen sind, die leserlich und richtig schreiben können. Kurz nach der Restauration ließ König Victor Emanuel ein Edikt ergehen, wodurch alle in der französischen Zeit nur bürgerlich verheiratheten Personen gezwungen wurden, im Zeitraum von drei Monaten eine neue Ehe vor Geistlichen einzugehen oder in den unverheiratheten Stand zurückzutreten, wo nicht, so würden sie als im Concubinat lebend betrachtet und deßhalb zuerst mit Gefängniß, bei weiterm Beharren aber mit Verbannung bestraft. Treten Leute als Taufpathen vor den Taufstein, gegen die der Geistliche aus irgend einem Grund, zuweilen aus ganz persönlichen Rücksichten, etwas einzuwenden zu müssen glaubt, so verweigert er die Taufe; als vollgültige Gründe solchen Benehmens braucht er nur anzuführen, daß die Pathen nicht regelmäßig genug fasteten u. dgl. Stirbt Jemand schnell ohne Beichte, oder wird von einem Verstorbenen nur gemuthmaßt, er habe sich selbst getödtet, so wird seine Leiche nicht unter die Andern begraben, sondern in einem entlegenen Winkel des Kirchhofs. So ergeht es auch allen Fremden, über die keine ganz genauen Nachweisungen vorhanden sind. Seit 1814 sind alle Kollegien oder lateinischen Schulen wieder in die Hände der Geistlichen gekommen und die nicht geistlichen Lehrer daraus verdrängt worden. Da es ein sicheres Mittel gibt, über ein Volk Herr zu bleiben: nämlich es in der Unwissenheit zu lassen, oder ihm doch so wenig Unterricht als möglich zu geben, so wird es bald dahin kommen, daß nur Leute von einem gewissen Vermögen die Erlaubniß haben, ihren Kindern höhern Unterricht geben zu lassen. Die ersten Schritte dazu sind schon gemacht worden, aber aus einer gewissen Scheu noch nicht zur Ausführung gekommen. Im Jahr 1821 oder 1822 schickte der Erzbischof von Chambery das Projekt zu einem Edikt ein, das der König Karl Felix auch wirklich ausfertigen ließ und unterschrieb, das aber nach reiflicher Ueberlegung doch nicht bekannt gemacht wurde. Durch dieses Edikt wurde ausdrücklich geboten, daß Eltern ohne volle tausend Livres Einkünfte ihre Kinder nicht in mehr als im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten lassen dürfen. Auf dem Lande erlauben die Pfarrer keine Art von öffentlichem Vergnügen, besonders eifern sie gegen den Tanz, der streng verboten ist. Aus dem Beichtstuhl soll ihnen bekannt seyn, daß die meisten Vergehen und Sünden sich vom Tanz herschreiben; in den Städten ist man bisweilen nachsichtiger. Die alten Geistlichen sind viel milder und nachsichtiger; die jungen aber, welche jezt die Mehrzahl ausmachen, sind voll Unduldsamkeit. Der Einfluß der Priester erstreckt sich nicht blos auf alle Zweige der Regierung und Verwaltung, sondern auch auf alle Verhältnisse des häuslichen Lebens. Ihre Zeugnisse über Religiosität sind überall unentbehrlich und müssen auch bei der geringsten Anstellung vorangehen; junge Frauen und Mädchen werden gleichfalls streng gehalten. Die Geistlichen eifern besonders gegen diejenigen, die aus Frankreich herüberkommen, besonders gegen die Frauen. So viel ist gewiß, brächte die Auswanderung der Savoyarden nicht so viel Geld ins Land, so würde die sardinische Regierung den Leuten gewiß alle Auswanderung nach Frankreich verbieten. Schon jezt besteht ein Gesez, das den Munizipalbehörden verbietet, den Frauen unter fünf und dreißig Jahren Pässe nach Frankreich auszustellen. Es wird aber immer schwer seyn, die Auswanderung nach Frankreich zu verhindern, so lange die nach andern Ländern gestattet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. August 1833.

Horatio. — Welch Ende wird dieß nehmen!
Marcellus. — Etwas ist faul im Staate Dänemarks.

Shakespeare.
Hamlet.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Der österreichische Gesandte war ein Ahn des später so berühmten Fürsten Kaunitz, dieses großen Feindes der Revolution, den die Jakobiner Gevatter Kaunitz nannten, und der der größte Tapezierer seines Jahrhunderts war. Geschmack konnte man diesem seinem ältern Verwandten vielleicht nicht absprechen, obschon bei ihm die Pracht größer war, als die sinnige Verwendung derselben. Man mußte sich damals vor dem Gesetze der Mode beugen, und selbst den Gang eines Festes, den Verlauf einer Zusammenkunft, die auf das Vergnügen berechnet war, schrieb jene unerbittliche Richterin vor, ohne daß sie Improvisationen zuließ. Den Grafen Kaunitz sah man an diesem Abend wenig; entweder hatte er sich zurückgezogen, oder er konnte unter dieser unzähligen Menge, die sich mit jedem neuen vorrasselnden Wagen vermehrte, nicht zum Vorschein kommen, weil er sehr klein war. Sophie, der Chevalier und ihr Bruder bildeten ein Kleeblatt, das ein schöner Geist, wären wir in Paris, würde ich gesagt haben, ein Abbé, den Solitär auf dem Cirkel der Gesellschaft, als dem Goldreifen, nannte. Man beklatschte diesen Einfall, während der Chevalier seine Tänzerin an dem Arm nahm und die Kühlung spendenden, einsamen Zimmer aufsuchte. Clement war heut ausnehmend beweglich, seine Zunge war in einer ewigen Unruhe, und die Augen schien er nur aufzuschlagen, um sie vor den Reizen seiner liebenswürdigen Dame sogleich wieder zu senken. O ihr verblendeten Weiber, die ihr triumphirt, wenn die Gegenstände eurer stillen Gunst einmal nur Auge, Ohr und Lippe für euch zu haben scheinen! Was bei den Männern so oft nur die Folge eines anderweitig empfangenen, angenehmen Eindrucks ist, was sie in eure holdselige Nähe schon mitbringen, das legt ihr als die Wirkungen eurer Anmuth, eurer Koketterie, eurer verrathenen Leidenschaft aus!

Der Chevalier hielt Sophiens Fächer und ließ wider seine Gewohnheit auf den Flügeln des kühlenden Zugwindes, den er ihr zuwehte, tausend Schmeicheleien mitziehen, die bei Sophien ein trunkenes und entzücktes Ohr fanden. Die Sprache der Liebe ist dem Einen so wortarm, als sie reich an Synonymen für den Andern ist. Der stumme Ausdruck ist nicht immer an demselben Orte gleich passend angebracht, wie der beredte. Der Chevalier, der sonst so schweigsame Grübler, erschöpfte heute das Wörterbuch und nahm selbst von den Malereien auf dem elfenbeinenen Fächer so mannichfache Gelegenheit zu schmeichelhaften Uebergängen, daß Sophie freudig zitterte und mit den Augenwimpern, diesem einzigen Theile des Kopfes, dem die damalige Mode mit keiner Farbe oder Puder beikommen

Digitized by Google

konnte, ihre freudeglänzenden blauen Augen bedeckte. Der Wettlauf der Atalanta, der Apfel des Paris, die Liebe Semeles und Danaes Entzücken waren auf verschiedenen Feldern dieses Fächers mit sauberer Kunst gemalt, und der Chevalier citirte dazu den Ovid und preßte Sophiens Hand an seine Lippen.

„Halt! Gewehr ab!“ — Was war das? Militärische Kommandoworte! Welche Bewegung! welch Drängen zu den Thüren! Himmel, es wehren baumlange Grenadiere den Ausgang. Der Chevalier will mit der erblaßten Sophie vortreten, da hält sie eine vorgelegte Muskete zurück, sie sehen, daß in allen Zimmern diese mörderischen Stahlbarrieren funkeln. Offiziere gehen durch die Sperrlinien und ersuchen hier und dort einen in Ordensband und Stern glänzenden Staatsmann, einen angesehenen Krieger, ihnen hinaus zu folgen. Auch vor den Chevalier tritt ein Offizier, frägt nach seinem Namen, sucht in einer Liste, die er in Händen hält, und erklärt zur großen Beruhigung Sophiens, daß seinem Ein- und Ausgange Nichts entgegenstehe. Clement tritt jezt in den großen Salon, der wie ausgestorben ist, Alles drängt die Stiegen hinunter, und athemlos kommen den beiden Nachzüglern der verabschiedete Kammerherr, Sophiens kleine, feenartig gepuzte Mutter, neben deren rother Schminke die Blässe des Schreckens einen unheimlichen Kontrast bildete, und darauf der bestürzte Bruder entgegen. „Man hat die ausgezeichnetsten Generale und mehrere Staatsmänner verhaftet,“ sagte der Hauptmann, als der Chevalier mehr zur Beruhigung Sophiens, als zu seiner eigenen Aufklärung den Bruder nach diesen sonderbaren Dingen gefragt hatte. „Man ist mit Grenadieren in die Salons gedrungen!“ rief der alte Freiherr aus und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; „man hat die heiligen, völkerrechtlichen Penaten eines Gesandten umgestürzt und mich beinahe für einen Kammerherrn gehalten, der seines verlornen Schlüssels wegen zu den Unzufriedenen gehört!“ Sophie flüchtete sich an die Seite des Chevalier, weil er ihr gestanden hatte, daß er sie liebe, sie also auch beschützen mußte; die Mutter faßte den Arm ihres Aemilius, weil er ja unter die Garde gehörte und man ihn ja doch vor Allen zu respektiren habe, und der alte Freiherr seufzte mit einem schmerzhaften Blick gen oben: „Das ist die Herrschaft der Dessauer Hundekoppler und Nimrode! Das ist das Prinzip der Kamaschen und der sechsfüßigen Riesen! Das sind die Erfolge einer Regierung, deren erste That die Entlassung von hundert Kammerherren war!“

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

Wir wissen, daß zu einer Zeit, von welcher, wie die neuere Forschung wahrscheinlich gemacht hat, noch die Kinderträume des Menschengeschlechts zu erzählen wissen, eine Fluth die Erde verheert und die zahlreichen Thiergeschlechter unter ihrem Schlamme begraben hat, welche wir früher haben kennen lernen. Die Säugethiere, welche damals auf dem Boden von Europa beisammen lebten, gehören den verschiedensten Climaten der Jeztwelt an; indessen schlagen darunter diejenigen vor, welche jezt nur noch zwischen den Wendezirkeln vorkommen; im aufgeschwemmten Lande liegen vorzüglich Elephanten, Nashörner, Tapire, Nilpferde, Schweine, Ochsen, Pferde, Rennthiere, Hirsche neben einander, wogegen die Knochenhöhlen und die sogenannten Knochenbreccien des Mittelmeers vorzugsweise Bären, Hyänen, große und kleine Katzen, Hunde, Haasen, Ratzen u. s. w. beherbergen. Eine jener Thatsachen, wie sie hin und wieder, den Bau der menschlichen Schlüsse zerstörend, was wir durch Beobachtung im Zusammenhang begriffen zu haben meinen, zerreißend, aber eben dadurch ein, wenn auch Anfangs grell blendendes Licht vorwärts und rückwärts werfend, in der Geschichte der Wissenschaft auftauchen, eine solche Thatsache hat uns gebieterisch die Ueberzeugung aufgedrungen, daß zugleich mit jener Katastrophe, welche so viele Tausende jener Thiere plötzlich tödtete, eben so plötzlich eine Veränderung der ganzen Witterungskonstitution der nördlichen Erdhälfte eingetreten ist, in deren Folge ein Klima, das bisher doch gegen Norden hinauf Palmen, Elephanten und Löwen genährt, rasch, wie die magnetischen Pole sich vertauschen, zu dem frostigen Himmel umschlug, der über dem ewigen Eis der Polarmeere hängt und das Kind der Sonne, die majestätische Palme, nur verkrüppelt hinter Glasscheiben sieht. Die Thatsache, die wir meinen, ist die bekannte merkwürdige Entdeckung von Mammuths und Nashörnern mit Haut und Haaren im Polareis. Dieses einzige Faktum zwingt uns, wenn wir nicht die mit unserer eigenen Natur innigst verbundene, durch das Leben selbst begründete Anschauung alles Lebens aufgeben, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Palmen aus beeistem Boden gesprossen, Elephanten das Futter des Rennthiers gesucht und Löwen das Handwerk der Eisbären getrieben, die Annahme jener plötzlichen Veränderung des Klimas auf.

Man mag dieses große Phänomen erklären, wie man will, mag der eine astronomisch die Ekliptik der Erde sich plötzlich ändern, den zuvor aufrecht auf seiner Bahn sich schwingenden Kreisel sich zur Seite neigen lassen, mag der andere physisch, und bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse etwas metaphysisch, annehmen, der eine Pol des Erdmagnetismus habe schnell zum andern umgeschlagen —

gleichviel, und interessirt hier nur die Frage, welche Folge diese plötzliche Umwandlung der physischen Verhältnisse für die organische, namentlich die animalische Welt haben mußte. Sie konnte zunächst keine andere seyn, als daß die Thiere zum Theil getödtet, die Ueberlebenden aber sofort den nunmehr vom Pol zum heißen Erdgürtel sich abstufenden Climaten überantwortet wurden. Daß sie nicht alle in der Fluth ihren Tod finden konnten, geht schon daraus hervor, daß die Spuren derselben nirgends sehr weit an den Bergen hinaufreichen. Allein ein anderes Moment des Untergangs mußte für diejenigen, deren Existenz durch eine bestimmte Vegetation bedingt war, darin liegen, daß auch diese Vegetation, so weit sie heißer, üppiger Natur und der jetzigen tropischen verwandt war, in den höchsten und mittlern Breiten schnell dahinwelkte. Dieses Loos scheint nun vorzugsweise diejenigen Geschlechter getroffen zu haben, die wir heutzutage fast ausschließend zwischen den Wendezirkeln treffen, die elephantenähnlichen Thiere, Nashörner, Tapire u. s. w., und welche überall, wo fossile Knochen dieser Periode gefunden werden, in überwiegend großem Verhältnisse auftreten.

Jede Weltepoche scheint in der Thier- und Pflanzenwelt ihre vorherrschenden Formen gehabt zu haben, welche die Natur mit besonderer Vorliebe hegte und vervielfältigte. So sehen wir in einer Urzeit die Gestalt der Eidechse als den Haupttypus der Landthiere, der sich an dem allgemach über den Wassern emporsteigenden Strande in ein zahlloses Gewimmel von Gattungen spaltete, bis er mit dem immer überwiegender werdenden Element der Säugethierform allmählig wieder zurücktrat und immer wenigere Arten jener Amphibien in die spätern Epochen übertreten, so daß jezt nur noch das Krokodil mit seinen wenigen Arten ein einigermaaßen ansehnlicher Repräsentant des alten, mächtigen Hauses der Leviathans ist. Sobald nun die Welt der Mammalien mächtig und immer mächtiger hereintritt, sehen wir die sogenannten Pachydermen, die elephantenähnlichen Thiere, die Hauptrolle spielen. So besteht, etwas früher als die Epoche, von der wir hier zunächst reden, jenes interessante Reich der Anoplotherien und Paläotherien, das Cuvier in die Geschichte der Erde und ihrer Lebendigen eingeführt hat, fast ganz aus Thieren dieser Art; zahlreiche Geschlechter harmloser Pflanzenfresser, welche gänzlich vom Schauplatz abgetreten sind. Dieselbe Familie herrscht nun auch noch in der Zeit vor, welche der Umwandlung des Klimas unmittelbar voranging; aber diese lezte Catastrophe hat ihrem Uebergewicht definitiv ein Ende gemacht.

Die Existenz dieser Thiere scheint vorzugsweise an die heißeste, üppigste Pflanzenwelt gebunden; als nun aber mit einemmal die Bäume, deren schwellende, saftige Rinde den Elephanten genährt, polwärts erstarrten, in tiefern Breiten rasch welkten, als der warme Strom, in dessen wucherndem Schilf Hippopotamus und Tapir sich bargen, sich mit einer Eisrinde bezog, da war es aus mit dem Reiche Behemoths auf Erden; jene Riesen traten ab als herrschende Form der Säugethierwelt, um andern Platz zu machen, und jene animalischen Felsen schmolzen zusammen auf die wenigen dürftigen Trümmer, die sich jezt noch zwischen den Tropen umtreiben. Die unmittelbare Anschauung der fossilen Flora scheint darauf hinzuweisen, daß sie aller Orten ungleich mächtiger, riesenhafter war, als jezt selbst zwischen den Tropen, und sich zu der glühendsten Pflanzenwelt in Afrika oder Südamerika verhält, wie jene gewaltigen Mammuths zu ihren kleinern Nachkommen, die noch jezt der Stolz des Thierreichs sind. Wenn es aber wahr ist, daß unser Elephant und seine Verwandten nur die Trümmer einer einstigen Hauptform der Thierwelt darstellen, so ist es wohl sehr bezeichnend, daß gerade diejenigen Thiere, welche in der frühern Weltepoche als der wahre animalische Ausdruck der in Thier- und Pflanzenformen üppig wuchernden Natur, jener sonderbaren Mischung von Trägheit und Kraft erscheinen, in der jetzigen Zeit im Wuchse wohl mehr hinter ihren Ahnen zurückstehen, als dieß bei den meisten andern Familien, namentlich den Wiederkäuern und Fleischfressern, der Fall ist, und sich der, wie es scheint, im selben Maaße verringerten tropischen Flora angeschlossen haben, ein Beweis, wie Alles in der Natur sich trägt und bedingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stableck.

VIII.

Wie heutzutage die Dichter geehrt werden.

Mich trieb mein Drang einst, zum Parnaß zu ziehen;
Und auf Kathedern, in Krystall gefaßten,
Sah dort Homerus und Virgil ich rasten,
Die lasen über Kunst und Poesien.
Drauf sah ich lästige Infanterien
Von den modernen dichtenden Phantasten,
Die voll Begier nach mehr Lorbeeren faßten,
Als je durch Daphne und Apoll gediehen.
Mir würde, dacht' ich, auch ein Kranz gebühren;
Doch ein Pedell sprach: still, Freund Studiose,
Nicht kann ein Lorbeerblatt eu'r Haupt berühren.
Warum? fragt' ich, und er sprach leicht und lose:
Weil heut' sie all' ein Kaufmann fort will führen,
Um zu verkaufen sie zur Karpfensauce.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg. August.

Der Buchhändler Smirdin. Die Newskische.

Unter den hiesigen zahlreichen russischen Buchhandlungen nimmt die Smirdinsche unstreitig den ersten Platz ein. Smir-

din ist einer der thätigsten, einsichtsvollsten und großartigsten Buchhändler nicht blos Rußlands, sondern Europas überhaupt. Jedem jungen, angehenden Talente kommt er mit der größten Freundlichkeit entgegen, unterstüzt den Anfänger und läßt keinen der bessern russischen Schriftsteller seinem Verlage entgehen. So wie das von ihm bezahlte Honorar, ist auch die Ausstattung der in seinem Verlage erscheinenden Werke seiner würdig. Einen Beweis von seiner Thätigkeit mag unter andern das geben, daß die Kosten für Druck und Papier der von ihm im vergangenen Jahr verlegten Werke beinahe eine halbe Million Rubel betragen. Von unserm Monarchen ward Smirdin in diesem Frühlinge eine huldvolle Anerkennung seiner Verdienste um vaterländische Literatur durch die Verleihung einer goldenen Denkmünze am Halsbande des Wladimirordens. Als Smirdin, der russische Ladvokat — nur mit dem Unterschiede, daß er nicht bankerott ist — vor zwei Jahren sein neues, schönes Lokal, wofür er jährlich gegen 4000 Thaler Miethe zahlt, im Petri-Kirchenhause bezog, gab er, zur Einweihung desselben, sämmtlichen hier anwesenden russischen Schriftstellern ein großes Gastmahl, wobei von Seiten der Gäste der Plan entstand, dem Gastgeber ein eigenthümliches Gastgeschenk zu machen. Das russische Wort Nowosselje bedeutet: Geschenk zur neuen Wohnung, und bezeichnet die hier ganz allgemeine Sitte, Jemanden, der eine neue Wohnung bezieht, ein Geschenk, sogenanntes Salz und Brod, zu übersenden. Das nunmehr vor Kurzem in dem erwähnten Verlage erschienene, kostbar ausgestattete Buch Nowosselje, Originalaufsäze und Gedichte der berühmteren, jezt lebenden russischen Schriftsteller enthaltend, ist wohl das schönste Geschenk dieser Art. Seiner Zusammenstellung nach gleicht es dem Livre des cent-et-un, von dem es zum Theil auch eine Nachahmung ist, indem es sein Entstehen ebenfalls den wohlwollenden Gesinnungen der Schriftsteller gegen einen Buchhändler verdankt. Die Herausgabe dieses, mit eleganten Kupfern verzierten und höchst geschmackvoll ausgestatteten Nowosselje hat den Verleger über 20,000 Rubel gekostet; das ist nun freilich ein theures Geschenk, indeß wird die Theilnahme des Publikums dasselbe ohne Zweifel bald zu dem machen, was es, der Absicht der Geber nach, seyn sollte. Von den sieben-und-zwanzig Schriftstellern, worunter alle ausgezeichneten Literatoren Rußlands, erwähnen wir unter den Dichtern: Fürst Wjäsemsky, Schukowsky, Gneditsch, Kryloff (der bekannte Fabeldichter), Puschkin, Bawätinsky und Kosloff; unter den Prosaikern: Gretsch, Massalsky, Senkowsky und den General Michailowsky-Danilewsky. Schukowsky hat versucht, den russischen Hexameter, dem man bis jezt immer eine steife Ungelenkigkeit zum Vorwurf gemacht, zu Ehren zu bringen. Seine russischen Hexameter, wenn schon nicht so weich, wie die griechischen, sind wohlklingend und voll rhythmischen Takts, wie die deutschen. Puschkin hat sich gleichfalls in fremden Dichtungsweisen versucht; von ihm ist eine Novelle in achtzeiligen Stanzen: „das Häuschen auf der Kolomna.“ „Goethe's Tod“ von Bawätinsky ist eine gelungene Dichtung. Unter den Beiträgen in Prosa fanden wir besonders anziehend: „die Erinnerungen“ von Gretsch, „Züge aus dem Leben Alexanders I.“ von Michailowsky-Danilewsky, „der russische Ikarus“ von Massalsky, „ein Volksmährchen“ vom Pseudonymen Kosaken Lugansky, „die Unbekannte“ und „Satans Lever“ vom Pseudonymen Baron Brambeus. Obschon keineswegs so reichhaltig, als das Livre des cent-et-un, gewährt doch der eine, 537 Seiten starke Band des Nowosselje einen vollständigern Ueberblick der heutigen russischen Literatur, als die eilf Bände der Pariser Hundert und Einer.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Savoyen, August.

(Beschluß.)

Audiatur et altera pars.

An die'en Vorwürfen, denen leicht die französische Farbe angesehen werden kann, ist viel Wahres neben mancher Uebertreibung im Einzelnen. In Manchem möchte ich der sardinischen Regierung sogar Recht geben, z. B. bei der Scheu vor französischen Sitten und französischer Zügellosigkeit, die von Lyon und Grenoble her ins Land dringen. Savoyens Regierung ist großentheils in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, die sich in ihren Maßregeln gegenseitig unterstüzen und aufrecht erhalten. Man hätte aber Unrecht, diese Maßregeln immer ungerecht zu nennen, und manche gehen nur aus der örtlichen Lage des Landes und aus der Stimmung des Nachbars hervor. Ich kann es unter andern nicht tadeln, daß man eine Menge französischer Bücher und Zeitschriften nicht in's Land läßt; denn erstere sind häufig ein moralisches Gift und leztere thun Alles, um die Einwohner gegen ihren Regenten aufzuhezen und sie zur Empörung und zur alleinseligmachenden Vereinigung mit Frankreich zu veranlassen; denn das ist der Refrain von allen liberalen Artikeln über Savoyen. Ich möchte Eins wissen: wenn es einem Savoyer einfiele, in die dem Lande zunächst liegenden Departements l'Ain, Isère und Hautes-Alpes zu gehen und laut zu den Einwohnern zu sagen: „die natürlichen Grenzen der Länder und Völker sind nur durch den Lauf großer Flüsse bezeichnet und die Nationalität geht aus der Sprachgleichheit hervor; darum ist es nothwendig, daß ihr euch alle von eurer Regierung lossagt und Savoyer werdet, denn Savoyens natürliche Grenze ist die Rhone, und die Einwohner des Dauphinés und der Provence sprechen ungefähr dasselbe Patois, wie die Savoyer und die Einwohner von Nizza;“ wenn dieser Savoyer überdieß alles nur erdenkliche Gift gegen die französische Regierung ausgösse und die Einwohner zur Empörung gegen sie aufriefe, so würde wahrscheinlich dieser Redner in Frankreich sogleich festgenommen und eingesteckt werden, und keine Jury in Frankreich würde anstehen, ihn entweder als Narren nach Bicêtre, oder als Verbrecher zum Bagno zu verdammen. Der Mann hätte aber doch nicht mehr gethan, als eine Menge französischer Schriften und Journale. Wer möchte es der sardinischen Regierung verdenken, daß sie solchen Rednern den Eintritt in's Land versagt? Diese Schriften und Organe wiederholen täglich, daß die Savoyer unendlich mehr Steuern zahlen, als die Franzosen, daß sie elender und ärmlicher leben, daß sie keine Gerechtigkeit haben, nach Willkühr eingekerkert werden u. s. w. Dieß Alles ist Unwahrheit oder Uebertreibung. Unsere Savoyer Bauern sind durchaus nicht übler daran, als die Franzosen; sie sind weder schlechter gekleidet, noch schlechter genährt; sie haben gesunde und genügende Nahrung, ja jezt in größerem Ueberfluß, als unter der französischen Regierung, denn das Volk ist jezt wohlhabender, weil es bedeutend weniger Abgaben und Lasten hat. Der Bauer kann jezt sogar hie und da Wein trinken, so wenig auch dessen bei uns erzeugt wird, denn die furchtbaren droits réunis drücken nicht mehr auf ihn mit ihrer vexatorischen Erhebungsweise, der zufolge alle Theile des Hauses von den Steuereinnehmern durchsucht werden durften. In unserm nächsten Brief soll klar dargethan werden, daß der Savoyer jezt bedeutend weniger Abgaben und Steuern zahlt, wie ehemals, und daß er in dieser Beziehung viel besser gestellt ist, als der Franzose.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. August 1833.

— Nur Schönes sezt in Flammen meines Lebens schwanken Docht.

Platen.

Eins von Dreien!

Mancherlei kann ich verdauen,
Wenn nur blau der Himmel scheint;
Aber wenn aus schwärzlich grauen
Wolken Here's Auge weint:
Dann erlischt des Geistes Feuer
Und das Herz versinkt in Gram,
Und am schweren Lebenssteuer
Wird der Arm dem Rudrer lahm.

Retten kann aus solchen Nöthen
Mich ein edler alter Wein,
Der im Glas wie Morgenröthen
Zittert mit bewegtem Schein.
Wenn ich dürste nicht und darbe,
Wenn der Puls entzündet schlägt:
Dann vergess' ich, welche Farbe
Ueber mir der Himmel trägt.

Ob das Wetter etwas tauge?
Ob der Wein? — mich wenig kränkt,
Wenn in ein geliebtes Auge
Sich das meinige versenkt.
Sonnen sind die Strahlengüsse
Aus dem Auge tief und klar;
Heißer sind, als Wein, die Küsse
Von der Lippen Rosenpaar.

Alles allezeit zu haben —
Ach, es wär' zu viel begehrt!
Je für zwei versagte Gaben
Sey nur Eine mir gewährt!
Aber wenn mir jede Würze,
Sonne, Liebe fehlt und Wein —
Dann ist mir zu Muth, als stürze
Ueber mir der Himmel ein.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Der Morgen nach dem gewaltsam unterbrochenen Feste beim Gesandten tagte mit auffallenden Erscheinungen. Die ein Feld draußen vor'm Thor hatten, oder die frische Morgenluft und den Gesang der Vögel im Thiergarten genießen wollten, erschracken nicht wenig, als ihnen die verstärkte Wache am Thore mit scharfen Worten und mit eben so scharfen Musketen zu verstehen gab, jeder Versuch, die Stadt zu verlassen, werde mit dem Tode geahndet. Die Bäckerlehrlinge, die den Kunden die Waare austrugen, konnten vor Patrouillen und Examinationen keine zehen Schritt ungehindert gehen, weil man jezt in jedem Pastetenbäcker einen Menzikoff sehen wollte. Die ehrlichen Bürger tobten mit ihren

Hausfrauen, daß sie keine Sahne zum Kaffee bekamen, aber die Milchweiber waren alle am Thore abgewiesen worden. Damals geschah es, daß eine gescheite Frau den Vorschlag machte, die Milch in die Spree zu schütten, weil sie ja so den Kunden ungehindert zuflöße. Und als nun gar die Gevatter Schneider und Handschuhmacher die Fensterladen zurücklehnten und jeden Pflasterstein mit einem Soldaten bepflanzt sahen, da blickten sie erschrocken ihre Ehehälften an und dachten an den Kometen und den Türken, und es schauderte ihnen die Haut. Wäre damals die Haude- und Spenersche Zeitung erschienen, so hätte man um acht Uhr auch noch nicht gewußt, was im Staate eigentlich vorging. Allmählig brachten aber die Friseurs, die Tanzmeister, die Barbiere ein Gerücht in Umlauf, das gar gefährlich lautete. „Das ist eine Verschwörung!" wagte Einer zu lispeln, und bald hieß es in der ganzen Stadt, eine ungeheure Verschwörung sey ausgebrochen. Dem war auch so.

Chevalier Clement war öffentlich vor den angesehensten Männern im Staate, ja im Kabinette des Königs selbst als der Gewährsmann einer ihm bekannten geheimen Allianz zwischen Oesterreich und Sachsen aufgetreten und hatte nachgewiesen, daß Viele unter den höhern Militärs und Civilbeamten von jenen Mächten gewonnen und zu einer höchst gefährlichen Verbindung zusammengetreten seyen. Daher der rasche, entscheidende Schlag des gestrigen Abends, der zwar viele zarte Rücksichten verlezt hatte, doch von dieser Seite gar nicht weiter erwogen wurde, weil die Beleidigung nur den Repräsentanten einer jezt so verdächtigen Macht getroffen hatte, und zulezt mit der Nothwendigkeit einer raschen Benutzung des Augenblicks entschuldigt werden konnte. Diesen Beschuldigungen eine größere Wahrscheinlichkeit zu geben, gesellte sich dazu die eben eingetroffene Nachricht von einer in Frankreich entdeckten Verschwörung, der unter dem Namen der Verschwörung von Cellamare in der Geschichte bekannten Katastrophe. Man sezte in die Eröffnungen des Chevaliers um so weniger Zweifel, als sich alle von ihm angegebenen Umstände mit erstaunlicher Wahrheit zu ergeben schienen, und seine eigene Vertrautheit mit den einflußreichsten Staatsmännern der angeschuldigten Mächte durch briefliche Dokumente erwiesen war.

Der Zustand der Stadt, der einer Belagerung glich, verlor zwar allmählig sein kriegerisches Ansehen, doch jezt rollten unzählige Carossen durch die mit Neugierigen besezten Straßen. Es war eine Eile, eine Aengstlichkeit in diesen Bemühungen der Großen, baldmöglichst das Schloß zu erreichen, die jeden Patrioten mit Trauer erfüllen mußte. Ohne Läufer, ohne Mohren, ohne Pagen, die sich an langen wollenen Gurten auf dem Tritt am Kutschenschlag hielten, flogen die besorgten, dem Könige nahe stehenden Räthe und seine Verwandten vor das Portal des Schlosses, stürmten, mit verschobener Perrücke, tausendmal in Gefahr, über ihre brillantenen Prachtdegen zu stolpern, die Stiegen zu dem Audienzsaal hinauf, um vor Sr. Majestät ihr Erstaunen und ihre in Treue ersterbenden Gesinnungen an den Tag zu legen. Friedrich Wilhelm I., in seinem einfache Kleide, seiner majestätischen Haltung, mit seinem strengen, unerbittlichen Blicke, hörte die Dinge, die man ihm vortrug, mit einer seltsamen Mischung von Unwillen, Unglauben und Mißtrauen an. Hier fixirte er einen Rath, und dieser hielt sich für gerechtfertigt, dort einen Kammerherrn, und dieser Arme mußte glauben, verdächtig zu scheinen: so wechselten in dem Könige die Gefühle und die Aeußerungen derselben, die eine so unerträgliche Lage der Dinge in ihm veranlassen mußte.

Endlich öffnete sich eine hohe Seitenthür und Clement, in dem Kleide des Hofmannes, doch mit der ganzen Einfachheit, die dasselbe zuließ, trat in den Audienzsaal. In seinen Mienen lag ein Triumph, den man unter andern Umständen für einen leisen Anflug von Spott hätte halten können, der aber den Versammelten imponirte. Selbst auf den König schien er zu wirken, weil er ihn für den Ausdruck der siegenden Wahrheit hielt. Der Chevalier trat mit einer ehrerbietigen Verbeugung vor den Thron, und Serenissimus geruhten, ihm die Hand zum Kusse darzureichen. „Die Affaires," begann der König in seinem originellen Style, „so von Ihm zu meiner Wissenschaft parvenirt sind, haben meine Noblesse an selbigen Ort getrieben, um ihren Respekt mit schuldiger Devotion zu vermelden. Sie vermessen sich auf leibliche Eide, daß sie keine Spitzbuben sind, und Keiner annoch Lust verspüret, an den Galgen zu kommen. Zeige man nun denen ungläubigen Thomaskindern, was mir hätte arriviren können, wie es sich conveniret."

(Die Fortsezung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsezung.)

Wenn die Natur einer vegetabilischen oder animalischen Lieblingsform entsagt, die sich bisher, ein Günstling der Elemente, wie sie sich in der jedesmaligen Periode gefügt, in üppig wuchernden Gattungen ausgebreitet hatte, so zeigt sich dieß vor Allem darin, daß schon in der darauf folgenden Zeit die Arten sich sehr verringert zeigen. So ist es auch hier; aber nicht nur der Arten der Pachydermen sind jezt weit wenigere geworden als früher — bei den fossilen Geschlechtern Nashorn, Tapir, Hippopotamus unterscheidet man ungleich mehr Spezies, als jezt — wir

vermissen ein ganzes, sehr charakteristisches Geschlecht, das der Mastodonten, das sechs und wohl mehr Gattungen zählte. Die Hoffnung, es in den Wildnissen von Amerika, in dessen Boden seine Reste in noch weit größerer Menge gefunden werden, als in dem von Europa, noch lebend zu finden, ist so gut als ganz verschwunden. In Bezug auf den Untergang dieser Thiere und ihrer Zeitgenossen überhaupt, ist es sehr interessant, daß Humboldt bei St. Fe de Bogota in Südamerika in einer Höhe von mehr als 7000 Fuß über dem Meer, also weit höher, als die im Schlamm begrabenen Knochenreste in Europa, Asien und sonst in Amerika reichen, eine zahllose Menge von Knochen kleinerer Mastodonten gefunden hat, welche sichtbar durch den plötzlichen Wechsel des Klimas und wohl mehr noch durch das Absterben der Pflanzenwelt umgekommen sind.

Sind demnach die alten animalischen Giganten überall da ausgestorben, wo die Sonne der neuern Zeit nicht mehr dem feuchten, heißen Boden jenes riesenhaft wuchernde Unkraut entlockt, so haben sich dagegen die meisten andern, härtern Geschlechter in allen Klimaten erhalten und sich der neuen Ordnung der Dinge angepaßt.

In den Grüften der Lebendigen in der Erdrinde sieht es nur zu oft aus, wie in jenen ägyptischen Gräbern, welche schon vor Uralters umgewühlt und beraubt, und in welchen später andere Mumien beigesezt worden sind, so daß die Schrift der Wände auf die Leiche, welche der Alterthumsforscher vorfindet, nicht paßt und seine Begriffe verwirrt. Oft und viel mag so der Naturforscher die Dynastieen der Thiere, wie der Antiquar die der Könige, seltsam untereinander geworfen und auf die falsche Kenntniß wunderliche Schlüsse gebaut haben. Soweit aber die Forschung die Schichten und ihre organischen Reste, freilich ohne, geschweige ihre Genesis, sondern auch nur den Urgrund ihres Zerrissenseyns zu kennen, entwirrt und angeordnet hat, glauben wir aus den verwischten, verwitterten Legenden den Satz herauszulesen, daß sich von den aus den Tiefen alles Seyns strömenden Quellen an, aus wenigen Grundformen im Laufe der Geschichte der Erde die Mannigfaltigkeit der Geschlechter und Arten der Thiere herausentwickelt hat. Je weiter wir zurückgehen, desto einfacher, aber auch desto fremdartiger werden die Formen, und wer kann sagen, wie groß oder wie klein in einer Urzeit die Arche hätte seyn müssen, um die Repräsentanten der Landthiere, ein Männlein und ein Fräulein von jeglicher Art, zu fassen! Ist dem aber so, so scheinen die Erdkatastrophen, deren vielleicht mehr sind als ägyptische Dynastieen, bei diesem Zerfallen der Formen in sich die Hauptrolle gespielt zu haben, indem sie die Ueberlebenden verschlugen und in neue, in ihrer Frische gewaltig umwandelnde tellurische und klimatische Verhältnisse tauchten, so daß die zersplitterten Geschlechter, wenn sie sich in der neuen Verbreitung der Lebendigen begegneten, entfremdet einander gegenüberstanden.

Wir sehen die Geschlechter der größern Säugethiere, welche gegenwärtig vorzüglich die animalische Population der Erde bilden, die Familien des Hirsches, des Ochsen, der Ziege, der Antilope, des Hundes, der Katze, des Bären, schon in der Zeit, welche der großen Fluth voranging, in mehr oder weniger Gattungen getrennt; so haben die Gattungen Reh, Rennthier, Elend, Fuchs, Wolf u. s. w. bereits ihre fossilen Vorbilder. Als nun mit jener lezten Katastrophe der Erdball aufhörte, rings um ein mächtiges Treibhaus zu seyn, als die Sonne vom Gleicher der Erde aufwärts eine immer dürftigere organische Welt und am Pol ungeheure Eisfelder über den Gräbern der Mammuths beschien, da war ohne Zweifel auch der allgemeine Ocean der Atmosphäre ein anderer geworden, der anders auf alles Lebendige einwirkte als zuvor. Ueberdieß hatten sich fast alle Lebensbedingungen, Licht, Feuchtigkeit, Höhe über dem Meeresspiegel, vornehmlich aber das Futter, für die meisten Thiere an der Stelle, wo sie der Revolution entgangen, verändert, und sie sahen sich dadurch in eine gewiß ungleich strengere Zucht genommen, als durch die zähmende Hand des Menschen. Was dem Menschen schon nach einigen Generationen gelingt, Spaltung in Racen, welche Gattungen simuliren und am Ende zu wahren werden, das bewirkte im Großen, und mit der vollen Kraft ungewohnten Reize, die frisch gewandelte Natur, indem sie in den Thieren, der verminderten Gesammtwärme der Erde gemäß, das üppige Wachsthum zurückdrängte und sie dafür nach den nunmehr schärfer abgestuften Klimaten mannigfacher gestaltete.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Fortsezung.)

Literatur und Buchhandel.

Zu den würdigsten Repräsentanten des deutschen Buchhandels gehört bei uns unstreitig Gräff, ein Buchhändler im wahren Sinne des Worts. Wenn schon, was Eleganz und geschmackvolles Aeußere betrifft, sein Buchladen keinen Vergleich mit dem Smirdinschen aushält, der in dieser Hinsicht dreist den reichsten Buchladen Londons an die Seite gestellt werden darf, so ersezt er dieß doch reichlich durch den großen Schaz wissenschaftlicher Werke, zunächst in der deutschen, dann auch in der französischen und englischen Literatur. Wohl nur selten wird man bei ihm vergebens nach einem gehaltvollen Werke fragen; mit Verlagsunternehmungen befaßt sich derselbe indeß nicht. — Gerechte Anerkennung muß man dieserhalb den

unermüdlichen Bestrebungen eines andern hiesigen Buchhändlers, Brieff, widerfahren lassen, der schon seit mehreren Jahren wiederholte Versuche gemacht hat, inländischen literarischen Erzeugnissen direkte Absatzwege im Auslande zu eröffnen. Wahrhaft zu bedauern ist, daß seine mehrmaligen Versuche zur Begründung eines vaterländischen Journals in deutscher Sprache, als ein literarisches Band zwischen Rußland und Deutschland, nicht den erwarteten Fortgang hatten; doch ihm kann die Schuld des Mißlingens dieses patriotischen Unternehmens, wobei er von seiner Seite keine Opfer scheute, wohl nicht beigemessen werden; es hatte einen andern Grund. Brieffs Buchhandlung erwirbt sich als deutsche Verlagshandlung unläugbare Verdienste um den inländischen Buchhandel. Von den zahlreichen neuesten Verlagswerken derselben nennen wir zunächst: „Bilder aus der Türkei" von Dr. Max. Heyne, Bruder des bekannten Verfassers der Reisebilder. Dieses den tapfern Kriegern des russischen Heeres gewidmete Werkchen enthält recht Belehrendes und Anschauliches über die jezige Türkei und ihre Bewohner, ist aber für diejenigen zwiefach interessant, die dem lezten russisch-türkischen Kriege beigewohnt haben, da sowohl die Thaten der Armee als Erinnerungen an das Land selbst, in bunten und launigen Skizzen unter einander verknüpft, die angenehmste Lektüre darbieten. — Die historischen Tabellen von Kohlrausch sind, in's Russische übersezt und durch die politische Geschichte Rußlands vermehrt, bei Brieff erschienen. Nach dieser russischen Uebersezung veranstaltet der Verleger nun auch eine französische und deutsche Ausgabe. Von Dettenhoffs rühmlichst anerkanntem und höchst brauchbar befundenem „Lehrhandbuch der Handlungswissenschaften" ist ebenfalls eine russische Uebersezung erschienen, die, wo es zweckmäßig befunden wurde, durch neue inländische Notizen vermehrt worden ist, und in dieser Form dem Handelsstande gewiß eine willkommene Erscheinung seyn wird. In derselben Verlagshandlung wird auch eine deutsche Uebersezung der werthvollsten Beiträge der Nowosselje in einzelnen Bändchen erscheinen. Außerdem hat Brieff die Herausgabe eines deutsch-russischen Wörterbuchs übernommen, wodurch er, da das Bedürfniß eines solchen sorgfältig ausgearbeiteten Werkes wirklich allgemein empfunden wird, den Dank des In- und Auslandes sich erwerben muß. Die bis jezt vorhandenen deutsch-russischen Wörterbücher sind theils, wie z. B. das Heymsche in 4., fast gänzlich vergriffen und sehr hoch im Preise, theils, wie das in Leipzig erschienene Schmidtsche, dem Zwecke gar nicht entsprechend, oder vielmehr durchaus untauglich. Eben so wird es auch unstreitig allen russischen Wörterbüchern ergehen, die in Zukunft etwa im Auslande erscheinen dürften. Die Redaktion dieses Wörterbuchs hat Brieff mehreren gründlichen Kennern beider Sprachen übertragen.

In der literarischen Welt herrscht überhaupt im Allgemeinen hier viel Leben. Das durch seine Entdeckungen für die Wissenschaften und Künste höchst reichhaltige Werk: „Album d'un voyage en Turquie fait par ordre de Sa Majesté l'Empereur Nicolas en 1829 et 1830 par C. Sayger et A. Désarnod" ist mit acht Lieferungen nunmehr beendigt. Voyage dans l'Oural, par Kupffer, membre de l'Académie des sciences à St. Petersbourg, ist ein der Akademie der Wissenschaften würdiges Prachtwerk, das mit einer treuen Ansicht der Stadt Kasan beginnt und die interessantesten, bisher ziemlich unbekannten Gegenden des Ural darstellt. Von Gustav Walten erscheinen unter dem Titel: „Schneeglöckchen" Novellen, die aus dem Russischen übersezt worden. „Die Geschichte Peters des Großen" vom Pastor Bergmann ist von Aladjin in's Russische übersezt. Ein Exemplar seiner Uebersezung hat Aladjin dem Kaiser darbringen dürfen und ist dafür von Sr. Majestät mit einem kostbaren Brillantringe bedacht worden. Noch ist in deutscher Sprache erschienen: „der Findling." Unter dem angenommenen Namen Miama hat die Herausgeberin, eine bereits rühmlichst bekannte Schriftstellerin, hier ihre kleinen Schriften gesammelt. — Eine für den Freund des russischen Alterthums nicht uninteressante Erscheinung dürfte das vom Professor Erdmann in Kasan aus dem Persischen übersezte Werk seyn: „Die Schöne vom Schlosse Muhammed Nisameddin." Diese hier persisch und deutsch gegebene Erzählung ist eine Episode aus einem episch-romantischen Gedichte, dessen Handlung dem fünften Jahrhundert angehört.

Lange schon fühlten Russen sowohl, als besonders Ausländer den Mangel eines Werks, welches den Bewohnern Petersburgs, so wie den ankommenden Fremden als Wegweiser dienen könnte, um von dieser, im Auslande mitunter noch ganz falsch beurtheilten, nordischen Hauptstadt einen schnellen; genauen und lebendigen Ueberblick zu geben. Das ausgezeichnete Werk unsers verdienten Akademikers Storch ist veraltet; Reimers Buch ist gar zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschrieben, und die Nachfolger dieser beiden Schriftsteller verdienen beinahe gar keine Erwähnung. Inzwischen aber häufen sich die Verbesserungen, neuen Einrichtungen und Veränderungen in Petersburg so schnell, daß der Bewohner der Stadt kaum Zeit gewinnt, ihr Erscheinen zu bemerken, und sie nur mit Mühe übersehen kann. Es dürfte daher auch wohl manchem der zahlreichen Leser dieser Blätter die Anzeige angenehm seyn, daß der Druck eines solchen Werks unter dem Titel: „Panorama von St. Petersburg." bald beginnen und dasselbe in möglichst kurzer Zeit erscheinen soll. Um sich nicht blos auf die Abfassung eines zwar gewissermaßen nothwendig gewordenen Werkes zu beschränken, wünscht der Verfasser dasselbe eben so angenehm, als nüzlich zu machen, und durch seinen innern Werth und durch äußere Eleganz die fortschreitende Bildung Rußlands unwiderleglich darzuthun. Zu diesem Zwecke soll dasselbe mit aller nur möglichen typographischen Schönheit in drei Sprachen, russisch, französisch und deutsch (in jeder Sprache besonders), gedruckt und mit Plänen und einer Sammlung von Stahlstichen, gegen hundert an der Zahl, begleitet werden. Der Verfasser bedauert, daß er den Stich der von bekannten russischen Künstlern gezeichneten Ansichten nicht auch russischen Kupferstechern übertragen konnte, aber die geringe Anzahl der leztern bei uns ist fortwährend sehr mit Arbeiten überhäuft; daher werden die Ansichten von den besten Künstlern Berlins in Stahl gestochen. — Unter den hiesigen französischen Buchhandlungen ist besonders die der Herren Bellizard u. Comp. thätig. Die von ihnen seit einiger Zeit herausgegebene Revue étrangère de la littérature, des sciences et des arts ist interessant durch die zweckmäßige Auswahl der Auszüge, die sie aus den besten und neuesten in Europa erscheinenden Werken und periodischen Schriften gibt. Das von derselben Verlagshandlung in russischer Sprache herausgegebene Journal für Kinder ist gewiß ein höchst lobenswerthes Unternehmen. Le miroir, Journal de la littérature française, von Pluchart herausgegeben, ist ohne Werth.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände

Freitag, 30. August 1833.

— Verflucht, wer mit dem Teufel spielt! —
Wenn's nur dein Spiel gewesen, glaube mir,
Du wirst's in schwerem Ernste büßen müssen.

Schiller.

Chevalier Clement.

(Fortsetzung.)

Mit einem Lächeln, das da aufhörte, wo es die Grenze der Achtung berührte, trat Clement zurück und sagte: „Monseigneur, meine Freiheit und mein Leben sind in Ihrer Hand! Doch wird mir dieses Land, dessen Scepter Ihre weise Mäßigung führt, einen ewigen Dank wissen, daß ich Gefahren hinderte, in deren Kenntniß mich ein glücklicher Zufall sezte. Meine Stellung zu den entlarvten Verräthern war so vertraut, daß sie mich zum Mitwisser ihrer verderblichen Plane machten, und dennoch wieder nicht so nahe, daß sie mich hätten zwingen können, ihnen Folge zu leisten. Selbst das theure Leben Ew. Majestät, dieses Unterpfand des Friedens für Europa und des Wohlstandes Ihrer eigenen Unterthanen, drohten jene Ohnmächtigen zu gefährden. Der Siz, den Sie der Ruhe und der Erholung geweiht wissen wollten, sollte der Schauplatz einer in den Annalen der Geschichte unerhörten That werden. Man wollte den ersten Augenblick, wo Sie in Wusterhausen eingetroffen wären, wahrnehmen, um Sie aufzuheben und durch sächsische Kavallerie über die nur vier Stunden entlegene Grenze wegführen zu lassen." Der König sprang bei dieser hochverrätherischen Nachricht von seinem Sitze auf, die ganze Versammlung war von Entsetzen befallen, und der Chevalier, diese Stimmung benutzend, fuhr nach einer Pause fort: „Sire, die Stunden sind gezählt, die zwischen diesem gerechten Schrecken und der verdienten Strafe verstreichen dürfen. Erheben Sie Ihre siegreichen Fahnen und sammeln Sie Ihre treuen Armeen, um den im Hinterhalt lauernden Feind zu überraschen. Europa wird seine Wünsche mit seinen Anstrengungen vereinigen, um einem Könige beizustehen, der für sein Leben, für seinen Thron, ja für die gefährdete Ruhe aller Länder das Panier erhebt." Eine peinliche Pause folgte auf diese berechnete Apostrophe, bis sie die Stimme einer gedrungenen, kräftigen, alles äußern Schmuckes entledigten Gestalt unterbrach. „Er hat uns die Hände abgehauen," sagte der Feldmarschall Leopold von Dessau, „Er hat meine kapabelsten Offiziere ins Loch stecken lassen, da werden Se. königliche Majestät schlechte Bataillen liefern." Clement entgegnete mit einer leisen Anspielung auf das Gerücht, das selbst den erprobten Marschall in die Verschwörung verwickelte: „Seine treuen Diener werden Serenissimus nicht nur an ihren Werken erkennen, sondern noch mehr an dem Eifer, mit dem sie sich ihnen unterziehen." Es lag so viel Imponirendes in diesen Worten des Chevalier, daß der gute Feldmarschall scheu zurücktrat und vielleicht an sich selbst irre wurde.

Inzwischen war zum Könige eine Person herangetreten, in der alle Welt den Bewohner des Cöllner

Thurms, den Leibchemikus, erkannte. Was konnte Herr Eckard von Sr. Majestät wollen? Hatte er eine Methode erfunden, den Tabak für die berühmten Tabakskollegien des Königs besser zu präpariren? Hatte sich an den Rand seiner Schmelztiegel endlich das ersehnte Gold gesezt, wofür ihm der König eine Prämie und den Adelstand versprochen? Sonderbar, der König verläßt den Saal und der Chemikus folgt ihm mit einer geheimnißvollen Miene. Die Versammelten traten jezt zu vertrautem und ängstlichem Gespräch zusammen; der spanische Gesandte stürzte aber mit blassem Angesichte auf den triumphirenden Chevalier zu, riß ihn in eine Fensterbrüstung und flüsterte ihm mit der ängstlichsten Miene zu: „Unglücklicher, Sie müssen Ihre Rolle auf Ihre eigene Verantwortung ausspielen! Ich erhalte in diesem Augenblicke Depeschen, die uns Alle vernichten. Die Pariser Verschwörung hat den spanischen Hof kompromittirt, ein ansehnliches Heer hat mit Blitzesschnelle die Pyrenäen überstiegen, es ist zu Demonstrationen gekommen, bei denen der Kardinal und die Königin den Kürzern ziehen müssen. Ich höre, daß sich Einige aus den Umgebungen des Königs ein Geschäft daraus machen, Ihre Schritte zu beobachten, daß man Beweise haben will, Sie von Ihren Erfindungen zu überführen; die nationale Parthei in Spanien hat auch am hiesigen Hofe ihre Emissäre, sie haben sich an den König gedrängt, und ich zittere, wenn es zu nähern Erläuterungen kommen sollte. Alles hängt von den Nachrichten ab, die der Kurier des heutigen Abends bringt. Hat sich der Kampf im Vaterlande zu Gunsten des Ministers entschieden, so wage ich es, Sie unter meinen Schutz zu nehmen, wo nicht — Unglücklicher, ich beschwöre Sie, warten Sie diese Entscheidung nicht ab, fliehen Sie auf der Stelle!" Der Chevalier biß die Lippen zusammen, als ein Kammerdiener, dessen Rock ganz mit schwarzen Adlern durchwirkt war, sich nahte und ihn ehrerbietigst in die Zimmer abrief, in die sich der König vorhin begeben hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Es würde uns zu weit führen, wenn wir, so weit es der Stand unserer Kenntnisse von der fossilen Thierwelt erlaubte, die Geschichte der Säugethiere in der Jeztwelt im Verhältniß zu einer frühern Epoche verfolgen und auseinandersetzen wollten, welche etwa, das Loos der Pachydermen mehr oder weniger theilend, an Fülle und Ausdehnung verloren, welche dagegen, den herrschenden thierischen Charakter unserer Zeit bildend, sich mehr vervielfacht haben. Wir deuten nur an, daß die Geschlechter Hirsch, Ochse, Ziege sich so ziemlich in alle Klimate der neuen Zeit gefügt und ihre Arten seit der lezten großen Veränderung auf Erden vermehrt zu haben scheinen. Das Pferd dagegen, ein sehr fest in sich geschlossenes Geschlecht, das auch von jeher, wie es scheint, nur in sehr wenige Gattungen auseinander gegangen ist, hatte sich wohl, worauf auch seine nahe physische Verwandtschaft mit den Pachydermen hinweist, nach der Katastrophe mehr auf wärmere Landstriche beschränkt, bevor es der Mensch überall hin verbreitete.

Die Fleischfresser sezte wohl ihre ganze Organisation in Stand, der großen Revolution zahlreicher zu entgehen, als die meisten andern Familien. Die Mehrzahl der größern Gattungen derselben scheint sich zwar in der Jeztzeit den Landstrichen zugewandt zu haben, deren Vegetation noch am meisten den alten Verhältnissen entsprach und damit noch die ergiebigste Wildbahn eröffnete. Allein die Harmonie war auch im neuen Thierreich, obgleich nach andern Verhältnissen, prästabilirt, und so sehen wir einerseits noch im Laufe der Geschichte, bevor der Mensch theils mit den Urwäldern die Heerden der jagdbaren Thiere gelichtet, theils ihre Racen in seine Obhut genommen hatte, mächtige Katzen ziemlich weit herauf, z. B. in Griechenland vorkommen, andernseits finden wir noch jezt Katzen, Hunde, Marder, Bären, wenn auch nicht in sehr zahlreichen Arten, in allen Landstrichen, und das Polarleben namentlich mag in dieser Klasse, wie in andern, manche neue Form hervorgerufen haben. Wenn sich aber auch diese ritterlichen Geschlechter getrost in die neue Weltorganisation fügten, so mußten sie sich doch ohne Zweifel im Ganzen in ihrer Korpulenz etwas einschränken; wenigstens gibt es bekanntlich fossile Katzen und Hunde, deren Felle den jetzigen um die Glieder schlotterten, wie Harnische unserer lieben Jugend. Die Körperverhältnisse der ihnen zur Beute angewiesenen Thiere hatten sich in dem Maaße, in dem die Natur die Fülle des organischen Lebens überhaupt zurückgedrängt zu haben scheint, vermindert, und darum, weil Hirsche und Büffel kleiner geworden waren, konnte dem Löwen kein größeres Jagdrecht eingeräumt werden. Auch das frühere numerische Uebergewicht mancher Würger, namentlich Bären und Hyänen, scheint auf jene in Pflanzen- und Thierformen riesenhaft wuchernde Natur berechnet gewesen zu seyn, und es wäre wohl gegen den Geist, der auch die Geschichte der Thiere durchdringt, wenn die nimmer satte Hyäne noch jezt ihre alte Rolle spielen wollte. Während sich verschiedene Thierarten dem Menschen so ganz als leibeigen hingegeben haben, daß, wie wir sehen, nur wiederum verwilderte, keine ursprünglich freien Stämme derselben mehr existiren, sind die Fleischfresser vor der kultivirenden Hand des Menschen überall scheu zurückgewichen und führen beständig den kleinen Krieg mit ihm; doch auch nicht ohne Ausnahme; der Hund, dieser Proteus der Thierwelt, bekleidet wahrscheinlich schon seit einer Urzeit, geachtet und

geliebt, ein Hofamt bei dem Herrn der Schöpfung, und aus einer der unbändigsten Familien hat einer sogar von ihm die Ratten- und Mäusejagd zu Lehen genommen.

Wenn der menschliche Geist anerkennen muß, daß, dem leisen Entwicklungsgang gemäß, dessen Spuren uns überall in der Natur entgegentreten, die jetzige Vielheit der Thierarten sich aus einer ursprünglich wohl geringen Zahl von Urformen entwickelt hat, so ist er damit der Lösung des ewigen Räthsels alles Seyns, dem Urgrunde der Schöpfung der Lebendigen um nichts näher gerückt. Der Mensch wurzelt mit allen Fasern seines Geistes und Leibes in der jetzigen Gestaltung der Schöpfung: die jetzige Mannigfaltigkeit seines eigenen Geschlechts und der Thierwelt ist etwas seinen Begriffen tief Eingebildetes. Die Urformen der Thiere, der Urtypus seiner eigenen Gestalt werden ihm nie zur Anschauung kommen; ja es fehlt uns an allen Anhaltspunkten, um auch nur zu bestimmen, welche Formen unter den Thiergattungen, deren Abkunft von Einem Stamme uns vorschwebt, sich etwa jenen Grundformen noch mehr nähern mögen als andere. Das aber ahnen wir mit Bestimmtheit, daß das ursprünglich Constituirende, die geheime ursprüngliche Einheit in der Begattung besteht. Was nicht aus dieser Quelle fließt, bleibt sich ewig fremd; nie, das fühlen wir klar, werden sich der Fleischfresser mit dem scharf bewaffneten Rachen und das wiederkäuende Thier mit dem wuchernden Geweih vor der Stirne in jenem „heiligen Kreise lebendiger Bildung" begegnet seyn. Was aber aus jener Quelle fließt, was Anfangs leiblich Eins war, kurz die Urgattungen haben sich, wie wir bisher vielfältig angedeutet haben, im Laufe der Bildung der Erde in sich gespalten; die Umwandlungen der Erde selbst haben Racen hervorgerufen, diese haben sich entfrembet, sind einander selbst unkenntlich geworden, die Begattung unter ihnen ist seltener eingetreten, hat am Ende ganz aufgehört, und so sind am Ende die Stämme entstanden, welche uns jezt als gesonderte Gattungen entgegentreten, und denen allerdings eine Naturwahrheit, eben das Faktum jener Entfremdung, zu Grunde liegt, während das, was die Systematiker ein Genus nennen, etwas Künstliches, Verschwimmendes ist, und die sogenannten natürlichen Familien die alten Mittelpunkte wahrer Eigenthümlichkeit nur von ferne andeuten.

Jene Entfremdung ist aber blos relativ; in manchen Geschlechtern bricht noch die alte Einheit in schwächern oder stärkern Strahlen zu Tage. Der Hund, darin allerdings ein einziges Beispiel, scheidet sich in zahlreiche, durch bleibende Merkmale unterschiedene Racen, welche so konstant sind, wie die jetzigen Gattungen eines und desselben Genus und wie die verschiedenen Menschenracen, und nur durch Bastardzeugung ineinander übergeführt werden können. Diese Zeugung erfolgt aber im Schooße des Hundegeschlechts immer, während die Begattung z. B. zwischen Hund und Wolf, zwischen einigen Arten der Wiederkäuer und zwischen Pferd und Esel nur zuweilen stattfindet, und, wenn sie erfolgt, entweder unfruchtbar bleibt, oder, wenn sie fruchtbar ist, es doch nicht über die erste Generation hinaus bleibt. Was soll nun aber am Ende der Unterschied zwischen einem Bastard von Dachs und Mops und einem Maulesel seyn? Offenbar kein anderer, als der, daß die innere Entfremdung bei dem Geschlechte Pferd stärker ist, als bei dem Geschlechte Hund. Dergleichen Bastardzeugungen wie der Maulesel erscheinen demnach keineswegs als Mittelformen zwischen für sich entstandenen Thierarten, sondern als wahre Reminiscenzen der ursprünglichen Einheit, als Rückbildungen zu dem längst verschwundenen Urtypus einer und derselben Gattung.

Diese Betrachtungen leiten uns definitiv hinüber zu einigen Gedanken über die natürliche Verschiedenheit des Menschengeschlechts. (Schluß des dritten Artikels.)

Scherzhafte Sonette von Lope de Vega.

Uebersezt von Adolph von Stahleck.

IX.

O mildes Lüftchen du, das du durchwebest
  Johanna's Rosen und die hellen Wangen,
  Die von den höchsten Reizen sind umfangen,
  Mit sanftem Hauch bald anziehst und bald blähest;
Wozu denn hilft's, daß zum Jasmine gehest
  Und zu den Rosen du, die dorten prangen,
  Da du kannst enden all' mein Leid und Bangen,
  Wenn du in ihrem Athem mich umwehest?
Der Lippen Würze, süß wie reife Mandeln,
  Schlürft ein Apoll, daß er ihm Düfte gönne,
  Wenn Perlen Thau's umglüh'n Aurorens Wandeln;
Denn so süß ist ihr Hauch, daß ich gewönne
  Millionen, wollt' ich je mit Handschuh'n handeln,
  Indem ihr Hauch mit Ambra sie durchspönne.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Fortsetzung.)

Die Dorpater Jahrbücher.

In Frantzens Buchhandlung, Riga und Dorpat, ist in diesen Tagen das erste Heft der, im Morgenblatt vom Referenten bereits erwähnten Dorpater Jahrbücher erschienen, und wir beeilen uns, aus dieser neuen vaterländischen Sammlung, der wir aufrichtig den besten Fortgang und die freundlichste Theilnahme des Auslandes wünschen, das Interessanteste anzudeuten. Nach einem Vorwort von Professor Blum eröffnet die Jahrbücher ein Bericht von Prof. Bunge über den neuen Gesezkodex des russischen Reichs, dessen Sammlung und Redaktion, als eine der wichtigsten Leistungen der jüngsten Zeit in diesem großen Reiche. Es ist desselben in diesen Blättern von Ref. schon früher Erwähnung geschehen; wer darüber ausführlichere und nähere Auskunft zu haben wünscht, den verweisen wir auf den genannten, detaillirteren

Bericht, der einer Schrift entlehnt ist, die, dem Vernehmen nach, aus der Feder des Mannes geflossen seyn soll, dessen Leitung Kaiser Nikolaus das große Werk anvertraute, des wirklichen Geheimenraths von Speransky. Von dem erwähnten russischen Original ist bereits eine französische Uebersetzung erschienen; eine deutsche unter dem Titel: Historische Skizze über die Abfassung des Corpus juris des russischen Reichs, soll in Kurzem folgen. — Erläuterungen und Zusätze von Professor Reuß zu seinem Aufsatz: „Gewohnheitsrecht und Codifikation in Rußland" in Mittermaiers und Zachariä's kritischer Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes, V, 1. „Jener Aufsatz," sagt der Verfasser, „der anderthalb Jahre später, als er geschrieben, im Druck erschien, ward niedergeschrieben fern von dem Vaterlande und sichern Nachrichten über die Fortschritte der mit der Sammlung und Bearbeitung des Rechtsmaterials beschäftigten Sektionen, in der trüben Erinnerung des bisherigen mangelhaften Rechtszustandes und der ohne Erfolg gebliebenen Arbeit zehn früherer Gesezkommissionen. Selbst das erste umfassendere und dem Publikum damals bekannt gewordene Ergebniß im Legislativsache: die vollständige Sammlung aller bestehenden Geseze, über fünfzig Bände stark (in groß Quart), konnte wohl eher Schrecken einflößen über das furchtbar angewachsene Rechtsmaterial, als Vertrauen und Hoffnung gewähren auf einen zukünftigen bessern Zustand der Dinge. So waren die Verhältnisse damals, während wir gegenwärtig einer bessern Zukunft entgegen gehen. — Russische schöne Literatur. Eine kritische Beurtheilung von Baron Rosen über Puschkins „Boris Godunow," vom Verfasser dem werthen Andenken Karamsins gewidmet. Shukowskys Uebersezung der Schillerschen Jungfrau von Orleans hatte der russischen Lesewelt das Reich der edlern Formen aufgethan; die matten Nachklänge der französischen Melpomene waren verhallt, Ssumarokow, Kniaschnin, Oserow der Vergessenheit überantwortet, und der neu erweckte Schönheitssinn erwartete gediegenere Produktionen. Die Ausbeute war gering, aber um so erfreulicher die Kunde, daß Puschkin, den die öffentliche Meinung so hoch gestellt, an einem dramatischen Gedicht arbeite. Jahre hindurch verzögerte sich die Erscheinung desselben. Als es denn endlich ein Gemeingut der Nation ward, griff Alles begierig darnach, und — sonderbar! das Gedicht theilte das Schicksal seines Helden: der sehnsüchtig erwartete Godunow mißfiel gar bald. Der Dichter wollte eine Schicksalstragödie dichten, ganz so, wie sie in ihm unter dem Einflusse der Karamsinschen Schilderung entstanden, wo eine höhere Macht entschieden in die Handlung der Menschen eingreift und das Beispiel einer furchtbaren Strenge gibt. Der Inhalt des in Rede stehenden Gedichts, das wohl den wenigsten unserer Leser bekannt seyn dürfte, ist kürzlich folgender: Das Werk ist von Anfang bis zu Ende eine Reihe abgesonderter Entwickelungsmomente des göttlichen Gerichts über einen Mörder, der dem menschlichen Gesez nicht unterworfen ist; daher denn auch die handelnden Personen eigentlich nicht mehr sind, als willenlose Diener jenes Gerichts, die für sich kein Interesse in Anspruch nehmen, sondern die ganze Aufmerksamkeit des Lesers auf den Gerichtsgang, auf das dunkle Gesezbuch der Nemesis lenken. Der Geist des Zarenknaben Demetrius, dessen Ermordung dem Godunow zugeschrieben wird, ersteht aus dem Grabe in dem Augenblick, wo der Mörder einstimmig vom Volke zum Thron (um dessen willen eben die Blutthat geschehen) berufen wird, wendet von ihm die Herzen des Volks, erwählt seinen Rächer und empfängt endlich als Sühnopfer — die unschuldige Familie des Mörders. Herr von Knorring hat dieses Drama in's Deutsche übertragen; jedoch Alles, was in demselben verfehlt ist, tritt in der Uebersezung kraß hervor, und alle Schönheiten des Originals werden zu Zerrbildern; das schöne volksthümliche Kolorit ist bei der Verdeutschung gänzlich verwischt, die herrliche Diktion unbarmherzig verunstaltet — wie sollte man den russischen Dichter unter dieser Maske erkennen? — Konstantinopel in medizinischer Hinsicht; ein höchst interessanter Artikel von Dr. Seidlitz, dem wir Folgendes entnehmen. Wie bekannt, leidet die ganze Gegend am Bosphorus Mangel an süßem Wasser, besonders aber der Theil desselben, wo die Hauptstadt liegt; die gegrabenen Brunnen geben ein bitteres Wasser, und es ziehen sich, wegen der Gebirgsabdachung der Felsmassen, die meisten Quellen nach entgegengesezter Richtung in's Rumelische Becken hinab. Die schon von den griechischen Kaisern nach der Stadt geführten Wasserleitungen und daselbst angelegten Cisternen, deren es damals sechszig bis siebzig gab, so daß die Einwohner stets für ein halbes Jahr Wasservorrath hatten, sind durch feindliche Einfälle oder Erdbeben beschädigt und zerstört, durch Nachlässigkeit verschlammt und mit Schutt angefüllt, so daß von allen, mit großen Kosten erbauten Cisternen jezt nur noch eine einzige Wasser enthält, die andern aber zu Gemüsegärten oder Wohnungen dienen. Da es aber stets ein Hauptaugenmerk der türkischen Sultane war, ihre Residenz mit Wasser zu versehen, das den Muselmännern nicht blos zur Nahrung, sondern auch zur Erfüllung ihrer Religionsgebräuche so nothwendig ist, so mußten sie sich, den Vortheil großer, beständiger Wasserleitungen entbehrend, den ungehinderten Zufluß einer größern Menge Wassers anderweitig sichern. Es wurden daher die kleinen Thäler, welche an der parallel mit dem Bosphorus hinlaufenden Bergstufe sich befinden, und in denen gewöhnlich ein kleiner Bach ungenuzt in's Meer hinabfließt, in einer gewissen Höhe durch einen Damm, hinter welchem sich nun das Wasser zu einem Teiche ansammelte, geschlossen. So schuf man sich, statt der Wasservorräthe innerhalb der Stadt, eben so reiche außerhalb derselben. Diese künstlichen Teiche heißen Bende. Es gibt deren sieben im Norden der Stadt auf 4 — 500 Fuß hohen Bergrücken, mehrere im Westen und andere auf den Höhen hinter Scutari. Das Dorf Belgrad ist der Mittelpunkt jenes ersten Systems von Bende, und um den Reichthum der Quellenhäupter zu vermehren, ist von jeher durch ein Gebot, welches auf Verlezung eines Baumes in dieser Gegend Todesstrafe sezt, der große Wald bei dem Dorfe Belgrad gehegt und geschont worden. Aus diesen Becken wird nun das Wasser durch Röhren in die Stadt geleitet, wo es sich in allen Richtungen verzweigt, und sowohl Stambul, als die Vorstädte versorgt. Dieses Wasser ist, wenn gleich von gutem Geschmacke, doch nicht ganz klar, sondern etwas gelblich, trüb und keineswegs im Ueberflusse vorhanden; denn eine bedeutende Anzahl von Menschen, die Zunft der Wasserträger, findet einen reichlichen Verdienst dadurch, daß sie das Wasser in ledernen Schläuchen zum Verkaufe herumtragen. Diese Zunft heißt die der Scuyoldgi und besteht aus 300 Türken, Einwohnern der Stadt, und 100 albanesischen Griechen, aus dem Kreise Drinopolis in Epirus. Dieses Gewerbe erbt vom Vater auf den Sohn fort. Ist der Sohn noch minderjährig, so erwählt die Zunft einen Vormund bis zur Volljährigkeit, wo er selbst das Gewerbe treiben kann. Stirbt ein Wasserträger ohne männliche Erben, so kann die Zunft das Gewerbe verkaufen und muß die Summe (welche meist 20 bis 30 Beutel, 10 bis 15,000 Rubel Papier, beträgt) der Wittwe oder den Kindern einhändigen. Die Wasserträger sind vom Kopfzins und von Gemeindearbeiten befreit. Der Sou-Nazani, Oberaufseher der Wasser, wird vom Großherrn ernannt und bekommt 3000 Piaster jährlich. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. August 1833.

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!

Schiller.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Erziehung.

Wenn man die Menge von Erziehungsanstalten für junge Ladies sieht, vollends aber, wie vielerlei darin gelehrt wird, so begreift man kaum, wie die gesellschaftliche Unterhaltung in diesem Lande so einförmig und langweilig seyn kann. In allen diesen Instituten wird neben dem Englischen auch Französisch und Spanisch gelehrt; Arithmetik, Geschichte, alte und neue Geographie, Mythologie, Naturgeschichte, Botanik, Latein, Algebra, Geometrie, Chemie, Styläbungen in hochtrabenden Aufsätzen dürfen nicht fehlen; Literatur, Poesie, Philosophie, Logik, die alten und neuen Schriftsteller werden vorgetragen; Astronomie ist ein Hauptbedürfniß, und am allereifrigsten wird Anatomie von dem zarten, liebenswürdigen Kollegium studirt. Deklamation und Tanz, Malerei, Klavier, Harfe, Gesang werden auf diesen weiblichen Akademien mit größtem Eifer und ausgezeichnetem Erfolg getrieben, wenn man anders dem Zeugniß der Preismedaillen glauben darf, die freilich ein wenig allzu liberal ertheilt zu werden scheinen.

Bei einem Besuche, den ich in der berühmtesten Anstalt dieser Art machte, fiel mir ein artiges junges Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren auf. Sie trug ein großes Ehrenzeichen mit der Umschrift: „Wissenschaft der menschlichen Anatomie,“ in der Mitte stand: Prämium der Fleißigsten, und die Vorsteherin versicherte mich ganz ernsthaft, die junge Lady trage fast immer diesen Preis davon. Fest entschlossen, meine Tochter nicht in die Versuchung zu bringen, eine solche Prämie zu erwerben, lobte ich die talentvolle Schülerin und die umfassende Anstalt. Alsbald galt ich für eine einsichtsvolle Frau, und man ließ mich nach Belieben Haus und Garten durchwandern, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Die geringste mißbilligende Geberde wird dem Fremden in Amerika, wo man von der höchsten Vollkommenheit der Nation in Allem so recht innig überzeugt ist, nimmermehr verziehen. Diese Ueberzeugung, oder dieser Wahn, macht die Amerikaner zum glücklichsten Volk der Erde, und er ersezt ihnen wirklich Alles, was ihnen etwa noch mangelt. Indem ich so im Hause herumging, kam ich an einem offenen Zimmer vorbei. Ein Mädchen saß am Klavier und spielte nach Herzenslust; hinter ihr saß der Meister und las die Zeitung, wobei er von Zeit zu Zeit ausrief: „Bravo! recht gut! spielen Sie nur weiter.“

Ein Zimmer führte die Aufschrift: Museum. Es war das Prunkstück, der Stolz der Anstalt; hier wurden die vierteljährigen Prüfungen gehalten, hier war Alles angewendet, um das Auge der Eltern zu bestechen, damit sie

ihre Kinder in eine wissenschaftlich so trefflich eingerichtete Akademie senden möchten. Die Bibliothek enthält ein paar hundert Bände, worunter wenigstens fünfzig Bibeln. Die Wände sind mit vielen, zum Theil prächtigen Landkarten behangen, aber sämmtlich nur von den Vereinigten Staaten. Man wies mir hier kalygraphische Hefte und Portefeuilles mit Zeichnungen, leztere unter aller Kritik. Einige chemische Apparate, mathematische Instrumente, ein Teleskop, mehrere Erdgloben verschiedener Größe zieren den kleinen Saal, in dessen Mitte herrlich ein beträchtliches Planetarium prangt. Ein großer Glaskasten enthält eine kleine nationale Mineraliensammlung, nebst einigen eben nicht gar seltenen Muscheln, und anatomische Präparate in Wachs, recht schön, recht deutlich, recht belehrend.

Abends war Ball, das heißt, die Fräulein versammelten sich in einem großen Zimmer, welches die Ueberschrift „Tanzakademie“ führte. Am obern und untern Ende des Saales brannte eine dünne Unschlittkerze, eine dritte stand mitten auf dem Boden. Der amerikanische Tanzmeister krazte auf der Geige, seine Frau sang dazu, und beide sprangen herum, als wenn sie die Tarantel gestochen hätte. Der Tanzmeister, der zugleich Milizmajor war, kommandirt die Touren, aber nur selten entschloß sich eine oder die andere Schülerin, ein paar Schritte mitzuschleichen; in der Regel saßen sie ruhig, spröde, halb höhnisch da, bis die ausgebrannten Kerzlein den Ball schloßen.

Dieser Musterakademie streben alle übrigen nach Kräften und Vermögen nach, wie sich aus täglichen Ankündigungen in den Zeitungen entnehmen läßt. Jede Anzeige schließt mit der Versicherung, daß der Kours eben beginne. Kein Unternehmer darf aber hoffen, seine Schülerinnen länger als zwölf Wochen zu behalten, denn es gehört zum Rufe einer vollendeten Erziehung, daß ein Mädchen zwanzig bis dreißig Schulen besucht hat. Ein allgemeiner Grundsatz dieser Institute ist, die Fähigkeiten der Zöglinge immer nur durch angenehme Mittel zu entwickeln. Es wird immer nur gelobt; Tadel können diese zartfühlenden Geschöpfe nicht ertragen, sie würden bei der mindesten mißliebigen Aeußerung stehenden Fußes die Schule verlassen und dieselbe völlig in Mißkredit bringen.

Etwas nachdrücklicher verfährt man in Knabenschulen; die Hand des Meisters ist hier immer mit einem spanischen Rohre bewaffnet, welches wenigstens einen halben Zoll im Durchmesser hat, und zum doppelten Dienste als Zeiger und Triebfeder sich in beständiger Schwingung befindet. Die Gelehrsamkeit wird übrigens in homöopathischen Gaben verabfolgt; so heißt neue Geschichte so viel, als Geschichte der Vereinigten Staaten, und die alte Geschichte ist ein Auszug der römischen von Romulus bis Konstantin den Großen. Um so freigebiger werden die Ermahnungen gespendet; wie kein Mädchen ohne Medaille, so kommt kein Knabe ohne blaue Flecken nach Hause, und die Grammatiken der fremden Sprachen werden im eigentlichen Sinne durchgepeitscht. Werden die Knaben spartanisch behandelt, so wird, wie wir gesehen haben, die Bildung der Mädchen mit einer Zartheit geleitet, die der galantesten Epoche des Ritterthums Ehre gemacht hätte.

Der angebliche Preis dieser Schulen ist zwanzig Dollars in vierteljähriger Vorausbezahlung; lebende Sprachen und Musik kosten extra zehn Dollars jedes Lehrfach. In der Regel wird aber den Eltern unter der Hand der halbe Preis gemacht; auf diese Art wird die Eitelkeit befriedigt und das Geld gespart.

Lobenswerth sind die vielen Armenschulen, wo die Kinder Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Geographie des Landes erhalten, und somit unentgeldlich so ziemlich eben so viel lernen, als die der Reichsten mit großen Kosten. Diese Schulen sind meistens ohne Fonds und erhalten sich von freiwilligen Beiträgen, die bei den Prüfungen von den Besuchenden mit Prunk in eine bereitstehende Schüssel gelegt werden, und so wird die amerikanische Prahlsucht doch auch einmal zu gutem Zweck in Anspruch genommen.

Chevalier Clement.

(Beschluß.)

Der Gesandte stand auf glühenden Kohlen. Das Schicksal des Chevalier mußte ihn höchlich interessiren, weil es ihn selbst betraf. Obschon er sich auf Clements Discretion selbst im äußersten Falle verlassen durfte, so konnte sich doch Vieles ergeben, was den Vertreter eines der angesehensten Throne hier ebenso erröthen ließ, wie es vor Kurzem in Paris geschehen war. Die an ihn attachirten Herrn drängten sich fragend und zweifelnd heran; doch vermochte er keinem die Beruhigung zu geben, die ihm selbst fehlte. Der Fürst Leopold strich seinen Knebelbart und stampfte mit den Sporenstiefeln, und die Räthe und Kammerherrn warfen sich Blicke zu, in denen sich bald Furcht, bald Erstaunen, in allen aber steigende Erwartung ausdrückten. Da öffnete sich die Thür. Ein junger Mann, mit bleichem Gesicht, aber sicherem und selbstzufriedenem Schritte trat heraus. Wenn man in ihm Hernandez erkennt, so kann man annehmen, daß Clements Schicksal entschieden war. Der Spanier ging keck auf den Gesandten zu und sagte höhnisch: „Nun, Excellenza, wollt Ihr mir nicht noch einen Auftrag über die Pyrenäen mitgeben? Habt Ihr am Manzanares noch ein Landhaus liegen, dessen Verwalter Euch den Pacht schuldig geblieben ist? Liegt irgendwo Geld von Euch vergraben? soll ich es Euch in den Tornistern der französischen Grenadiere über die Berge herschicken? Oder kann ich Euch sonst noch in einer kleinen Liebschaft, oder mit einem Gericht Fische

aus dem Tajo dienen, so sagt nur, wo Ihr Eure Verbannung wählen wollt. Dafür verlange ich Nichts, als einen freundlichen Gruß an Se. Eminenz zu bestellen und ihn meines Beileids wegen seiner übeln Zufälle zu versichern. Gehabt Euch wohl!" Damit trat Hernandez hinter die übrigen Herrn und verschwand.

Endlich kam der König zurück. Sein Ausdruck war strenger, aber beruhigt. Er ließ sich auf seinen erhöhten Sessel nieder und nahm das Wort: „Meine Vielgetreuen, muß ich Euch vermelden, daß sothane Conspiration eine infame Lüge ist, mich sehr alterirt, aber nunmehr kontentirt hat, weil einem Calumnianten das Maul verstopfet, so wie auch Alles als eitel Lug und Trug erfunden, woran ich jetzo mein Gefallen hab von wegen meiner getreuen Unterthanen." Diese Erklärung, eine allgemeine Freudigkeit und ein rührender Ausdruck derselben auf den Gesichtern der Anwesenden beendigten diese merkwürdige Audienz. Der spanische Gesandte eilte, seine Abreise vorzubereiten, weil er stündlich von dem Repräsentanten des neuen Regimes abgelöst zu werden gewärtigen mußte.

Wem ist es in Leiden nicht oft so ergangen? Wo man zwei Ursachen zur Trauer hatte, da konnte man sich beruhigen, wenn auch nur eine derselben gehoben wurde; denn es gibt in der Freude keine Grenze. Als Sophie ihren Bruder, der wegen seines vertrauten Umgangs mit dem Chevalier eine kurze Zeit gefänglich eingezogen war, wieder umarmen konnte, da schwand der Name des ihr einst so theuern und dann so unglücklichen Mannes allmählig aus ihren Klagen, dann aus ihren Träumen und zuletzt auch aus ihrem Gedächtnisse. Der Freiherr athmete auf; denn er war von einer Verlegenheit, die ihn geängstigt hatte, befreit, er konnte nun den Chevalier öffentlich verdammen, ohne in den Verdacht zu gerathen, er tadle ihn nur, um sich selbst zu entschuldigen. Die Möglichkeit, daß man an seinem Patriotismus zweifelte, stachelte ihn, seine Seele ganz damit zu erfüllen. Er hätte die Majestät zu beleidigen geglaubt, wenn er sich nicht zum Lobredner alles dessen, was die alte Sitte und die Tage von Versailles verdrängte, aufgeworfen hätte.

Clement starb den Tod des Hochverräthers. Die Confrontation mit seinem spanischen Feinde hatte ihn verwirrt und der Scharfsinn des Leibchemikus, mit dem sich dieser in spätern Jahren selbst eine Falle legte, einen Theil seiner Behauptungen vernichtet. Man hatte ihm Briefe, die vom Prinzen Eugen geschrieben waren, vorgezeigt, und von ihm, dem angeblichen Vertrauten dieses Feldherrn, die Angabe verlangt, wessen die Handschrift sey. Clement fehlte, und die Strafe ereilte ihn, bevor man ihn zu einem Geständnisse seiner Plane bewegen konnte.

Dieß Ereigniß gehört der Geschichte an, und es bleibt dem Scharfsinn überlassen, es nach gewissen Combinationen zu beurtheilen. Es ist über allen Zweifel gewiß, daß sich Talente und Verschlagenheit auf der einen Seite, und die ehrgeizigen Entwürfe eines der größten Staatsmänner der damaligen Welt verbanden, um dieß gefährliche Spiel zu wagen, das zuletzt Beide verloren. Der Kardinal Alberoni, ein geistvoller Emporkömmling, setzte alle seine Anstrengungen daran, den Einfluß der österreichischen und französischen Politik zu vernichten. Selbst zu schwach, bekämpfte er die Macht des Herzogs von Orleans durch Englands und Hollands Waffen und durch Begünstigung der Faktionen. Ebenso wollte er Oesterreich lähmen, indem er Preußen und Rußland zum Kriege gegen diese Macht um jeden Preis zu veranlassen suchte. Auch hier diente ihm eine Verschwörung, in Frankreich eine eingeleitete, in Preußen eine entdeckte. Aber diese Pläne scheiterten ebenso an der falschen Berechnung des Terrains, als an dem Unglück, das den Kardinal durch die französischen Waffen traf. Chevalier Clement konnte hoffen, wenn ihm seine Machination, die Anreizung zum Kriege, glückte, an den glänzendsten Früchten derselben Theil zu nehmen; als sie fehlschlug, mußte er ihr Opfer seyn. Das sind die Nieten des Schicksals, auf die man gefaßt seyn muß, wenn man den Einsatz wagt und sich mit der Möglichkeit eines glücklichen Treffers schmeichelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg. August.

(Beschluß.)

Astronomische Arbeiten. Armenische Literatur.

Ueber die neuesten astronomisch-geodätischen Arbeiten in Rußland, von Professor Struve. In der Hoffnung, daß den Lesern des Morgenblatts ein kurzer Ueberblick über die zur Vervollkommnung der Geographie Rußlands seit einigen Jahren theils schon ausgeführten, theils noch in der Ausführung begriffenen astronomisch-geodätischen Arbeiten nicht unwillkommen seyn dürfte, theilen wir ihnen das Wesentlichste aus genanntem Aufsatze unsers gelehrten und rastlos thätigen Dorpater Astronomen mit. Die oberste Leitung der Mehrzahl dieser Messungen ist in der Hand des Generallieutenants von Schubert, als Direktors des Kartendepots des kaiserlichen Generalstabes und der hydrographischen Abtheilung der Admiralität. Diese Messungen dehnen sich über die große Landesstrecke zwischen Petersburg, der preußischen und österreichischen Grenze und dem Mittelpunkte des Reichs, der alten Hauptstadt Moskwa, aus, gehen an beiden Ufern des finnischen Meerbusens fort und werden nach wenigen Jahren sich im Süden bis an die Donau erstrecken. Andere Arbeiten sind von dem Oberbefehlshaber der Flotte des schwarzen Meeres, Admiral Greigh, veranstaltet und beabsichtigen die Berichtigung der Küsten des Pontus Euxinus. Die russische Gradmessung führt die Dreiecke am finnischen Meerbusen durch die Ostseeprovinzen nach Süden, und wird in wenigen Jahren Tornea mit dem Schauplatze der nordischen Gradmessung in Verbindung setzen. Der Generalmajor von Tenner, der seit fast zwanzig Jahren die geodätischen Arbeiten in Litthauen geleitet hat, ist in diesem Sommer, in Gemeinschaft mit dem Königsberger Astronomen, Geheimenrath Bessel, beschäftigt, die russischen Messungen mit den preußischen zu verbinden und sie so zum östlichen Schlußgliede der Kette der europäischen

Dreiecke, die von den Balearen beginnen, zu erheben. Eine zweite Verbindung der geographischen Arbeiten in Rußland mit denen der benachbarten Staaten ist in diesem Augenblicke schon in der Ausführung begriffen. Die Chronometerexpedition unter Leitung des Generals Schubert, der sich mit vierzig Zeithaltern am Bord des kaiserlichen Dampfschiffes Herkules eingeschifft hat, wird die Längenunterschiede der für die Seefahrt wichtigsten Punkte rund um die Ostsee festsezen, ein Unternehmen, das von den betreffenden Regierungen mit dem Eifer unterstüzt wird, welchen ein gemeinschaftliches Interesse und die wissenschaftliche Wichtigkeit erwarten ließ. Eine andere nicht minder wichtige Gelegenheit, die Geographie auch jenseits der Reichsgrenzen zu fördern, boten die lezten Feldzüge in der asiatischen und europäischen Türkei dar. Offiziere des Generalstabes waren während derselben mit der astronomischen Bestimmung der wichtigsten, den Heeren zugänglichen Punkte in beiden Welttheilen beschäftigt. Ausgerüstet mit trefflichen Apparaten und eingeübt für ihre Zwecke durch einen mehrjährigen Aufenthalt auf der Dorpater Sternwarte, wo, nach dem Willen des Kaisers, ein Kursus der praktischen Astronomie für Offiziere des Generalstabes und der Flotte gehalten wird, konnten diese Offiziere treffliche Arbeiten liefern. Die gedachten Beobachtungen fingen im Herbst 1828 an und gehen für jezt bis Ende d. J. 1832. In Asien bestimmte der Obrist Virdin in den Jahren 1828 und 1829 die geographische Lage von acht Punkten, worunter Kars, Achalzik, Erzerum. In der europäischen Türkei sind fünfundsiebzig Punkte astronomisch bestimmt worden. Sie liegen vorzugsweise auf beiden Seiten des Donaustroms, von Belgrad an bis zum Ausfluß in's Meer, und reichen dann von der Donau aus theils durch die beiden Fürstenthümer nach Norden bis zur Grenze Rußlands, theils nach Süden längs der Meeresküste bis Adrianopel hinauf. An siebzehn Punkten wurde für die Längenbestimmung die Methode der Mondculminationen angewandt, an sechs Punkten sind Sternbedeckungen beobachtet worden. Diese Punkte sind unter sich und mit den übrigen durch chronometrische Zeitübertragung verbunden, welche zu wiederholten Malen längs der Donau, sowohl auf dem Landwege, als zu Wasser, ausgeführt ist. Alle Polhöhen sind mit dem Münchner Theodoliten gemessen. Die Standpunkte des Beobachters wurden immer auf's Sorgfältigste mit den Kirchen und Minarets, oder andern kenntlichen Punkten durch kleine trigonometrische Operationen in Verbindung gesezt. Erinnern wir nun noch den Leser an Georg Fuß, dessen Reise mit der lezten russischen Mission nach China von Ref. in diesen Blättern schon früher Erwähnung geschehen und auf welcher er an mehreren Punkten astronomische Beobachtungen anstellte, so wie an die Reise des jungen Astronomen Fedorow im westlichen Sibirien, die im vorigen Jahre begann und deren erster Zweck die Bestimmung von zwölf Hauptpunkten und sechs-und-dreißig Nebenpunkten zwischen dem Ural und dem Jenissei, dem 50sten und 60sten Breitengrade, ist, so wird er sich eine ziemlich genaue Vorstellung von der in Rücksicht auf die mathematische Geographie in Rußland stattfindenden Thätigkeit machen können. — Schreiben des Patriarchen Joannes von Armenien im Kloster St. Etschmiadzin (nahe Eriwan) vom April dieses Jahrs an den Professor Clossius in Dorpat. Die Redaktion theilt diesen Brief nach einer von einem in Dorpat studirenden Armenier verfertigten wörtlichen Uebersezung des armenischen Originals mit. Die Veranlassung zu diesem Briefe gab ein Schreiben des Prof. Clossius vom Februar dieses Jahrs an den Patriarchen, verfaßt in der Hoffnung, zu Etschmiadzin armenische Uebersezungen von verlornen griechischen Schriften zu finden, wie dergleichen in dem armenischen St. Lazarusklester bei Venedig entdeckt worden sind. Der Patriarch sagt darin, daß es ihm leid thue, wegen der häufig strömenden Plagen, die in der Zeit von Tausenden von Jahren über sein Vaterland hergefallen, den lobenswürdigen Durst der Wünsche des Hrn. C. nicht stillen zu können; denn vom Jahre 1113 bis jezt haben die Schriftsteller seines Volks, die Literatur, die Bücher, Klöster, Bibliotheken und alle Pracht und Herrlichkeit unbeschreibliche Qualen und Bedrückungen durch die Einfälle vieler Feinde gelitten. Im Jahr 1170, wo die Türken die Stadt Baalbek in Syrien mit Feuer heimgesucht, seyen allein mehr als 10 000 handschriftliche armenische Bücher verloren gegangen. Im Jahr 1380, nachdem Tamerlan ganz Armenien zwanzig Jahre lang verwüstet und alle Bücher dieses Landes gesammelt hatte, schickte er dieselben nach Samarkand und ließ sie dort in einen Thurm einschließen, wo sie auch noch heutzutage seyn sollen. Durch diese und viele andere Bedrückungen und Niedermezelungen, die in dem erwähnten Schreiben ausführlicher angegeben werden, wurde die Literatur der Armenier so zerstört, daß kaum Eines von den Tausenden der Bücher der Vorfahren auf die jezige Zeit gekommen ist. Diejenigen, welche noch vorhanden sind, sollen jezt, da das Land unter russische Herrschaft gekommen ist, gesammelt werden, um eine ordentliche Bibliothek anzulegen. Der Patriarch bittet demnach Hrn. C., sich mit folgenden wenigen Nachrichten zu begnügen. In dem eigentlichen Rußland sind nur zwei armenische Klöster: das eine zu Nachitschewan und das andere in der Krimm, aber beide haben keine Bibliotheken. Im Lande selbst sind freilich über hundert Klöster, aber kaum zehn davon sind bewohnt, die übrigen sind Ruinen. Schulen der Armenier sind in Moskau, Astrachan, Kisljar, Neu-Nachitschewan, Kischenew, Krimm, Tiflis, Eriwan, Achalzik und in Etschmiadzin. In der armenischen Sprache lernen die Schüler die Grammatik, Rhetorik, den Katechismus, alle übrigen mathematischen und physischen Wissenschaften lernen sie in der russischen Sprache. Nur die Bibliothek des Instituts in Moskau ist reich an gedruckten und geschriebenen Büchern; aber wie groß deren Anzahl und welche es sind, darüber habe er (Joannes) bis jezt keine Nachricht, indem es erst das zweite Jahr seines Patriarchenthums sey. (Sein Vorgänger war der noch lebende, 90jährige Patriarch Ephraim.)

Auflösung des logogriphischen Nezes in Nr. 203:
Aber. Acht. Ader. Affe. Aaat. Ahle, Alpe. Amor. Arm. Asia. Art. Azur.

Logogriph.

Ein blankes Schwerdt in Ritters Hand
Schlägt ohne Rast unblut'ge Wunden;
Nie, wenn es seinen Meister fand,
Hat es verlezt, nur schön verbunden.

Wenn dieses Schwerdt den Kopf verliert,
Verkehrt es sich zum stolzen Orden,
Von dem dem Wackern, der es führt,
Nie ist der Bruderkuß geworden.

Drob sich der Ritter nicht beschwert,
Denn Stolz ist seinem Herzen ferne;
Er schafft dem Orden mit dem Schwerdt
Die Folie für seine Sterne.

A. B.

Beilage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. September 1833.

Kann bunte Farben reiben,
Zum Ausschmuck aller Wände;
Ich ziele, fern die Scheiben,
Auf alle Gegenstände,
Und weiß es fortzutreiben
Als leichte Musenspende.

Friederich Haug.

Gaselen.

Das Gasel.

Es wandte meine Kunst sich zum Gasele,
Damit sie alle Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wand'rung selbst bereichert schon den Geist,
Ob er auch nirgends plündre oder stehle.
Hier lernt, wie tönender Musik zu lieb,
Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht,
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künstlers Kunst und Fassung leihet oft
Den Werth dem minder kostbaren Juwele.
Euch fleh' ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja selbst die Schwächen nicht verhehle,
Und unter dieses bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Christenseele.

Liebesgeständniß.

Du sahest oft, in welchen Rausch ich sinke,
Wenn ich den Aether deiner Nähe trinke;
Ich nenne mich mit Wonne deinen Sklaven,
Mehr als Provinzen sind mir deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Daß gegen mich nur lahm erscheint der Flinke.
Dein Reiz entbehrt am besten jedes Schmuckes
Und deine Tugend jeder Tugendschminke;
Ich weiß es wohl, wie deiner Huld und Güte
Mein Lob in weiter Ferne nach nur hinke.
Wohl Niemand räth, daß mir in deinem Auge
Der sanfte Stern des höchsten Glückes blinke;
Ich schweige, wie das Grab: wenn meine Rechte
Dein Herz berührt, erfährt es nicht die Linke.

Ungnade der Geliebten.

O laß mich, Mädchen! wissen, für welche Schuld ich büße?
Warum mich nur so kärglich dein holdes Auge grüße?
Wenn du so leicht und eilig an mir vorüberstreifest,
So möchten gern dir folgen die ungeduld'gen Füße;
Doch steh' ich gleich gebannet von deinen strengen Blicken,
Als ob zur Stund' ich Wurzeln im Boden schlagen müsse.
Ich kann nicht mehr ertragen die rauhe Kost des Lebens,
Seit ich an deinen Tischen genossen alles Süße.
Mit deiner Huld verschwunden ist über Nacht der Frühling,
Der Herbst ist eingezogen im Garten der Genüsse.
Ich lege weg die Pfeile, die nie das Ziel verfehlten,
Weil du mich nicht befeuerst, nicht lobst die Meisterschüsse.
Ich wollte große Thaten zu deinem Preis verrichten,
Nun ist mein Muth gesunken, entnervt sind die Entschlüsse.

Der Himmel meiner Zukunft ist ganz geschwärzt von Wolken;
Aus Wolken strömt der Regen, vom Auge Thränenflüsse.
O Liebe, senke wieder in meine durst'ge Seele,
Erstarrt vor deinem Zorne, der Zärtlichkeit Ergüsse!
Daß roth die Wange wieder und roth die Lippe werde:
O gieb und dulde wieder die langentbehrten Küsse!

Der Liebesbote.

Theurer Freund! ich bitte, theile meinen Schmerz!
Oder wenn dir's möglich, heile meinen Schmerz!
Ich verdanke jenes jugendlichen, kecken,
Schlimmen Bogenschützen Pfeile meinen Schmerz.
Willst du Botendienste einem Dulder leisten?
Sieh', ich legt' in diese Zeile meinen Schmerz.
Steige schnell zu Rosse, bringe der Geliebten
Buhlend mit des Adlers Eile meinen Schmerz.
Um die Zeit zu sparen, spare nicht die Sporen,
Denke dir bei jeder Meile meinen Schmerz.
Eifersucht und Sehnsucht toben mir im Busen,
Reißen auf wie ehrne Keile meinen Schmerz.
Mit geb' ich als Mahner, daß dich mit Geschwätze
Nicht der lust'ge Wirth verweile, meinen Schmerz.
Kehre bald mit guter Botschaft, sonst erhöhet
Zur Verzweiflung lange Weile meinen Schmerz.

Liebesnacht.

Hörst du Pfauenaugen schwirren?
Fast betäubend duften Myrrhen;
In der Liebe Labyrinthen
Ach, wie süß ist's, sich verirren!
Laß die Hand, die stets geschäft'ge,
Diese Locke noch verwirren!
Mädchen! deine Huld und Güte
Könnte einen Löwen kirren!
Ach, nun ist es Zeit zu scheiden —
Bleicher schon die Sterne flirren,
Vor der Dämmerung verstummet
Schon der Tauben zärtlich Girren.
Sieh der Horen Scharlachkleider,
Die des Phöbus Rosse schirren!
Nimm mein Schwerdt, denn auf dem Pflaster
Würd' es zu verräth'risch klirren,
Und es schleichen durch die Gassen
Der Spione viel und Sbirren.

Billet doux.

Du klagst mich an, mein Kind, dich zu mißhandeln!
Wie könnte sich der Treue Gold verwandeln?
Du fandest unter vielen süßen Worten
In meinem Brief auch ein paar bittre Mandeln?
So eil' ich, dir das Mäulchen zu versüßen
Mit holder Schmeicheleien Zuckerkandeln;
Mit dem Flamingokiel, getaucht in Purpur,
Schreib' ich dieß Blatt und will mit Ambra sandeln.

Die Wüste Ghobi.

In der lezten allgemeinen Sitzung der Petersburger Akademie der Wissenschaften las der Naturforscher Bunge, welcher im Jahr 1830 die russisch geistliche Mission nach China begleitet und im Sommer 1832 den Altai bereist hat, einen vorläufigen Reisebericht, dem wir folgende Beschreibung der Wüste Ghobi entnehmen.

* * *

Der nördliche Strich der Mongolei ist in jeder Hinsicht nur der Anfang des sanften Nordabfalls von Hochasien, dessen tiefere Fortsetzung, durch keine natürliche Grenze geschieden, das Festland Sibiriens bildet. Die politische Grenze zwischen Sibirien und der Mongolei ist daher, naturhistorisch genommen, durchaus keine natürliche Grenze. Die gesammte Vegetation, der ganze Habitus der Gegend ist dieß- und jenseits der Grenze derselbe. Nur höchst selten stößt man in der nördlichen Mongolei auf Pflanzen, die dem südlichen Sibirien fehlen. Die Uebereinstimmung des allgemeinen Charakters der nördlichen Mongolei mit Sibirien dauert fort, bis man, sich immer sanft erhebend, endlich Urga, oder richtiger, Kureni, die am Fuß des mächtigen Chan-ula gelegene Hauptstadt der Chalchas-Mongolen, erreicht. Bis dahin sieht man noch stark bewaldete Gebirge, die tiefern Thäler sind von Flüssen und Bächen durchzogen, die Vegetation ist kräftig, fast überall erscheint noch dichter Rasen, und der Boden ist zum Ackerbau tauglich. So bald man jedoch Kureni verläßt und über die Tola, einen ansehnlichen Fluß, der dem Orchon zufließt und durch diesen der Selenga sein Gewässer überliefert, gegangen ist, scheidet man auf lange von allen, selbst den unansehnlichsten Flüßchen, und vergebens späht das Auge nach einem Baum. Hier also beginnt schon nach der etymologischen Bedeutung des Worts die Ghobi, ein Homonym der Sahara, denn durch diesen Ausdruck bezeichnen die Mongolen, im Gegensatz von Changhai, eine Gegend, die des fließenden Wassers und des Waldes gänzlich ermangelt. Allein noch zeigt sich hier einige Mannigfaltigkeit der Gegend; rechts gegen Westen erheben sich die mehr abgerundeten Massen des Chan-ula, links, in größerer Ferne, erscheint das wilde, felsige, zerrissene Gebirge, dessen schroffen Höhen die Tola entspringt. Die Vorberge dieses höhern Gebirgszuges, aus dem reinsten röthlichen Jaspis bestehend, treten als konische, spitz zulaufende Erhöhungen noch hin und wieder in die Hochebene hinein. Wenn gleich daher

die Gegend weder Wald noch Flüsse mehr aufzuweisen hat, so zeigt sie doch noch nicht das trostlose Ansehen einer Wüste. Diesem Charakter eine ziemliche Strecke treu bleibend, erhebt sich diese Gegend allmählig, bis sie bei Dshirgalan-tu eine Höhe von ungefähr 770 Toisen über dem Niveau des Oceans erreicht. Von hier an beginnt eine Senkung, die besonders bedeutend wird bei der Station Olon-Baischin, d. h. die vielen Gebäude, ein Name, der von den Ruinen vieler Gebäude aus Backsteinen herrührt, die wahrscheinlich vor mehreren Jahrhunderten den Sitz eines Mongolenfürsten bildeten. Bis dahin erblickt man noch häufig schroffe, nicht sehr hoch ansteigende Berge, deren Porphyrfelsen jedoch schon fast ganz nackt sind. Unter diesen verdient der schöne Darchan-ula, der aus Lagern verschiedenfarbiger Porphyre besteht, schon deßhalb eine besondere Erwähnung, weil er allgemein von den Mongolen für die Wiege des gewaltigen Tschingis-Chan gehalten wird. Bis dahin ist auch die Vegetation noch mannigfaltig, der südsibirischen ähnlich; bis dahin auch verfolgen den Reisenden, bei dazu günstiger Jahreszeit, noch Mückenschwärme, und eine eigne kleine Mäuseart, die den dürren Boden überall unterminirt hat, entschlüpft mit durchdringendem Pfeifen bei jedem Schritt dem Fuß des Wanderers. So wie man Olon-Baischin erreicht, erblickt man in der Ferne eine schwärzliche Linie, die bei näherer Betrachtung als ein jäh aus dem flachen Boden sich erhebender, nicht hoher Felsenwall aus wagerecht übereinander geschichtetem Sienit sich ergibt, der von den Mongolen sehr treffend Bussu-tschilon, der Felsgürtel, genannt wird, weil dieser Wall sich auf eine sehr weite Erstreckung, fast in gerader Linie von Osten nach Westen hinzieht, ohne bedeutend unterbrochen zu werden. Dieser Gürtel scheidet nun auf's Deutlichste in jeder Hinsicht die nördliche Mongolei von der mittlern, oder von der eigentlichen Ghobi, als Wüste im strengern Sinne des Worts. Plötzlich verändert sich hier das Ansehen der Gegend: sie wird fast ganz flach, der Boden ist entweder von feinen Steintrümmern, meist Porphyr und Jaspis bedeckt, hin und wieder kommen vereinzelt, ohne einen Rasen zu bilden, niedrige, hartstaudige Pflanzen hervor, oder es zeigt sich ein nackter Lehmboden mit leichtem Salzanfluge, der durch anhaltende Trockenheit von einer Menge von Rissen durchzogen ist, die durch ihre oft auffallende Regelmäßigkeit das Ansehen eines Musters gewinnen, indem sie mit niedrigen, dunkelgrünen Salzpflanzen bewachsen sind. Unter diesen zeichnet sich eine kleine eigenthümliche Art Peganum, die für die ganze Ghobi charakteristisch ist, durch ihre Häufigkeit aus. Hier ist nun der Reisende auch ganz frei von der Verfolgung der Mücken, und eine sehr kleine Art Hamster, die langsam laufen, deren Backentaschen mit den Saamen der Schoberia angefüllt sind, vertritt die Stelle der schnellfüßigen Mäuse des nördlichen Theils. Hier, in einer Höhe von ungefähr 580 Toisen, dürfte der Anfang der eigentlichen Ghobi anzunehmen seyn, da sich hier ein so schneidender Unterschied, nicht blos was die Vegetation betrifft, sondern auch in der ganzen Physiognomie der Gegenden dieß- und jenseits des Felsengürtels zeigt. Doch ist dieß bei Weitem nicht der niedrigste Punkt der Ghobi; vielmehr ist hier der äußerste Rand eines Bassins anzunehmen, das, wie mehrere Umstände zu beweisen scheinen, einst den Grund eines großen Binnenmeeres bildete. — Der Salzgehalt des Bodens ist hier weit stärker; man bemerkt eine Menge kleiner Salzseen, die wahrscheinlichen Ueberbleibsel eines zurückgetretenen oder ausgetrockneten Meeres, die, theils selbst ausgetrocknet und mit einer Salzkruste bedeckt, eine Menge Kochsalz nach China liefern, theils mit einer starken Salzlauge angefüllt sind, die sich durch den Zufluß von Regenwasser erhält. — Zwischen Schara-Buburghuna und Durma, und in ungefähr gleichem Breitengrade wahrscheinlich durch einen großen Theil der Mongolei hindurch, findet sich nun die eigentliche Sandwüste, Scha-mo der Chinesen, in einer im Vergleich mit der übrigen Ghobi nur unbedeutenden Breite. Den Sand dieser Wüste kann man nicht eigentlich Flugsand nennen, da er, durchgängig stark mit Salztheilen gemischt, leicht Feuchtigkeit an sich zieht, sie lange bewahrt und auf diese Weise oft ganz kompakte, fast unveränderliche Hügel bildet. Dieser Sandgürtel zeigt wiederum in seiner Vegetation einen eigenthümlichen Charakter, der durch die Analogie der Formen an die Flora der sandigen Seeufer erinnert, wovon mehrere Gattungen hier, in der Mitte des größten Kontinents, erscheinen, wenn gleich die Arten nicht immer dieselben sind. Da fast alle Salzpflanzen dieser ganzen Gegend mit denen übereinstimmen, womit sich die Ufer des kaspischen Meers bekleiden, was in phytogeographischer Hinsicht von besonderem Interesse seyn möchte, so stimmt dieß Alles für die Annahme, daß hier vormals ein Binnenmeer existirte. Diese Meinung wird sonderbarer Weise durch eine bei den Mongolen allgemein angenommene Sage der Vorzeit unterstützt, die dasselbe behauptet. Weniger gegründet dürfte aber der Aberglauben der Mongolen seyn, dem zufolge sie in Kurzem ein Wiedereintreten des Meeres erwarten, worauf denn auch der sonderbare Wahn der Chinesen beruhen möchte, daß die Coreaner nicht blos die Mongolei, sondern auch ganz Rußland vermittelst eines Kanals, den sie aus dem Weltmeer nach der Mongolei zu graben könnten, zu überschwemmen im Stande seyen. Die ganze Physiognomie der Ghobi ist, nach Vorstehendem, im höchsten Grade traurig. Die kümmerlichste Vegetation, die sich selten einen Fuß hoch über die Erde erhebt, der gänzliche Mangel an Wald, ja sogar an Sträuchern, die sich über zwei

Fuß erheben, die charakterlosen, wellenförmigen Erhöhungen, die nur hin und wieder die weite Fläche durchziehen und zuweilen, aus weiter Ferne gesehen, durch das Spiel der Strahlenbrechung am Horizont über der Ebene zu schwimmen scheinen, der gänzliche Mangel an fließendem Wasser, die höchst geringe Bevölkerung, deren wirkliches Daseyn nur hin und wieder durch eine, schon aus weiter Ferne sichtbare Filzjurte angedeutet wird, überhaupt die ununterbrochene Einförmigkeit ermüdet den Reisenden um so mehr, als die Reise nur höchst langsam von statten geht. Wie erfreulich muß ihm daher die Annäherung zu China seyn. Schwerlich dürfte aber auch ein Reisender irgendwo so leicht mit einem Schritte aus einem Extrem in das andere gelangen, als bei dem Schritt über den niedrigen Steinwall, die Trümmer der mit Recht so bewunderten eigentlichen großen Mauer, die die Grenze zwischen der Mongolei und China bildet. Diese Grenze ist durchaus eine natürliche, und nicht genug kann man die treffliche Wahl des Orts zu einer künstlichen Grenze, die hier die Chinesen gezogen, bewundern, eines Orts, den die Natur mit den schneidendsten Markzeichen versehen hat. Fast allgemein in der lebenden Natur gilt das Gesetz des Uebergangs der Formen, und besonders auch für die geographische Verbreitung der Pflanzen. Nichts der Art findet hier Statt. Noch ist man in der Mongolei, noch hat man das traurige Bild der Ghobi vor Augen, man sieht nichts als Steppe und Steppenpflanzen, tiefe Stille herrscht in der öden Gegend, alles ist todt. Nur ein Schritt, und zwar im engen Sinne des Worts, nur ein Schritt mehr, und der Reisende steht an dem jähen Absturz Hachorien, wo ihm, nach Süden zu, das mannigfaltigste, üppigste Leben in jeder Beziehung plötzlich vor die Augen tritt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. August.

Französische Umtriebe. Theater.

Ich habe in meinem vorigen Briefe über den Empfang berichtet, den die St. Simonisten in hiesiger Stadt gefunden. Es werden nun Stimmen laut, welche behaupten, dieses Ab- und Zugehen der St. Simonisten habe einen politischen Zweck, und es sey damit auf nicht weniger abgesehen, als auf eine Vorbereitung und günstige Stimmung der Genfer zu einer neuen Vereinigung ihrer Stadt mit Frankreich. Aehnliche Anklänge ließ schon seit geraumer Zeit die von einem Franzosen redigirte Sentinelle Genevoise vernehmen, und einmal stellte er sogar die einstige admission de Genève à la grande famille française als neuen Wunsch des Volks dar. Auf diese hämische Lüge wurde ihm aber gebührend geantwortet, und es kamen bei dieser Gelegenheit eine Menge Einzelnheiten aus jener Zeit an den Tag, die jezt zwar noch sehr interessant, aber doch großentheils vergessen sind. Diejenigen, welche in Deutschland so gern wünschend und hoffend auf der glückende Vereinigung nach Frankreich hinüberblinzeln, sollten daran denken, wie die Franzosen 1798 gegen Genf auftraten, und was die Stadt zu leiden hatte, ehe sie französirt wurde. Wie möchte es der Sentinelle möglich seyn, diese Umstände den Genfern aus dem Gedächtniß zu bringen und zu behaupten, sie haben ehemals von freien Stücken die Vereinigung mit der großen französischen Familie gewünscht? Dergleichen französische Anklänge sind aber nicht blos für Genf zu hören, sondern auch in Beziehung auf das benachbarte Savoyen. Nicht allein in französischen Journalen, besonders in denen der benachbarten Departements, wird täglich wiederholt, daß Savoyen eigentlich ein französisches Land sey, durch seine Sprache, seine Sitten und seine natürliche Gestaltung; eigene Schriften erscheinen darüber, worin augenscheinlich dargethan werden soll, daß der Mont-Cenis durchaus Frankreich angehören müsse, weil er einer der großen und bequemsten Uebergänge nach Italien sey! Man kann doch nicht naiver sprechen. Wäre aber einmal Savoyen wieder in französischen Händen, so könnte ihnen das kleine Enclave Genf nicht entgehen, und ein zweiter 15ter April 1798 dürfte nicht mehr fern seyn. Aber lassen wir diese französischen Prätensionen, die Geschwisterkind mit denen auf das linke Rheinufer sind, und welche die Journale aller Farben von Zeit zu Zeit wiederholen müssen, wenn sie in einigem Kredit bleiben wollen; dieß sind für's Erste nur Spiele, Phantasiespiele, Lustspiele und Lachspiele.

Bei dem Lustspiel fällt mir ein, daß wir vor einigen Monaten nahe daran waren, Mamsel Mars von Paris für eine Reihe von Gastrollen auf unserm Theater zu haben. Leider zerschlug sich's aber wieder, und sie schrieb einen Brief an die Theaterdirektion, worin sie ihr Bedauern ausdrückt, für dießmal nicht in Genf spielen zu können, wo, wie sie mit Recht sagt, die bonne comédie noch in Kredit steht. Mit unserm ganzen Theaterwesen geht jezt eine Veränderung vor, die das Beste verspricht. Bisher war unsere Bühne in den Händen französischer Entrepreneurs, die, in Frankreich einheimisch, für die sechs Herbst- und Wintermonate zu uns herüber kamen und uns mit all dem Wust regalirten, der sich jezt dort auf den Brettern herumtreibt und darauf alles in dicken, schlammigen Wogen ausschüttet, was fieberhafte Ueberspannung, Jagen nach Effekt und Darstellung des Grellen und Gemeinen im Leben aufzudecken vermag. Dieß mag in Paris und den andern französischen Städten angehen, aber nicht bei uns. Daher zogen sich seit einigen Jahren die meisten guten Familien mit heranwachsenden Töchtern vom Theater zurück oder erschienen nur selten darin; desto zahlreicher waren die Handlungsdiener, Lehrlinge und das Paradiespublikum, dem die Farben nie dick genug aufgetragen seyn können. Wie viel die Sitten dabei gewinnen, läßt sich denken; auch zeigte sich dieß oft im Theater selbst. Seit lange wurde daher gewünscht, unser Theater möchte in andere, in verständigere Hände kommen. Dieß ist nun geschehen; eine Aktiengesellschaft ist zusammengetreten, lauter unterrichtete, aufgeklärte und wohldenkende Männer, die auch reiche Geldmittel haben. In ihren Händen dürfte unsere Bühne bald eine andere Gestalt gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. September 1833.

Es ist das Brod, das euch der Herr zu essen gegeben hat.

Moses.
II. 16. 15.

Ein mongolischer Thee. *)

Wir haben gestern eine Skizze der großen mongolischen Steppe mitgetheilt; heute geben wir ein Bild aus dem asiatischen Menschenleben, das wir einem andern deutschen Reisenden verdanken, der sich von 1830 bis 1832 in Sibirien aufhielt und bis Nertschinsk am Argun vordrang.

* * *

Die Bewillkommungs- und Höflichkeitsgebräuche waren beendigt, und ich hatte an dem in der Jurte **) stets unterhaltenen Feuer Platz genommen und mit der Hand angedeutet, man solle sich allgemein niederlassen. Das Feuer wurde frisch angeschürt und flackerte lustig empor, als wiederhole es den freundlichen Willkomm in dem gemüthlichen Zelte. Die Hausfrau sezte einen großen eisernen Dreifuß über das Feuer und brachte eine flache gußeiserne Schaale, die sie mit einer Handvoll, vom öftern Gebrauch fettiger Kuhhaare sorgfältig auswischte, um sie zu reinigen, denn Servietten und Handtücher gibt es dort nicht; dann wurde die Schaale auf den Dreifuß gesezt und über die Hälfte voll Wasser gegossen, das in der Steppe meist salzig oder sumpfig ist. Sie holte ihren Ziegelthee herbei, (dieß sind die jungen Triebe der ordinärsten Theestaude, welche in China in einer starken Presse wie ein länglich viereckiger Dachziegel zusammengepreßt werden und durch ihren eigenen Saft so fest wie zusammengeleimt sind) *) schnitt und brach ein Stück davon ab, that es in einen ausgehöhlten Holzstamm und zerstampfte es darin mit einem dicken, unten gerundeten Stocke, dessen anderes Ende oft auch dazu dient, um die Hunde, denen es nicht erlaubt ist, ins Heiligthum der Jurte zu dringen, damit hinauszuprügeln. Unter der Zeit kochte das Wasser, sie warf nun die nöthige Quantität Thee und etwas Chudschir (ein unreines Salz der Steppen, das viel Bittersalz

---

*) Jenseits des Baikalsees wohnen Burätен, ein Stamm der Mongolen, von welchen hier die Rede ist.

**) Ein Filzgezelt, wie die obere Hälfte eines Bienenkorbs.

*) Ein solcher Ziegel wiegt 3 Pfund, ist 15 Zoll lang, $7\frac{1}{4}$ breit, 1'' dick, Leipziger Maaß, und, da er sehr fest ist, gut zu transportiren. Er dient gewöhnlich als Geld, d. h. als einer der vorzüglichsten Tauschartikel, um Schaafe, Pelzwerk rc. zu kaufen, Leute und Pferde zu miethen. Ein Ziegel gibt hundert Portionen. Eine Kiste Ziegelthee, wie man sie aus China erhält, enthält 40 Stück und kostet 90 Rubel Assignat; einzeln verkauft kostet das Stück $2\frac{1}{2}$ bis 3 Rubel A. (à 7 ggl.) Ein paar Kaufleute an der Selenga spekulirten, aus den Blättern der Saxifraga crassifolia etc. Ziegelthee nachzumachen, aber sie vermochten ihn nicht so fest zusammenzupressen, wie den chinesischen; so wurde er sogleich erkannt und fand keinen Absatz.

enthält) hinein, ließ es einigemal aufkochen, goß dann etwa den vierten Theil Milch hinzu und etwas Butter, und ließ es damit wieder eine Weile aufkochen; ist nun ein Lama (Priester) dabei, so nimmt dieser einen eisernen Schöpflöffel, schöpft und gießt zu wiederholten malen den Thee aus der Höhe von etwa $^3/_4$ Fuß in die Schaale herab, bis er die erforderliche Farbe hat. Man glaubt nun, er habe den Theesegen gegeben, und Niemand kann den Ziegelthee besser bereiten, als ein Lama. Ist der Thee fertig, so nimmt die Hausfrau die Schaale weg, zieht mit einem kleinen Birkenbesen die aufschwimmenden Stengel der nicht gerade zu Pulver zerstoßenen Theemasse ab und gießt nun mit dem Schöpflöffel die runden, flachen, hölzernen, mit chinesischem, meist braunem Lack überzogenen Theeschaalen voll, welche vorher erst mit jenem Wisch fettiger, nasser Kuhhaare gesäubert worden waren, und so werden sie von Hand zu Hand gegeben, bis zu der Person, welche sie haben soll; ist aber ein vornehmer Gast da, so nimmt die Hausfrau oder Tochter die gefüllte Theetasse so, daß sie in beiden neben einander gehaltenen Händen ruht, und überreicht sie ihm mit einer Verbeugung. Schwimmen auch in dem so bereiteten Thee einige Kuhhaare, es thut nichts, man schiebt oder bläst sie zur Seite, und es ist dieß das beste Kennzeichen echt mongolischer Bereitung. Eine solche hölzerne Theeschaale enthält reichlich zwei unserer gewöhnlichen Theetassen. Ich trank gewöhnlich vier bis fünf solcher Schaalen, also im Ganzen Morgens und Abends acht bis zehn, ein Lama aber trinkt deren täglich vierzig bis fünfzig. Es ist unglaublich, wie heiß sie den Thee hinunterschlürfen können, jeder Europäer würde sich verbrennen; die hölzerne Schaale hilft freilich auch dazu, daß man sie mit dem heißen Thee an den Mund bringen kann, weil sie nicht wärmeleitend ist. Können sich die Buräten Mehl verschaffen, so thun sie auch dieses zu ihrem Ziegelthee, aus welchem dann eine dünne Suppe wird; auch rösten sie das Mehl zuweilen und bereiten so eine Art Mehlchokolade; aber auch ohne Mehl, ja ohne Butter zu haben, nur mit ein wenig Milch, dient ihnen der Thee allein, oft Wochen lang, ohne andere feste Nahrung zur Erhaltung,*) indem sie behaupten, dieser Thee habe an und für sich etwas Nährendes, was ich aus eigener Erfahrung zum Theil bestätigen kann. Die Butter war mir gleich bei der ersten Theepartbie zuwider und Ekel erregend; auch das Salz ließ ich meist weg, und um die fatalen Kuhhaare zu vermeiden, ließ ich für mich einen eigenen kleinen Theekessel aufsetzen und gab als Grund an, um die gutmüthigen Mongolen nicht zu beleidigen, ich wolle sie in ihrer Theebereitung nicht stören, könne ihn aber mit Butter und Salz nicht vertragen; hätten sie nun auch vielleicht keine Butter gehabt, so halten sie doch das Salz für unumgänglich nöthig zu ihrem Thee; aber man fand diesen Grund sogleich völlig ausreichend und ließ mich ohne beschwerliches Nöthigen, Bedauern, oder andere leere Worte meinen Thee bereiten, wie ich wollte. Ueberdieß führte ich meine eigene Theeschaale mit mir, oft bei mir. Jeder Lama hat im Busen seines Kaftans seine eigene Theeschaale, in welcher ein Stück eines seidenen Bewillkommungsshawles liegt, um die fettige Schaale auszuwischen, wenn er sie nicht mehr braucht. Der mit Wasser und etwa $^1/_3$ Milch und ganz wenig Salz gekochte Ziegelthee schmeckt wie eine schwache Fleischbrühe; der Geschmack als Thee ist nicht gerade angenehm, aber auch nicht unangenehm, was jedoch nicht sowohl dem Thee selbst zuzuschreiben ist, sondern dem Umstand, daß die Ziegel bei der Versendung und in den Magazinen der Kaufleute etwas Feuchtigkeit anziehen und dann innerlich ein wenig Schimmel ansezen. Es ist eigen, daß dieser Thee mit wenig Salz nicht übel schmeckt, aber mit Zucker nicht zu trinken ist, was ich ein paar Mal versucht habe. Der Genuß dieses Thees schützt die sich desselben bedienenden, in Sibirien wohnenden mongolischen Stämme vor dem dort allgemein herrschenden Scharbock und ist ihnen, wie den meisten unter uns das Brod, so zum Bedürfniß geworden, daß, wenn Herren nach St. Petersburg Buräten mitnehmen, sie sich nur ja wenigstens noch in Kasan mit Ziegelthee versehen müssen, der daselbst wegen der dort wohnenden Tartaren (den Nachkömmligen der goldnen Horde) noch zu bekommen ist, weil sie sonst bei der veränderten Nahrung und Lebensweise desto sicherer in wenig Jahren sterben.*) Außerdem, daß dieser Thee in jenen Gegenden, wie gesagt, ein Antiscorbuticum ist, hat er noch zwei Haupteigenschaften vor dem feinen chinesischen Thee voraus, welche ich selbst bald entschieden wahrnehmen konnte, da ich Anfangs auch feinen Blumenthee bei Gebirgsexcursionen mit mir nahm, um, wenn wir in den Wäldern einen Rasttag machten, mir einen Feiertagsgenuß zu verschaffen; aber ich ließ bald meinen im Zimmer trefflich schmeckenden Caravanenthee zurück und trank nur Ziegelthee. Jene zwei Haupteigenschaften sind nun: daß er den Durst bei weitem eher und besser löscht als anderer Thee, und daß er viel schneller Transpiration erregt, besonders an

*) Arme Familien können nur selten ein Schaaf schlachten, und Wild oder Fische sind vielleicht gar nicht zu bekommen, oder doch selten; so wird Ziegelthee mit Milch getrunken, bis ihnen die Götter einen Schmaus zusenden.

*) Am Baikal wächst im Hochgebirge Saxifraga crassifolia; die Tungusen bedienen sich der vertrockneten, ein Jahr unter dem Schnee braun gewordenen, (die frischen sind zu bitter) der Wurzel nächsten Blätter eben so zum Thee, wenn sie sich keinen Ziegelthee verschaffen können; auch dieser Blätterthee schützt gegen den Scharbock.

einem guten Bivouakfeuer, ohne das Blut in Wallung zu bringen, die Nerven zu reizen und schaflos zu machen, wie feiner Thee. Man hat unterwegs starke Regen auszuhalten, oder durch die kalten, reißenden Gebirgsströme setzen müssen, und war auch das herrlichste Wetter den Tag über, so ist bekanntlich die Hitze in allen nördlichen Ländern im Sommer ungemein heftig; die Sonne geht unter und schnell wird es bedeutend kalt; die Kleidung ist feucht, man schaudert zusammen, ein passendes Nachtlager ist erreicht, dann wird sogleich ein tüchtiges Feuer angezündet und Ziegelthee gekocht; so ist schon bei der zweiten Schaale die so unangenehm unterbrochene Transpiration wieder hergestellt. Hat man nur hinreichend Ziegelthee bei sich, so ertragen die Mongolen lange den Hunger, und die dort einheimischen Kosaken vermissen ohne Murren den eingetretenen Mangel an Branntwein; dieser Thee erwärmt besser und angenehmer als Branntwein. Auch kann man sich, wie gesagt, für Ziegelthee, der einer der beliebtesten Tauschartikel ist, jedes Bedürfniß verschaffen, und diese Ziegel sind so leicht zu transportiren und so wohlfeil. Ich trinke auch hier noch oft, wenn ich recht durstig bin, oder mich erkältet fühle, Ziegelthee, nur fehlt mir dabei mein großes Bivouakfeuer und der unbegrenzte Wald. Hat man da seinen Thee getrunken und dabei verzehrt, was noch von gedörrtem Brod (suchari) und Fleisch und Wild da ist, so verkürzt man sich die Zeit mit Rückerinnerungen des verflossenen Tages, mit Planen auf den morgenden, mit Jäger= und Räuberanekdoten, vertheilt die Wachstunden, hüllt sich in seinen Pelz, den Sattel oder die Jagdtasche zum Kopfkissen, und schläft dann unter Gottes Schutz. Kommt man Mittags oder gegen Abend zu den Mongolen, so macht der Thee den Anfang der Bewirthung, dann wird mehr vorgesezt. So sey es auch mir erlaubt, mit dieser Beschreibung einer mongolischen Theepartbie den Anfang zu machen; finden die geehrten Leser und Leserinnen Gefallen an deren Schilderung, ich will nicht verlangen am mongolisch bereiteten Ziegelthee, und wünschen mich noch mehr auf meinen Streifereien in Sibirien zu begleiten, so will ich, wie es einem nun viele Jahre in wilden Gegenden lebenden Naturforscher möglich ist, wo man freilich kein Belletrist wird, dieselben noch in manche asiatische Wildniß, auf Bärenjagden und in Götzentempel, zu tartarischer Hochzeit, wo kein Mann zugegen seyn darf, und zu alten Tschudengräbern führen.

Dr. Gustav Fiedler,

Königlich Sächsischer Bergkommissär.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Theater, Anstand und Sittlichkeit.

Der Herbst war vorgerückt, die Abende waren lang, aber schön und warm. Um diese Zeit ist der Broadway in seinem Glanz. Die mit Gas herrlich beleuchteten Kaufläden bieten den vom Lande Zurückgekehrten neu angekommene Waaren zur Schau, die Winterunterhaltungen haben begonnen, die Museen, die Theater füllen sich.

Die Akademie der bildenden Künste, das nordamerikanische Museum, das National-Museum, Peal's Museum sind die berühmtesten Anstalten dieser Art; sie sind alle in der nächsten Umgebung des Parks von City Hall gelegen, dem Inhalte nach ganz gleich, gehören Privatleuten und sind weniger auf den Kunstsinn, als auf die Eitelkeit der Amerikaner berechnet, die alle für Connaisseurs gelten wollen, und Wunder was zu thun meinen, wenn sie durch fünf oder sechs solcher Anstalten an einem Abend laufen. Um die Neugierigen besser anzulocken, werden auf den Balkons oder an den offenen Fenstern dieser Nationalgebäude zur Belehrung und Belustigung ein halb Dutzend Neger mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten aufgestellt, die mit den benachbarten um die Wette Lärm schlagen und blasen. Damit mischt sich der unglaublich laute Lustgesang einer ganzen Insektenwelt, die den Park bevölkert, und das Alles übertönende Geschrei eines sehr kleinen Laubfrosches, deren jeder Baum einige Dutzend beherbergt. So geht doch Alles Fortissime in diesem Lande, dachte ich, und trat in das „Nordamerican National Museum," wie am Haus in klafterlangen Buchstaben zu lesen war. Für einen Schilling (16 kr.) erhält man Zutritt in die hell erleuchteten Zimmer, wo die Wände mit Kupferstichen behängt sind, wie man sie bei den Pariser Antiquaren das Hundert um vier Francs kauft; einige Herbarien und Fossilien liegen auf Tischen zerstreut herum, ein lebendiges Krokodill, eine Schlange, ein paar ausgestopfte Vögel bilden das zoologische Kabinet, und Sudeleien inländischer Maler werden als amerikanische Rubens gewiesen. Vor jedem Museum hängt alle Tage eine große Laterne mit der transparenten Anzeige: „Diesen Abend, als Extraunterhaltung, Laterna magica," und richtig, zum Schluß wird man in ein finsteres Zimmer zusammengepackt, wo nach langem Harren die Zauberbilder an der Wand erscheinen, wie wir sie am Christtage in unsern Kinderstuben gesehen haben. So oft die Vorstellung wechselt, und zum Glück geht's rasch, wird ein allgemeines Ah! des Staunens und der Bewunderung vernommen. Endlich entfernt sich Alles in größter Stille, und stolzes Hochgefühl über das nationale

Fortschreiten in Kunst und feinem Geschmack glänzt auf allen Gesichtern. Man sieht es den Amerikanern gleich an, wenn sie von ihren Museen kommen. Minder vergnügt verlassen sie das Schauspielhaus, denn hier müssen sie für die höhere Entrée auch länger genießen; übersättigt von etwas, wofür sie keinen Geschmack haben, kommen sie gähnend um Mitternacht zum Tempel heraus, in dem sie sich volle sechs Stunden gelangweilt hatten, aber doch ihr ganzes Geld von Anfang bis zu Ende abgesessen haben wollten.

Neuyork besitzt drei recht hübsche Theater und noch überdieß ein kleineres, wo Mohren spielen. In den Haupttheatern ist für die Farbigen ein eigener Platz bestimmt, damit sie sich nicht unter die Weißen mischen. Man kann sich denken, daß ein so freisinniges Volk es sich auch im Theater recht bequem macht. Die Herrn im Parterre sitzen auf den Bänken, stemmen die Füße auf die Vorderbänke, die Ellenbogen auf die hintern, und behalten immer den Hut auf dem Kopf. Dagegen ziehen sie manchmal den Rock aus, kauen Tabak und spucken fortwährend den Saft herum. In den Logen setzen sich die Vordersten auf die Brustlehne, mit dem Rücken gegen das Theater gewendet. Die Damen sind artiger, sie nehmen pflichtmäßig ihre Hüte ab; also gerade umgekehrt wie bei uns. Was auf der Bühne vorgeht, darauf merkt Niemand, außer wenn ein amerikanischer Akteur auftritt oder ein Bonmot wider die Engländer vernommen wird; da applaudirt Alles durch gewaltiges Poltern mit den Absätzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Theater. Akademie. Fremde.

Der Zweck der Unternehmung des neuen Theatercomité's ist hauptsächlich, das Theater den bessern Klassen wieder zugänglich zu machen, ihm den Charakter eines weniger französischen, als Genferischen Vergnügens zu geben, das in Einklang mit unsern Sitten und Gewohnheiten steht, eine Menge in Paris mit großem Beifall aufgenommener Stücke ganz von unserer Scene zu verbannen, weil sie unserer Art und Weise widerstreben, und dadurch unserm Publikum den Geschmack an dem guten, ächten Lustspiel wiederzugeben, dem die sorgsamste Mutter mit ihren Kindern, dem jedes junge Mädchen, jede junge Gattin beiwohnen kann, ohne in Verlegenheit zu kommen. Ueberdieß wird unsere Bühne bedeutende Verschönerungen und Erweiterungen erhalten, das Orchester wird vermehrt und verbessert werden. Das neue Theatercomité hatte in einer Erklärung versprochen, „que le répertoire serait choisi par un comité de nationaux éclairés et qui ne nous imposerait point des monstruosités littéraires faites pour émouvoir la population blasée de Paris, productions que notre goût moins corrompu refuse de comprendre et d'admirer.“ Ueber diesen sehr richtigen Vorwurf entstand ein großes Geschrei bei den vielen hier lebenden Franzosen und Franzosenthümlern; es legte sich aber bald wieder, da es bei den Genfern keinen Widerhall fand. Erfreulich ist es gewiß, das kleine Genf dem bisher auch hier literarisch herrschenden Paris den Gehorsam aufkündigen zu sehen.

Zu einem stehenden Artikel in unserm Literatur- und Wissenschaftsleben ist der interessante Streit des Professors Humbert mit der Akademie geworden, der er angehört und deren Lücken, Schwächen und Mängel er schonungslos aufdeckt, besonders seit es die Professoren Chenevière und Laplanche versucht haben, ihm Irrthümer und Widersprüche vorzuwerfen. Ich habe schon früher mehrmals von diesem Streit gesprochen, und da er bisher zu keinem Resultat führte, so kann ich ihn bis auf Weiteres ruhen lassen, zumal für meine deutschen Leser und Leserinnen alles akademische Detail gewiß wenig Interesse hat. Es genüge ihnen, zu wissen, daß der Lücken und Mängel in unserm ganzen Unterrichts- und Schulsystem so viele sind, daß schon 1774 der verstorbene Saussure auf deren Abstellung antrug, also vor fast sechzig Jahren. Jährlich wurde seitdem davon gesprochen, zugesagt und versprochen, aber nichts ausgeführt, bis vor sieben Jahren (1826) unser Decandolle abermals offiziell darauf antrug. Seitdem sind zu diesem Behuf zwei Kommissionen ernannt worden; diese haben sich auch versammelt, haben Berichte auf Berichte gemacht, haben hinüber und herübergestritten, ohne das Geringste zu Stand zu bringen. Seit sechs Monaten ist eine dritte, zu diesem Zweck ernannte Kommission versammelt, sie gibt aber kein Lebenszeichen von sich, und wenn man den Versicherungen einiger Mitglieder glauben will, so wird der Kommissionsberg nächstens eine Maus gebären, d. h. er wird statt aller durchgreifenden Veränderungen und Verbesserungen in der Hauptsache nur eine Modifikation in der Oberleitung des Schul- und Unterrichtswesens anbringen, wodurch für den Augenblick so viel wie nichts gewonnen wird, nur damit man sagen kann: die Kommission hat doch in sieben Jahren Etwas gethan! Seit Saussure hat sich aber noch Manches bei der Akademie verschlimmert. Damals waren die Studenten in den Hörsälen still, anständig und aufmerksam; man hörte bei den Vorträgen eine Fliege summen, und bei einiger Unruhe genügte ein einziger, würdiger, ernster Blick des Professors, oder sein Innehalten während des Geräusches, um die Studenten wieder zu voller Ruhe zurückzuführen. Wo sind jene seligen Tage hin? Jetzt machen die Studenten in den Vorlesungen einen solchen Lärm, daß der Professor kaum sein eigenes Wort hört und alle Sammlung verloren geht. Von Sitte, Anstand und Würde auf Straßen und Plätzen ist vollends gar nicht die Rede; ja sogar in Vereinen und Gesellschaften wird ihre Unart oft unerträglich. Davon kann man sich in dem Conversationssaal der Société de lecture recht überzeugen.

Noch vor den jetzigen Sommermonaten hatten wir eine Menge von Fremden hier, Fürsten und Fürstinnen, Grafen, Barone und dergleichen in Menge aus Deutschland, Rußland und Polen, denen man wenigstens das Verdienst lassen muß, daß sie viel Geld unter die Leute brachten. Unter all den zahlreichen Fremden, die ich hier kennen lernte, war mir Armand Carrel, der geistreiche Redakteur des National, am interessantesten. Jetzt kommen ganze Schwärme von Engländern angezogen, und in unsern zehn großen Hotels ist kein Platz mehr zu finden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. September 1833.

— Es stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung.

Lenau.

Das Landhaus der Grofsmutter.

Eine Erzählung.

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

So hätte ich denn den Punkt erreicht, auf welchen mich mein Geschick seit ein paar Jahren sichtlich hinsteuerte, und mein Gemüth ist von so mannigfaltigen Eindrücken, von so vielseitigen Gedanken aufgeregt, ja wahrhaft durchtobt, daß ich diese außergewöhnliche Stimmung nicht anders loszuwerden weiß, als indem ich ihr, die Feder in der Hand, Worte gebe. Ohnehin begehrtest du bei unserem Zusammentreffen in Lübeck mit so angelegentlicher Miene Nachricht und getreue Mittheilung, daß ich schon um deßwillen nicht schweigen könnte, wäre es mir auch nicht erwünscht, meinen besten, meinen einzigen Freund und Vertrauten in die Tiefe meines innern und äußern Lebens blicken zu lassen, jezt, wo dasselbe aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wendepunkt steht.

Eine heitere Wintersonne leuchtete auf die schneebedeckte Erde herunter, ohne ihre Erstarrung lösen zu können, als ich auf meiner schlanken Liese den sanften Bergrücken hinan ritt, der mich, den Erkundigungen zufolge, von dem Landhause meiner Großmutter noch scheiden sollte. Die Straße wand sich zwischen hundertjährigen Buchen, Tannen, Fichten, die sorgsam von Unterholz gesäubert, majestätisch ihre beeisten Kronen in die kalte Luft empor streckten. Alles zeugte von verständiger Pflege, von Achtung gegen die Urahnen des Waldgeschlechtes. Eine milde Hand waltete hier, das sah man deutlich an den hoch und sauber gehaltenen Stämmen, an der wohlgewählten Lage neuer Pflanzungen; und du brauchst dich nur zu erinnern, daß das Forstwesen von jeher mein Lieblingsgeschäft war, daß ich ihm nur durch die Gewalt der Verhältnisse entrissen wurde, um es begreiflich zu finden, daß mich dieser Anblick freundlich stimmte und manches in den Hintergrund treten ließ, was die nächste Stunde hätte erschweren können.

Ich hatte die Höhe erreicht; ich war an den jenseitigen Abhang gelangt und vor mir, im reinlichen Schmucke des Winters, lag ein so zauberisches Gemälde, daß ich unwillkührlich den Zügel anzog, um es in seiner ganzen Schönheit in mich aufzunehmen. In der Mitte des länglichten Thales glänzt ein Wasserspiegel, nicht groß genug, um dem Auge den Anblick der jenseitigen Ufer zu entziehen, und doch von hinlänglicher Ausdehnung, um selbst dem verwöhnten Sinn dessen nicht als widrige Beschränkung zu erscheinen, der in der lezten Zeit seines Lebens des Meeres Unermeßlichkeit geschaut hat. Im Hintergrunde thürmen sich die Hochgebirge empor, die in diesem Augenblicke von den Strahlen der Sonne herrlich beleuchtet

wurden, und längs dem See, an den Bergabhängen, dem kleinen Flusse entlang, der seine Wellen dem tiefen Wasserbecken zuführt, stehen Dörfer, Landhäuser, Mühlen, Sägen, das reizende Reich des Menschen in seiner wohlgeordneten Thätigkeit. Mein Auge schweifte entzückt, aber unsicher umher. Ich hätte gerne errathen, in welcher dieser Wohnungen die nahe Verwandte hauste, an welche Pflicht und Schicksal mich gewiesen hatten; aber ich fand keinen sichern Haltpunkt. „Habe ich noch weit bis zu der Frau von Elmendingen?“ fragte ich einen Bauer, der auf seinem Schlitten Holz vorbei führte. Der Mann stand still, nahm seine Mütze freundlich grüßend ab und betrachtete mich ernsthaft vom Kopf bis zu den Füßen. „Zu der Großmama wollt Ihr, Herr?“ rief er mit froher Theilnahme. „Nun, so seyd Ihr gewiß der Großsohn, den man im Herrnhause erwartet. Das wird eine Freude werden bei der Alten und Jungfer Paulinen! Wollte es doch mit Zubereitungen kein Ende nehmen, und habe ich selbst noch vor ein paar Tagen Alles in Hof und Garten sauber aufputzen müssen. Kommt nur, kommt; die Großmama wohnt hier dicht unten am Berge, Ihr dürft nur meinem Schlitten sachte nachreiten.“ Niklas sezte sich wieder in Bewegung und Liese stieg behutsam auf dem schlüpfrigen Pfade hinter ihm her. Kaum hundert Schritte weiter, öffnete sich die Aussicht zur Linken, und es trat ein Gebäude hinter der Bergecke hervor, das mir von meinem Führer als meiner Großmutter Aufenthalt bezeichnet wurde. Wie aber soll ich dir nun den Anblick schildern, um dir einen wahren Begriff davon zu geben, um nicht durch übelgewählte Bilder der unnachahmlichen Harmonie desselben zu schaden? Denke dir eine Wohnung der Ruhe und des Friedens, gleich weit entfernt von städtischer Pracht, wie von ländlicher Geschmacklosigkeit, in Bauart, Einrichtung, Lage, Umgebung dazu auserlesen, dem lebensmüden Pilger vor seinem Heimgange noch den lezten schönsten Ruhepunkt zu gewähren, und du kannst den Eindruck fassen, den das Ganze auf jeden unverdorbenen Menschen machen muß. Durch die Stellung der Gebirge vor jedem rauhen Winde geschüzt, hatten die Anlagen um das Haus her schon einen Anstrich des Frühlings bekommen; mitten in einem kleinen, von drei Seiten abgeschlossenen Thalgrunde liegen die Gebäude, von denen aus der leicht abschüssige Boden gegen den See hin terrassirt ist. Die Vorderseite des Wohnhauses ist gegen diesen gerichtet und in den schönsten Verhältnissen aufgeführt. Nicht zu groß, um sich unheimisch darin zu fühlen, nicht so klein, daß man das Beängstigende des Zusammenschichtens befürchten müßte, bietet es mit seinen großen, hellen Fenstern, den Einfassungen von Immergrün, dem eleganten Portale, das an der Hinterseite zu einer offenen Halle führt, das Wohnliche, Heitere, das dem Fremdling so wohl thut. Nur wenige Schritte entfernt, doch so, daß das Wohnhaus in seiner ganzen Tiefe vor steht, sind die Wirthschaftsgebäude, Stallungen, Remisen, Holzbehälter und Gärtnerwohnung, Alles übereinstimmend, Alles schön und reinlich gehalten. Die Terrassen, die wahrscheinlich im Sommer mit Orangerie verziert sind, dehnen sich bis zum See, wo ein Schiff und Badehäuschen steht; nach hinten aber ziehen sich Wiesen, mit Bäumen bepflanzt, Gemüsegärten, Weinberge erst durch die Ebene, dann die Höhe hinauf, bis dahin, wo die Waldung beginnt, in deren Mitte auf der erhabensten Stelle des Umkreises ein Lusthaus gebaut ist, von welchem man nothwendig die ausgedehnteste Aussicht haben muß, während diese in der Wohnung selbst mit weiser Mäßigung beschränkt und dahin geleitet ist, wo die Seele bei stetem Genuß am wenigsten ermüdet wird.

Ich bekenne dir, daß ich einige Minuten in stummem Erstaunen stehen blieb. Diese Gebäude, diese Anlagen waren augenscheinlich neu und mußten von einem Geiste erdacht, von einem Sinne geleitet worden seyn, der mit dem Bilde nicht übereinstimmt, das mein Vater mir von Frau von Elmendingen entworfen hatte. Freilich hatte ich, du weißt es wohl, Kurt! viele Ursachen, meinem Vater zu mißtrauen, und in seinen Klagen über die Schwiegermutter, in seinen Verwünschungen ihres Geizes, ihrer Heuchelei, ihrer Falschheit, womit sie, nach seiner Aussage, sein häusliches Glück zu Grunde gerichtet hatte, nur die Folgen seiner eigenen Fehler zu sehen. Aber ich hatte meine Großmutter nur in meiner frühesten Kindheit und in einem Momente kennen gelernt, wo die leidenschaftlich aufgeregten Gemüther in großer Heftigkeit einander gegenüber standen und sich kein Raum zu den freundlicheren Familienverhältnissen fand. Mein Vater, wie sehr er auch gegen die Pflichten des Gatten und des Menschen gesündigt haben mag, hat mir, mir allein vielleicht auf der Erde, Liebe bewiesen, und mich daher nicht nur nachsichtiger gegen ihn selbst, sondern auch unduldsamer gegen alles gemacht, was sein Daseyn trüben konnte. Das Bild der schönen Frau, die mir freilich eine ungewöhnliche Liebe erzeigt, aber meinen kindischen Begriffen nach, dem Vater feindlich gegenüber gestanden hatte, und mir aus diesem Grunde sowohl, als weil ich ihre Gegenwart mit den verdoppelten Thränen meiner Mutter zusammenstellte, kein Vertrauen einzuflößen vermochte, lag hell vor meiner Erinnerung, als ich das Paradies betrachtete, das vor meinen Blicken ausgebreitet lag. Ich wußte, daß mein Vater einst hatte darben müssen, während die Mutter seiner Frau in allen Genüssen des Reichthums schwelgte; für mich und meine Erziehung war immer reichlich gesorgt worden, wie ich glauben mußte, durch meines Vaters Güte, der sich sein Leztes entzog, um es mir zuzuwenden: und als ich nach seinem Tode nach Makao berufen ward, um ein Erbtheil einzuziehen, von dem ich mir nie etwas hatte träumen

lassen, als ich damals unter seinen Papieren und Briefen mehreres fand, das seinen Charakter in räthselhaftem Lichte erscheinen ließ, ja sogar den Verdacht der ungeheuersten Undankbarkeit auf ihn laden konnte: da schämte ich mich, Licht auf Dinge fallen zu lassen, die mich des Glaubens an den einzigen Menschen berauben mußten, dem ich jemals angehört hatte. Das Vorurtheil gegen meine Großmutter war tief eingewurzelt, und wenn die Ahnungen wahr gewesen wären, welche mehrere Schriften unter des Vaters Verlassenschaft erregen wollten, so hätte sie gleichwohl eine der edelsten Frauen auf dem Erdboden seyn müssen. Schilt nicht, Kurt, daß ich mit einer Art von sträflichem Eigensinn der Wahrheit meine Augen verschloß; daß mir das Andenken an des Vaters Liebe zu theuer war, als daß ich dasselbe aufs Spiel setzen, als daß ich eine neue, erzwungene Anhänglichkeit gegen eine mir fast ganz Unbekannte dagegen austauschen mochte. Wie ich nach Europa zurückkam, weißt du, wie ich dich wiedersah, wie du geflissentlich — so schien es mir — das Verlangen in mir zu erregen suchtest, meine einzige nahe Verwandte kennen zu lernen, wie ihre Briefe voll ungekünstelter, herzlicher Liebe, ihre freundlichen Einladungen deine Ermahnungen unterstützten und ich mich endlich entschloß, das Land zu besuchen, in welchem ich geboren war. Du kannst mir nicht darüber grollen, daß auf der weiten Reise ein Zweifel nach dem andern wieder in mir aufstieg; daß ich die Thränen meiner Mutter wiedersah, die gewiß unglücklich gewesen war, wenn ich auch nicht wußte, durch wen; daß meines Vaters kummervolles Leben in trüben Bildern vor meiner Seele vorüberging und ich mit einer unangenehmen Empfindung an die Minute dachte, in der ich vor meine Großmutter treten würde. Mein nächster Brief soll dir melden, wie sich meine bangen Ahnungen gelöst haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Einst saß ich in einer Loge des Parktheaters, welches das schönste und von der großen Welt vorzugsweise besuchte ist. Da trat ein Herr ein und sezte sich neben mich. Während der Vorstellung legte er seine Füße auf die Brustlehne, und endlich zog er gar die Schuhe aus und stemmte die Füße vorne auf; es mochte ihm zu warm seyn. Ein fataler Geruch zwang mich, den Kopf auf die entgegengesezte Seite zu wenden und den Hals so weit als möglich zur Loge hinauszustrecken; so blickte ich denn gezwungen in die nächste Loge. Hier saß eine Dame und zwei Herrn; der eine unterhielt sich mit der Dame ganz artig; das verdroß den andern; es begann ein kurzer Wortwechsel und der ärgerliche Herr schlug dem artigen Herrn mit der Faust den Hut vom Kopfe; dieß ist überhaupt die Art und Weise, einen Streit anzufangen. Da rief ein Elegant, der im Parterre mit dem Gesichte gegen die Gallerie gerichtet lag: „stört das Spiel nicht! hort euch draußen!" Alsbald trat ein Konstabel in die Loge und führte beide Herrn sammt der ganz unschuldigen, höchst betroffenen Dame hinaus. So ist die Theaterordnung, und dergleichen Streite sind Ton unter den hiesigen Fashionables. Glücklicherweise war der Vorfall meinem dicken Nachbar zur Rechten nicht entgangen, er schlüpfte schnell in seine Schuhe und eilte keuchend den Streitenden nach, um den Vorkampf auf der Gasse anzusehen.

Die Theater sind Privateigenthum; sie werden an Unternehmer sehr theuer verpachtet und eben nicht sehr stark besucht. Wie besteht aber der Unternehmer dabei? So gut er kann, mit Prozessen vollauf; er engagirt Schauspieler um jeden Preis, das gilt ihm gleichviel, am Gagetage zahlt er doch, was er will; den Ausfall deckt eine Note über Schadenersatz wegen Versäumniß. Das ist so gäng und gäbe und unterliegt keiner Schwierigkeit. Der Schauspieler lebt vom Beifall, ein hoher Kontrakt ist der Beweis desselben, macht Kredit und befriedigt die Eitelkeit, das Uebrige findet sich. Engagements mit Fremden sind etwas umständlicher. Vorigen Winter kam eine italienische Sängergesellschaft nach Newyork. Man bewilligte ihr die tägliche Einnahme über sechshundert Dollars, welche sich der Unternehmer vorbehielt. Sie sangen sechs Wochen und zogen wieder hin in Frieden, ohne einen Liard gesehen zu haben. Einer Seiltänzergesellschaft ging es noch schlimmer: die wurde gar, wegen der Zeche im Wirthshause, um ihre Garderobe und Kunstrequisiten gepfändet. Vor einigen Jahren wurde der berühmte Tänzer Vestris sammt Gattin von Paris auf ein Jahr engagirt. Der Kontrakt war dahin abgeschlossen, daß der Theaterunternehmer die Reise- und Ueberfahrtskosten hin und her tragen und zwanzigtausend Dollars bezahlen sollte; dagegen mußten Monsieur und Madame Vestris sich verbindlich machen, eine gewisse Anzahl Vorstellungen zu geben, theils zu Newyork, theils zu Philadelphia, Boston und einigen andern Städten, insbesondere aber in Newyork zu der Zeit auf dem Theater zu tanzen, wo der neugewählte Präsident Jackson diese Stadt besuchen würde. Als die Familie Vestris ankam und einigemal getanzt hatte, wurde sie auf zwölf Vorstellungen an den Theaterunternehmer von Philadelphia verkauft, dann einem andern, einem dritten, und so wurde mit ihr weiter spekulirt. Dawider war nichts einzuwenden; unterdessen kam der Präsident nach Newyork, und Vestris eilte sogleich auch dahin und that seine Ankunft dem Unternehmer zu wissen. Wer keine

Aufforderung zum Tanzen erhielt, war Vestris. Der Präsident reiste wieder ab, das Jahr des Kontraktes war herum und Vestris verlangte sein Geld. Diese Forderung erwiderte der Unternehmer mit einer von zwei-und-zwanzig-tausend Dollars als Schadenersatz; der Schaden sollte daraus erwachsen seyn, daß Vestris zur Zeit der Anwesenheit des Präsidenten nicht getanzt habe. Nun konnte aber doch Vestris nicht ohne alle Vorkehrung oder gar ungerufen in einer Tragödie oder sonstigen dramatischen Vorstellung tanzend auftreten. Gleichviel, er wurde zum Bezahlen verurtheilt, weil der Kontrakt seinerseits nicht buchstäblich erfüllt war; so präzis, so weise, so unpartheiisch sind die Gesetze. So hatte denn Vestris in Amerika umsonst getanzt und schäzte sich noch glücklich, auf einem kleinen Nachen nächtlicher Weile mit Frau und Kind zu entkommen und die hohe See zu gewinnen, wo ein Schiff verabredeterweise lavirte, um ihn auf- und mit nach Frankreich zu nehmen; denn schon lief der Konstabel herum, ihn zu suchen und zu arretiren.

Von diesem Beispiele nicht abgeschreckt, ließ sich gleich darauf ein anderer vorzüglicher französischer Balletttänzer, Monsieur Achille, sammt Frau engagiren. Er meinte, er wolle seinen Kontrakt recht klug machen und kein Jota vergessen, zudem zog er den früher von uns erwähnten großen Advokaten Holley zu Rathe; doch wer kann sich rühmen, an Alles zu denken? Als das Engagement zu Ende ging, fing die Musik an, durchaus schlecht zu werden, gut war sie nie, allein nun spielte sie falsch, verlor den Takt oft plötzlich, stimmte nicht zusammen; die Bühne war nicht gefegt, ja sogar mit allerlei Unrath bestreut; es war unmöglich zu tanzen. Vergebens machte Achille alle möglichen Vorstellungen, der Unternehmer blieb taub und das Publikum lachte. Da erklärte Achille, wenn dem nicht abgeholfen werde, so könne er nicht mehr tanzen. „Können Sie nicht tanzen, so kann ich nicht zahlen," war die Antwort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, August.

Eine Volksversammlung.

Wenn sich in England hunderttausend Menschen versammeln, um eine Adresse an das Parlament zu redigiren, deren Unterschriften auf einem Wagen gefahren werden müssen, wenn Demagogen wie O'Connell die Massen bearbeiten, so ist das ohne Zweifel ein imposanteres Schauspiel, als wenn viertausend Schweizer bei'm Schwanenwirth mit ihrem Patriotismus erscheinen und allda ein Sekretarius oder Archivarius das Wort führt. Nichtsdestoweniger hat die Sache, und zumal jezt, wo die Leute allesammt dem Gängelband entlaufen, ihr Wissenswürdiges. Viele Gemälde machen sich en miniature pikanter, als in Lebensgröße, und die kleinen griechischen Republiken haben eine interessantere Geschichte, als die große römische, worin eben auch nur Menschen von 5½ Fuß als Helden auftreten konnten.

Die Schweiz feiert ein Regenerationsfest auf den alten Schlachtfeldern. Ohne daß sich's ein Mensch versah, erhob sie sich im verrosteten kriegerischen Enthusiasmus, die eine Hälfte gegen die andere, die Wissenschaft, die Kunst, die Aufklärung, die neue Zeit gegen die Bigotterie, die Herrschsucht, die Vorurtheile, die Ignoranz, die alte Zeit. Das ist eine Revolution. Als ich heute früh hörte, der Züricher Bezirksverein werde sich diesen Nachmittag im Dorfe Oberstraß versammeln, um große Dinge zu beschließen, beschloß ich meinerseits, ebenfalls der Beschließung beizuwohnen und, falls es nicht anders gehe, mitzubeschließen, und wenn es den Umsturz der Weltordnung gelte. So groß ist die Neugier. Gleich nach dem Mittagessen betrachtete ich den Himmel mit betrübten Augen, denn er hing voll Wolken und es begann zu regnen. Ich borgte mir daher vom Wirth einen Schirm und ritt fürbaß den Berg hinan, dahinter Winterthur und der Greifensee liegen. Der Wirth vom Schaffhauser Wasserfall, welcher nebst dem neuen Schwyzer Tagsatzungsgesandten mit uns dinirt hatte, leistete mir als einer der Vorsteher des Vereins dortiger Gegend Gesellschaft, so daß ich also nicht ganz wie ein Unwissender im Wirthshause zum Bäumchen ankam, vor dessen Hallen die Union statt haben sollte. Der Wind legte sich unterdeß auch in's Mittel und es hörte auf zu regnen, während ohngefähr zweitausend grüne, gelbe, rothe und blaue Schirme Anger und Wiesen deckten — ein lustiger Anblick. Die Hälfte ohngefähr, bestehend aus robusten, männlichen Wesen von Stadt und Dorf, zeigte sehr sonnenverbrannte Gesichter und ernsthafte Physiognomien. Ihre Röcke entsprachen ihrem Gemüthszustande, waren aber sämmtlich sauber und sonntäglich, ja mitunter elegant. Fast hätte ich geglaubt, es seyen Patrizier, Aristokraten darunter, da ich mich entsann, daß bei den französischen Volksbewegungen gewöhnlich nur schmutzige Hemden und viele zerrissene Hosen auftreten, weßhalb sie republikanisch genannt werden; allein ich irrte mich. Bis auf ein Dutzend verwitwete Weiber und mich war die Gesellschaft rein demokratisch. Es versteht sich, daß bei einem Volksverein ein großes, gutes Wirthshaus ein nothwendiges Erforderniß ist. Das zu Oberstraß befindliche, schon genannte verdient daher eine ehrenvolle Erwähnung; denn nicht nur hat das Gebäude vier Etagen und über zwanzig Zimmer, nebst einem Schoppen, einigen Gartenlauben und Ställen zur Unterkunft für die Patrioten, sondern auch eine bequeme, schöne Lage und prompte Aufwärterinnen. Unterdeß einige Tausend Menschen auf der Versammlungsplaine campirten, tranken und verielben in den Schenkzimmern andere Tausende, die Gentlemens des Vereins. Mit jeder Etage stieg diese Nobilität, bis man zulezt in den Dachstuben sich befand, wo die Stimmführer, Sekretarien und einige Fremde, worunter auch ich, sich befanden und Kaffee tranken. Im zweiten Stock wurde Wein, im ersten Bier, Schnaps und Birnmost, par terre Wasser oder nichts genossen. Es kam nun zu den Verhandlungen, die Punkt drei Uhr ihren Anfang nahmen. Dabei war die erste Frage, wo ich mich aufstellen sollte, damit Augen und Ohren nichts entgehe? Es war wirklich eine Kunst, da das Haus wie ein Bienenstock durchsummt und angerwärts und seewärts dergestalt mit Menschen belagert war, daß auf je zwei Quadratfuß drei Köpfe gezählt werden konnten. Zwei hohe Schlafstubenfenster der Mädchen waren allein noch unbesezt, die mußten also erstanden werden. Ein Schotte und ich fanden uns mit der Aufwärterin ab — die Tagsatzung hat alle Welt Nachgiebigkeit gelehrt — und so hatten wir das seltene Glück, vertikal über der Tribüne placirt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. September 1833.

Nirgends wird das Recht greller verletzt, als da, wo das Gesetz mit eiserner Strenge waltet, und gerade unter der Herrschaft der öffentlichen Zucht schleichen im Verborgenen die gröbsten Laster.

Montesquieu.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Zwischen Achille und dem Unternehmer entspann sich über dieser Antwort ein Wortwechsel, wobei man den warmblütigen Franzosen in Eifer und Zorn brachte; sogleich standen zwanzig Zeugen bereit, die beleidigende Reden gehört haben wollten, und nun wurde ihm ein Injurienprozeß an den Hals gehängt, während dessen er noch immer auf dem schmutzigen, schlüpfrigen Boden tanzen und sich dem Gelächter Preis geben sollte. Dieß verweigerte er durchaus, und nun wurde er auch wegen eines ungeheuern Schadenersatzes belangt. Er verlor den Prozeß, verweigerte die Zahlung und wurde eingesperrt. Da nahm seine Frau das Geld, das sie mühsam in Europa für ihre drei Kinder gespart hatten, ging zum Unternehmer, mit ihm zu unterhandeln, und erhielt endlich für zweitausend Dollars die Freiheit ihres Gatten. Die beiden Eltern Achilles leben zu Paris nur von der Unterstützung ihres wackern Sohnes. Diese Gaben unterbrechen zu müssen, schmerzte ihn tief. Das kann aber ein Amerikaner nimmermehr begreifen.

Es gibt doch kein eitleres Volk, als die Amerikaner; nur um die Nationaleitelkeit zu befriedigen, müssen die Theaterunternehmer berühmte fremde Künstler engagiren, wobei freilich die Gefahr allzu großer Unkosten durch eine weise Gesetzgebung höchst patriotisch beseitigt wird. An der Kunst, am Talent selbst ist dem hiesigen Publikum wenig gelegen. Das elende Orchester verderbt die schönste Oper, der beste Sänger wird kaum gehört vor der Unruhe, dem ewigen Herumklettern und Gepolter auf den Bänken im Parterre und dem unaufhörlichen Spritzen des Tabaksaftes; auf Ballettänzer sehen die von der Bühne meist abgewendet ruhenden Zuschauer gar nicht. Und dennoch fand man es anstößig und der Reinheit der republikanischen Sitten zuwider, daß die französischen Tänzerinnen in Röckchen erschienen, die nur zwei Handbreit über die Knie herunter reichten, und darunter Trikotbeinkleider trugen; ja, wer wird es glauben? die Tagesblätter schlugen Lärm und erklärten ohne weiteres den Staat in Gefahr, in seiner Basis erschüttert. Madame Vestris, Madame Achille mußten sich bequemen, in langen Kleidern, die wenigstens bis zum Knöchel reichten, zu erscheinen, und darunter weiße, recht weite türkische Pumphosen zu tragen. Einer solchen Metamorphose bedurfte es, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, nur auf diese Art wurden die Damen geduldet, und ihr erstes Auftreten im französischen Balletkostüm hatte allgemeine Indignation erregt.

Dieses Decorum, solch strengen äußern Anstand beobachtet man auch durchgängig im häuslichen Kreise.

Der Bau und die innere Eintheilung des Hauses gewährt dem amerikanischen Ehemann so viel Beruhigung, als dem eifersüchtigen Spanier ein halbes Dutzend Duennen. Nie kommt ein Mann mit den weiblichen Bewohnern eines Hauses anderswo zusammen, als in dem Jedermann stets offenen Parlour, den man gewöhnlich von der Straße aus ganz übersehen kann; nie spricht man mit der Frau vom Haus allein. Bekommt sie Besuch, so sezt sich gewöhnlich auch ihre Gehülfin, auf deutsch die Magd, dazu und nimmt Antheil am Gespräch. Diese Gehülfin sezt auch wohl den Hut ihrer Frau auf, hängt ihren Shawl um und geht damit Sonntags spazieren. Wer sich diesen Vertraulichkeiten nicht unterziehen will, muß sich durch Neger oder Farbige bedienen lassen. Fügt es sich, daß ein Amerikaner im großen Orden aufgenommen wird, was denn troz dem zuweilen vorkommt, so weiß er sich in sein Schicksal zu finden. Er trägt die unsichtbare Dekoration mit wahrer französischer Leichtigkeit, und schlägt sich's aus dem Sinn, damit die Handelsoperationen nicht darunter leiden.

Daß überhaupt der Schluß von diesem äußern Anstand auf Sittenreinheit ein gewagter wäre, beweist unter andern die in der weiten Welt einzige Gilde der Schlingensänger, die sich besonders im Winter 1829 zu Neuyork und Philadelphia durch ihre grenzenlose Dreistigkeit auszeichneten. Die Zeitungen jenes Jahrganges sind voll von Warnungen und Erzählungen von Bubenstücken der Art, die mit unglaublicher Frechheit ausgeführt wurden; oft werden selbst die unglücklichen Opfer mit Namen genannt, ja zuweilen sogar die Fälle von diesen selbst erzählt. Frauen und Mädchen, die, umgeben von Verwandten und Freunden, von einem Spaziergange oder Besuche in der Dämmerung nach Hause gingen, fühlten sich auf einmal von einer Schlinge um den Hals ergriffen, der Sprache beraubt, mit Blitzesschnelle ihrer Begleitung entrissen; sie waren ohne Spur verschwunden. Nach drei, vier, acht Tagen fand sich die Geraubte wieder bei ihrer Familie ein, ohne je das Haus, wenn gleich ungefähr die Gegend der Stadt angeben zu können, wo sie gefangen gehalten worden. In der Regel wurden sie nicht hart behandelt, sie waren gut und reinlich bedient, waren meist nur mit verlarvten Negern umgeben, mit seidenen Stricken gefesselt, und wurden, wie gesagt, nach einigen Tagen wieder in Freiheit gesezt. Diese Fangart schreibt sich von den Straßenräubern her, die im Mexikanischen auf diese Art ihr Wesen treiben. Nur ein Beispiel ist in Neuyork bekannt, daß eine junge Lady das Haus anzugeben wußte, in das sie in so schändlicher Absicht geschleppt worden. Ihr Vater, ein Schiffskapitän, war eben auf Reisen, als das Unglück vorfiel. Bei seiner Zurückkunft vertraute sie ihm Alles an; sogleich beschloß der Vater, eine denkwürdige Rache zu nehmen. Die Mannschaft einiger andern Schiffe, ganz verschiedener Nationen, schloß sich der seinigen an, und so marschirte der Trupp, mit Aexten, Beilen und Brechstangen bewaffnet, am hellen Tage auf das Schandhaus los. Die Zugänge in die Gasse ließ der Kapitän sperren und bewachen, und nun stürmte er das Haus. Die Thüren waren geschlossen und verrammelt; aber weitern Widerstand fand man nicht, das Haus war leer, sämmtliche Bewohner hatten sich geflüchtet; der Kapitän ließ nun das ganze Haus bis auf den Grund niederreißen, ohne daß Jemand Einsprache gethan hätte, und zog dann ruhig wieder ab. Der Schutt liegt noch heute unberührt da und wird es wohl bleiben, bis die Erben des schändlichen Eigenthümers den Bauplatz werden ansprechen können.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Mein ehrlicher Begleiter mochte weder mein Stillschweigen, noch die Empfindungen begreifen, die sich ohne Zweifel in meinen Zügen ausdrückten. Er schob die Mütze ein Bischen hinweg, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich meine, wenn die Großmama so lange schon auf mich gewartet hätte, wie auf Euch, junger Herr, ich wollte schneller den Berg hinunter gestiegen seyn. Indessen Ihr da steht und Gott weiß was für Gedanken habt, hat die gute Alte vielleicht manches mal nach allen Richtungen hin geschaut, hoffend, Euch zu erblicken. Nun, Ihr könnt den Weg jezt ohne mich finden, gehabt Euch wohl!" Mehr, um nicht die gute Meinung des Burschen vollends einzubüßen, als aus eigenem Antrieb, gab ich meinem Pferde die Freiheit, ihm zu folgen. Der Rest des Abhangs wurde schnell zurückgelegt, und Niklas schien sich wieder mit mir versöhnt zu haben, denn bei dem Stallgebäude angekommen, ließ er seinen Schlitten stehen und verschwand eilends durch eine Thüre, worauf ein Stallknecht hervortrat und mir mit höflicher Geberde das Pferd abnahm. Auch Niklas kam wieder zurück, bot mir nach Art der Schweizer die Hand, die er kräftig schüttelte, und nahm dann geschäftig die Zugriemen seines Schlittens wieder auf die Schultern. Ich aber schritt langsam dem Wohnhause zu, und, ich schäme mich nicht, es dir zu gestehen, mit jeder Sekunde fühlte ich mein Herz stärker und schmerzlicher schlagen, ja es fiel mich eine bittere Reue an, daß ich deinem Rathe, daß ich meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt und ein Verhältniß aufgesucht hatte, das so leicht feindlich in mein Geschick eingreifen konnte.

Es trat mir unter der Vorhalle eine weibliche Figur entgegen. Bei meiner Befangenheit glaubte ich meine Cousine zu erblicken, und mein Auge forschte schon nach den Eigenthümlichkeiten, die meine Abneigung gegen sie rechtfertigen konnten, als Stellung und Anrede mich überzeugten, daß ich eine untergeordnete Person vor mir habe. Ich fragte nach Frau von Elmendingen. Ich konnte mich nicht entschließen, den Namen Großmutter auszusprechen. Das Mädchen führte mich mit anständiger Höflichkeit durch die weite, helle Hausflur, aber statt die wohlgebaute Treppe hinan zu gehen, stieg sie einige Stufen hinunter, und sich anständig verneigend, zeigte sie mit der Hand auf eine Thüre. Ich konnte mich, Gott verzeihe mir's, des närrischen Gedankens nicht erwehren, meine Großmutter habe meine Ankunft vernommen und wolle mich, gleichviel aus welcher Ursache, in ihrem Burgverließe empfangen. Die zögernde Hand ergriff den Drücker, unhörbar ging die Thüre auf und — es ist unmöglich, dir ein Bild meiner Ueberraschung und dieses Anblicks mit den dürftigen Zügen meiner Feder zu geben. Vor mir, über mir, neben mir grünte, blühte und wehte der Frühling einer schönern Zone. Aus der kalten Winterluft, aus dem starren Bilde des Nordens fühlte ich mich plötzlich in eine andere Hemisphäre entrückt. Mich umfing eine balsamische, milde Luft, Düfte der Tropenwelt und auch ihre Klänge; denn zwischen Gebüschen und Blumen zwitscherten, jubelten Solo- und Chorsänger, die ich in der Verwirrung meiner Ideen leicht für Bewohner eines andern Welttheils hätte halten können. Ich befand mich in einem großen Treibhause, das war gewiß, und meine Bezauberung ging nicht so weit, daß ich daran gezweifelt hätte; allein das ganz Unerwartete der Sache und das Magische, das die außerordentliche Schönheit der Pflanzen, wie das Geschmackvolle der Anordnung ihr liehen, betäubte meine Sinne und ließ mich momentan alles vergessen, was in den lezten Augenblicken so unangenehm auf mich eingewirkt hatte. Das Gewächshaus läuft unter einem großen Theile des Hauses hin und bietet für eine Privatanstalt einen ungeheuern Raum, in welchem alle Wände und ein Theil der vielen Fenstervertiefungen mit Pflanzen angefüllt sind, deren größte Zahl sich aber auf einzelnen Tischen in hübschen Formen aufgestellt findet und so das Zimmer in kleinere, trauliche Räume abtheilt. Vor einigen Fenstern hingen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, grüne Rouleaus, und wo irgend ein leeres Plätzchen sich befand, hing oder stand ein Käficht.

Sieh mich in diesem reizenden Aufenthalte stehen, lauschen, mich wundern, nach der ersten Ueberraschung nicht wissen, ob ich vorwärts gehen soll oder nicht, endlich einen Fuß um den andern behutsam weiter setzen, und durch die Irrgänge, welche die verschiedenen Gruppen bilden, endlich zu einem Standpunkte gelangen, wo neues Erstaunen meiner wartet. Zwischen zwei herrlichen Kallapflanzen, die ihre großen, weißen Kelche wunderbar schön entfaltet hatten, von den feinsten Arten blühender Geranienstöcke umgeben, ruhte auf einem Sopha das schönste Bild einer alten Frau, das ich jemals gesehen hatte. Ein dunkles, faltenreiches Gewand umhüllte die feine, zarte Gestalt, deren einstige Schönheit man jezt noch beurtheilen konnte. Zwei weiße, wohlgeformte Hände lagen ineinander gefaltet über der Brust, die sich in sanften Athemzügen bewegte. Der Kopf war hintenüber auf ein Polster gesunken, eine schneeweiße Haube, mit dicht gefalteten Spitzen besezt, schloß sich eng um das weiße, edle Gesicht, von keinem Lockengebäude entstellt, das ganz alten Frauen so übel steht, und die in ruhigem Schlummer geschlossenen Augen gaben der ganzen Erscheinung einen noch anziehendern Reiz. Um das Gemälde zu vollenden, das mir Herz und Phantasie bestach, saß neben der Schlafenden, in aufmerksamer, hoch aufgerichteter Stellung, ein großer, weißer Windhund der edelsten Race, dessen gleichen ich nur in England gesehen habe. Er bemerkte mich und sein Blick ruhte fest auf mir, ohne daß er einen störenden Laut von sich gegeben hätte; nur seine linke Vorderpfote legte sich, wie schützend, auf das Kleid der Gebieterin. Dicht über ihm saß auf einem blühenden Lorbeerbaume ein Fremdling aus Brasiliens südlichstem Gebiet, einer der kleinen, grünen Papageien, die so niedlich und so gelehrig sind. Auch ihm war ich ein Gegenstand ängstlicher Aufmerksamkeit. Er drehte den schönen Hals hin und her, beguckte mich von allen Seiten, und sichtlich war es nur seine Wohlgezogenheit, die den kreischenden Laut seiner Kehle zurückhielt. Dagegen schien er die Wachsamkeit seines Gefährten anregen zu wollen, denn mit außerordentlicher Behendigkeit stieg er an dem Stamme auf und ab und gab jedesmal, wenn er in den Bereich des Hundes kam, ihm mit seinem Schnabel einen leichten Hieb, worauf dieser mit einem beruhigenden Ausblick seiner treuen Augen antwortete.

Ich stand nun ganz nahe vor der anziehenden Gruppe; ich stand dicht vor der Frau, deren Anblick ich gescheut hatte und deren Persönlichkeit und Umgebung mich jezt mit unwiderstehlicher, ich möchte sagen instinktartiger Gewalt ergriff. Was zwischen ihr und mir lag, schwand in diesem Augenblicke, wie ein leichter Nebeldunst vor den Strahlen der Sonne zerfließt. Es regte sich in meinem Herzen eine Empfindung, sehnsüchtig und liebevoll, wie ich sie seit den Tagen meiner frühesten Kindheit nie mehr gefühlt hatte. Ich fand mich auf einmal so verlassen und einsam in der Welt; meine männliche Entschlossenheit, die Kraft, mit welcher ich bis jezt mein vereinzeltes Daseyn getragen und geleitet hatte, zerfloß vor den Erinnerungen an meine Mutter, an deren liebendem

Herzen ich nur so wenige Jahre meines Lebens geruht hatte, und unaussprechliche Regungen, ein schmerzliches Heimweh nach Verlorenem, ein weiches Verlangen, Aehnliches wiederzufinden, mich anzuschmiegen an eine Menschenbrust in vertrauender Liebe, durchdrang mit unwiderstehlicher Gewalt alle Fibern meines Wesens. Ich meinte, die Mutter lächeln und winken zu sehen; ich sank neben der Ottomane auf ein Knie, mein Kopf beugte sich zu der Schlafenden hin, und mein Mund berührte leise den Arm, in dessen Umfassung ich mich vor allen Stürmen dieser Welt hätte flüchten mögen. Der treue Wächter neben mir mochte nach dem durchdringenden Instinkt dieser Thiere es fühlen, daß meine Gegenwart der Herrin keine Gefahr drohe; er legte sanft liebkosend seinen Kopf auf meine Schulter, und als der Vogel diese Annäherung sah, konnte er der Begierde nicht widerstehen, ebenfalls dabei zu glänzen; er sprang auf Ali's Haupt und rief mit durchdringender Stimme: „je suis Cacao, le joli Cacao!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abschiedsstunde.

Oft denk' ich an des Abschieds Stunde:
Der Himmel war für uns verhängt,
Tief innen blutete die Wunde,
Wir saßen, Herz an Herz gedrängt.

Noch wollten wir uns Alles sagen,
Die Sprache war so todt, so arm,
Die wir in unsers Glückes Tagen
Mitfühlend oft genannt und warm.

Dein süßes Bild mir einzuprägen,
Fest heftet' ich den Blick auf dich;
Doch als dein Aug' ihm kam entgegen,
Verdunkelte das meine sich.

So war für uns in Eine Stunde
Der langen Zukunft Weh gepreßt;
Ich saugte mit begier'gem Munde
Mich an dem bittern Kelche fest.

Und nun — warum ruf' in der Ferne
Von so viel Stunden, reich an Glück,
Ich vor die Seele stets so gerne
Gerad' die bitterste zurück?

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, August.

(Beschluß.)

Eine Volksversammlung.

Die Tribüne war ein von Brettern erbauter Nothstall, worauf kurz vor Erscheinen der hohen Vorsteher Tisch und Stühle und Schreibzeug gepflanzt worden. Wie ein Fels ragte derselbe aus dem Meer der Köpfe, die mit Mützen, Filz- und Strohhüten aller Farben bedeckt waren. Ein sauber gekleideter Herr mit einer grünen Brille hob an zu sprechen: „Eidgenossen, freie Männer!“ — „Hut ab, ihr Schlingel!“ rief unterbrechend eine Stimme aus dem Hintergrund einigen Strohhäuptern zu; schon bei'm Auftreten des Sprechers hatte sich die Versammlung meist ehrerbietig entblößt. Er fuhr fort: „Wir haben euch in Auftrag des Centralcomités zusammenberufen, welches am nächsten fünf-und-zwanzigsten die Gesammtstimme des Schweizervolkes in Zürich vor die Ohren der Tagsatzung bringen, und Behufs dessen von allen Kantons- und Bezirksvereinen durch Deputirte den Ausspruch ihres Willens und ihrer Wünsche entgegen nehmen will. Die oberste Landesbehörde hat viel gethan und die Nation hat ihr dazu starke Hand geliehen; sie muß aber noch mehr thun, sie muß schnell das Beschlossene vollziehen und, da wir einmal nirgends mehr von der alten neuen Bundesurkunde wissen wollen, auf dem volksthümlichen Weg einen Verfassungsrath ernennen und sofort durch diesen die politische und geistige Regeneration der Schweiz in's Leben treten lassen. Ihr habt euch darüber auszusprechen und zugleich zu erklären, ob ihr Einsetzung eines Kriegsgerichts und Bestrafung der Landfriedensstörer, ferner, ob ihr verlangt, daß fortan kein Gesandter der Sarner verrätherischen Konferenz an der Tagsatzung erscheine oder irgendwo Sitz und Stimme habe. Wir sind beauftragt, dem Centralcomité umständlich eure Meinung zu hinterbringen, und fordern daher Jeden auf, der Lust hat, sich beifällig oder mißfällig auszusprechen.“ Ich glaube, dieß war ohngefähr die Quintessenz der Rede und auch die der Adresse. Leztere fing nur noch wie eine Rossinische Oper mit ein paar Donnerschlägen an: „Mord und Tod oder Dolch und Schwerdt,“ ich weiß es nicht mehr, und endigte mit einem: „Gott grüß euch, ihr Herrn der Tagsatzung.“ Mit Unterschriften wird nicht lange die Zeit verschwendet, wie in Britannia; die Vorsteher zählen für den Haufen und der Haufen schreibt, indem er die Hand aufhebt. So z. B. sagte der Sprecher: „Es ist im Vorschlag, über das Schicksal Abybergs, des Schwyzerischen Obersten und Hochverräthers, abzusprechen. Wer dafür ist, daß er sterbe, hebe die Hand auf. Majorität: pro. Er stirbt.“ Glücklicherweise vorläufig blos in der Adresse, die in der Kantonsregierung, wie in der Tagsatzung ihre Richter findet; im Allgemeinen wird aber viel nachgegeben. Es hat Niemand in der Versammlung das Wort begehrt, einen neugemachten Zunftrichter ausgenommen, der darauf antrug, der Tagsatzung für ihre Energie zu danken; deßhalb nahm der Vorstand an, die Masse sey mit ihm einverstanden, und schrieb dieß in sein Protokoll. Um vier Uhr wurde geschlossen und Jedermann eingeladen, im Sekretariat seine Stimme für Ernennung der Kommissarien zum Centralcomité abzugeben. Es versteht sich, daß der Verein die Hände so oft ausstreckte, als der Vorleser oder Sprecher es verlangte. Ich will annehmen, sein Antrag sey im Allgemeinen zu billigen gewesen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß derselbe häufig der Redaktion, der Korrektion bedurfte. So weit sind aber die Schweizer, troz aller Freiheit zu drucken und zu sprechen, noch nicht gekommen, daß sie über die ihnen vorgelegten Objekte diskutiren, um nicht die rohen Schlacken mit dem Metall abzuliefern. Die Behörde muß schmelzen und gießen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. September 1833.

Verdammen mögen hier und da der Kunst gestrenge Richter mich,
Doch wer verliebt ist und berauscht, der hält für einen Dichter mich.

Platen.

Gaselen.

Alles schickt sich.

Zum Küssen, Liebchen, ist dein Mund stets meinem Munde bequem;
Zum Küssen ist mir jeder Tag und jede Stunde bequem.
Wenn ich von dir getrennt muß seyn, bin ich dir doch nicht fern;
Denn mein Gedanke macht den Weg in einer Sekunde bequem.
Ich hab' dir vieles mitgebracht, ich habe schwer gepackt,
Denn wenn's für dich ist, trag' ich leicht auch viele Pfunde bequem.
Doch ward mir heiß; o suche mir Erdbeeren im Gebüsch,
Es fällt herab des Mondes Licht zu solchem Funde bequem.
Wie ist der grüne dunkle Wald, dieß abgelegne Haus,
Wie ist die heil'ge Einsamkeit der Liebe Bunde bequem!
Da lag ich träumend oft im Moos mit unbedeckter Brust,
Sie schien dem list'gen Gotte wohl zu einer Wunde bequem;
Das süße Gift durchglühet mich; o kühle meine Glut!
Ich leg' in deinen Schooß mein Haupt, daß ich gesunde bequem.
Und jezt möcht' ich dich fesseln auch mit einem festen Band:
Ist deinem Finger dieser Ring, der goldne runde bequem?
O welch ein traulicher Verkehr! welch wonnevoller Tausch!
Mir ist der Lippen Rosenmarkt und dir der Kunde bequem.

Der Jäger.

Erjagen möcht' ich deines Herzens Reh!
Wer A gesagt, der muß auch sagen B.
Ich sah dich Einmal, drum begreifst du wohl,
Daß ich jezt stets auf deiner Färthe geh'.
Zu finden glaubt' ich einmal eine Spur
Im frischgefallnen, glänzend weißen Schnee;
Von Sehnsucht angespornt, verfolgt' ich sie —
Vom Schimmer thun mir noch die Augen weh!
Und ach zulezt, o Mißgeschick! verlor
Sie sich an einem tiefen tiefen See.
Und Schaden lief ich gar ein andermal,
Als durch ein schönes Feld ich sprang von Klee,
Und, rohen Hummen gleich, Vernichtung trug
In eine Pflanzung von noch zartem Thee.
O daß mir doch das zarte scheue Wild
Gebunden brächte eine milde Fee!
Sonst muß ich selbst, zum Schatten abgehezt,
Hinuntersteigen zur Persephone.

Bitte um Pardon.

Ich weiß, Gefangenschaft und Hiebe
Gedacht als Strafe sind dem Diebe;
Doch, falls die Macht der Zärtlichkeit,
Der Sporn der ungestümmen Liebe

Mich in dein duftiges Gemach,
Mein vielgeliebtes Mädchen! triebe,
Wenn ich ein Band, das dich geschmückt,
Bebend' dann in die Tasche schiebe:
Wer ist so grausam, daß er mich
Gleich in die Gaunerliste schriebe,
Und mich in Ketten legen ließ',
An welchen wund die Haut sich riebe?
Du sichte meine Missethat
Nicht mit dem allerfeinsten Siebe,
Darinnen mehr von meiner Schuld,
Als nur ein einzig Körnchen bliebe!

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Eine Bewegung meiner Großmutter zog mich aus dieser Lage, die zu romantisch ist, als daß du sie wohl deinem prosaischen Freunde zugetraut hättest. Ich hob die Augen empor; die ihrigen hatten sich geöffnet und starrten mich an, aber nur die Sekunde lang, in welcher der Mensch vom Schlafen zum Wachen übergeht. Dann verklärten sich ihre Züge zu einem Engelslächeln; ihr Kopf, ihre Gestalt hob sich in jugendlicher Kraft empor, ihre Arme umschlangen mich fest, innig, als sollte nur der Tod sie von mir scheiden, den Augenblick nachher ließ sie mich los, schaute mich wieder an, und jezt traten zwei große Thränen aus den entzückten Augen hervor und rollten langsam über die ehrwürdigen Wangen herunter. „Meine Marie! meine Marie!“ rief sie mit sanfter Stimme, indem ihre Blicke sich zum Himmel wandten; „sieh, jezt ist er in meinen Armen, der Liebling Deiner Seele und der meinige! Deine lezten Wünsche, Deine frommen Gebete sind erfüllt; die Du vor Allem liebtest auf Erden, sind vereinigt, und ich werde Dir bald die Grüße des Kindes bringen, dessen Wohl Du mir anvertraut hast. — Friedrich,“ fuhr sie fort, indem sie den einen Arm wieder um meinen Hals schlang, „Du Ebenbild meiner Marie! wie oft betete ich: Herr, laß mich nicht von hinnen gehen, ohne daß ich ihn einmal erblickt habe! Gieb mir durch diese Freude Ersatz für ein langes, kummervolles Leben — seine Gnade hat mein Flehen erhört!“

Sprich, Kurt, wer hätte bei diesen Lauten der innigsten, hingebendsten Liebe die Fassung des Stoikers, oder auch nur den leisesten Argwohn festhalten können? Ich wenigstens vermochte es nicht, und ich würde mich schämen, hätte ich es gekonnt. Die Mutterarme, die Mutterzärtlichkeit, die ich so lange entbehrt hatte, winkten mir, ich fühlte mich umfangen von allen Banden verwandtschaftlicher Anhänglichkeit und Treue, die Kälte, die mir mein Alleinstehen gegeben hatte, fiel von mir ab, tausend Erinnerungen wachten in mir auf, und mit der Herzlichkeit des vertrauenden Kindes legte ich mich in Thränen ausbrechend an die Brust meiner Großmutter und hörte nur undeutlich im Taumel der mannigfachsten Empfindungen ihre Segnungen sich mit Cacao's Stimme vermischen, der jubelnd über uns rief: bon jour, bon jour, Frédéric!

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Mein lezter Brief muß dir seltsam vorgekommen seyn, Freund. Das fühle ich lebhaft, weil ich weiß, wie er gegen mein gewöhnliches, in den ruhigen Gang des Lebens eingeübtes Wesen kontrastirte. Ich brach ab, um später die Erzählung meines Eintritts in Heitersleben zu vollenden, wenn meine Ideen mehr geregelt, meine aufgeregten Gefühle in ein ruhigeres Empfinden übergegangen wären. Aber ich stehe dir nicht dafür, daß dieses Blatt dir nicht neue Beweise bringt, wie ich durch alles, was mich umgibt, was ich höre, sehe, aus meinem gewohnten Kreise herausgerissen bin; daß sogar die Luft, die mich umweht, die ländliche Ruhe und Einsamkeit, meine Beschäftigungen und die Einrichtung unseres Lebens fremdartig auf mich wirken und mich zu einem Daseyn hinüberziehen, das ich bis jezt nur in seltenen Träumen meiner Phantasie kannte.

Du hast mich in der Umarmung meiner Großmutter gesehen; sieh mich jezt ruhig an ihrer Seite sitzend, in freundlichem Gespräche, Hand in Hand, noch etwas taumelnd von der heftigen Bewegung, die in des Mannes Brust nicht so leicht entsteht, aber dann auch länger nachzittert, als in dem Wesen des leicht beweglichen Weibes. Frau von Elmendingen hatte sich schneller gefaßt als ich, aber mir schien, nicht aus der eben angegebenen Ursache, sondern weil ein großes geistiges Uebergewicht ihr die Kraft leiht, sich jeder heftigen Empfindung schnell zu entwinden. Du weißt, wie in den meisten Fällen nach leidenschaftlichen Auftritten eine Art Apathie, Verlegenheit, Abspannung entsteht, die selbst dem Schönen und Guten seinen Reiz nimmt und eine schmerzliche Leere an die Stelle stürmischer Gefühle treten läßt. Mir hat immer vor solchen Rückschritten in das gemeine Leben gegraut, und ich weiche deßhalb, so weit ich kann, jeder gewaltsamen Aufregung aus. Aber wahrlich, meine Großmutter versteht die Kunst, von der Höhe der Empfindung unmerklich hinwegzuleiten zu einer Wirklichkeit, die nichts von dem vermissen läßt, was so eben die Seele ergriffen hatte. Darin bewährt sich der Werth edler Weiblichkeit, daß man sich, abgesehen von Aeußerlichkeiten, in ihrem Kreise heimisch fühlt; daß alles Fremdartige von uns abfällt und wir beinahe, ohne es zu wissen, hineingezogen werden in ein zweites Leben, das sich uns schnell anschmiegt. Mir war zu Muthe, als hätte ich Frau von Elmendingen seit meiner Kindheit gekannt und geliebt, als sey ich nach der

Abwesenheit weniger Tage in den Mutterschooß zurückgekehrt, der mich groß gewiegt. Aus allem, was sie sagte, that, andeutete, leuchtete ein sichtliches Zusammenleben mit mir, mit meinem Andenken hervor; sie hatte für mich gedacht, gehofft und gewünscht, und ich war nun blos eingetreten in mein Eigenthum, in die ungemessene Liebe, die nur das Herz einer Frau in diesem Umfange geben kann. Der Unterschied des Alters sogar war verschwunden. Große Menschenkenntniß und eine Reihe von Erfahrungen, vereint mit dem lebhaften Verlangen, Wohlbehagen und Freude zu verbreiten, müssen sie gelehrt haben, sich ihren Umgebungen anzupassen, ohne darum der Würde etwas zu vergeben, die das erste Attribut ihrer Jahre seyn muß. Sie fragte, sie forschte nicht; sie ließ mich erzählen, was mir eben beifiel, ihre lieben Augen schauten mich mit wehmüthigem Vergnügen an und zwischen meine Worte streute zuweilen eine Aeußerung von ihr neues Leben in unsere Unterhaltung. Was Wunder, daß ich mich zum erstenmale an irgend ein verwandtschaftliches Verhältniß unauflöslich gebunden fühlte; daß ich den Widerwillen vergaß, mit dem ich an die Verbindung dachte, die sie wahrscheinlich zwischen mir und der Cousine knüpfen und damit die Herrschsucht bewähren wollte, die mein Vater ihr Schuld gab. Ja, selbst Ulrikens Bild trat in den Hintergrund, und ich wußte kaum noch, daß, sie aufzusuchen, eine der großen Ursachen gewesen war, die mich zu der Reise nach der Schweiz bestimmt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen schnell diesen Gegenstand; man sieht aber schon daraus, wie am häuslichen Frieden auch dieses sonderbaren Volkes ein Wurm nagt. Zum Glück ist es an dieser Stelle am wenigsten verwundbar; indessen ist ihm auch bei Fällen, welche seine empfindlichste Seite verletzen, nämlich bei Geldverlusten, stoischer Gleichmuth nachzurühmen, und man kann sich nicht genug wundern, wie sehr es seine mächtigste Leidenschaft zu beherrschen weiß.

Dieß bewährten erst kürzlich ein paar Beispiele, die sich hier in Neuyork zutrugen. In der Straße Maide-Lane hielten zwei Brüder ein Schnittwaarenlager. Der eine verkaufte stückweise, der andere detaillirte nach der Elle, und sie trieben so zwei abgesonderte Handlungen in Einem Lokal. Einige glückliche Verkäufe hatten die Börse des Großhändlers, der Kredit sein Magazin auf's Neue gefüllt. Auf einmal war aber der ganze Vorrath vom Bruder Großhändler zum Bruder Detailleur übergegangen, und unversehens gab Ersterer sein Geschäft auf. Die Gläubiger verlangten Geld, aber der Bankerutier hatte auch dieses seinem treuen Bruder provisorisch geschenkt, und nun ging er vor Gericht und schwor, er besitze keinen Heller. Nach abgelegtem Eide eilte er nach Hause und forderte sein Geld. „Dein Geld?" fragte der Bruder ganz ruhig; „Du mußt doch wissen, daß Du keines besitzest, Du hast es ja eben beschworen." — „Nun wahrhaftig," sagte der betrogene Betrüger, „zu Dir kann ich noch in die Schule gehen!" In der That wurde er Commis bei seinem Bruder, und nie hörte man sie streiten. Ein Knabe, der zufällig in den Laden getreten war, hatte den kurzen Wortwechsel behorcht, die Sache kam aus und wurde eine Woche lang zum Stadtgespräch, nicht etwa der Seltsamkeit wegen, außerordentlich war der Fall in keiner Beziehung, sondern weil die beiden Brüder sehr gut bekannt sind und Sachen der Art lebhaften Anklang finden, weil sie Stoff zum Selbststudium geben. Wenn die Yankee's in dem, was man bei uns Prellereien nennt, excelliren, so behaupten die Neuyorker die unbestrittene Meisterschaft in grandioseren Operationen.

Eine sehr unternehmende Frau von New-Orleans kam nach Neuyork und machte bedeutende Geschäfte. Sie machte Neuyork zu ihrem Entrepot, bezog Waaren aus Frankreich und Brasilien und spedirte Frachten nach diesen Ländern. Dabei kam sie in Verbindung mit den ersten Häusern in Neuyork und knüpfte ein besonders inniges Freundschaftsverhältniß mit dem reichen, und folglich nach dem Landesausdruck hochverehrlichen, Herrn N. in dieser Stadt. Dieser Freund übernahm die Leitung ihrer Geschäfte in Neuyork, sie aber begab sich nach Rio-Janeiro, wo sie ein großes Etablissement persönlich leitete. Das Glück überschüttete sie mit seinen Gaben, und der zuströmende Reichthum knüpfte ihre Freundschaft mit Herrn N. nur noch enger; sie schrieben sich die zärtlichsten Briefe, die Dame stand aus der Ferne bei allen seinen Enkeln zu Gevatter und machte ihnen die kostbarsten Geschenke. Da zog eines Tags Don Pedro von Brasilien ab, und der große Luxus, der an seinem Hofe geherrscht, erlosch mit einem Male. Dieß bewirkte schon eine merkliche Stockung im Handel; die Unruhen, die folgten, zogen aber zahlreiche Failliten nach sich, bei welchen unsere Dame immer so schlecht wegkam, daß sie am Ende befürchten mußte, sich selbst nicht mehr halten zu können. Als nun vollends ihre Kreditoren aus Frankreich auf baar Geld drangen, hielt sie für rathsam, sich zurückzuziehen. Sie verkaufte schnell ihre Ländereien, Sklaven und Vorräthe, machte zu Geld, was sie konnte, brachte auf diese Weise noch fünfzigtausend Dollars zusammen und sandte dieselben ohne nähere Bestimmung ihrem vortrefflichen Freund; sie trug ihm nur auf, alle Waaren, die noch für ihre Rechnung

ankämen, um jeden Preis zu verkaufen. Bald darauf langte sie selbst in Neuyork an; fast mit ihr zugleich war aber auch ein Bevollmächtigter aus Frankreich eingetroffen, der, wohlunterrichtet von ihren Anstalten, die Forderungen dortiger Handlungshäuser geltend machen wollte. Die Dame leistete den Eid des Unvermögens und ging zu Herrn N., um ihr Geld zu holen, sich mit den Trümmern ihres Reichthums nach Frankreich einzuschiffen und das Leben dort in Ruhe zu genießen. Aber Herr N. sprach, er könne wohl kaum mehr als zwanzigtausend Dollars und diese vermuthlich nicht vor drei Monaten zahlen. Warum? wie so? — weil er nicht könne. Nach drei Monaten kam die Dame wieder, da hieß es: zehntausend in vierzig Tagen. Als dieser Termin vorbei war, versprach N. viertausend die nächste Woche. Diese Fristen bedurfte er wahrscheinlich, um sich über den Stand der Dinge genau zu unterrichten; denn als der Termin verstrichen war, erklärte der hochverehrliche Herr geradezu, er könne durchaus Nichts geben. Die bestürzte Frau, der kaum noch so viel übrig blieb, um das Kostgeld der verflossenen Monate zu bezahlen, flehte fast auf den Knieen um Erbarmen, doch der hochherzige Freund blieb unerschüttert: er müsse für seine Familie sorgen und könne nichts geben. Diese Geschichte habe ich aus dem Munde der Dame selbst; sie erzählte sie mit der größten Bonhommie, ganz leidenschaftslos, und schloß: „Ich könnte ihn wohl zwingen, fünfzigtausend Dollars und mehr zu zahlen, denn die Beweise des Empfangs sind unwiderlegbar und sein ungeheures Vermögen kann er nicht verbergen; allein was hätte ich davon? meine Kreditoren würden nach dem Gelde greifen, und ich käme mit ihrem dummen Geschwöre auf ihre alte Bibel noch — weiß Gott wohin! — Ah, les pédans!" An diesen Worten erkannte ich das französische Blut, das noch in den Adern der Dame von Neu-Orleans floß und zuweilen das zugemengte, schwerere übersprudelte. Sie war aufrichtig überzeugt, nicht schlecht gehandelt zu haben, und hatte sich bereits in ihr Schicksal ergeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

Sitzung der Akademie der Wissenschaften.

Die zweite allgemeine Sitzung der hiesigen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, welche im April stattfand und an der ein großer Theil der hier anwesenden Ehrenmitglieder und Korrespondenten, so wie viele Fremde Theil nahmen, wurde von dem beständigen Sekretär, Staatsrath Fuß, mit einer kurzen Uebersicht der Arbeiten der Akademie in den Monaten Januar und Februar dieses Jahres eröffnet. Der Präsident hatte der Akademie den Wunsch des Ministers des Innern mitgetheilt, zum Behuf einer herauszugebenden vollständigen Statistik St. Petersburgs möglichst genaue, aus einer Reihe mehrjähriger Beobachtungen hergeleitete Data über die klimatischen Verhältnisse der Residenz zu erhalten. Der Akademiker Gräfe hatte über den Empfang und den numerischen Bestand des der Akademie auf allerhöchsten Befehl zugefallenen Antheils an der Warschauer Münzsammlung berichtet. Durch denselben ist die Abtheilung der neuern Münzen um 69 goldene, 265 silberne, 4 bronzene und 2 eiserne vermehrt, die der antiken Münzen aber um 1828 silberne und 1614 bronzene bereichert worden. Die Akademie war benachrichtigt worden, daß der wegen seiner botanischen Forschungen in Brasilien bekannte Herr Beyrich eine abermalige Reise nach Amerika beabsichtige, um in dessen unbesuchtern Gegenden, namentlich in Nord- und Südkarolina, Florida, Louisiana und Kalifornien, zu botanisiren. Unterstützt und beschützt von der preußischen Regierung, hoffe er, diese Reise vermittelst Aktien zu vollführen, die er zu 100 preußischen Thalern das Stück austheilt und wogegen er sich verpflichtet, den Aktionärs jährlich wenigstens 1200 wohlerhaltene Gewächse zu liefern. Da nun das botanische Museum der Akademie aus jenen Ländern gar keine Pflanzen besitzt, so hatte die Konferenz eine solche Aktie genommen. Von dem Civilgouverneur in Archangel war der Akademie eine Kiste mit Proben zweier Fischgattungen des weißen Meers übersandt worden, nämlich des Skat (Raja clavata) und des Kertschak (Cottus scorpius), zugleich mit der Beschreibung dieser beiden, so wie auch einer dritten Gattung, russisch Palja (Salmo Wimba?). Hierauf las Akademiker Parrot eine Abhandlung über die von ihm gesammelten und untersuchten fossilen Knochen von den Ufern des Burtbneksees im Wolmarschen Kreise des Gouvernements Livland, und zeigte sehr sorgfältig gemachte Zeichnungen mehrerer dieser Fossilien, so wie einen Plan des Sees Burtbnek vor. Der Akademiker Hamel theilte der Versammlung mehrere Versuche mit, die an Meteoreisenmassen angestellt worden und aus denen sich ein Criterium zu ergeben scheint, durch welches man das Meteoreisen erkennen dürfte. Er schlug vor, an der Pallasschen Eisenmasse diese Versuche zu wiederholen, um auszumitteln, ob sie wirklich meteorischen Ursprungs sey. Sie müßte zu diesem Zwecke in zwei Hälften geschnitten werden, um den innern Theil oder Kern kennen zu lernen, der vielleicht nicht zellig, sondern derb ist. Der beständige Sekretär theilte ein Schreiben des Korrespondenten der Akademie, Berghauptmanns Spaßki, mit: über die am Flusse Konduja an der chinesischen Grenze gelegenen Ruinen, den wahrscheinlichen Fundort des bereits in einem frühern Berichte vom Referenten erwähnten, interessanten Denkmals aus der ältesten Zeit der Mongolenherrschaft, nebst Planen und Zeichnungen, verschiedene, in jenen Ruinen gefundene Alterthümer darstellend, worauf Akademiker Schmidt einen ausführlichen Bericht über die auf jenem Denkmal befindliche Inschrift verlas. Ein Facsimile derselben, nebst einer russischen und deutschen Uebersetzung davon wurde unter die Anwesenden vertheilt. Die Inschrift lautet wörtlich folgendermaßen: „Von Tschinggis-Chan, als er, nach Unterwerfung des Sartaghol'schen Volkes, zurückgekehrt war und aller mongolischen Völkerstämme von frühen Zeiten her herrschendem Groll ein vollständiges Ende gemacht hatte, den sämmtlichen dreihundert-fünf-und-dreißig Elgé (Dämonen) des ...... als Bannung." Das fehlende Wort hat noch nicht entziffert werden können. — Dr. Bunge, der als Naturforscher von Seiten der Akademie der russischen geistlichen Mission beigegeben war, die im Jahre 1830 nach China abging, und der im Sommer 1832 den Altai bereiste, las einen vorläufigen Bericht über den ersten Theil seiner Reise.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir haben daraus bereits ein Bruchstück in Nr. 210 d. J. gegeben. D. R.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. September 1833.

Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Schiller.
Wilhelm Tell.

Das Winzerfest in Vevay.

Erster Brief.

Kein Land in Europa bot am 8ten August 1833 einen so großen Gegensatz dar, als die Schweiz. Am Rheine bei Basel den Bürgerkrieg mit seinen Schrecken, Verwüstung, Brand und Mord — am Genfersee Tanz, Lust, Blumen, Jubeltöne und Entzücken; dort Kanonendonner, Schmerz- und Todesruf — hier das Krachen lustiger Böller zwischen Freudenruf, Gesang, Saitenspiel und der Wellen süßem Gelispel; dort Ströme von Bürgerblut — hier Ströme von golden perlendem Wein; dort die schlangenhaarigen Eumeniden — hier Pales, Ceres und Bacchus, die Segen und Freude spendenden Götter, mit den goldenen Locken, durchflochten mit Aehren, Blüthen und Reben.

Ich gehöre von Jugend auf zu denen, die sich wenig von dem versprechen, was lang vorbereitet, beredet, abgehandelt, nach Länge und Breite gemessen und berechnet ist; und wenn gar darüber posaunt und in Zeitungen trompetet wird, so habe ich entschiedenen Widerwillen davor. Ich liebe alles Schnellentstehende, in hellen Krystallen Anschießende, ich liebe die Ideen und Handlungen, die auf einmal ganz fertig und gerüstet aus dem Gehirn hervortreten. Mußte mir da das Winzerfest in Vevay nicht herzlich fatal seyn? Denn seit drei Monaten wurde in Genf und bei meinen Waadländischen Freunden fast von nichts anderem geredet. So war es denn drauf und dran, daß ich nicht hingegangen wäre, zumal mir ein Bischen Eitelkeit zuflüsterte: dem, der die prächtigsten und großartigsten Feste in Rußland, dem, der die schönsten Volksfeste in Genzeno, Rom, Palermo, Neapel, Venedig, Wien und München gesehen, könne ein so kleines Fest unmöglich munden und zusagen; ja, ich leugne es nicht, diese Gedanken gingen mir bis zum Beginnen des Festes nach und hingen sich wie dicke, schwarze Hornissen an meine sonstige Lebens- und Festeslust; ja, es half gegen diese Thiere nur wenig, daß ich mir mehrmals wiederholte, das Schöne in Natur und Kunst sey ja an keinen Breitengrad, an kein Land gebunden, sondern sey die freie Tochter des freien Geistes; in lichten Augenblicken gestand ich mir sogar, der obere Theil des Genfersees sey doch ein Festtheater, wie es wenige auf Erden gebe. Lezteres mag wirklich der Hauptgrund seyn, warum ich hinging. Im Hintergrund dieses Hauptgrundes lag auch noch ein Scheingrund, der nämlich, daß mir meine Frau oft mit nicht geringem Genügen erzählte, sie habe am lezten Fest (1819) eine, aufblühenden Mädchen sehr schmeichelhafte Stelle dabei einnehmen sollen. Nach der Ankündigung sah ich in dem Fest nichts als eine coagulirte Trilogie, zusammengesezt aus den antiken Palilien, Cerealien und

Bachanalien, darauf gepflanzt der hebräische Mythus von Noah und seinem Weinbau; ferner das Mittelalter, das Siècle de Louis XV. und die neueste Zeit, ein bizarrer Plumpudding, bereitet von Leuten ohne Kenntniß der Antike und ohne Schönheitssinn. So dachte ich, so denke ich aber nicht mehr.

Am 4ten und 5ten August stand es auf einmal sehr schlecht mit dem so lang besprochenen und vorbereiteten Fest. Die drohenden Nachrichten von Küßnacht und von Basel machten selbst die heitern Waadländer bedenklich; die Truppen hatten Befehl zum Abmarsch erhalten, vielen Familien in Vevay und aus der Umgegend stand deßhalb Trennung von ihren Lieben bevor, vielleicht Scheiden für immer; es war also mit dem Fest, wie man eine Hand umwendet. Endlich gewann aber das unverwüstliche Element in dem waadländischen Charakter, Lebenslust und Frohsinn, das Uebergewicht, alle Schwierigkeiten wurden geebnet und besiegt, und das Fest von Neuem corroborirt quand même, allen schweizerischen Wirren zum Trotz. Die Wehrpflichtigen sollten unmittelbar nach dem Fest in der Nacht auf Eilwagen zu ihren Bataillonen stoßen, die einstweilen mit der Artillerie vorausgegangen waren.

Wer die südwestliche Schweiz bereist hat, weiß, daß im Julius und August so viele Tausende von Fremden von allen Seiten in Genf zusammentreffen, daß es ein Glück ist, in den sechs großen Hotels und in den zehn Gasthöfen ein Winkelchen zu bekommen. Dieses Zuströmen war seit ungefähr sechs Tagen noch viel größer geworden denn je, und daran war das Winzerfest in Vevay schuld. Die nahen Bäder von Aix wurden leer, das Chamounythal stand verwaist wie Grindelwald, Lauterbrunn und Haßlythal, ja sogar auf dem jezt Mode gewordenen Faulhorn wandelte kein Fuß mehr, so daß Guides und Mauleseler auf dreißig Meilen in der Runde sehr übler Laune waren. Wagen drängten sich an Wagen in den Gassen, Straßen und auf den Plätzen, und da in der Stadt selbst kein Unterkommen mehr zu finden war, so mußte man es in den benachbarten Ortschaften suchen. Früher bemerkte man doch leicht Polen und Italiener in lauten, vielbeweglichen, deklamirenden und hantbirenden Gruppen vor den Kaffeehäusern, jezt wurden sie alle übertönt, überstäubt, eclabouffirt, und die Postillone, diese unermüdlichen Mouvementsleute, klatschten nun noch lauter als diese Herrn. Wie es am 6ten August entschieden war, daß das Vevayfest troz aller Hindernisse Statt haben würde, sezten sich viele zu Roß, Wagen und Dampfboot dahin in Bewegung, um keine Zeit zu versäumen, wenn dort noch — freilich für schweres Geld — Unterkommen zu finden wäre. Die dichte Masse konnte aber erst am 7ten, also am Vorabend des Festes, von Haus, Hof und Geschäft loskommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Die Großmutter hatte seit den ersten Minuten keinen der Namen mehr genannt, die eine schmerzliche Erinnerung in uns erregen konnten; eben so wenig war Paulinens erwähnt worden. Nur als sie von ihrer gegenwärtigen Lage sprach, sagte sie: „Ich habe alles um mich zu versammeln gesucht, was die Entbehrungen des Alters nicht nur erträglich, sondern leicht machen kann; daß Du einen der ersten Pläze unter diesen Dingen behauptest, mein Sohn, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Ja, Du mußt fühlen, daß Du, als derjenige Gegenstand, um den meine Sorge am ängstlichsten war, auch der Vorgezogene seyn mußtest. Alles, was Du hier sehen wirst, Menschen, Pflanzen, Thiere, lebendige und leblose Dinge — ich zog sie an mich, damit ich die Stürme meines Lebens, die meine Vergangenheit vielfach getrübt haben, damit ich die Schlechtigkeit und Undankbarkeit unter Wohlthun vergessen möchte; aber bei allem, was ich in meine Nähe zu bringen suchte, stand Dein Bild vor mir, und ich that es mit Rücksicht auf Dich.“ Bei diesen Worten trat zum erstenmale wieder etwas von dem vor mein Gedächtniß, was ich an der Thüre gelassen zu haben glaubte, und es konnte in diesem Augenblicke die Stimme, so lieblich auch der Laut seyn mochte, keinen angenehmen Eindruck machen, die irgendwo über uns „Großmutter!“ rief. „Hier mein Kind!“ antwortete Frau von Elmendingen. Eine Thüre in der Vertiefung des Zimmers, die ich nicht bemerkt hatte, öffnete sich und es schlüpfte eine leichte, kleine Gestalt herein, ähnlicher einem Kinde, als einer erwachsenen Jungfrau. Das ist sie! flüsterte mein Dämon, und hätte sie Cythereus Reize alle besessen, so würde sich in der nämlichen Minute mein Herz mit Unwillen von ihr abgewendet haben. Eine aufgedrungene Frau, ein zusammengeschraubtes eheliches Verhältniß ... Nein, Kurt, und wäre auch meine Neigung und mein Wort nicht gebunden, niemals würde ich mir von irgend Jemanden in der Welt das Wesen aufreden lassen, das in der allerinnigsten Verbindung mit mir leben soll. Doch habe ich mir selbst das Wort gegeben, mich in der Schilderung von meiner Cousine Persönlichkeit nicht durch meine heimliche Abneigung leiten zu lassen. Du sollst genau erfahren, wie und was sie ist, und wenn ihr auch im Bild nicht geschmeichelt werden soll, so erhält es dadurch einen Vorzug vor vielen andern, mit Pinsel und Feder gezeichneten, hinter denen das Original oft so abstoßend zurückbleibt.

Paulinens Erscheinung hatte nichts Auffallendes, noch besonders Anziehendes. Mit der ganzen Lebendigkeit ihres Alters hatte sie die Thüre aufgerissen. Der Anblick eines Fremden milderte die Raschheit ihrer Bewegungen, und die Gewißheit, wer ich sey, die ihr ohne Zweifel aus der

vertraulichen Stellung mit der Großmutter hervorging, brachte sie zu tiefem Erröthen. Diese Farbe der Schaam oder der Schüchternheit, die mir auf andern weiblichen Gesichtern so lieblich scheint, war mir hier widrig. Sezte sie nicht voraus, daß sie sich zu meiner Person eine andere Beziehung denke, als die des nahen Verwandten? Wäre es nicht natürlicher gewesen, wenn sie mich ganz unbefangen gegrüßt hätte? Ich muß jedoch gestehen, daß sie dieß sogleich that, als die Großmutter ihr mit der ganz eigenen Anmuth, welche diese Frau besizt, gesagt hatte: „Komm, Pauline, theile meine Freude, heiße den Bruder willkommen, den ich Dir versprochen habe!“ Wie es kam, weiß ich nicht, aber jede Verlegenheit war bei dieser Benennung aus des Mädchens Gesichte weggewischt. Sie warf sich mit heiterer, kindlicher Liebe in die Arme der alten Frau, und sich dann, immer noch an sie geschmiegt, umwendend, sagte sie, indem sie mir die Hand bot: „Ich hoffe nicht, daß der neue Bruder mir die Liebe der Mutter entwenden werde, und auf diese Bedingung hin, lieber Vetter, seyen Sie meiner schwesterlichen Freundschaft gewiß.“ Das kam mir nun viel zu künstlich in dem Munde eines Landmädchens vor, und das muthwillige Lächeln, mit welchem die Worte begleitet wurden, vermochte ihnen keinen bessern Eingang bei mir zu verschaffen. Auch hatte ich, ohne eigentlich zu wissen warum, erwartet, sie würde mich Friedrich und Du heißen, wie dieß unter Geschwisterkindern hier zu Lande gebräuchlich ist. War es nicht eine seltsame Affektation, daß sie dieses nicht that? daß sie überhaupt nur diejenige Notiz von mir nahm, welche die Höflichkeit und ihr Amt als Hauswirthin ihr gebot?

Ich habe nach einer kleinen Unterbrechung diese Zeilen wieder gelesen und fürchte, du wirst mich närrisch finden. Was geht es mich an, ob sie mich Du nennen will und wie sie sich gegen mich benimmt? Habe ich doch weder Ansprüche an sie zu machen, noch irgend einen Wunsch, der sie beträfe. Doch mag, weil ich eben von ihr sprach, ihr Bild hier gezeichnet stehen, damit ich mich dann für's Erste nicht mehr mit ihr zu beschäftigen habe und du doch dein Verlangen erfüllt sehest: Alles zu kennen, was mich umgibt, Alles zu wissen, was mich angeht. Pauline von Elmendingen ist weit entfernt, schön zu seyn, und ich begreife nicht, wie L..., der ein so feiner Kenner weiblicher Vorzüge ist, als wir mit ihm zusammentrafen, ein solches Aufheben von ihr machen konnte. An Größe unter dem Mittelschlag, hat ihre Figur freilich etwas Gewandtes, das man sonst nur an Französinnen sieht; sie dreht sich zehnmal in einem Athem um, bringt die verschiedenartigsten Dinge in einer Minute zusammen, ohne daß man viel Beschwerde davon hätte, aber diese Beweglichkeit, dieses lebendige Wesen, das in ihrem Geiste wie in ihrem Körper herrscht, war mir jederzeit störend, wo ich dasselbe auch traf. Sie scheint davon eine Ahnung zu haben, denn mit mir ist sie ernst und förmlich, nie über die Schranken schreitend, die sie sich selbst gesezt haben mag, und wenn sie in dieser Minute durch Hof und Garten gelaufen ist, mit jedem Arbeiter gesprochen, jedes Thier geliebkoset hat, wenn sie in der nächsten zur Thüre herein tobt, sich auf das Fußbänkchen der Großmutter niederwirft und sich an ihre Knie schmiegt, wenn dann Ali und der kleine Cacao herbeikommen, der eine den Kopf auf ihren Schooß legt, der andere auf ihre Schulter sizt und jeder seinen Theil Freundlichkeiten empfangen hat, und ich trete hinzu, weil mich das Schauspiel, wider meinen Willen, momentan anzieht, so ist die Gruppe schnell zerrissen, sie steht vor mir, wie wenn sie so eben aus der Pension zurückgekehrt wäre, beantwortet gesezt und umsichtig jede meiner Fragen, und es fehlt nichts, als daß sie zu jedem Worte einen Knix und ein oui, mon cousin, hinzufügte, um die leibhaftige Lady Sensée aus Madame Beaumont vorzustellen. Doch damit bin ich aus meiner Malerei herausgekommen. Paulinens Haut ist ganz brünett, ihr Haar, das ihr zuweilen etwas wild um den Kopf fliegt, rabenschwarz: ihre Augen sind sehr lebhaft, so wie denn ihre Gesichtszüge durchaus nichts Unangenehmes haben, wenn man ausnimmt, daß sie das Bild ihrer Seele sind und mithin in jeder Minute den Ausdruck wechseln. Was aber wahrhaft als niedlich zu preisen ist, und was ich selbst als ausgezeichnet schön anerkennen muß, das ist Fuß und Hand; fast möchte ich indessen glauben, daß sie diese Vorzüge genau kennt und sie zeigen will, denn sie ist mit einem oder dem andern, oft mit beiden in steter Bewegung, und zwar auf eine Weise, die sie auf das Vortheilhafteste erscheinen lassen.

Daß ich diese Bemerkungen nicht alle in der ersten Stunde machte, wirst du mir wohl glauben; ich bin damit meiner Erzählung um Vieles vorangeeilt und habe dich immer noch in dem Treibhause zurückgehalten, aus dem wir doch schon lange in die obern Gemächer emporgestiegen sind. Das Zimmer meiner Großmutter liegt dicht über dem erstern; es ist mit einem großen Alkoven versehen und ganz in dem nämlichen Sinne ausgeziert, wie Alles, was ich noch gesehen hatte. Nichts von Pracht, keine Ueberladung, Alles im reinsten, edelsten Styl. Zwei Seitenthüren führen, eine in das Treibhaus, wo Frau von Elmendingen sich im Winter einen großen Theil des Tages aufhält, die andere in die Bibliothek, die dicht an dem Schlafzimmer liegt und Alles in sich faßt, was von neuen und alten Werken, von Kupferstichen und Karten einer gebildeten Frau Vergnügen gewähren kann. In diesem Zimmer, das in der Mitte der Hauptfaçade liegt, gehen die Fenster bis auf den Boden und sind nur auf den Winter mit einer Brüstung versehen; der ganzen Breite nach aber ist eine Altane angebracht, die einen großen Theil der Gegend beherrscht und von welcher man

in der bessern Jahrszeit eine entzückende Aussicht haben muß. Mich geleitete am Abend meine Großmutter in das mir bestimmte Gemach, das gerade über der Bibliothek sich befindet. Die freundliche „gute Nacht,“ welche sie mir bot, schlug alle bittern Gefühle gewaltsam nieder, die, meinem eigenen Herzen zum Troß, dann und wann in mir aufsteigen wollten; noch mehr that dieses ein Papier, das sie beim Abschiede mit den Worten in meine Hände legte: „Es war der bestimmte Wille eines Sterbenden, Friedrich, daß Du dieses Blatt an dem ersten Tage unserer Vereinigung empfangen solltest. Laß meinem Herzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß Du glaubst, es wäre außerdem von dieser Sache nie die Rede zwischen Dir und mir gewesen.“ Was der Brief enthielt, sollst du in meinem nächsten erfahren, da dieser bereits zu einer ungebührlichen Länge angewachsen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Fortsetzung.)

Sitzung der Akademie der Wissenschaften.

Nachdem hierauf der beständige Sekretär der Versammlung vier neue Lieferungen der Denkschriften der Akademie, so wie mehrere für selbige eingegangene Geschenke vorgelegt hatte, überreichte der wirkliche Geheimerath von Olenin, Ehrenmitglied der Gesellschaft, die von ihm herausgegebene „Beschreibung russischer Alterthümer, nebst Nachrichten über verschiedene alte großfürstliche und Zarische Schmucksachen, die im Jahre 1822 in der Nähe des Dorfes Alt-Rjäsan aufgefunden worden,“ mit einem Atlas Abbildungen in Folio. Im Kreise Spask des Gouvernements Rjäsan, etwa 50 Werst von der heutigen Stadt Rjäsan, befindet sich unweit des Dorfes Alt-Rjäsan ein mit einem alten Erdwall umgebener Platz, über welchen die große, nach der Stadt Saposhok führende Straße geht. Am 6ten Juni 1822 waren die Bauern des genannten Dorfes dort mit der Ausbesserung der Straße beschäftigt, wobei einem von ihnen die Aufräumung des Abhanges, wo ein Graben gezogen werden sollte, übertragen wurde. Indem dieser mit seinem Hakenpfluge die Erde etwa eine Elle tief aufwühlte, stieß er auf einige goldene, mit Edelsteinen und Perlen bedeckte Gegenstände. Sein Sohn fand ebenfalls dergleichen Kostbarkeiten. Sie befanden sich sämmtlich in einem fast ganz vermoderten ledernen Beutel. Das Gewicht dieser, im feinsten Golde gearbeiteten Kleinodien, mit den Edelsteinen, beträgt nicht ganz sechs Pfund. Der hochselige Kaiser Alexander, dem dieser Schmuck von dem dortigen Generalgouverneur zugesandt worden war, trug Herrn von Olenin auf, denselben zu untersuchen und die Frage: wozu er gedient und wem er gehört habe, wo möglich zu beantworten. Zugleich erging der Befehl, diese Gegenstände zu taxiren. Die Goldarbeiter erklärten, der Werth derselben würde bei weitem 10.000 Rubel übersteigen, wenn die Edelsteine nach der jetzigen Art geschliffen wären. Auf diesen Bericht befahl der Kaiser Alexander, den Bauern die eben genannte Summe auszuzahlen. Die gefundenen Kleinodien bestanden: in kleinen in Gold gefaßten Kreuzchen von Jaspis, zum Tragen auf der Brust, in großen goldenen Rockknöpfen in Filligranarbeit, in Frauenringen mit kostbaren Steinen, in verschiedenen Spangen, Armbändern und anderm, wahrscheinlich zum Tragen an Ohrringen und Ketten bestimmt gewesenem Schmuck; unter andern auch in einer großen Anzahl vergoldeter Silberbleche, welche unsere Voreltern an ihren stoffenen oder sammetnen Gewändern zu tragen pflegten. Außer diesen bekannten Bestandtheilen des Geschmeides der Russen in frühern Zeiten fand man auch dreizehn große, runde Goldbleche, reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt; einige davon waren mit Heiligenbildern auf Email, in byzantinischem Geschmack gemalt, verziert. Die fehlerhaften griechischen, halb russischen Inschriften dieser Heiligenbilder beweisen, daß sie das Werk russischer Meister sind, wie aller Wahrscheinlichkeit nach diese ganze Sammlung. Vor allen zeichnen sich besonders zwei sehr große Doppelbleche aus, die auf beiden Seiten mit großen Edelsteinen besetzt sind. Sie wurden wahrscheinlich mittelst Bändern oder Kettchen an den Theil des festlichen Ornats gehängt, welcher wie ein herabfallender Kragen über die Schultern geworfen wurde, wie auch die kleinern, ebenfalls mit Heiligenbildern auf Email versehenen Bleche; andere waren blos mit Edelsteinen besetzt, und zwar nur auf der einen Seite, indem die andere mit glattem Goldblech belegt war. Alle Edelsteine sind platt polirt, ohne Facetten, was, so wie die Malerei auf Email, von dem Alterthume der Kleinodien zeugt. Die Steine sitzen in goldenen Särgen, welch leztere mittelst goldenen Filligrans an den Blechen befestigt sind, so wie die zwölf Edelsteine auf dem Brustbilde der israelitischen Hohenpriester.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 209:
Nadel. Adel.

Logogriphisches Netz.

Eine neue Spinne spinnt
Fast mit vollem Alphabet,
Nur, wie fein sie's auch beginnt,
Nie mit i, u, x, y, z.

Doch mit a spinnt sie ein Land,
Wo man unter Wüstenei'n
Sieht von Pflanzen allerhand;
Was sie spinnt mit b, gedeih'n.

c gibt gar ein stattlich Vieh,
d ist Fluß und Grund zur Wahl,
e nur Wüste, f o! wie
Warm! und eine Stadt zumal.

g frißt Kinder auf zur Stell',
h ist Vaters Bruder dir,
k ein Färbestoff, in l
Glänzt der ganze Himmel mir.

m ein Türke, n ein Stein,
p ein Augen- und Ohrenschmaus,
r, du mußt, wie ich, dort seyn;
s schenkt Ströme Lichtes aus.

t regiert mit Hülfe noch,
v ziert manches Angesicht;
w vermied' ich gern, jedoch
Bleibt's auf Erden aus ja nicht!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. September 1833.

Die Wunde des Gewissens wird keine Narbe, und die Zeit heilt sie nicht mit ihrem Flügel, sondern hält sie offen mit ihrer Sense.

Jean Paul.

Das Landhaus der Grofsmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Frau von Elmendingen hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als ich das Siegel des Papiers lößte, das ohne Aufschrift sich in meiner Hand befand. Die Züge meines Vaters lagen vor meinem Blicke und gaben mir ein Gefühl, als spreche seine Stimme aus der Ewigkeit zu mir herüber. Lies seine Worte, Kurt, und du wirst mit empfinden, was meine Seele bestürmte.

„Ich fühle die kalte Hand des Todes an meinem Herzen, mein Sohn, und mein Gewissen drängt mich, eine der größten Ungerechtigkeiten meines Lebens noch gut zu machen, ehe ich in jenes unergründliche Daseyn hinüber trete, das erst jezt anfängt, sich als ein bestimmtes Etwas vor meinem innern Sinne zu gestalten. Leidenschaft, gereizte Empfindlichkeit über geleisteten Widerstand gegen frühere Wünsche, vielleicht auch andere Schatten meines Gemüthes, das in seiner ersten Entwicklung irre geleitet wurde, haben mich, ich fühle es tief in dieser ernsten Stunde, gegen eine Frau ungerecht gemacht, die, so weit ich in meiner Befangenheit es beurtheilen kann, eine der Edlen ihres Geschlechtes ist, und ich erkenne es jezt als meine Pflicht, dir den Irrthum über den Charakter deiner Großmutter zu benehmen, den ich durch meine Mittheilungen, durch meine, von stürmischer Heftigkeit veranlaßten Klagen bei dir hervorgebracht habe. Das Erröthen hierüber vor meines Kindes Augen ist meine schwerste Strafe, und es muß mir darum erlaubt seyn, dir in wenigen Worten mein Geständniß abzulegen.

„Als ich Marie von Elmendingen kennen lernte, war ich ein junger, rascher Bursche, der sich einbildete, die Pforten des Himmels stürmen zu können. Die sanfte Schönheit deiner Mutter zog mich an, wie denn die Liebe überall gern das Heterogene zusammenführt. Marie schien meine Gefühle zu erwidern; aber ich hatte flott gelebt, hatte kein Vermögen mehr und wenig Aussicht zu einer Anstellung, da ich überhaupt das gemeine Taglöhnerleben nicht liebte. Die Alte konnte mich nicht leiden: sie wies mich ab, und dieß Hinderniß entflammte mein Wohlgefallen zur Leidenschaft. Marie mußte nun mein werden, es koste was es wolle. Ich gebrauchte alle Künste, die mir zu Gebote standen, ihr Herz an mich zu reißen, und es gelang mir. Der Tochter Bitten, ihre Verzweiflung, ihr Hinschwinden, als diese nichts halfen, zwang die Mutter endlich, zu dem verschmähten Ehebündnisse die Hand zu leihen. Ich habe oft gefühlt, daß sie Recht hatte, als sie sich weigerte, zwei so verschiedene Naturen

zusammenzuknüpfen: aber ich haßte sie dennoch mein Lebenlang dafür, daß sie es gethan hatte. Deine Mutter war nicht glücklich — ich war es auch nicht. Ich wollte sie und ihre Liebe allein besitzen, ich konnte es nicht leiden, daß sie mit den Banden der Gewohnheit und der Anhänglichkeit an ihre Familie so innig gefesselt blieb, daß ihr diese in vielen Augenblicken mehr war, als ich mit meiner glühenden Leidenschaft. Du wirst einst heirathen, Friedrich, und wirst vielleicht auch fühlen, wie es einem Manne zu Muthe ist, der mit der ganzen Heftigkeit heißer Gefühle ein Weib umfaßt, wenn dieses dann sich nicht ablösen kann von den bisher bestandenen Verhältnissen, die bei jedem Gewitterschauer in der Ehe sich ihrer Erinnerung reizender und wünschenswerther darstellen, während der Mann und sein Begehren sich in dem aufgeregten Gemüthe zur widrigen Larve gestalten. Ich mußte diesem Druck um jeden Preis entgehen, und führte Marie, ehe du noch geboren warst, weit genug hinweg, um hoffen zu dürfen, daß mich die Anziehungskraft nicht fühlbar erreichen würde, die mein Leben vergiftet hatte. — Ich hatte mich verrechnet! Frau von Eimendingen zwar, ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, hatte die Trennung mit männlichem Muthe getragen, und ich mußte mich damals, wie seitdem, überzeugen, daß sie Marien von der Minute an verloren gegeben hatte, in welcher sie ihre Hand in die meinige legen mußte. Das Herz meiner Frau aber war durch das Scheiden aus der Heimath gebrochen. Eine ruhige Ergebung, ein duldender Schmerz war alles, was sie mir geben konnte, wenn ich in meinen leidenschaftlichsten Stunden ihr eine Erwiderung meiner Gefühle entreißen wollte. Das erbitterte und erkältete mich. Ich warf mich in wilde Zerstreuungen, um zu vergessen, was ich daheim entbehrte; die Geschäfte, die ich gleich nach meiner Niederlassung in Antwerpen angefangen hatte, ekelten mich an, und die gewöhnliche Folge der Vernachlässigung, der Verlust des Heirathsgutes meiner Frau, trat ein, und eine bedeutende Schuldenlast ruhte noch überdem auf meinem Namen.

„Das Bewußtseyn, Unglück und Schande zum Theil durch eigene Schuld auf mich und die Meinigen gehäuft zu haben, machte mich wilder und unverträglicher. Ich wußte, daß Marie oft Briefe von Hause bekam; ihre Stimmung war seit einiger Zeit von sanfter Schwäche zu stiller Kälte übergegangen, die nicht mehr weint, keines Trostes mehr bedarf, sondern ruhig trägt. Ich glaubte, diese Veränderung und das Gefühl einer heimlichen Abneigung in ihrem Herzen gegen mich den Briefen ihrer Mutter zuschreiben zu müssen, und suchte mich ihrer zu bemächtigen. Aber ich hatte deiner Großmutter Unrecht gethan, denn in allem, was ich zu meiner Kenntniß bringen konnte, athmete ein verständiger Geist, welcher der Tochter die ihr einmal bestimmte Lage erträglich zu machen strebte. Dieser Umstand gab mir zwar nicht Liebe zu ihr, diese konnte ich nun einmal bei der Verschiedenheit unserer Gemüther nicht fassen, aber Vertrauen genug, um mich in meiner verzweiflungsvollen Lage an sie zu wenden. Sie schrieb nicht, sondern sie kam selbst, und mit allem versehen, was uns Hülfe bringen konnte. Wohl mochte die Hoffnung sie zu diesem Schritte geleitet haben, mich jezt gewinnen, zurückführen und Marien dadurch bessere Tage, nach ihrem Sinne, bereiten zu können; aber ich hatte mein ganzes Leben hindurch keine größere Befriedigung gefühlt, als wenn ich die Schlingen zerreißen konnte, die Klugheit und feine Berechnung um mich legen wollten. So gelang ihr Plan nicht, und Mariens Verzweiflung, als sie die Mutter allein abreisen sehen mußte, gab mir damals die Ueberzeugung, weise gehandelt zu haben, weil ich durch die Wiederkehr in unzerreißliche Familienbande gefesselt worden wäre und vollends meinen ganzen Einfluß auf mein Weib eingebüßt hätte. — Seit jener Zeit ist mir in manchen Stunden meine Vergangenheit anders vorgekommen, aber es war zu spät, als daß Rückschritte mein und der Meinigen Geschick hätten ändern können.

„Von jener Trennung an kränkelte Marie und starb endlich — ich muß denken an Heimweh — also durch meine Schuld. Ich habe an ihrem Sterbebette und nach ihrem Tode Augenblicke verlebt, die furchtbar in mein Wesen eingriffen, und der Schmerz, den ich fühlte, mußte über irgend einen Gegenstand austoben. Ich beredete mich selbst, es wäre Alles anders gekommen, hätte Frau von Eimendingen mir von Anfang her weniger entgegengestrebt; die — das Wort muß einmal ausgesprochen seyn — die Reue, das stachelnde Gefühl in meiner Brust mußte sich einen Ausweg bahnen, mußte sich über die vermeinte Mitschuldige ergießen, sollte es mich nicht verzehren oder wahnsinnig machen. In diesem Sinne schrieb ich an deine Großmutter; ihre Antwort erschütterte zum erstenmale den festen Willen, den die Natur mir gegeben hat, und ließ mich einige verzweiflungsvolle Blicke in meine Seele thun. Meine Angelegenheiten waren auf's Neue in Unordnung gerathen; ich hatte schon früher den Wunsch geäußert, in Ostindien mein Glück zu versuchen; sie bot mir zu diesem Plane Unterstützung an unter der Bedingung, dich in Europa zurückzulassen. Zwar sollte deine Erziehung und Versorgung anscheinend unter meinem Namen geleitet werden, aber sie wollte sowohl die Kosten tragen, als die Gewalt behaupten. Ich sezte mich gegen dieses Auskunftsmittel, so lange ich konnte, denn ich wollte sie nun einmal nicht über mein Geschick gebieten lassen; aber endlich mußte ich der Nothwendigkeit weichen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Die drei Dampfboote lagen früh sieben Uhr flaggend in dem Genfer Hafen, und dampften und feuerten dabei wie große Ungethüme. Auf dem neuen schönen Kay strömten dichte Gruppen mit Sack und Pack auf sie zu, wobei auch wieder die Carton's und Schachteln ihre merkwürdige Ueberzahl bethätigten, offenbar zum Zeichen der Herrschaft des schönen Geschlechts. Unter den Herbeieilenden war auch ich mit einem meiner Pensionäre. Es hatte schon Sieben geschlagen, beide Verdecke und Salons des neuerbauten Winkelrieds strozten bereits von Menschen, und kaum waren wir hinauf, so ward hinter uns das Brückchen weggenommen und das Schiff schoß durch die unwillig auf die Seite schäumenden Wogen wie ein Pfeil zum Hafen hinaus. Es folgte uns bald der waadländische Leman, auf dem gleichfalls Kopf an Kopf stand. Wie große Schwäne schossen wir durch die blauen Wellen, und hinter uns zog sich eine lange wogende Linie hin, die Wasserstraße bezeichnend, die wir gewandelt waren, und oben zum Kamin heraus flatterte weit zurück ein dunkles, mit Funken gesticktes Rauchband.

Wer jezt zu See nach Genf kommt, oder von da wegfährt, hat einen ganz andern Anblick, als noch vor einigen Jahren. Als im Mittelalter nach und nach die Seeseite der Stadt gebaut wurde, bildete man sich nicht im Traum ein, daß außer Last-, Holz- und Steinschiffen auch reputirliche Fremde von da nach Genf kommen würden; daher besezte man die ganze südliche Rhoneküste mit der Rückseite der Häuser, deren Hauptseiten nach der Stadt zu gingen. An dieser Rückseite waren kloakenartig die Küchen, Abzüge, Abwürfe, Kleinhäuslein u. s. w. angebracht und nach Stockwerken über einander geschichtet, und aus ihnen wurde aller Unrath herabgeschüttet. Das so gesättigte Wasser trieb unmittelbar nachher die hydraulische Maschine auf der Insel in die obere Stadt, wo sich die Herrn und Damen du haut damit rein wuschen und es sogar tranken. Sie fanden darin gar nichts Arges und merkten die plebejische Beimischung nicht. Nun kamen auf einmal die Dampfschiffe, und ihnen, die schon so viele Wunder und Umgestaltungen auf Erden bewirkt haben, war es vorbehalten, die Genfer Rhonestadt zwar nicht von oben nach unten, aber doch das Hintere nach vorn zu kehren, ohne damit die geringste Unanständigkeit zu begehen.

Nachdem die Bau- und Verschönerungslust schon den südlichen Theil der Stadt an der porte neuve ergriffen und da einen schönen botanischen Garten, herrliche Spaziergänge, Paläste, Museen und stattliche Häuser angelegt hatte, drang sie auch zu Genfs schönster Seite, zum See vor. Es war doch unerträglich, daß Tausende von Fremden, die jezt mit den Dampfbooten ankommen, die Bekanntschaft der Stadt mit deren parties honteuses anfangen sollten. So entstand nach harten Kämpfen der nicht genug zu preisende Entschluß, der Rhonestadt eine ganz andere Gestalt zu geben und sie durch eine sehr lange steinerne Brücke mit dem jenseitigen, bisher ganz vernachlässigten Stadttheil des Bergues zu verbinden und diesen dadurch zu beleben. Die Schmutz- und Stinkseite der Rhonehäuser mußte nun fallen, und an ihrer Stelle erhoben sich schnell schöne steinerne Façaden, das Strombett wurde bedeutend verengert und gesunder gemacht, auch dadurch Raum zu einem herrlichen Kay vor den neuen Häusern gewonnen. Auf der Berguesseite erhob sich gleichfalls schnell ein imposantes Hotel und vor ihm ein Kay. Die Brücke ist ihrer Vollendung nahe, und die kleine Insel, welche jezt noch ein unscheinbares Blockhaus enthält, wird bald ein lieblicher Spaziergang werden, in dessen Schatten das bereits von dem Genfer J. Pradier zu Paris glücklich vollendete kolossale Bronzestandbild J. J. Rousseau's stehen wird, dessen Vaterhaus sonst nahe bei dieser Insel zu finden war. So ganz anders, so würdig, schön und großartig gestaltet ist jezt die Rhonestadt, und wie ihr die tägliche Ankunft und Abfahrt der Dampfschiffe viel buntes, reges Leben gibt, so erhalten auch Kommende und Gehende auf diesen Booten bei Begrüßung und Abschied einen sehr günstigen Eindruck von Genf, der sonst ganz fehlte.

Ich habe manchmal Genfs Ufergegend mit Konstantinopel und Neapel vergleichen hören, ein hyperbolischer Tropus, in dem sich besonders manche Genfer Damen gefallen. Konstantinopel habe ich zwar nicht gesehen, kann mir aber nicht wohl vorstellen, daß der herrliche Bosphorus nichts weiter sey als unser Untersee, die reizende asiatische Küste mit Scutari nichts als die einfache Höhe von Cologny, und das höchst malerische, orientalische Stambul, mit seinen tausend Minarets in seiner Ausdehnung, nichts weiter als das kleine, thurmlose Genf. Was aber Neapel betrifft, so kann ich etwas mitsprechen, und möchte die Vergleicher fragen: wie soll der eingezwängte See, der hier nur ein breiter Strom ist, das herrliche, runde und breite Seebecken von Neapel vorstellen? Wo sind die kleinen und großen Inseln, wo die herrlichen Berg- und Felsenformen von Ischia und Capri? wo rechts der schöne Pausilipp und die reizende Mergelina, und links der mächtige Berggrat des St. Angelo? Wo glüht und donnert der Vesuv? Unsere Genfer Brigantinen, Holz- und Steinschiffe und Dampfboote sollen doch nicht die Fregatten und Linienschiffe aller seefahrenden Nationen vorstellen, die im Golf von Neapel aus- und einziehen, oder auf seiner herrlichen Rhede liegen? Lassen wir also das; Genf ist darum doch schön, und es hat selbst etwas Großes, Herrliches vor

sich liegen, was der campanischen Hauptstadt fehlt — den Montblanc mit seinen zwei Brüdern, mit seinen Kindern und Hausgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schwierigkeit des Sonetts.

Den Musen bring' und Opfer bring' dem Glücke,
Festhekatomben, welche schneeweiß glänzen,
Begehrst du, daß dein Haupt, schon reich an Kränzen,
Mit des Sonettes Lorbeer noch sich schmücke.

Denn bald zersprengt mit mörderischer Tücke
Der Masse Glut der Form so zarte Gränzen;
Bald fühlst du dich ohnmächtig, zu ergänzen,
Die ein vollkommnes Werk entstellt, die Lücke.

Doch raste nicht, bis dir ein Guß gelungen,
Der blank und voll sich aus der Hülle schäle,
Deß Glanz beschäme jede Lästerungen;

Wo Schönheit all die Glieder ohne Fehle
Mit gleichvertheiltem Leben ganz durchdrungen,
Des holden Leibs allgegenwärt'ge Seele.

G. Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Fortsetzung.)

Sitzung der Akademie der Wissenschaften.

Herr von Olenin glaubt, daß die in Alt-Rjäsan (an dem Orte, wo der Sage nach die Stadt Perejasslawl-Rjäsanski stand) gefundenen kostbaren Schilder einst zur Barme (Fürstenkragen) irgend eines russischen Großfürsten, vermuthlich während der Tatarenherrschaft, gehört haben. Wahrscheinlich hatte man sie, um sie vor den räuberischen Mongolen zu verbergen, an jenem Orte vergraben, wo sie denn, nach dem natürlichen oder gewaltsamen Tode des Besitzers derselben, fast ganz unversehrt bis auf unsere Zeit gekommen sind. — Auf die erste, Herrn von Olenin vorgelegte Frage: wozu diese Schmucksachen gedient haben mögen? antwortet er also: zur Verzierung der heiligen Barmen. Die zweite Frage: wem sie gehört haben? ist indeß schwerer oder vielmehr unmöglich zu lösen; denn auf keinem einzigen der Stücke ist der Name des Besitzers, auch nicht einmal eine Jahrszahl zu sehen. Nur Eines kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gesagt werden, nämlich, daß diese kostbaren Gegenstände in Rußland und zwar nicht später als im 13ten Jahrhundert verfertigt worden sind, ohne Zweifel vor der Zerstörung Rjäsans durch die Tataren im Jahr 1237, oder vor dem Jahr 1210, in welchem der Großfürst Wsewolod diese Stadt in Asche legte. Ueber den alten Gebrauch, nach welchem die russischen Zaren, Fürsten und Bojaren ihre Festkleidungen mit goldenem Geschmeide und Edelsteinen verzierten, führt Herr von Olenin die eigenen Worte eines Ausländers und Augenzeugen an, nämlich des Grafen Carlisle, der als englischer Botschafter den Hof des Zaren Alexei Michailowitsch sah.

Hierauf berichtete der beständige Sekretär über folgende eingekommene Abhandlungen und Berichte, die wegen Mangel an Zeit nicht gelesen werden konnten: vom Akademiker Hamel eine Abhandlung über die vaterländischen Eisenfabriken in geschichtlicher und technischer Beziehung: Einführung des Hochofenbetriebs und des Verfrischens von Roheisen im Innern von Rußland; ein von demselben aufgefundenes handschriftliches Aktenstück, aus welchem erhellt, daß schon vor 164 Jahren, d. h. im Jahr 1669, in Sibirien Smaragde, Topase, Steine „mit Lillaflecken" und Schmirgel, „zur Edelsteinschleiferei sehr tauglich," entdeckt und zum Zaren Alexei Michailowitsch nach Moskau gebracht worden sind. Vom Akademiker Herrmann eine Abhandlung über die Zahl der Morde und Selbstmorde in Rußland in den Jahren 1821 und 1822. Vom Akademiker Brandt ein von Zeichnungen begleiteter Bericht über einige noch unbeschriebene Säugethierarten des akademischen Museums aus der Familie der Stachelschweine. Von Georg Fuß ein Bericht über magnetische Beobachtungen, die seit seiner Abreise aus Peking von Herrn Kowanko, Bergoffizier, daselbst angestellt worden sind. Zum Schluß theilte Herr Akademiker Parrot einzelne Züge aus dem Jugendleben Cuviers mit, die er, als Schul- und Universitätsfreund des großen Naturforschers, aufgefordert von dessen Wittwe, niedergeschrieben, und der Präsident, Geheimerath von Uwaroff, gab eine Uebersicht von Goethe's Leben und Wirken im Felde der schönen Literatur und der Wissenschaften.

Das Bairamfest in Eriwan.

Wir erhalten hier folgende Nachrichten aus unsern persischen Provinzen: Am 21sten März um Mitternacht verkündete der Kanonendonner von den Wällen der Festung Eriwans den Schiiten den Anfang des dreitägigen Bairamfestes, der den Eintritt in das neue Jahr bezeichnet, welches dort mit dem Frühjahrs-Aequinoctium beginnt, und zwar an dem Tage, an welchem, der Sage zufolge, Hassan-Hussein für seine Lehre den Märtyrertod starb. Kaum war dieses Zeichen gegeben, als aus allen Häusern der Muselmänner sich eine Menge Raketen erhoben, deren zahllose Feuer die durch den Kanonendonner aus ihrer tiefen nächtlichen Ruhe geweckte Stadt wunderbar erhellten. Nachdem die Türken ihr neues Jahr auf diese feierliche Weise begrüßt hatten, verbrachten sie die drei Festtage mit gegenseitigen, häufig von kleinen Geschenken begleiteten Besuchen. In dieser Rücksicht herrscht bei den Asiaten der auch bei Europäern eingeführte Gebrauch; zuerst nämlich bringen die mittlern Stände ihre Glückwünsche den höhern und reichen Klassen dar, bei denen sich am ersten Abend des Festes die Freunde, Verwandten und Klienten aus jenen Ständen versammeln; hierauf machen die Vornehmen und Reichen denjenigen ihre Besuche, die sie solcher Ehre werth halten. Jezt haben auch die russischen Beamten angefangen, den Türken dergleichen Besuche abzustatten, als Erwiderung auf die von jenen an ihrem Neujahrstage erhaltenen. Die Türken nehmen diese Höflichkeit mit sichtbarem Vergnügen auf. Bei solchen Gelegenheiten werden Früchte, Konfekt, Scherbeth und andere Leckerbissen herumgereicht, mit Ausnahme des Weins, den der Koran verbietet, dem indeß bei anderer Gelegenheit von den Türken so gut als von den übrigen Nationen zugesprochen wird. Die Damen machen ihre Neujahrsbesuche erst nach der Feier der drei Festtage. Während des Bairams füllt das Volk die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt, und ergözt sich lärmend und jubelnd an gemeinschaftlichen Spielen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. September 1833.

Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!

G. Schwab.

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Von der Stadt oder vom See aus erblickt man zwar den Montblanc von seinen großen Mulets an, aber man kann ihn doch nicht mit seiner Familie übersehen, sondern immer nur einzeln. Um ihm recht in's Haus und auf den Herd zu schauen, muß man nördlich von Genf nach Klein- oder Groß-Sacconex oder auch nur auf den Gaisenweg bei Pregny gehen. Hier baut sich wohl das großartigste Amphitheater in der Welt auf, denn auf jeder seiner Stufen sitzen ein paar Jahrtausende. Zunächst liegt der untere See, der jetzt in ein viel engeres Bett zusammengedrängt ist, als ehemals; darüber die Salèves, welche sichtlich einst nur Ein Berg waren, aber von Erdbeben und Wasserfluthen auseinander gerissen wurden. Mit ihnen fast in gleicher Linie stehen die langen Voirons. Salève und Voirons sind gleichsam die Pfeiler des Proseeniums, die Theaterlogen, denn zwischen ihnen thut sich die ungeheure Bühne auf. Darauf zunächst der spitze Molé als Prologus und Chorführer der höhern savoyischen Alpen, dann der Bresson und der Reposoir. Ueber ihnen erheben sich geisterähnlich die weißen, schneeigen Dome, die Nadeln und Zacken der Faucigny-Gletscher, rechts die ungeheure Masse des Montblanc mit seinen zwei großen Absätzen, die zum Riesengeschlecht der Monts maudits gehören. Dann kommt nach großem Absatz die Aiguille du midi, Saussure's Col du géant, der nadelspitzige Dru, die Aiguilles vertes, und zuletzt links der kuppelartige Buet, der die Brust einer im Kampf gefallenen Titanin zu seyn scheint. Mit ihm endet diese Gletscherfamilie, denn nun schließen jene Voirons das Proscenium wieder, und die Wolken bilden hier oft den Vorhang, der auf- und niederrollt.

Wie ganz anders ist die Nordseite des Sees in der Nähe von Genf! Lauter hübsches, idyllisches Hügelland, das sich nach und nach bis zur dunkeln Jurawand erhebt, die es wie eine dicke, hohe Mauer vor etwas zu schützen scheint, etwa vor dem, was jenseits in weiter Fläche ausgegossen ist. Immer dichter und reicher werden die Seehöhen um Genf angebaut, und ein schönes Landhaus entsteht neben dem andern. Am stattlichsten war bis vor zwei Jahren das Saladin'sche oben bei Pregny, ein schönes Säulengebäude; jetzt steht es aber nur noch im zweiten Rang, denn die Familie Bartholory hat bei Secheron mit ungeheuern Kosten ein Landhaus erbaut, das in Styl und Ausführung sehr schön und reich genannt werden muß. Aus Florenz wurden die Marmorstatuen, Büsten und Basreliefs verschrieben, die das Haus und den Garten zieren. Das Innere zeigt auch im Geringsten königliche Pracht. Die Bartholorys hatten vor dem Ministerium

Villèle nichts; da aber wurden sie von diesem begünstigt und gelangten durch glückliche Papierspekulationen bald zu Millionen. Nicht weniger anmuthig sind die Anhöhen von Genthod und Versoir, das noch immer an das bekannte Voltaire'sche Witzwort erinnert. Den Sitz des Ferneyer Patriarchen sieht man nicht auf dem Seeweg an der nördlichen Küste.

Dampfboote sind für die Gesellschaft sehr angenehm, wenn sich Gruppen bilden, das Gleichgesinnte sich nähern, das Ungleiche hingegen sich abstoßen kann; gerade wie Routs werden sie aber langweilig, unausstehlich und ermüdend, wenn sich darauf zu viel Leute zusammendrängen. Auf dem kleinen Boot waren über vierhundert Menschen fast so eng an einander, wie ihre Thaler in der Schiffskasse. In unserer ganzen Gesellschaft war nichts Hervorstechendes, keine einzige schöne Frau, kein reizendes Mädchen, nur europäisches Mittelgut, Steingut möchte ich sagen, so kalt und spröde war Alles von Anfang bis zu Ende. Hier englische Karrikatur, Gezwicktheit und Anmaßung, dort modern französisches Gehenlassen voll Affektation, dort wieder deutsche Klebrigkeit und holprige Breite. Es kam nirgends zu belebter Unterhaltung, und bei Vielen war es Hauptsache, einen leidlichen Sitz zu gewinnen. Mir war darum nicht bang, und ich hatte Muth genug, eine Entdeckungsreise auf den zweiten Platz zu machen. Parry und andere Reisende in den Polarmeeren und sämmtliche Wallfischfänger, die Spitzbergen besuchen, haben wenig mehr Mühe, durch die Eismassen zu dringen, als derjenige, der hier vom Camin bis zum Boogspriete gelangen wollte. Die Eisblöcke und Eisberge nehmen es nicht übel, wenn man sich mit Aexten durch sie haut, die Phoken und Eisbären gehen ihrer Wege, nicht so die Leute, welche für ihr gutes Geld die zweiten und dritten Plätze auf Erden inne haben. Vor ihnen muß gar leise aufgetreten werden, und man kann sich nur mit langsamer Vorsicht zwischen ihnen hindurchschieben. Gegen die Mitte des Verdecks hatte sich nun vollends ein dichter Knäuel, ein wahrer Rattenkönig von Zuschauern und Zuhörern gebildet. In ihrer Mitte saß, von zahlreichen Flugschriften umgeben, nicht etwa ein Journalist, wie die Spinne in ihrem Verstecke, sondern ein recht hübsches Mädchen, anständig und sittig. Sie rühmte und verkaufte mit guter Methode methodistische Broschüren aus Malans geübter und fleißiger Feder. Da alle diese Schriftchen neben mancher Uebertreibung doch mit großer Innigkeit und Wahrheit abgefaßt sind und darum gut in das Volksleben eingreifen, auch schon manches Gute gestiftet und manches Gemüth von dem Weg zum Verderben zur Einkehr in sich selbst gebracht haben, so gingen sie gut ab, und dieß gab dem Mädchen wohl den Muth — denn Muth gehörte hier allerdings dazu — einige Bemerkungen über das Winzerfest in Vevay zu äußern und es wegen seiner heidnischen Richtung zu tadeln. Damit gelang es ihr aber nicht so gut, und die Leute, denen der Sinn nach Vevay stand und die sich die Freude nicht wollten verderben lassen, wandten sich ab, manche sogar mit harten Bemerkungen. Es hat mich gerührt, das Mädchen erröthen zu sehen. Ihre Stimme brach sich, sie senkte das Köpfchen und schwieg. Es war wohl ihr erster Apostelversuch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

„Du wardst nach Kassel auf das Gymnasium gebracht," fährt der Vater in seinem Schreiben fort, „und ich reiste nach Makao, wo ich mit dem Gelde, das Frau von Elmendingen mir vorgeschossen hatte, ein Geschäft begann, das aber, sey es Mangel an Glück oder an Ausdauer, damals nicht gedeihen wollte. Du weißt, wie ich wieder nach Holland kam, wie ich dich besuchte, wie ich mich beinahe nicht mehr von dir trennen konnte. Friedrich! was ich auch gesündigt haben mag, gegen dich hat mein Herz immer die reinste und innigste Liebe empfunden, und du mußtest das fühlen, als ich dich, zum hoffnungsvollen Jünglinge aufgewachsen, im Hause des Oberförsters wiederfand; die Ueberzeugung davon mußte dir aus jeder Zeile meiner Briefe entgegentreten. Diese warme Zuneigung hat mich zu dem Unrecht verleitet, das ich in diesem Augenblicke schwer büße, weil es mich zwingt, vor meinem Sohne in tiefer Schaam zu erröthen. Ich konnte die Frau nicht lieben, die mich, gleichviel auf welche Weise, ihrem Willen unterthan gemacht hatte; aber das gab mir kein Recht, sie in deinen Augen ihres Werthes zu berauben. Sie hat mit wahrhaft beispielloser Großmuth für dich gesorgt und, das weiß ich aber erst seit kurzer Zeit mit Bestimmtheit, keines der Mittel gebraucht, die sie besaß, um sich selbst in deinen Augen zu erheben und mich zu verkleinern. Sie hat die Rechte des Vaters auf keine Weise angetastet, und was mich die Besorgniß, deine Liebe zu verlieren und sie ihr zugewendet zu sehen, hat begehen lassen, dafür soll und mußte ich ihr, ehe ich sterbe, volle Genugthuung geben. Ich brauche nichts weiter hinzuzusetzen, dein Verstand wird dir, besser als meine widerstreitenden Gefühle es können, die Wahrheit zeigen. Du wirst, da dein Lebensglück noch nicht so furchtbar untergegangen ist, als das meinige, da du Frau von Elmendingen ohne lange genährtes Vorurtheil, ohne Widerstand deines Herzens als deine Wohlthäterin anerkennen kannst, nachdem du dieses Blatt gelesen, zu ihren Füßen sinken und ihr sagen: daß der Unglückliche, gegen den sie sich wahrhaft groß und edel benommen und ihn in den Stand gesezt hat, dem Sohne ein Erbtheil zu hinterlassen, jezt,

wo des Lebens Kampf beendet ist, sie segnet und ihr dankt. Du aber lebe tugendhafter und glücklicher als ich."

Du wirst es begreifen, Kurt, wenn ich dir sage, daß in dem angenehmen Zimmer, daß in dem weichen Bette, in welches meine Großmutter mich gebracht hatte, kein Schlaf meine Augen schloß; daß ich, als der Morgen anbrach, noch tief in das Geschick meiner Eltern, in meine eigene Lage und in das versenkt war, was mir zu thun nun oblag. Daß ich der Frau Gerechtigkeit widerfahren ließ, die so zart und großmüthig gehandelt hatte, daß die Erklärung meines Vaters jeden Zweifel an ihr aus meiner Seele scheuchen mußte, darfst du ebenfalls glauben; aber desto mehr beschäftigte mich die Art meines Benehmens in Hinsicht auf die einzige Angelegenheit, die ich ihrer Leitung weder anvertrauen konnte, noch wollte. Ulrikens Name, Ulrikens Andenken trat vor meine Phantasie. Die Tage der ersten glücklichen Jugendzeit, in welcher unter dem stillen, heiligen Dome des herrlichen Eichenwaldes unsere Herzen sich fanden, wo wir die Augenblicke des Beisammenseyns auf tausend Umwegen erkaufen mußten, weil weder ihre Base, noch mein alter Freund unsere Verbindung billigten; die Stunde unserer Trennung, in welcher wir uns gegenseitig die Schwüre ewiger Treue und Liebe weihten, stiegen hell und schön aus meiner Vergangenheit herauf, und ich verhieß mir auf's Neue, alle Ansprüche zu erfüllen, die das gute Mädchen an mich hat. Du selbst, der du doch jenes Verhältniß als eine jugendliche Ueberspannung betrachtetest, mußtest mir später, als du Ulriken kennen lerntest, gestehen, sie sey eines der vortrefflichsten Mädchen; und wie lange du nun auch über diesen Punkt geschwiegen hast, ich weiß es dennoch, daß du die Festigkeit billigest, mit der ich dem einmal geknüpften Bande getreu bleiben will. Daß sie, wie du mir einst schriebst, die Tochter des Mannes ist, der meine Großmutter unverzeihlich beleidigte und durch eine finstere Intrigue ihr ganzes Lebensglück zerstörte, das ist kein Grund, um mein Versprechen nicht zu halten. Entweder ist Frau von Elmendingen ganz die edle Frau, für die ich sie wirklich halten muß, und dann wird sie begreifen, daß meine Liebe mit ihrem Hasse nichts zu thun hat; oder sie tritt, mindestens in diesem Falle, in die Reihe der gemeineren Naturen zurück, und die Verpflichtung, ihr meine Grundsätze zu opfern, fällt von selbst weg. Daß ich seit einem Jahre nichts von Ulriken weiß, als was du mir sagtest: daß sie sich zu einem Freunde ihres verstorbenen Vaters in die Schweiz zurückgezogen habe, kann ihr kaum zum Vorwurfe gereichen. Meine weite Entfernung, die Leichtigkeit, mit welcher Briefe verloren gehen, die Umänderung aller ihrer Verhältnisse, und vielleicht auch der kältere Ton meiner Briefe, durch Zeit und Entfernung verursacht, könnten mehr als dieses veranlaßt haben. Ja, wer weiß, ob nicht sie selbst Ursache zu haben glaubt, eben so an mir zu zweifeln? In der Gegend von Heitersleben soll sie sich nach deinen Erkundigungen aufhalten, und Mamsell Ulrike Walter wird wohl zu erfragen seyn. Habe ich sie wieder gefunden und schlägt ihr Herz noch für mich, dann führe ich dieses Verhältniß als ein ganz festgestelltes meiner Großmutter vor, und sie wird ein Band weder trennen können noch wollen, das Zeit und Entfernung nicht zu lösen vermochten.

Ich habe an dem ersten Morgen meines Hierseyns des Vaters Auftrag erfüllt, und zu ihren Füßen gesunken, die milden Thränen gesehen, die sie dem unglücklichen, mit sich selbst zerfallenen, aber nicht wertlosen Manne weinte. Ihre freundlichen, liebevollen Worte, die reine Verständigkeit, die aus ihrem Wesen spricht, hat mich über alle Punkte meiner Zukunft beruhigt, einen einzigen ausgenommen. Es muß ihr in vielen Hinsichten Alles daran gelegen seyn, die beiden Ueberreste ihrer Familie zu vereinigen. Seit meiner Ankunft sind mehrere Tage verflossen; ich habe mich meinen Umgebungen genähert und befreundet, und finde mich seltsam heimisch in diesem stillen, einsamen Winkel der Erde. Lebe wohl, Kurt! Mein nächster Brief soll dir sagen, ob ich Ulriken gefunden habe und ob ich Frau von Elmendingen von dem Verdachte frei sprechen soll, daß sie meine Gefühle leiten und mir eine Frau nach ihrem Sinne geben will. Ich habe freilich bis jezt noch keine gegründete Ursache zur Fortdauer meines Argwohns, aber er will dennoch nicht weichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Beschluß.)

Der Frühling in Persien. Die Flüsse Faß und Nagel.

Schon drei Tage vor dem Bairamsfeste herrscht ungewöhnliche Bewegung; die Fruchtbuden, zu denen sich die Leute an diesen Tagen unaufhörlich drängen, werden mit Teppichen drapirt und mit Früchten angefüllt, von denen einige, wie Trauben, Birnen ꝛc., sich sehr frisch erhalten; dieselben werden pyramidalisch aufgestellt und mit Rauschgold ausgeschmückt, mit dem man selbst die zum Verkauf ausgebotenen Fische beklebt sieht. Alles dieß wird von Reichen und Armen aufgekauft, denn der Brauch bringt es mit sich, daß ein Jeder sich zu diesem Feste mit dergleichen Dingen versieht, sollte es ihn auch seinen lezten Heller kosten. Erst in der Mitte des März hat sich der Frühling in dortiger Gegend (noch etwas südlicher als Madrid) eingestellt; die Kälte hatte nachgelassen und von den Wegen war der Schnee geschwunden, der indeß immer noch mit weißer Hülle alle Pläze der Stadt und ihre Umgebungen deckte, während im benachbarten Grusien schon Alles in voller Blüthe prangte. So verschieden gelaunt ist die Natur in einer geringen Entfernung. Nach Aussage dortiger Landleute hat die Strenge und Unfreundlichkeit des lezten Winters großen Schaden unter dem Wollenvieh angerichtet, da selbiges sich auch im Winter von der Weide nährt.

woran es aber dießmal, des hohen Schnees wegen, völlig gebrach, daher die Schafe theils umkamen, theils zu den niedrigsten Preisen verkauft werden mußten. Nach frühern Erfahrungen glaubt man nun, daß der diesjährige Sommer, im Gegensatze des ungewöhnlichen Winterfrostes, sehr heiß und reich an Getreide, Wein und Früchten aller Art seyn wird. Da so viele Bewohner jener Gegend nebst ihren Familien einzig vom Ertrag ihrer Gärten leben, so wäre aufrichtig zu wünschen, daß nur die lezte Hälfte dieser Prophezeiung in Erfüllung gehen möchte, indem die Hitze unter dem dortigen Himmelsstriche eben so unerträglich, als der Gesundheit nachtheilig ist.

Wenn man sich in der Welt, und so auch in Rußland, die Mühe geben wollte, Nachrichten über Begebenheiten zu sammeln, welche die Geschichte mit Stillschweigen übergeht, die Sage aber im Andenken des Volkes erhalten hat, und man darin das Wahrscheinliche von dem Unglaublichen sonderte, so würde sich Vieles, das uns bis jezt unbegreiflich scheint, leicht erklären. An der großen Moskowischen Straße liegt, zwischen den Stationen Brounitzy und Saitzow, das Dorf Krasnoje Stanki (das schöne Lager). Vier Werst weiter führt eine steinerne Brücke über einen Fluß, den nicht weit von da die beiden Flüßchen Botschka (Faß) und Gwosd (Nagel) durch ihre Vereinigung bilden. Diese sonderbaren Namen erregten in Herrn Kornilowitsch in Nowgorod den Wunsch, ihren Ursprung zu erfahren. Nach wiederholten Erkundigungen bei den Bewohnern jenes Orts erfuhr er endlich Folgendes. Im Jahr 1570, als der Zar Joan Wassiljewitsch der Furchtbare mit seinem Heere aus Moskau zog, um die Nowgoroder zu züchtigen, die der Absicht beschuldigt wurden, sich unter die Herrschaft des Königs Sigismund August stellen zu wollen, verbreitete die Kunde davon Schrecken und Besorgniß im ganzen Lande. Die Bewohner der Gegenden, durch welche die große Straße ging, verließen, von Furcht und Angst getrieben, ihre Wohnungen, gaben alle ihre Habe auf und suchten in dichten Wäldern Sicherheit. Diese Flucht mißfiel dem Zar; er sah darin einen Beweis, wie sehr das Volk ihm abgeneigt war. Das Dorf Krasnoborje lag damals an der großen Straße von Nowgorod. Die Bewohner desselben hörten von dem Schrecken ihrer Nachbarn; allein, ihrer Unschuld sich bewußt, achteten sie nicht auf die vermeintliche Gefahr und hielten sich ruhig in ihren Wohnungen. Dem alten Gebrauche ihrer Vorfahren getreu, gingen sie mit Brod und Salz dem Zar entgegen und erwarteten ihn vier Werst vor ihrem Dorfe, nicht weit vom Zusammenfluß jener beiden Flüßchen. Als der Zar sich ihnen näherte, fielen sie auf ihre Knie und baten mit Thränen, er möge ihre Gabe nicht verschmähen. Dieser Ausdruck ihrer Ergebenheit gefiel dem Beherrscher Moskwas. Das ihm dargebrachte Brod und Salz nahm er gnädig an, ließ sich sein Reisefäßchen mit Branntwein holen und bewirthete die guten Krasnoborser. Im Gespräch mit ihnen wollte er die Namen der beiden Flüßchen wissen, und da er erfuhr, sie haben keinen, ließ er in den einen das geleerte Fäßchen und in den andern den Spund werfen und sagte: „Von nun an heiße dieser Botschka (das Faß) und jener Gwosd (der Nagel).“ Hierauf dankte er den Bauern für ihre Anhänglichkeit an seine Person und ihre Treue, und hieß sie in Ruhe und ohne Furcht in ihr Dorf zurückkehren und dort seine Ankunft erwarten. Das Heer rückte gegen Nowgorod. Indessen behagte es dem Zar, mit seinem Gefolge 35 Werste von der Stadt in jenem Dorfe, das er sein schönes Lager (Krasnyi Stan) nannte, zu verweilen, und bei seiner Abreise ertheilte er den Bauern einen Gnadenbrief, der nachher nach Moskau gebracht und in dem Oekonomiekollegium niedergelegt wurde.

Zürich, August.

Der Hütliberg.

Es gibt in der Gegend nur Einen Punkt, von dem man den ganzen, gleich einem Horn gekrümmten See überschauen kann. Dieß ist der Hütlibergsfelsen, der wie ein Bonapartischer Hut — daher der Name — zwischen Limmat und Linth aufgestülpt wurde. Die Züricher lustfahrten zuweilen dahin, aber nur im Frühjahr, wenn die Hitze das Klettern nicht so sehr erschwert. Als Fremder muß man sich dazu im August wohl noch bequemen. Merkwürdig ist der Hütli in der Züricher Geschichte durch das Schloß Uto, wo zur Zeit ein Regensberg hauste und der reichen Bürgerschaft mit seinem Troß und seinen Jägern und Hunden zur Last fiel. Rudolph von Habsburg, der damals noch nicht dachte, Kaiser zu werden, und sich eine Ehre daraus machte, den Schirmvogt der Schweizerstädte abzugeben, überlistete den Junker dadurch, daß er sich, wie dieser zu halten pflegte, weiße Pferde, weiße Hunde und weiße Bursche anschaffte; mit diesem Maskenzug rückte er eines Abends, die Knechte täuschend, in die Burg und bemächtigte sich derselben sammt den Reisigen, die sofort mit ihrem Herrn herankamen und sich höchlich wunderten ob dem Spasse. Vom Schloß ist wenig mehr sichtlich. Der Weg geht daran vorbei und führt zulezt in's Gebüsch, wo man sich das Vergnügen machen kann, wie an einer Leiter den zerbröckelten Felsen hinanzuklimmen. Man muß sich nicht umsehen, bis man auf dem Gipfel ist, so belohnt die Aussicht den Vorwitz; denn wie durch Zaubergewalt entrückt, erblickt man, aus den Birken und Buchen tretend, plötzlich ein neues Thal mit neuen Bergen, neuen Alpen: der Rigi im Vorgrund, hinter ihm das ganze Berner Oberland und rechts hinab die Wellenlinien von Zug, Bern, Luzern, Aarau und Solothurn; der Jura macht die Grenze. Wenn man bei diesem Bilde hinreichend verweilt hat, bemerkt man erst, daß der Zürichersee verschwunden ist und daß man höher, den Rücken des Hütli hinauf, pilgern müsse, um die andere Hälfte des Panorama's zu gewinnen. Ich fand daselbst ein paar Leute, die Haide urbar machten, und eben auf der Kuppe eine kleine Kapelle nebst einer mit dürrem Laub bedeckten Hütte, worin ein in die Erde befestigter roher Tisch und zwei lange, gleichfalls festgemachte Bänke standen, zum deutlichen Beweis, daß Gott Bacchus da wohl öfters in Gesellschaft Silens und munterer Züricherinnen einkehrt. Man hat von hier noch hundert Schritte auf den Felsengipfel, der wie ein äußerster Schnabel des großen Bergschiffs in die See hinaussteht. Eine Baumstange ist darauf tief in die Erde gepflanzt, woran man sich halten muß, damit einen der Wind nicht fortbläst. Ich stand, versunken in die Betrachtung der weit ausgebreiteten Gegend, allein auf dem hohen Felsengipfel und sah auf der blauen Fluth die Segel wie Schwäne schwimmen. Fern hinter den uferbegrenzenden, weißglitzernden, zahllosen Dörfern und Städten schimmerten der greise Scheitel des Dödi, der Glarnisch und Haubenstock wie vom Blitz gespaltene Wolken. Da riß auf einmal ein großer Theil des Himmelsvorhangs entzwei, der auf dem Kanton Graubündten lag, und zwischen durch zeigte mir der allerhöchste Theatermeister die ganze in der Abendsonne liegende Alpenlandschaft im griechischen Feuer, gar wundersam anzuschauen. Der Zürichersee mit Rapperschwyl und seiner siebzehnhundert Fuß langen Verbindungsbrücke bildete dazu nur den dunkeln Vorgrund, dessen sich die Maler bedienen, wenn sie Lichteffekte auftragen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. September 1833.

Für einen, der bebende faßt wie ihr,
Zeigt' ich genug; ein Flor, und nicht ein Busen,
Versteckt mein armes Herz.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine B...

Heitersleben.

Die Krankheit deiner Tante, liebe Wilhelmine, die dich hindert, uns zu besuchen, konnte zu keiner schlimmern Zeit kommen, als eben jezt, wo deine Gegenwart für mich so wohlthätig wäre... Die beiden blühenden Myrthenbäumchen kommen mit, auf daß du sie betrachtest und ihr schönes Bild recht in dein liebes Gemüth prägest, ehe der Frühling kommt, wo ich einen Kranz ähnlicher Blüthen auf dein bräutliches Haupt setzen werde. Gewöhnen muß man sich an Alles, zuweilen auch an das Schöne und Gute; darum pflege und beschaue diese Boten des Liebesglücks, und gedenke dann auch der Zeit, wo ich dir keine Zeichen der Freundschaft in die weite Ferne nachsenden kann, die dich von mir trennen wird. Du wirst dich wundern über die trübseligen Gedanken, die in mir aufsteigen, und glauben, es müsse von außen etwas meine fröhliche Stimmung verscheucht haben. Dem ist aber nicht so; im Gegentheil habe ich mehr als gewöhnlich zu denken und zu thun, denn Vetter Friedrich ist seit einigen Tagen auf Heitersleben eingezogen, und die Anwesenheit des lange erwarteten Gastes hat unserm Stillleben eine Abwechslung und Lebendigkeit gegeben, die zwar an sich recht angenehm ist, aber doch meine Geschäfte so sehr vervielfacht und überdieß mich so ganz aus meinen Gewohnheiten heraus drängt, daß ich mich oft am Abend eines völlig angefüllten Tages, aus dessen Bilde wenig freundliche Erinnerungen mich anschauen, fragen muß: ob ich wirklich dieselbe lustige, heitere Pauline noch sey, die sonst in dem Kreise der Freundinnen und unter den Augen der geliebten Großmutter nichts Langweiliges in ihrem Leben kannte, als daß die Nacht der Reihe schöner Genüsse folgen und man mit Schlafen so viele Stunden des Daseyns verlieren müsse. Du darfst nun aber das, was ich sage, nicht so aufnehmen, als sey Friedrich ein verdrießlicher, fataler Mensch, der durch seine Gegenwart lästig falle. Freilich, mit mir gibt er sich keine große Mühe, und es wäre mir nicht zu verdenken, wenn ich ihn zuweilen etwas unmanierlich fände; aber alle Andern im Hause loben ihn sehr, er ist mit Jedermann freundlich und gesprächig, und du weißt, wie viel das hier zu Lande bedeutet, wo, besonders bei unsern rechtlichen Leuten, ein gutmüthiges Wort größern Werth hat, als ein Silberstück. Daß er bei unserer Großmutter viel gilt, magst du daraus schließen, daß sie, was man ihr von seinen Vorzügen, seinem Geiste, der Güte seines Charakters und Herzens gesagt und geschrieben hat, noch weit übertroffen findet. Das hat sie mir nun zwar nicht

deutlich gestanden, denn sie spricht nicht viel darüber, aber ich habe es aus mancher Aeußerung gemerkt. Du weißt, wie unendlich lieb ich sie habe, wie sie mir das Vorbild ist zu jeder weiblichen Tugend, wie mein Herz von jeher mit der innigsten Hingebung, mit dem unbegrenztesten Vertrauen an der Frau gehangen hat, die mir Vater und Mutter ersezte, also glaubst du wohl, daß ich mich ihrer Freude freue. Aber wie ganz anders war es, wann du, oder Henriette, oder Philippine, oder zuweilen alle mit einander sich einfanden in unserm gastlichen Hause! Gewiß, es ist wahr, was ich einmal las und damals fast nicht glauben konnte: die Männer taugen eigentlich durchaus nicht in weibliche Gesellschaft und richten immer Unheil und Zerstörung an, wenn sie dahin kommen. Sieh nur, wie es mir geht! Du weißt, daß ich die Uebungen der frühern Mädchenzeit noch unter der Leitung meiner guten Mutter fortsezte; jezt hingegen sizt Steinau nach dem Frühstücke bei der Großmutter, oder sie gehen mit einander in die Bibliothek oder in das Treibhaus; ich könnte nun freilich mitgehen, allein er scheint es nicht zu wünschen und sie — Außerdem bin ich gewöhnt, mich in diesen Morgenstunden anhaltend zu beschäftigen, und halte es nicht für heilsam, wenn der Mensch ohne Noth aus irgend einer guten Gewohnheit heraustritt. In meiner Großmutter Zimmer arbeiten kann und mag ich nicht, schon darum, weil es mir von dem feinen, gern persifflirenden Herrn leicht als Affektation gedeutet werden könnte, und so bin ich auf mein Stübchen und meine Einsamkeit beschränkt, wo ich mir wirklich oft recht einsam vorkomme. Reitet er vor dem Mittagessen noch aus, so muß sein Zimmer in Ordnung gebracht werden, denn die Mutter sieht gerne, wenn es dort recht hübsch ist, und obwohl es eigentlich das Stubenmädchen unter meinem Befehle thun sollte, so ziehe ich doch vor, es selbst zu machen, die Blumen und blühenden Gesträuche zu besorgen und zu erneuern — man kann sich ja doch nie ganz auf die Dienstboten verlassen. Die Nachmittage, wo sonst meine Mutter und ich mit einander an unsern Arbeitstischen näheten und strickten, und die so herrlich waren, wo sie so ganz sich zu mir herabließ und durch ihr Vertrauen mir jeden geheimen Gedanken aus der Seele zu holen wußte; wo die Ausstattungen aller kleinen Kinder in unserer Nachbarschaft warm und hübsch aus unsern Händen hervorgingen und so manchem armen Taglöhner die zerrissene Kleidung ersezt ward, wo wir plauderten, scherzten, lachten, und kein Mensch der Matrone ihre Jahre angesehen hätte — die werden jezt beim Kaffeetische, meist in Gesellschaft junger Männer zugebracht, die nicht versäumen, den neuen Ankömmling auf Heitersleben zu begrüßen und ihren Theil von all dem zu empfangen, was da an vielfachen Genüssen zu finden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich mich von dem weiblichen Apostel abgewandt, da sah ich auf dem ersten Platz einen jeune France, nicht ungeleckt, mit wachsleinwandenem Hut und Knotenstock, wie viele seiner Genossen, sondern sehr elegant und modisch aufgestuzt, mit gekräuseltem Spitz-, Hals-, Schnauz- und Stutzbart, zwischen deren respektiven Compartiments mit vieler Kunst und Sorgfalt dünne Streifen fein rasirt waren, wie Fußpfade im Gehölz. Backenbärte, die dem Mann so wohl anstehen, tragen diese Leute nicht, expreß um den König Louis Philipp, der bekanntlich viel auf einen großen und dicken Backenbart hält, ihre Verachtung recht schmerzlich fühlen zu lassen. Es gibt eine Hundeart, Rattenfänger genannt, welche gerade so aussehen. Mit einem Fuß stand der jeune France auf einem Haufen Ketten, und diesem entsprach der linke Arm, der, wiewohl er das Doppelorgnon vorzuhalten hatte, doch um einen Pfeiler des Zeltes geschlungen war, während er in der rechten Hand ein schwarzes Ebenholzstöckchen mit dickem goldenem Knopf und eben so dicker Quaste drehte. Eine junge Engländerin, die hinter dem Sonnenschirm ihrer Mutter saß, zeichnete den Mann in ihr Zwickbuch, und ihr Blick hatte dabei den Ausdruck süßer Bewunderung. Das Mädchen war sehr geschnürt und hatte graue Schnürstiefelchen an und einen ungeheuern Polissen.

Das Copeter Schloß zeigt sich zwar noch immer so stattlich wie ehemals, leider aber mit von oben bis unten verschlossenen Fensterläden; denn die Herzogin von Broglie, Tochter und Erbin der Frau von Staël, auch Erbin ihres Sohns und Enkels, kommt nur selten im Sommer auf kurze Zeit hieher, wiewohl sie in Paris nichts Aehnliches aufzuweisen hat. All das heitere, bunte, geistreiche Leben, welches einst diese weiten Säle und Gemächer füllte, ist nun stumm und todt und das Gebäude ist wie eine große Fabrik anzusehen, deren Besitzer auf weite Reisen gegangen und seit Jahren verschollen ist. Im Wäldchen, links vom Schloß, liegt sie jezt still in ihrem Marmorgrab, sie, die sich einst so sehr im Lauten, Geräuschvollen und Glänzenden gefiel. Der jeune France hatte beim Vorbeifahren seine Gläser auf das Schloß gerichtet und sagte: il est vrai, cette femme ne manquait pas d'une certaine fraction d'esprit; il y a du chaud et du volcanique en elle, mais elle n'a pourtant pas d'avenir parcequ'elle ignore la crispation souterraine de son siècle et la divine coagulation des peuples et des zones. Die Engländerinnen stießen sich an und konnten sich kaum vor Entzücken fassen.

Bei Copet nimmt die Landschaft für einen Augenblick einen mannigfaltigern und größern Charakter an, denn drüber liegt gar malerisch das französische Gex, der vorgeschobene Posten des Dep. de l'Ain, und von da zieht sich

die von Napoleon angelegte Straße in zackigen Linien die Faucilles hinauf zum Jura, dessen dunkle Mauerlinie hier durch schönere Berg- und Felsenformen unterbrochen und durchschnitten ist. Nach der freundlichen Gordane, einem Landhaus in runder Tempelform, das der Graf Doyen gebaut hat und das zwischen malerischen Baumgruppen steht, wird das Uferland wieder matt bis Nyon. Hier aber steht das alte Schloß mit seinen Thürmen, Zinnen und Vorsprüngen, mit seinen Terrassen und Baumgruppen sehr anmuthig über der kleinen Stadt, als Wächter, Aufseher und mittelalterlicher Herr. Mir schien es immer eine alte Romanze in Assonanzen unter den schön klingenden, aber leeren Reimen unserer Zeit, die doch in mancher Hinsicht gar ungereimt ist. Der jeune France meinte, qu'il faudrait broyer toutes ces tannières de la féodalité pour porter enfin l'humanité à son perihélie. Jenseits Nyon zeigt sich gleich auf einer der nächsten Anhöhen ein Schloß anderer Art: Prangins, in der französischen Kaiserzeit Joseph Napoleon gehörig. Es ist allerdings eine der schönsten Besitzungen des Waadlands. Jetzt gehört es nicht einem Kaiserbruder und König, sondern einem ehemaligen Pastetenbäcker, der sich in der Rue Vivienne zu Paris ein großes Vermögen zusammengebacken hat.

Von Nyon hinauf zieht sich der zweite Uebergang über den Jura nach Frankreich, der die Dole links liegen läßt und sich nach den Rousses wendet. Nach einer schönen Waldung, die bis an den See geht und ein Trost der Jäger in dieser sonst jagdarmen Gegend ist, beginnt vor dem nun immer mehr zurücktretenden Jura die Anhöhe, welche sich einige Stunden lang fortzieht und eines der herrlichsten Bergwerke des Landes ist, denn an diesem Berg wird auf flüssiges Gold gebaut. Die weinreiche Côte beginnt jedoch ihre Classicität erst von dem Seestädtchen Rolle aufwärts. Dem Reisenden, der irgend Zeit hat, rathe ich, hier auszusteigen und über Mont hinaufzugehen, bis er auf den höchsten Punkt gelangt. Hier ist er auf dem berühmten Signal von Bougi oder von Aubonne, das viel und weitgereiste Wanderer als eine der herrlichsten Stellen nicht blos der Schweiz, sondern der Welt betrachten, so auch der weitgereiste Tavernier, den diese Gegend so entzückte, daß er die ganze damalige Baronie Aubonne kaufte und da bis 1687 lebte. Freundlich hat vor einigen Jahren der Bankier Delessert in Paris, der aus Waad stammt, hier zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reisenden eine offene Rotunde errichten lassen. Die ganze Pracht und reiche Herrlichkeit des Genfersees ist hier von Villeneuve bis Genf, von der Einströmung bis zur Ausströmung der Rhone, ausgebreitet, und nichts entgeht dem Auge von dem Schweizer und Savoyer Uferland, keine Stadt, kein Dorf, kein Weiler, ja keine Sennhütte an den Bergen. Wenn sich das Auge sattgespiegelt hat auf der blauen Fluth, wenn es lang genug den lateinischen Segelschiffen nachgezogen, wenn es müde geworden ist zwischen den Zacken, Zähnen, Gipfeln und Felsenwänden des Chablais, wenn es auch die Wunderwelt der Faucigny-Gletscher nicht mehr fesselt, so wende man sich schnell um und beruhige es durch die reiche, üppige Gartenfläche des Waadlands, hinten begrenzt durch des Jura ernste Waldwand, die sich wie eine dunkle Heroensage aus der Vorzeit hinzieht. Das ganze Gemälde stellt ein recht hübsches Fürstenthum dar, denn der Durchmesser des Gesichtskreises geht von den Mittagshörnern an der Ostgrenze des Kantons Friburg bis zu den Bergen in der Bresse; von der Dole bis zum Montblanc und von den Bergspitzen des Berner Oberlandes bis zum Credo hinter dem Fort de l'Ecluse. Könnte man sich auf diesem Punkt noch um einige Hundert Fuß erheben, so würde man, glaube ich, die drei höchsten Stellen Europa's: den Montblanc, den Montrosa und die Jungfrau, zugleich sehen. Von diesem Signal aus bemerkt man auch recht die Aehnlichkeit des Genfersees mit dem Bodensee: Rhone und Rhein, die so nahe bei einander entstehen, daß sie denselben Wiegennamen haben; beide von Ost nach West durch ihre großen Seen fließend; Villeneuve und Bregenz, Château-Chillon und Lindau auf Inseln an der Nordostseite, Mörsburg und Aubonne, Genf und Konstanz an der Ausströmung des Flusses; ein verengter See im Westen; kurz gar Vieles trifft zusammen bei dem Rhone- und Rheinsee.

Ich dachte, in meinem ersten Brief wenigstens bis Vevay selbst zu kommen; aber meine Feder kann nicht Schritt halten mit dem Dampfboot; also genug für heute.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, August.

(Beschluß.)

Friede im Lande.

Als ich nach der Stadt zurückkehrte und auf den Café Safran kam, wo um die achte Stunde allemal drei weißgepuderte Herrn und eine Zopfperrücke anzutreffen sind, sagte mir der Garçon leise in's Ohr — laut durfte er bei den aristokratischen Gästen das nicht thun — die Stadt Basel habe die Thore geöffnet, es sey Friede im Lande. Ich bin nichts weniger als kriegslustig, aber das hätte ich gerne gesehen, daß der Krieg sich ein Bischen in die Länge gezogen hätte, blos aus Rücksicht für die Journalisten, denen durch diese Angelegenheit ein neuer Stern aufzugehen schien. Seit drei Jahren haben sie in Paris geblasen und in Deutschland mitgeblasen, um die große europäische Flamme anzufachen; tausend Gründe und Zänkereien wurden angewendet, aber vergeblich. Die heilige Allianz nicht allein, auch die neugemachte Krone Frankreich will den Frieden. Ich hörte noch den vergangenen

Winter einen Redakteur des National sagen: „Krieg muß es werden; denn wenn er nicht von Belgien kommt, so kommt er von der Moldau, oder von Egypten, und wenn er nicht von dort kommt, so kommt er von Portugal, oder von England, und wenn er auch nicht von dort kommt, so kommt er von Deutschland, oder von uns selbst, oder von der Schweiz; denn die Schweiz ist ein wahrer Kriegs- und Revolutionsherd, worauf ganz Europa schmiedet.“ Unglückseliger National! alle Hülfsquellen sind erschöpft, selbst die Söhne Tells stecken das Schwerdt ein, die lezte Hoffnung ist dahin! Es wird kein Krieg, es bleibt bei'm alten, dir so langweiligen Frieden und bei'm juste milieu der Politik. Die Schwyzer Bauern haben sogar ihren Nichtschwyzern oder Außerschwyzern die Hand geboten und gleiche Rechte an Kühen, Käse, Milch und Butter zugesichert. Nein, die Welt ist nicht verdorben, es ist die alte, schönste, beste Welt, und es geht in ihr Alles gut, weil es einmal nicht anders geht, sagte der Magister Panglos, dessen Vater, Voltaire, auch einen Theil des Fluchs des neunzehnten Jahrhunderts tragen muß.

Napoleon, als er in der Schweiz die Vermittlerrolle übernahm, sagte zu den Söhnen und Verwandten der tapfern Hirten: „Es wäre gar nicht klug, wenn ein Mann euch und eure Staaten ändern wollte. Ihr seyd von der Natur zu Republiken und zum Föderativsystem bestimmt. Eins aber thut euch Noth, und da ändert schnell, damit ihr untereinander nicht Fürsten und Knechte spielt, wie bisher, und Alle frei und Alle gleich seyd. Mit Einem Wort, schafft eine Nationalrepräsentation nach Sprache, Religion, Sitten, Bildung, Volkszahl und Lokalinteressen.“ Es ist aber Napoleon nicht gelungen, den harten, ernsten Felsen der Alpen zu erweichen; der so genannte Obscurantismus und der Patricismus blieben wie das Rhododendron, dessen Heimath die Alpen sind. Darum glaube ich auch nicht, daß jezt die Taille beendet ist. So lange die Spielsüchtigen Geld haben, setzen sie niemals Alles auf Einen Wurf. — In den Kaufläden und Gasthöfen hat die Agilität etwas abgenommen. Die Füßli und Keller und Orells beklagen sich, daß der Krieg ihren Debit an Wasserfällen, Gletschern, Sennhütten und Teufelsbrücken verringert habe. Ich muß inzwischen zum Ruhme der Bellona bemerken, daß sie dafür auf anderer Seite entschädigt wurden, indem sie Heldenschlachten und Karrikaturstücke drucken lassen konnten. Der Schwyzer Oberst Abyberg, der den Reigen zu martialisch in Küßnacht eröffnete und sogar eine Schanze bei Tells Kapelle anlegen ließ, derselbe Oberst, den sie vor ein Kriegsgericht stellen und richten wollen, weil er den Befehl des geheimen Raths vollzog, befindet sich jezt kolorirt auf der Fensterparade, mit einem Schnurrbart von zwei Rattenschwänzen, groß wie chinesische Zöpfe, ein langes Raufschwerdt an der Seite tragend und eine Kanone abfeuernd, worauf geschrieben steht: Schwyz inneres Land an die Gemeinde Küßnacht. Es erscheint auch eine Broschüre über den neuesten Schweizerkrieg mit dem Landeswappen, damit man sieht, wie sich die zwei-und-zwanzig Kantone ausnehmen in ihren Lorbeeren. Kein Mensch hätte gedacht, daß dieselben so schnell erfochten würden, und die Freikorps ärgern sich, daß sie die Uniform blos auf acht Tage machen ließen, wie ich mich ärgere, wenn ich nun Morgens und Abends die Hornmusik nicht mehr höre, die die Schützen anführt. Ich bilde mir ein, der Freiheitsfreund in Stafa wird ganz wüthend, wenn er sieht, daß die Vierwaldstädter sich nicht mit der Eidgenossenschaft schlagen. Am Ende geht noch die neue Bundesurkunde durch, und dann ist gar nichts mehr mit den Leuten anzufangen. Ja, ja, die helvetische Republik könnte leicht so glücklich seyn, ein Reformprojekt zu realisiren, und das wird ihr kein Staat nachmachen, das Fürstenthum Nudelfingen ausgenommen.

Dresden, August.

Das Vogelschießen. Launen des Jahrgangs.

Jupiter pluvius hat es dießmal mit der ganzen hiesigen untern Volksklasse und dem größten Theile des Mittelstandes völlig verdorben. Zu dem uralten, jährlichen Vogelschießen waren ungewöhnliche Anstalten gemacht worden. Außer einem Uebermaaße von wohlausgestatteten Restaurateurzelten, Würfelbuden und Tischen aller Art bot besonders der dem Elbufer am nächsten gelegene Theil der Wiese, welcher unter der Benennung des wilden Viertels bekannt ist, neben seinen zahlreichen Karroussels mit und ohne Bajazzo, seiner Menge Guckkasten und mancherlei stehend gewordenen Sehenswürdigkeiten, eine große Kunstreiterei, hochgerühmte indianische und deutsche Gaukler, russische und deutsche Schauspieler, merkwürdige Riesen von Ochsen u. s. w. dar. Allein die Plazregen, welche schon Sonnabends den 27sten Juli auf die Gründung, Befestigung und Ausschmückung der, mitunter sehr artig dekorirten, linnenen und hölzernen Erfrischungsräume und Garküchen einwirkten, holten nur Nachmittags ein wenig Athem, um den ganzen Sonntag desto leidenschaftlicher über die Wiese und ihre mannigfachen Herrlichkeiten und Wunder herzufallen. Und gerade der Sonntag der Vogelschießwoche ist für die wohlhabenden Handwerksleute und ihre Kinder und für die benachbarten Dörfer eine Art von heiligem Christ im Sommer. — Obschon das bunte, fröhliche Gedränge daher ganz wegfallen mußte, so führte die alte Gewohnheit doch immer noch der Besucher mehr als genug auf die Wiese, um das reizende Grün, womit diese geziert ist, in ein von Flüssen viel, aber nicht anmuthig durchschnittenes Grau umzuwandeln. Vergebens war der Montag recht schön. Der fortdauernde graue Schmuzteppich erlaubte nur wenig Gebrauch davon zu machen; und nachdem der heitere Dienstag bereits die glücklichsten Aussichten verheißen, schlug der regenvolle Rest der Woche jede fernere Hoffnung zu Boden. Sogar die Verlängerung des sehr charakteristischen Volksfestes um die Hälfte der folgenden Woche gewährte keine Entschädigung, wegen der fortdauernden Herrschaft des Regenwetters.

Der Sommer scheint in diesem Jahre überhaupt seiner alten Gewohnheiten überdrüssig zu seyn. Wie mancher reiche Wildfang in den ersten Jünglingsjahren, vergeudete er sein Sonnengold bereits im Mai und Juni. Daher wollte es denn schon im Juli nicht mehr recht fort mit ihm. Während der ersten Tage dieses Monats umrauschten hier und da dürre Oktoberblätter schauerlich die Füße der Spaziergänger, und aus den meisten Bäumen blickt schon das ganze abgenuzte Herbstgesicht mit seinen fahlen Runzeln hervor. Die aus den Bädern zurückkehrenden Durchreisenden lassen sich einstimmig in Klageliedern über die äußerste Ungunst des Himmels vernehmen, mit Ausnahme derjenigen vielleicht, die durch Jugend und Liebe in den sogenannten dritten Himmel erhoben wurden, welcher bekanntlich durch ewige Klarheit sich auszeichnet und, nach der Behauptung des gemeinen Mannes, voller Geigen hängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. September 1833.

— So ist's,
Bist du, der größte Krieger in der Welt,
Jezt nicht der größte Lügner.

Shakespeare.
Antonius und Cleopatra

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

Die am Ende Juni d. J. bei den Brüdern Firmin Didot in Paris in zwei Bänden erschienene und mit seltener typographischer Schönheit ausgestattete Korrespondenz Napoleons mit Josephinen *) dürfte ohne Zweifel, weß Glaubens an den — sit venia verbis — unsterblichen Todten man auch sey, lebhaftes Interesse erregen. Die Originalien kamen nach dem Tode der Kaiserin Josephine in die Hände ihrer Tochter, der Herzogin von Saint-Leu, deren Pietät gegen die geliebte Mutter wir die Mittheilung derselben verdanken. Durch einige, dem Verbannten auf St. Helena in den Mund gelegte Aeußerungen, welche in dem Mémorial de Sainte-Hélène vorkommen, und einen nachtheiligen Schatten auf Josephinens Charakter warfen, fühlte sich das Herz der Tochter verlezt, und schon im Jahr 1825 sollte durch die Kundmachung dieser Briefe der Beweis geführt werden, daß Napoleon hier entweder mißverstanden, oder daß, wie der Herausgeber derselben sich ausdrückt, dessen Gedanken schlecht redigirt worden seyen. Allerdings steht, was Napoleon hier selbst sagt, mit dem, was ihn das Mémorial sagen läßt, im Widerspruch; denn in den 228 Briefen desselben, die hier mitgetheilt werden, und zwar vom ersten (18ten Messidor, Jahr IV — 6ten Juli 1796) bis zum lezten (Freitag—wahrscheinlich im August oder September—1813, also vier Jahre nach der Scheidung) spricht sich nur Liebe, Zärtlichkeit, Achtung, Vertrauen, Hingebung aus, und die zärtlichste Sorge für die Gesundheit der geliebten Gattin, ja die Bekümmerniß darum und der Wunsch, sie zufrieden zu wissen, und das Verlangen, die Zumuthung, heiter zu seyn, damit auch er es seyn könne, sind ein stehender Artikel in allen diesen Briefen, ungeachtet es nicht zu leugnen ist, und selbst aus diesen Briefen, was die Tochter in ihrem frommen Eifer übersehen, mittelbar erhellt, daß Josephine ihm mitunter das Leben doch ein wenig sauer machte. Oder hat Napoleon etwa 18 Jahre hindurch hier nur Komödie mit Josephinen gespielt? Das wäre verzweifelt lang, und langweilig zugleich für einen tragischen Helden, wie er war! Und wozu hätte es dienen sollen? Josephine war, wie jede Frau in diesem Punkte, zu klug, als daß sie den Betrug nicht gemerkt hätte, sie mußte wissen, wie die Zärtlichkeit aus der Ferne und auf dem Papier sich zu der Zärtlichkeit im Leben, daheim und unter vier Augen verhalte. Es ist aber bekannt, welchen großen Werth, bis zur Vergötterung, Josephine auf

*) Der Titel der Schrift ist: Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire, et lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille. Paris 1833.

Napoleons Briefe legte. Und wenn sie an die Wahrheit der darin ausgedrückten Empfindungen glaubte, welchen Grund haben wir, nicht daran zu glauben? Oder wollte etwa Napoleon diese Komödie vor der Welt spielen? Der Gedanke, daß diese Briefe einst der Oeffentlichkeit übergeben würden, kam ihm wohl nie in den Sinn, weder früher, noch später; früher nicht, weil er sonst nicht so sich hätte gehen lassen, und später nicht, weil er sonst manche, namentlich die vom Jahr 1796, während seines ersten Feldzugs in Italien, in denen er für seine „adorable amie, belle et bonne, toute non pareille, toute divine, ame de ma vie, sentiment de mon coeur" glüht, schwärmt, seufzt, wie ein verliebter Lieutenant ihr „mille baisers tendres, amoureux, brulants etc." zuschickt und nebenbei eine Schlacht nach der andern schlägt und gewinnt, ohne Zweifel würde vernichtet haben, damit die Welt nicht erfahre, daß auch er, wie jeder Andere, unterthan sey den menschlichen Schwachheiten, wiewohl gerade diese Schwachheiten ihn, den großen Mann, unserm Herzen näher rücken. Dem sey jedoch, wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß diese Briefe ein eben so merkwürdiger als interessanter Beitrag zur innern Geschichte dieses außerordentlichen Mannes sind, indem sie dessen innerste Gedanken offenbaren, die Bewegungen seines Gemüthes reflektiren, kund geben, wie der General, der Konsul, der Kaiser dachte, fühlte und diese Gedanken, diese Gefühle ausdrückte, nicht, wie bei seinen öffentlichen Reden oder Proklamationen, im offiziellen Kostüme, sondern im Schlafrocke, so zu sagen, zur Stunde freier, vertraulicher Herzensergießungen und im Moment der Ueberwältigung durch diese Gefühle. Durch diese Briefe werden manche Irrthümer beseitigt werden, viele Schritte gerechtfertigt erscheinen, und wenn durch dieselben auch nicht bewiesen wird, daß Napoleon ein vortrefflicher Mensch (homme excellent) war, wie der Herausgeber meint, so beweisen sie doch, daß der Eroberer menschlich, der Herr der Welt ein guter, zärtlicher Gatte und Vater, selbst gegen Stiefkinder und Stiefkindeskinder, genug, daß er nicht der herzlose, blutdürstige Tyrann war, zu dem ihn eine Zeitlang, oder vielmehr eine lange Zeit hindurch Leidenschaft, Partheigeist, Beschränktheit, Engherzigkeit, Hypersentimentalität und Spießbürgermoral gemacht haben. Doch lassen wir lieber einige dieser Dokumente aus den verschiedenen Stadien seines vielbewegten Lebens selbst reden, und bemerken wir blos noch, daß, wenn auch die Briefe des Kaisers kürzer und seltener sind, als die des Konsuls (wiewohl er in jener Zeit, und zwar vom Feldlager aus, im Durchschnitt zwei Mal in der Woche schrieb, was für einen zärtlichen, mediatisirten Fürsten, der doch Zeit genug hat, schon genug wäre), und daß, wenn der Konsul Bonaparte schon nicht mehr so schreibt, wie der General Bonaparte, doch im Grunde dasselbe Gefühl überall vorherrscht, nur modifizirt durch das reifere Alter. Und in eben dem Maße, in dem seine Interessen sich erweiterten, seine Riesenplane sich ausdehnten, seine Beschäftigungen an Größe und an Wichtigkeit zunahmen, mußten doch wohl die Briefe an Länge abnehmen, schon der Zeit wegen. Nach der Versicherung des Herausgebers ist nichts an denselben geändert; nur die Namen der Personen, die durch sie kompromittirt werden könnten, wurden unterdrückt und blos mit Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die Uebersetzung ist, so viel möglich, wörtlich treu, und die Interpunktion genau beibehalten worden.

Dritter Brief.

(Josephine war damals in Mailand.)

Marmirolo, den 29ten Messidor (17ten Juli 1796) Abends 9 Uhr.

So eben erhalte ich deinen Brief, meine angebetete Freundin, er hat mein Herz mit Freude erfüllt. Ich bin dir dankbar für die Mühe, die du übernommen, mir Nachricht von dir zu ertheilen; dein Befinden muß heute besser seyn, ich bin überzeugt, daß du wieder hergestellt bist. Ich fordere dich dringend auf, zu reiten, es wird dir gewiß wohl bekommen.

Seitdem ich dich verlassen habe, war ich beständig traurig. Nur in deiner Nähe fühle ich mich glücklich. Ich vergegenwärtige mir unaufhörlich deine Küsse, deine Thränen, deine liebenswürdige Eifersucht, und die Reize der unvergleichlichen Josephine fachen unablässig eine lebendige und brennend heiße (?) Glut in meinem Herzen und in meinen Adern (sens) an. Wann wird es mir, frei von aller Unruhe, aller Arbeit, vergönnt seyn, meine ganze Zeit bei dir zuzubringen, nichts zu thun zu haben, als dich zu lieben, und nichts zu denken, als an das Glück, es dir zu sagen und zu beweisen? Ich werde dir dein Pferd schicken; doch hoffe ich, du wirst mich bald einholen können. Ich glaubte wohl, vor einigen Tagen, dich zu lieben, allein jezt, nachdem ich dich gesehen, fühle ich, daß ich dich tausendmal mehr liebe. Seitdem ich dich kenne, bete ich dich mit jedem Tage mehr an, ein Beweis, wie falsch La Bruyère's Maxime ist, die Liebe komme mit einem Mal. Alles in der Natur geht seinen Gang und wächst stufenweise. O laß mich doch, ich bitte dich, einige Fehler an dir wahrnehmen; sey weniger schön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, besonders weniger gut; sey vor Allem nie eifersüchtig, weine nie, deine Thränen bringen mich um den Verstand, verbrennen mein Blut. Glaube mir, es steht nicht mehr in meiner Gewalt, einen Gedanken zu haben, der nicht dir gehöre, eine Idee, die du nicht beherrschest. Pflege dich sorgfältig, sorge, daß du schnell wieder hergestellt wirst. Komm hierher, ja, damit wir, ehe wir sterben, wenigstens sagen können: Wir waren so und so viel Tage glücklich!

Tausend Küsse, auch an Fortüné,*) troß seiner Bösartigkeit.

Fünfter Brief.

Marmirolo, den 1sten Thermidor im Jahr IV.
(19ten Juli 1796.)

Ich habe seit zwei Tagen keine Nachrichten von dir. Ich habe heute wohl schon dreißig Mal daran gedacht; du siehst ein, wie höchst traurig das ist, und du kannst unmöglich an der zärtlichen und einzigen Sorge, die du mir einflößest, zweifeln.

Gestern griffen wir Mantua an. Wir haben ihm mit glühenden Kugeln aus zwei Batterien und mit Mörsern tüchtig eingeheizt. Die elende Stadt brannte die ganze Nacht hindurch. Der Anblick war fürchterlich und imposant. Wir haben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt, diese Nacht werden die Laufgräben eröffnet. Ich gehe morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione, und ich denke dort zu übernachten. Ich habe einen Kourier von Paris erhalten. Er brachte zwei Briefe an dich mit; ich habe sie gelesen. Ungeachtet mir diese Handlung ganz einfach erscheint, und ungeachtet du mir dieser Tage die Erlaubniß dazu ertheilt hast, so besorge ich dennoch, du möchtest es übel nehmen, und das betrübt mich sehr. Ich hätte sie gern wieder versiegelt — pfui, das wäre abscheulich! Bin ich straffällig, so bitte ich um Gnade; ich schwöre dir, daß es nicht aus Eifersucht geschah, gewiß nicht; ich habe in dieser Beziehung eine zu hohe Meinung von meiner anbetungswürdigen Freundin. Ich wünschte, du ertheiltest mir ein für allemal die Erlaubniß, deine Briefe zu lesen, dann fiele jeder Vorwurf und alle Furcht weg. Achille kommt als Kourier von Mailand; keine Briefe von meiner anbetungswürdigen Freundin! Adieu, mein einziges Gut. Wann wirst du im Stande seyn, mich einzuholen? Ich werde selbst nach Mailand kommen, um dich abzuholen. Tausend Küsse, so glühend, wie mein Herz, so rein, wie du.

Ich lasse den Kourier rufen; er sagt mir, er sey bei dir gewesen und du hättest ihm gesagt, du habest nichts zu befehlen. Pfui! du Böse, Häßliche, Grausame, Tyrannin, kleines schönes Ungeheuer! Du lachst über meine Drohungen, meine Sottisen; ja, könnte ich dich, du weißt es wohl, in mein Herz einschließen, du solltest mir dort gefangen sitzen.

Laß mich wissen, daß du heiter, recht wohl und zärtlich bist.

*) Josephinens Hündchen.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Du erinnerst dich wohl noch der Bewerbungen mehrerer dieser jungen Herrn, die von mir und der Mutter zurückgewiesen wurden, weil ich keine Neigung fühlte, und überhaupt noch zu jung war, um zu heirathen. Die Einen kommen nun sichtlich aus Neugierde, um zu sehen, welch ein Verhältniß sich zwischen meinem Vetter und mir feststelle, die Andern geruhen, mir bei diesem guten Anlasse die Cour wieder zu machen, und das gibt meiner Stellung etwas so Unangenehmes, ich gewinne dadurch einen Anschein der Gefallsucht, die meinem Herzen fremd ist, und die mir besonders unter den Augen eines so scharfen Beobachters zuwider seyn muß. Das Peinlichste aber für mich ist, daß der ehrliche Lauter nun täglich in unserm Hause aus und eingeht. Durch einen seltsamen Zufall hat er Friedrichen im Preußischen kennen gelernt, als dieser dort das Forstwesen erlernte, ohne daß seinem durchdringenden Verstande jemals beigefallen wäre, dieser Freund seiner Jugend sey der Enkel unserer Großmutter. Sie haben sich hier in der Nähe getroffen und Steinau hat ihn freundschaftlich zu sich eingeladen. Lauter war gewiß der Einzige unter meinen sogenannten Liebhabern, der sich aus reiner Liebe um mich bewarb, während die Andern nur die Erbin der reichen Frau von Eimendingen suchten, die in unserm kleinen Ländchen einen so bedeutenden Einfluß hat. Soll ich nun nicht fürchten, das Gefühl, dessen Abweisung dem guten Manne so weh that, könnte auf's Neue genährt werden, und die Kälte zwischen Steinau und mir ihn zu wiederholten und vergeblichen Versuchen verleiten? — Ich bliebe gern weg, und die Großmutter hätte wahrscheinlich nichts dawider, denn sie läßt mich seit des Vetters Ankunft ganz nach meinem Willen handeln, und ich glaube sogar, sie sieht es gerne, wenn ich mich zurückziehe; aber Steinau machte einst ein paar bittere Bemerkungen über meine Vorliebe zur Einsamkeit, und warf einige Worte von Laune und Hang zur Auszeichnung zwischenein, die ich nicht noch einmal hören möchte. So ziehe ich mich denn aus der Sache, so gut ich kann, lasse aus halber Verzweiflung etwa meinem Muthwillen freien Lauf, necke und plage die ungebetenen Gäste, wenn sie mir zu nahe treten, den guten Lauter ausgenommen, der eine solche Behandlung um der Aufrichtigkeit seiner Liebe willen nicht verdient, und so kommt denn endlich der stillere Abend heran, die einzige Zeit des Tages, die mir jetzt noch wahren Genuß gewährt. Gewöhnlich verlassen die Fremden Heitersleben mit Anbruch der Nacht, und Steinau hat es ein für allemal abgeschlagen, die Abendstunden auswärts zuzubringen, was von vieler Achtsamkeit gegen seine Großmutter zeugt; dann spielen sie entweder Schach und ich arbeite, oder Friedrich liest uns vor, und er liest sehr hübsch. Habe ich mich den Tag über zehnmal selbst auf heimlichem Verdruß über all das Ungewohnte ertappt und mich eben so oft schelten müssen, so söhnt mich meist diese Stunde wieder mit der Veränderung

aus, und ich glaube fast, auch dem Vetter geht es so; denn wenn er mich häufig während des Tages und besonders in Gesellschaft seinen Unmuth und seine Kälte fühlen läßt, so wird er während unsers stillen Beisammenseyns freundlicher, und findet an meiner Lustigkeit und meinen Einfällen nicht mehr so viel auszusetzen. Lachen aber muß ich, gute Wilhelmine, wenn ich deiner Vorhersagungen und der kindischen Angst gedenke, mit welcher ich, ihnen zufolge, Steinau's Ankunft entgegen sah. Daß die Großmutter keinen Gedanken an die Verbindung hat, von der du meintest, daß das Glück ihres Lebens davon abhänge, das wollte ich wohl beschwören. Nicht nur sucht sie mich weder herbeizuziehen, noch meine Fähigkeiten herauszuheben, sondern sie scheint mich eher geflissentlich in den Hintergrund stellen zu wollen, was sie mir denn mit doppelten Liebkosungen zu vergelten sucht, wenn sie sich unbemerkt glaubt. Und Friedrich — o du Himmel! Nein! darum habe ich doch nicht so manche ehrenwerthe Verbindung ausgeschlagen, um mir aus diesem harten, kalten Steine einen Bräutigam zu meißeln. Sonst wäre er freilich Allen lieb und willkommen, denn ein Jeder sieht in ihm den Mann, wie er seyn soll. Selbst Ali ist mir untreu geworden, begleitet mich nicht mehr, wenn ich Morgens in der Frühe, oder Abends während der Dämmerung geschwind bei der guten alten Catharine einen Besuch abstatte, sondern er sizt zwischen der Großmutter und dem Vetter, und folgt mir nur mit scheuem Auge, als scheute er sich, mir ihn vorzuziehen, während er jedesmal in den tollsten Sprüngen dem Pferde folgt, sobald Friedrich spazieren reitet. — Lebe wohl...

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Literatur. Kirchenbesuch. Der Landtag.

Ein besonderes Leiden erregte unter andern den Besuchern des hiesigen Arnoldschen Museums das trübe Wetter. Im Erdgeschosse einer nicht sehr breiten Straße gelegen, verlangt diese Anstalt schon einen ziemlich heitern Himmel, wenn sie den von den Fenstern entferntern Tischen hinreichendes Licht zum Lesen darbieten soll. An manchen der lezten Nachmittagsstunden war an diesen Tischen das Lesen ganz unmöglich. Das ist aber auch vielleicht der einzige, diese zweckmäßige Anstalt mit Recht treffende Tadel; denn daß mitunter die Indiskretion mancher Theilnehmer so weit geht, um neue Blätter heimlich mitzunehmen, fällt nicht dem Institute, sondern nur solchen Theilnehmern zur Last, die übrigens zum Glück neuerlich seltener zu werden scheinen. Besonders reich ist das Museum an französischen Tageblättern; fast jede Meinungsnüance findet ihre Zeitung. Höchst lustig ist es, in den beiden äußersten Blättern, der Gazette de France und der Tribune, die Luftschlösser zu sehen, welche jede Parthei sich zu schaffen weiß, und wie die Gazette Heinrich den Fünften schon auf dem Julithrone sizen sieht, während die Tribune über die bereits eingerükte Avantgarde der Republik in die Hände klatscht. Daß die drei Julitage, auf welche beide Zeitungen gewaltig gerechnet hatten, auch gar keinen von ihren Wünschen erfüllten, war ihnen offenbar äußerst empfindlich, konnte aber doch ihren glänzenden Hoffnungen nichts anhaben. Des ungemeinen Wizes wegen war der Charivari Anfangs im Museum von allen Partheien gesucht; das hat jedoch nachgelassen; der Wiz, der sich in einem gar zu engen Kreise bewegt und, genau genommen, einzig auf die Herabwürdigung der bestehenden Regierung sich reducirt, erregt bald durch seine Einförmigkeit Widerwillen. Dazu kommt, daß in diesem Blatte die Wahrheit häufig dem Lachen geradezu zum Opfer gebracht wird. Gefallen an Unwürdigkeiten dieser Art ist dem deutschen Charakter nicht angemessen. Die nach dem Aufhören des vielgelesenen Provinzialblatts, die Biene genannt, vor Kurzem begonnene Ameise hat sich bereits als eine gute Unternehmung bewährt. Ihr Absaz soll weit über 2000 Exemplare betragen und noch immer zunehmen; der klarste Beweis, daß der geniale Philippi, der sie herausgibt, den Ton eines Volksblattes im Allgemeinen sehr richtig getroffen hat. Das wird ihm denn auch gewiß für hinreichende Entschädigung gelten wegen des Achselzuckens und Naserümpfens aller derjenigen, denen gewisse, mitunter vorkommende populäre Scherze zu gemein erscheinen. Da Philippi außerdem noch in der konstitutionellen Bürgerzeitung ein Blatt von einer mit der Ameise sehr nahe verwandten Tendenz herausgibt, welches ebenfalls sich ein ansehnliches Publikum nicht blos von Lesern, sondern auch von Käufern zu bilden gewußt hat, so ist er wohl als ein wahrhafter Volksschriftsteller zu betrachten. Aber auch daran scheint er noch nicht der Arbeit genug zu haben. Ganz neuerlich hat er ein drittes Blatt, kritischen Inhalts, unter dem Titel: Der literarische Hochwächter, begonnen, welches unter andern sehr freimüthige Beurtheilungen der Lehrer an mehreren Universitäten enthalten soll, mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

Die neuerlich nicht selten öffentlich beklagte Abnahme des Kirchenbesuchs ist vielleicht hier weit weniger, als in andern großen und größern Städten wahrzunehmen. Namentlich erfreut sich die mit trefflichen Kanzelrednern versehene lutherische Hofkirche gewöhnlich sehr zahlreicher Zuhörer. Besonders gehören die überaus geistvollen Vorträge des Oberhofpredigers Dr. von Ammon zu denen, wo man, um einen Plaz zu erhalten, sich sehr zeitig einfinden muß. Die Kreuz- und Frauenkirche zählen ebenfalls mehrere sehr vorzügliche Prediger. Ganz außerordentlichen Beifall fand schon seit einer Reihe von Jahren der Prediger an der Kirche in Neustadt, Dr. Schmalz. Die Annahme eines sehr ehrenvollen Rufes nach Hamburg von seiner Seite verursachte in der That eine in solchen Fällen seltene, ungemeine Betrübniß unter seinen zahlreichen Zuhörern. Bei seiner neulich erfolgten Abschiedspredigt hätte die Kirche noch einmal so groß seyn müssen, um sie insgesammt fassen zu können.

Der Landtag schreitet ungestört in angemessener Würde vorwärts. Natürlich ist es, daß manche Zuhörer ihn nicht amüsant genug finden. Seine Verhandlungen gehen ja keineswegs auf das Amüsiren (Hinhalten) aus, sie streben vielmehr, in möglichster Kürze der Zeit wesentliche Verbesserungen herbeizuführen. — So eben erregt der Plan zur Errichtung von Kreisregierungen manche Unruhe in dem Personal mehrerer Landeskollegien. An das bunte, vielgestaltige Leben der Residenz gewöhnt, fürchten Viele, in die zum Theil etwas farblose Einförmigkeit kleinerer Städte sich verwiesen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. September 1833.

Il n'y a point de déguisement qui puisse long-temps cacher l'amour où il est, ni le feindre où il n'est pas.

Larochefoucauld.

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Höre, Freund! höre und bewundere mit mir die seltsamen Grillen des Menschenherzens. — Meinem lezten Briefe zufolge mußtest du mich mit dem Aufsuchen meiner entschwundenen Freundin, und im vollen Kampfe mit meiner Großmutter um die Freiheit meiner Wahl und das Glück meines Lebens glauben; aber keines von beiden ist bis jezt der Fall. Zwar habe ich durch unsern ehrsamen, dienstfertigen Freund Lauter, den ich ganz unvermuthet hier wieder fand, erfahren, daß Ulrike in einem Städtchen, anderthalb Stunden von Heitersleben, sich in ganz angenehmen Verhältnissen befindet, nicht bei Verwandten, aber in einer achtbaren Familie, von einer reichlichen Pension lebend, die ihr der Freund ihres Vaters ausgesezt hat. Indessen hat eine nicht unbedeutende Unpäßlichkeit meiner Großmutter mich bisher abgehalten, sie aufzusuchen und — soll ich es dir gestehen? Seitdem meine Annäherung zu ihr in meiner Macht ist, seitdem ich weiß, wo ich sie finden kann, haben mich so manche störende Gefühle ergriffen. Vieles erscheint mir anders, als es vor kurzer Zeit noch der Fall war; ich fühle mich ihrem Andenken mehr entfremdet, es entsteht eine sonderbare Verlegenheit in mir, wenn ich mir unser erstes Zusammentreffen vorstelle. Beide haben wir uns seit vier Jahren so mächtig verändert, als in unserm Alter ein solcher Zeitraum verändern kann. Wer weiß, wie sie mir, wie ich ihr erscheinen werde, ob sich nicht Eigenschaften in uns entwickelt haben, die uns beiden anstößig seyn und gleichwohl, wären wir einmal in den alten Verhältnissen zusammengetreten, nicht füglich als Trennungsursache gelten könnten? Auch hat ernste Ueberlegung mir Ulrikens Betragen, ihr wortloses Zurückziehen, in einem andern Lichte dargestellt, als ich es früher sah. Wer weiß, welche Verbindungen sie in einer so langen Zeit angeknüpft hat, zwischen welche meine Erscheinung feindlich treten würde? Wer weiß, ob diese nicht ein entstehendes Lebensglück zerstören und das meinige zugleich vernichten könnte? Du wirst mir sagen: das Alles hätte ich schon lange bedenken können. Aber sieh, Kurt, es waltet doch ein Unterschied zwischen der noch entfernten und der ganz nahe gelegten That, in deren Gefolge oft manche Bedenklichkeit sich regt, welche früher von dem weiten Raume zurückgedrängt ward, der zwischen ihr und uns noch stattfand. Und dann lebe ich hier ein wahrhaft kontemplatives, zwischen Idylle und ächter Lebensweisheit liegendes Daseyn, das alle stillen Kräfte der Seele aufregt und Manches anders anschauen läßt, als es mitten im bewegten Leben geschieht.

Ich hatte mir also vorgesezt, statt mich rasch und unvorsichtig Ulrikens Augen darzustellen, ihr erst zu schreiben und wo möglich ein entschiedenes Verhältniß unter uns festzusetzen, ehe das Wiedersehen vielleicht störend dazwischen tritt. Mehrere angefangene Briefe lagen bereits auf meinem Schreibtische, und keiner traf den Ton so herzlich und zugleich unbefangen, als ich es wünschte; zu der Unfähigkeit, mich ganz geziemend auszudrücken, mochten die Zerstreuungen der lezten Tage viel beitragen, wo zuerst die Krankheit unserer Großmutter und später die Freude über ihre Genesung mich ausschließlich beschäftigten.

Ich habe in dieser Zeit meine Cousine auch besser kennen gelernt, als es früher der Fall war, und mußte mir gestehen, daß sie bisweilen recht hinreißend liebenswürdig seyn könne. Schon die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, mit welcher meine Bekannten das Mädchen behandeln und ansehen, hatte mich auf die Idee gebracht, sie möchte nicht so ganz unbedeutend seyn, als ich sie in den ersten Tagen meines Hierseyns glaubte; allein diese Aufmerksamkeit hatte denn doch auch manch Zweifelhaftes und Unangenehmes, das Eine, weil ihre Stellung als Erbin der Großmutter sie schon in den Augen gemeiner Bewerber bedeutend machen kann, das Andere, weil es mir stets einen höchst widrigen Eindruck macht, wenn ich den muthwilligen Witz eines weiblichen Wesens auf Kosten einer unterthänigen Männerwelt glänzen sehe. Daß Pauline Geist und Witz hat, ist mir jezt außer Zweifel, und ich machte in dieser Hinsicht gegen Lauter einige Bemerkungen, der dann in ein ungemessenes Lob des Fräuleins ausbrach, das seiner Meinung nach über allen Weibern der Erde steht. Ich gab ihm zu, daß sie einige natürliche Anlagen habe, aber schon darum nicht so hoch gestellt werden könne, weil es ihr an ausgebildetem Talent fehle. Da hörte ich denn zu meinem Erstaunen, daß Fräulein von Elmendingen, nebst der Bildung der Großmutter, auch den Unterricht einer vortrefflichen Erzieherin genossen habe; daß sie nicht nur eine hohe Kunstfertigkeit in jeder Art weiblicher Beschäftigung besitze, sondern auch fertig englisch und französisch spreche, die Harfe spiele u. s. w. Ich dachte nun freilich: wer weiß, welchen Maßstab der ehrliche Lauter für die Bildung der Weiber hat, in einem beschränkten ländlichen Leben, bei geringem Anlasse zu Vergleichung — wahrlich, ich mußte solche Gründe aufsuchen, um nicht an allem, was mich umgab, irre zu werden; denn wie hätte ich mir vorstellen können, daß ein Mädchen ohne irgend eine sichtbare Ursache sein Licht unter den Scheffel stellen, wie hätte ich glauben können, daß eine zärtliche Mutter oder Großmutter nicht jede schickliche Veranlassung ergreifen würde, um die Vorzüge des Schooßkindes bewundern zu lassen, besonders wenn man die Absicht einer Verbindung voraussetzen mußte? Ich fing an zu beobachten und überzeugte mich, daß wenigstens in dem, was Lauter von Paulinens Belesenheit und ihrem Geschmacke gesagt hatte, keine Uebertreibung war; ich bot mich zum Vorleser an, wurde angenommen, und in welchem Fache ich auch meine Lektüre auswählte, ich wurde verstanden, und es wurden zuweilen Gespräche veranlaßt, in denen sich Paulinens Geist sowohl als ihre Bildung verrieth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Vierzehnter Brief.

Modena, den 26ten Vendémiaire, im Jahr V. (17ten Okt. 1796) 9 Uhr Abends.

Den ganzen vorgestrigen Tag habe ich draußen zugebracht; gestern blieb ich zu Bette. Fieber und ein heftiger Kopfschmerz, das Alles verhinderte mich, an meine anbetungswürdige Freundin zu schreiben; aber ich habe ihre Briefe erhalten, ich habe sie an mein Herz und an meine Lippen gedrückt, und der Schmerz der Trennung, die Entfernung von hundert Meilen waren verschwunden. In diesem Augenblicke erblickte ich dich in meiner Nähe, nicht kapriciös und aufgebracht, sondern sanft, zärtlich, mit jener salbungsvollen Güte (onction de bonté), die ausschließlich das Erbtheil meiner Josephine ist. Es war ein Traum; urtheile nun, ob das mich vom Fieber geheilt hat. Deine Briefe sind kalt, wie fünfzig Jahre Alter, sie sehen aus wie eine fünfzehnjährige Ehe. Man erblickt darin die Freundschaft und die Empfindungen dieses Winters des Lebens. Pfui, Josephine! . . . Das ist recht böse, recht schlecht, recht falsch von Ihnen. Was können Sie noch thun, um mich recht beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? O, das ist schon geschehen! Mich hassen? Wohlan! ich wünsche es, alles erniedrigt, nur der Haß nicht, aber die Gleichgültigkeit mit dem Puls des Marmors, dem starren Blicke, dem monotonen Gange! . . . .

Tausend, tausend recht zärtliche Küsse, so zärtlich wie mein Herz.

Ich befinde mich etwas besser, ich reise morgen ab. Die Engländer räumen das mittelländische Meer; Corsika ist unser. Gute Nachricht für Frankreich und für die Armee.

Sechzehnter Brief.

Verona, den 3ten Frimaire, Jahr V. (13ten Nov. 1796.)

Ich liebe dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue dich. Du bist eine garstige Person, recht linkisch, recht dumm, recht cendrillon. Du schreibst mir gar nicht, du liebst deinen Mann nicht; du weißt, welches Vergnügen deine Briefe ihm gewähren, und du schreibst ihm keine sechs Zeilen, wie sie der Zufall dir eingibt.

Was thun Sie denn den ganzen Tag, Madame? Welches so wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, an Ihren Geliebten, der es so gut meint (à votre bien bon amant), zu schreiben? Welche andere Neigung erstickt und läßt Sie hintansetzen die Liebe, die zärtliche und beständige Liebe, die Sie ihm versprochen haben? Wer kann dieser merveilleux, dieser neue Liebhaber seyn, der Ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt, Ihre Tage beherrscht und Sie hindert, mit Ihrem Manne sich zu beschäftigen? Josephine, geben Sie wohl Acht: eine schöne Nacht, die Thüren eingeschlagen, und ich bin da!

Ich bin in der That unruhig, meine gute Freundin, daß ich keine Nachrichten von dir erhalte; schreibe mir schnell vier Seiten, und von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit Rührung (sentiment) und Freude erfüllen. Ich hoffe in ganz kurzer Zeit dich in meine Arme zu schließen, und ich werde dich überschütten mit einer Million Küsse, brennend, wie unterm Aequator.

Achtzehnter Brief.

(Nach Genua.)

(Mailand, den 7ten Frimaire, Jahr V. (27ten Nov. 1796) Nachmittags 3 Uhr.

Ich komme in Mailand an, ich stürze in dein Zimmer, ich ließ Alles stehen, um dich zu sehen, dich in meine Arme zu schließen .... du warst nicht da: du durchziehst die Städte unter Festivitäten, du entfernst dich, wo ich ankomme, du bekümmerst dich nichts mehr um deinen lieben Napoleon. Eine Caprice ließ dich ihn lieben, der Wankelmuth macht ihn dir gleichgültig. An Gefahren gewöhnt, kenne ich die Heilmittel gegen die Verdrießlichkeiten und Uebel des Lebens. Das Unglück, das ich erdulde, ist nicht zu berechnen; ich war berechtigt, darauf — nicht zu zählen. Ich werde hier bis zum 9ten gegen Abend verweilen. Derangire dich nicht, laufe deinem Vergnügen nach; das Glück ist für dich geschaffen. Die ganze Welt ist ja zu glücklich, wenn sie dir gefallen kann, nur allein dein Mann ist sehr, sehr unglücklich.

Neunzehnter Brief.

(Ebendahin.)

Mailand, den 8ten Frimaire, Jahr V. (28sten Nov. 1796), 8 Uhr Abends.

Der Kourier, den Berthier nach Genua expedirte, ist zurückgekommen. Du hattest keine Zeit, mir zu schreiben; ich begreife das leicht. Von Vergnügungen und Spiel umgeben, hättest du Unrecht gehabt, mir das kleinste Opfer zu bringen. Berthier war so gefällig, mir deine Briefe an ihn zu zeigen. Ich bin weit entfernt, dich weder in deinen Planen, noch in den Unterhaltungen (parties de plaisir), die man dir anbietet, zu stören; ich bin der Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, den du nicht liebst, hat keinen Anspruch darauf, dich zu interessiren. Was mich betrifft, so geht die Bestimmung und der Zweck meines Lebens dahin, nur dich zu lieben, dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was dir zuwider seyn (contrarier) könnte.

Sey glücklich, mache mir keine Vorwürfe, interessire dich nicht für das Glück eines Mannes, der nur lebt von deinem Leben, nur in deinen Freuden, in deinem Glück Genuß findet. Ich habe Unrecht, wenn ich verlange, daß deine Liebe der meinigen gleich seyn solle; warum verlangen, die Spitzen sollen so schwer wie Gold wiegen? Wenn ich dir alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, mein ganzes Leben opfere, so gehorche ich nur der Gewalt, die deine Reize, dein Charakter, deine ganze Persönlichkeit über mein unglückliches Herz zu gewinnen wußten. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir nicht die Reize verliehen, dich zu fesseln; doch verdiene ich von Seiten Josephinens Rücksichten, Achtung, denn ich liebe sie bis zur Raserei, und einzig und allein. — Adieu, anbetungswürdiges Weib, adieu, meine Josephine! Möchte es mir vom Schicksal vergönnt seyn, jeden Verdruß und jede Sorge in meinem Herzen zu koncentriren, und dafür Josephinen gesegnete (prospères) und glückliche Tage zu geben. Wer ist dessen würdiger, als sie? Wenn es erwiesen ist, daß sie nicht mehr lieben kann, dann werde ich meinen tiefen Schmerz in mir vergraben und mich damit begnügen, ihr zu irgend etwas nützlich zu seyn.

Ich erbreche meinen Brief wieder, um dir einen Kuß zu geben..... O, Josephine! ... Josephine! ...

Edle Tropfen.

Aus der Wasser unendlicher Fülle,
Deren Rauschen betäubt das Ohr,
Hebt der Taucher, in beengender Hülle,
Köstlich geronnene Tropfen empor.

Gestern sah ich dein Auge gefeuchtet,
Mädchen, als du mir reichtest die Hand!
Wahrlich, die Thräne, die drin geleuchtet,
Hätt' ich im tiefsten Meer noch erkannt!

Aber sie hat sich nach kurzem Schimmer
Wieder in deiner Seele versteckt,
Die so tief ist, daß sie noch immer
Eine göttliche Finsterniß deckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Rezensentenduelle.

Vor einigen Tagen hatten wir hier ein Duell wegen eines neuen Romans, oder vielmehr wegen der Rezension desselben. Die hiesigen Rezensenten haben es nicht so bequem,

wie die deutschen, welche meistentheils im Verborgenen ihr Skalpirmesser führen und für nichts Rede stehen. Der verunglimpfte Verfasser muß im Finstern tappen, um seinen Mann zu finden; manchmal wohnt dieser in einer andern Stadt, in einem andern Lande, manchmal hat der Verfasser nie etwas von ihm gehört. In Paris sind die Mitarbeiter an den Zeitschriften meistens bekannt, und haben auch Muth genug, um sich nicht zu verbergen. Unter den jüngern Rezensenten besonders herrscht in dieser Hinsicht eine wirklich bewundernswerthe Kühnheit. Man findet sie fast immer bereit, ihre Behauptungen oder Beschuldigungen mit dem Degen oder mit der Pistole zu vertheidigen; ein Widerruf ist etwas höchst Seltenes, und würde den Unterzeichner unfehlbar in den Augen seiner Freunde entehren. Duelle wegen Kritiken in den Tageblättern und Zeitschriften sind daher auch leider sehr gewöhnlich; der Beleidigte geht geradezu auf das Büreau, wo das Tageblatt oder die Zeitschrift herausgegeben wird, und will man ihm hier nicht den Namen des Thäters zu wissen thun, falls dieser seinen Namen oder sein Zeichen nicht untergesezt hat, so hält er sich an den Herausgeber oder an den Gérant des Blatts, der also die schlimme Aufgabe hat, für die Sünden Anderer büßen zu müssen, und sich zuweilen für Jemand und mit Jemand zu schlagen, die ihm beide ganz gleichgültig sind. Außerdem hat er auch zuweilen vor Gericht die unter seiner Firma erschienenen Aufsäze zu rechtfertigen, und wenn ihm dieß nicht gelingt, dafür in der Haft zu büßen. Man sieht, daß ein Gérant, der noch dazu manchmal von den Mitarbeitern zur Rede gestellt wird, ein höchst geplagtes Geschöpf ist; nur der mit der Stelle verbundene hohe Gehalt kann Leute bewegen, sich zu diesem Amte herzugeben. In diesen Tagen war es, wie gesagt, ein Roman, welcher zu einem Rezensentenduell Anlaß gab. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Vor einigen Monaten war bekanntlich ein neues Tageblatt entstanden, l'Europe littéraire, das mit außerordentlichem Prunke angekündigt worden war. Ich habe damals den baldigen Fall dieses Unternehmens vorhergesagt und mich nicht geirrt. Die beiden Unternehmer hatten ein Haus am Boulevard eröffnet, worin sie glänzende Soirée's hielten, um die berühmtesten Schriftsteller als Mitarbeiter für ihr Blatt zu gewinnen. Dabei hatten sie ein sehr bedeutendes Honorar versprochen. Das Blatt wurde prachtvoll gedruckt, und zwar in einer überaus großen Anzahl von Exemplaren. Nun hatten zwar viele reiche Kapitalisten versprochen, das Unternehmen zu unterstüzen und Aktien zu nehmen; allein bei dem großen Aufwande, den die beiden Unternehmer machten, zerrann das Geld. Herr V. Bohain, Hauptunternehmer des l'Europe littéraire, soll aus eigenen Mitteln 30.000 Franken zugesezt haben. Große Unternehmen verschlingen in Paris ungeheure Summen. Zuweilen wirkt der Aufwand freilich als Lockspeise bei'm Publikum und zieht die Kunden herbei; dieß gelingt jedoch nicht immer, und der Erfolg ist nicht so sicher, als das Verschwinden des Geldes.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Bühne.

Am ersten dieses Monats ist die, Gegenständen der bildenden Kunst gewidmete jährliche Ausstellung eröffnet worden. Man hat Ursache, sie reich zu nennen, wenn man erwägen will, daß die Sammlung von 727 Nummern, welche der gedruckte Katalog ankündigt, in der kurzen Zeit eines Jahres sich bildete. Und außer diesen Nummern erwartet man noch mehrere, bereits vorläufig angemeldete Beiträge von hiesigen, in Rom ihre fernere Kunstbildung betreibenden, jungen Künstlern sowohl, als von andern einheimischen Meistern. Schon jezt hat sich die gedachte Zahl ansehnlich vermehrt. Auch an Gehalt darf die diesjährige Ausstellung die Vergleichung mit ihren Vorgängerinnen nicht scheuen. Wie immer zwar bietet das historische Fach nur eine magere Ausbeute; um so willkommener aber ist ein, von vielem Talent zeugendes, sehr großes Oelgemälde von Hottenroth, Macbeth nach Shakespeare, wie ihm die Hexen die Krone darreichen. Der Kontrast zwischen des Helden materiellem, rothaufglühendem Antliz und den blaß und nebelhaft gehaltenen Hexen macht eine treffliche Wirkung. Nur würde der Dichter wohl in diesen Gestalten die kräftigen Mißgeschöpfe nicht wiederfinden, welche bei seinen Hexen sogleich vor des Lesers Phantasie von selbst hintreten. Daß Hottenroths Hexen den Boden nicht berühren, sondern dem Macbeth entgegen schweben, scheint ebensowenig im Wesen von Shakespeare's Schöpfung zu liegen. Auch läßt sich der Held bei der Conversation mit diesen Unholden schwer zu Rosse denken, wie er hier erscheint. Die Aehrenleserin Ruth vom Professor Näke, wie der Herr des Feldes sie erblickt und, von ihrer reizenden Erscheinung gefesselt, der vor ihm Niedergesunkenen seine Hand anträgt. Obschon noch nicht ganz vollendet, nimmt dieses Oelgemälde doch durch den Ausdruck in den beiden Hauptfiguren und die Kraft und Delikatesse der Behandlung Auge und Herz des Beschauers ungemein in Anspruch. — Wahrhaft ergözlich sind zwei allerliebste Bilder in Oel von dem die Direktion der hiesigen Kunstakademie besorgenden Professor Hartmann, das eine den Amor auf dem Löwen schlafend, das andere den Knaben Bacchus darstellend. Diesem, ebenfalls im Schlummer, dient ein gefüllter Schlauch zum Kopfkissen. In seiner Rechten ruht der Thyrsus, die Linke drückt eine Traube an das Herz. Der Panther zur Seite liebkost den reizenden Knaben, dessen Trunkenheit mit ungemeinem Glücke dargestellt ist. An Landschaften findet sich so viel Schönes vor, daß ich darum nicht anfange, ihrer einzeln zu gedenken, weil man kaum zum Aufhören kommen könnte. Ein ganz ausgezeichnetes Stück ist ein Oelgemälde von Crola, eine Landschaft nach dem Regen. Von Genrebildern ist vielleicht noch mehr da, als im vorigen Jahre. Köstlich hat der hierin so geschickte Hamzsch einen blinden Dorfgeiger dargestellt. Alle Personen dieses lieblichen Bildes zeugen von dem tiefen Naturstudium des wackern Künstlers. — Die Bildhauerei ist ebenfalls nicht zurückgeblieben. Außer der schönen allegorischen Figur, die Milde darstellend, welche zu dem Denkmale für den König Friedrich August gehört, hatte Professor Rietschel eine treffliche Büste von Böttiger geliefert. Derselben Aehnlichkeit, welche Vogels durch den Grabstichel vervielfältigter Zeichnung dieses Gesichts eigen ist, hat auch hier die Sculptur sich zu bemächtigen gewußt. Rietschels Büste gibt den vielwissenden Greis in einem Augenblicke wieder, wo eben der ihm inwohnende Satyr nicht nur aus Auge und Mund, sondern zugleich aus allen Gesichtsfalten und Fältchen hervorbricht.

Indem ich mir vorbehalte, auf die Kunstausstellung nochmals zurückzukommen, bemerke ich, vor Abgang der Post, nur noch flüchtig, daß unsere Bühne unter mehreren sehr vorzüglichen Gastspielern und Gastspielerinnen auch einigemal durch Herrn und Frau Anschüz von Wien sich besonderer Zierden erfreute, und daß das angelangte Künstlerpaar Retzlich seinen ungewöhnlichen Gehalt schon in vielfachen Kunstleistungen bewährte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. September 1833.

Die Tugend selbst hat keinen Trost, wenn du einen Freund verloren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödtlich fort.

Jean Paul.

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das theure Erbe
Verblichner Jugend, ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen, ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen;
Du wolltest nicht die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Am Strauch die Rosengluth lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermessen
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und Beides sah er mährchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch die Büsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüthe schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern,
Und nicht im Hain das klagende Geflöte,
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen theuer,
Mein Herz im frohen Uebermuth verwerfen,
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer;
Dieß Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle. —

Ich konnt' es meinem Sange nicht verwehren,
Daß er dich führe längstverlaßne Pfade,
Und daß er dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem ernsten Abschiedsfeste lade;
Denn uns're Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmuth tiefern Schatten.

Nikolaus Lenau.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Ich bin noch nicht am Ende der Räthsel, die ich nicht zu lösen vermag. Höre weiter. Daß ich durch die eben gemachten Entdeckungen meine Aufmerksamkeit auf Paulinen gesteigert fühlte, begreift sich leicht. Ich hatte mich sonst nicht viel mit ihr beschäftigt, obwohl ich nicht läugnen will, daß ihr Benehmen, hauptsächlich bei der sichtlichen Vernachläßigung, die ich mir gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen, mich oft interessirt hatte; denn nicht nur ließ sie sich keine Empfindlichkeit merken, machte keinen Versuch, weder mir zu vergelten, noch mich anzuziehen, sondern sie änderte bei meinen scharfen Rügen auch nicht das Mindeste an ihrer ruhigen, geregelten Lebensweise, und der einzige Unterschied, der mir in ihrem Betragen gegen mich deutlich wurde, war, daß die Fröhlichkeit ihres Wesens sich mir gegenüber immer mehr in einen höflichen Ernst verwandelte. Seitdem ich mehrere junge Männer der Umgegend kennen gelernt habe und von ihnen fleißig besucht werde, hatte ich es, das gestehe ich dir, darauf angelegt, in Paulinen Fehler des Benehmens zu finden, weil ich mich, ohne eigentlich zu wissen warum, hingerissen fühlte, sie zu tadeln oder irgend eine ihrer Handlungen vor ihren eigenen Augen in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Diese Neigung, deren Ungerechtigkeit ich selbst in vorurtheilsfreien Augenblicken sehr gut einsah, vereint mit den Vorgängen der lezten Tage, die mir Paulinen so ganz anders zeigten, als ich sie zu kennen geglaubt hatte, mochten meinem Benehmen gegen sie eine andere Wendung gegeben haben, welche einer so feinen Beobachterin, wie Frau von Elmendingen ist, nicht entgehen konnte.

Gestern hatten wir den ersten schönen Frühlingstag. Es wehte eine milde, balsamische Luft, ganz dazu geeignet, das erstorbene Leben wieder hervor zu rufen. „Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen, Friedrich?“ fragte meine Großmutter. „Die Natur scheint wieder aufleben zu wollen, und in solchen Tagen regt sich auch in den alten Menschen noch einmal die jugendliche Kraft.“ Ich zeigte mich bereit, holte meine Mütze und bot ihr den Arm. Als wir an der Zimmerthüre waren, stand ich still und wandte mich nach Paulinen um, weil ich natürlich erwartete, sie werde die Großmutter begleiten. Diese aber, die den Grund meiner Bewegung errieth, sagte, indem sie mich nach sich zog: „Komm nur, wir gehen allein, Pauline hat einen Auftrag zu besorgen.“ Ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal rückwärts zu blicken, und gewiß, ich irrte mich nicht, wenn ich einen Anflug von Trauer auf dem sonst so heitern Gesicht zu erblicken glaubte. Diese Regung, die dem Mädchen, vielleicht um der Seltenheit willen, so wohl stand, und die Veranlassung dazu beschäftigten mich so ausschließlich, daß ich die Treppe hinunter und über die Terrassen herab ganz in mich versunken war und wenig von dem vernahm, was meine Begleiterin mir sagte. Wir gingen längs der untersten Terrasse hin und wandelten durch eine Anlage von Bäumen, die, dem Ufer des Sees entlang gezogen, die lieblichsten Plätzchen bieten muß, wenn der Frühling erst die Zweige belaubt hat. Am Ende des Gebüsches liegt ein einfach gebautes Hüttchen mit einem Strohdach, das ich noch nie betreten hatte, indem ich glaubte, es werde zu Bewahrung des Gartengeräthes gebraucht. Zu meiner Verwunderung aber sah ich nun, als Frau von Elmendingen die Thüre geöffnet hatte, daß die unscheinbaren Mauern den angenehmsten Aufenthalt umschließen, den man sich vorzustellen vermag. Ein achteckiges Zimmer, mit einem hübschen Kamin versehen, enthält jede Bequemlichkeit, und bietet zugleich durch die großen Fenster über den See nach den jenseitigen Ufern die reizendste Fernsicht. Die Strahlen der Sonne brachen sich in vielfarbigem Spiel auf den sanft bewegten Wellen, glänzten von den Kuppeln der Kirchen und in rosigem Schimmer von den Gipfeln der Schneegebirge wieder; einzelne Vögel schwirrten durch die milde Luft, und ihre klagend hervorgestoßenen Töne schienen Sehnsucht nach den Tagen zu athmen, wo Blüthen und Blätter sich in dem warmen Hauche des angebrochenen Frühlings bewegen würden. Einzelne rauhere Stellen der Abhänge und die wildern Theile des Gebirges zeigten noch Spuren von Schnee, während im Thale schon die üppigere Vegetation an Gras und Getreide sichtbar war. Das Zimmer, weit entfernt unbehaglich fröstelnd zu seyn, wie das in solcher Jahrszeit bei allen unbewohnten Gebäuden der Fall ist, war von einem hell brennenden Kaminfeuer lieblich erwärmt; ein weicher Sopha lud zum Ausruhen ein, und ich konnte mich nicht enthalten, indem ich mich neben meiner Großmutter auf denselben niederließ, dem behaglichen Gefühle, das mich seit meinem Eintritte wahrhaft überrascht hatte, Worte zu geben und sie im Scherze eine Zauberin zu nennen, die sich überall, wohin sie komme, von unsichtbaren Händen bedienen lasse. „Hättest Du meinen Erklärungen gehorcht, als wir hieher spazierten,“ erwiderte sie, „so würdest Du wissen, zu welchem Zwecke dieß Häuschen gebaut ward; allein Du warst mit Deinen Gedanken anderswo und weißt jezt nicht, daß dieses stille Asyl, das außer diesem Zimmer noch zwei kleinere enthält, für eine unglückliche Freundin erbaut ward, welche hier mit ihrem Kinde den freudelosen Rest ihres verarmten Lebens in friedlicher Stille zubrachte. Seit jener Zeit komme ich so oft hieher, als meine Kräfte es mir erlauben, und mir ist, als umwehen mich hier vollendete Geister.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigster Brief.

(Nach Plombières. Napoleon war damals erster Konsul.)

Malmaison, den 30sten Prairial, Jahr XI. (19ten Juni 1803.)

Ich habe noch keine Nachrichten von dir; doch denke ich, du wirst bereits mit den Bädern angefangen haben. Wir leben hier etwas traurig, ungeachtet die liebenswürdige Tochter *) die Wirthin vortrefflich macht. Seit zwei Tagen fühle ich wieder meinen Schmerz, doch sind es nur leichte Anfälle. Der dicke Eugen **) ist gestern Abend hier angekommen; er befindet sich vortrefflich. Ich liebe dich wie am ersten Tage, weil du gut und liebenswürdig über Alles bist. Hortense sagte mir, daß sie dir öfters schreibe.

Tausend liebenswürdige Dinge und einen Kuß der Liebe. Ganz der Deinige.

(Die nachfolgenden Briefe schrieb Napoleon als Kaiser.)

Zweiundvierzigster Brief.

(Nach Straßburg.)

Elchingen, den 27sten Vendémiaire, Jahr XIV. (19ten Oktober 1805.)

Ich habe mich mehr angestrengt, als nöthig war, meine gute Josephine; eine ganze Woche hindurch jeden Tag naß bis auf den Leib und kalte Füße: dieß hat mir etwas geschadet; doch bin ich heute, wo ich nicht ausgegangen bin, wieder hergestellt.

Ich habe mein Schicksal erfüllt: ich habe die österreichische Armee aufgerieben durch bloße Märsche, ich habe 60,000 Gefangene gemacht, 120 Kanonen genommen, über 90 Fahnen und über 30 Generale. Ich gehe nun auf die Russen los; sie sind verloren. Ich bin mit meiner Armee zufrieden. Ich habe nur 1500 Mann verloren, wovon zwei Drittel leicht verwundet.

Adieu, meine Josephine; viel Schönes (mille choses aimables) an Alle. Prinz Karl hat Wien gedeckt. Meiner Meinung nach wird Massena in diesem Augenblick in Wien seyn. So wie ich wegen Italien ruhig bin, soll auch Eugen losschlagen.

Viel Schönes an Hortense.

*) Die Herzogin von St. Leu.
**) Der verstorbene Herzog von Leuchtenberg.

Achtundvierzigster Brief.

(Nach Straßburg.)

Den 24sten Brûmaire, Jahr XIV. (15ten November 1805), 9 Uhr Abends.

Seit zwei Tagen bin ich in Wien, meine gute Freundin, ein wenig ermüdet. Ich habe die Stadt noch nicht bei Tage gesehen; ich habe sie bei Nacht durchgangen. Morgen empfange ich die Notabeln und Behörden. Fast alle meine Truppen sind jenseits der Donau; sie verfolgen die Russen.

Adieu, meine Josephine; so wie es möglich ist, werde ich dich kommen lassen. Viel Schönes für dich.

Neunundvierzigster Brief.

(Nach Straßburg.)

Wien, den 25sten Brûmaire, Jahr XIV. (16ten November 1805.)

Ich schreibe an Herrn d'Harville wegen deiner Abreise; du gehst zuerst nach Baden, von dort nach Stuttgart und dann nach München. Das für die Prinzessin Paul bestimmte Hochzeitgeschenk gib ihr in Stuttgart. Fünfzehn bis zwanzigtausend Franken an Werth sind genug; *) den Rest verwendest du zu Geschenken in München für die Töchter der Kurfürstin von Baiern. Alles, was du durch Frau von Serent **) erfahren hast, ist erledigt. Nimm die nöthigen Geschenke für die Damen und Offiziere mit, die den Dienst bei dir haben werden. Sey höflich, doch nimm alle Ehrenbezeigungen an; man ist dir Alles schuldig, und du bist nichts schuldig, als was aus Höflichkeit geschieht. Die Kurfürstin von Würtemberg ist eine Tochter des Königs von England; sie ist eine gute Frau, du mußt sie artig behandeln, jedoch ohne Affektation.

Ich werde dich mit Vergnügen sehen, von dem Augenblick an, wo es meine Geschäfte mir erlauben. Ich begebe mich zu meiner Avantgarde. Wir haben abscheuliches Wetter; es schneit stark, im Uebrigen gehen alle meine Geschäfte gut. Adieu, meine gute Freundin.

*) In einem frühern Brief vom 5ten Oktober 1805, von Ludwigsburg datirt, schrieb Napoleon: Ich habe der Vermählung eines Sohnes des Kurfürsten (von Würtemberg) mit einer Nichte des Königs von Preußen beigewohnt. Ich habe die Absicht, der jungen Prinzessin ein Hochzeitgeschenk (corbeille) von 36 — 40,000 Franken zu machen. Sey dafür besorgt und schicke es der Neuvermählten durch einen meiner Kammerherrn, die mir nachfolgen. Die Bestellungen müssen sogleich gemacht werden.
**) Pallastdame der Kaiserin Josephine.

Vierundfünfzigster Brief.

(Nach München.)

Brünn, den 28sten Frimaire, Jahr XIV. (19ten Dec. 1805.)

Große Kaiserin, nicht Einen Brief von Ihnen seit Ihrer Abreise von Straßburg! Sie haben Baden, Stuttgart, München passirt, ohne uns ein Wort zu schreiben! Das ist nicht sehr liebenswürdig, nicht sehr zärtlich! Ich bin noch immer in Brünn. Die Russen sind abmarschirt; ich habe Waffenstillstand. In wenig Tagen wird sich das Weitere ergeben. Geruhen Sie aus Ihrer Höhe herab sich ein wenig mit Ihrem Sklaven zu beschäftigen.

Achtundfünfzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Gera, den 13ten Oktober 1806, Nachts 2 Uhr.

Ich bin heute in Gera, meine gute Freundin; meine Angelegenheiten gehen sehr gut und ganz so, wie ich es hoffen konnte. Mit Gottes Hülfe werden in wenig Tagen die Dinge einen Charakter angenommen haben, der, wie ich denke, sehr erschreckend seyn dürfte für den König von Preußen, den ich persönlich beklage, weil er gut ist. Die Königin ist in Erfurt beim König. Will sie eine Schlacht sehen, so kann ihr dieses grausame Vergnügen zu Theil werden. Mein Befinden ist das beste; ich bin seit meiner Abreise schon stärker geworden, und doch lege ich für mein Theil täglich 20 und 25 Stunden Wegs zurück, zu Pferde, im Wagen, auf alle Art und Weise.

Ich gehe um 8 Uhr zu Bette und stehe um Mitternacht auf; ich denke dann wohl bisweilen, du seyest noch nicht zu Bette gegangen. Ganz der Deinige.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Rezensentenduelle.

Die Kapitalisten, welche Aktien bei der Europe littéraire genommen hatten, wollten nicht ferner beisteuern, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als das Journal, welches bereits in einem andern Formate, nämlich in Oktav und heftweise, ausgegeben wurde, öffentlich versteigern zu lassen. Es fand sich Anfangs kein Käufer; endlich kaufte es jedoch ein gewisser Feuillide für 25.000 Franken, mit dem Vorsatze, es auf seine Rechnung und mit Hülfe neuer Aktionärs fortzusetzen; denn obschon man so viele Beispiele von dergleichen verunglückten Spekulationen hat, finden sich doch fast immer Leute, die der Zufall mit Geld und gutem Willen versehen hat und die ein Kapitälchen an literarische oder theatralische Plane wagen. Dieser Feuillide arbeitete vor der Julirevolution an kleinen literarischen Tageblättern, und als jene Revolution ausbrach und die liberalen Journalisten emporhob, wurde er zum Unterpräfekten ernannt, konnte sich aber nicht lange auf diesem ihm ungewohnten Posten halten und wurde abberufen, wie mehrere andere junge Leute, welche in den Landstädten wenig Maaß und Geschicklichkeit zeigten. Er kam nun wieder nach Paris und trat in seine vorige Laufbahn als Journalist. Er schrieb Theaterartikel im Constitutionnel, mußte sich einmal mit Jules Janin, dem Theaterrezensenten im Journal des Debats, schlagen, weil er dessen legitimistische Gesinnungen bitter verspottet hatte, schrieb auch Aufsätze in der Europe littéraire, bis er zulezt diese Zeitschrift, wie gesagt, ankaufte, um sie selbst zu leiten, was allerdings etwas sehr Angenehmes ist, aber nicht ohne Beimischung von Bitterkeit; denn eine seiner Rezensionen zog ihm ein neues Duell zu, das übrigens nicht das zweite seit seiner Rückkunft nach Paris ist, sondern das vierte, wie ich vernehme. Ich weiß nicht, wem die beiden andern Duelle gegolten haben. Mit dem lezten hatte es eine eigene Bewandtniß. Hier, wie in Deutschland, schreiben mehrere Romantichter unter angenommenen Namen; man weiß, daß der sogenannte Jacob le Bibliophile de Lacroix heißt; Michel Raymond, angeblicher Verfasser mehrerer Romane, ist auch ein erdichteter Name; der Verfasser heißt Broucker. Ebenso ist George Sand, unter dessen Namen mehrere in den Zeitungen hochgerühmte Romane erschienen sind, keine wirkliche Person. Die Indiana, die Valentine und die Lelia haben keinen Mann, sondern eine Dame, Namens Dudevent, zum Verfasser, und wahrscheinlich hat man sie aus Galanterie so sehr in den Zeitungen gelobt. Nun soll aber die Lelia in einem so zügellosen Style geschrieben seyn, daß man dieses Werk kaum einer Dame zutrauen sollte. Das Buch wurde von dem neuen Eigenthümer der Europe littéraire scharf beurtheilt und das Unmoralische darin so schneidend hervorgehoben, daß ein Herr Planche als galanter Ritter für die Dame in die Schranken treten zu müssen glaubte, und daher Feuillide einen Zweikampf anbot. Dieser nahm die Ausforderung an. Glücklicherweise waren beide keine geschickten Schützen, fehlten einander, und damit hatte die Sache ein Ende. Es ist etwas Trübseliges um diesen literarischen Hader, an dem man doch in Paris kaum einen Tag Antheil nimmt, der manche Familien in Angst versezt und dessen Folgen schon vielen jungen Schriftstellern das Leben oder die Gesundheit gekostet haben.

Dg.

Auflösung des logogriphischen Neßes in Nro. 215:

Oase. Obst. Ochs. Oder. Oede. Ofen. Oger. Ohm. Onyx. Oper. Ort. Ost. Otto. Oval. O weh!

Räthsel.

Nennt mir die Scheiben, Schirme, Federbüsche,
Die Hellebardenspitzen und die Helme
Mit offnen und geschlossenen Visieren,
Turbane, Narrenkappen, Schläuche, Tüten,
Die weißen Blättchen, deren Schrift zu lesen
Der Mensch sich ganz unwissend unterstanden,
Die Teller, Tassen, Kelche, feinen Nestchen,
Auch Kreuze, Sterne, Glocken, Bälle, Kugeln,
Und Fingerhüte, Knäufe wie Rosetten,
Mit andern schön geformten Arabesken,
Die ein Volk alle mit einander bilden,
Das ohne Zungen eine Sprache redet,
Worüber man der Bücher viel geschrieben,
Die zwar Sprachlehre sind, doch nicht Grammatik.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. September 1833.

Ruhe, du stiller Hesperus des wunden Herzens, der allezeit neben der Sonne der Tugend bleibt! Der Mensch kann Alles werden, wenn er nur erst ruhig geworden ist.

Jean Paul.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Ein leises Wehmuthsgefühl strich über die edlen Züge, die von der Anstrengung des Ganges sanft geröthet waren, und die Augen wie in tiefem Nachdenken zu Boden geschlagen, schwieg sie einige Minuten, ohne daß ich ihre Erinnerungen zu unterbrechen wagte. Endlich faßte ich ihre Hand, und indem ich sie liebend drückte, sagte ich: „Wenn Sie auch, theuerste Mutter, in Ihrem Leben viel verloren haben und das Vermissen geliebter Wesen für Sie sehr schmerzlich seyn muß, so haben Sie sich doch dagegen in dem Sinne ächter Lebensweisheit mit allem umringt, was dem Abend Ihres Daseyns edlen und heitern Genuß verschaffen konnte. Ich darf kühn sagen, daß ich noch keinen Ort sah, wo mir das Leben so hell und freundlich im Allgemeinen und im Einzelnen entgegen getreten wäre, noch keinen, an welchem ich das Ideal einer schönen, heitern, alle geistigen und körperlichen Forderungen befriedigenden Existenz gleichsam eingeschlossen gefunden hätte. Selbst der unglücklichste Mensch müßte hier, müßte in der Umgebung, die Sie um sich gezogen haben, Frieden und schönere Hoffnungen wieder finden!“ Meine Worte freuten sie sichtlich; sie lächelte, und indem sie den Druck meiner Hand zärtlich zurückgab, erwiderte sie: „Ich habe, beinahe seit ich zu dem Bewußtseyn meiner intellektuellen Kräfte kam, ein Leben getragen, das fast in all seinen Beziehungen höchst unglücklich genannt werden konnte. Keinen meiner Wünsche, die ich, wie alle Menschen, in frühern Jahren mit ungemeiner Heftigkeit in meinem Herzen trug, wurde erfüllt; meine Hoffnungen sah ich verwelken, meine gerechtesten Erwartungen getäuscht. Von all den Freuden, die dem Weibe als Ersatz für namenlose Entbehrungen und erniedrigende Stellung gegeben sind, habe ich nur die der Mutter gekostet, und eben hier verwundete Jammer und Tod meine Seele am tiefsten. Ich will nicht mehr scheinen, als ich bin. Wenn ich schon großes Unglück mit Würde zu tragen mich bemüht habe, so hat es doch Epochen in meiner Vergangenheit gegeben, wo das Bessere und Unsterbliche in mir mit der menschlichen Schwäche kämpfte, die es nicht begreifen wollte, daß ein höheres, gerechtes Wesen Freude daran finden könne, eine so furchtbare Masse des Unheils auf das Haupt seines schuldlosen Kindes zu häufen. Ich mußte erst Alles verlieren, mußte durch die Schlechtigkeit der Menschen um alles gebracht werden, was mir noch Freude geben konnte, und in der Undankbarkeit derjenigen, denen ich wohl that, auch meinen lezten Genuß verkümmert sehen; mit einem Worte, ich mußte die höchste Stufe innern Elendes erst ersteigen, ehe mein Geist die wahre Tendenz des Lebens und die Ueberzeugung fassen konnte, daß die edlern, zur Erreichung eines schönen Zieles

bestimmten Naturen es sind, welche durch die furchtbarsten Prüfungen geläutert werden. Als diese Gewißheit Wurzel bei mir gefaßt und — ich muß noch hinzusetzen, als ich alles verloren hatte, was dem Leben Reiz geben kann, gewann ich erst die Kraft, dasselbe aus seinem wahren Gesichtspunkte zu betrachten. Seitdem bin ich nicht mehr unglücklich gewesen, denn jede Trauer meines Herzens knüpfte mich an eine Hoffnung, die mir nicht geraubt werden kann, weil sie heilig und ewig ist. Es hat sich aber auch von jenem Zeitpunkte an so manches vereinigt, was den Rest meines Daseyns heiter machen konnte, um so heiterer, weil ich jeden Glücksfall, der mir zu Theil wurde, jede Annehmlichkeit, die der Zufall oder meine Bemühung mir schenkte, jede Blume, die an meinem Wege blühte, als eine unerwartete Wohlthat und nicht mehr als ein mir von Rechtswegen zugehörendes Gut aufnahm. Ich habe meinen Wohnsitz, in welchem ich, so Gott will, zu einem vollendeteren Daseyn einschlummern werde, ganz so gebaut und eingerichtet, wie er früher oft als Ideal in meinen Träumen stand, und ich konnte dieß um so eher, da meine beiden Enkelkinder nicht auf mein Vermögen allein beschränkt waren, indem mein Sohn seiner Tochter ein bedeutendes Eigenthum hinterlassen und auch Deines Vaters Bemühungen in den lezten zehn Jahren schöne Früchte getragen haben. Mein inneres Daseyn war von den Menschen zu hart verlezt worden, als daß ich ihren Umgang um meinetwillen gewünscht hätte, aber ich fühlte auch, daß Pauline nicht einsam erzogen werden dürfe. Deßhalb sammelte ich in meiner Wohnung alles, was durch bessere Genüsse Sinne, Herz und Geist erfreuen kann, und zog dadurch die ausgezeichneteren Wesen, besonders unter meinen jugendlichen Nachbarn um mich, mit denen ich mich eher befreunden konnte, als mit dem erwachsenen Menschengeschlechte in dieser Gegend, das ich in seinem Werthe ganz bestehen lasse, aber in dessen Kreise mir zuweilen zu Muthe ist, als gehöre ich nicht hinein. Bücher, Thiere, Blumen gaben mir immer mehr und mehr Befriedigung. In vielen der ersteren sehe ich alte Freunde vor mir, welche die gebrechliche, mangelhafte Hülle abgeworfen haben und in dem Lichtkleide vor mir stehen, das ihre vollendeten Seelen jezt umfängt, und ich kann oft lange, in meiner Bibliothek sitzend, mich der schönen Täuschung hingeben, als sey ich wirklich in der Gesellschaft derjenigen, mit denen mich die feinsten Organe der Seele fühlbar verknüpfen. Der Thiere Anhänglichkeit, die Entwicklung des Funkens, der auch in ihr Wesen in höherem oder geringerem Grade gelegt worden ist, freut und rührt mich, ohne daß ich mich zu dem Mißbrauche hinreißen lassen könnte, den viele Leute mit ihrer überspannten Zuneigung treiben, und die Pflege meiner schönen Pflanzen, ihr Gedeihen, das reizende Bild ihres Lebens gibt mir einen meiner süßesten Genüsse, wie denn überhaupt einem vorgerückten Alter die Natur und ihre nie sich mindernde Herrlichkeit die größte Befriedigung schenken muß. Ich darf wohl nicht hinzusetzen," fuhr sie fort, indem sie sich nach mir herüber lehnte, „daß die zwei Blüthen, die ich dem Sturme meiner trüben Vergangenheit entrissen und mit Hülfe einer gnädig waltenden Vorsicht treu bewahrt habe, der größte Schatz meines Daseyns sind. Beide sind kräftig, schön und edel organisirt, jede wird hoffentlich der Stamm eines guten und glücklichen Geschlechtes werden, das den Namen und das Bild der alten Großmutter in freundlichem Andenken festhält, wenn sie selbst längst zu einem höhern Frieden eingegangen ist. Ich werde Paulinen wo möglich in meiner Nähe verheirathen, oder, da ihr Vermögen und das, was von dem meinigen auf ihren Theil kommt, bedeutend genug ist, um Bedingungen machen zu dürfen, ihren künftigen Mann vermögen, sich hier niederzulassen. In Deine Wünsche, oder die Ansichten über Deine Zukunft werde ich mich auf keine Weise hindernd mischen; wenn Du indessen dieses Besitzthum und ein Leben in Deinem Vaterlande nach Deinem Geschmacke fändest, wenn die Familienbande, die Dich hier umschlingen, einigen Reiz für Dich haben, so würde ich in dem Glücke, in Euren Armen meine lezten Tage zu verleben und meine Sterbestunde anbrechen zu sehen, reichen Ersatz für den Jammer eines so viel bewegten Daseyns finden, und jede Gattin segnen, die Deine Liebe mir bringen würde."

(Die Fortsetzung folgt.)

Phrenologische Notizen.

Daß den Franzosen, welche sich seit Beginn der europäischen Kultur so manche deutsche Erfindung in Kunst und Wissenschaft zugeeignet haben, Galls Schädellehre bei ihrem positiven, zum Materialismus neigenden Sinn ganz besonders zugesagt hat, ist sehr begreiflich. Interessant ist es aber, daß, während diese Erfindung oder Entdeckung in ihrem spiritualistischen Vaterland bis auf Weiteres zurückgelegt und in die Kategorie der Kuriositäten verwiesen ist, in Frankreich jezt noch manche Naturkundige und Dilettanten recht eigentlich für die schöne Kunst schwärmen, welche aus den Hügeln und Thälern und dem ganzen Relief der Halbkugel, welche über der wunderlichen Werkstätte des menschlichen Geistes befestigt ist, diesem Geiste das Horoscop stellt. Noch besteht zu Paris eine phrenologische Gesellschaft von Schülern Galls, deren Zweck die Ausbildung der Gallschen Ideen, und deren Hauptgeschäft die Jagd nach merkwürdigen Schädeln ist. Nichts bezeichnet wohl den eingebornen Unterschied zwischen der deutschen und französischen Nation besser, als wenn man unsere magnetischen Schwärmer mit jenen tastenden cranologischen Adepten zusammenhält. Der

Präsident der phrenologischen Gesellschaft nannte indeß in der kürzlich gehaltenen Sitzung die Phrenologie ohne Weiteres une nouvelle divinité; und daß der Magnetismus den Himmel und die Hölle ausschließt, ist uns sattsam bekannt.

Die phrenologische Gesellschaft trachtet, unbekümmert darum, wie wenig wissenschaftlich solch Verfahren ist, vorzüglich nach Schädeln, deren Besitzer sich entweder durch Genie und hohe Tugenden oder durch moralische Verworfenheit und Verbrechen ausgezeichnet haben. Dieses Jahr waren Perier und Cuvier und die gräßlichen Mörder Regez und Benoit auf dem Tapet. Man verfuhr mit ihnen wie immer: ihre Geistes- und Gemüthslage war im Allgemeinen zum voraus bekannt, an ihren Schädeln mußte somit eine Protuberanz gefunden werden, welche ihren ausgesprochensten Charakterseiten entsprach, sie mochte seyn, wo sie wollte, und unter den Händen der Sektirer mußte sich das Cranium des Subjekts in die Doktrin fügen, es mochte wollen oder nicht. So war Perier vorzüglich durch seine Liebe zur öffentlichen Ordnung und zur Monarchie ausgezeichnet. Da galt es nun, eine Protuberanz zu finden, die einem Appetit entspräche, welchen auf der Himmelskarte des Schädels zu verzeichnen, Gall selbst nicht in den Sinn gekommen war; aber siehe! neben verschiedenen vorragenden Punkten gewahrte man am Kopfe des Ministers auch das Gallische Sternbild der Vénération, und so brauchte man nicht weiter zu suchen, um den ganzen public character fertig zu haben. Cuvier glaubte weder an Galls System, noch an den Magnetismus; desto mehr kitzelte es die Gallianer, daß sein Kopf zur Erhärtung der cranologischen Wahrheiten herhalten mußte. Auf die ausnehmende Größe des Gehirns, auf das herrliche Ebenmaaß des Schädels achtete man nicht viel; war ja doch die Bedeutung dieser Dinge schon vor Gall bekannt; aber der materielle Grund seiner amour pour la considération und seines peu de goût pour les actions décisives war ihm hinter den Ohren zu greifen. Daß der Mörder Benoit, der einen Menschen zerstückt hat, das prädestinirende Brandmal am Kopfe trug, versteht sich von selbst.

Es mag dieß dem Leser zum Beweis dienen, daß wissenschaftliche Narrheiten auch auf anderm als deutschen Boden gedeihen. Galls Verdienste um die Physiologie und Anatomie sind nichtsdestoweniger unbestreitbar, aber seine Ideen wollen sich einmal nirgends und in keiner Beziehung zur Wissenschaft gestalten, und was an seinem System Wahres ist, war im Ganzen und Großen schon vor ihm bekannt. Schon Aristoteles und nach ihm Galen erklärten den vordern Theil des Gehirns für den Sitz der eigentlichen geistigen Thätigkeit, den hintern Theil dagegen hielten sie für das Organ der willkührlichen Bewegung. Es war schon im ganzen Alterthum anerkannt, daß eine hohe, regelmäßige Stirne in der Regel einem bedeutenden Grade von Intelligenz entspricht, und diese Idee leitete die alten Künstler, wenn sie an den Statuen der großen Männer und Götter den Gesichtswinkel sogar übertrieben, um der vordern Gehirnmasse mehr Umfang zu geben. Daß das Verhältniß zwischen dem vordern und dem hintern Theil des Schädels bei verschiedenen Menschenracen ein bedeutend abweichendes ist, weiß Jedermann; es ist aber eine betrübende Erfahrung, daß in dieser Beziehung auch unter den europäischen Köpfen eine Verschiedenheit herrscht, welche am Ende weniger mit dem intellektuellen, als mit dem sittlichen Charakter der Individuen zusammenzuhängen scheint. Vorzüglich in Zwangsarbeitsanstalten drängt sich einem diese Bemerkung auf; in welchem Lande hat man aber reichere Gelegenheit zu Studien der Art, als in Frankreich, wo von Bicetre aus jährlich ein paarmal die Bagnos rekrutirt werden? So sahen wir im vorigen Jahr die Kette von Bicetre abgehen; es waren sechs Reihen, jede aus etlichen und zwanzig Mann bestehend, deren jeder zu wenigstens zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt war. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend hatten diese Menschen alle eine schmale, von den Augbraunen an zurückweichende Stirne und einen zugespitzten Kopf. Der Durchmesser des Kopfs von vorne nach hinten war verkürzt, aber damit wurde der Querdurchmesser im Verhältniß zu jenem länger und die in der regelmäßigen Bildung ovale Basis des Schädels der Kreisform näher gebracht. Ein Schüler Galls hätte gesagt, die seitlichen Theile seyen an diesen Köpfen auffallend entwickelt, und zwar deßhalb, weil hier die Organe des Diebsinns, der Mordlust u. s. w. vorspringen, denn Gall hat wirklich alle Organe der Art an die Seite des Kopfs versezt. Wie wir aber gesehen, hat nur die Niedrigkeit der Stirn das normale Verhältniß der Durchmesser verändert. Die moralische Kraft vorzüglich scheint fast immer mit der Entwickelung der vordern Hirntheile in Nexus zu stehen; sie wirkt desto stärker zur Unterdrückung der Leidenschaften, je vollkommener jene Organe des Gehirns ausgebildet sind, desto schwächer, je mehr sie in der Entwickelung zurückblieben. Wir sehen daher, daß große Verbrecher meistens Menschen von übermächtigem Instinkt sind. Nicht weil sie den Mordsinn u. s. w. am Schädel trugen, haben diese Menschen Unthaten begangen, sondern nur um Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die ihnen im Weg standen, indem sie sich gewaltsam gewisse Genüsse verschaffen wollten. In dieser Beziehung möchte zwischen Mord, Diebstahl und grober Sinnlichkeit größere innere Verwandtschaft bestehen, als man gewöhnlich glaubt; es sind verschiedene Aeußerungen desselben rohen, zügellosen Instinkts.

Die bei diesem Gegenstand sich immer erhebenden großen Fragen über Freiheit, Erziehbarkeit und Perfektibilität des Menschen gehören nicht in den Bereich dieser flüchtigen Notizen.

Im Schooße der kaukasischen Race selbst besteht eine merkwürdige nationelle Verschiedenheit im Verhältniß der vordern und hintern Hirntheile zu einander, ohne daß dieß eine Verschiedenheit im allgemeinen Maaß der Geisteskräfte zu begründen scheint. Bei den germanischen Völkern nämlich herrscht der Vordertheil des Schädels vor, die Stirn ist breit, vorspringend; bei den Slaven dagegen sind Vorder- und Hintertheil mehr im Gleichgewicht, daher das Ohr bei ihnen ganz anders steht, als bei uns, nämlich gerade in der Mitte zwischen der Stirn und dem Hinterhaupt, so daß, wenn man den Kopf im Profil sieht, just so viel Raum hinter dem Ohr, als vor demselben ist, während bei den Germanen die Strecke von der Stirn zum Ohrloch ungleich größer erscheint, als die von lezterem zum Hinterhaupt. Die Stirne ist bei den Slaven keineswegs eingedrückt, es gibt im Gegentheil Viele unter ihnen mit sehr schönen Stirnen; der Gehörknochen ist nur weiter nach vorne gerückt, als bei uns. Dieses verschiedene Verhältniß zwischen den Hirntheilen scheint auf eine tiefwurzelnde Verschiedenheit zwischen den germanischen und den slavischen Völkern im ganzen Gepräge des Geistes zu deuten, und die Erfahrung bestätigt dieß auch. Wir erinnern nur an die ausgezeichneten Talente der Slaven für Sprachen, Musik, Mechanik; dagegen versichert in einem vor Kurzem erschienenen Buche ein französischer, in Rußland angestellter Ingenieur, der bessere Theil seiner Schüler habe in der Mathematik Anfangs weit schneller begriffen und viel raschere Fortschritte gemacht, als es bei Franzosen der Fall gewesen wäre; aber bei'm Uebergang zu den transcendentalen Fächern sey bei Allen plötzlich ein Stillstand eingetreten, und er habe am Ende kein anderes Mittel gewußt, als sie die Zahlenreihen und Formeln auswendig lernen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Vierwaldstädtersee, 4ten September.

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Auf dem Rigi haben jezt der Winter und die demokratische Freiheit zugleich angefangen; unterdeß oben der erste Schnee fiel, schufen sie unten unter Trommelwirbel und Trompetenklang eine neue Konstitution, welche die Menschen gleich wie Adamskinder macht. Mich däucht indeß, ich sehe schon, wie der Rauch der lammfrommen Bauern den aristokratischen Kains zu gerade gen Himmel steigt; die Keule zum Brudermord steht schlagfertig im Waffenhause, gewärtig des Augenblicks, wo der Feind, in Ruhe eingeschlafen, die nothwendige Blöße gibt. Ich habe die Nationalkomödie am vorigen Sonntag mit angesehen und dieselbe so interessant gefunden, daß ich es für Sünde hielte, dem deutschen Publikum, das nicht wie ich auf dem Chor der Schwyzerkirche stand, darüber nicht etwas mehr zu sagen, als was es in den politischen Zeitungen liest.

Man hatte mir kaum gesagt, der große Rath des Kantons sey beisammen und habe die von den Kommissarien beider streitenden Theile beendete Fundamentalakte — das ist: die Schwyzer Charte — drucken und verbreiten lassen, und deßhalb das Volk zu einer außerordentlichen Landsgemeinde berufen, damit es als Souverän dieselbe genehmige, so nahm ich Hut und Springstock, sagte der Gesellschaft auf dem Rigikulm Lebewohl und eilte thalab nach Goldau und Lauerz. Hier hielt ich mich kaum so viel auf, um die Insel zu besehen, wo der Geist eines Junkers dem Schatten eines Mädchens folgt, das er unglücklich gemacht, und das nunmehr alljährlich an dem Unglückstag ihren einstmaligen Sprung in's Wasser von dem nahen Felsen wiederholt, bis der See aufbraust und die verdammte Seele des Verführers rabenschwarz herausfährt — eine gräuliche Geschichte! Noch hätte ich gerne die Hütte besehen, wo der übrig gebliebene Centsuisse sich zu Tode langweilt, weil er nicht so glücklich war, mit seinen Kameraden in den Tuilerien zu sterben und kraft dieses Heldentodes Theil an dem Luzerner Löwen schweizerischer Treue zu haben; aber die Landsgemeinde und die neue Konstitution der Söhne Stauffachers schwellten die Segel meiner Neugierde dergestalt, daß ich nach vier Stunden schon in der Haupt- und Residenzstadt der Republik wohlbehalten einlief. Daselbst war es aber beschaffen wie an einem Wallfahrtsorte, wenn der Kalender einen Muttergottes-Festtag bezeichnet; alle Gast- und Wirthshäuser waren — militärisch besezt. Ich wurde im Rößli fortgeschickt, im Kreuz bedauert und zulezt vom Ochsen zum Hirsch gewiesen, welch lezteres Thier ein Einsehen hatte und mich mit sieben-und-vierzig eidgenössischen Offizieren enrolirte. Ich glaube, es waren an dem verhängnißvollen Verfassungstage dreimal so viel Soldaten als Schwyzer in Schwyz, und sie hatten, wie die Heuschrecken in Egypten, Alles so rein aufgegessen, daß ich nicht viel mehr in der Schenke fand, als Sancho Pansa und sein Ritter in der Sierra Morena — miserable Hammelsknochen. Es ist hart, wenn man aus den Wolken herabkommt zu den Sterblichen und da findet, daß sie nichts als Hammelsknochen haben. Ich stimmte von Herzen in den Wunsch ein, man möchte doch gleich auf der Stelle die Unions- und Mediationsakte annehmen und Behufs der Retirade der blauen Ritter mit rothen Kreuzbinden schleunigst an die Tagsatzung befördern.

Die Bauern und Herrn am Vierwaldstädtersee haben ihre staatskluge Logik und raisonniren, wie folgt: „Wir, Söhne und Enkel der Rubbirten, die sich erkühnten, die Vögte außer Lands zu jagen und den Bergen die Freiheit und den Menschen die Unabhängigkeit zu verschaffen, wir sind die Könige der Schweiz und haben deßhalb ein Recht auf den Gehorsam der angeschlossenen Völkerschaften. Aus besonderer Gnade haben wir später uns einverleibte Städte mit ihrem Gebiete als selbstständig anerkannt, und uns nur die Hirten und die Alpen vorbehalten, die daher jezt einzig und allein, dieweil sie durch uns freie Menschen wurden, verpflichtet sind, unsere Knechte zu seyn. Es ist also klar, daß diese Knechte kein Recht auf unsere Gemeindegüter und auf die Verwaltung haben, und es ist ebenso klar, daß, wenn sie solches usurpiren, wir Grund und Befugniß haben, sie gewaltsam zur unterthänigen Vernunft zurückzuführen.“ Ich kann versichern, daß es schwer hält, einem Schwyzer, Urner und Unterwaldner Staatsbürger beizubringen, diese seine Logik sey falsch, unnatürlich und widerrechtlich; er versichert auf sein Gewissen, es sey so seit Jahrhunderten gehalten und von den geistlichen Herrn und den Urfamilien gelehrt worden. Wenn man dieß erwägt, wird man eingestehen, daß die neue Konstitution einstweilen nur Papageno's Schloß ist. Die Bajonette haben sie gemacht und angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. September 1833.

Ein Spiegel ist's, deß reich verzierter Rahmen
Zeigt Bilder mannigfach und vielgepriesne Namen.
W. Scott.

Das Winzerfest in Vevay.

Zweiter Brief.

Wir sind auf unserer Reise bis Rolle gelangt, und so sehr es uns drängt, an unser Ziel zu kommen, so liegt doch noch manches reizende Bild dazwischen, dem wir ein paar Blicke schenken müssen.

Zwischen Rolle und dem savoyischen Golf von Coudré hat unser See seine größte Breite, nämlich gegen vier Stunden; von hier an verengt er sich westlich immer mehr, und bei Yvoire beginnt der untere See, der abermals bis nach Genf stets an Breite abnimmt. „Wäre nur das Fest in Vevay nicht,“ sagte ein junger Engländer zu einem Amerikaner, „wir wollten gleich wetten.“ Es handelte sich von nicht weniger, als von der Frage, ob sie von Rolle nach Coudré schwimmen könnten? Und die Sache schien ihnen von nicht geringerer geschichtlicher Wichtigkeit, als dem Lord Byron vor einigen Jahren sein Schwimmen über die Enge der Dardanellen, auf das er so gern und selbstgefällig in seinen Briefen zurückkommt. Nach einem reizenden Hügel- und Weinland voll stattlicher Dörfer, denen man den Reichthum der Gegend wohl ansieht, kommt am Ufer das schmutzige St. Prex, ein uralter Ort, auf einer Landspitze gelegen, dessen Kirche von den andern Häusern getrennt ist. Ehemals stand sie mitten im Dorf; in einer Nacht aber — so sagt eine alte Volkssage — packte sie der Teufel und zog sie weg, ja er hätte sie gewiß noch weiter geschleppt, wäre nicht glücklicherweise ein Mönch dazu gekommen, der sie ihm mit einigen guten Sprüchen wieder abnahm. Nicht weit von St. Prex steht ein großes Landhaus, das ebenfalls der Graf Doyen gebaut hat, dießmal nicht wie die Gorbane als antike Rotunde, sondern als gothische Kirche, mit einem gothischen Badehaus. Es ist schwer begreiflich, wie die Bedürfnisse und die Bequemlichkeit eines modernen Landhauses in einer gothischen Kirche bedacht seyn können, und doch versichern es mehrere Personen, die den Bau gesehen haben.

Gegen Morges hin verliert sich wieder das Malerische der Landschaft, denn sie zieht sich nun in Gärten und Weinbergen zu mäßiger Höhe hinan, und sie hätte bis Lausanne nichts Hervorstechendes, wenn nicht hier auf einer der Höhen das Schloß Vufflens stünde, eine der schönsten und größten Burgen, die aus fernen Jahrhunderten wohlbehalten auf uns gekommen sind. Im neunten Jahrhundert baute und bewohnte die Königin Bertha von Burgund den nordöstlichen Theil. Wer dächte nicht jezt noch im Waadland jener edlen, thätigen Frau, die ihre Vasallen tüchtig im Zaum hielt und ihnen, wie in Norddeutschland zwei Jahrhunderte später Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen, die angeborne Lust zum Druck der Bauern verdarb? Sie war überall selbst zugegen, und

da sie ihre Zeit unterwegs nicht verlieren wollte, so spann sie im Reiten. So mit Rocken und Kunkel eingerichtet, findet sich ihr Sattel noch zu Payerne, wo sie begraben liegt. Sie war auch eine tüchtige Jägerin, nicht aber zu Lust und Zeitvertreib, sondern im Kampf gegen die vielen Bären und Wölfe, welche damals in Menge vom Jura herunterkamen und das Land unsicher machten. Ihre vielen Jagdhunde wurden unfern vom Schloß gehalten, und dort steht ein Weiler, der noch jezt von seiner damaligen Bestimmung Chenil heißt. Ihr Königspallast war nur ein mächtiger viereckiger Thurm, um den vier kleine Thürme herum stehen und durch Galerien mit dem Hauptwerk verbunden sind. So wußte sich diese Königin gegen ihre Feinde und ihre großen Vasallen zu sichern. Troz aller Versuche, ist es auch nie gelungen, die Veste einzunehmen; rückte auch Alles zum Sturm an, so konnten die Belagerten noch immer lachen, denn aus den vorstehenden, nach unten durchbrochenen Thurmgalerien warfen sie große Steine, siedendes Blei, Oel oder Wasser auf die Anstürmenden herab, die dadurch bald zum Rückzug gezwungen wurden. Wie erbärmlich, ganz unserer feigen Zeit würdig ist's, daß jezt aus sicherer Ferne eine Batterie Kanonen die Burg in Trümmer schießen kann, ohne daß aller Muth, alle Tapferkeit und Treue den Belagerten Hülfe brächte. Im Innern des großen Thurms sind Rittersäle mit ungeheuern Kaminen, in denen man einen ganzen Ochsen braten könnte. Hier weilte die Königin mit ihren Rittern, Kanzlern und Kaplänen. Keine Spur von zierlichen Gemächern, Boudoirs, Bequemlichkeiten und Schmuck für die Königin. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurde südöstlich das neue Schloß angebaut, größer und bequemer eingerichtet, wiewohl nur für Barone, ein Hauptgebäude, das ebenfalls vier Thürme flankiren und vertheidigen. Das Ganze macht jezt in seiner doppelten Alterthümlichkeit einen sehr imposanten Eindruck und ist eine große Zierde des Landes. Schade, daß sechzehn Jahrhunderte und mehrere Blitzschläge einen Theil des alten Baus so mürbe gemacht haben, daß wenigstens ein kleiner Thurm bald einstürzen wird. Was wird nach sechzehn Jahrhunderten aus unsern jezt gebauten Pallästen geworden seyn?

Morges ist ein gar freundliches Städtchen mit herrlichen Kastanien-, Eichen- und Pappelalleen umgeben. Es gibt nichts Netteres als seinen Hafen und seine Kirche, die nach einem sehr guten italienischen Muster gebaut worden ist. Keine Stadt der lemanischen Schweiz hat dergleichen aufzuweisen. Ein reiches Hügelland mit wenigen Reben, aber voll herrlicher Gärten und Baumgruppen, hebt und senkt sich nun wechselnd, bis hinter Ecublens das Land bleibend zum Jorat aufzusteigen beginnt. Hinter St. Sulpice, nahe am See, in der Fläche lag das alte römische Oppidum, das im vierten christlichen Jahrhundert mit andern römischen Städten und Kolonien am Ufer vom See verschlungen ward, als er bei einer Naturrevolution austrat und vieles Uferland wegriß. Die gothische Cathedrale und das alte Schloß von Lausanne sind mit Vufflens die schönsten Monumente des Landes aus dem Mittelalter. Man muß aber das Schloß von oben oder vom Signal her ansehen. Als der erste Sitz seiner Herrn und Bischöffe in einer bewegten, unsichern Zeit, macht es klar, warum man sich — den verschlingenden See fürchtend — um die feste Burg anbaute und nicht unten am Wasser, was bequemer gewesen wäre. Wer jezt von Ouchy den langen Weg hinauf nach Lausanne wandern muß und dabei in Sonnenhitze oder Regen übler Laune wird, der möge dieß bedenken. Bis zum Gebrauch der Dampfschiffe kam überdieß kein Fremder zur See hieher, zur Landverbindung liegt aber Lausanne recht gut. Der Hafen Ouchy hat sich erst in der neuesten Zeit gehoben, und seit die Dampfboote so viele Fremde hieher führen, sind da zwei treffliche Gasthöfe in Schwung gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

„Nur Ein Wesen hätte ich davon ausgenommen," fuhr die Großmutter fort, „wenn mir nicht seit Deinem Hierseyn klar geworden wäre, daß ich in dieser Hinsicht nichts zu fürchten habe. Ich darf Dir jezt wohl gestehen, daß ich vor Deiner Ankunft besorgte, das enge Zusammenleben mit Deiner Cousine möchte in Euch beiden eine Neigung erwecken, die ich nicht hätte billigen können, indem Verbindungen zwischen so nahen Verwandten und in Verhältnissen geschlossen, die beinahe gewaltsam zwei junge Herzen einer unseligen Täuschung entgegen führen müssen, selten gedeihen. Auch will ich nicht leugnen, daß bei der Hoffnung, jedes auf seiner Seite einen würdigen Lebensgefährten wählen zu sehen, sich ein egoistisches Gefühl einmischte. Doppeltes Eheglück, doppelte Ureltermutterfreude, der Genuß, durch Euch die Wohlfahrt zweier anderer Menschen begründet zu sehen — dieß trug nicht wenig dazu bei, meine Ansichten über Paulinens und Deine Zukunft festzustellen. Uebrigens ist mir bereits eine Verschiedenheit in Euern Neigungen und Charakteren deutlich geworden, die mich nur gezwungen, nur mit schwerem Herzen in Eure Vereinigung hätte willigen lassen. Pauline ist zwar, ich darf es jezt wohl sagen, da der Verdacht, als wolle ich ihre guten Eigenschaften aus eigennützigen Absichten vor dir herausstreichen, nicht mehr Statt haben kann, ein liebenswürdiges, talentvolles und wahrhaft gutes Geschöpf, dem Mutter Natur alles gegeben hat, was einen mehr

als gewöhnlichen Mann zu beglücken vermag, und ich kann mir auch das Zeugniß geben, daß bei ihrer Erziehung nichts versäumt worden ist, was ihre Vorzüge ausbilden konnte; aber dennoch paßt sie nicht für Dich, dessen Ernst zu ihrem fröhlichen Muthwillen, und dessen — verzeih, lieber Friedrich — schroffe Tadelsucht zu ihrer feinen Empfindlichkeit sich nicht fügen würde. Ihr kommt mir vor, wie zwei abstoßende Pole, die sich nur in den Täuschungen einer kranken Einbildungskraft nähern können, und obschon mir das zuweilen beinahe wehe thut, weil ich euch Beide gleich zärtlich liebe und das Gute eines Jeden vorurtheilsfrei anerkenne, so begünstigt doch diese heimliche Abneigung meine Wünsche."

Das tiefste Erstaunen fesselte während dieser langen Rede meine Zunge und hinderte mich auch, nachdem Frau von Elmendingen eine Weile geschwiegen hatte, irgend einer der verworrenen Empfindungen, die in mir aufstiegen, Worte zu geben. Sage selbst, Kurt, wie seltsam, wie ganz entfernt von dem natürlichen Gange menschlicher Gefühle ist diese Art zu denken. Daß meine Großmutter die Cousine und mich liebt, das hat sie bewiesen und beweist es täglich; daß wir die einzigen Gegenstände sind, die sie noch mächtig an das Leben knüpfen, geht aus ihrem Charakter und aus der Lage der Dinge hervor. Mußte nun nicht ihr höchstes Verlangen dahin gehen, diese beiden Kinder ihrer Sorge und ihrer Zärtlichkeit zu vereinigen? Mußte nicht darin die Bedingung ihres Glückes liegen? — Was sollen ihr zwei fremde Menschen, die sie noch nicht einmal kennt, die vielleicht, ja gewiß, mit ihrem Geiste, mit ihren Lebensansichten nicht übereinstimmen werden? die das ganze Gebäude eines reinen Familienglückes unzweifelhaft umstürzen müssen? — Daß die Frauen zuweilen sonderbare, verkehrte Geschöpfe sind, habe ich oft gehört und gelesen, wenn auch nicht selbst erfahren, und jezt trat mir ein schlagendes Beispiel dieser Behauptung in einer Person entgegen, welcher ich niemals eine solche Widersinnigkeit hätte zutrauen mögen. Mir muß dieselbe freilich ganz willkommen seyn, da sie mich jeder Rücksicht entbindet und mir nun die Einwilligung meiner Großmutter für jede andere Wahl gewiß ist; aber ich kann das Seltsame, das Unerklärliche, ja das Unnatürliche einer solchen Handlungsweise nicht begreifen und nicht vertragen. Es müssen durchaus verborgene Gründe walten, denn diejenigen, welche sie aufzählte, sind seicht und unzulänglich. Vielleicht hat sich schon ein Verhältniß gebildet, das den feinen Berechnungen der guten Dame besser entspricht, als mein unbekannter, unberühmter Name; vielleicht hat Fräulein Pauline ein zartes Herzensverständniß angeknüpft, und man fürchtete, der unbequeme Enkel und Vetter werde etwa sein Näherrecht unbescheiden geltend machen wollen. Oder sollte wohl eine Falle darunter verborgen liegen, sollte man mich sicher machen, meine Plane durch diese List erfahren wollen, um mir dann kräftig entgegen zu arbeiten? — Alle diese Gedanken liefen mit Windesschnelligkeit durch meine Seele, und ein Theil davon mochte sich wahrscheinlich auf meinem Gesichte ausdrücken; wenigstens faßte Frau von Elmendingen besorgt meinen Arm und erkundigte sich nach meinem Befinden. Soll ich dir bekennen, daß ich mich meines Argwohns und meiner feindseligen Stimmung beinahe schämte, als ich in das gütige, offene, geistreiche Antlitz schaute, als ich in jedem ihrer Laute die treue Mutterliebe empfand? Aber du mußt mich entschuldigen, Kurt: es liegt noch etwas von dem alten Sauerteige in meiner Brust, und du darfst dich nicht wundern, daß ein so sonderbares Benehmen ihn aufrüttelt. Ich faßte mich, so gut ich konnte, um die scharfe Beobachterin neben mir nicht länger meine Seele durchschauen zu lassen, gab allgemeine Versicherungen, Alles thun zu wollen, was zu ihrem Glücke dienen könne, und nahm mir im Stillen vor, keine Veranlassung außer Acht zu lassen, die mir Licht in diesem räthselhaften Dunkel zu geben vermag.

Meine Großmutter änderte mit ihrer gewohnten Leichtigkeit das Gespräch, und wir kehrten bald, nachdem ich die übrige Einrichtung des Häuschens besehen hatte, durch die Anlagen zurück. Unweit der Wohnung begegnete uns Pauline, die aus dem Dorfe zu kommen schien. Sie war erhizt, ihre Augen hatten einen seltsamen, feuchten Glanz, den ich noch nie an ihnen bemerkt hatte, ihre schwarzen Locken flogen malerisch um das blühende Gesicht — in Wahrheit, sie ist ein reizendes Mädchen! — Sie kam ganz unbefangen auf uns zu — eine Andere hätte nach dem, was vorgefallen war, vielleicht geschmollt — und warf sich in kindlicher Hingebung in die Arme der Großmutter. Kurt, warum bin ich an mein Wort gebunden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Vaudevillesfabrik. Cherubini.

Der August ist außerordentlich fruchtbar an Theaterstücken gewesen, besonders kleinen, denen man kaum folgen kann, so schnell entstehen sie nacheinander. Das Vaudevilledichten wird ein wahres Gewerbe, in dem die Dichter eine Art mechanischer Fertigkeit erwerben, wie wenn es sich davon handelt, ein Haus anzustreichen, oder einen Tisch zu hobeln. Sie haben ein Vaudeville gedichtet, ehe anderswo die Dichter den Plan eines Stückes erfunden haben; vielleicht fällt ihnen der Plan auch erst bei'm Dichten ein. Bei der Begierde, etwas Neues aufzufinden, verfallen sie auf die sonderbarsten Gedanken, und da sie weiten Spielraum haben und nur vom Geschmacke des Publikums beschränkt werden, so lassen sie ihrer Phantasie freien Lauf, oder wenn es ihnen an Phantasie mangelt, was leider oft der Fall ist, so nehmen sie einen

neuen Roman, eine Anekdotensammlung, oder historische Memoiren zur Hand, merken sich einige Seiten darin an und richten sie zu einem Vaudeville ein. So und nicht anders sind manche neue Theaterstücke entstanden. Kein berühmter Name entgeht ihren Händen, und wenn sie die großen Männer und Weiber abgewürgt oder nach ihrer Weise zugestuzt haben, greifen sie nach den geringern. Wofern sich nur ein Anekdötchen über einen Mann vorfindet, wissen sie auch ein Vaudeville daraus zuzuschneiden, und in Ermangelung einer Anekdote dichten sie eine. Und diese Dichter sind noch die besten. Weit schlimmer verfahren diejenigen, welche schlüpfrige Gegenstände wählen, um dadurch das lüsterne Publikum zu reizen, oder die etwas recht Gräßliches ersinnen, damit sie sich vor andern Dichtern auszeichnen. Alle diese Gattungen von Dichtern arbeiten ohne Unterlaß. Zum Glück hat die Theaterkritik eben so freien Spielraum, als die Phantasie der Dichter, und sie müssen es sich gefallen lassen, daß man sie in den größern und kleinern Tageblättern für ihre Stümpereien, für ihre unreifen, unästhetischen oder gar unmoralischen Machwerke oft hart züchtigt. Diese Kritik übt jezt ein heilsames Amt; sie macht zum Theil wieder gut, was unbesonnene Dichter verschulden. Um nun bei den größern Theatern anzufangen, so muß ich bemerken, wie auffallend es ist, plözlich alle die Stimmen, welche sich zum Lobe Cherubini's wegen seiner Oper Ali-Baba vereinigt hatten, verstummen zu hören. Anfangs sollte das Stück ein wahres Meisterwerk seyn, wie nur die größten Künstler es hervorbringen können; jezt wird kaum noch davon gesprochen, und der schlaue Veron, der gewiß nicht ermangeln würde, das Stück oft vorzusetzen, wenn das Publikum lüstern darnach wäre, hat bebende Robert le diable wieder hervorgezogen, der nun schon seit einem Jahre das Beste thun muß und eine wahre Stüze der Oper geworden ist. Lezteres Stück sollte Anfangs eine Operette seyn; es ist ein Glück für die sogenannte Académie royale de musique, daß eine große Oper daraus geworden ist. Der alte Cherubini hat seine Oper freilich nach dem ehemaligen breiten und feierlichen Style gesezt und kennt wohl nicht ganz den heutigen Geschmack des Publikums. Rossini hat eine Umwälzung in demselben hervorgebracht. Dieser Tonkünstler ist ein wahrer Revolutionär, und seit seinem Auftreten ist es mit dem alten Geschmacke so ziemlich vorbei. Nicht als ob die genialen Produkte der Vor-Rossinischen Zeit nicht auch noch gefielen; wenn aber jezt noch Erzeugnisse im frühern Geiste, aber ohne Genialität, dem Publikum vorgesezt werden, so kann man, in Paris wenigstens, sicher darauf rechnen, daß es dieselben verschmähen wird. Herolds lezte Oper: le Pré aux Clercs, hat nur deßhalb bereits achtzig Vorstellungen erlebt, weil sich Herold ganz nach dem Geschmacke seines Zeitalters bequemt hat. Cherubini aber ist selbst ein Genie und vermag nicht, sich nach einem Andern zu richten. Uebrigens hat sich das Publikum sehr gut bei der Sache benommen. Cherubini verdient alle Achtung, und eben, weil Napoleon ihn etwas bei Seite ließ, glaubte man, ihn durch große Nachsicht entschädigen zu müssen. Die Oper Ali-Baba ist also wie ein Meisterstück empfangen und aufgenommen worden; fast alle Zeitungen haben den alten Künstler gelobt und gepriesen; man hat ihn auf der Bühne hervorgerufen, aber damit hatte das Ding auch ein Ende.

(Die Fortsezung folgt.)

Vom Vierwaldstädtersee, 4ten September.

(Fortsezung.)

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Es war der erste September, an welchem der dreifache Landrath in seinen schwarzen und rothen Mänteln sich vom Rathhause in die Kirche bewegte, um daselbst von der Kanzel herab zu den Bürgern des Landes Innerschwyz Worte des Trostes und Rathes zu sprechen. Vorher hatte ein Priester eine Messe gelesen, bei welcher zwei Bataillone Soldaten, die die Zugänge und Stühle besezt hielten, zum Sanktus trommelten und das Gewehr präsentirten. Das souveräne Volk war mäuschenstill und andächtig. Ich stand mit vorwizigen Engländern auf der Orgel und half die republikanischen Bälge treten. Um zwölf Uhr war die Messe aus und die Volksversammlung nahm ihren Anfang. Ich habe mein Lebtage kein so gespenstisches Auftreten gesehen. Ein Bäuerlein schlich nach dem andern herbei. Jeder fürchtete, zuerst da zu seyn, und doch dachten Alle: man muß gehorchen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Versammlung werde nicht besucht werden, man wolle die Soldaten allein die Verfassung annehmen lassen. Dazu war es abscheuliches Wetter und der Himmel trieb das Vieh von den Alpen in die Thäler, als ärgerte er sich, daß die Kommission das Vermögen des Abts von Einsiedeln taxirt habe. Es währte eine ganze Stunde, bis die Hallen sich füllten. Als aber nun der weise Magistrat und der graue Landammann mit den rothen Sekretarien durch das Schiff herauswallten, da fingen die Herzen an, auf dem Markt und in den Schenken aufzuthauen, und die Kirche ward voll vom souveränen Volk.

Ein souveränes Volk! Nie habe ich dergleichen gesehen, blos in den Zeitungen davon gelesen. Es ist jammerschade, daß das französische souveräne Volk nicht in eine Kirche geht, wie das Schwyzerische; es müßte ein imposanter Anblick seyn, wenn 33 Millionen die Hände aufhöben, zum Zeichen, daß sie die Verfassung angenommen; noch imposanter, wenn eben nur ein Drittel oder Viertel die Hände aufhöbe und die Andern, Karlisten, Napoleonisten und Republikaner, wie Stimmen des brüllenden Meeres durcheinander ihr Veto schrieen. Ein souveränes Volk, ein Volk, das selbst, in Person, ohne Stellvertreter, die Majestätsrechte ausübt! man muß gestehen, für ein solches ist eben noch Plaz in der Schwyzer Kirche. In der Regel wird die Kantonslandsgemeinde auf einer Wiese unweit der Stadt unter freiem Himmel abgehalten. Die Versammlung ist nur dann in der Kirche, wenn der Himmel dem Unternehmen nicht günstig ist und die Wolkenstirne runzelt. Auf diese Weise gesellte sich noch der Aberglaube zu den Feinden des demokratischen Elementes, das von Zürich aus sein Pergament aufrollte. Der Landammann und der erste Staatsschreiber bestiegen den Predigtstuhl und zogen die Verfassung, gedruckt in der Druckerei des erzaristokratischen Waldstädterboten, aus einem rothen Futteral, worauf Ersterer, sie präsentirend, sprach: „Vielliebe Herrn und Landlüt! Die Noth bricht Eisen, warum nicht unsern Muth, der von Silber und Pergament ist? Ilium ist gesunken, und wir bringen euch hier eine Konstitution, die unserm Streit ein Ende macht. Ja, liebe Herrn, ohne Konstitution kann jezt nicht einmal ein Mensch, vielweniger ein Volk von Menschen bestehen. Wir haben daher in Unterthänigkeit uns gefügt und unsern widerspenstigen Außerlandsleuten mit uns gleiche Rechte zuerkannt, auf daß wir uns brüderlich vertragen mögen; hauptsächlich aber, damit wir die Soldaten los werden, die das Brod, das Fleisch, die Kartoffeln und den Käse vertheuern. Ich habe siebzig Mann im Hause, ich will also von nichts mehr hören, als von Freiheit und Konstitution. Sprecht Amen, liebe Herrn und Landlüt!“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. September 1833.

Ach, daß der Liebesgott, trotz seinen Binden,
Zu seinem Ziel stets Pfade weiß zu finden!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Es ist nicht zu leugnen, Freund, daß der Böse zuweilen sein Spiel in den verkehrten Menschenkindern treibt. — Kaum hatte ich vernommen, daß mir Paulinens Besitz versagt seyn sollte, kaum wußte ich, daß mein Benehmen gegen sie der scharfen Beobachtung einer Person unterworfen seyn würde, an welche das Geschick sowohl, als meine eigene Neigung mich gekettet haben, so wird die Liebe dieses unerreichbaren Wesens zum stachelnden Wunsche, und in meinem Herzen steigt das Verlangen auf, alle diese wohlberechneten Plane umzustürzen. Sieh, Kurt, ich wollte mich wohl vor dir verstecken, wie es zuweilen gegen mich selbst geschieht; ich wollte dir wohl weiß machen, das erwachende Interesse sey nichts als gewöhnliche Neugier, ich möchte gerne erfahren, was hinter der Sache verborgen liege; ja noch mehr, ich könnte sagen, Paulinens Liebenswürdigkeit habe meine Vorurtheile besiegt und meine Theilnahme gewonnen, so daß ich gerne ihr brüderlicher Freund seyn möchte. So heißt es ja meist bei den Verhältnissen, die man vor jedem, auch vor dem eigenen Auge verhüllen will. Aber ich schäme mich einer Unredlichkeit, die du bald durchschauen würdest, und will lieber ehrlich gestehen, daß ich die Seltsamkeit der Menschen theile, die nach nichts eifriger ringen, als nach dem, was man ihnen entzieht. Nicht daß ich in Paulinen verliebt wäre, und nun schnell einen Roman in der besten Form mit ihr zu spielen gedächte, nein, so weit geht meine Thorheit nicht; aber auffallen muß es mir freilich, daß ich meine frühere Abneigung so ganz besiegt fühle, daß Paulinens Name so oft an der Spitze meiner Feder und der Gedanke an sie in meinem Kopfe sich findet. Es verträgt sich zwar in Wahrheit nicht mit meiner Gerechtigkeitsliebe, Jemanden gegen meine Ueberzeugung Unrecht zu thun, und ich habe seit meinem Hierseyn so manches gesehen, was meine üble Meinung von meiner Cousine mildern mußte; aber gewiß bleibt es dennoch, daß von der Stunde an, die ich mit meiner Großmutter in der Strohhütte zubrachte, mein Antheil an Paulinen sich vermehrt hat und ich vieles in einem andern Lichte betrachte. Ich habe zum Beispiel weit mehr auf ihre einsamen Gänge und die Weise gemerkt, wie sie ihre Zeit hinbringt, und es ist mir klar geworden, daß Lauter mit all seiner Beschränktheit Recht gehabt hat, als er das Mädchen gebildet nannte. In der That, Kurt, sie ist es! Und was noch weit mehr sagen will, sie trägt ihr Wissen nicht zur Schau, sie beleidigt Niemanden damit. Ich habe sie im Kreise ihrer Gespielinnen gesehen, von allen gesucht und geliebt,

anspruchslos, heiter, freundlich, ohne daß sie sich die mindeste Auszeichnung erlaubte. Mein böser Dämon hat mir schon zuweilen zuflüstern wollen, ihre Gleichgültigkeit, oder gar ihre Abneigung gegen mich mache ihr meinen Tadel oder meine Bewunderung werthlos; aber dem ist nicht so, denn wie entfernt sie sich von mir halten mag, so weiß ich doch, daß sie mein Urtheil achtet und mich in ihrer Meinung nicht mit dem Troß gewöhnlicher Menschen vermengt, über die sie sich zu spotten erlaubt. Wenn ich in früherer Zeit mich oft hinreißen ließ, sie durch Seitenwinke über irgend etwas zu tadeln, so bemerkte ich, troß der Unempfindlichkeit, die sie gegen meine Rüge zeigen wollte, daß sie tief in ihr Gemüth drang und daß sie beinahe gegen ihren Willen es vermied, zu wiederholen, was mich verstimmt hatte, und während der Tage, wo die Großmutter krank war, wo wir unsere Bemühungen um sie vereinigten, ja auch seit jener Zeit fühle ich, wenn ich über einen Gegenstand spreche oder lese, der sie anzieht, oft eine freundliche Uebereinstimmung der Ansichten, eine zarte Achtung in ihrem Wesen, die mir es gewiß macht, daß ich für sie nicht ohne Bedeutung bin, wenn auch vielleicht frühere Neigung und angelegte Plane scheidend zwischen uns treten.

Drei Stunden später.

Ich habe mir diesen Abend die Ueberzeugung geholt, daß in Paulinens Herzen und vielleicht in ihrem Leben Geheimnisse sind, deren Daseyn mir jedenfalls die Gewißheit aufdringen muß, daß es Thorheit wäre, wollte ich mich dem Zuge hingeben, den ich zuweilen zu fühlen glaube, und mich in eine Leidenschaft mengen, der ich vollkommen fremd bin. Ich hatte mir vorgesezt, heute den Spaziergang näher zu belauschen, den Pauline alle Abende, wenn nicht Unmöglichkeit entgegen steht, nach der nämlichen Seite hin macht, und zu welchem sie immer die Zeit auswählt, die Frau von Elmendingen mit ihren Tagesrechnungen und Anordnungen zubringt. Es war ein himmlisch schöner Abend, ganz dazu gemacht, das weicher gestimmte Herz in wehmüthig sehnsüchtige Träume zu wiegen. Ich hatte mich im Hintergrunde des Gartens auf eine Bank gesezt, von verschiedenartigem Gebüsche umgeben, das sich zu belauben anfängt. Sie konnte mich nicht sehen, biß sie ganz nahe bei mir war und ich, sie anredend, um den Zweck ihres Spazierganges fragte. Sie war eilend daher geflogen; als sie mich erblickte, zuckte sie in jäher Ueberraschung zurück und über Wange, Stirn und Kinn goß sich eine brennende Röthe, was freilich Folge meines unerwarteten Anblicks seyn konnte. „Ich gehe mit einem Auftrage der Großmutter ins Dorf," sagte sie endlich in halber Verlegenheit und mit niedergeschlagenen Augen, als wollte sie mich nicht gerne auf dem Grunde der großen Seelenspiegel die Wahrheit lesen lassen. „Darf ich Sie begleiten?" fragte ich weiter, so freundlich ich konnte, obwohl mir die Galle ans Herz trat; „der Abend ist weit vorgerückt und die nahende Dämmerung könnte Ihnen Gefahr bringen." Sie hatte sich schon gefaßt, das bewies mir ein muthwilliges Lächeln, das über ihr Gesicht zog. O diese Weiber, Kurt! Sie haben jede Fieber ihres Wesens in ihrer Gewalt, und nie wird ein Mann die Tiefe eines weiblichen Gemüthes erforschen können! „Bei uns zu Lande, lieber Vetter, können die Mädchen bei Nacht so gut als am hellen Tage wandeln, ohne weder der Sicherheit noch der Schicklichkeit zu nahe zu treten." Die Betonung des lezten Wortes zeigte mir, daß sie meine Gedanken errathen hatte. „Uebrigens," fuhr sie fort, „leidet mein Geschäft keine Begleitung, und ich muß daher auf die Ihrige Verzicht thun. — Hüten Sie unterdessen Haus und Hof und die Großmutter," sezte sie hinzu, indem sie mich mit einer Freundlichkeit ansah, die wahrscheinlich das Herbe der Zurückweisung gut machen sollte, und dann wandte sie sich zu der Gartenthüre, bei welcher die Straße vorbei geht, und ließ mich stehen, nicht wissend, ob ich zürnen, oder mich von der Art ihres Abschiedsblickes geschmeichelt fühlen sollte. Ich schaute ihr nach und irrte mich nicht, Kurt, zweimal blickte sie zurück. Geschah es, um mich zu sehen, oder um sich zu überzeugen, ob ich ihren Weg erspähe? Erst fühlte ich mich wie fest gebannt, als aber der Schimmer ihres weißen Kleides sich um die Ecke verloren hatte, faßte ich mich schnell, und über Hecken und Gestrüpp springend, gewann ich die Anhöhe hinauf eine Stelle, wo man bequem, ohne gesehen zu werden, diesen Theil der Gegend überschauen kann. Ich sah nun wieder die schlanke, leichte Gestalt mit dem Körbchen am Arm dahin schweben; sie schlug so eben einen Fußsteig ein, der von dem Dorfe aufwärts zwischen zerrissenem Gestein und dichten Tannengruppen zu dem wildesten, einsamsten Plätzchen der ganzen Umgebung führt. Ich hatte mich einmal dorthin verirrt, wo zwischen Gestein und hoch austrebenden Bergwänden eine Hütte eingepreßt steht, die, wie man mir sagte, von einem Holzwärter bewohnt wird, der weder Frau noch Kinder hat. Sie muß jene Hütte zum Ziel ihres Weges gehabt haben, denn anderswohin führt der Bergpfad nicht. Was will Fräulein von Elmendingen dort, bei dem einzelnen Mann, der überdieß selten am Tage zu Hause ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

An allen bisherigen Landungsplätzen, in Copet, Nyon, Rolle und Morges hatten wir immer viele Leute

aufgenommen, die gleichfalls nach Vevay wollten, so daß sich unser Schiff immer mehr anfüllte. Dieß sollte aber in Ouchy noch ganz anders kommen. Als unsere Glocke gezogen wurde, kamen neunzehn große Kähne mit gepuzten Herrn und Damen angefahren, die alle aufgenommen seyn wollten; dieß war aber unmöglich, es konnte mit aller Mühe nur noch ein halber Kahn, d. h. sechzehn Personen zugelassen werden, die andern Kähne mußten zurückbleiben und auf den Leman warten, der nach uns kam, der sie aber wahrscheinlich auch nicht aufnehmen konnte. So kam es auch. Wir sahen noch, wie die Kähne über ihn herfielen, um für ein Geringes und in kurzer Zeit mit Gepäck nach Vevay zu kommen. Die Besorgniß, zurückbleiben zu müssen, erreichte einen solchen Grad, daß das Schiff wahrhaft geentert wurde. Mädchen und Frauen, die nicht ganz in die Höhe klettern konnten, krochen mit Hülfe guter Freunde durch die runden Fenster (Sabords) in den ersten und zweiten Salon, und erreichten so freilich auf kürzestem Wege ihren Zweck. Es soll bei dieser Escalade einige unbedeutende Verstöße abgesezt haben, von solchen Kleinigkeiten ist aber nicht zu reden.

Von hier an hört auf dem Uferland alle Fläche auf, und es erhebt sich immer mehr, zwar langsam, aber zu immer entschiedenern Bergformen, an deren südöstlichem Abhang zwischen bunten Weinbergen und ihren Stützmauern eine Menge netter Städtchen, Flecken und Dörfer hängen, deren Namen, Pulli, Lutri, Cully rc. etwas Liebliches, Träumendes, Bacchisches haben. Hier ist la Vaud, Waads anderer Weingarten, wenn nicht noch trefflicher als die Côte, doch größer und länger, denn er erstreckt sich von Lausanne bis Vevay. Bewundernswürdig ist's, wie hier die Einwohner jede kleine Stelle für den Anbau der kostbaren Reben benuzt haben, selbst zwischen und auf den Felsenbänken, die hie und da vorkommen. Ueber den Anfang der Vaud ragt eine Kuppe des Jorat hervor, und auf ihr eine mächtige, dicke Thurmruine; es ist die tour de Gourze, im neunten Jahrhundert ein festes Nest der räuberischen Mauren, die sich nach der Schlacht von Tours an den Leman geflüchtet hatten und da lange ihr grausames Wesen trieben. Später war der Thurm immer in ähnlichen Händen, und in der Ritter-, Raub- und Verwüstungsgeschichte des Landes spielte er seitdem eine große Rolle. Jezt ist er nur noch wegen seiner herrlichen Aussicht berühmt und dient zur friedlichen Herberge bei Festen und Landparthien, die häufig aus der Umgegend dahin angestellt werden. Zwischen den reizenden Felsengruppen kommen Wasserfälle herab, die wie silberne Bänder herunterflattern und die Einförmigkeit der Weingegenden unterbrechen. Zur Einförmigkeit lassen es übrigens auch die vielen Ortschaften nicht kommen, die sich hier zwischen den Reben und Felsen über und neben einander aufbauen und der Landschaft etwas gar Theatralisches geben.

Das Städtchen Vevay liegt an dem Eingang in ein reizendes Thal und ist an den See hingebreitet, wie die schönste Heimath der schönsten Seeundine; links la Vaud mit ihrer Mauerkrone von Felsen, rechts zwei schöngezeichnete, ansehnliche Berge mit dem reichsten Alpengrün, zwischen und über dem herrliche Wälder bis zur Höhe hinaufreichen; zwischen durch Dörfer, Schlösser und Sennhütten bis zum Gipfel; darüberher ragen endlich die wolkenumzogenen Felsen des Molesson, der Dent de Jaman und ihre Seitenbollwerke. So reizend gelegen ist keine andere Stadt des Lemans.

In der Nähe von Vevay begrüßten uns schon Böller, und auf dem Spaziergang am See, wo wir landen sollten, drängten sich Tausende gepuzter Leute, theils blos aus Neugierde, theils um bei'm Aussteigen die Freunde zu empfangen, die sie von Genf und den Seestädtchen erwarteten. Es muß wiederholt gerühmt werden, in der Herzlichkeit und Gastfreundschaft sind die Waadländer den Genfern weit überlegen, die vor Calculiren und Spekuliren nur selten zu Empfindung und Gefühl kommen. Uns Beide empfing kein Freund, denn die mich hätten empfangen wollen, vermied ich sorgfältig, um ihnen aus ihrem Fest keine Unbequemlichkeit zu machen. Man hatte mir in Genf und noch mehr auf dem Dampfboot wegen des schwierigen Unterkommens in Vevay Angst gemacht, wenn ich nicht Bedeutendes zahlen wollte. Ich verließ mich aber auch hier auf mein gutes Reiseglück, das sich mir so oft auf meinen Wanderungen gezeigt und mich selbst in Gefahren nicht verlassen hat. Es stand mir auch hier wieder treu zur Seite; ich hätte aber nicht geglaubt, daß es dem Vertrauenden eine so angenehme Ueberraschung bereite. Gleich nach einigen Schritten sah ich eine ältliche Frau mit einem Knaben unter einem Baume stehen, und da mir solche Frauen in meinem Leben immer viel Gutes erwiesen haben, so bat ich auch diese um guten Rath und Auskunft; sie sann einige Augenblicke nach und ließ mich dann durch ihren Enkel in die Stadt zu einer Freundin führen, und diese, da sie selbst keinen Platz mehr hatte, zu einer andern Freundin. Da deren Haus in einer der Hauptstraßen lag, in welcher eben zahlreiche Estraden zur Ansicht des Zugs und der Tänze errichtet wurden, so war mir vor dem Preis bang. Bald stand ich vor einer ansehnlichen, wohlbeleibten Bürgersfrau mit reinlichem, schmucken Häubchen und blendend weißer Schürze, für die ich immer sehr eingenommen gewesen bin. Ich begann damit, ihr zu bemerken, daß ich nicht Engländer oder Russe sey, sondern in Genf wohne, und sie nach dieser Nationalität ihren Preis zu stellen bitte. Diesen sezte sie nun au plus juste auf 72 Franken für eine Nacht und zwei Betten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Das Opernwesen. Neue Konzerte.

So weit hat es die Pariser Höflichkeit nicht treiben können, daß man die Aufführung eines nicht beliebten Stückes stark besucht hätte. Man hat den armen Ali-Baba ganz sachte fallen lassen und sich zurückgezogen, ohne ein Wörtchen zu sagen. Auch war bereits für des Tonsezers Eigenliebe ein Trost vorbereitet worden. Diejenigen Theaterkritiker nämlich, welche die Musik dieser Oper in den Himmel erhoben hatten, waren zu gleicher Zeit über den Scribe'schen Text hergefallen und hatten diesen bitter getadelt. Der Künstler kann also immerhin glauben, nicht seine Musik, sondern das Scribe'sche Gedicht sey an der kalten Aufnahme dieser Oper schuld, und Scribe habe hier nicht denselben Aufwand von Geist und Geschicklichkeit entfaltet, wie bei Robert le diable. Uebrigens kann es auch seyn, daß Cherubini keine Schauspieler gefunden hat, welche die von ihm gesezten Partien gehörig durchführen, obschon er selbst das Einstudiren seiner Musik geleitet hat. Jezt soll die große Oper, oder, was dasselbe ist, Dr. Veron daran denken, einen der beliebtesten italienischen Tonsezer und Nachahmer Rossini's, Bellini oder Donizetti, nach Paris zu ziehen und von diesem ein neues Stück komponiren zu lassen. Ich glaube schwerlich, daß dieser Versuch gelingen wird, wenigstens so weit, um des Operndirektors und des Publikums Erwartungen zu erfüllen. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Talent der Nachahmer Rossini's hier an der italienischen Oper kennen zu lernen, und sind nicht sonderlich von Bewunderung hingerissen worden. Nur das ausgezeichnete Talent der berühmten Sänger und Sängerinnen auf dieser Bühne konnte den Werth der Bellinischen und Donizettischen Opern erhöhen. Aber in einem gefälligen Style waren sie allerdings abgefaßt, und soll das Publikum einmal zwischen langweiligen und gefälligen Stücken wählen, so wird es ohne Bedenken leztern, auch wenn es ihnen an Originalität fehlen sollte, den Vorzug geben. — Die komische Oper, die sich noch immer mit dem kleinen Saale des Théâtre des nouveautés behilft und den so kostbar erbauten und geräumigen Operettensaal leer läßt, weil hier die Darstellungen viel zu theuer zu stehen kommen, hat seit einiger Zeit keine andere Novität gegeben, als Caraffa's Prison d'Edinbourg, mit einem Texte nach W. Scotts Roman, ebenfalls von Scribe. Auch hier hat der Dichter tüchtige Verweise von den Theaterkritikern bekommen, daß er einen W. Scottischen Roman nicht besser zu benutzen gewußt habe. Indessen wird bei der gefälligen, obwohl etwas oberflächlichen Musik das Stück jezt häufig gegeben und scheint dem Publikum eben nicht zu mißfallen. Eine andere neue Operette, „der Verbannte,“ wird einstudirt; wahrscheinlich werden wir wieder etwas Ernsthaftes, vielleicht gar Rührendes und Trauriges zu sehen bekommen, und uns vergebens nach den alten, ächt komischen Operetten sehnen müssen. — In Betreff der Musik hat man diesen Sommer eine neue Spekulation in Paris erdacht, und mich wundert, daß man nicht schon lange darauf gefallen ist, denn sie lag so nahe. Bei der übergroßen Menge von Schauspielen und Abendbelustigungen in Paris vermißte man nämlich stets eine Anstalt, worin die Musikliebhaber blos ihr Ohr ergözen könnten, und so etwas sollte doch in einer so großen, reichen und üppigen Stadt nicht fehlen. Gesang konnten die Musikliebhaber freilich in zwei oder gar drei Opern und außerdem in manchen kleinern Theatern hören, aber reine Instrumentalmusik war selten, und nirgends eine bleibende Anstalt dafür. So hat denn ein Herr Musard, von dem ich sonst weiter nichts gehört habe, ein Abendkonzert unter freiem Himmel in den schönen champs elysées unternommen. Es gibt deren schon in den öffentlichen Lustgärten zweimal in der Woche; allein der Eintritt ist ziemlich theuer, auch ist die Musik dort nur eine untergeordnete, ja beiläufige Belustigung. Die große Aufgabe ist jezt aber, die höhern Genüsse auch den weniger bemittelten Klassen zugänglich zu machen. Dahin strebt der Spekulationsgeist auf jede Weise, und es ist ihm schon in vielen Stücken gelungen. Schauspiel, Bücher, Bilder, Fuhren, Schiffahrt, alles dieses kann sich der wenig Bemittelte leicht verschaffen, und wie vieles Andere wird ihm nicht noch mit der Zeit eben so zugänglich gemacht werden, wenn die Welt noch eines langen Friedens genießt und, von keiner leiblichen und geistigen Unterdrückung gehindert, ihre intellektuellen Fähigkeiten frei ausbilden und nüzen darf; denn ohne Freiheit wird aus allem diesem wenig.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Vierwaldstädtersee, 3ten September.

(Beschluß.)

Eine außerordentliche Landsgemeinde.

Aehnliche Reden hielten noch ein Duzend schwarzbemäntelte Räthe in schwyzerischem deutsch, und zwei andere modern befrackte Patrizier, die aber nicht auf die Kanzel stiegen, sondern unten zu den Füßen des Erzengels, der sie trägt, diskutirten. Leztere waren contra und schrieen mit Leidenschaft, ehe werde der Axenberg die Tellskapelle zertrümmern und der große Mietenstein die Häuser von Schwyz begraben, als sie zugäben, daß fortan die Landsgemeinde in den Bezirken abgehalten und der Bauer von Küßnacht und March ihr Landammann werde. Sie fochten mit den Schnupftüchern und tranken sogar ein Glas Wasser, wie die Deputirten großer Staaten, die glücklicherweise nicht vor 5000 Kollegen zu sprechen haben, die des Morgens auf dem See ruderten oder Käse machten. „Ein für allemal,“ rief ein Herr auf der Mauer, der wohl von Schillers Hans auf der Mauer abstammt, „ein für allemal muß es bei der Kantonslandsgemeinde bleiben, oder es wird nichts aus der Konstitution.“ Da die Gemeinde einmal im Zuge war, so ermuthigten sich auch die Männer in Wamms und Gürtel, und einer von ihnen sprach ein Wort von der alten Fabel Menschenrecht. „Es ist gut,“ rief er schließend, „daß man endlich einmal erkennt, daß wir Alle Brüder sind; der Rath hätte aber so gescheidt seyn sollen und schon vor zwei Jahren das einsehen und darnach handeln, so wäre all das Uebel nicht geschehen, und Schwyzerland wäre um viel Dublonen reicher als jezt. Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß die geistlichen Herrn beschnitten werden und Steuern und Lasten tragen helfen nach ihrem Vermögen. Heil der Tagsazung, weil sie uns dazu gezwungen hat!“ Diese Worte mußte der Sprecher aus Leibeskräften in die Kirche hinein schreien, so groß war der bereits entstandene Lärm. Der Bälgentreter versicherte, es sey ein Schenkwirth von Steinen, der sich populär machen wolle; aber die Regierung werde ihm schon zeigen, wie viel Kalk er in den Wein thue.

Am Ende der Mette hieß es: „Wer genehmigt, strecke die Hand aus und bleibe da, um die Mitglieder des Verfassungsrathes zu ernennen.“ Es ging Alles nach Wunsch, das heißt, wie abgeredet. Als ich von Schwyz nach Brunnen kam, was selben Abend noch geschah, tönten die Trommeln der Bataillone schon zum Rückmarsch. Ich aber war froh, daß ich gesehen hatte, wie eine Republik von heute konstituirt wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. September 1833.

> Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
> Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
> Und um die Säule windet sich der Kranz.
>
> Schiller.

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Da ich zu meinem Begleiter auf deutsch sagte, ich finde dieß zu theuer und wir wollen fürder gehen, nahm ihr Gesicht eine besondere Freundlichkeit an und sie fragte mich in gebrochenem Deutsch: „Sie seyn deutsch?“ — „Ja, zu dienen.“ — „O, mein Mann auch seyn deutsch.“ Und nun nahm die Sache gleich eine ganz andere Wendung und Gestalt an. Der Mann, ein Possamentirer, wurde herbeigerufen, und es machte sich leicht, daß wir auf drei Tage und Nächte für Wohnung und Betten mit Frühstück, Mittagessen, Abendessen und Thee, deßgleichen für ein Fenster bei den Zügen und Tänzen, nur 40 Franken zahlen sollten. Dabei hatten wir freundliche Gesichter und gute Behandlung vollauf. Der Mann hatte vor dreißig Jahren in Eisenach gearbeitet, gerade als ich da noch auf der lateinischen Schule in Secunda saß und als Maria Pawlowna im Lande einzog. Dann war er nach manchen Zügen gen Lausanne und Vevay gekommen, hatte hier die hübsche Tochter seines Meisters geheirathet und nach dessen Tod das Gewerbe übernommen. Trotz der Zerstreuungen der folgenden Tage war es mir sehr erfreulich, mit dem Mann zu kosen, und wieder einmal über meine kleine Vaterstadt, über die Goldschmiedtengasse, den Mann auf dem Marktbrunnen, die Wartburg, Rösenshölzchen, den Mädelstein und das Johannisthal zu sprechen; alles Nebelgestalten in rosig goldenem Saum, aus denen der Harfenton der Kindheit und Jugend zu mir spricht. Als die Kinder, ein gar hübsches Mädchen von zwölf Jahren und ein Knabe von zehn, die Freundlichkeit der Eltern zu uns sahen, wurden sie auch zuthätig, halfen unsere Nachtsäcke auspacken und unsere Stube einrichten. Hierauf gingen wir aus, um die Vorbereitungen zum Fest in Augenschein zu nehmen und die Stadt zu besehen.

In den Gassen war schon jetzt schwer vorwärts zu kommen, denn zu den zahllosen Fremden, die heute und an den vorigen Tagen eingetroffen waren, kamen immer noch mehrere, nicht einer nach dem andern, sondern in Haufen. Fuhrwerke aller Art, vornehme und ganz geringe, folgten und überholten sich; die im Lande üblichen Chars standen in allen Straßen und Winkeln dicht in einander geschoben und geschichtet, ja mittelst Zwischenbrettern auf einander gestellt und in den Scheunen aufgezogen. Ganze Haufen von Landleuten, mit ihren Nahrung und Kleidung enthaltenden Bündeln auf dem Rücken, zogen aus den Waadländischen und Freiburger Dörfern heran, gar anmuthige, schöne Gruppen, die jungen Leute schmuck in helle Farben mit Blumen und Bändern gekleidet, im Landeskostüm und voll guter Dinge, denen viel ländliche Galanterie beigemischt war. Ueber den See her kamen eine Menge flaggender Barken aus Savoyen und Wallis,

noch mehr aber aus den Küstendörfern und Städtchen des Waadlands, alle gedrückt voll lustiger Leute. Die Tausende, die so auf verschiedenen Wegen herkamen, rechneten nicht auf Betten und stattliches Unterkommen; ihnen standen die zahlreichen Scheunen und Heuböden der Stadt gastlich offen, ja viele wollten des Nachts auf ihren Schiffen kampiren.

Auf dem schönen großen Platz, dessen gleichen ich noch in keiner europäischen Stadt zweiten und dritten Rangs gefunden habe, standen die zwei großen amphitheatralischen Gerüste, auf denen morgen sechstausend Menschen sitzen und den Zügen und Tänzen in der Arena zusehen sollten. Schon jezt zogen da viel Hunderte auf und ab und suchten sich günstige Plätze aus. Bekannte aus allen Gegenden des Sees und der Nachbarländer fanden und begrüßten sich; unten aber wurden eben die Bogen und Ehrenpforten mit Blumen, Aehren und Laub umsponnen und geziert. So war unter vielem Sehen die Nacht herbeigekommen, da schoß wie eine große Feuerlilie mitten aus dem See eine Rakete und fiel in zehn kleinen Monden herab. Dieß war ein Signal, denn nun begann die in der Ferne reizende Hörnermusik. Schnell stieß jezt ein Kahn mit Fackeln nach dem andern vom Lande ab, und in kurzer Zeit war's, als umzögen Schwärme von Leuchtwürmern das dunkle, tönende Schiff in engen und weiten, immer wechselnden Kreisen, und hinter ihnen zogen und schlangen sich Lichtbänder über die Wellen hin. Auch wir folgten dem Zauber, und es war schon ziemlich spät, als wir alle zusammen den Hafen wieder erreichten und dann mit einiger Mühe unsere Wohnung suchten, auf die wir beim Weggehen nicht sehr Acht gegeben hatten. Vater Wächter, der Possamentirer, war aufgeblieben, um uns zum gedeckten Tisch zu führen; es kam aber zu keinem anhaltenden Gespräch, und wir baten ihn, uns ja am folgenden Tag um vier Uhr zu wecken, damit wir zur rechten Zeit auf's Gerüst kämen. Wir wären nun gern flugs in unsern guten Betten eingeschlafen; daran war aber für's Erste nicht zu denken, denn auf den Straßen wogte es noch immer hin und her, und es war da ein entsetzlicher Tumult in weinfröhlichem Singen und Jauchzen. Nur nach und nach wurde es um Mitternacht stiller und endlich ganz still. (Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Lange saß ich in meinem Verstecke, von mancherlei Gedanken gequält, aber Pauline kam nicht zurück. Ali hatte sich bei mir eingefunden, denn selten verliert das treue Thier meine Spur, wenn es nicht gewaltsam irgendwo zurückgehalten ist. Von ihm begleitet, stieg ich den Berg hinunter und sezte mich in eine Gartenlaube, die schon überall mit grünem Gewinde umsponnen ist. Was ich da wollte? Frage mich nicht, Freund! ich wußte es selbst kaum. Sie erwarten, ja, von ihr ein Geständniß erhalten, was diese geheimen Ausflüge bedeuten. Wie konnte ich Narr glauben, daß ein Mädchen ihre Herzensangelegenheiten ausschwatzen und von einem verständigen Freunde Rath annehmen werde? Die Dämmerung ging allmählig in Dunkelheit über, die Nacht war mondlos und man konnte nicht begreifen, wie ein zartes Mädchen über unwegsame Pfade zu gehen vermochte. Ich kann dir die Gefühle der Angst, der Sorge und des Unwillens nicht beschreiben, die in meiner Brust tobten und mich bald vor, bald rückwärts trieben. Endlich war ich, troz meines Unmuthes, entschlossen, Paulinen aufzusuchen, um sie mit Sicherheit nach Hause zu bringen, als ich die Gartenthüre knarren und leichte Schritte über den Sand eilen hörte. Ich nahm mir vor, mich stille zu halten; denn sage selbst, auf welche Weise hätte ich sie anreden sollen? Aber der Hund vereitelte meinen Vorsatz, indem er freudig bellend gegen sie sprang. Ich hörte nun, wie sie sich zu ihm nieder kauerte und ihn liebkoste. „Ali!“ sagte sie mit der Silberstimme, deren Lieblichkeit du dir nicht vorstellen kannst, „bist du mir entgegen gekommen, du liebes Thier? Auch du hattest mich ja verlassen, wie mich Alles verläßt; willst du nun der alten Herrin deine Treue wieder bringen, damit sie sich nicht allzu einsam fühle?“ Diese Worte, in dem traulichen Schweizerdialekte, mit einem Tone gesprochen, den die Wehmuth zulezt verschleierte, brachten mich zu einer hörbaren Bewegung, die sie aufmerksam machte. Ali am Halsband haltend, trat sie der Laube näher; ich fürchtete, sie werde vor einer männlichen Gestalt erschrecken und sagte etwas, um mich ihr kenntlich zu machen. Allein sie schien ganz unbefangen und „dachte ich es doch, daß Ali seine Freundlichkeit nicht mir allein zubringe!“ sagte sie mit einem Ausdrucke, gemischt aus Bitterkeit und zärtlichem Gefühl, das mich so überraschte, daß ich unwillkührlich ihre Hand faßte. Ich fand sie zitternd und kalt, und das brachte mir schnell meine Besorgnisse wieder in Erinnerung. „Wie können Sie doch, Pauline, so spät und einsam in kühler Nachtluft umhergehen und nicht nur Ihre Gesundheit, sondern auch Ihre Sicherheit aussetzen? Denn welchen Bürgen haben Sie, daß Ihnen zu solcher Stunde und auf so ungebahnten Wegen nicht Unangenehmes widerfahren könnte?“ — „Den Bürgen der allgemeinen Liebe und Achtung,“ erwiderte sie, „die meine Großmutter in der Gegend genießt, deren Wohlthäterin sie ist. Glauben Sie mir, daß das Kind der guten alten Frau, die alle Herzen segnen und jede Lippe grüßt, nichts zu fürchten hat, ja daß jede Brust in dem Augenblicke der Gefahr ein Schild für mich werden würde.“ Ich mochte dieses kindliche Vertrauen auf die Dankbarkeit der Menschen nicht stören, obwohl ich es vielleicht gekonnt hätte. Wir waren unterdessen fortgeschritten, ihr Arm auf dem meinen, ihre zarte Hand noch

immer von der meinigen umschlossen. Es war eine Pause entstanden, die so verführerisch war, daß ich es, von einem innern heftigen Gefühl überrascht, wagte, die kleinen Finger leise zu drücken, und Kurt, ich täuschte mich nicht, der Druck ward, unmerklich zwar, aber er ward erwidert. Entzückt, hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, fragte ich, mich über sie herunter beugend: warum mir nicht erlaubt worden sey, sie zu begleiten? Schon mochte jenes Zeichen des Verstehens sie gereut haben, sie entzog mir die Hand, und den Arm fühlbar leichter aufstützend, antwortete sie in ihrer gewöhnlichen leichtsinnigen Weise: „Weil ich dort Bestellungen und Zusammenkünfte hatte, denen kein Uneingeweihter beiwohnen durfte!“ — „Sie sollten sich wenigstens scheuen,“ versezte ich, empfindlich aufgeregt, „sich in jene Waldschlucht zu verirren, wo man leicht die Herberge der Gauner vermuthen könnte, von deren verdächtigem Umherschleichen seit einiger Zeit die ganze Gegend voll ist.“ Ihr Arm zuckte stark und sie schwieg, überrascht, wie es schien, einige Sekunden. Dann sagte sie kalt und förmlich: „Sie müssen in Ihrem Leben ungemein viel böse Menschen getroffen haben, lieber Vetter, um überall nur Gefahr und Verrath zu sehen. Uebrigens gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich das Nachspüren nicht liebe und Sie zu einem solchen viel zu zartfühlend gehalten hätte, besonders da Sie leicht sehen konnten, daß ich gerne unbeachtet wäre.“ Da hatte ich nun meinen Bescheid, der mich vielleicht um so heftiger empörte, als ich ihr nicht ganz Unrecht geben konnte. Verlezt, gedemüthigt, ingrimmig, mich einer solchen Abfertigung Preis gegeben zu haben, schwieg ich, und auch sie sprach kein Wort mehr; nur schien es mir, sie athme schneller und ihre Brust hebe sich krampfhaft unter dem Umschlagetuch.

Als wir beide zugleich in meiner Großmutter Zimmer traten, weilte ihr Blick ernst forschend auf uns, und zum erstenmale hörte ich sie in tadelndem Tone zu Paulinen sprechen, als sie fragte, warum sie so spät heimkomme. Sie hatte meinen Arm verlassen und war zu der Matrone hingeeilt, zu deren Füßen sie, wie oft geschieht, sich knieend auf ein Tabouret niederließ. „Ich konnte nicht früher abkommen,“ sprach sie zu ihr hingeneigt, und flüsterte dann ein paar Worte, die ich nicht verstehen konnte, die aber jeden Anflug von Strenge aus dem Gesichte der Großmutter wegzauberten. Sie streichelte dem Mädchen die Locken freundlich von der Stirne, und ich konnte nun bemerken, daß die Augen unter derselben etwas geröthet waren. Thränen der scheidenden Liebe! dachte ich, und ich konnte mich sogar des Verdachtes nicht erwehren, sie täusche Frau von Elmendingen, wie sie mich habe täuschen wollen. Die Leztere mochte meine unangenehmen Empfindungen auf meinen Zügen gezeichnet sehen, und ihre sanfte Hand suchte mitleidig die verborgene Wunde zu verbinden, aber ich konnte meine bittere Stimmung nicht los werden. Unstät trieb ich mich im Zimmer umher und mochte mich nicht entschließen, etwas vorzunehmen. Cacao stieg in der Ecke auf seinen Stäbchen auf und nieder und gab zuweilen sein Wort zu dem sparsamen Gespräch. Ich näherte mich ihm und wollte ihm ein Stückchen Zucker reichen. Der Bursche sah mich erst mit dem einen, dann mit dem andern Auge an, pickte an meinen Fingern, streckte seine Klaue, als wolle er auf meine Hand steigen, dann machte er sich mit einemmale schnell davon auf den Gipfel des Stockes, beschaute mich von dorther und rief: Frédéric! dann nach ein paar Sekunden: pauvre garçon, pauvre garçon! — Kannst du glauben, daß dein weiser, gemäßigter Freund, der sich sonst so ziemlich vor jedem Ausbruch der Gefühle zu hüten weiß, von dieser Neckerei des seltsamen Gesellen, die überdieß noch sehr natürlich war, da man ihn Cacao, pauvre garçon! hatte sagen lehren, so in innere Erregung gebracht wurde, daß er nicht mehr im Zimmer ausdauern konnte und sich unter dem Vorwande von Kopfweh für den Rest des Abends in das seinige verschloß? — Hier hatte ich denn freilich Zeit zum Nachdenken, dessen Resultat war, nun ungesäumt meiner Pflicht zu folgen und mich dem immer gefährlichern Einflusse dieser Zauberin zu entziehen, die, wollte, dürfte ich auch um sie das Heiligste im Leben verrathen, mir doch nur Kälte und Spott, und im besten Falle ein getheiltes Herz dafür geben würde. Daß sie liebt, ist mir nur zu klar, wenn ich auch den Gegenstand nicht kenne; das Daseyn der Liebe spricht sich in so manchem Symptome aus, das untrüglich ist. Lauter kann der Begünstigte nicht seyn, denn dieser könnte mit all seiner Ehrlichkeit einem Mädchen von Paulinens Gehalt unmöglich genügen, auch müßte sich sein Glück auf irgend eine Weise aussprechen. Aber da hat er mir von einem jungen Franzosen erzählt, der sich vor einiger Zeit in der hiesigen Gegend aufgehalten habe und sehr gerne auf Heitersleben gesehen gewesen sey. Könnte nicht da sich ein Verständniß angeknüpft haben, das ohne Vorwissen der Großmutter fortgesezt würde? Kurt, ich mache mir zuweilen Vorwürfe, ein sonst edles Mädchen, dem nichts als jugendliche Lebhaftigkeit vorzuwerfen ist, in einem solchen Verdachte zu halten; aber meine Stimmung ist seit einiger Zeit so unglücklich und gereizt; ich kämpfe zugleich gegen eine trübe Wirklichkeit und gegen die Gespenster meiner Phantasie. Dieser Zustand muß enden, ich verliere mich sonst selbst.

Als ich diesen Morgen meiner Großmutter sagte, ich habe eine Bekannte in R...., die ich in diesen Tagen aufzusuchen gedächte, beschattete ein sichtlich unangenehmes Gefühl ihr Gesicht, das jedoch schnell gefangen genommen wurde. — Nun, sie wird doch nicht überall mit ihren Wünschen mir entgegen stehen wollen; mich dünkt, bei

meiner Wahl eine Ausnahme zu machen, sey hinlänglich. — Freund, ich bin zerfallen mit mir selbst und unglücklich, wie man es immer ist, wenn man mit dem Recht oder Unrecht markten will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Neue Konzerte. Theater.

Musard hat mit Erlaubniß der Polizei einen freien Platz unter den hohen Bäumen der Champs élysées eingezäunt, in der Mitte einen von allen Seiten offenen Tempel oder Pavillon zu seinem Orchester errichtet und rund herum Karyatiden mit großen Lampen und Stühle für die Zuhörer gesezt. Das ist sein Konzertsaal. Man zahlt am Eingange einen Franken, was in Paris eine Kleinigkeit ist; ein Herr kann dafür sogar eine Dame mitbringen. Sein Projekt ist nicht ohne Widerspruch durchgegangen; nicht als ob man dasselbe mißbilligt hätte, sondern weil man es übel aufnahm, daß die Polizei einem Privatmanne erlaubt, einen Theil der den Parisern zum Spazierengehen bestimmten Champs élysées zu einer Geldspekulation einzuhegen. Der Abbruch, der dadurch dem Volke geschieht, ist freilich unbedeutend; allein es thut sehr wohl, daß es mit Eifersucht über seine geringsten Rechte wacht. Läßt es sich heute einen Finger nehmen, so nimmt man ihm morgen die ganze Hand. Daher ist auch in einem konstitutionellen Staate ein beständiger Kampf zwischen der stets zum Usurpiren geneigten Macht und dem sein Terrain Schritt vor Schritt vertheidigenden Volke, das in den unabhängigen Tageblättern das ihm geschehene Unrecht laut klagen darf. Die Polizei war auch so vernünftig, daß sie ihr Unrecht anerkannte; um daher den Genuß des Volks so wenig als möglich zu schmälern, gebot sie Musard, den ihm einstweilen abgetretenen Raum nur mit einem niedrigen Gehege zu umzäunen, damit das Volk, wenn es Lust habe, auch mit zusehen und zuhören könne, ohne einen Heller zu zahlen. Ich führe diesen kleinen Zug an, um zu zeigen, daß die Pariser Polizei schon so weit in ihrer konstitutionellen Bildung vorgerückt ist, daß sie begreift, das Volk verdiene auch Achtung und habe auch seine Rechte. Diese Bildung aber verdankt sie den freisinnigen Tageblättern, welche ihr dergleichen Lektionen bis zur Uebersättigung vortragen. Musard gibt also nun jeden Abend sein Konzert sub divo; wer Geld hat, geht in's Gehege hinein, wer keines hat, bleibt draußen stehen, und Jeder genießt dieses freilich mehr für das große Publikum, als für die Musikkenner berechneten Konzerts. Es werden Ouvertüren, sogenannte Morceaux arrangés, Solostücke für Blasinstrumente, auch wohl Tanzstücke aufgeführt. Hat Jemand in Paris einen guten Einfall, so findet sich bald eine Menge von Nachahmern; so auch hier. Kaum hatte Musard einigen Beifall erhalten, so unternahm einer Namens Tolbecque etwas Aehnliches in dem bekannten Lustgarten Jardin turc auf dem Boulevard du Temple, also in einem ganz andern Stadtreviere. Das Publikum gewann sogleich durch diese Konkurrenz, denn Tolbecque sezte seinen Preis auf einen halben Franken, und das Publikum erhielt dabei den Vortheil, daß es in einem angenehmen Lustgarten sitzen konnte. Jezt wollen die andern Lustgärten ähnliche Konzerte einführen, und man hat auch schon daran gedacht, den Parisern denselben Genuß für den Winter zu bereiten. Es wäre also möglich, daß wir künftigen Winter eben so viele Konzerte, als Schauspielsäle in Paris bekämen. Vielleicht bringt dann auch die Konkurrenz eine Veredlung dieser Spekulation hervor. Alles bisher Unternommene bezweckt nämlich blos eine leichte Belustigung. Es fehlt noch eine Anstalt, worin höhere Musik, besonders Symphonien, mit Virtuosität aufgeführt würde, und zwar zu einem weit geringern Preise, als dem der hiesigen Konzerte, die sehr glänzend, aber auch sehr theuer zu seyn pflegen und daher nur ein Vergnügen der Reichen seyn können. Der oben erwähnte Tolbecque, der Unternehmer des zweiten Sommerkonzerts, hat eine gewisse Notabilität in Paris und ist der Erste in seinem Fache, was immer in Paris den Grund zum Reichthum legt. Er zeichnet sich nämlich durch die Leitung der Tanzorchester aus und wird daher zu großen Bällen gerufen, um mit seinen Leuten aufzuspielen; er komponirt auch selbst Tanzstücke, das heißt, er richtet Stellen aus beliebten neuen Opern zu Tänzen ein; denn dieß ist hier der gewöhnliche Gebrauch. Im Winter ist der Mann kaum zu haben, und man muß sich ordentlich bei ihm einschreiben lassen, wenn man fest auf ihn rechnen will. Ich vermuthe sogar, daß er mehrere Orchester hat und daß sich die Tolbecquesche Truppe an einem Abend auf mehreren Bällen zeigt, ohne daß ein Wunder dabei vorgeht. Sonst war Colliner der Erste in diesem Fache; allein sein Ruf hat sich verloren und er selbst ist mit seiner Truppe nach London hinübergewandert, wo er jezt mit einem Deutschen, Namens Weippert, um den Scepter der Tanzmusik wetteifert. — Von dem Théâtre français wüßte ich keine einzige merkwürdige Neuigkeit anzuführen. Dieses Theater, das sich zwar das erste Nationaltheater dünkt, es auch seyn sollte, aber von der Nation wenig besucht wird, ausgenommen bei besondern Gelegenheiten, hat den gescheidten Einfall, sich Ferien zu geben, und wird daher den September hindurch geschlossen bleiben. So gescheidt sind andere Theater nicht; sie spielen unaufhörlich fort, bis zulezt die Gläubiger die Herrn nöthigen, das Haus zu schließen. Seitdem ich nicht von Scribe gesprochen habe, was freilich nicht lange her ist, hat er, ich weiß nicht wie viel neue Stücke geschrieben, aber, wie sich das von selbst versteht, nicht allein, sondern mit Gehülfen, und wenn das Théâtro français wieder geöffnet wird, so soll auch etwas Neues von Scribe nicht fehlen. — Auf den Boulevardstheatern wird das Volk nach wie vor mit Erwürgungen, Vergiftungen, Brand und Mord bewirthet; die Revolutions- oder vielmehr die Schreckenszeit aus der Revolution ist von mehreren Dichtern auf eine furchtbare Art ausgebeutet worden, und obgleich hier eine leider sehr reichhaltige Quelle von Schreckensthaten floß, so haben sie dieselbe doch schon so getrübt, daß wenig mehr daraus zu schöpfen ist. Belshazzars Fest hat ungefähr hundert Vorstellungen auf dem Ambiguetheater erlebt, und aus bloßer Ermüdung hat man aufgehört, das Stück zu geben, wenigstens eine Zeitlang. Ein sehr thätiges Theater ist das kleine im Palais-royal, das fast wöchentlich ein neues Stück gibt, freilich nur ein kleines Vaudeville; es herrscht in den Darstellungen daher auch große Mannigfaltigkeit und die Langeweile ist von demselben verbannt. Wenn die Stücke nicht gut sind, so erregen sie doch Lachen und dauern nicht lange. Das Theater ist klein und die Stücke sind es auch; es wird Alles ohne große Anmaßung getrieben. Das Théâtro français, welches in demselben Palais-royal sich befindet, wäre glücklich, wenn es eben so vielen Zuspruch hätte. So pflegt es aber zu gehen: das Publikum läßt das Große, Feierliche, Pomphafte stehen und eilt zu dem Kleinen, Ergözlichen, Mannigfaltigen. Die ächten Theaterfreunde erhalten dem Théâtre français ihre Verehrung, unterstützen es aber nicht, die Menge, die zahlende besonders, eilt zu dem kleinen Palais-royal-Theater.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. September 1833.

Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Goethe.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heittersleben.

Du bittest mich in deinem heute erhaltenen Briefe, mit keinem Argwohn, welcher Art er seyn möge, dem Charakter meiner Großmutter zu nahe zu treten, der über jeden Zweifel erhaben sey. Du sprichst mir von deiner Bekanntschaft mit ihr während eines gemeinsamen Badaufenthalts in Hoden-Ems. Warum verschwiegst du mir bis jezt, daß du meine Großmutter kennst? Was soll das? Willst auch du den Geheimnißvollen gegen mich spielen, und soll ich zu Vollendung meiner Pein auch noch an der Treue, an der Liebe des Freundes zweifeln?

Ich will mich indessen nicht schon wieder in den Fall setzen, ein heimlich gethanes Unrecht bereuen zu müssen, wie dieß lezthin geschah, als ich Paulinen verstohlener Zusammenkünfte beschuldigte. Die Aufklärung des Räthsels und ihre Rechtfertigung that jedoch meinem Herzen zu wohl, als daß ich sie dir, um mir eine Beschämung zu ersparen, vorenthalten möchte. Der Tag nach jenem Abend, dessen du dich entsinnen wirst, war für mein erschüttertes Gemüth ein dunkler, gramvoller. Um mich meinen trüben Gedanken zu entreißen, gebrauchte ich mein bewährtestes Mittel, einen Spaziergang in die freie Natur, aber unwillkührlich trugen mich meine Füße wieder nach der Gegend hin, für welche Pauline eine so unbegreifliche Vorliebe zeigt. Ich wollte nicht ausforschen, gewiß, Kurt, das wollte ich nicht, aber meine Seele vermochte sich meinem bessern Willen zum Troz nur mit einem einzigen Bilde zu beschäftigen; was Wunder, daß es mich dahin trieb, woher meine schmerzlichen Zweifel gekommen waren? Ich kam zu dem verhängnißvollen Wege, ich stieg ihn langsam hinan und näherte mich allmählig der Stelle, von welcher man den Anblick der Bergschlucht und des Häuschens hat, als ich einen Mann auf dem Fußpfade eifrig mit dem Ausbessern und Ebnen desselben beschäftigt sah; er räumte Steine weg, zerschlug die Erdhaufen, kurz, ließ sich seine Arbeit ungemein angelegen seyn. Bei meiner Annäherung sah er auf, und ich erkannte in ihm meinen alten Freund Niklas. Er trat sogleich auf mich zu und schüttelte mir grüßend die Hand, indem er sich erkundigte, ob es mir bei der Großmutter immer wohl gefalle. Als ich dieses bejaht und er sich über die Ursachen alle ausgesprochen hatte, warum das so seyn müsse, fragte ich ihn meinerseits, wie es zugehe, daß er sich auf einem so abgelegenen Wege mit Straßenbau abmühe? Er lächelte mit schlauer Miene und nickte mit dem Kopfe, als habe er wunder was zu verschweigen. „Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt,“ sprach er endlich, „so will ich's Euch wohl sagen. Seht, Jungfer Pauline steigt seit einiger

Zeit immer den Berg auf und nieder, und geht sich auf dem steinigten Boden die zarten Füße wund. Nun heißt es ja in der heiligen Schrift: und er schickt seine Engel, um dem Barmherzigen seinen Pfad zu ebnen! — Warum sollte nicht dießmal ich statt des Engels das thun? Es soll es zwar Niemand wissen, warum die Jungfer so fleißig hieher kommt, aber ich weiß es doch. Seht jene Hütte, so abgelegen und ruhig, da wird die alte Catharine verpflegt, die einst Jungfer Paulinens Wärterin war und nachher unten im Dorfe heirathete. Der Mann war ein Taugenichts, welcher der Großmutter, da er Anfangs oft im Hause gebraucht wurde, viel stahl und dann nach seiner Entlassung aus Rache ihr später manch Herzeleid mit der Zerstörung ihrer schönen Gesträuche und Pflanzen anthat. Zulezt wurde er ein öffentlicher Dieb und kam ins Zuchthaus. Die Frau war nun freilich auf keine Weise schuld, und ihr Unglück rührte jedes mitleidige Herz, aber die Schande trieb sie doch hinweg in die Fremde, wo sie kaum das Leben fristen konnte. Vor etlichen Wochen kam sie zurück in dem jämmerlichsten Zustande. Der Schlag hatte sie getroffen; sie konnte weder Arme noch Beine rühren und kaum verständlich sprechen. Die Herrschaft nahm sich sogleich ihrer an, und man brachte sie in dieses Haus, wo sie den bösen Menschen aus den Augen ist, die ihr leicht die Laster ihres Mannes vorwerfen könnten. Ein Mädchen von zwölf Jahren ist um sie und besorgt, was sie braucht; aber alle Abende, wenn die Witterung nicht allzu schlimm ist, kommt die Jungfer da herauf gesprungen, mit dem Korb am Arm. Aber nicht nur Essen und Trinken bringt sie mit, nein, Herr, auch Seelentrost." Hier trat Niklas näher an mich heran und legte seine Hand auf meinen Arm. „Lieber Herr," fuhr er in dieser Stellung fort, „wenn Ihr wüßtet, wie viel Gutes die Leute thun, welch eine Frau die Großmutter ist und wie sie Paulinen herangezogen hat, daß sie schon jezt in ihre Fußstapfen tritt! Wenn einmal ein Unglück auf dem Herrnhofe geschehen sollte, ich glaube, das halbe Dorf sezte das Leben für die Rettung ein. Nun, wir hoffen immer, Herr Steinau, Sie werden uns einst auch ein Vater seyn, und wenn Sie Jungfer Paulinen heirathen, wie man sagt, dann hat es mit Ihnen und mit uns keine Noth." Hier faßte der ehrliche Niklas seinen Spaten wieder fester und sezte seine Arbeit fleißig fort; ich aber ging langsam, in Gedanken verloren weiter, nicht dem Häuschen zu, sondern auf die Höhe, in den herrlichen Wald, der, neu belaubt und mit ganzen Heeren von Singvögeln bevölkert, einen bezaubernden Aufenthalt darbietet. Hier ließ ich den Sturm der mannigfaltigsten Gefühle ungehindert in meiner Brust toben, ließ reizende und düstere Bilder an meiner Seele vorüber ziehen. Kannst du dir ein herrlicheres denken, als das liebliche Mädchen, blühend in Jugend und Schönheit, an der Seite eines gelähmten, jedes Lebensgenusses beraubten Weibes, ein Engel des Himmels neben dem trüben Leiden der Sterblichkeit? Und wenn ich mir dann meine Zukunft ausmale, mit diesem liebenswerthen Wesen vereint, beide nur Einen Zweck des Lebens vor Augen habend, in seiner Erfüllung die edle Frau beglückend, der wir alles danken, was uns die Möglichkeit verschafft, weiter vorzuschreiten als tausend Andere in schönem, wahrem Genusse des Daseyns, seiner höhern Vollendung! Kurt, ich verliere dann wohl Minutenlang meine Lage aus den Augen und denke, die Großmutter müsse ja bei reiferer Ueberlegung den Vortheil fühlen, den meine Verbindung mit Paulinen für uns alle und für die Einrichtungen in ihrer Umgebung brächte; ich war schon oft im Begriffe, zu ihr zu eilen und aus dem Innersten meines Herzens Worte der Liebe und der Bitte mit ihr zu sprechen; aber dann steht Ulrikens Bild zürnend, warnend vor mir und reißt mich zurück von einem Versuche, der doch zu nichts führen würde, weil Pauline keine Neigung zu mir hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsezung.)

Ich bin schon manchmal in meinem Leben angenehm aufgeweckt worden, so lieblich aber nie, als am Festtag des 8ten August. In unserem Zimmer war es schon ziemlich hell, da hörte ich die Thüre leise aufgehen. „Das ist Vater Wächter, der uns wecken will," dachte ich. Er war es aber nicht. Ein wunderliebliches Mädchen in scharlachrothem Atlasmieder, mit Aehren und Blumenkranz auf dem schwanken Hut, in weißem Kleid, reich geschmückt mit rothen Bändern um Hut und Schultern, tritt ein, nähert sich meinem Bett und sagt: Monsieur, si vous voulez aller à l'estrade, il faut vous lever. Während ich sie noch staunend und verblüfft ansah und mir die Augen rieb, denn es schien mir die reizende Erscheinung ein lieblicher Traum, kam durch die offengebliebene Thür ein ungeheurer schwarzer Schäferhund, geschmückt mit Rosabändern und Schleifen, herein, an rothem Band geführt von einem hübschen Knaben, der, wie das Mädchen, ganz ideale Kleidung mit Tunika, Schärpe, Strohhut, reichem Bänder- und Blumenschmuck trug. Nun fing ich an zu begreifen, denn ich erkannte in dem kleinen Schäfer den Sohn vom Haus. Das schöne Mädchen war seine ältere Schwester Susette, von der ich noch gar nichts gehört und die ich auch gestern nicht im Haus gesehen hatte, weil sie wegen der Vorbereitungen zum Fest abwesend war und erst spät nach Haus kam, während wir noch um die Hörnermusik herumschwammen. Sie war heute eine der vier Aehrenleserinnen hinter dem Pflug, und Emil einer der kleinen blauen Schäfer, die den großen Hund führen, der

zu den Schaafen gehört; der große Hund selbst aber gehörte dem Duc de Rohan, der seit lange ein schönes Gut bei Vevay besitzt. Als ich endlich Alles wußte, lächelte die liebliche Aehrenleserin und schlüpfte durch die Thür. Im Nu war ich angekleidet, und wiewohl keine Zeit versäumt werden durfte, so hatte ich doch alle Mühe, wegzukommen, so anmuthig, frisch und reich war Alles an den Dreien.

Da unsere Karten auf die große Estrade lauteten, so mußten wir durch die St. Sauveurstraße dahin gelangen. Es schlug gerade fünf Uhr, als wir ankamen und schon eine lange Queue vor uns aufgestellt sahen, die nach einigen Traditionen bereits um Mitternacht begonnen haben soll. Im Anfang ging es ganz leidlich und man ergab sich ins Warten; als aber mit jedem Augenblick mehr Menschen herbeiströmten, ward das Drängen von beiden Seiten immer stärker und für die armen Frauen und Mädchen wirklich beunruhigend, besonders da, wo sich starke Männer wie dicke Holzkeile einzuschieben versuchten; denn an polizeiliche Ordnung war nicht zu denken. Manchen von diesen Keilen gelang es, manche aber wurden abgehalten oder mit Schimpf und Schande wieder hinausgetrieben. Man sollte es nicht glauben, es ist aber wirklich so: ich sehnte mich nach einem Dutzend handfester Gensdarmen, die nicht mit sich spaßen lassen und eine gute Faust haben. Und doch war hier kein Pöbel versammelt, sondern Leute, die für einen Sitzplatz dreißig Batzen zahlen konnten. Einige schwächliche Frauen wurden nach und nach immer bleicher, und endlich wandelte sie eine Ohnmacht an, ohne daß man sagen konnte, sie seyen in Ohnmacht gefallen; sie blieben wie die Leichen im Todtenkeller des großen St. Bernhard angelehnt stehen, bis ihnen durch Riechfläschchen geholfen wurde, denn an Herauskommen aus der Klemme war nicht zu denken. Dieß sollte aber noch viel schlimmer kommen; denn als endlich die kleine Pforte zum Hinaufsteigen geöffnet wurde, entstand ein solches Wogen und Quetschen, wie mir auch im größten Volksgedränge noch nicht vorgekommen ist. Einer der Schweizer im alten Kostüm, der an der Treppe stand, sah eine kleine schwächliche Person seiner Bekanntschaft nahe daran, von ihren vierschrötigen Nachbarn erdrückt zu werden; gleich schwang er sich herab, drang mit stählernen Armen und Händen zu ihr, hob sie wie eine Puppe auf und trug sie hoch emporgehalten zu einem Kameraden auf der Treppe, der sie ihm eben so leicht abnahm und hinaufschob. Beifall, Unwillen und Neid äußerten sich eben über diesen humanen Gewaltschritt, der freilich nicht ohne einige blaue Flecken abgegangen war, als eine andere zarte Frau in meiner Nähe, für die mir lange bang gewesen, den Heros halb weinend bat, er möge ihr doch auch so aus der fürchterlichen Klemme helfen. Er aber hatte nicht Lust dazu und schützte seine Dienstpflicht bei der Treppe vor. Als aber sein Kamerad seine Partisane wie einen Baum vor die Andrängenden stemmte und ihm mit den Worten zuredete: prends-la, elle est tant petite, konnte seine waadländische Gutmüthigkeit nicht widerstehen, er drang zu ihr, in einem Augenblicke war sie auf seinen Armen, gleich darauf auf des Kameraden Arm und auf der Treppe. Endlich kam auch die Reihe an uns. Ueber gefallene Shawls, Arbeitsbeutel und Schnupftücher hinweg gelangten wir zu der obern Glückspforte und von da auf die Estrade. Alles strömte nach den untern Plätzen, um da der Preisvertheilung, den Zügen und Tänzen näher zu seyn. Nicht so wir; wir nahmen unsere Plätze ganz oben, um für's Erste nicht das Einzelne zu sehen, sondern um einen Anblick vom Ganzen zu haben.

Auf dieser Höhe war auch die ganze Herrlichkeit des Theaters vor uns aufgethan. Unter uns der große, weite Platz mit den vielen tausend geputzten, heiter gestimmten, lachenden und jauchzenden Menschen; alle Fenster der umliegenden Häuser voll großer und kleiner Köpfe, die sich oft zu Achten übereinander erhoben. Nur an fünf bis sechs Häusern, die Methodistenfamilien angehören, waren die Fensterläden ganz verschlossen, und sie schienen ausgestorben oder von der Pest ergriffen. Diese Frommen thaten erst alles Mögliche, um das Fest zu hintertreiben; als ihnen dieß jedoch nicht gelang, hielten sie es für unchristlich, einem heidnischen Feste zuzusehen; sie hatten sogar — was aller Ehren werth ist — sehr bedeutende Summen für die Vermiethung ihrer Fenster an Fremde ausgeschlagen, sie selbst aber waren sämmtlich über diese Festtage auf das Land gegangen. Dafür hatte man an andern Häusern die Dächer halb abgedeckt, Knaben waren auf die Schornsteine und die Laternenpfähle geklettert und die schönen Bäume des Platzes schwankten von den vielen neugierigen Vögeln, die in ihren Aesten hingen.

Weit über Häuser und Thürme herrschten vom Land her die Berge, Felsen, Wasserfälle und Dörfer der la Vaux, die mit Freude der Krönung ihrer Winzer zusehen wollten. Rechts die schönen Berge mit ihren stahlgrünen Alpen, ihren Sennhütten und dunkeln Wäldern, über welche der Molesson (die Moles summa der Römer) und die kecke Dent de Jamant neugierig herschauten, wie erwachsene Leute über Kinder. Ueber den See her waren der fernen Zuschauer mit blendenden Schneehäuptern noch mehr, die Tour d'Ai, die drohenden Diablerets, die mauerartige Dent de Morcle und die zackenreichen Dents du midi; zunächst aber die Dents oder vielmehr die riesigen Cyklopenmauern von St. Julien, Clouz und d'Oche; ganz unten endlich die blaue Seefluth und ihre schönen Ufer, mit Wäldern und Alpen; dieß Alles vom herrlichsten, reinsten Sonnenlicht eines ganz wolkenlosen Himmels umflossen. Dergleichen Theater und Dekorationen sieht man wohl nur wenige in der Welt, ich kenne nur ein ähnliches, das von Taormina.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Neues Mittel gegen die trockene Fäulniß des Holzes.

Es ist vor Kurzem hier zu Lande eine Entdeckung gemacht worden, welche ich ihres allgemeinen Interesses wegen Ihren Lesern mittheile. — Eine sehr häufige Krankheit des Bauholzes ist die sogenannte trockene Fäulniß, dry-rot. Sie besteht in einer eigenthümlichen Zersezung, welche sich immer mehr vom Umfang gegen die Mitte des Stamms verbreitet, bis das ganze Stück angesteckt und damit völlig unbrauchbar geworden ist. Eine Holzniederlage mag so sorgfältig unterhalten seyn, als sie will, so wird der Eigenthümer häufig die Entdeckung machen, daß, während ein Holzstoß von außen im besten Zustande erscheint, innen, wohin die Luft nicht streichen kann, sich dieses Uebel schon weit verbreitet hat. Später entwickelt es sich auch im Fachwerk der Häuser, besonders aber auf Schiffen. Dieser Krankheit ist es zuzuschreiben, daß die Fahrzeuge der englischen Marine so gar nicht lange, im Durchschnitt nur sieben bis acht Jahre halten. Von Häusern sind ihr ganz besonders Kirchen und öffentliche Gebäude ausgesezt. Der königliche Pallast zu Kew war kaum gebaut, so mußte er wieder abgetragen werden, weil alles Holzwerk zumal von der trockenen Fäulniß ergriffen wurde, und sogar am Schloß zu Windsor soll dieser Wurm nagen. Bisher konnten sich die Sachverständigen sogar über die Ursachen dieses Uebels nicht vereinigen. Nach Einigen entwickelten sich dabei kleine Schwämme im Holz, wenn es feuchter Luft ausgesezt wurde; Andere, und zwar die Mehrzahl, leiteten es von der Fäulniß der Pflanzensäfte her, die sich auch im gefällten Holz noch finden. Leztere hoffen dem Uebel zu steuern, wenn sie diese Säfte entfernen. Zu diesem Zweck schlagen Einige vor, das Holz ganz auszutrocknen, indem man es lange einem freien Luftstrome aussezt; Andere wollen jene Säfte dadurch auflösen, daß sie das Holz lange in fließendes Wasser legen; zu diesem Zweck wird besonders das Meerwasser gerühmt; nach einer andern Methode endlich überzieht man das Holz mit öligten Substanzen, um die Luft abzuhalten. Alle diese Mittel bleiben allerdings nicht ganz fruchtlos, keines wirkt indessen unfehlbar; die Entdeckung, von der wir hier sprechen, scheint dagegen alles Verlangte zu leisten. Sie schreibt sich von einem Londoner Destillateur, Namens Kyan, her.

Bei den beiden Hauptäußerungen des Pflanzenlebens, der Keimung, welche das Saamenkorn zum vollkommenen Gewächs gestaltet, und der Fäulniß, welche den todten Baum allgemach verzehrt, scheint ein und dasselbe Prinzip thätig zu seyn. Im erstern Fall verbindet sich der vegetabilische Eyweißstoff in verschiedenen Verhältnissen mit zuckrigen und schleimigten Stoffen und bildet so die verschiedenen Theile des Gewächses; auch im andern Fall besteht dieser Eyweißstoff in eigenthümlicher Gestalt im Innern des Baums fort, und es kommt in ihn, wenn das Holz der Luft und der Feuchtigkeit ausgesezt wird, eine Art von neuem vegetativem Leben. Bei dieser Vegetation, oder eigentlicher, bei dieser Gährung tritt der Eyweißstoff in neue Verbindungen, auf welchem Wege er allgemach völlig verzehrt wird; dieser Prozeß nun ist eben das, was man trockene Fäulniß nennt. Vorausgesezt, diese Ansicht sey die richtige, so ergibt sich von selbst, daß das beste Mittel, dem Uebel vorzubeugen, in der Zerstörung jener dem Eyweißstoff noch inwohnenden Lebenskraft bestände, und diesen Zweck glaubt der Erfinder durch Anwendung des Quecksilbersublimats zu erreichen. „Bei jedem Gegengift,“ sagt er, „besteht die Wirkung eigentlich darin, daß dasselbe in eigenthümlicher Affinität mit dem Gift steht und die Wirkung des leztern neutralisirt. Im thierischen, wie im Pflanzenkörper ist nun aber, während des Lebens, der Eyweißstoff das vornehmste Element, und er wird später zum Prinzip der Gährung oder Fäulniß. Wer sich auch nur etwas mit Medizin beschäftigt hat, weiß, daß bei Vergiftung mit Quecksilbersublimat das Hauptmittel in Eyweiß besteht; es verbindet sich chemisch mit dem Sublimat und neutralisirt seine Wirkung. Bringt man nun Holz in eine Sublimatauflösung, so dringt das Gift allgemach durch den Bast in das Holz, verbindet sich mit dem Eyweißstoff, den es vorfindet, ertödtet die Lebenskraft desselben und macht ihn hinfort unfähig, die organische Zersezung zu erleiden, worin eben die trockene Fäulniß besteht.“

Das Verfahren bestände demnach einfach darin, daß man das Holz eine Zeitlang in Sublimatauflösung legt. Man hat gefunden, daß 216 Kubikzoll große Klöze von verschiedenen Holzarten, wie Eichen, Tannen u. s. w., so ziemlich dieselbe Quantität Sublimat einsaugen, nämlich etwa fünf Unzen, und somit so wenig, daß die Kosten der Operation dem erzielten Nutzen gegenüber nicht in Betracht kommen. Kyan hat seine Versuche zehn Jahre lang ohne Unterlaß fortgesezt. Die englische Regierung ließ eine Art von unterirdischer Kammer anlegen und mit ganz verfaultem Holz füllen. Aus wiederholten Versuchen ergab sich, daß das härteste, trockenste Holz, wenn man es in dieses Gewölbe brachte, der Wirkung der darin enthaltenen feuchten Moderluft kein Jahr Widerstand leistet; vor Ablauf eines Jahrs ist es immer mehr oder weniger angefressen. Um die Wirksamkeit der neuen Methode zu erproben, wurden mit Sublimat präparirte Balken in den Keller gebracht; sie kamen nach fünf Jahren völlig gesund heraus, während gewöhnliches Holz derselben Art, das zu gleicher Zeit hineingebracht worden, großentheils bereits verzehrt war. Aehnliche Resultate erhielt man, indem man verschiedene Stücke Leinwand, von denen die Hälfte mit Sublimatauflösung getränkt war, an denselben Ort brachte. Leztere fanden sich nach fünf Jahren vollkommen gut erhalten, während die nicht präparirten Stücke völlig vermodert waren und bei der leisesten Berührung in Stücke fielen.

Ist nun demnach die Wirksamkeit des neuen Mittels außer Zweifel gesezt, so muß jezt noch ein bedeutender Einwurf beseitigt werden, und der praktische Nutzen der Erfindung hängt großentheils davon ab, ob dieß gelingt. Es fragt sich nämlich: wie lange Zeit behält das nach dieser Methode zubereitete Holz die Eigenschaft, der Fäulniß zu widerstehen? Kann es nicht unter gewissen Umständen, besonders wenn das Holz, wie bei Schiffen, stark der Feuchtigkeit ausgesezt ist, geschehen, daß der giftige Sublimat sich allgemach von der vegetabilischen Faser, an die er gebunden war, wieder losmacht? Ist in diesem Falle nicht zu fürchten, daß die giftigen Dünste die Luft im Innern des Schiffs verderben und der Gesundheit der Mannschaft schädlich werden? Einer unserer besten Chemiker, Faraday, beschäftigt sich mit Lösung dieser Frage, und die von ihm bereits angestellten Versuche lassen ein befriedigendes Resultat hoffen. Es geht aus denselben hervor, daß der vegetabilische Eyweißstoff und der Sublimat zu einer neuen Quecksilberverbindung zusammentreten, welche im Wasser durchaus unauflöslich ist und, wenigstens unter den gewöhnlichen Umständen, der Luft niemals Quecksilberdünste mittheilt. — Wir können uns hier über die zu hoffenden Früchte dieser Entdeckung nicht weiter verbreiten; sie wird indessen von unsern Wissenschaftsmännern mit Eifer verfolgt. Bereits hat ein namhafter Architekt das Holz zu verschiedenen bedeutenden Bauten nach der neuen Methode zubereiten lassen, und man wird bald darüber im Reinen seyn, ob diese Erfindung den wahrhaft nützlichen beizugesellen oder bei Seite zu legen ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. September 1833.

— Sein Mund sprach süßer als
Gesang der Sphären, doch den Freunden nur;
Denn wollt' er schmettern und die Erd' erschüttern,
War er wie Donnerbrausen.

Shakespeare.
Antonius und Cleopatra.

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

Fünf und sechzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Berlin, den 6ten Nov. 1806, 9 Uhr Abends.

Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du erzürnt scheinst über das Böse, was ich von den Frauen sage; *) es ist wahr, ich hasse die intriganten Weiber über Alles. Ich bin an gute, sanfte, versöhnende Frauen gewöhnt; die habe ich gern. Haben sie mich verzogen, so ist's nicht meine Schuld, wohl aber die deinige. Uebrigens wirst du sehen, daß ich sehr gütig gegen eine gewesen bin, die sich gefühlvoll und gut gezeigt hat, gegen Frau von Hatzfeld. Als ich ihr das Schreiben ihres Mannes zeigte, sagte sie schluchzend, mit tiefer Empfindung und ganz unbefangen: „Ach, wohl ist es seine Handschrift!“ Der Ton, mit dem sie den Brief las, ging mir zu Herzen; sie dauerte mich. Ich sagte ihr: „Wohlan, Madame, werfen Sie diesen Brief in's Feuer, ich bin dann nicht mehr mächtig genug, Ihren Mann bestrafen zu lassen.“ Sie verbrannte den Brief und schien mir höchst glücklich zu seyn. Ihr Mann ist seitdem sehr ruhig: zwei Stunden später, und er war verloren. Du siehst also, ich liebe die guten, natürlichen und sanften Frauen, und das kommt daher, weil diese allein dir ähnlich sind. Adieu, meine Freundin, ich bin wohl.

*) In dem Schreiben, worauf sich hier bezogen wird, hatte die Kaiserin ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Königin von Preußen in den Bülletins der großen Armee mit so wenig Rücksicht behandelt werde.

Vier und siebenzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Posen, den 3ten Dec. Abends 6 Uhr (1806).

Ich habe dein Schreiben vom 27sten Nov. erhalten und ersehe daraus, daß dein kleines Köpfchen montirt ist. Mir fällt öfters die Verszeile ein:

Désir de femme est un feu qui dévore.

Und doch mußt du dich gedulden. Ich habe dir geschrieben, daß ich in Polen sey und daß du kommen könntest, wenn die Winterquartiere bezogen seyen; du mußt also noch einige Tage warten. Je höher man gestellt ist, desto weniger Willen soll man haben, man hängt von den Ereignissen und Umständen ab. Du kannst nach Frankfurt und nach Darmstadt gehen. Ich hoffe in wenig Tagen dich zu mir rufen zu können; doch müssen es die Ereignisse so wollen. Die Wärme deines Briefs läßt mich wahrnehmen, daß du, wie alle schönen Weiber (vous autres jolies femmes),

keine Grenzen kennst; was ihr wollt, das muß seyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieser Herr ist die Natur der Dinge.

Adieu, meine Freundin; lebe wohl. Die Person, über die ich mit dir sprechen wollte, ist Madame L........, von der alle Welt übel spricht: man versichert mich, sie sey mehr Preußin als Französin. Ich glaube es nicht; aber ich halte sie für eine dumme Gans, die nur Betisen spricht.

Sechs und achtzigster Brief.

(Nach Mainz.)

Warschau, den 16ten Januar 1807.

Meine gute Freundin, ich habe dein Schreiben vom 5ten d. M. erhalten; was du mir über deinen Schmerz sagst, *) thut mir wehe. Warum Thränen, Kummer? Hast du denn keinen Muth mehr? Ich werde dich bald sehen; zweifle nie an meinen Gesinnungen, und wenn du mir noch theurer seyn willst, so zeige Charakter und Seelenstärke. Ich fühle mich erniedrigt in dem Gedanken, meine Frau könne Mißtrauen in meine Bestimmung setzen. Adieu, meine Freundin; ich liebe dich, ich wünsche dich zu sehen, und will dich zufrieden und glücklich wissen.

(In einem Schreiben vom 18ten Januar fährt Napoleon in derselben Art fort und schließt mit den Worten: „Ich liebe die Feigen nicht; eine Kaiserin muß Muth haben.")

Drei und neunzigster Brief.

(Nach Paris, ohne Ort und Datum, jedoch zwischen dem 2ten und 9ten Februar 1807.)

Meine Freundin, dein Brief vom 20sten Januar hat mich betrübt; er ist zu traurig. Da sieht man, wie schlimm es ist, nicht ein wenig devot zu seyn! Du sagst mir, dein Glück mache deinen Ruhm. Das ist nicht generös; man muß sagen: das Glück Anderer macht meinen Ruhm; das ist keine Gattenzärtlichkeit; man muß sagen: das Glück meines Mannes macht meinen Ruhm; das ist nicht mütterlich; man sollte sagen: das Glück meiner Kinder macht meinen Ruhm; also, da die Völker, dein Mann, deine Kinder nicht glücklich seyn können, ohne ein wenig Ruhm, so muß man ihn auch nicht so ganz wegwerfen (il ne faut pas tant en faire fi)! Ihr Herz, Josephine, ist vortrefflich, aber Ihre Vernunft ist schwach; Sie fühlen richtig, allein Sie urtheilen nicht so gut.

*) In einem frühern Schreiben vom 11ten Januar, als Antwort auf einen Brief Josephinens vom 27sten Dec. 1806. sagt Napoleon: „Ich sehe, daß du wegen der militärischen Ereignisse einigermaßen beruhigt bist. Alles ist, wie ich dir schon gemeldet habe, zu meiner vollkommenen Zufriedenheit beendigt. meine Angelegenheiten gehen gut." Wahrscheinlich bezieht sich obiger Brief hierauf.

Doch nun des Streites genug; mein Wille ist, daß du heiter, mit deinem Schicksal zufrieden bist und gehorchst, nicht mit Murren und mit Thränen, sondern mit Freudigkeit des Herzens und mit ein wenig Glück.

Adieu, meine Freundin, ich reise diese Nacht ab, um die Runde bei meinen Vorposten zu machen.

Hundert und dreizehnter Brief.

(Nach Paris.)

Osterode, den 27sten März, Abends 7 Uhr. 1807.

Meine Freundin, dein Brief macht mir Kummer. Du mußt nicht sterben; du bist gesund, und du kannst keinen vernünftigen Grund haben, verdrießlich zu seyn. Ich denke, du gehst im Mai nach Saint-Cloud; den ganzen Monat April mußt du jedoch in Paris zubringen. Ich bin wohl. Meine Sachen gehen gut. Du darfst nicht daran denken, in diesem Sommer zu reisen; das Alles ist nicht möglich; du kannst nicht die Wirthshäuser und Felder durchziehen. Dein Verlangen nach mir ist nicht größer, als das meinige, dich zu sehen, ja ruhig zu leben.

Ich verstehe noch andere Dinge, als Krieg zu führen, allein die Pflicht geht über Alles. Ich habe mein ganzes Leben hindurch Alles, Ruhe, Interesse, Glück, meiner Bestimmung zum Opfer gebracht. Adieu, meine Freundin. Sieh nur selten jene Frau von P........; sie ist eine Frau aus schlechter Gesellschaft, zu gemein, zu niedrig.

N. S.

Ich habe Ursache, mich über Herrn T...... zu beklagen, ich habe ihn auf seine Güter in Burgund geschickt; ich will nichts mehr von ihm reden hören.

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Ich habe nach langen schmerzlichen Kämpfen endlich den einzigen Pfad betreten, den die Pflicht mir vorzeichnet: ich habe an Ulriken geschrieben; nicht im Tone des leidenschaftlichen Liebhabers, der ja wohl lächerlich gewesen wäre, nachdem seit zwei Jahren jeder Verkehr zwischen uns aufgehört hat, aber mit der Herzlichkeit eines warmen Freundes, der bereit ist, frühere Zusagen zu lösen, wenn die Alles verändernde Zeit und ihre eigene Gesinnung keine Hindernisse entgegen stellen. Ich sagte ihr, die lange Zögerung, seit ich dieses Land betreten habe, sey aus dem Wunsche entstanden, mich mit meinen neuen Verhältnissen erst bekannt zu machen, und ich bitte sie um Erlaubniß, sie jezt öfter zu sehen, um uns beide zu überzeugen, daß wir noch immer fähig seyen, Eines

des Andern Glück zu machen. Sie hat geantwortet, und ihr Brief ist ganz nach dem Modell des meinigen geschrieben, freundschaftlich, lauwarm, zuweilen arglos hingebend, aber ohne innigeres Gefühl, dann wieder scheu und zurückhaltend. Mein Herz wollte mir schon darin eine leise Hoffnung zeigen, aber ruhige Ueberlegung vernichtete sie sogleich wieder; denn wie konnte sie anders schreiben, als mein Beispiel sie gelehrt hatte? Sie hat sich meinen Besuch einstweilen noch verbeten, weil er in dem kleinen, mit dem Fehler neugieriger Menschenliebe in hohem Grade behafteten Städtchen Aufsehen erregen würde, sagt aber, wir werden uns nächstens sehen, ohne Ort und Zeit zu bestimmen. Erstaunen aber mußte ich, wie sehr Ulrike sich ausgebildet hat. Geist, Sprache ihres Briefes, Einkleidung ihrer Gefühle, Wendungen, kurz Alles beweist mir, daß das einfache Förstermädchen einen großen Schritt vorwärts gethan hat. Ob dieß besser oder schlimmer für mich seyn wird? Ich weiß es nicht. Uneins mit meinem Herzen, unzufrieden mit meinem Verstande, vergeblichen Wünschen preisgegeben, keinen Punkt vor mir sehend, auf welchen ich mit Vergnügen meine Blicke richten möchte, bin ich den finstern Mächten des Unmuths und des Grams verfallen. Pauline scheint, besonders seit jenem Abend, nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande zu seyn, ohne daß ich denken könnte, ich sey der Gegenstand ihrer häufigen Träumereien, die von ihrer Lebhaftigkeit nur wie durch Lichtblitze unterbrochen werden; im Gegentheil, nie war sie so ernst, so zurückhaltend gegen mich, nie vermied sie so sichtlich meine Gesellschaft. Frau von Elmendingen sieht, daß ich einem Kampfe auf Tod und Leben hingegeben bin, und ihr mütterliches Auge ruht oft mit inniger Theilnahme auf mir, ohne durch Fragen ein Vertrauen herbeiführen zu wollen, das ich in meinen schlimmsten Stunden schon im Begriffe stand, ihr aufzudringen. In lichtern Momenten fühlte ich dann wohl, daß das Aussprechen meiner innern Kämpfe nicht heilsam wäre; denn ein solches erweicht die Seele und führt sie in den meisten Fällen irre, während die Kraft des Gemüthes, die durch sich selbst siegt, zugleich auch Ruhe und Frieden gewinnt und selten den richtigen Weg verfehlen kann. Um mich zu stärken und wohlthätig zu zerstreuen, bin ich jetzt den größten Theil des Tages im Freien und durchstreife mit meiner Doppelflinte und Ali als Gesellschafter die Wälder. Den Vorwand leiht mir das immer sich mehrende Gerücht einer Diebsbande, deren Zeichen man gesehen, deren Pfeifen man gehört haben will. Die Phantasie der Menschen ist in solchen Dingen thätig und mag die Gefahr wohl vergrößern; indessen bin ich doch selbst schon verdächtigen Gestalten begegnet, und es sind nicht weit von uns mehrere Einbrüche geschehen oder versucht worden. Uebrigens ist unser Thal, so freundlich es erscheint, überall mit Waldung umschlossen, in der sich Klüfte und Schlupfwinkel finden, die man in dem so milde sich darbietenden Gebirge nicht suchen sollte. Gerne hätte ich meine Großmutter beredet, wenigstens einen der Bedienten im Wohnhause schlafen zu lassen; allein ich fürchte Paulinens Spötterei, die mein wundes Herz jetzt durchaus nicht mehr ertragen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der nächste Wein.

Brüder, die Propheten sagen:
Heuer wächst ein guter Wein!
Und ich stimme ohne Zagen
In die gute Hoffnung ein.
Lasset uns Alle im Glauben uns stärken,
Zeigt ihn in kräftigen Thaten und Werken!

Wie man für geliebte Gäste
Sorglich räumt und schmückt das Haus:
Also räumt für ihn auf's Beste
Den Pallast, den Keller aus.
Daß er da wohne bequemer und besser,
Leeret, o leert alle Eimer und Fässer!

Daß von fremden schlechten Sitten
Seine Unschuld bleibe rein,
Sey sein Umgang abgeschnitten
Mit dem alten schaalen Wein.
Trinket, o Schützer der reineren Tugend,
Trinket ihn weg den Verderber der Jugend!

Eifersucht vor allen Dingen
Kann dem Jüngling schädlich seyn;
Darum laßt den Eifer springen,
Schenkt den Zweiundzwanz'ger ein!
Daß sich der Dreiunddreiß'ger, der neue,
Unangefochtener Herrschaft erfreue!

Pflanzt die Böller zum Empfange
Dem ersehnten Prinzen auf!
Ganz mit Blumen und Gesange
Sey bekränzt sein Siegeslauf!
Jauchzt, wenn er kommt mit der Krone von Funken,
Taumelt entgegen bekränzt ihm und trunken!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Gelehrtenvereine in der Provinz.

Zum Beweise, daß es in der wissenschaftlichen Welt Frankreichs wieder ziemlich rege wird, mögen auch die beiden Zusammenkünfte der Gelehrten in der Auvergne und in der Normandie während dieses Sommers dienen. Sie sind die

ersten Versuche einer Nachahmung der deutschen und schweizerischen Gelehrtenversammlungen. Die Zusammenkunft in der Auvergne hat einen speziellen Zweck: sie betrifft blos die geologischen Forschungen, und da die Auvergne eine vulkanische, für Naturforscher höchst merkwürdige Gegend ist, so gewährt sie den Geologen den Vortheil, daß sie sich hier an Ort und Stelle über die Richtigkeit oder Nichtigkeit ihrer Theorien besprechen und verständigen können. Vielleicht kommen sie von dort mit einigen Kenntnissen mehr und einigen Vorurtheilen weniger zurück nach Paris und nach ihren andern Wohnsitzen. Bisher ist über das Ergebniß der Versammlung nichts bekannt geworden. Die Geologen sind auch eben nicht die Leute, die den meisten Lärm in der Welt machen. Etwas mehr ist in den Tageblättern die zweite Versammlung besprochen worden, welche den 20sten Juli zu Caen in der Normandie statt gehabt und fünf Tage lang gedauert hat. Sie war vorzüglich durch die Rührigkeit eines jungen Gelehrten daselbst, Namens v. Caumont, entstanden, welcher zugleich Sekretär der Linneischen und der antiquarischen Gesellschaft zu Caen und der Stifter wenigstens einer dieser Gesellschaften ist. Vor zwei Jahren hielt er auch unentgeldliche Vorlesungen über die „Monumental-Baukust im Mittelalter, besonders in Bezug auf die Normandie,“ um dadurch Geschmack für Alterthümer in dieser Provinz zu verbreiten und die studirende Jugend zum Beschreiben und Erhalten derselben anzuspornen. Diese Vorlesungen hat er zum Theil in einem mit vielen lithographirten Blättern gezierten Werke herausgegeben. Beide Gesellschaften in Caen sind sehr fleißig und haben schon mehrere Bände Abhandlungen mit einer ziemlichen Menge von Kupfern herausgegeben. Außerdem besteht in dieser Stadt noch eine akademische Gesellschaft, die ebenfalls nicht unthätig ist, und als ob diese gelehrten Vereine die Bürger noch nicht genug verbänden, ist vor einiger Zeit auch noch der Plan einer Association normande daselbst erschienen, welche zum Zweck hat, die Bürger zu großen gemeinnützlichen Unternehmungen zu verbinden. Ob dieser normännische Verein zu Stande kommen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls beweist schon der Plan, daß es in dieser Provinz, besonders zu Caen, an Antrieb zu nützlichen und ruhmwürdigen Dingen nicht fehlt. Von dieser Stadt ist nun auch der Entwurf zu jährlichen Versammlungen der Gelehrten ausgegangen und, wie gesagt, im Juli der Anfang damit gemacht worden. Schon frühe hatte man durch Umlaufschreiben und die Zeitungen die Gelehrten zu diesem Vereine eingeladen, und es hatten sich deren auch ziemlich viele eingefunden, aber wenige aus Paris, folglich wenige berühmte Gelehrte, und kein einziger Akademiker. Die normännischen Gelehrten machten die Mehrzahl aus; auch hatten sich einige Gelehrte aus den benachbarten Provinzen eingestellt. Den Pariser Gelehrten leuchtet es nicht recht ein, weßhalb sie sich in eine Provinzialstadt begeben sollten, um sich da mit unberühmten Leuten zu besprechen, von denen sie sich wenig Belehrung versprechen. In der That sieht man nicht wohl, wozu solche Vereine in Frankreich dienen sollen, wo Paris der ächte Brennpunkt ist, in welchem sich alle Strahlen des menschlichen Wissens zusammenziehen und von wo aus die Wärme sich über ganz Frankreich verbreitet. Nicht als ob nicht auch in der Provinz manches Gute gefördert würde; allein es wendet sich doch Alles nach Paris hin, und was in der Provinz Nützliches ausgerichtet wird, bekommt seine Aufmunterung und Belohnung meistens von der Hauptstadt her. Begibt sich der Pariser Gelehrte in die Provinz, so findet er dort zwar Leute, die in den Lokalkenntnissen wohl bewandert sind, auch irgend eine Wissenschaft mit Liebe und Eifer betreiben; allein den Umfang der Wissenschaft kennen sie doch nicht wie er, und ihr Horizont ist viel zu beschränkt, als daß er von ihnen viel lernen könnte. Natürlich gibt es Ausnahmen; es ist hier aber von der Allgemeinheit die Rede. Da nun, wie gesagt, die berühmten Pariser Gelehrten bei dem Vereine zu Caen ausgeblieben waren, so konnte dieser erste Versuch nicht sehr erheblich seyn. Zwar thaten die Provinzialgelehrten und einige mittelmäßige, aus Paris gekommene Köpfe ihr Bestes, um die Lücken auszufüllen; es überstieg aber ihre Kräfte. Man hatte auch den Fehler begangen, den Plan allzuweit auszudehnen, und anstatt sich auf ein Fach der Gelehrsamkeit zu beschränken, hatte man Alles umfassen wollen, und dieß war das wahre Mittel, um nichts Bedeutendes zu Tage zu fördern. Zwar theilte man sich in Klassen und Sektionen, und es wurde ein wenig in jeder gesprochen, damit hatte aber die Sache ein Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 221:
Die Blumen.

Räthsel.

Wie heißt der König, dessen Throne
Die Erdbeschreiber nie gesehn,
So lang von Zone sie zu Zone
Mit Füßen und mit Schiffen gehn?

Den einen Thron droh'n sie zu finden,
Vom andern sprechen sie nicht viel;
Die sich am meisten unterwinden,
Die halten ihn für fernes Ziel.

Und wenn vom König sie behaupten,
Er thu' auf beide längst Verzicht:
Wir glauben, was die Väter glaubten,
Rütteln an alten Thronen nicht.

Der König sizt auf beiden Thronen,
Obgleich sie Meereweit entfernt;
Von seinen brillantnen Kronen
Träum' ich viel Schönes ungelernt.

Er greift mit abgelösten Armen
Weit, Länderweit wohl um sich her,
Er haßt die Weichen und die Warmen,
Und jagt sie fort und plagt sie sehr.

Ist er in glatter Laune, bietet
Er gern euch seinen Rücken dar;
Doch wer den starken Träger miethet,
Der hüte wohl sich vor Gefahr.

Mit seiner Füße Schemeln wüthet
Und donnert er dem Sturme gleich,
Und manchen Bau, der schlecht behütet,
Den reißt er fort in sein Bereich.

Doch kenn' ich einen stärkern Fürsten;
Der wandelt jenen fast zu Nichts,
Zum Trank für Leute, welche dürsten;
Und dieser ist ein Fürst des Lichts.

Und will zu weit der erste streifen
Und gar uns zu verschlingen droh'n,
So wird der andre bald ihn greifen,
Und weist ihm sein Gebiet mit Hohn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. September 1833.

Wie ein tiefes Gefühl uns mit der Natur innerlich verbindet auf eine unendliche Weise, wie dieses Gefühl der Einheit in dem keimenden Frühling, in der Mitte alles Lebens uns unwillkührlich ergreift, so verbirgt die Natur auch ein geheimes Grauen, welches uns um so gewaltiger faßt und erschüttert, je tiefer die Seele die Herrlichkeit der Schöpfung erkannt hat.

Henrich Steffens.

Der Phönix.

Ich lag im Wald; gedankenlos
Durchwühlte meine Hand das Moos;
Der Eichen grüne Kronen rauschten,
Die Vögel frische Lieder tauschten;
Da hatt' ich unverseh'ns gepflückt
Ein Kraut, deß Kraft mich rasch durchzückt.

Denn es geschah in mir ein Riß,
Ein Licht durchbrach die Finsterniß,
Daß jeden Ton aus Vogelkehle
Verstand zur Stunde meine Seele;
Mir ward zu Sinn gar stolz und froh,
Reich dünkt' ich mich wie Salomo.

Die scheuen Tauben hielten Rath,
Zu naschen von der Wintersaat;
Die Lerchen warnten sich vor Netzen,
Die Raben plauderten von Schätzen;
Die Nachtigall, das Herz voll Blut,
Beweinte die geraubte Brut.

Und Alle so in ihrer Art;
Und bald ward mir geoffenbart,
Daß sich in jedem Lebensreiche
Die Angst und Noth der Wesen gleiche,
Und unsrer Blindheit Täuschung nur
Verhehlt die Leiden der Natur.

Der Phönix auch begann zuletzt,
Den überall man glücklich schätzt,
Weil noch voll Paradiesestugend
Er Schönheit paart mit ew'ger Jugend;
Begier'ger lauscht' ich als zuvor —
Doch eine Klage traf mein Ohr:

„O wehe! wie die frische Kraft
Des Lebens in sich selbst erschlafft!
Wie oft muß ich des Frühlings Blüthen
Erleben und der Vögel Brüten,
Bis mit dem Schritt von Blei die Zeit
Mich von des Harrens Pein befreit!

Wenn abgelaufen ist das Rad,
Wenn der Erneuung Stunde naht,
Wenn sich ein Weltjahr abgesponnen
Und neu beginnt der Gang der Sonnen:
Dann freilich füllt sich meine Brust
Mit unbeschreiblich süßer Lust.

Dann schlagen in gewürz'gem Tod,
Von Sehnsucht trunken, purpurroth
Des Werdens und des Zeugens Flammen
In Einen Wolluststrahl zusammen;
Durchblizt von wunderbarem Schmerz,
Schmilzt Schönheit dann und Mark und Herz.

Doch ach! das heiße Lustgefühl,
Bald wird es wieder matt und kühl;
Erinn'rung zehren und Verlangen
An Einer Stunde, die vergangen;
Das Schicksal zahlet der Geduld
So selten nur, so spät die Schuld.

Fünfhundertmal die Eiche schwillt,
Bis mir die Sehnsucht wird gestillt;
Zur Eile drängt der Wunsch vergebens
Den trägen Pulsschlag meines Lebens;
Nie bleicht der Farben frisches Roth,
Dem Herzen nur Erstarrung droht.

Ich kenne nun des Lebens Spiel —
Ein ew'ger Kreis — doch fehlt das Ziel;
Des Glückes Reiz ist seine Kürze
Und Ueberraschung seine Würze;
Ich bin mit Schmerzen jezt belehrt,
Daß immer nur das Alte kehrt.

So ward das Leben mir zur Last,
Doch bleibt mir auch der Tod verhaßt;
Um mich vor seiner Macht zu retten,
Würd' ich in ew'ger Nacht mich betten,
Begrüb' ich mich in Fels und Eis,
Und gäbe Ruhm und Schönheit Preis!"

Er schwieg; verwandelt schien er mir,
Die Wehmuth trübte seine Zier;
Die Federn, die wie Gold gefunkelt —
Ihr Glanz schien plötzlich mir verdunkelt,
Und ganz erstorben war mein Neid,
Seit ich erkannt sein Herzeleid.

So öffnet tiefre Weisheit nur
Den tiefern Schmerz der Kreatur;
Und könntest du das Kraut gewinnen,
Das kräftiger noch schärft die Sinnen,
Bald würdest du die stillen Weh'n
Der Blumen und des Steins verstehn.

Drum laß verhüllt und unentdeckt,
Was sorglich die Natur versteckt;
Nicht dränge dich durch List und Lauer
In das Geheimniß ihrer Trauer,
Das jede Süßigkeit der Welt
Mit bitterm Nachschmack dir vergällt!

G. Pfizer.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsezung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Gestern Nachmittag war ich in meinem Zimmer, beschäftigt, ein Blumengestelle, das an der Wand steht und durch die Güte irgend eines freundlichen Geistes immer mit frischen Blüthen ausgestattet wird, durchzumustern, als meine Ungeschicklichkeit das Tuch, das ich eben in der Hand hielt, hinter dasselbe fallen ließ. Es gab kein anderes Mittel, das Verlorne wieder zu bekommen, als das Gestelle von der Wand wegzurücken, was ich denn auch that. Indem ich mich aber dahinter drängte, fühlte ich die Wand weichen, und sah eine Tapetenthüre sich öffnen, deren Daseyn mich um so mehr in Erstaunen sezte, als Niemand derselben früher gedacht hatte und ich sogleich sah, daß sie auf eine kleine verborgene Treppe führe, die sich in dem engen Raume der Mauer um sich selbst drehte. Ich mußte wissen, wohin die Stufen gingen, und stieg deßhalb vorsichtig einige derselben hinunter. Nun hörte ich sprechen; ich stand still und überzeugte mich, daß es Paulinens Stimme sey, die mir unverständlich, aber in klagendem Tone einige Worte sagte. Daß mich die Neugierde nun vorwärts trieb, kannst du errathen. Der unten verschlossene Ausgang mußte seiner Lage nach in die Bibliothek führen, und ich stand jezt dicht an demselben. Du wirst mich tadeln, Kurt, wie ich selbst es that, denn ich habe mich noch nie zu einem Lauscher herabgewürdigt; aber erst hielt mich die brennende Neugierde fest, zu wissen, mit wem Pauline rede, und als ich meiner Großmutter Stimme hörte, da vernahm ich meinen Namen in so seltsamen Beziehungen, daß die Schamröthe, die ich auf meinen Wangen fühlte, nicht vermögend war, mich von dem verhängnißvollen Platze wegzudrängen. „Glaube das ja nicht," sagte Frau von Elmendingen. „Die Männer haben zwar die äußere physische Stärke und die Kraft des forschenden Denkens vor uns voraus, aber wir besitzen dagegen viel höhere moralische Kräfte, die uns auch in den Verhältnissen, zu denen die Vorsehung uns bestimmt hat, und in unserer untergeordneten Stellung sehr nothwendig sind. Die Beziehung, in welcher du mir Friedrichen genannt hast, paßt nicht auf ihn, denn noch weiß ich nicht, noch hat er nichts gethan, um zu beweisen, ob er eine Leidenschaft zu bemeistern, ob er sie zu überwinden fähig wäre, wenn die Pflicht ein solches Opfer von ihm forderte. Friedrich ist nicht mit unbefangenem Herzen hieher gekommen; er liebt Ulriken Walter, mit welcher er in Jahrelanger Verbindung stand — (du magst dir vorstellen, Kurt, wie ich erstaunte, als ich mein

tief bewahrtes Geheimniß von den Lippen meiner Großmutter ausgesprochen hörte) — er mußte glauben, daß eine solche Heirath mir nicht ganz willkommen seyn würde; aber diese Ueberzeugung hat ihn nicht von dem Entschlusse abgehalten, sich auf keinen Fall durch fremde Gründe von seiner Freundin trennen zu lassen. Ich habe ihm darum keinen Augenblick gezürnt, denn der Mann muß seines Schicksals Herr seyn, und soll sich wenigstens um des eigenen Lebensglückes willen das Bewußtseyn bewahren, kein gegebenes Wort gebrochen zu haben. Wenn aber Friedrich seinen Vorsatz aufgäbe, so würde und müßte ich denken, seine Leidenschaft habe sich gemindert; wenigstens wäre er dann den meisten Männern gleich, deren ich keinen gekannt habe, der freiwillig und auf dem Kulminationspunkte seiner Liebe stehend, dieser entsagt hätte, während unter all den Frauen, mit denen ich jemals in nähere Berührung gekommen bin, vielleicht nicht eine einzige war, die nicht die heißen Wünsche ihres Herzens hätte opfern müssen. Dieß ist der Lauf der Natur. Der Mann hält fest, was seine Gefühle entflammt, ihm ist die Kraft und der Muth dazu gegeben; das Weib, dem dagegen die weiche Biegsamkeit des Gemüths zu Theil wurde, gibt dahin, was das Glück ihres Lebens begründen könnte, weil die Pflicht ihres Geschlechtes es so will. Auf welcher Seite aber hier die meiste Seelenstärke erfordert wird, magst du selbst dir sagen und daraus die weit umfassende moralische Entwicklung herleiten, die dem bessern weiblichen Wesen eigen ist. Die Liebe, welcher Art sie sey, schließt sich der Eigenthümlichkeit der Frauen warm und innig an, sie wird ein Theil ihres Selbst, sie tritt mit ihnen in und aus dem Leben, denn dieß ist unsere Bestimmung; Kindesliebe, das erwachende Gefühl des jugendlichen Herzens, Mutterliebe, alle die zarten und schönen Beziehungen, in welche wir treten, sobald das innere Seyn sich vor dem Strahle des höchsten Geistes, der Quelle aller Liebe, erschließt, zeichnen uns den Weg, den wir zu gehen haben, und das weibliche Herz muß entweder hier Glück und Befriedigung finden, oder sie missen, bis ein neuer Tag über dem verklärten Geiste aufgeht. Diese Beschränkung macht uns allerdings das Opfer eines heißen Gefühls empfindlicher, aber wir finden auch in ihr, wenn nicht Heilung der wunden Stellen, doch Hoffnungen, die allmählig zur Gewißheit übergehen, Entschädigung in der Reinheit jener zurückgedrängten Empfindungen, die von nun an unsere innere stille Welt bilden, und Kraft zum Tragen und Dulden in der höchsten Stütze der Weiblichkeit, in einer heitern, alle finstern Zuthaten der Menschen verschmähenden Religiosität!“ — Hier entstand eine kleine Pause; ich blieb wie fest gezaubert an meinem Platze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Hundert und zweiundzwanzigster Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Schloß Biberstein) den 10ten Mai 1807.

Ich habe deinen Brief erhalten. Was du mir über die Damen, die mit mir in Briefwechsel stehen sollen, sagst, verstehe ich nicht. Ich liebe keine, als meine kleine, gute, trotzige und capriciöse Josephine, die einen Streit mit Anmuth zu führen weiß, wie überhaupt alles, was sie thut; denn sie ist stets liebenswürdig, nur nicht, wenn sie eifersüchtig ist: dann wird sie ein wahrer Teufel. Doch kommen wir auf diese Damen zurück. Sollte ich mich mit einer unter ihnen abgeben, so, versichere ich dich, müßten es schöne Rosenknospen seyn. Sind die, von denen du sprichst, wohl in dem Fall?

Ich wünsche, daß du nur diejenigen Personen zur Tafel ziehest, die bei mir gespeist haben, daß der gleiche Fall bei deinen Cercles stattfinde, daß du in Malmaison nie Ambassadeurs und Gesandte in den engern Kreis deiner Gesellschaft ziehest. Du würdest mir mißfallen, wenn du anders handeltest; endlich laß dich nicht zu nahe von Personen umgeben, die ich nicht kenne, und die nicht zu dir kämen, wenn ich da wäre.

Adieu, meine Freundin. Ganz der Deinige.

Hundert und vierundzwanzigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Biberstein) den 14ten Mai 1807.

Ich begreife ganz den Kummer, den dir der Tod des armen Napoleon *) verursachen muß; du kannst dir den Schmerz vorstellen, den ich empfinde. Ich wünschte bei dir zu seyn, damit du in deinem Schmerz gemäßigt und weise seyest. Du hast das Glück gehabt, keines deiner Kinder zu verlieren; doch ist es eine jener Bedingungen und Mühseligkeiten, die mit unserm menschlichen Elend verbunden sind. Laß mich erfahren, daß du vernünftig bist und dich wohl befindest. Wolltest du meinen Schmerz noch vergrößern? — Adieu, meine Freundin.

Hundert und sechs und dreißigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich von Tilsit) den 25sten Juni 1807.

Meine Freundin, so eben habe ich den Kaiser Alexander gesehen; ich war sehr zufrieden mit ihm: er ist ein

*) Carl Ludwig, Kronprinz von Holland, gestorben im Haag den 5ten Mai 1807, derselbe, den der Kaiser in seinen Briefen so häufig grüßen und küssen läßt, und gewöhnlich Monsieur Napoleon nennt.

sehr schöner, guter und junger Kaiser; er hat mehr Verstand, als man gewöhnlich glaubt. Er wird morgen seine Wohnung in der Stadt nehmen. Adieu, meine Freundin; ich wünsche dich gesund und zufrieden zu wissen. Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Gelehrtenversammlung zu Caen. Das Phalanstère. Die Abtei Solêmes.

Eine gute Einrichtung, die man vielleicht auch bei den Vereinen der deutschen Naturforscher einführen sollte, war die, daß man sich im Voraus alle geschriebenen Abhandlungen verbeten und blos mündliche Vorträge verlangt hatte. Zu schriftlichen Abhandlungen sind ja Zeitschriften und akademische Sammlungen da; es verlohnt sich der Mühe nicht, 30 bis 50 Meilen weit zu gehen, um Abhandlungen zu hören, die man in seinem Studierzimmer ganz bequem gedruckt lesen kann. Aber die mündliche Unterhaltung, das Besprechen über die zu erörternden Gegenstände, die Mittheilung und Auflösung der Zweifel, dieß ist es, was den weit von einander lebenden Gelehrten abgeht und was für sie von vorzüglichem Nutzen ist. In dieser Hinsicht könnten also die französischen Vereine etwas vor den deutschen voraus haben, wenn sie auf der eben erwähnten Bedingung strenge beständen. Die Unbestimmtheit der Grenzen der abzuhandelnden Gegenstände hatte auch gemacht, daß Mancherlei zur Sprache kam, woran sicher ein Verein von deutschen Gelehrten nimmermehr gedacht haben würde. In Deutschland bleibt der Gelehrte meistens bescheiden und demüthig in seinem engen Wirkungskreise, und es fällt ihm kaum ein, daß er ein Recht habe, darüber hinauszuschauen. Nicht so in Frankreich. Hier hat es der Gelehrte manchmal mit dem öffentlichen Leben zu thun, und da Alles öffentlich verhandelt wird, so nimmt auch er keinen Anstand, Mißbräuche zu rügen, Wünsche und Vorschläge zu Verbesserungen frei laut werden zu lassen. So kamen denn auch bei der Gelehrtenversammlung zu Caen manche Vorschläge zur Sprache, die man als Rath und wohlgemeinte Warnung für die Regierung von der Versammlung wollte aufsetzen lassen. Darin gleichen sich aber alle Regierungen auf ein Haar, daß sie gern Lob und Schmeichelei, aber höchst ungern Tadel und Rath annehmen, und obschon die französische Regierung jeden Tag gedruckten Tadel genug bekommt, so sieht sie doch die Vereine, welche sie belehren wollen, anstatt sie zu loben und zu billigen, mit finsterer Miene an; der Verein zu Caen hielt es daher für's Klügste, sich mit dergleichen Dingen nicht abzugeben. Als Repräsentant der eine gänzliche Umwandlung der bürgerlichen Gesellschaft bezweckenden Sekten oder Schulen hatte sich auch ein St. Simonist oder Fourieraner eingefunden, welcher die Herrlichkeit des Phalanstèresystems auseinandersezte. Ich habe von diesem Plane schon einmal gesprochen, und dabei erwähnt, daß man wirklich damit umgehe, ihn versuchsweise in's Werk zu setzen. Ein Deputirter, welcher eine große Strecke wüsten Landes, vermuthlich ausgetrocknetes Sumpfland, an sich gekauft, hat einen Theil davon den Anhängern Fouriers unentgeldlich und unter der Bedingung abgetreten, daß ihm das Eigenthum des Landes bleiben solle. Manche Leute haben ihn deßhalb getadelt; er aber weiß das Ding besser. Dieses wüste Land könnte nur mit großen Kosten für ihn bebaut werden, und würde auch dann noch von geringem Werthe seyn, wegen Mangel an Bewohnern. Jezt aber erbieten sich Fouriers Schüler und Anhänger, sich auf seinem Grund und Boden anzubauen, ihn urbar zu machen; es sollen Häuser, Gärten und sonstige Anlagen entstehen. Das Phalanstère wird sich aber unmöglich lange halten können, die Fourieraner werden unter dem allgemeinen Spott abziehen müssen, und dann tritt der Deputirte in den Besitz aller dieser Anlagen, die ihn nicht das Geringste gekostet haben. Der Handel ist also nicht übel für ihn, wie man sieht, und anstatt ein Fourieraner zu seyn, ist er nichts als ein Spekulant. Daß das Phalanstère aber unmöglich sich halten kann, muß dem Deputirten so gut wie jedem Andern einleuchten, der außer den ausführlichen, früher erschienenen Werken Fouriers auch noch die Aufsäze liest, die er jezt in dem Régénérateur schreibt und worin er mit seinen Gedanken immer mehr herausrückt. Es ist jezt nämlich offenbar, daß er keine Ehe will und daß in seinem Phalanstère die beiden Geschlechter so beisammen wohnen sollen, wie es der Zufall oder die Leidenschaften geben. Fourier tritt unverholen und entschieden als ein Anti-Matrimonianer auf. Dieses System aber, wenn es in seinem Phalanstère wirklich zur Ausführung käme, würde erstlich alle ehrlichen Weiber davon entfernt halten, und zweitens würde es in dem Phalanstère, dem von ihm geträumten Paradiese auf Erden, nichts als Skandal, Raufereien und blutige Köpfe absezen, vorausgesezt, daß die Polizei nicht in's Mittel träte, was sie aber unfehlbar thun wird. Leider scheint Fourier auf die Ausschließung der Ehe ein besonderes Gewicht zu legen; sonst würde es interessant seyn, zu beobachten, ob das gemeinschaftliche Leben und Walten von einer Menge von Familien in Frankreich auch gedeihen könne. Daß die Sache überhaupt nicht unmöglich ist, beweist die Rapp'sche Anstalt in Nordamerika und zum Theil auch die Owen'sche in Schottland, obschon von lezterer freilich nicht viel Rühmliches mehr gesagt wird. In Frankreich sind nun freilich die Umstände ganz anders; hier herrscht ein viel geselligerer Geist, welcher natürlich das Beisammenleben unter Einem Dache und das Zusammenarbeiten und Wirthschaften befördern muß. Sollte aus dem Fourier'schen Phalanstère etwas werden und troz seiner anti-matrimonialischen Richtung sich halten, so werde ich nicht ermangeln, über diese neue Erscheinung in Europa zu seiner Zeit Bericht abzustatten. Es wird aber wohl ebensowenig verwirklicht werden, als die sogenannte Solêmer Abtei, welcher sich Chateaubriand mit vielem Prunke, laut seines Schreibens an das Journal des Débats, neulich zugesellt hat. Er wußte wahrscheinlich wohl, daß aus diesem luftigen Projekte nichts werden würde. Zu einem Mönche würde Chateaubriand schlecht taugen; für ihn hat das große Treiben der Pariser Welt den höchsten Reiz, und obschon er das Klosterleben auf anziehende Weise in seinem Génie du Christianismo geschildert hat, so kann man doch versichert seyn, daß dieser unruhige und phantastische Geist keine vierzehn Tage das einförmige Leben der Klostereinsamkeit aushalten würde. Das Sonderbarste ist, daß, obgleich man angekündigt hat, man wolle die Solêmer Abtei wieder errichten und einige Gelehrte wollen daselbst arbeiten, wie die ehemalige Congregatio Sancti Mauri, und obschon Chateaubriand dem Vorhaben seine öffentliche Zustimmung gegeben und sich der Congregation zugesellt hat, niemals eine Solêmer Abtei in Frankreich vorhanden gewesen ist. Solêmes war eine bloße Priorei. Wahrscheinlich hat irgend ein Gelehrter das Gebäude an sich gekauft und zu seinen und seiner Freunde Studien bestimmt. Nun hat es sogleich geheißen: man stellt in Frankreich eine Benediktinerabtei wieder her und Chateaubriand, der Dichter, der Exminister, der Legitimist, läßt sich darin aufnehmen!

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. September 1833.

— Der Priesterrock
Trägt sich behaglich unter Weiberröcken.
Butler.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Ein Besuch bei einem Reverenden und eine Theegesellschaft.

Nichts ist schwerer und weniger lohnend, als in das Innere der amerikanischen großen Welt zu dringen. Alle die schönen Empfehlungsschreiben, die ich mitgebracht hatte, halfen zu nichts, denn keines war an einen Geistlichen gerichtet; ich hatte verschiedene Besuche gemacht, kein einziger wurde mir erwidert; ich fand zwar mehrere Bekannte, allein es waren keine Reverends und konnten es nicht übernehmen, mich einzuführen, sondern sie stellten mich erst einem reverenden Doktor vor, einem gewaltigen Prediger, dem Newyorker Demosthenes. Sein kräftiges, melodisches Sprachorgan hatte die Herzen aller Damen gewonnen, sein ausdrucksvolles Gebärdenspiel erweckte bei seinem Auditorium in schneller Abwechslung Mitleid, Hoffnung, Abscheu, Liebe, Verzweiflung, selige Freude, und wenn die Andächtigen erschöpft die Häupter sinken ließen, dann war der Moment gekommen, wo seine Beredsamkeit in ihrem schönsten Lichte strahlte, in ihrer vollen Kraft ausbrach, indem er die schlummernde Gemeinde mit Schreckensverkündigungen aufdonnerte und dann in der höchsten Spannung des Affekts entließ. Die ungeheure Hitze im Sommer, die vortreffliche Heitzung der Kirchen im Winter kommen den Talenten solcher Redner in Herbeiführung des Hauptmomentes mächtig zu Hülfe und sind kräftige Hebel zum allgemeinen Somnambulismus, welcher unausbleiblich eintritt, sobald die kritischen Blicke an der gegenseitigen Musterung der Toiletten und des Kopfputzes zu ermüden beginnen.

Eine englische Frau hatte die Gefälligkeit, mich eines Vormittags diesem allvermögenden reverenden Herrn Bridal vorzustellen. Wir fanden eine zahlreiche Versammlung von Damen bei ihm, wovon kaum die Hälfte in seinem geräumigen Sprachzimmer Platz zum Sitzen fand. Er empfing mich äußerst würdevoll, den Blick auf die Tabaksdose geheftet, die er in den Händen drehte. Als meine Führerin alles mögliche Gute von mir gesagt und mich seinem Schutze empfohlen hatte, blickte er aufwärts, rieb mit dem rechten Ellenbogen den Deckel seiner Dose, nahm eine gewaltige Prise, dann trug er mir auch eine an und entschloß sich endlich, ohne mich anzusehen, mich einer ihm zunächst stehenden Dame vorzustellen. Diese reichte mir die Hand und fragte mich, wie es mir in Amerika gefalle; ich versicherte sie, daß es mir gar wohl gefalle. „Nun,“ versetzte sie, „wenn Sie erst länger hier sind, wird es Ihnen noch weit besser gefallen; es ist zwar noch ein junges Land, man hat es aber in Allem schon viel weiter gebracht, als in Europa.“ Sie stellte mich sofort

einer zweiten Dame vor, welche mich einer dritten übergab, die mich an eine vierte wies, und so fort, bis ich die ganze Runde gemacht hatte. Jede schüttelte mir die Hand, machte die nämliche Frage und erwiderte auf meine Antwort ganz dasselbe, wie die erste Dame, obgleich ich mich einigemal bemühte, durch abwechselnde Antworten ein Gespräch einzuleiten. Jede dieser Damen hatte Etwas mitgebracht: die Eine hatte Sr. Hochwürden Leibwäsche waschen, die Andere seine schwarze Wäsche ausbessern lassen, die Dritte brachte Kirchenwäsche. Die Ueberbringerinnen ordneten Alles selbst und legten es in den Kasten. Andere brachten Zucker, Kaffee, Thee, Wein, Liqueur, Kuchen, Brod, Früchte, Milch, Schinken, geräuchertes Ochsenfleisch, Käse, Eier, Fische, auch Leinwand, Tuch, Mehl, Gläser, Teller, Tassen, kurz eine ganze Hekatombe ward geopfert. Die Damen fingen an, den Tisch zuzurichten und ein Frühstück aufzustellen. Als dieß im Reinen war, trat eine ängstliche Stille ein, und Jede harrte, welcher heute die Ehre zu Theil werden sollte, die Frau vom Hause zu machen. Die Gattin des Predigers, obgleich anwesend, stand mitten unter den Gästen und hatte bei dieser Gelegenheit auf ihre Rechte völlig verzichtet. Endlich wurde das Loos entschieden, indem der Reverende, die Augen halb schließend, den Mund artig zu einem kaum merklichen gravitätischen Lächeln verziehend, die Hand nach einer Dame ausstreckte und, sich leicht verbeugend, ihr mit der Dose den bedeutungsvollen Wink gab, den Thee zu serviren. Freudestrahlend begab sich die Glückliche an das obere Ende des Tisches, fing nun an, die anwesenden Personen mit dem Finger laut abzuzählen, und zwar absichtlich so, daß Jede es auch bemerke, sie sey nicht vergessen, und warf dann so viel Eßlöffel voll Thee in den Kessel, als Gäste da waren. Dieß waren, die dreißig Mal an mich ohne Abänderung wiederholte Frage, wie es mir in Amerika gefalle, ausgenommen, so ziemlich die einzigen lauten Worte, die ich in dieser zahlreichen Gesellschaft hörte. Indessen fragte mich eine sehr hübsche junge Frau, neben der ich stand, als wir nach eingenommenem Frühstück alle im Vorhaus auf unsere Wagen warteten: „Wie behagen Ihnen unsere Gesellschaften? nicht wahr, das ist etwas Anderes, als in Europa? Wenn da ein halb Dutzend Frauenzimmer zusammenkommen, so meint man, eine Heerde wilder Gänse sey eingefallen. Ja, ich war auch in Europa, ich habe das atlantische Meer zweimal durchkreuzt."

Es ist bemerkenswerth, daß die Amerikaner die Bewohner der übrigen Erde stets nur mit dem einfachen Ausdruck: der Mann, das Weib, das Frauenzimmer bezeichnen und ihren Knechten gleich halten, von denen man auch nur sagt: der rothe Mann, das farbige Weib, der schwarze Bursche; von eingebornen Weißen hingegen heißt es immer: der Gentleman, die Lady. Indessen gibt es unter den Farbigen sehr viele, die weit bessere Manieren und mehr Anstand haben, als die affektirten Ladies und die unbeholfenen Gentlemens.

Es ist in Newyork nicht üblich, Diners zu geben. Aus ökonomischen Gründen ist kein Haus darauf eingerichtet; bei außerordentlichen Gelegenheiten werden zwar Bankette veranstaltet, aber immer in Gasthäusern oder am Bord eines Schiffes gehalten und bei einem Gastwirthe bestellt. Auch bei Nationalfesten besorgt immer ein amerikanischer Gastgeber, meistens der vom City Hotel, den Tisch, und da gibt es geräuchertes und halb rohes Fleisch, derlei Fische, Kuchen, Plumpudding, verfälschte Weine und Brantweine vollauf. Auch an Wild und Geflügel ist kein Mangel; blutende, ungebeizte Hirschbraten, kaum gerupfte Gänse, die mit den ersten Einwanderern herüber gekommen zu seyn scheinen, können die stärksten Kinnladen ermüden, und eine tüchtige Schildkrötensuppe schließt gewöhnlich das Fest. Dann werden die Gabeln aufgetragen, um die Zähne auszustochern, welche Arbeit unter solchen Umständen gewöhnliche Zahnstocher nicht verrichten können. Eine allgemeine Indigestion ist die unausbleibliche Folge eines solchen Diners, und drei, vier Unzen Viberöl müssen sofort bei jedem Theilnehmer das Gleichgewicht wieder herstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Als Frau von Elmendingen wieder zu sprechen begann, war ihre Stimme weicher und schien mir auf eine starke innere Bewegung zu deuten. „Ich selbst, meine Pauline," sagte sie, „bin ein Beweis dieser Behauptung. Ich war einst jung, wie Du, schön und reich; ich durfte viele Ansprüche an das Leben machen, ohne dem Anscheine nach die Gefahr der Versagung zu laufen. Ich liebte mit all der Hingebung eines heißen, leidenschaftlichen, an keine Hindernisse gewöhnten Herzens einen edlen, liebenswürdigen Mann. Jede Frau sieht mit Begeisterung auf die Blüthezeit ihrer Jugend, auf die ersten Seufzer der entzückten Brust zurück, aber Wenige mit so vollem Rechte, wie ich. Alle Verhältnisse waren günstig, meines Vaters Einwilligung gewiß, sobald wir uns entschließen konnten, das Geheimniß unserer innigen Neigung zu entschleiern. Da trat ein böser Dämon in Gestalt eines früher abgewiesenen und jezt sich wieder zudrängenden Bewerbers gegen mich in die Schranken; Zufälligkeiten machten ihn meinem Vater werth, er gewann sein Vertrauen, und seine Einflüsterungen, durch die furchtbarste Heuchelei, durch die niedrigsten Lügen nur zu wahrscheinlich gemacht,

entfernten sein Herz so ganz von meinem Freunde, gaben ihm eine so unaustilgbare böse Meinung von ihm, daß, als ich es mit Entsetzen gewahrte und seine Anfrage beschleunigt wurde, eine bestimmte Abweisung die Folge davon war. Mein Vater, bei sehr guten und seltenen Eigenschaften, zu dem rücksichtslosen Festhalten einmal gefaßter Ansichten hingeneigt, war nicht von seinem Irrthume zurückzubringen, und da ich mich zu einem Ehebunde gegen seinen Willen nicht entschließen konnte, so verließ mein Geliebter, der den Umsturz all seiner Wünsche in meiner Nähe nicht zu ertragen vermochte, diese Gegend, und ich sah ihn nicht wieder. — Sein Bild blieb unwandelbar in meinem Herzen; ich fühlte, daß ich nie mehr lieben werde, und hielt mit allen Kräften meiner Seele die Erinnerung an eine selige Zeit fest, die ich nun, wenn meine Hoffnungen mich nicht täuschen, bald wieder anbrechen sehen werde, denn der Freund meines Herzens, meiner Jugend, erwartet mich jenseits — und das Ziel ist nahe. Das Opfer meiner heiligsten Empfindungen war nun gebracht, aber selten begnügt das Geschick des Weibes sich mit einem einzelnen. Das Leben, das Glück meines Vaters machte an mich, als sein einziges Kind, Ansprüche, deren Billigkeit ich anerkennen mußte. Den Verräther, der mich um meine Erdenseligkeit gebracht hatte, für seine Schlechtigkeit belohnen zu müssen, davor bewahrte mich meine feste Entschlossenheit, die jeden Vorschlag dieser Art beharrlich verwarf. Aber dein Großvater, der mit allem Ansehen des Ranges, des Reichthums, der geistigen Vorzüge auftrat, durfte um der Bitten und Vorstellungen meines Vaters willen nicht abgewiesen werden. Ich habe nur einmal geliebt; mein besseres Selbst gehörte fortdauernd dem Verlornen an, aber ich achtete meinen Gatten, ich habe jede Pflicht der Frau, der treuen Freundin gegen ihn erfüllt, und, mein liebes Kind, ich habe seit der Stunde der furchtbaren Trennung, die ich nicht zu überstehen glaubte, nicht nur ein langes, vielbewegtes Leben, sondern auch manche heitere, zufriedene Stunde gelebt."

„Warum weinst du, Pauline?" fuhr meine Großmutter nach kurzer Unterbrechung fort; „glaube mir, mein Kind, ich tadle die jugendlich heißen Empfindungen nicht, von der Natur selbst in unsere Herzen gelegt. Sie sind mir im Gegentheile werth, als Bürgen einer höhern Vollendung dieser Gefühle, wenn einst eine feinere Organisation unser Wesen verklärt haben wird. Aber ein Mädchen muß dieselben, fordert es die Vernunft, die Pflicht, oder der Wille derer, von denen es abhängig ist, ohne Zaudern zum Opfer bringen können; es muß sich keine Chimären von ewiger Trauer, von Austreten aus dem gewöhnlichen Lebensgange, von Zurückziehen aus dem Kreise weiblicher Pflichten bilden, sondern es soll fest und muthig das Daseyn erfassen, das an jedes Geschöpf seine strengen Anforderungen macht. Dabei kann und darf und wird die Bessern unsers Geschlechts das Andenken an ein schönes Verhältniß wie ein heiterer, milder Genius begleiten, der die schlimmen Stunden erleichtert, die glücklichen noch freundlicher macht und uns am Ende der wohl benützten Zeit in dem frischen Glanze des neu anbrechenden Tages empfängt."

Ich hörte Paulinen schluchzen, ich hörte an dem Rauschen ihres Kleides, daß sie sich wahrscheinlich vor der edlen Matrone auf die Knie warf. Ich lehnte meinen Kopf an die Wand, die uns trennte, die ich nicht zu durchbrechen wagte, um mich neben sie zu stürzen, und eine Thräne des tiefsten, zerreißendsten Schmerzes trat mir in's Auge. „Gott segne mein Kind!" hörte ich die Großmutter sagen, „und gebe ihm Treue für jedes schöne Gefühl und Kraft, jede Pflicht zu erfüllen, die das Leben ihm vielleicht im Gegensatze mit jenem anweist! Treue, meine Pauline, ist das einzige Wahre im Leben, sie ist der Mittelpunkt, um den sich ein Kranz von Tugenden zieht, und wehe dem, der sie muthwillig, um eigennützigen Strebens, um schnöder Leidenschaft willen verlezt; er wird des Daseyns höchsten Preis niemals erhalten, und am Ende seiner Laufbahn wird er traurig zurückschauen müssen auf das ewig verscherzte Glück, das keine Reue, keine Sehnsucht ihm wiederbringt. Ueber unser Geschlecht aber gebietet eine ernste, unerbittliche Macht, der wir uns fügen müssen, soll unsere Weiblichkeit, unser schönster Vorzug, nicht untergehen, und die uns meist versagt, unsere Pflichten da auszuüben, wo sie uns am leichtesten seyn würden. Dann sollen wir das Gefühl, dem hienieden keine Befriedigung wurde, tief in unser Herz verschließen, es wahren und pflegen, damit es einst als schöner Stern hervortrete und mit seinen milden Strahlen eine bessere Zukunft erleuchte, aber darum die Bestimmung nicht vermeiden, nicht versäumen, die uns von der Vorsehung angewiesen wurde. Glaube mir, Kind, ein solcher Genius in der Tiefe unsers Gemüths, eine solche stille Welt, die Niemand kennt, leitet besser und richtiger der Frauen Geist und Leben, als die erhabensten Grundsätze."

„Großmutter," sagte eine leise Stimme, der man ein verhaltenes Weinen anhörte, „sage mir noch, was wurde aus Deinem Freunde, was aus dem Manne, der Dein Glück vernichtete?" — „Meinen Freund habe ich nicht wieder gesehen; er trieb sich in fernen Ländern umher, suchte Frieden und Freude, ohne sie zu finden, kam nach Deutschland zurück und verheirathete sich in spätern Jahren, einige Zeit nur, ehe der Tod mir meinen Gemahl raubte. Dieser Mißgriff, wie er es in einem Brief an mich nannte, den ich erst erhielt, als er nicht mehr war, verkümmerte vollends den Rest seines Daseyns; er starb früh und hinterließ einen einzigen Sohn, dessen Zukunft er mir von seinem Sterbebette her empfahl. Der Mann

aber, der mit rauher Hand mein Lebensglück zertrümmerte, zog, nachdem seine Entwürfe fehlgeschlagen hatten, von hinnen, trieb sich in der Welt umher, und die Vergeltung folgte allen seinen Schritten. Er verlor sein Vermögen in verfehlten Spekulationen, heirathete ohne Neigung, um ein neues zu gewinnen, machte seine Frau, deren Eigenthum er ebenfalls verschleuderte, höchst unglücklich und hinterließ sie als beklagenswerthe Wittwe, da seine einzige Tochter erst einige Jahre alt war. Du kennst dieses Kind — es ist Ulrike Walter!“ — „Ulrike Walter!“ rief Pauline. „O Großmutter, o meine theure, edle Mutter, ja, dein Beispiel soll nicht fruchtlos für mich bleiben, es soll mir Kraft und Muth geben zu jeder Tugend, damit auch ich einst wie du auf meine Vergangenheit zurückschauen kann!“ — „Komm, Kind, komm, laß uns in den Garten gehen, damit wir uns beide fassen. Jede allzu große Bewegung, sey sie auch noch so tugendhafter Art, ist dem Menschen nachtheilig, wenn sie seine Seele überreizt, und besonders das weibliche Gemüth bedarf der Fassung und eines festen und klaren Sinnes.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

Die Russen in Paris.

Wir haben vor Kurzem einer hier unter dem Titel Nowosselje erschienenen Nachahmung des Pariser Livre des Cent-et-un als einer interessanten Erscheinung in der russischen Literatur erwähnt und den Hauptinhalt des Buches angegeben. Wir theilen heute aus den in demselben enthaltenen Denkwürdigkeiten des Generals Danilewski aus den Jahren 1814 und 1815 Einiges mit. Der deutsche Leser wird sich nicht ungern an eine Epoche erinnern lassen, in welcher die vereinten deutschen und russischen Heere das Schicksal der Welt, wer weiß, auf wie lange? entschieden haben.

* * *

Im Frühroth des schönsten Morgens, am 31sten März des Jahres 1814, trafen auf dem geräumigen Hofplatze des Schlosses Bondy Generale und Offiziere aus Kaiser Alexanders Gefolge zusammen. Ein stummer Händedruck war die gegenseitige Begrüßung. Gegen sechs Uhr nahten sich Staatswagen mit den städtischen Beamten von Paris; sie konnten vor Bestürzung kaum zu Worte kommen. Nach ihnen erschien vor dem Schloßthor ein Reiter mit einem bekannten Gesicht. Caulaincourt (bekanntlich zu Napoleons Zeit längere Zeit französischer Gesandter in Petersburg) war es, mit Friedensvorschlägen von Napoleon. Die Schildwache, ein Soldat der Preobraschenskischen Garde, hieß ihn vom Pferde steigen; er gehorchte. Beim Anblick der versammelten Offiziere zog er den Hut und ging gesenkten Blickes an uns vorüber. Während seine Ankunft dem Kaiser gemeldet wurde, sollte ich ihn unterhalten; ich bat ihn, in das Schloß zu treten, und ich läugne nicht, daß es mir Vergnügen machte, den früher so aufgeblasenen Emporkömmling gedemüthigt zu sehen. Ueber eine Stunde brachte er bei dem Kaiser zu und kehrte dann mit sichtbarem Mißmuth zurück, der uns ahnen ließ, daß seine Anträge abgelehnt seyen. Genau um 8 Uhr wurde Mars, des Kaisers graues Leibpferd, vorgeführt und wir ritten fort. Unterwegs begegneten wir dem Könige von Preußen, etwas weiter der Garde. Drei Werst vor der Stadt kamen Pariser zum Vorschein, mit der Frage: „Wo ist Kaiser Alexander?“ Immer zahlreicher dehnten sich die Massen der Gebäude von Paris vor unsern Augen aus. Einige Offiziere, die schon in der Frühe nach Paris geritten waren, kehrten mit Berichten zurück, die unsern Wunsch, schneller dort zu seyn, verdoppelten. Die Krieger, von Neugier getrieben, konnten kaum das Ende des Marsches abwarten; sie brannten vor Ungeduld, die Stadt zu betreten, die so lange Zeit den Geschmack, die Mode und das geistige Leben in Europa beherrscht, die Statt, wo reiche Schätze für Wissenschaft und Kunst bewahrt wurden, die alle verfeinerten Lebensgenüsse in sich vereinte, wo kurz vorher noch für Nationen Gesetze geschrieben und Ketten geschmiedet wurden, von wo aus Heerschaaren nach allen Enden Europa's sich ergossen, die, mit einem Worte, für die Weltstadt galt. Noch eine Minute und — gestürzt war die Macht, die bis zum baltischen Meere und bis an die Mündung des Tajo gewaltet hatte.

Um neun Uhr Morgens erreichten wir die Vorstädte von Paris. Voran ritt die Division der leichten Gardekavallerie, mit den Leibkosaken an der Spitze; in einigem Abstande davon der Kaiser, umringt von glänzendem Gefolge; dann kamen zuerst die Grenadiere, darauf die Fußgarde, Kürassiere und einige Bataillone Oesterreicher, Preußen und Badener. Unabsehbare Volkshaufen füllten die Straßen, die Dächer und Fenster der Häuser. Anfangs schien es, als besorgten die Einwohner irgend etwas, denn kein Freuderuf erschallte. Ihre Bestürzung dauerte eine Zeitlang fort, während sie unaufhörlich theils uns, theils sich unter einander fragten: „Wo ist der Kaiser?“ — „Da, da ist er, da ist Alexander!“ riefen immer mehrere Stimmen; „wie er sich freundlich neigt, wie er lächelnd zu uns spricht!“ Zum Theil in dem Wahne, die Russen seyen Halbwilde, in seltsame Trachten gehüllt, von den Beschwerden des Feldzugs übel zugerichtet, unfähig, sich ihnen verständlich zu machen, trauten sie kaum ihren Augen beim Anblick der Schönheit der russischen Uniformen, des glänzenden Waffenschmucks, des fröhlichen Aussehens der Krieger, der guten Lebensart der Offiziere, die ihre Anreden französisch, voll Anstand und Witz erwiderten. Eine sonderbare Mischung von Bangigkeit und freudiger Ueberraschung spielte in ihren Mienen. „Ihr seyd ja keine Russen,“ riefen Mehrere, „ihr seyd wohl Emigranten.“ Sie wurden indessen bald eines Bessern belehrt, und die Kunde von den unglaublichen Eigenschaften ihrer Gäste flog in Kurzem von Mund zu Mund; das Lob der Russen erscholl überall. Damen begrüßten uns aus Fenstern und von Söllern mit wehenden weißen Tüchern, und unaufhörlich hallte von einem Ende von Paris zum andern der Ruf: „Es lebe Alexander! Es leben die Russen!“ — Wir zogen indessen durch die Vorstadt Montmartre und wandten uns rechts längs den Boulevards, wo das Frohlocken kein Ende nahm. Es war kaum möglich, zu Pferde weiter zu kommen; die Einwohner traten bei jedem Schritt den Pferden in den Weg und brachten Alexander und den Russen, Franz und Friedrich ihr Lebehoch. Ermuthigt durch des Kaisers Leutseligkeit, äußerten sie allmählig den Wunsch einer Veränderung der Regierung, weiße Kokarden zeigten sich an den Hüten und weiße Tücher in den Lüften; Mehrere drängten sich um den Kaiser und baten ihn, in Frankreich zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 25. September 1833.

— Hast du nicht gesessen, wie ich jezt,
Den Hörer mit der Liebsten Preis ermüdend,
So hast du nicht geliebt;
Und brachst du nicht von der Gesellschaft los,
Mit eins, wie jezt die Leidenschaft mich heißt,
So hast du nicht geliebt.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Die Großmutter und Pauline gingen hinweg und ich blieb lange, lange noch auf demselben Flecke stehen, gleich unfähig, deutlich zu denken, oder mit mir selbst über das, was ich gehört hatte, einig zu werden. Ein Chaos von Ideen, von Empfindungen drang auf mich ein; Neugierde, Zweifel, Ungewißheit über jedes meiner Verhältnisse bestürmten mich, ich war in meinem innersten Wesen zerrissen. Endlich in mein Zimmer gelangt, verschloß ich sorgfältig die geheime Thür, warf mich auf einen Stuhl und bemühte mich, das Mannigfaltige zu ordnen, das in mir lag. Vergeblich! immer drängten sich mir Fragen auf, die ich nicht zu beantworten wußte. Wie konnte meine Großmutter von der Verbindung mit Ulriken unterrichtet seyn, die nur uns Dreien bekannt ist? Wäre es möglich, daß du mich verrathen? und muß es mich nicht in Erstaunen setzen, daß sie, wenn sie es nun einmal weiß, nicht nur keinen Widerwillen davor bezeigte, sondern sogar sich zu der Meinung zu bestimmen schien, ich müsse das gegebene Wort treu halten. Kurt! und siehst du nicht auch gleich mir, daß die ganze Unterredung auf eine heimliche Neigung Paulinens hindeutet? Wer mag der Mann seyn, der dieses Herz gefesselt hat, das mein zu nennen, mein höchstes Glück auf der Welt gewesen wäre! Ja, Freund, es muß gestanden seyn: troz Vernunft und Gewissen, troz dem festen Willen, mit dem ich hieher kam, liebe ich Paulinen mit einer Leidenschaft, von deren Gewalt ich bis jezt keinen Begriff hatte. Was war dagegen mein Wohlgefallen an Ulriken? Nichts als die Tändelei eines jugendlichen Herzens, das sich Gefühlen voreilig öffnet, die in ihrer Fülle und in ihrer Kraft erst reiferen Jahren angehören sollten. Ich kann, das weiß ich bestimmt, ohne das Mädchen, das ich mit der vollen Stärke meines Gemüthes umfasse, nicht mehr glücklich seyn, und ich darf diese Ueberzeugung um so offener gegen dich aussprechen, als ich dennoch fest entschlossen bin, meine Pflicht zu thun.

Ich fühlte mich nicht im Stande, mich vor meinen Verwandtinnen in dem Zustande blicken zu lassen, in welchem ich war; darum schlich ich mich zur Hinterpforte hinaus, in den Wald hinauf, immer tiefer hinein in die grüne Heimath meiner Jugend, wo keines Menschen Fuß mir folgen konnte. Mitten in dem Dunkel majestätischer Eichen und Buchen warf ich mich neben einem rieselnden Bache hin, der seine Wasser mit sanftem Murmeln über das Gestein hintreibt. Hier in der stillen Einsamkeit, weit entfernt von dem Walten der Menschen, zog ich meine Wünsche aus der Tiefe meiner Brust an das Licht hervor, stellte meine Verheißungen, meine einst gethanen Schwüre dagegen, und rechnete mit mir selbst. „Treue ist das

einzige Wahre im Leben!“ sagte meine Großmutter, und ich fühlte, daß sie Recht hat. Denn was bleibt von dem Leben und seinen Genüssen übrig, wenn man am Grabe steht und forschend, fürchtend, zitternd seine Blicke rückwärts wendet? Kurt! eine einzige erfüllte Pflicht hat in dieser ernsten Stunde mehr Gewicht für den Sohn des Staubes, als eine ganze Reihe zauberischer Freuden, die wie leichte Spreu im Winde verflogen sind. Langsam und schwer ging die Zeit über mich hin, aber ich fühlte ihr Verrinnen nicht bei den Kämpfen meines besseren Ichs mit der stürmenden Leidenschaft. Als es dämmerte, raffte ich mich empor, entschlossen, fest entschlossen, den Augenblick unverrückt im Auge zu behalten, wo ich mir selbst oder einem höhern Richter Rechenschaft würde ablegen müssen über mein Erdenwallen und seine Resultate. Langsam ging ich nach Hause, in ernstem Sinnen verloren, den Gedanken einer Entfernung aus dem Zauberkreise ausbildend, in welchen Liebe, Freundschaft, Verehrung, Bewunderung, alle freundlichen Genien des Lebens mich einschließen. Ich verirrte mich; es war Mitternacht, als ich in Heitersleben anlangte, müde zum Tode, aber so ruhig, als ein fester Entschluß den Menschen machen kann. Das Stubenmädchen hatte mich erwartet und erzählte viel von der Angst der Frauen um mich, bis man von einem Holzhauer vernommen hatte, ich sey mit der Flinte in den Eichenschlag spaziert, was ihnen mein verspätetes Heimkommen begreiflich gemacht habe. Stumm und in mich versunken, zündete ich mein Licht an und ging stille auf mein Zimmer. Aber schlafen konnte ich nicht. Ich öffnete das Fenster; es war eine helle, warme Sternennacht. Mein Auge hing an dem schimmernden Gewölke über mir, mein Herz gedachte in stiller Wehmuth der Zeit, wo auch ich, wie so viele Leidende vor mir, die Schrecken dieses engen Lebens überschreiten und seine unerfüllten Wünsche mit mir auf eine der lichten Welten hinüber nehmen würde, die jezt vor meinem Blicke durch die stillen Himmel dahin zogen, und wo das Bessere in und unter irgend einer Form Befriedigung finden muß. Da schwebte harmonischer Saitenklang zu mir herauf. Es war das erstemal, daß ich Paulinens Harfe hörte, deren Töne, deren Melodien jezt wie überirdische Laute zu meiner Seele sprachen. Ob sie eine geschickte Spielerin ist, vermöchte ich nicht zu entscheiden, denn meine Urtheilskraft, meine Sinne waren unter der Magie dieser Stunde gefangen; aber daß noch niemals irgend eine Musik diese Wirkung auf mich hervorgebracht hat, daß die reinen, seelenvollen Töne, die fremdartigen, aber sich schön auflösenden Akkorde, das Gelispel der feineren Saiten wie Klänge einer andern Welt an mein Gemüth drangen, das darf ich wohl gestehen.

Mein blasses Aussehen, meine Niedergeschlagenheit erregten diesen Morgen in meiner Großmutter Besorgnisse für meine Gesundheit; ich irrte mich gewiß nicht, als es mir schien, auch Paulinens Auge ruhe theilnehmend und fragend auf mir. Diese Freundlichkeit, die sichtliche Bemühung, mir Freude und Zerstreuung zu geben, stimmt mich weich, und das sollte nicht seyn. Ich muß von hier weg, wenn ich genesen und meines Daseyns Bestimmung mit Kraft erfüllen soll. Lebe wohl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Ein gewisser Delmonico hat in William-Stret eine Restauration ganz nach Pariser Art eingerichtet, wo man in jeder Hinsicht vortrefflich bedient wird. Ein gewöhnliches Essen bekommt man da ziemlich billig, ausgesuchte Speisen und Getränke aber stehen in einem Preise, der auf den Reichthum und die Leckerei der Amerikaner berechnet ist. Delmonico hat einen großen Zuspruch von Fremden, doch auch die Amerikaner schleichen, wenn die Bureaustunden abgelaufen sind, dahin und verschlingen verstohlenerweise seine Delikatessen, ehe sie sich nach Hause zu ihrem rohen Familientisch begeben, der nur aus Speisen besteht, die keine oder wenig Zubereitung bedürfen und die eben, weil man sie bei den unzähligen Victualienhändlern stets auf der Gasse sieht, nicht sehr geeignet sind, die Eßlust zu wecken. Wenn das derbe Mahl abgefertigt ist und die Zähne ausgestochert sind, bleiben die Männer sitzen und trinken weiter, die Frauen ziehen sich in ihr Schlafgemach zurück und fangen an zu trinken. Um diese Zeit nehmen sie, außer den genauesten Freundinnen, keinen Besuch an; es heißt dann, die Ladies schlafen, das heißt, sie entziehen den Augen der Welt, wie sie sich an geistigen Getränken vergnügen und ganz im Stillen ihr Cigarrchen dazu rauchen. Gesellschaftliche Vereine, ohne politische Tendenz, sind nicht im Geschmack der Amerikaner; der Zwang, den der Anstand ihnen hier auferlegt, ist mit ihren Begriffen von Freiheit völlig unverträglich. In den großen Hafenstädten und in Washington sieht man indessen hie und da Theegesellschaften; aus Nationaleitelkeit unterzieht man sich manchmal dieser Last, um den zuströmenden Fremden eine hohe Meinung von der äußersten Sittenverfeinerung und der hohen Bildung der Amerikaner beizubringen. Ein paar Wochen nach meiner Einführung bei Master Bridal wurde mir eine Einladung zu einem solchen Thee zu Theil.

Die Männer waren alle sehr gut und modern gekleidet, im auffallenden Kontraste mit dem mehr als nachlässigen Anzuge, in welchem sie sich gewöhnlich auf der Gasse zeigen; denn außer den Advokaten, Priestern und Doktoren, welche stets schwarz gehen, tragen die

Gentlemens gewöhnlich im Sommer nur leinene Aermelwesten und Strohhüte mit breiten Krempen, im Winter werfen sie einen watirten Mantel von grobem Merinos um die Schultern. So oft eine Dame eintrat, präsentirten ihr alle Herrn zugleich ihren Sitz unter tiefen Verbeugungen; der Eintretende oder die Eintretende mußte alle rechten Hände der Anwesenden abschütteln, und so wurde in der größten Stille gewartet, bis die Gesellschaft vollzählig war; dann zählte die Frau vom Hause ihre Gäste und fing an, den Thee zu präpariren. Dazu wurden Fische, Kuchen, Rauchfleisch und Obst unter einander gegessen und die verschiedensten Weine und Liqueurs in den Magen gegossen. Nachdem des Guten genug geschehen, sezten sich die verheiratheten Damen zusammen, die Männer schlichen sich in die Fenster- und andere Ecken, zuckten gewaltig mit den Füßen, legten sie langsam übereinander und stemmten sie endlich an die Wände. Einer und der Andere steckten heimlich das beliebte Bonbon in den Mund und fingen an zu kauen, zu spucken und leise zu politisiren. Die Mädchen standen in einer Gruppe mitten im Zimmer und fragten sich unter einander, wie viel Quartale jede Klavierstunden genommen habe. Fast jede hatte mehrere Schulmedaillen, als Auszeichnung des Fleißes in den verschiedenen Lehrgegenständen, an langen, breiten Ordensbändern um den Hals hängen; die Mütter erklärten sich gegenseitig die Dekorationen, die ihre Töchter schmückten, und als dieser Gegenstand erschöpft war, kam der unerschöpfliche an die Reihe, nämlich die lezte Sonntagspredigt; da kramte nun jede ihre Empfindsamkeit, Weisheit und Moralität aus, was die Gesellschaft, wenn gleich nicht unterhielt, doch bis nach zwölf Uhr zusammenhielt. Eine zweite Gruppe bildeten im Zimmer die eleganten jungen Herrn. Sie hatten ihre Federmesser aus den Westentaschen genommen und puzten sich damit die Nägel aus, während sie nach den jungen Damen kokettirend hinüber schielten. Endlich steckte der Kühnste sein Säuberungsinstrument wieder ein, und nachdem er sich von seiner Liebenswürdigkeit durch einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel überzeugt und gesehen hatte, daß seine Halsbinde die steifste, seine Weste die längste und weißeste sey, schliff er in drei Schritten, wobei er zweimal stolperte, über den Teppich auf die jungen Damen zu, rückte einen Stuhl zum Klavier und lud unter tausend Bücklingen die Fräulein ein, sich hören zu lassen. Die Fräulein berechneten, welche unter ihnen am meisten Quartale habe; da fand sich eine mit acht Quartalen, und diese mußte spielen. Der Yankee-Doble war das erste, das versteht sich, dann wurde der „liebe Augustin" und zulezt das eben so berühmte alte französische Liedchen: „Ah, vous dis-je, chère maman," geklimpert. Als alle Fräulein das Nämliche durchgespielt und die Tochter vom Hause, ein schönes siebzehnjähriges Mädchen, ein Solo gehüpft hatte, wozu sie sich selber die Musik sang und wobei ihre umherfliegenden fünf Schulmedaillen ihr manchen blauen Fleck schlugen, bis sie erschöpft und athemlos unbeweglich bleiben mußte, drückte die Gesellschaft ihren Beifall durch ein allgemeines Poltern mit den Füßen aus und ging auseinander.

Ich habe in einem frühern Briefe über das Unterrichtswesen in Amerika Notizen gegeben und will bei dieser Gelegenheit Einiges darüber nachtragen.

Es ist allerdings erfreulich, daß man in der ganzen Union auch nicht Einen Amerikaner treffen wird, der nicht in allen Elementargegenständen vollkommen unterrichtet wäre. Hochschulen im eigentlichen Sinne gibt es dagegen noch gar keine. Die Tendenz aller Bildung ist rein merkantilisch, und mit der Handlung beginnt fast Jeder seine Laufbahn. Der verunglückte Kaufmann praktizirt bei einem Rechtsgelehrten oder einem Mediziner und etablirt sich dann auf eigene Faust; der verunglückte Advokat geht als Commis in ein Zeitungskomptoir und gibt am Ende selbst ein Zeitungsblatt heraus, wobei siebzehn der langen Kolumnen Handelsanzeigen gewidmet sind, während drei derselben Schmähungen über die Regierung enthalten; dieß ist die Klasse der Gelehrten und Schriftsteller. Männer, welche sich in der Literatur wirklich ausgezeichnet haben, gehören eigentlich nicht mehr der Nation an, denn sie haben sich in der Regel im Auslande gebildet und haben in England geschrieben. Ihre Werke hätten nimmermehr einen Verleger in Amerika gefunden, sie werden aber desto reichlicher nach Londoner Auflagen nachgedruckt. Dahin gehören Fenimore Cooper, Washington Irwing, der Ornitholog Audubon und andere mehr. Fulton, ein Goldarbeiter, und später Maler in Philadelphia, der sein mechanisches Talent in England ausbildete, dann nach Newyork zurückkam und seinem Vaterlande durch die Erfindung des Dampfbootes die größte Quelle seines Wohlstandes öffnete, Fulton, unerschöpflich in seinen Bemühungen für das Wohl seines Vaterlandes, sah sich in seiner erfinderischen Thätigkeit ewig durch Prozesse gehemmt, und starb in Armuth im Jahr 1815. Vierzehn Jahre später bewilligte der Kongreß seinen Kindern ein Geschenk von 5000 Dollars.

Die Gleichförmigkeit, die die Amerikaner im ganzen Umfange ihres ungeheuern Landes charakterisirt, findet jedoch in belletristischer Hinsicht eine löbliche Ausnahme. Den Damen des kleinen Staates Connecticut sey es zur Ehre nachgesagt, sie allein haben nicht nur Sinn für Lektüre, sie schreiben selbst alle aus Liebhaberei. In der ganzen übrigen Welt zusammen sind noch nicht so viele Romane geschrieben worden, als in den lezten dreißig Jahren allein in Connecticut. Der Titel Autor ist dort für eine Dame eine konventionelle Nothwendigkeit geworden, und muß um jeden Preis errungen werden.

Jede Dame schreibt also, was und so viel sie kann, und läßt es drucken, und wenn ihr lezter Dollar daran müßte. Kistenweise schleppt der Dampf diese Geistesprodukte in die weite Welt, und alle Krämer der Union werden dadurch mit Düten versehen.

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Hundert und neununddreißigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

Den 7ten Juli 1807.

Die Königin von Preußen hat gestern bei mir gespeist. Sie machte mir das Ansinnen, ihrem Manne noch einige Concessionen zu gewähren, und ich hatte alle Mühe, mich dagegen sicher zu stellen. Ich war galant, hielt mich aber an meine Politik. Sie ist sehr liebenswürdig. Ich werde dir Näheres darüber mittheilen, doch kann ich es nicht, ohne ganz ausführlich zu seyn. Wenn du dieses Schreiben liesest, wird der Friede mit Preußen und Rußland geschlossen und Jerome als König von Westphalen mit drei Millionen Unterthanen anerkannt seyn. Diese Nachricht für dich allein. — Adieu, meine Freundin; ich liebe dich und will dich zufrieden und heiter wissen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

(Fortsetzung.)

Die Russen in Paris.

Nachdem wir die prachtvollen Gebäude entlang und an den Denkmälern des französischen Waffenruhms vorüber gezogen waren, erreichten wir endlich die elysäischen Felder, wo der Kaiser Halt machte und die Truppen vorbei defiliren ließ. Hieher strömten nun die Pariser, angelockt von der Neuheit des Schauspiels. Die Französinnen baten uns, von den Pferden zu steigen und ihnen zu erlauben, daß sie sich auf unsere Sättel stellen dürften, um den Kaiser besser zu sehen. Die Musterung war um vier Uhr Nachmittags zu Ende und der Kaiser begab sich in Talleyrands Wohnung, wo Se. Majestät die erste Zeit residirte. Ein Theil der Truppen besezte die Wachen, die übrigen bezogen die für sie bestimmten Quartiere in der Stadt. Während dieser Zeit beschimpfte der niedrigste Pöbel die Denkmäler des frühern Beherrschers der Franzosen; die meisten Einwohner aber schienen in Zweifel versenkt, als trauten sie dem nicht, was unter ihren Augen vorging, und fragten sich, ob es wahr sey, daß sie die Sieger so gütig und so aufgeklärt gefunden? ob es wahr sey, daß Alexander, als Frucht des Triumphes, nur die Wohlfahrt des eroberten Landes bezwecke?

Der Abend kam und mit ihm das Bedürfniß der Ruhe für Sieger und Besiegte. Die Straßen wurden leer und allmählig verbreitete sich allgemeine Stille, die um so wohlthätiger wirkte, da im Verlauf der vorigen Tage in jeder Brust mannigfache Zweifel getobt hatten, die jezt so beruhigend gelöst waren. Alles, was ich gesehen und empfunden hatte, beschäftigte meine Phantasie zu lebhaft, der Schlaf floh mein Auge. Etwa um Mitternacht trat ich aus dem Hause; die Straßen waren öde, kein Licht brannte in den Häusern, dunkel stand der Pallast der Tuilerien. In der nächtlichen Stille gelangte ich unbemerkt zum Palais-royal, wo alle Partheien, die während eines Vierteljahrhunderts sich in Frankreich das große Wort streitig gemacht hatten, stets zuerst ihre Flügel versuchten. Im Garten und in den Gallerien wogten Tausende, von verschiedenartigen Leidenschaften bestürmt. Einige starrten gen Himmel und seufzten tief; die Meisten aber tummelten sich um die Redner, die hin und wieder aufstanden, und von denen einer die Bourbons pries, unter denen ihre Vorfahren Jahrhunderte lang ruhig gelebt hätten; Andere gedachten rühmend der Siege Napoleons und meinten, man müsse nichts Entscheidendes vornehmen, seiner Rückkehr mit dem Heere gewärtig. Was ich dort sah, gab mir den ersten richtigen Begriff von den Auftritten der Revolution und den Volksversammlungen. Allein so verschieden auch die Meinungen lauteten, so vereinten sie sich doch alle in der Achtung vor unserm Militär. Ich durchstrich das ganze Palais-royal, verweilte mitten unter den Haufen der Pariser und wurde durchgängig mit Höflichkeit empfangen. In einem Kaffeehause, das ich betrat, tranken sogleich alle Anwesenden einstimmig auf das Wohl des russischen Offiziers. Vor Tage ging ich wieder nach Hause. Die Truppen beobachteten so strenge Ordnung, daß auch nicht die geringste Unbill daran erinnerte, es seyen über hunderttausend fremde Soldaten in Paris einquartirt.

Die folgenden Tage steigerten die allseitige Zufriedenheit. Mit den Strahlen der Morgensonne füllten sich die der Wohnung des Kaisers zunächst gelegenen Straßen und Pläze mit einer Menge Menschen. Die Franzosen waren begierig, den Gang der politischen Angelegenheiten zu erfahren. Gewohnt an gedruckte Berichte darüber, durch welche jede der Tagsgewalten zu Anfang der Revolution das Volk zu ködern sich befliß, drängten sich die Leute haufenweise unter unsern Fenstern und baten um gedruckte Blätter. Einige Proklamationen wurden im Namen des Kaisers erlassen. Sie trugen alle das Gepräge der Hochherzigkeit Alexanders an sich, aber ungeachtet des gemäßigten und milden Tones derselben, blickte die Majestät doch unverkennbar durch. Am zweiten Tage nach dem Einzuge in Paris begannen die öffentlichen Bühnenspiele; die Posten traten wieder in Thätigkeit und versandten gehörigen Orts Hunderttausende von Briefen, die, in's Ausland bestimmt oder von dort angelangt, seit drei Jahren in den Behältern der Post geblieben waren. Die Thore der Stadt öffneten sich, Jeder konnte sie nach Belieben verlassen, die Wege in der Umgegend der Stadt wurden gefahrlos gemacht, und in kurzer Zeit leistete auch die Bank wieder ihre Zahlungen. Mit einem Worte, alle Maaßregeln zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe wurden ergriffen. Kein Pariser hatte vermuthet, daß mit seiner Stadt so milde verfahren werden würde, da die von den Franzosen jedem der Verbündeten zugefügten Kränkungen so empfindlich und ihr Betragen bei Eroberung der fremden Hauptstädte so beleidigend gewesen war, daß eine dießseitige Rache, selbst eine ungerechte, immer verzeihlich erschienen wäre. Dieser Triumph der Güte, der den russischen Namen für immer mit unverwelklichem Ruhme bedeckt, hatte hauptsächlich seinen Grund in dem Edelmuthe des Kaisers. Noch manchmal äußerte er sich späterhin: „durch schroffe Maaßregeln verfehle man sein Ziel;“ darum wählte er gewöhnlich gern solche Mittel, die nicht nur die Gemüther nicht wider ihn in Harnisch brachten, sondern vielmehr an ihn fesselten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. September 1833.

Je seltsamer sich im Mittelalter die Satzungen ineinander wirren und einander parodiren, desto bunter spannt sich über diese Welt, von unserm Standpunkt aus, der Regenbogen der Poesie.

W. Scott.

Das Pfeiffergericht im Elsaß.

Zur Sittengeschichte des deutschen Mittelalters.

Das Frankfurter Pfeiffergericht ist durch Göthes anziehende Schilderung (Wahrheit und Dichtung, Theil 1.) genugsam bekannt; nur den Namen hat das elsäßische, wenig besprochene Pfeiffergericht mit jenem gemein.

Nach den ersten Zeiten der Kreuzzüge zeigte sich, besonders in Süddeutschland, jene Menge herumziehender Musikanten, Gaukler und Bänkelsänger, welche unter dem Namen varender Lüte beim Volke in eben so großer Gunst, als Verachtung standen. Sie zogen einzeln, oder wohl auch in kleinen Haufen durchs Land, durchwanderten mit fremden Thieren und andern Raritäten Städte und Dörfer, oder haschten eine neue Mähr auf und sangen sie zum Klimpern ihrer Instrumente; sie klopften an jeder Schloßpforte an, und drängten sich nicht selten in die Säle der Fürsten und des Kaisers ein. Bei Kaiser Heinrichs III. Hochzeit, welche zu Mainz mit großen Festlichkeiten begangen wurde, „do koment," sagt Jakob Königshoven in seiner Chronik, „übermossen vil spillüte und farende lüte, do hies sü der keyser alle enwegfaren und gab inen weder gobe noch spise." Besser erging es ihnen, als Karl IV. in Mainz das Weihnachtsfest feierte, wo sie in großer Anzahl zugelassen und reichlich bewirthet wurden. „Die kurfürsten koment alle zu ime," sagt Königshoven, „und ir jeglicher diende dem keyser zu tysche in sinem Ambahte (Amt), das er hatte von dem riche, und die kurfürsten riten jeglicher uff einem rosse unz (bis) für den tisch, und wenne einer abe saß, so gap men das ros den spillüten und farenden lüten, die vor des keysers tysche worent, und vil ander hofieren und erbieten geschah do, dovon vil were zu sagenn." Ihre schaamlose Zudringlichkeit und ihre verworfenen Sitten machten sie bald zu einer der verachtetsten Volksklassen; „varende Lüte, Pfiffer und andere ehrlose, o n e c h t e Lüte" werden in alten Chroniken und Dokumenten oft zusammengestellt. Der Zutritt zur Kirche war ihnen an vielen Orten untersagt, an andern waren sie wenigstens vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen. Die Bischöffe von Straßburg gaben seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, bei Exkommunikationsstrafe, ihren Geistlichen das Verbot, herumziehende Musikanten, fahrende Leute und fahrende Weiber bei sich aufzunehmen und zu beherbergen. Im zwölften Jahrhundert schon hatte der Straßburger Magistrat verboten, bei hochzeitlichen und andern Gelagen fremde Spielleute zu haben, ihnen Geschenke zu machen und deren mehr als vier einzuladen. Sollte es ein Spielmann wagen, an eines ehrlichen Mannes Tisch zu essen, so sollte dieser eine Geldstrafe erlegen, und die Gerichtsdiener durften sich aller Kleidungsstücke des ehrlosen Gastes bemächtigen.

Die fahrenden Apollosöhne des Elsaßes konnten solche Schmach und Geringschätzung nicht länger ertragen; sie versammelten sich zu verschiedenen Malen, entfernten aus ihrer Mitte alle fremden und unehrlichen Spielleute und bildeten eine Bruderschaft, deren Schutz und Obhut sie den reichen, kunstliebenden Herrn von Rappoltstein anvertrauten. Diese fanden sich willig und erhielten die Regierung der elsäßischen Musikanten, Bänkelsänger und Gaukler, unter dem gemeinsamen Namen *Pfeiffer*, vom römischen Reiche zu Lehen. Nach einem, im Jahr 1400 von Maximinus (vulgo Schmaßmann) von Rappoltstein gegebenen Diplom, hat seine Familie dieses Lehen schon von undenklichen Zeiten her. Solche Lehen hatten übrigens in jenen Zeiten nichts Auffallendes. Im sechzehnten Jahrhundert hatten die Herrn von Rappoltstein auch die Schäferzunft oder St. Michaelsbruderschaft, so die Churfürsten von Sachsen die Trompeter und Heerpauker der kaiserlichen Heere, die Pfalzgrafen die Pfannenflicker und Keßler, und in Oesterreich die sogenannten Spielgrafen die Musikanten zu Lehen. Die Grafen von Rappoltstein wurden *Pfeifferkönige* genannt und trugen als solche eine besondere vergoldete Krone. Von Karl V. erhielten sie das Recht, Jahrmärkte zu halten und goldene und silberne Münzen zu schlagen. Sie wirkten ihren Schützlingen die Aussöhnung mit der Kirche wieder aus, und erhielten 1480 vom Pabste, daß sie zum Abendmahl gelassen würden. Bischof Caspar von Basel nennt sie in seinen Briefen dilecti in Christo fistulatores. Nun weihten sie ihre Bruderschaft dem Dienste der heiligen Maria von Dusenbach, die in einer alten Wallfahrtkapelle bei Rappoltstein in allgemeiner Verehrung stand.

So wie sich einer öffentlich als Spielmann erklärte, mußte er sich in die Gesellschaft aufnehmen lassen, denn es wurde festgesetzt: „daß kein Spielmann, der sey ein Pfeiffer, Trummenschläger, Geiger, Zinckhenbläßer oder was der oder die sonsten für Spiel und Churtzweyl treiben khennen, zwischen dem Havenstein, obwendig Basel, und dem Hagenawer Forst, den gantzen bezürckh eingeschlossen, weder in Stätten, Dörffern oder Fleckhen, auch sonsten zu offenen Dentzen, Gesellschaften, Gemeinschafften, Schiessen oder andern Churtzweilen, nit soll zugelassen oder geduldet werden, er sey denn zuvor in die Bruderschafft uff und angenommen.“ Wer sich jedoch zu derselben bekannte und den Herrn von Rappoltstein als Lehensherrn sein Jahrrecht bezahlte, durfte frei umher ziehen und im ganzen Lande, in Städten, Dörfern und Schlössern um Geld oder andern Lohn bei Hochzeiten, Kirchweihen und Festen seine Kunst üben. Wurden sie von Juden bestellt, so mußten ihnen diese jedesmal einen Goldgulden erlegen. Da sich die Anzahl der Zunftgenossen bald bedeutend vermehrte, wurden sie in drei verschiedene Bruderschaften getheilt, die obere, vom Berg Hauenstein bis zum Ottmarsbühl, unterhalb Colmar; die mittlere von hier bis nach Epfig; die untere von Epfig bis über den Hagenauer Forst. Nach dem Tode Johann Jakobs, des lezten der Rappoltsteiner, 1673, trat dessen Schwiegersohn, der Pfalzgraf Christian von Birkenfels, in Besitz des Lehens, welches in der Folge auch den Pfalzgrafen blieb.

In ihrem höchsten Pompe zeigten sich die Spielleute bei den jährlichen Marienfesten, welche am glänzendsten in Rappoltsweiher (Dienstags nach Mariä Geburt) und in Bischweiler (Montags nach Mariä Himmelfahrt) gefeiert wurden und *Pfeiffertäge* hießen. Sobald der Tag graute, zog ein Trommelschläger mit zwei Pfeiffern durch die Stadt und rief die von allen Ortschaften des Elsaßes herbeigeeilten Brüder wach. Sie versammelten sich alsobald, oft über dreihundert an der Zahl, jeder festlich geschmückt, das Ordenszeichen, die silberne Münze mit der Maria von Dusenbach, am Kleide, mit dem besten Instrumente versehen, auf dem öffentlichen Platze. Hierauf begaben sie sich mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zu ihrem Obersten, dem „Leutenant des Pfeifferkönigs, der das Ambacht des Kunigreichs varender Lüte hatte,“ und als Auszeichnung ebenfalls die vergoldete Krone trug. Dieser erwartete sie an der Spitze des Gerichts, bestehend aus dem Schultheißen, vier Meistern, worunter der Fähndrich, den Zwölfern und dem Weibel. In feierlichem Aufzuge zogen sie nun, die von Rappoltsweiher nach der Wallfahrtskapelle Dusenbach, die von Bischweiler nach dem nahegelegenen Dörfchen Hanhofen, wo sie eine Messe anhörten und Wachs und Geld opfern mußten. Die Volksmenge, die sich immer von allen Seiten zu diesem Feste versammelt hatte, wartet mit Ungeduld, bis die Pfeiffer die Kirche verlassen; ein lauter Jubel empfängt sie bei ihrem Austritt aus derselben, und unter fröhlichem Spiele bewegt sich der Zug wieder in die Stadt. Der Pfeifferkönig eröffnet sogleich das Gericht, zu Anhörung aller Klag und Frag während des ganzen Jahrs, wobei nicht selten bedeutende Strafen gegen die Uebertreter der Zunftgesetze ausgesprochen wurden, die sich zuweilen auf hundert Gulden beliefen; neue Brüder werden aufgenommen und das Jahrrecht, zwei Gulden, entrichtet. Im Schloßhof zu Bischweiler empfing sie, nach beendigtem Gericht, jedesmal der herzogliche Rath; fürstliche Beamte trugen Wein auf und die Pfeiffer huldigten ihrem König mit Reden und Musikstücken. Der Kreis wurde nun gelichtet, man zog sich auf die Seiten zurück und die Festesherolde, die Fähndriche, kündeten durch Schwenken der Fahnen an, daß die Spiele beginnen sollten. Jezt traten die Gaukler und Spielkünstler auf und belustigten durch Eierwerfen, Tänze und Sprünge die Zuschauer, während die Musikanten diese Spiele mit ihren Instrumenten begleiteten. Die Fähndriche gaben wieder das Zeichen des Schlusses der Uebungen, und die Pfeiffer

eilten in ihre Herbergen, wo ein herrlicher Schmaus ihrer wartete und ihre Weiber und Töchter sich dem Tanze entgegensehnten, der das freudige Fest beschloß.

Das Pfeiffergericht wurde noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Bischweiler gehalten, und die Pfeiffertäge in Rappoltsweiler und Bischweiler sind noch jezt die fröhlichsten und besuchtesten Jahrmärkte des Elsaßes.

August Stöber.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine B...

Heitersleben.

Du kommst noch immer nicht! Glaube mir, ich bedarf deiner Freundschaft jezt mehr als je, und mit den einfältigen Briefen ist wenig oder nichts gethan; denn man schreibt doch niemals, was man sagen möchte, und dann ist auch oft etwas Verworrenes, Unentschiedenes in dem Gemüthe der Menschen, über das die Feder nicht deutlich Auskunft zu geben weiß und das der Blick der Freundin mühelos erräth. — Es ist Frühling geworden und unsere schöne Natur steht in voller Pracht da, aber sie erfreut mein Herz nicht wie sonst. Wenn ich auf der hohen Terrasse stehe und über den hellen Spiegel des Sees nach den Alpen hinschaue, und Segel an Segel leise wie Geister über die glatte Fläche ziehen; wenn milde Lüfte den lebenswarmen Athem des Frühjahrs an mir vorüber tragen und die Abrikosen- und Pfirsichbäume mich mit ihren Blüthen bestreuen; wenn ich auf dem weichen Rasen des Waldes ruhe, wo die Stimmen unserer besten Sänger an mein theilnahmloses Ohr klingen: dann erstaune ich oft, daß dieß alles, was seit meinen frühesten Kinderjahren mein Glück und meine Wonne war, was ich jedes Jahr jauchzend begrüßte, was mich, mehr als alle Lehren der Moral, zu dem Geber und Schöpfer alles Guten in heiterer Andacht hinzog, jezt kaum gehört, kaum gefühlt an mir vorüber streift. Ja noch mehr! Ich habe sogar die Freude an dem verloren, was sonst mit jedem Tage meinem glücklichen Daseyn einen neuen Genuß brachte. Lieschen, die seit einem Jahre im Dorfe verheirathet ist, hat einen gesunden Knaben bekommen, dem ich Pathe seyn werde — und ich freue mich nicht! Die Großmutter will einen Ball geben, sie will alles dazu einladen, was in unserer Nachbarschaft tanzlustige Füße hat, es soll Alles recht hübsch eingerichtet seyn — aber ich freue mich doch nicht! Was mich denn plagt? Liebe Wilhelmine, es gibt Dinge, die man Niemanden bekennt, die man wenigstens nicht auf das Papier zeichnet, wo Alles so deutlich, so eckig, so schroff dasteht, daß man zurückschaudert, weil man sich mit der Vernunft, mit der Ueberzeugung des Bessern in grellem Zwiespalte fühlt. Darum komme zu mir und deine sanfte Hand ziehe leise und zart aus meinem Herzen, was ich nicht zu sagen, ja was ich nicht zu denken wage.

Unser ganzer Haushalt ist verstimmt wie meine Harfe, der ich keinen reinen Ton mehr entlocken kann. Du weißt, daß die Großmutter auch das vor uns armen Erdenkindern voraus hat, daß sie nie übler Laune wird. Nun ist sie auch jezt gütig, freundlich, nachsichtig wie immer, aber ernst und oft still. Dazu mögen Erinnerungen aus ihrem Leben beigetragen haben, mit denen sie mein thörichtes Herz heilen oder wenigstens stärken wollte; denn ich zweifle nicht, sie hat mich auch jezt durchschaut, wie sie es that, wenn wir in unsern Kinderjahren einen Apfel oder eine Birne verstohlen weggenommen, oder sonst etwas Ungebührliches gethan hatten.

Friedrich, über dessen Satire ich oft gegen dich geklagt habe, hat dieser, wie jeder Regung mittheilender Art, förmlich abgesagt, läuft in Feldern und Wäldern umher, kommt erst um Mitternacht heim, scheint mich zu meiden, während doch sein düster glühendes Auge auf mir ruht, kurz, er beträgt sich so seltsam, daß — ach Wilhelmine! — Macht ihm wohl seine Braut das Leben so sauer? Denn er hat eine Braut, ja, Wilhelmine, wundere dich nur! Und zwar eine recht kluge und hübsche. Mit Ulrike Walter hat er sich schon damals verlobt, als sie noch bei ihrem Vetter im Preußischen lebte; das hat mir die Großmutter gesagt und auch, daß sie sich immer geschrieben haben. Vielleicht macht er Besuche bei ihr, wenn wir ihn auf einsamen Spaziergängen glauben; aber wie dem auch sey, heiter hat ihn das Verhältniß nicht gemacht, denn er ist finster und schweigsam wie das Grab. Daß seine Wahl jedoch vortrefflich ist, wird Niemand bestreiten. Ulrike ist ein gutes, gescheidtes, schönes Mädchen, dem ich es immer zutraute, daß sie schon irgendwo gebunden sey, weil sie im Gegensatze mit uns Wildfängen so weise, so still und oft so traurig war. — Doch, ich bin von unserm häuslichen Treiben ganz abgekommen, das freilich durch mich etwas Leben und Frohsinn empfangen sollte, wäre ich nicht selbst so reizbar, so empfindlich, ja du kannst es mir glauben, oft ganz unerträglich, so daß ich Dinge sage und thue, die ich in der nächsten Minute mißbillige, daß ich, statt mich selbst zu schelten, andere necke und quäle. Sollte dem so seyn, wenn man ein solches Vorbild vor Augen hat, wie ich? wenn die Tugend in der lieblichsten Gestalt an unserer Seite steht? — Höre nur, wie es mir gestern erging.

Du weißt, daß die Großmutter selten mehr zu dem Belvedere emporsteigt, des langen und beschwerlichen Weges halber; gestern Nachmittag aber gingen wir doch

wieder einmal hin. Friedrich führte die liebe Frau. Als wir nun in dem schönen Häuschen waren, zu den weit geöffneten Fenstern die reine Himmelsluft herein strömte und wir rings um uns, über das helle Laubdach hinaus in Gottes weite, herrliche Welt blickten; als wir dann traulich auf dem grünen Platze, umgeben von unserer Kammerkapelle, Thee tranken, da ward uns allen wohler um's Herz und wir plauderten offener und heiterer als seit lange. Friedrich erzählte von seinen Lehrjahren bei dem Förster und seiner Freude an diesem Berufe, der ihm die Waldeseinsamkeit zur lieben Heimath gemacht habe. Da sagte die Großmutter: „Unser Oberförster ist vor Kurzem gestorben; meinst du nicht, mein Sohn, du thätest wohl, dich um seine Stelle zu bewerben, die dir schwerlich entgehen würde? Das hiesige Revier ist besonders angenehm um seiner reichen und wohl unterhaltenen Waldungen willen und wegen der Entfernung von jeder größern Stadt; ich würde dir eine Wohnung in meinem Hause einrichten, oder auch eine eigene bauen, und dann doch den lezten Wunsch meines Lebens erfüllt sehen, den, meine beiden Lieblinge um mich zu haben.“ Ich hatte meine Augen fest auf Friedrich gerichtet, er zuckte heftig zusammen, als treffe ihn irgend ein unversehener Schmerz, und blieb die Antwort eine lange Zeit schuldig.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

(Fortsezung.)

Die Russen in Paris.

Die Beamten der verschiedenen Departements wetteiferten, sich Alexandern vorstellen zu lassen, und alle kehrten aus seinen Gemächern mit freudestrahlenden Blicken zurück. Seine den Senatoren ertheilte Antwort erregte allgemeines Entzücken. Der Kaiser sagte zu ihnen: „Ein Mann, der sich meinen Verbündeten nannte, war als ungerechter Angreifer in meine Staaten gedrungen; gegen ihn, nicht gegen Frankreich führe ich den Krieg. Ich bin ein Freund des französischen Volkes; was Sie jezt vornehmen, bestärkt mich in dieser Gesinnung; es ist recht, es ist weise, Frankreich starke und freisinnige Institutionen zu verleihen, die mit dem gegenwärtigen Lichte des Zeitalters im Einklang stehen. Meine Verbündeten und ich sind nur erschienen, um die Freiheit Ihrer Beschlüsse zu schützen. Zum Beweise der dauerhaften Verbindung, die ich mit Ihrer Nation schließen will, gebe ich ihr alle Kriegsgefangenen in Rußland zurück; die provisorische Regierung hatte mich schon darum ersucht; ich gewähre diese Bitte dem Senat aus Rücksicht auf die Entschließung, die derselbe gefaßt hat.“ Im Moniteur vom 6ten April sprach sich eine der obersten Behörden hierüber folgendergestalt aus: „Ewige Dankbarkeit für die hochherzigste Handlung, deren Andenken die Jahrbücher der Welt bewahren! Der Kaiser von Rußland tröstet zweimalhunderttausend Familien mit der Heimkehr unglücklicher Franzosen, die das Loos der Waffen in seine Gewalt gegeben hat, und beschleunigt den glücklichen Augenblick, der unsere Brüder, unsere Freunde, unsere Söhne uns wieder zurückgibt.

Man könnte behaupten, Alexander sey in dem Verfahren gegen seinen gestürzten Widersacher einer Eingebung der Ruhmbegierde gefolgt, und in diesem Fall den Zoll großer Seelen dem Wunsche entrichtet habe, ein Blatt mehr in der Geschichte einzunehmen, wohl wissend, daß jede seiner Handlungen ein Erbtheil der Nachwelt sey. Allein ich will hier einen Vorfall anführen, von dem nicht zu erwarten stand, daß er je werde bekannt werden, da er, im Vergleich mit den damaligen Tagesereignissen, höchst unbedeutend erscheint. Er beweist indessen, wie fremd dem Gemüth Alexanders das Gefühl der Rache war. Er erhielt einst von einer Französin nachstehenden Brief: „Wir verloren mit Napoleon unsern Wohlthäter und zugleich die Mittel, unser Daseyn zu fristen. Obgleich Ew. Majestät gegen ihn Krieg führten, wissen die Franzosen doch Ihre Großmuth zu schäzen. Auf dieses allgemeine Gefühl gestüzt, nahe ich mit der Bitte, mich mit einer Geldsumme zu versehen, die mich in den Stand sezt, ungehindert nach Toskana zu reisen und mich an den Ufern der Insel Elba gegenüber niederzulassen. Dort werde ich die Orte vor Augen haben, die der Mann bewohnt, auf den meine Blicke stets gerichtet waren und seyn werden.“ Mir wurde der Auftrag, die Bittstellerin, die ihren Namen verschwieg, ausfindig zu machen und ihr das nöthige Reisegeld einzuhändigen.

Während der Unterhandlungen wegen Napoleons Abdankung kamen Anfangs einige Offiziere seiner Armee aus Fontainebleau nach Paris; als aber sein Schicksal entschieden war, wimmelte es in der Hauptstadt von ihnen. Da der Friede noch nicht unterzeichnet war, so wußten sie nicht, ob ihr Aufenthalt dort geduldet werden würde, hielten sich daher verborgen und wagten nicht, in der Uniform sich zu zeigen. Als dieses dem Kaiser zu Ohren kam, ließ er Folgendes bekannt machen: „Se. Majestät der Kaiser aller Reussen haben erfahren, daß viele französische Militärs aller Grade gegenwärtig in Paris sind, wohin theils die Kriegsereignisse, theils das Bedürfniß der Sorge für ihre durch Mühseligkeiten und ehrenvolle Wunden erschütterte Gesundheit sie geführt haben. Der Kaiser sezt nicht voraus, sie haben nur einen Augenblick es für nöthig gehalten, sich zu verbergen; in jedem Fall ist es ihm angenehm, in seinem und seiner Verbündeten Namen zu erklären, daß sie frei sind, vollkommen frei, und gleich allen übrigen Franzosen berufen, zu den Maaßregeln mit beizutragen, welche die große Frage entscheiden sollen, von der Frankreichs und Aller Glück abhängt.“ Nur allmählig konnten sich die französischen Offiziere an einen freundlichen Umgang mit uns und an den Gedanken gewöhnen, in ihren frühern Feinden die Wohlthäter ihres Landes zu sehen. Die Gewohnheit der Oesterreicher, zur Zeit des Kriegs an Czakos und Hüten grüne Zweige zu tragen, gab Anfangs den Franzosen Anstoß, indem sie meinten, dieser Schmuck solle Lorbeeren bezeichnen. Dagegen gefiel den Parisern sehr die unter uns zu jener Zeit gebräuchliche weiße Armbinde. Dieser geringfügige Umstand brachte uns den Franzosen um Vieles näher, die fast ohne Ausnahme sich in jenen Tagen mit dem Weiß schmückten, das ihre Anhänglichkeit an die Bourbons und ihre Sehnsucht nach deren Wiederkehr bezeichnen sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. September 1833.

— Darauf erwog ich
Die Größe der Gefahr für's ganze Land,
Wenn mein Geschlecht erstürb', und das erweckte
Mir manchen schweren Kampf.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Zur Geschichte Napoleons.

Briefe desselben an Josephinen.

Hundert und fünfzigster Brief.

(Nach St. Cloud.)

Erfurt, (ohne Datum, im Oktober) 1808.

Meine Freundin, ich schreibe dir selten; ich bin sehr beschäftigt. Unterredungen den ganzen Tag hindurch, das sagt meinem Schnupfen nicht zu. Uebrigens geht Alles gut. Ich bin mit Alexandern zufrieden, er muß es auch mit mir seyn: wäre er ein Weib, ich glaube, ich würde ihn zu meiner Geliebten wählen. — Ich werde in Kurzem bei dir seyn; gehab dich wohl, und daß ich dich dick und blühend antreffe. Adieu, meine Freundin.

Hundert und vier und sechzigster Brief.

(Nach Paris.)

(Ohne Ort, wahrscheinlich Benavente in Spanien) den 9ten Januar 1809.

Moustache *) überbringt mir dein Schreiben vom 31sten Dec. Ich ersehe daraus, meine Freundin, daß du traurig bist und in deiner Unruhe die Dinge zu schwarz siehest. Oesterreich wird nicht gegen mich losschlagen. Geschieht es dennoch, so habe ich 150,000 Mann in Deutschland, und eben so viel am Rhein, und 400,000 Deutsche, um ihm zu antworten. Rußland wird sich nicht von mir lossagen. Man ist toll in Paris; Alles geht gut. Ich werde in Paris seyn, so wie ich es für nützlich erachte. Ich rathe dir, vor den Gespenstern auf deiner Hut zu seyn; eines Tages, Morgens 2 Uhr.....

Doch Adieu, meine Freundin; ich bin wohl und ganz der Deinige.

(In einem Schreiben von Schönbrunn vom 31sten Mai 1809 drückt sich Napoleon über Launes Tod folgendermaßen aus:

Der Verlust des Herzogs von Montebello, der gestern starb, hat mich tief betrübt. So endigt Alles!... Kannst du dazu beitragen, die arme Marschallin zu trösten, so thu' es.)

Hundert und acht und achtzigster Brief.

(Der letzte vor Napoleons Scheidung, nach Malmaison.)

Nymphenburg bei München, den 21sten Okt. 1809.

Ich bin seit gestern hier und im besten Wohlseyn; ich werde morgen noch nicht abreisen. In Stuttgart werde ich einen Tag verweilen. Du wirst von meiner Ankunft in Fontainebleau 24 Stunden voraus benachrichtigt werden. Es ist ein Fest für mich, dich wieder zu sehen, und ich sehe diesem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Ich umarme dich. Ganz der Deinige.

*) Kaiserlicher Kourier.

Hundert und neunzigster Brief.

(Der erste nach der Scheidung.) *)

(Nach Malmaison.)

Paris, 8 Uhr Abends, Dec. 1809.

Meine Freundin, ich habe dich heute schwächer gefunden, als du es seyn solltest. Du hast Muth gezeigt, du mußt solchen auch finden, um dich aufrecht zu erhalten; du mußt dich nicht einer verderblichen Melancholie überlassen, du mußt dich zufrieden fühlen und vor Allem für deine Gesundheit sorgen, die mir so theuer ist. Wenn du mir ergeben bist und mich liebst, so mußt du dich standhaft benehmen, und deine Stellung so nehmen, daß du dich glücklich fühlest (te placer heureuse). Du kannst meine unveränderliche und zärtliche Freundschaft nicht in Zweifel ziehen, und du würdest die Empfindungen, die ich für dich hege, schlecht kennen, wenn du vorausseztest, ich könnte glücklich seyn, wenn du es nicht bist, und zufrieden, wenn du dich nicht beruhigst. Adieu, meine Freundin; schlaf wohl; denke, ich will es so haben.

Hundert und drei und neunzigster Brief.

Abends 7 Uhr 1809.

Ich habe deinen Brief erhalten, meine Freundin. Savary sagt mir, daß du beständig weinest; das ist nicht gut. Ich hoffe, du hast heute deinen Spaziergang machen können. Ich habe dir von dem Wild geschickt, das ich geschossen. Ich werde dich sehen, wenn du mir sagst, daß du vernünftig bist und daß dein Muth die Oberhand behält. Morgen habe ich den ganzen Tag die Minister bei mir. Adieu, meine Freundin; ich bin auch traurig heute; es ist Bedürfniß für mich, dich zufrieden gestellt zu wissen und zu erfahren, daß du Festigkeit gewinnst (que tu prends de l'aplomb). Schlaf wohl.

*) In dieser Zeit und bis zu seiner Vermählung mit Marie Luise schrieb Napoleon zwei und zwanzig Briefe an Josephinen.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Endlich ergriff Friedrich der Großmutter Hände, beugte sich auf sie nieder und sagte: „Meine theure Großmutter! ich kann, ich darf nicht hier bleiben! Glauben Sie mir, ich kann, ich darf nicht! Machen Sie mir das Opfer meiner Seligkeit nicht durch die Bilder des Glücks noch schwerer, das ich entbehren muß.“ Ich kann nicht leugnen, daß seine Stimme bei diesen Worten tief bewegt war, und daß es mir schien, als verstehe und billige die Großmutter den geheimen Sinn seiner Rede, denn ihr Blick ruhte mit Theilnahme und unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihm, der immer noch ihre Hände hielt. Ich hätte gar nichts dazu sagen sollen; aber sieh, seine Weigerung hatte mich ergriffen, und in solchen Momenten ist es, als treibe mich mein böser Dämon zu bitterem Scherz. „Ei, Großmutter!“ rief ich, „der Vetter kann unmöglich ein so gefährliches Amt übernehmen; Du hörst ja täglich von ihm, wie unsere Wälder mit Räubern und Mördern angefüllt sind, und bei solchem Gesindel müßte ein Forstmann ein schlimmes Leben führen!“ Wilhelmine! ich glaube fast, ich habe noch ein paar beleidigendere Bemerkungen über die Furchtsamkeit der starken Männer beigefügt, und doch kann ich dich versichern, daß ich weit entfernt bin, Friedrichen der Feigheit zu beschuldigen; er beweist ja täglich seinen männlichen Muth. Kaum hatte ich ausgesprochen, so fiel die ganze Last meiner boshaften Aeußerungen auf mich selbst zurück, und ich erwartete mit wahrer Ergebung den wohlverdienten Strom der Satire, den er in solchen Fällen meist auf mich losläßt. Daß meine Erwartung ganz getäuscht wurde, daß ich ein Gefühl über sein Gesicht ziehen sah, dessen Wehmuth eine ganz neue Erscheinung für mich war, das ergriff mich mit einer weit stärkern Gewalt, als der bitterste Vorwurf es hätte thun können. Ich fühlte mich schuldig, unweiblich, abscheulich; ich hätte mich weit von der Stelle wegwünschen mögen, und es hätte des Stillschweigens nicht bedurft, das auf meine dumme Bemerkung folgte, nicht des ernsten Blickes der Großmutter, um mich mein Unrecht tief empfinden zu lassen. Du weißt, wie schwer es ist, bei dem Gefühl eines Fehlers nicht in eine Verlegenheit zu gerathen, die Andern als ein kindischer Trotz erscheint. Ich mußte mich gewaltig zusammennehmen, um einen solchen Zustand zu vermeiden, den meine Beschämung wohl natürlich machte. Ich hoffe indessen, es gelang mir, indem ich ganz offen sehen ließ, daß meine Unbesonnenheit mich reue. Einen schmerzlichen Druck, der sich über mein Herz gelegt hatte, konnte ich indessen nicht los werden, und dieser verminderte sich keineswegs, als ich bemerkte, wie Friedrichs heitere Stimmung sich so ganz in eine finstere, trübsinnige umgewandelt hatte, wie er sichtlich mit einer peinlichen Bewegung kämpfte. Nur die Großmutter, was mir unbegreiflich schien, war und blieb fröhlich, ja ich habe sie selten in so scherzhafter Laune gesehen. Hätte nicht Friedrichs Weigerung, hier zu bleiben, sie ebenfalls verstimmen, ihr mindestens unangenehm auffallen sollen? Aber diese Frau hat längst jedes selbstsüchtige Gefühl ausgezogen. Ich habe einen neuen Beweis davon erhalten, den ich dir bei unserm ersten Wiedersehen mittheilen will. Welch eine Frau! welch ein Gemüth! Gewiß, sie gehört jezt schon mehr als zur Hälfte dem Himmel an.

Wir waren bei dem schönsten Abend heimgegangen, unter Gesprächen, welche die Großmutter und Friedrich

mit einander führten, denn ich konnte nichts sagen; eine unüberwindliche Trauer und vielleicht auch der Gedanke, wie einsam es bald hier seyn dürfte, hatten sich meiner bemächtigt, und die Pracht der Natur, die mich umgab, konnte mich meinen schwermüthigen Empfindungen nicht entreißen. Meine Augen waren beim Nachtessen von Thränen schwer; ich glaubte, wahrscheinlich mit Unrecht, in den Mienen meiner Verwandten einem heimlichen Grolle zu begegnen, das Gefühl der Verlassenheit, das ich in der jüngsten Zeit nicht mehr so schmerzlich empfunden hatte, drang wieder auf mich ein — ich fühlte mich höchst unglücklich!

Als wir uns in unsere Zimmer zurückgezogen hatten, konnte ich mich nicht entschließen, zu Bette zu gehen; ich mußte aus der engen Zimmerluft weg, die mir die Seele einpreßte! Deßhalb schlich ich leise durch das Bibliothekzimmer auf die Altane und von dort in den Garten; du erinnerst dich wohl, wie oft uns beide da die Mitternacht gesehen hat. Als ich zu unserer Laube gekommen war, trugen mich meine Füße nicht weiter; ein mir ganz fremder Schmerz löste jede Kraft meines Wesens auf, und die ungewöhnliche Schwäche selbst beklemmte mich noch mehr. Den Kopf auf den Tisch gestützt, verlor ich mich in zahllose Träumereien und fühlte fast nicht, daß meine lange verhaltenen Thränen reichlich flossen, daß meine Brust sich krampfhaft hob, und Seufzer und leises Stöhnen sich ihr entwanden. Mir war zu Muthe, als sollte ich mich zu Tode weinen; ich mußte ihm ja verächtlich erschienen seyn, als ich mit unzarter Hand sein aufgeregtes Gemüth verlezte! Lange mochte ich so gesessen haben, denn Zeit und Raum waren nicht mehr für mich da; jezt fühlte ich meine kalte Hand von einer warmen fest gefaßt, und ehe der Schreck mir einen Schrei entreißen konnte, hörte ich eine liebe Stimme fragen: „Gott! warum weinen Sie, Pauline?" Wahrlich, glaube mir, Wilhelmine, es gibt Minuten im Leben, wo, selbst bei dem ruhigsten, leidenschaftlosesten Geschöpfe, das schmerzlich bewegte Herz jede Fessel sprengt, mit welchem Anstand und weibliche Zurückhaltung es umschlingen. Es ist vielleicht nicht gut, aber der Natur gemäß. Als Friedrich so fragte, mit weichem, fast zärtlichem Tone, da fiel alles heute Vorgegangene, alles schon lange Getragene mit betäubender Gewalt auf mich, und auch mir brach ein solcher Augenblick an. Mein Schluchzen vermehrte sich, ich vermochte den Arm nicht zurückzudrängen, mit welchem er mich umfing, mein Kopf lehnte sich an seine Brust und: „Ich habe Sie heute unvorsichtig gekränkt! vergeben Sie mir!" war alles, was ich sagen konnte. Ich fühlte mich von dem umschlingenden Arm sanft an ein Herz gedrückt, dessen heftige Schläge gegen meine Wange pochten und mir fast die Besinnung raubten. Ich hätte mich ihm entwinden sollen; liebe Wilhelmine, tadle mich nicht zu sehr, daß ich es nicht that, daß ich Alles vergaß, Himmel und Erde, daß ich es sogar duldete, als sein Gesicht sich über mich beugte, als sein Mund sich auf meine Lippen drückte. „Ich habe mehr, weit mehr gesündigt als Sie, liebe Pauline, und bedarf Ihrer Vergebung mehr, als Sie der meinigen," flüsterte er leise. „Von einem ungerechten Vorurtheile bestochen, ließ ich mich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft oft verleiten, Sie unartig und mit ungeziemender Härte zu behandeln. Sie haben meine Thorheit nachsichtig ertragen, haben mich höchstens mit größerer Kälte bestraft, und es darf Ihre kleine Neckerei von heute Nachmittag, die Sie so schön wieder gut machen, nicht mit dem Unrechte verglichen werden, das ich Ihnen that. Liebes Mädchen," fuhr er fort, indem er sich neben mich sezte und mich, als ich mich ihm entziehen wollte, noch fester an sich drückte, „dürften alle Mißverhältnisse zwischen uns sich so sanft lösen, möchte die Scheidewand fallen, die mich von Ihnen trennt, möchte ich sagen dürfen: meine Pauline!"

Diese Worte, die Leidenschaft, mit welcher er sprach, ließen mich auf einmal wieder meine Lage klar ins Auge fassen. Dieses Beisammenseyn, in der Stille der Nacht, ohne daß Jemand es wußte, mit einem Manne, der mir nicht angehören konnte, seine aufgereizte Stimmung, meine Schwäche, Alles erschien mir in einem furchtbaren Lichte, und so sehr seine Aeußerungen meinem Herzen geschmeichelt hatten, so vermochte ich es doch, mich seinem Arme zu entziehen und ihm ruhig eine freundliche gute Nacht zu sagen. „Ich habe kein Recht, Sie zurückzuhalten, Pauline," sagte er mit traurigem Tone, „und muß überall geschehen lassen, was ich nicht ändern kann, ohne aufzuhören, eines schönern Glückes würdig zu seyn. Aber bei der Heiligkeit dieser Stunde, die mir nie wiederkehren wird, beschwöre ich Sie, zu glauben, daß keinem Menschen auf Erden Ihr Glück wichtiger ist, als mir. Bald werde ich auf immer von diesem Paradiese scheiden; wollen Sie mir versprechen, daß die Erinnerung an mich nicht ganz in den Hintergrund treten soll, daß Sie in den Armen eines Glücklichern zuweilen meiner und dieser Minute gedenken werden?" Welches weibliche Herz hätte diesen weichen und doch so innerlich kräftigen Worten widerstehen können? Ich vermochte es nicht, Wilhelmine! Mein Gesicht beugte sich über seinen Kopf, meine Hand fügte sich in die seinige und ohne Laut sprach ich das Gelübde aus, seiner ewig — unwandelbar zu gedenken! Dann trugen meine zitternden Füße mich in mein Zimmer, wo ich nicht schlief, und erst mit Anbruch des Tages hörte ich ihn zurückkehren. — Komm zu mir, liebe Wilhelmine, komm zu mir! und laß mich an deinem Herzen leise sagen: Armer Friedrich! arme Pauline!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Entthronte Schriftsteller.

Man könnte eine lange Liste von Schriftstellern entwerfen, welche seit der Julirevolution literarisch untergegangen sind, nachdem sie vorher durch Talent, Beharrlichkeit und sogar Kühnheit geglänzt hatten. Für diese ist die politische Revolution zugleich eine geistige gewesen und hat ihren Thron umgestoßen, so gut als den Karls X. Zu diesen Schriftstellern gehört vorzüglich de Pradt, der ehemalige Erzbischof, welcher den Höfen Europa's mit seinen geistreichen Flugschriften über politische Begebenheiten und mit seinen Aufsätzen in den Zeitschriften so viel zu schaffen machte, daß sie es zuweilen weit bequemer fanden, dieselben zu proscribiren, als zu widerlegen. Während der Restaurationszeit war er der eifrigste Schriftsteller für Verfassung und Staatsrecht und der witzigste Bekämpfer alles politischen Unfugs der Macht oder der Mächte. Man hätte denken sollen, nach der Julirevolution werde er triumphirend hervortreten und in eben dem Sinne zu kämpfen fortfahren; aber die Belgier haben ihm die Pension genommen, die er zuvor wegen Abtretung seines ehemaligen Erzbisthums bezog; der Mann ist mürrisch geworden, hat einen Groll wider die Parthei der Bewegung gefaßt, sie einigemal in den Zeitungen ausgescholten und ist dann von dem politischen Schauplatze verschwunden. Es heißt, er lebe auf seinem Gute in Auvergne und treibe Landwirthschaft mit eben so vielem Eifer, als er zuvor Politik trieb. Seine Schriften sind in der öffentlichen Meinung sehr gefallen, zumal die meisten nur auf vorübergehende Tagesbegebenheiten berechnet waren, und man kann sie bei den Büchertrödlern wohlfeil kaufen. Es ist Schade um den vielen darin verschwendeten Witz. Es ließen sich vortreffliche Stücke daraus ziehen und zusammenstellen. Ein anderer Auvergnate und Landsmann de Pradts, Graf Montlosier, hat kein besseres Schicksal gehabt. Welch ein Aufsehen erregte dieser Mann während der Restauration durch seine Schriften wider den Jesuitengeist! welchen Einfluß hatten diese mehrmals aufgelegten Schriften auf die öffentliche Meinung! wie behutsam mußte damals ihrenthalben die jesuitisch gesinnte Regierung zu Werke gehen! Nach der Julirevolution glaubte man nichts Besseres thun zu können, als daß man einen so beredten Widersacher der Jesuiten zur Pairswürde erhob. Der Mann hielt sich nun, als eine äußerst wichtige Person, für verbunden, bei allen Gelegenheiten seine Meinung zu sagen, redete bei jeder Gelegenheit und sprach so viel ungereimtes Zeug, daß man versucht war, zu fragen, ob dieser Redner eben der Montlosier sey, welcher sich früher als ein so trefflicher Ankläger der Jesuiten gezeigt hatte. Seine Schriften sind noch tiefer gesunken, als die des Abbé de Pradt, und alle Bücherbuden sind mit Exemplaren seiner sogenannten Mémoires überschwemmt. Wer hätte nicht glauben sollen, der Dichter Barthélemy, der in den lezten Jahren der Restauration mit seinem Freunde Méry einen so großen Aufschwung genommen hatte, werde stets in der französischen Dichtkunst ein Stern erster Größe bleiben, und für ihn werde die Julirevolution erst den Anfang einer ruhmvollen Laufbahn bezeichnen, zumal er noch in der vollen Jugendkraft stand? Allein der junge Dichter hat es sich einfallen lassen, umzusatteln und aus einem unabhängigen, freisinnigen Dichter ein ministerieller Dichter zu werden, und mit einemmale hat er selbst das Gebäude seines Ruhms umgestürzt.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, September.

(Beschluß.)

Die Russen in Paris.

Der Kaiser belohnte reichlich, sowohl die russischen Offiziere, als die der Alliirten, deßgleichen zeichnete er auch manche französische Beamten aus. Einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs drang aus dem Supplikantenhaufen im Audienzzimmer des Chefs des Generalstabs auf den Kaiser zu und rückte, nach vielen schimmernden Phrasen, endlich mit dem Wunsche heraus: „La moindre décoration russe me rendra heureux.“ Außer den verliehenen Ordenszeichen wurde noch auf kaiserlichen Befehl Geld zur Vertheilung unter die Armen den Kirchspielsgeistlichen zugestellt. Eines Tages opferten die Pariser Wechsler zum Besten unserer Verwundeten achttausend Franken, die sie durch den Austausch russischer Assignate gewonnen hatten. Der Kaiser bezeugte ihnen seinen Dank, theilte den Betrag in vier Theile, von denen er ein Viertel für die Russen behielt, den Rest aber den Oesterreichern, Preußen und Franzosen zustellte.

Unvergeßlich bleibt der Ostersonntag, an dem wir ein Festgebet auf dem Platze Ludwigs XV. anstellten. Zur Verrichtung des Gottesdienstes war ein Altar da errichtet, wo einst ein Blutgerüste ragte. Vom frühen, schönen Morgen an standen unsere Truppen in den Gassen und auf den Plätzen aufgestellt, und unübersehbare Volkshaufen bedeckten diese, so wie den anstoßenden Garten der Tuilerien und die elysäischen Felder. Der Kaiser, von einer Menge von Fremden begleitet, unter denen auch einige französische Marschälle und Generale, ritt an den Truppen vorüber, und als er auf dem Platze, wo der Gottesdienst vollzogen werden sollte, angekommen war, beugte er mit Allen, die ihn umringten, die Knie da, wo zwanzig Jahre zuvor das Blut eines edeln Fürsten unter den Händen entmenschter Wütheriche floß. Stets beflügelt das Gebet die Seele; allein mit unaussprechlichen Gefühlen durchdrang es uns, als wir unsern Dank zu dem Höchsten im Herzen von Paris emporsandten. Dieser Tag war die Feier der Frömmigkeit Alexanders. In alten und neuen Zeiten sind Reiche erobert worden, allein noch kannte man kein Beispiel, daß der Sieger, mitten in der von ihm entzückten Hauptstadt, sich nur ein Werkzeug der Vorsehung genannt und ihr allein sein Waffenglück in Demuth zugeschrieben hätte. Nach Beendigung des Gebets wurden die russischen Kanonen gelöst; der Donner des Geschützes, der plötzlich nach der tiefen Stille des Gebets einfiel, brachte eine allgemeine, tiefe Erschütterung hervor.

Wir schließen diese Auszüge mit nachstehendem, unter den Beilagen des Buches angeführten Artikel des Journal des Débats vom 28sten April 1814.

„Wir hörten junge russische Offiziere am Tage ihres triumphirenden Einzugs in Paris von der langen Reihe der Waffenthaten, die ihren Zug von den Ufern der Moskwa bis zu denen der Seine bezeichnet, wie von einem Vorgange reden, bei dem sie der Finger Gottes geleitet habe, ohne daß sie sich einen andern Ruhm beilegten, als den, daß er sie zu Rüstzeugen seiner Barmherzigkeit auserkoren; und dieses Alles mit einer Seelenruhe und in so einfachen und leutseligen Ausdrücken, daß man diese Sprache Anfangs für die ausgesuchteste Artigkeit zu halten versucht war. Allein sie zeigten uns zugleich eine silberne Denkmünze, die Alle, vom lezten Soldaten bis zum höchsten Offizier, auf der Brust tragen. Die Hauptseite zeigt das Sinnbild der Vorsehung, die Kehrseite in russischer Sprache den Bibelspruch: „Non nobis, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam.“ (Ne nam, ne nam! a Imeni Twoemu!)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. September 1833.

La même fermeté qui sert à résister à l'amour sert aussi à le rendre violent et durable.

Larochefoucault.

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Daß du mich nicht verrathen haben konntest, mein Freund, wußte ich, ehe ich deinen Brief erhielt und bevor mir eine Aufklärung in dieser Sache wurde. Alles, was du sonst noch Räthselhaftes schreibst, daß dir ein Theil der Verhältnisse bekannt gewesen sey, daß du dich jedoch durch die wichtigsten Gründe bewogen gefühlt habest, mir diese Mitwissenschaft zu verschweigen und mich ganz frei handeln zu lassen, das alles wollen wir einstweilen dahingestellt seyn lassen, denn mein Gemüth ist zu sehr bewegt, mein Herz zu peinlich zerrissen, als daß ich mich jezt damit abgeben könnte, solche Dunkelheiten aufzuklären. Ich will dir trauen, Kurt, wie du es begehrst, wie ich in den Tagen der fröhlichen Jugend mich oft willenlos der Leitung meines ältern, weisern Freundes dahingab. Ich könnte ja in der Minute, wo ich im Begriffe stehe, jedem Glücke meines Lebens, der heitersten Gegenwart und der seligsten Zukunft zu entsagen, nicht auch noch den Freund meines Herzens verlieren, ohne zu verzweifeln. Laß mich darum die Augen schließen über alles, alles, was mich von dir trennen könnte.

Ich habe dir in meinem lezten Briefe geschrieben, daß meine Großmutter Vorbereitungen treffe, uns in ihrem Hause einen Ball zu geben, weil, wie sie in ihrer heitersten Laune sagte, sie ihre Enkelkinder einmal tanzen sehen wolle. Du magst dir vorstellen, wie wenig ich bei meiner Gemüthsstimmung, und besonders seit jenem Vorfalle mit Paulinen, der entzückende und quälende Ahnungen zugleich in mir empor keimen ließ, zu einer solchen Freude aufgelegt war. Aber wie hätte ich das Vergnügen der liebenswürdigen Matrone stören mögen, die, das eigene Alter und ihre Bequemlichkeit vergessend, so herzlich froh mit den Fröhlichen zu seyn versteht. Ich gab mich zu Allem hin und verbarg meine Leiden, meine Entschlüsse tief in der wunden Brust. So kam der Tag heran, der zu dem Feste bestimmt war. Ich wollte denselben vorüber gehen lassen, ehe ich meiner Großmutter den Plan meiner Entfernung aus dem Vaterlande und meiner wahrscheinlichen Ansiedlung auf dem Schauplatz meines ersten Jugendlebens mittheilen würde, und ließ nun noch jeden wehmüthig schönen Eindruck in meine Seele dringen. Mehr als in der lezten Zeit gönnte ich mir den Genuß unseres Familienlebens, der innigen, heiteren Liebe, die mir überall entgegen kam; ich sog gleichsam das Glück, das ich verlassen sollte, mit vollen Zügen in mich, damit

die Erinnerung an diese seligen Tage, in denen der herbste Schmerz mit der höchsten Wonne sich vereinigte, durch meine ganze öde Zukunft hinreichen möge. Ich half bei den Anordnungen des Festes, dessen Einrichtung so geschmackvoll war, wie alles, was aus meiner Großmutter Phantasie hervorgeht; ich vermied kein Zusammentreffen mit Paulinen, die mit so unbegreiflicher Kraft sich beherrschte, so gleichmüthig schien, daß ich meine Vorstellungen von dem Zustande ihres Herzens bald als Eitelkeit angesehen haben würde, wenn nicht zuweilen ein an sich unbedeutender Umstand meine — soll ich sagen, meine Hoffnungen? — wieder angefacht hätte.

Vorgestern, an dem Tage des Balles, konnte ich es indessen nicht mehr im Hause aushalten; es schien mir, als sey dieser Abend, an welchem ich, meinem bessern Gefühle zum Trotz, mit Paulinen Brust an Brust durch die Reihen fliegen und sie mir als die Meinige wenigstens vorstellen wollte, der Scheidepunkt meines Lebens, als gebe es darüber hinaus für mich keine Zukunft mehr. Schon Vormittags entfernte ich mich mit dem Bedeuten, daß ich wahrscheinlich erst heim kommen werde, wenn meine Gegenwart zum Empfang der Gäste nothwendig sey. Meine Großmutter, die gewiß einen Theil dessen, was in mir vorgeht, durchschaut hat, und deren Zärtlichkeit sich mit jedem Tage erhöht, sah mich bedeutend an, und ihr Blick hat das Eigenthümliche, daß er plötzlich alle verhehlten und zurückgedrängten Empfindungen in Bewegung bringt; ich beugte mich auf ihre eine Hand, um meine Gefühle nicht allzu sichtbar werden zu lassen, sie legte sanft die andere auf meinen Kopf und sagte mit leisen Tönen: „Friedrich! in dem eignen Willen muß der Mensch seinen Frieden suchen und dann ruhig dem Schicksal, das es oft besser mit uns macht, als wir meinten, die Lösung des Knotens überlassen. Thue auch Du dem also und verliere die Kraft Deiner Seele nicht in weichen Träumereien!“ Diese Worte, deren Wahrheit ich in der innersten Tiefe meines Wesens fühlte, begleiteten mich auf meinem einsamen Spaziergange. Es ist seltsam, welche Gewalt die ruhige und doch so zarte Haltung dieser Frau auf ihre Umgebungen ausübt, und wie man sich kräftiger, besser, zu allem Guten aufgelegter fühlt, wenn man in ihr mildes, freundliches Auge geblickt, wenn die Seele ihre gehaltvollen Worte in sich aufgenommen hat. Mein Wille sollte mir Frieden bringen! Ich beschloß also, durch keine Unvorsichtigkeit, und könnte sie mir auch die Ueberzeugung des höchsten Glückes meiner Liebe erwerben, Paulinens Ruhe zu gefährden, und erst an dem namenlosen Schmerz, den mir dieser Vorsatz verursachte, fühlte ich, wie groß und wie unheilbringend meine Erwartungen gewesen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Napoleons.

(Fortsetzung.)

Hundert und fünf und neunzigster Brief.

Mittwoch Mittags, 1809.

Eugen sagte mir, du seyest gestern ganz traurig gewesen, *) das ist nicht gut, meine Freundin; das ist gegen dein Versprechen. Es war mir höchst langweilig, die Tuilerien wieder zu sehen; **) dieser große Pallast schien mir leer und ich fand mich dort isolirt. Adieu, meine Freundin; lebe wohl.

Zweihundert und vierter Brief.

Trianon, den 17ten Januar 1810.

Meine Freundin, d'Audenarde, den ich dir diesen Morgen geschickt habe, sagt mir, du habest keinen Muth mehr, seitdem du in Malmaison bist. Und doch ist dieser Ort ganz voll von unsern Empfindungen, die niemals sich verändern können und dürfen, wenigstens von meiner Seite. Ich habe großes Verlangen, dich zu sehen, aber ich muß versichert seyn, daß du stark bist, nicht schwach, wie bisher; ich bin es auch ein wenig, und das verursacht mir eine höchst widerwärtige Empfindung (cela me fait un mal affreux). Adieu, Josephine, gute Nacht. Wenn du an mir zweifeltest, so würdest du sehr undankbar seyn.

Zweihundert und eilfter Brief.

(Nach Elisée-Napoleon.)

Den 19ten Februar 1810.

Meine Freundin, ich habe deinen Brief erhalten. Ich wünsche dich zu sehen; doch die Reflexionen, die du machst, können wahr seyn. Es könnte vielleicht einige Inkonvenienzen haben, wenn wir uns während des ersten Jahrs unter Einem Dache zusammen fänden. Indessen ist Bessieres Landhaus zu weit entfernt, um an demselben Tage wieder zurückzukehren; ***) auf der andern Seite habe ich ein wenig Schnupfen, und bin nicht sicher, ob ich hingehe. Adieu, meine Freundin.

(Wir schalten hier ein Schreiben Josephinens ein, datirt aus Navarra vom 19ten April (also nach der Vermählung des Kaisers mit Marie Luise, die bekanntlich am 11ten März Statt hatte, geschrieben), damit die darauf sich beziehende Antwort Napoleons verstanden werde.

Sire!

Ich habe durch meinen Sohn die Versicherung erhalten, daß Eure Majestät meine Rückkehr nach Malmaison genehmigen und mir die Vorschüsse haben bewilligen wollen,

*) Josephine nebst ihrer Tochter speisten zwei Tage vorher bei Napoleon in Trianon.

**) Nach der Rückkehr von Trianon.

***) Josephine hatte früher die Absicht, bei Bessieres zu speisen, und an demselben Tage wieder zurückzukehren und in Paris zu übernachten.

die ich mir zur Herrichtung des Schlosses von Navarra erbeten habe. Diese zweifache Gunst, Sire, beseitigt großentheils die Unruhe, ja die Besorgnisse, welche das lange Stillschweigen Eurer Majestät mir eingeflößt hatte. Ich befürchtete, ganz aus Ihrem Andenken verbannt zu seyn; ich sehe, daß ich es nicht bin, und so bin ich jezt weniger unglücklich, ja so glücklich, als ich es künftig seyn kann. Ich werde, da Eure Majestät nichts dagegen haben, am Ende des Monats nach Malmaison gehen. Ich würde, ich muß es Ihnen sagen, Sire, von der Freiheit, welche Ew. Majestät mir in dieser Beziehung lassen, nicht so bald Gebrauch gemacht haben, wenn die Wohnung in Navarra nicht wegen meiner Gesundheit und der der Personen meines Hauses dringende Reparationen verlangte. Meine Absicht ist, in Malmaison ganz kurze Zeit zu verweilen; ich werde mich bald von dort entfernen, um ins Bad zu reisen. Doch können, so lange ich in Malmaison bin, Ew. Majestät versichert seyn, daß ich dort so leben werde, als wäre ich tausend Meilen von Paris entfernt. Ich habe ein großes Opfer gebracht, Sire, und ich fühle jeden Tag mehr die Größe desselben. Doch dieses Opfer wird das seyn, was es seyn muß, es wird vollständig von meiner Seite seyn. Eure Majestät werden in Ihrem Glücke durch keine Klagen gestört werden.

Meine Wünsche für das Glück Eurer Majestät werden nie aufhören. Es könnte seyn, daß ich selbst den Wunsch hegte, Sie wieder zu sehen; doch können Ew. Majestät versichert seyn, daß ich stets Ihre neue Lage respektiren werde. Ich werde sie stillschweigend respektiren; vertrauend den Gesinnungen, mit denen Sie mir einst zugethan waren, werde ich zu keinem neuen Beweis derselben Veranlassung geben; ich werde Alles von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrem Herzen erwarten.

Nur Eine Gnade erbitte ich mir von Ew. Majestät, und sie besteht darin, daß Sie geruhen mögen, selbst ein Mittel zu ersinnen, um sowohl mich als meine Umgebungen manchmal zu überzeugen, daß ich immer noch einen kleinen Platz in Ihrem Andenken und einen großen in Ihrer Achtung und Ihrer Freundschaft einnehme. Dieses Mittel, worin es auch bestehe, wird meine Leiden mildern, ohne daß dadurch, wie mich dünkt, das, was mir vor Allem am Herzen liegt, das Glück Eurer Majestät, einer Gefahr ausgesezt würde.)

Zweihundert und dreizehnter Brief.

(Nach Navarra. Antwort Napoleons auf das vorhergehende Schreiben.)

Compiègne, den 21sten April 1810.

Meine Freundin, ich habe deinen Brief vom 19ten April erhalten; er ist in einem schlechten Style geschrieben. Ich bin stets derselbe; Leute meines Gleichen verändern sich niemals. Ich begreife nicht, was Eugen mag gesagt haben. Ich habe dir nicht geschrieben, weil du mir nicht geschrieben hast, und weil ich zu allem, was dir angenehm seyn kann, gern bereit bin.

Mit Vergnügen sehe ich, daß du nach Malmaison gehst und daß du zufrieden bist; ich werde es gleichfalls seyn durch Nachrichten, die ich von dir erhalte und die ich dir von mir gebe. Ich sage nichts weiter, bis du dieses Schreiben mit dem deinigen verglichen hast, und dann magst du selbst urtheilen, wer der bessere Freund des andern ist, du oder ich. Adieu, meine Freundin, lebe wohl und sey gerecht gegen dich und gegen mich.

(Hierauf erfolgte nachstehende Antwort ohne Datum: Tausend, tausend herzlichen Dank, daß du mich nicht vergessen hast. Mein Sohn hat mir deinen Brief überbracht. Mit welcher Begierde habe ich ihn gelesen, und doch brauchte ich viel Zeit dazu; denn es ist nicht ein Wort darin enthalten, das mir nicht Thränen entlockte; aber diese Thränen waren so süß! Ich habe mein Herz ganz wiedergefunden, und so, wie es immer seyn wird; es gibt Empfindungen, die das Leben selbst sind und die nur mit ihm endigen können. — Ich würde verzweifeln, wenn mein Brief vom 19ten dir mißfallen hätte; ich erinnere mich nicht mehr ganz der Ausdrücke, aber ich weiß, welch ein höchst peinliches Gefühl ihn eingegeben hatte: es war der Kummer darüber, daß du mich ohne Nachrichten ließest. — Ich schrieb dir bei meiner Abreise von Malmaison, und wie oft wollte ich nicht seitdem an dich schreiben! Allein ich begriff die Ursache deines Stillschweigens, und ich fürchtete, zudringlich zu seyn, wenn ich schriebe. Dein Brief war Balsam für mich. Sey glücklich, sey es ganz, wie du es verdienst; mein ganzes Herz spricht zu dir. Du hast mir ja auch mein Theil Glück gegeben, und ich fühle es lebhaft, dieses Glück: nichts kann für mich höhern Werth haben, als ein Beweis deines Andenkens. Adieu, mein Freund; ich danke dir eben so zärtlich, wie ich dich ewig lieben werde.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Entthronte Schriftsteller.

Man achtete Barthélemy hoch, als er, ein einzelner Mann, auf die bloße Volksgunst gestüzt, dem mächtigen Villèle oder Peyronnet Troz bot und sich ihrer Werfolgung bloßstellte. Alle Achtung für ihn ist fort, seitdem man ihn im Verdacht hat, aus Gewinnsucht sich von der Volkspartei getrennt zu haben. Aus dem, was er jezt dichtet, leuchtet immer noch Dichterfeuer; allein man argwohnt immer, es werde von der Polizei angefacht, und dieser Argwohn verdirbt dem Publikum den Genuß an den Geistesprodukten Barthélemy's; es steht zu befürchten, daß es ihm nie gelingen wird, sich wieder zu dem hohen Standpunkte in der öffentlichen Meinung emporzuschwingen, worauf er in der lezten Zeit Karls X. stand. Auch Salvandy hat sich nicht auf der Höhe erhalten können, wohin er sich vor der Julirevolution geschwungen hatte. Anstatt wie zuvor der Führer der freisinnigen Welt zu seyn, ist er unerwartet mit einer Flugschrift aufgetreten, worin er seine vorigen Gesinnungen zu verläugnen scheint. Eine andere Klasse in der öffentlichen Meinung

herabgesunkener Schriftsteller bilden die ehemaligen Napoleonschen Journalisten, die unter dem Kaiserthum als klassische Schriftsteller verehrt und reichlich besoldet wurden und unter der Restauration als Oppositionsmänner und verfolgte Schlachtopfer eine Art von Popularität erlangt hatten; dahin gehören Jouy, Arnault, Jay, Tissot und auch Etienne, wiewohl letzterer, da er wirklich ein talentvoller Schriftsteller und gewandter Redner ist, noch am wenigsten von allen in den Augen des Publikums verloren hat. Diese Herren haben sich zu jeder Zeit gut durchzuhelfen gewußt. Während des Kaiserthums priesen sie den mächtigen Herrscher, dichteten sein Lob in schwerfälligen Alexandrinern, oder kommentirten die Bülletins der großen Armee in den Zeitungen, und hatten dabei bequeme und einträgliche Stellen. Nach dem Sturze des Kaiserthums fiel alles dieses weg; allein sie wußten sich bald eine neue Bahn zu brechen, sie legten Zeitungen und Zeitschriften an, priesen Freiheit und Kaiserthum zugleich, obschon beides nicht wohl zu vereinigen war, und je mehr sich die Bourbonsche Regierung es angelegen seyn ließ, das Kaiserthum zu verschreien und die Erinnerung an die vielen Siege desselben zu verwischen, desto emsiger stellten jene Herren diese Begebenheiten dem Publikum wieder vor Augen. Ihre Zeitschriften hatten vortrefflichen Absatz, und sie zehrten gemächlich während fünfzehn Jahren von den Napoleonschen Feldzügen. Die Revolution von 1830 veränderte plötzlich ihre Stellung. Alles, was sie unter der Bourbonschen Regierung erlitten oder nicht erhalten hatten, wurde ihnen nun zu gute gerechnet. Sie ließen sich von der jetzigen Regierung belohnen und anstellen, und wurden zum Theil ihre Lobredner in den Zeitungen; aber ihr Ansehen ist dahin. Die jungen Schriftsteller, welche unterdessen aufgekommen und von dem Kaiserthum nicht so außerordentlich eingenommen sind, machen sich auf Kosten des Imperialistenstyls jener Herren lustig und bezeugen gar keine Achtung vor den klassischen Trauerspielen und den sonstigen Dichtungen derselben. Jouy hatte sich während der Restauration einen neuen Ruf durch seinen Ermite de la chaussée d'Antin erworben; allein anstatt sich damit zu begnügen, hat er das Ermitenwesen ganz ausbeuten wollen, und die Fortsetzungen sind mittelmäßig ausgefallen. Zuletzt hat er den unglücklichen Einfall gehabt, seine bänderreichen Werke sammeln zu wollen; diese Sammlung ist aber mißrathen. Jay, der sonst gute Journalartikel schrieb, aber nie ein bedeutendes Werk zu Tage förderte, hat sich zum Deputirten ernennen lassen und ist seitdem ein eifriger Anhänger des Ministeriums. Etienne ist Vizepräsident der Kammer, und obschon auch er dem Ministerium zugethan ist, so weiß er doch einen Schein von Unabhängigkeit beizubehalten; ein Beweis, daß er gewandter ist, als die Andern. Alle sind Akademiker geworden. Arnault, Jay und Jouy unterlassen nimmer in ihren akademischen Reden, so oft sich die Gelegenheit darbietet, gegen die Romantik sich zu ereifern und dem sogenannten klassischen Geschmacke zu huldigen; dieß gibt aber den jungen Schriftstellern nur Gelegenheit, sich über die imperialistischen Redner lustig zu machen. Noch ein Mann hat seit den letzten drei Jahren in der öffentlichen Achtung viel verloren, nämlich Cousin, der Professor der Philosophie. So lange er noch Philosophie vortrug, hatte er einen außerordentlichen Zulauf; die Pariser verstanden seine philosophische Sprache nicht recht; allein da er fließend sprach und mit einem gewissen poetischen Feuer seine Vorträge hielt, so vermutheten sie, es stecke viel, sehr viel dahinter. Er kannte auch sein Publikum sehr gut und war so klug, seinen Vorträgen manchmal einen politischen Anstrich zu geben; man wußte es ihm Dank, daß er dem von der Regierung damals stark begünstigten Obskurantismus entgegen arbeitete, und die Regierung that ihm die Ehre an, seine Vorträge für sehr gefährlich zu halten, und zwar für eben so gefährlich, als Guizots geschichtliche Vorlesungen. Das Publikum betrachtete ihn als einen Verfolgten. Alles dieses hat sich seit der Julirevolution geändert. Die Freunde des Professors der Weltweisheit sind an das Staatsruder gekommen und haben ihn nicht vergessen. Cousin selbst hat dafür gesorgt, daß man ihn nicht übergehe, und eine Ehrenstelle nach der andern ist ihm zu Theil geworden. Einem Philosophen hätte man es nicht zugetraut, daß er nach zeitlichen Gütern so lüstern seyn könnte, und seitdem er Pair de France, Generalinspektor der Universität, Akademiker und ich weiß nicht, was sonst noch ist, hat sein philosophischer Ruf bedeutend abgenommen. Auch über ihn pflegen die kleinen Tageblätter zu witzeln, und sogar in den größern wird ihm zuweilen sein Ehrgeiz hart vorgeworfen. Man bestreitet ihm sogar die Autorschaft einiger seiner Schriften, und findet Grund zum Tadel, wo man sonst nur zu loben hatte. Cousin aber erwidert nichts auf alle diese Sticheleien und Vorwürfe, sitzt ruhig in seiner Glorie als Pair de France, und in dieser Hinsicht wenigstens zeigt er die Langmuth eines stoischen Philosophen. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 227:
Das Eis.

Räthsel.

Vom Himmel kam mit schnellen Schritten
Auf Erden eine Pilgerin,
Gab sich zum Dienst dem Menschen hin,
Der ohne sie sich lang gelitten;

Dient ihm im Keller, in der Küche,
Als Freundin Abends und bei Nacht,
Zieht, wenn er sie dazu gebracht,
Aus rohem Stoff ihm Wohlgerüche.

Sie plaudert freundlich am Kamine
Und küßt ihm zierlich seine Hand:
Doch eh' er sich oft umgewandt,
Verändert sie die süße Miene.

Sie reißt ihm weg den Vorhang plötzlich,
Und tobt und lärmt durch's ganze Haus,
Sucht sich die beste Nahrung aus,
Und frißt, und frißt, und wächst entsetzlich;

Da steht sie, wie ein mächt'ger Riese,
Und streckt die grimme Zung' heraus,
Schon ruft sein Ach! der Herr vom Haus,
Ob Niemand ihr den Rückweg wiese.

Doch ja, die Helfer steh'n geschäftig
Und sprühen Staub ihr ins Gesicht,
Davor besteht die Riesin nicht,
Schrumpft mählig ein und wird unkräftig.

Doch, sind die Helfer nicht vorhanden,
Zerbricht sie ihm das ganze Haus,
Zieht dann aus seinen Trümmern aus,
Und hat sich öfters unterstanden,

Der Menschen Städte zu zerstören,
Zu brechen manchen starken Thurm:
Dann sieht man sie dem wilden Sturm
Als Riesengattin angehören.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. September 1833.

Noch immer im Strahle
Des Mondes begegnen
Mir Schattengebilde
Der Zeiten, sie flohn.
Ich hasche beim Saume
Des Aethergewandes
Die Zaubergestalten
In schmerzlicher Lust.

Matthisson.

Die Heidelberger Ruine.

Von Nikolaus Lenau.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich weht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Rauscht der Wehmuth leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zur Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen,
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann ein Grollen nicht verhüten:
Ob sie holde Düfte weh'n,
Und mit stillem Zauber seh'n,
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den frohen Zug,
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl,
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet,
Fest die Freude hält im Arm,
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt, und Thränen viel vergießet,

Auf der Thaten kühnen Fechter
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier wacht noch eine Seele:
Sey gegrüßt in deinem Strauch,
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüthen schaut
Eine strenge Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen,
Treu zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte leises Rauschen.

Die der Tod dahin genommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schaar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer hingeschwundnen Freuden.

An den blüthenvollen Zweigen
Sammelt sich der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stummen Reigen;

Und sie streifen, und sie drängen,
Sänger, dir allein bewußt,
Deine weiche, warme Brust
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh' ich niederschauern;
Die mein Kummer roh und kalt
Gegen ihre Schwestern schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr schwellend Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Das Landhaus der Grossmutter.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich lange herumgetrieben; fünf Uhr hatte schon geschlagen, als ich durch die Anlagen, welche die Strohhütte am See umgeben, zurückkam. Die Thüre des Häuschens stand offen, eine Anwandlung von Neugierde trieb mich hinein. Da sah ich eine elegante, weiß gekleidete weibliche Figur am Fenster stehen und aufmerksam über den See hin blicken. Es war augenscheinlich eines der zum Balle geladenen Frauenzimmer. Ich wollte mich leise zurückziehen, aber indem ich den Schritt über die Schwelle wieder hinaus that, wandte sich die Gestalt um: bekannte — ach, ehemals sehr theure Züge schauten mir entgegen — Ulrike Walter stand vor mir!

Sie war ohne Zweifel so überrascht, und wenigstens so verlegen, als ich; eine brennende Röthe goß sich ihr über Gesicht und Hals, mir schien, sie schwanke, und ich fühlte mich berufen, das Peinliche dieses unvermutheten Zusammentreffens für sie und mich zu mildern. Mit freundlicher Zuvorkommenheit begrüßte ich sie, bot ihr die Hand, führte sie zu dem Kanapee, und ehe wir es uns versahen, saßen wir so neben einander, wie wir einige Minuten vor unserer Trennung gesessen hatten. Diese Erinnerung mochte sich mit einem Male in uns regen, denn beide seufzten zugleich, und die Augen zu Boden schlagend, sannen wir stille unserm Verhältnisse nach. Ich faßte mich zuerst wieder und betrachtete sie von der Seite. Sie ist schön, viel schöner als sie war. Die Blumenknospe ist aufgeblüht und steht in vollkommener Fülle da. Sie ist mehr noch als schön, sie ist liebenswürdig und gut, das hat sie in der schwierigen Stellung erprobt, in der sie sich befand, und welche manche Andere zu falschen Schritten hätte verleiten können. Dennoch kann sie mir Paulinen niemals ersetzen, das habe ich tief, schmerzlich gefühlt in dieser Stunde, die mir als ein Bild unserer Zukunft gelten mußte, und wenn ich sie als Freundin werth halten kann, so ist und bleibt doch Pauline ewig die einzige Geliebte meines Herzens! Um uns beiden zu einem leidlichen Verhältnisse zu helfen, bezeugte ich ihr meine Verwunderung, sie hier, allein, und augenscheinlich zu dem Feste geputzt zu finden, das meine Großmutter zu geben im Begriffe stehe. „Fräulein Pauline, in deren Gesellschaft ich hieher gekommen bin, ist vor einem Augenblicke abgerufen worden," erwiderte sie, erst mit zitternder Stimme, die aber allmählig fester wurde, „und ich dachte ihre Rückkunft da zu erwarten. Dieser Raum enthält so viele liebe Erinnerungen für mich," setzte sie hinzu, indem sie rings um sich blickte; „ich war hier ein recht glückliches Kind." — „Sie? hier?" fragte ich erstaunt; „sind Sie denn schon jemals hier gewesen?" — „Bis in mein zwölftes Jahr wohnte ich in

diesem Häuschen mit meiner seligen Mutter," erwiderte sie und ihr Auge füllte sich mit Thränen; „Frau von Elmendingen hatte ihr, einer unglücklichen, verlassenen Wittwe, einen stillen Aufenthalt in ihrer Nähe eingerichtet, sie lebte hier verborgen und ruhig, und starb in den Armen ihrer Wohlthäterin in diesem kleinen Nebenzimmer. Die Geister meiner Kindheit umwehen mich, so oft ich die liebe Wohnung betrete, und mir ist dann, als höre ich noch den Segen der scheidenden Mutter, deren treue Sorgfalt in Frau von Elmendingen übergegangen ist." Immer noch kreuzten sich meine Ideen verworren und undeutlich, immer noch begriff und verstand ich nicht. Beinahe hätte ich gefragt: war denn nicht Ihr Vater der unversöhnliche Feind meiner Großmutter? Doch faßte ich mich so gut ich konnte und schob die nicht viel klügere Frage ein: „Warum haben Sie mir nie etwas von Ihrem Verhältnisse mit meiner Großmutter gesagt?" — „Lieber Gott!" sagte sie, „wußte ich denn, daß Frau von Elmendingen Sie so nahe anging? Sie haben nie etwas von Ihrer Großmutter gegen mich erwähnt, ich aber sprach Ihnen oft von der Freundin meiner Mutter, die für mich sorgte, die ich für eine Verwandte meines Vaters hielt und beinahe nur unter dem Namen der Großmutter kannte, wie sie uns allen hieß. Seit wir uns nicht sahen," fügte sie hinzu und ihre Augen suchten neuerdings den Boden, „ist meine Muhme, welcher eine Pension für mich bezahlt wurde, gestorben, Frau von Elmendingen berief mich in die Schweiz zurück, zog es aber, aus Ursachen, die mir unbekannt sind, vor, mich in einer liebenswerthen Familie in R*** unterzubringen, von wo ich oft hieher zum Besuche komme und wo mir meine Wohlthäterin es an nichts fehlen läßt, was mein Leben angenehm machen kann. Dieser edlen Frau," begann sie nach einer Pause in immer steigender Begeisterung, „verdanke ich alles, was ich habe und bin; meinen Unterhalt, meine Erziehung, die Bildung meines Geistes und Herzens, meinen Glauben, meine Hoffnungen, die mich in keiner Lage sinken lassen werden, und was noch weit unschätzbarer ist, ich danke ihr ein Beispiel von stiller Größe, von erhabener Tugend, von anspruchloser Menschlichkeit und Güte, von edler Lebensweisheit, das hoffentlich nicht vergebens mir so nahe gestanden haben soll!"

Jezt fiel es wie Schuppen von meinen Augen und ich schämte mich, ja Kurt! ich schämte mich recht herzlich meiner Verblendung und des Wahnes, den ich, troß Monatelanger Erfahrung, über den Charakter meiner Großmutter festgehalten hatte. Dieses Bewußtseyn einer tadelhaften Verblendung, eines Unrechts, über dessen Umfang eine vorurtheilsfreie Beobachtung mich längst hätte belehren sollen, erhob meinen Enthusiasmus für die wahrhaft seltene Frau zu einem Grade, daß meine Bewegung Ulriken auffallen mußte. Ihre Befangenheit stieg wieder sichtlich, die Hand, die ich in der meinigen hielt, zitterte fühlbar, und mein schwaches Herz wollte aus dieser Erscheinung schon Hoffnungen schöpfen, als sich mir noch schnell genug die Ueberzeugung gewaltsam aufdrang, daß ein Mädchen, das statt des feurigen Liebhabers nur den kälteren Freund wieder findet, in die bitterste Verlegenheit gerathen muß und keine andere Wahl hat, als sich auf das Behutsamste in den angewiesenen Schranken zu halten. Dieß klar empfindend und überdieß gestärkt, gehoben durch den Edelmuth, durch die Großartigkeit einer weiblichen Seele, die fähig war, jedes Gefühl des gerechten Hasses, der unterdrückten Liebe der Tugend zu opfern, suchte ich die Rolle eines zwar leidenschaftslosen, aber treuen Freundes, der bereit ist, jede übernommene Pflicht zu erfüllen, gegen Ulriken zu behaupten, und es gelang mir, sie zutraulich, gesprächig, ja heiter zu machen. Wir schwazten von gleichgültigen Dingen, oder doch wenigstens von solchen, die uns nicht persönlich betrafen, denn es schien, als scheue Jedes die Berührung von Gegenständen, die zu ernstlichern Erörterungen hätten führen können. Dann meinte Ulrike, es werde spät, die Gesellschaft würde wohl größtentheils schon versammelt seyn und man uns vermissen.

Genug für heute; morgen vollends der Bericht über den entscheidendsten Tag meines Lebens.

Zur Geschichte Napoleons.

(Beschluß.)

Zweihundert und fünfzehnter Brief.

(Ohne Ort und Datum, wahrscheinlich im Mai 1810.)

Meine Freundin, ich habe dein Schreiben erhalten. Eugen wird dir Nachricht über meine Reise *) und über die Kaiserin mittheilen. Ich bin ganz der Meinung, daß du ein Bad besuchest. Ich hoffe, es wird dir gut bekommen. — Ich wünsche sehr, dich zu sehen. Wenn du am Ende des Monats zu Malmaison bist, so werde ich dich besuchen. Ich denke am 30sten dieses Monats in St. Cloud zu seyn. — Mit meiner Gesundheit geht es ganz gut; es fehlt nichts, als daß ich dich zufrieden und wohl weiß. Laß mich den Namen wissen, den du auf der Reise zu führen wünschest.

Zweifle niemals an der vollen Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen dich; sie werden fortdauern, so lange ich lebe; du würdest sehr ungerecht seyn, wenn du daran zweifeltest.

(Wir bemerken zum Schlusse, daß alle übrigen Briefe an Josephinen bis zum lezten vom Jahr 1813 in demselben Geiste, wie der vorhergehende, geschrieben sind.)

*) Nach Antwerpen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, den 14ten September.

Eine Sizung der Tagsazung.

Seit der durch die französische zweite Revolution entstandenen Spaltung der Schweiz und dem Beginn des Bürgerkriegs zählt die Tagsazung nun wieder zum erstenmale alle Repräsentanten der 22 Bundesstaaten. Ich hatte mich lange darauf gefreut, die Herrn einmal beisammen zu sehen, verzichtete aber vor einem Monate so ganz auf diese Revue, daß ich eine Reise nach Sarnen und Schwyz zu machen beschloß, um daselbst der kleinen, von der großen abgerissenen Tagsazung beizuwohnen. Dieses Quinque- oder Decemvirat, welches in der lezten Zeit vor den eidgenössischen Bajonetten von Dorf zu Dorf flüchtete, war eigentlich eine Ueberall- und Nirgendsregierung, die bei ihren aristokratischen Gevattern einkehrte, und nach aufgehobenem petit souper die Kellersche Karte der Schweiz mit dem Vorschneidemesser zu einer neuen Konföderation im uralten Styl verarbeitete. Wer sich in Uri unterstand, einen Glaubensartikel der solchergestalt adoptirten Charte zu läugnen, der bekam auf der Bürgerliste ein Kreuz bei seinem Namen, welches so viel hieß, als: „Anathema!“ Es ist gar nicht zu glauben, wie sehr es die Vierwaldstädter Bauern schmerzt, daß sie jezt mit den andern Schweizern, die sie Atheisten nennen, eine und dieselbe Bundestagsbehörde haben; viel eher lassen es sich die dortigen Katholiken gefallen, mit den Protestanten Einem Gott anzugehören. Und wenn man die Sache vom Grund aus untersucht, so findet man, daß dahinter nichts steckt, als die Sucht, sich appart zu regieren und anders, wie die andern Schweizer. Die Patrizier in den Bergen hätten den Baseler und Neuenburger Herrn zu Liebe sich gewiß nicht von der Tagsazung losgesagt, wenn sie das Konferenzeln nicht bestochen und die politische Reibung nicht gekizelt hätte. Der Stachel ist nun den Hummeln ausgerissen. Sie sizen bei den nüzlichen und fleißigen Bienen und tragen, da sie einmal doch etwas thun müssen, Wachs zum Baue.

Ich komme eben die Limmat und den See herauf, wo die Alpen jezt bis auf die Vorgebirge voll Schnee liegen, da sehe ich, daß im großen Bundeshause, dessen Erdgeschoß die Schweizer Kantone en miniature im Kunstladen enthält, die Wachen unter's Gewehr treten und an allen drei Thoren salutiren und trommeln. „Was gibt's da?“ frage ich. — „Es ist Tagsazung,“ wird geantwortet. Zugleich bemerke ich über den Fluß weg, daß die Jäger an der Hauptwache ebenfalls präsentiren und wirbeln. „Was bedeutet das?“ — „Auch die Tagsazung.“ Ist es nicht recht einfältig, daß ich nun schon sechs Wochen in Zürich wohne und nicht einmal weiß, daß ein Kantonsgesandter in der Schweiz ein lebendiges Croix d'honneur ist, vor dem die Schildwachen präsentiren und die Wachen wie vor Prinzen und Fürsten herausrufen? Und das ist noch lange nicht Alles, was man von der Konföderation erfahren kann, ehe es in den Zeitungen steht, die gewöhnlich selbst nichts von ihr erfahren, als was sie gutwillig in der Bedientenstube aus der Tasche fallen läßt; denn ich war so glücklich, nach aufgehobener Tafel die Stühle zu besehen, worin vor einer Stunde die Dame Helvetia ihren Söhnen Audienz gegeben, die Stühle, sage ich, worin alle 22 Kantonsgesandten gesessen; denn es ist durchaus nicht erlaubt, den Saal zu betreten, wenn diese Stühle mit Gesandtschaften gefüllt sind. Es sind keine gewöhnlichen Stühle, sondern große, stattliche, grüngepolsterte Sessel mit dergleichen Armlehnen. Das Sizleder ist mit vergoldeten Nägeln befestigt. Sie sind in einem großen Halbkreise um einen andern ähnlichen Stuhl aufgestellt, welcher der Präsidentenstuhl heißt und auf einer Tribüne erhöht ist. Es ist sonst im Lokal nichts zu sehen, als ein großes, schlechtgemaltes Bild und ein Duzend überzählige Stühle für die Duplikate der Gesandtschaften, die sich vorräthig finden und an der Berathung nicht Theil nehmen; denn bekanntlich hat jeder Stand nur Eine Stimme. Ein zweiter Saal, dem Sizungssaal gegenüber, ist für die Ausschüsse und Kommissionsberathungen, und ein großes Zimmer im Fond für die Huissiers der Bundesstaaten und andere ständische Beamte, Zeitungsredaktoren und diplomatische Notenmacher bestimmt. Dabei ist bemerkenswerth, daß für das Corps diplomatique selbst kein Plaz angewiesen ist, so daß dasselbe, im Falle seiner gebräuchlichen Assistenz bei Eröffnung der Verhandlungen, ausnahmsweise als Publikum eingelassen wird. Die Kantonshuissiers, oder Liktoren, wie ich sie lieber nennen möchte, sind die interessantesten Erscheinungen bei der Tagsazung; denn während die Gesandten und Herren blos im schwarzen Anzuge, mit Degen und Klapphut auftreten, tragen sie einen großen Mantel mit den Nationalfarben und ein Portefeuille wie bevollmächtigte Minister. Es sieht gar nicht übel, ja sogar imposant aus, wenn sich in diesem Ornat je zwei und zwei Deputirte, gefolgt von einer solchen gravitätischen, hanswurstigen Figur, zum Bundeshause begeben, was immer zu Fuße geschieht, und nun wiederholt sich dieß 22mal auf dem Plaze, und allemal treten die Wachen heraus und präsentiren und trommeln. Dem Anschein nach hält die Schweizer Tagsazung noch fest an alter Etikette, an der Sitte von 1800; fiel doch ihren Mitgliedern noch nicht einmal ein, Ungezwungenheit im Kostüm einzuführen, was doch wohl schon der freiern Bewegung wegen zu wünschen wäre. Man stelle sich eine Versammlung von Männern vor, welche, den Degen an der Seite, den Klapphut unter'm Arm, wie die Minister im Conseilzimmer um ihren Fürsten sizend, ja weit gezwungener, debattiren, berathen, beschließen sollen! Sogar die Tische der konstitutionellen Kammern hat der Ton bis jezt verbannt, gerade als ob die Eidgenossenschaft noch Gesandte schickte, die, Schreibens unerfahren, ein Handzeichen ins Protokoll machen.

Ich habe bisher geglaubt, in einer Republik regiere es sich vom Blatt weg, und die Instrumente fallen allemal zur rechten Zeit ein, damit Melodie und Harmonie entstehe. Aber es ist nicht an dem; überall fehlt's und hapert's in den Partituren, und wenn diese auch ganz gut geschrieben sind, so sind schlechte Spielleute im Orchester. Fehlt's nicht an der ersten Violine, so fehlt's an der Bratsche, sogar an der großen Trommel kann es fehlen. Doch an dieser fehlt es hier nicht. Es wird auf sechzig Fellen, d. i. auf so viel Journalen, täglich gepaukt, und obendrein in allen Kantonen gepredigt. Man will politisch vorwärts und intellektuell zurück — aus purem Republikanismus. Der geistreiche Zschokke ist der Meinung, man müsse sich glücklich schäzen, daß man alle Köpfe wieder unter einem Hut habe; das Weitere wüßten die Götter und die Diplomaten. Nichts ohne Diplomaten!

Auflösung des Räthsels in Nr. 233:

Die Flamme.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 99 und Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Oktober 1833.

Cheruscorum regio penetrale Germaniae.
Plinius.

Wanderungen durch Altgermanien.

Die Cherusker.

Die Ubier thaten sich, wie wir im ersten Artikel dieser Wanderungen (Nr. 183) gesehen haben, nicht durch deutschen Sinn hervor. Eilen wir zu einem Volksstamme der alten Germanen, an dessen Namen sich große Erinnerungen knüpfen, zu den Cheruskern. Wir fliegen also, an keine irdischen Rücksichten gebunden, vom Taunus her durch das Land der Katten nach dem Harz. War dieses, von Nordwest nach Südost dreizehn Meilen lange, mäßig breite Gebirge der Kern des cheruskischen Landes und der Stützpunkt seiner Macht, so wüßte ich nicht, was in der Welt erklärlicher wäre, als daß es dem Volke, dem es zugehörte, seinen Namen gab. Und wenn mancher andere Name sich darbot, jener, den das waldreiche Gebirge mit seinen herrlichen Höhen und Thälern, mit seinen lautern Strömen und heiligen Hainen, mit seinen Triften und seinem Waidwerk, mit seiner Sicherheit und seiner Herrschaft über den Umkreis ihm gegeben, mußte ihm der liebste seyn und bleiben. Harz aber, oder Hart, ist ein bezeichnendes, ein alterthümliches, und schon zur Zeit Karls des Großen als Name für jenes Waldgebirge erscheinendes Wort. Aber lag denn auch das Harzgebirge im Lande der Cherusker? Um die Wohnsitze altgermanischer Völker aufzusuchen, gehen wir unstreitig am gewissesten, wenn wir den Spuren folgen, die im Laufe der Geschichte hervortreten. Es führten aber die Deutschen, nach Dio Kassius (56, 18) vom Rhein herüber den Römer Quinktilius Varus an die Weser, wie zu glauben, um stärker gegen die römische Macht dazustehen, wenn es an der Zeit war, sich gegen dieselbe für Freiheit und Vaterland zu erheben. Der Punkt, wo er sein Standlager aufschlug, war nach Dio auf cheruskischem Gebiet, allem Anschein nach auf dem linken Weserufer. *) Doch auf dieser Seite konnten die Cherusker nur wenig Land besitzen. Als später Germanikus vom Taunus aus die Katten, die Nachbarn der Cherusker, überfällt, zeigt es sich, daß ein beträchtlicher Theil des kattischen Landes über der untern Eder liegt (Tacitus, Annalen 1, 56). Hier waren also die Cherusker nicht. Zwischen der Ems und Lippe, und zwar nahe am Teutoburger Walde, wohnen in jener Zeit Brukter, wie aus dem folgenden Feldzuge des Germanikus hervorgeht (Tacitus Annalen 1, 60), und hier sind wir wieder nicht fern von der Weser. Zwischen der Ems und Elbe, zu beiden Seiten der Weser, lag nach Tacitus (Germania 36) weit von der Nordsee herein das Land der auch früher schon mächtigen Chauken. Sodann zeigten sich entschieden über ihnen von der Ems

*) Er ging προς τον Ουισουργον.

herüber noch die Angrivarier (Tacitus Annalen 2, 8 und 19). In den Kämpfen mit Germanikus treten aber die Cherusker von der rechten Seite an die Weser heran, und zwar wo das Uferland nicht mehr flach, sondern gebirgig ist. Alles verglichen, erscheint als Haupttheil ihrer Wohnsitze das schöne Harzgebirge.

Doch Harz und Cherusker — sind diese Namen wohl so ganz leicht zu vereinen? Der Versuch werde gewagt. Ein vom gewöhnlich eingeschlagenen Wege etwas abweichender wird uns hoffentlich zum Ziele führen. Daß der deutsche Laut h bei den Römern, die uns die Cherusker nennen, in ein ch übergehen konnte, ist an sich nicht unbegreiflich. Auch hat man bemerkt, daß manches Wort und mancher Name altfränkischer Mundart in lateinischer Bildung und Schrift ein ch an der Spitze trägt, während man anderwärts das ursprüngliche h an ihnen kennt. Chengisto in den malbergischen Glossen zu dem salischen Gesetz, Eccards Ausgabe, als deutsches Wort neben einem caballus, chanasuuido neben dem gallus (das wido erklärt man aus dem Gothischen für Mann); alsdann die geschichtlichen Namen Childericus, Childebertus, Chilpericus und andere dienen zum Belege, und einem jener altfränkischen Namen steht die Deutung zur Seite. Wir meinen ein Distichon aus den lateinischen Gedichten des Fortunatus, der unter dem im Jahr 584 ermordeten fränkischen Könige Chilperich lebte. Er redet eben diesen an:

Chilperice potens, si interpres barbarus adsit,
Adjutor fortis, hoc quoque nomen habes.

Chilperich wirst du genannt, o Herr, ein Chilperich bist du;
Horch ich auf fränkischen Laut, nennt er dich Helfer und reich.

Doch es fehlt dabei noch an einem geschichtlichen Anhaltepunkte, um eine Mundart mit jenem starken h in die frühe Zeit der Cherusker desto füglicher versetzen zu können. Wir glauben, dieser Anhaltepunkt ist zu finden. Wenn wir nämlich die Anfänge altdeutscher Namen gegen einander halten, die uns römische und griechische Schriftsteller von Cäsar bis Dio Kassius nennen, so zeigt sich da auf zwei Seiten etwas Eigenthümliches. Mancher Name, der aus Ländern stammt, wo uns Sueven und ihre Bundesgenossen begegnen, beginnt mit einem h. Hier haben wir Hermunduren, Haruder, Helvekonen, und um die Hertha noch ruhen zu lassen, auch der herkynische Wald wurde den Römern vom suevischen Oberrhein und der Donau her bekannt (Cäsar, gallischer Krieg, 6, 25). In dem nicht suevischen Theile Germaniens, von Norden nach Westen, ist dieß h ganz verschwunden; dagegen finden wir eine Zahl Namen, denen ein ch voransteht: Cherusker, Chauken, Chamaver, Chasuarer oder Chattuarier, Chauber, und bei Ptolemäus selbst nördliche Charuder. Dort aber, im suevischen Länderbereich, ist nirgends ein solches ch. Den Namen Hermionen, unter den Plinius wunderbarer Weise mit den Sueven und den in seiner Zeit den Römern befreundeten Hermunduren auch die Cherusker und die Katten, bei ihm Chatten, sezt, hat dieser Schriftsteller schwerlich aus dem Munde eines Cheruskers oder andern nordwestlichen Deutschen gehört. Man darf also annehmen, daß dieses ch in der Regel das stark ausgesprochene h war. Hiebei darf es nicht übersehen werden, daß die Franken, unter denen dasselbe wieder erscheint, gerade aus dem Nordwesten Deutschlands hervorgingen, und daher wohl ihr ch von da mitbrachten und beibehielten. Getrost können wir demzufolge unsere Cherusker zunächst in Herusker verwandeln. Und dieß ist die Pforte, durch die wir eingehen, um die Männer vom Harz in ihnen zu finden. Doch wie, wenn man uns, indem wir weiter schreiten wollen, zuruft: weit werdet ihr dennoch nicht kommen; wenn auch aus dem lateinischen Cheruscus ein deutscher Harusk oder Harisk werden kann, ihr braucht einen Harzusk oder vielmehr einen Hartusk; genug, das t darf nicht fehlen, denn hart (Haart) ist das alte Wort für Harz, und wie bringt ihr dieß zu den Cheruskern? Dieß ist die Klippe, woran derjenige scheitert, welcher über sie dahin steuern will. Wir müssen ausbeugen. Für unser Erz sagte man einst er; so grub man nach Otfried in fränkisch-deutschen Landen er inti kuphar. Konnte nicht har vor Alters dasselbe bedeuten, was hart, und wenn man will harz, bedeutet, nämlich Wald? War es nicht etwa selbst das Hauptwort, von dem diese beiden abgeleitet wurden? Das alte haruc wird ebenfalls durch Hain erklärt; und wo ist hier das drohende t? Ja, wenn nicht Alles trügt, so finden wir das Wort har in jenem Sinn selbst noch hier und da. Einen Haarberg, freilich nur einen Zwerg unter den Bergen, haben wir im Osterlande. Doch ich vergesse, daß wir auf den Harz gewandert sind. Nun denn, dort bei Bükeburg über den Eilsener Schwefelquellen liegt ein nicht unbekannter Waldhügel, den man Harl nennt und dessen Name als Verkleinerung von Haar erscheint. Wir streifen noch weiter, und siehe, am nördlichen Ufer der Ruhr erhebt sich ein mäßiges Waldgebirge, das gerade den Namen führt: die Haar. Gewiß ist dieß im Ganzen Ein Wort mit hart, Haardt, Harth, das auf so manchem Punkte Deutschlands in Wald- und Ortsnamen vorkommt. Har, als Stammwort angenommen, aus dem hart und haruc gebildet wurden, kann nun aber nicht füglich etwas Anderes seyn, als unser allgebräuchliches Haar in einer zweiten Bedeutung.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Höre weiter, was ich dir gestern, überwältigt von meinen Gefühlen, nicht mehr sagen konnte.

Ich bot Ulrike meinen Arm, aber mit Zentnerschwere fiel mir unterwegs der Gedanke auf das Herz, wie bedeutend, ja wie entscheidend beinahe in meiner Großmutter und Paulinens Augen mein Auftreten mit meiner Begleiterin unter diesen Umständen werde. Wir wurden beide immer schweigsamer, unsere Arme lagen loser in einander, der Raum zwischen unsern beiden Gestalten ward so groß, daß ein Dritter füglich noch Platz gefunden hätte, und sieh, Freund, gewiß! ich irrte mich nicht, Ulrike theilte, aus welcher Ursache es auch seyn mochte, meine Empfindungen. Diese wurden noch peinlicher, als bei unserm Eintritt ins Haus das Kammermädchen uns sagte: die Herrschaft habe nach uns beiden Boten ausgeschickt, die Gäste seyen gekommen, die Großmutter und Fräulein Pauline zu ihrem Empfange in den Saal gegangen, und als ich nun gar die Musik hörte, die eben einen Walzer begonnen hatte. Die walzenden Paare flogen bei unserm Eintritt in den Saal an uns vorbei und gestatteten mir, Ulriken unbemerkt zwischen ihnen hindurch zu einem Stuhle zu leiten. Mich jezt mit ihr in die Reihen zu stellen, wie die Höflichkeit es erfordert hätte, vermochte ich nicht über mich. Ich hatte mir überhaupt vorgenommen, gar nicht zu tanzen, denn ich fühlte, daß ich es mit Paulinen in meinem Arm, an ihrer Brust, von ihrem Athem berührt, mich auf den Tönen der Harmonie wiegend, nicht wagen durfte, ohne der Versuchung zu unterliegen. Aber forschend flog mein Auge umher, ich zitterte, sie zu erblicken, und wünschte es doch. Sie war nicht da.

Unterdessen hatte ich mich an das obere Ende des Saals gedrängt und sah nun plötzlich meine Großmutter in ihrem Lehnstuhl, umgeben von mehreren jugendlichen Gestalten, welche um die Wette einen Blick, ein Wort von ihr zu erhalten strebten. Unter ihnen war auch Ulrike, mit mütterlichem Wohlgefallen von ihr aufgenommen. Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich bei diesem Anblicke jeden selbstsüchtigen Gedanken verlor und nur die stille, aber mächtige Gewalt fühlte, die ein edles weibliches Wesen in seiner ganzen Würde stets auf jedes unverdorbene Gemüth ausübt. Ulrikens Gegenwart hinderte mich nicht, zu der herrlichen Frau zu treten und ihr schweigend, aber mit Innigkeit den Tribut meiner Bewunderung darzubringen. Sie mußte sehen, fühlen, daß etwas in mir vorgegangen war; fragend blickte sie mich an, und dem Ausdruck meiner Züge antwortete eine erhöhte Zärtlichkeit in Ton und Geberden. Sie ermahnte uns, zu tanzen und in unbeschränkter Fröhlichkeit des Abends zu genießen, der, sagte sie, sie froher mache, als es jemals eigener Genuß gekonnt hätte. Wahrlich, Kurt, sie war in dieser Minute, umgeben von den Genien der Jugend und Freude, in der ganzen Würde ihrer Jahre, kostbar und doch so einfach, so matronenartig gekleidet, in den Lichtstrahlen der hellen Kandelabern unnachahmlich schön und anziehend. Sage mir: was darf sich auf Erden mit edler, geprüfter Weiblichkeit messen?

Ich entschuldigte mich, wegen eines Mißtritts, den ich diesen Nachmittag gethan hätte, nicht tanzen zu können. Sie sah mich an; ein leiser Zug von harmlosem Spott, der zuweilen in ihren Zügen sichtbar wird, schwebte unmerklich über ihr Gesicht; aber sie erwiderte nicht viel auf meine Aeußerung. Auch mein Verhältniß mit Ulriken berührte sie nicht anders, als daß sie unsere frühere Bekanntschaft voraussezte. Die Andern hatten sich zu einem neu beginnenden Tanze entfernt. Wir saßen ihr zur Seite, und diese Stellung mußte uns etwas Trauliches geben, das mir erst nachher auffiel. Jezt hatten sich die Paare in einer Kolonne vorüber bewegt und meine Blicke fielen am Ende derselben auf eine Gestalt — Psyche war es in ihrer jugendlichen Frische, in ihrem bezaubernden Reiz. Noch nie hatte ich Paulinen im Ballanzuge gesehen, und mußte mir selbst gestehen, nie etwas Lieblicheres erblickt zu haben. Rosen in den schwarzen Locken, Rosen um die schlanke Taille, Rosen um das leichte Florkleid, die kleinen Füße in der anmuthigsten Bewegung, die ganze Gestalt zephyrleicht, kaum den Boden berührend, nichts Steifes, und doch Alles so zart, so ächt jungfräulich; ich glaubte, bis jezt niemals tanzen gesehen zu haben, und konnte die Augen nicht mehr abwenden. Jezt war ihr Blick auf unsere Gruppe gefallen, einen Moment stockten ihre Bewegungen; ich hätte hinstürzen, sie vor der ganzen Versammlung umschlingen und — mit ihr versinken mögen — und ich saß da, ernst und kalt, den Jammer einer unglücklichen Liebe tief in meine Seele drückend. Nur dem Auge der Liebe war des Mädchens Stocken sichtbar gewesen; aber in der nächsten Sekunde tanzte sie fort, wie wenn nichts geschehen wäre; mir schien sogar, ihre Fröhlichkeit steigere sich, ihre Schritte seyen rascher und lebhafter. Kaum war ein Tanz zu Ende, so wurde ein neuer begonnen; Pauline war natürlich die Königin des Festes, die Augen aller jungen Männer ruhten auf ihr, wer mit ihr tanzen konnte, schäzte sich glücklich, sie flog von einem Arm in den andern, ohne sich mehr nach mir umzusehen, und als sie in einer Zwischenpause zu unserer

Großmutter hergeflogen kam, neben welcher ich schon lange allein gesessen hatte, als sie ihre glühende Wange auf ihre Hand beugte, da traf mich auch nicht Einer ihrer Blicke; ich war für sie gar nicht da. Oft schon habe ich mich gewundert, wie selbst die Bessern des weiblichen Geschlechts es über sich vermögen, gegen ihr eigenes Gefühl da zu verletzen, wo sie wissen, daß der abgeschossene Pfeil tief einen Schuldlosen trifft. Sie wußte, daß sie mir wehe that, sie mußte überzeugt seyn, daß meine Stellung mir nicht leicht wurde, und dennoch!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

Skizzen zu einem Sittengemälde von Basel.

Ich bin seit gestern in Basel, da fällt mir ein Blatt der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung in die Hände, das einige mich viel beschäftigende Bemerkungen über diese Stadt enthält. Basel, heißt es darin, habe durch die Ereignisse der drei lezten Jahre eine europäische Celebrität erlangt, aber eine traurige; denn durch ganz Europa spreche man sich verdammend über sie aus. Beispiellos möchte es zwar seyn, wie systematisch die Presse verfahren, um durch Lügen und Verläumdungen aller Art Basel in der öffentlichen Meinung zu verderben; allein schwerlich wäre es ihr in dem Grade gelungen, wäre diese Stadt nicht längst wenig beliebt gewesen, und an dieser Ungunst möchte nicht nur Basels großer Reichthum, der Neider genug erregt, sondern auch der Charakter seiner Einwohner Schuld seyn, dem nicht mit Unrecht Engherzigkeit, Ungeselligkeit, Stolz und Mangel an Urbanität gegen alle Fremde vorgeworfen wird, und die durch ihre Sektirerei und Frömmelei sich mehr und mehr in übeln Ruf bringen. Hoffentlich werde, so schließt der kleine Aufsaz, das harte Unglück, das nun diese Stadt getroffen, dazu beitragen, daß sie sich radikaliter in sozialer Hinsicht ändere.

Diese Ansicht war mir neu und schien mir einer nähern Betrachtung werth. Daß ein Heer der schändlichsten Lügen und der grundlosesten Verläumdungen gegen Basel seit dem Beginnen der dortigen Unruhen verbreitet wurde, das muß Jeder bezeugen, der öfters in dieser Stadt war. Daß die radikale Faktion in der Schweiz Basel zur Zielscheibe ihrer Aufhezungen erkoren, liegt am Tage; um so befremdender aber mußte es seyn, daß allerwärts, daß auch von denen, die allem revolutionären Treiben herzlich abhold sind, jenen Lästerungen so willig Glauben geschenkt wurde. Der Unbefangene wird vielleicht diese Stadt nicht von aller Schuld, nicht von Leidenschaftlichkeit freisprechen und zugeben, daß von Seite der Regierung manche Fehler begangen wurden, daß sie in der Beharrung auf dem ordentlichen Wege des Rechts zu weit ging, daß ihre halben Amnestiegeseze, die Entlassung der rebellischen Gemeinden, ihre unklugen militärischen Auszüge, ihre leidigen Protestationen, ihre unbedingte Unnachgiebigkeit das Uebel nur ärger machten; allein erklärt sich daraus, wie endlich das Unglück voll wurde, so bleibt immer unbegreiflich, daß so allgemein Basel nicht bedauert, nicht in Schuz genommen wird. Fehltritte sind doch nicht Verbrechen, und Basels Sache bleibt dennoch eine gerechte. Der kleinen Kantone Widerstand gegen die Uebermacht Napoleons war thöricht; daß er diese Länder aber verheerte, bleibt immer eine Schandthat. Diese wurden aber beklagt, warum Basel nicht, das von seinen Miteidgenossen selbst schmählich mißhandelt wird? Ohne Zweifel muß dieß einen tiefern Grund haben. Der angezogene Zeitungsartikel versucht eine Erklärung, und sicherlich liegt darin viel Wahres. Daß die Baseler schon längst im Auslande wie in der Schweiz wenig beliebt sind, ist Thatsache. Ich kenne keine Reisebeschreibung, die vortheilhaft von Basel spricht. Möglich ist, daß diese, wenn gleich allgemeine Abneigung zum Theil auf vorgefaßten Meinungen beruht und sich bei genauerer Prüfung nicht rechtfertigen läßt, immerhin müssen gewisse Eigenthümlichkeiten dieser Stadt und ihrer Bewohner diese Ungunst veranlaßt haben. Ich will daher versuchen, nach dem, was ich bei öfterm Aufenthalt in Basel theils vernommen, theils selbst beobachtet habe, sine ira et studio, eine kleine Charakterzeichnung dieser jezt so viel besprochenen Stadt zu entwerfen. Diese Bemerkungen mögen einerseits zu einer richtigen Beurtheilung derselben beitragen, andernseits vielleicht ihre Bewohner auf gewisse Fehler aufmerksam machen, und dem Leser jedenfalls Stoff zu mancherlei Vergleichungen darbieten.

Basel hat eine sehr angenehme und wirklich großartige Lage. Der schöne Rhein ist nirgends schöner als hier. Die Stadt selbst ist aber nicht schön und wird es wohl nie werden. Die meisten Straßen sind, wie in andern alten Städten, eng und krumm; viele sind überdieß ziemlich steil, da die große Stadt auf mehreren Hügeln steht, und das Pflaster, obschon sehr viel in neuerer Zeit darauf verwendet wurde, noch immer uneben. Aus derselben Ursache hat die Stadt keine Quais, und gegen den Rhein stoßen lauter unansehnliche Hintergebäude. Manche Privathäuser sind schön und die meisten sauber und gut unterhalten. Die ehemaligen Erker und Malereien sind verschwunden. Die Häuser sind aber in der Regel klein, weil der Baseler gern im eigenen Hause wohnt, und ungleich, weil Jeder baut, wie ihm beliebt.

Die Zahl der Bevölkerung ist nicht genau bekannt; denn seit zwanzig Jahren wurde keine Zählung vorgenommen, weil man solche für überflüssig oder gefährlich hält. Doch hat sie unzweifelhaft in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, und wahrscheinlich steigt sie jezt auf beinahe 20,000 Seelen. Seit 300 Jahren belief sie sich nie über 15,000, und zu keiner Zeit wohl auf 30,000, es sey denn etwa zu der des Conciliums. Es ist daher die Angabe, beim schwarzen Tod seyen in Basel 60,000 Menschen gestorben, eine handgreifliche Absurdität. Zudem war die Stadt in alten Zeiten weit kleiner. Wahr ist's, dem Umfange nach ist die Einwohnerzahl noch immer sehr gering, doch der Häuserzahl nach, die kaum 2000 beträgt, nicht geringer, als in den meisten Städten. Auch wohnt der Mittelstand schon sehr eng, und selten steht ein Haus leer. Nur die reichere Klasse wohnt auffallend geräumig. Die Stadt erscheint groß, weil die Wälle auch alle Vorstädte umgeben, in diesen fast alle Häuser oft sehr große Gärten haben, und die Häuser überhaupt nicht hoch sind. Eine solche Wohnart mag luxuriös heißen, doch gewiß nicht zu tadeln seyn, und unstreitig trägt sie, nebst der großen Reinlichkeit der Baseler, viel zu dem vortheilhaften Gesundheitszustande dieser Stadt bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Oktober 1833.

Laßt das schelmische Getändel schmeichelnd sich in eure Brust.
Platen.

Gaselen.

Seelenwanderung.

Ich weiß nicht, ob auf langem Wanderzug
Schon andre Hüllen meine Seele trug?
Ob als Kalif ich auf dem Throne saß?
Ob harmlos ich einmal gelenkt den Pflug?
Ob ich in wilder Schlacht ein Heer geführt,
Und wund gedrückt des mächt'gen Rosses Bug?
Ob mich vielleicht ein dankbar Volk beweint,
Mich beigesezt im goldnen Aschenkrug?
Ob ich vielleicht am Galgen einmal starb,
Für Räubereien büßend und Betrug?
Von allem diesem fehlt Erinnrung mir;
Ich bin nicht wie Pythagoras so klug.
Doch weiß ich Eins: daß selig so wie jezt
Mir niemals noch das Herz im Busen schlug.
An deiner Brust, mein Mädchen, ist mir wohl!
Hier schlösse sich die Wanderung mit Fug.
Ich fühle mich von allen Schlacken rein,
Zur dauernden Vollendung reif genug;
Und meine stille Seele bebt zurück,
In ihrer Rast, vor einem fernern Flug.

Alles für Sie!

Hold möcht' ich seyn von Außen und von Innen, um deinetwillen.
Geschmückt mit Allem, was bestickt die Sinnen, um deinetwillen;
Obwohl für mich mit Wenigem zufrieden,
Möcht' ich doch gern des Mogols Schatz gewinnen, um deinetwillen.
Das Hofkleid legt' ich an, wenn dir's gefiele,
Als Bauer hüllt' ich mich in grobe Linnen, um deinetwillen.
Befiehl, so tauch' ich in des Meeres Tiefen,
Ersteig' im Sturm der Mauer dräu'nde Zinnen, um deinetwillen.
Vollbringen will ich Rustasp's Abentheuer,
Am Rocken will ich wie Herakles spinnen, um deinetwillen.
Wo du verweilst, da möcht' ich ewig bleiben,
Doch ohne Murren zieh' ich auch von hinnen, um deinetwillen.
Für dich wollt' ich des Himmels Feuer stehlen,
In wildem Kampf besteh'n das Heer der Dschinnen, um deinetwillen.
Für andre Schönheit bin ich blind geworden,
Verschworen hab' ich alles andre Minnen, um deinetwillen.
Ich bin verwandelt; Weisheit scheint mir eitel
Und klug das allerthörichtste Beginnen, um deinetwillen.
Wie Meergras sind verwirrt mir die Gedanken,
Und meines Herzens Blut fühl ich gerinnen, um deinetwillen.

Befriedigung.

Mich kümmern nicht der Feinde Ränke,
Wenn ich an die Geliebte denke,
Mich in das tiefe, blaue Meer
Der reinsten Zärtlichkeit versenke:
Korallen find' ich immerdar
Im tiefen Grund und Perlenbänke.
Ist's denn ein Wunder, wenn ich so
Ob keinerlei Geschick mich kränke
Und meine Aussicht, meinen Wunsch
Auf mein bescheidnes Reich beschränke?
Ein Kuß, ein Wort, ein Blick von ihr
Wiegt auf des Perserschachs Geschenke.
Es fügt sich Herz und Herz in Eins,
Wie eine Kette Goldgelenke.
Die Luft schon, die wir athmen, hat
Die Tugend alter Liebestränke.
Die Sehnsucht spornt der Rosse Lauf,
Wenn ich am Abend heimwärts lenke,
Und in der Ferne schon zum Gruß
Die weißen Straußenfedern schwenke.

Lustig gelebt!

Hätt' ich die Nacht nicht feiern und trinken sollen nicht?
Dem frischen Gott der Jugend sein Opfer zollen nicht?
Frei will ich immer schweifen und fröhlich durch die Welt,
Doch an ein Haus mich binden und an die Schollen nicht.
Wenn Jemand ich beleidigt — er sag' es frisch heraus,
Abbitten will ich gerne, nur soll er schmollen nicht.
Und käme heut' mein Todtfeind zu mir und klagte Durst:
Ich weigre ihm den Becher, den Nektarvollen, nicht.
Vom frohen Zechgelage jag' ich Zeloten nur,
Doch nicht den blinden Bettler, den Narrn und Tollen nicht.
Die Zeit mir zu verkürzen, bat ich die Freunde her,
In mancher Nacht erprobte; die Thoren wollen nicht.
Ich hab' des Himmels Rache beschworen auf ihr Haupt;
Der Fluch ist nur dem Munde, der Brust entquollen nicht.
Auch hat er keinen Schaden geleitet auf ihr Haupt,
Denn, die ich angerufen, die Götter grollen nicht.

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortsetzung.)

Mehrere Stunden waren vergangen; man hatte an kleinen Tischen eine Mahlzeit servirt. Da rief, als der Tanz wieder beginnen und Pauline eben mit Lauter, dem das Glück widerlich aus den flachen Gesichtszügen sprach, antreten wollte, meine Großmutter sie herbei und sagte lächelnd: „Ich habe mich schon so lange darauf gefreut, meine beiden Enkelkinder an diesem Abende mit einander tanzen zu sehen, daß ich diesem Wunsche nur sehr ungerne entsagen würde. Wenn darum Deine Verletzung, lieber Friedrich (hier zog wieder der leise spottende Zug über ihr Gesicht), nicht allzu arg ist, und Herr Lauter seine Ansprüche abtreten will, so würde ich euch dankbar seyn, meine Kinder, wenn ihr das Verlangen der alten Großmutter erfüllet." Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch mich hin — Kurt, solche Momente sind Triumphe für das böse Prinzip, das in uns lebt. Zu überlegen war hier nichts, gar nichts, jedes Zaudern hätte Paulinen ein Vergeben scheinen müssen, aber ich hätte auch nicht gezaudert, wenn eine Welt sich mir entgegen gestellt hätte. Sie hatte eine augenblickliche Verlegenheit schnell niedergekämpft und mir ihre Hand gegeben; die Musik begann in sanft gehaltenen Tönen der Blasinstrumente einen jener langsamen Walzer, welche die Sinne in ein süßes Träumen wiegen. Ich umschlang sie und wir schwebten hinab, hinauf; ich hatte mir bei dem Aufrufe meiner Großmutter verheißen, diese Minute des Glücks, die ein fremder Wille mir aufdrang, zu kosten, zu genießen, mich zu berauschen, ehe die öde Nüchternheit meiner Zukunft auf mich eindränge; Himmel und Erde schwanden mir, als ich das theure Wesen fest und immer fester an mich schloß und mein Auge trunken auf den zarten, schönen Zügen ruhte, in deren Beweglichkeit sich das Bewußtseyn dessen aussprach, was in mir vorging.

Noch hatte sie mich nicht angeschaut. „Pauline!" flüsterte ich leise. Ihr schwarzes, klares Auge hob sich — Freund! ich fühlte in diesem einzigen seelenvollen Blicke, welch ein Verbrechen ich begangen, indem ich eigensüchtig ihre Ruhe störte, aber der Gedanke: mag es mein Geschick verantworten! betäubte meine bessere Regung. „Warum haben Sie nicht tanzen wollen?" fragte sie mit leisem Vorwurf; „sie haben mir eine große Freude gestört." — „Hätte ich es gethan," erwiderte ich, „so hätte ich mit andern auch tanzen müssen, und das hätte ich nicht vermocht, heute wenigstens nicht! Ich konnte mich nicht entschließen, meinen innern Empfindungen zum Trotze, meinen Arm um einen gleichgültigen Gegenstand nach dem andern zu schlingen." Was Undeutliches in meinen Worten lag, mochte meine Stimme, meine sichtbare Bewegung erklären; daß ich verstanden worden war, sagte mir ein zweiter Blick, der bittend und beschämt in mein Herz drang, das sagte mir die größere Hingebung der süßen Last, die ich oft in diesen seligen Minuten schwebend an meiner Brust hielt. Kein Wort wurde mehr unter uns gewechselt, aber unsere Seelen sanken zusammen, unser geistiges Wesen umschlang sich fest, unauflöslich, wir wußten, daß wir uns angehören mußten, wenn auch nicht jezt, doch einst. So flogen wir wieder hinauf und hinunter, und wir bemerkten nicht, daß alle Mittänzer bereits abgetreten waren. Ich brachte Paulinen der Großmama, in deren Schooße sie ihr erröthendes Angesicht

verbarg; ich aber hätte ihr gern als Antwort auf ihr schalkhaftes Lächeln, mit welchem sie zu meiner Genesung Glück wünschte, gesagt: „Warum führst du einen armen Erdensohn in so schwere Versuchung?"

Pauline tanzte unter dem Vorwande der Müdigkeit nicht mehr. Sie sezte sich unter ihre Gespielinnen, und keiner der Männer, selbst der ausgezeichnetste, konnte sich mehr eines Blickes, eines Wortes erfreuen. Ich mußte mich hingegen ehrenhalber noch einige Zeit mit Ulriken unterhalten, und fand sie zu meinem Erstaunen ganz geändert. Alle Förmlichkeit war verschwunden; sie plauderte viel und lebhaft, aber — immer nur von Paulinen und der Großmutter. Das Lob der Erstern, das ihr sehr von Herzen zu gehen schien, die Anerkennung ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, ihrer stillen Wohlthätigkeit, ihrer Talente, gewann für mich in ihrem Munde eine ganz eigene Bedeutung. Ich aber ging indessen und während dem Reste der Nacht mit mir selbst ernst zu Rathe, und fand keinen andern Ausweg, als Entfernung. Hier in diesem Zauberkreise verwickle ich mich immer mehr, thue und sage, was ich nicht thun und sagen sollte, ermatte aus meiner eigenen, unverantwortlichen Schwäche, und kann mich zulezt selbst nicht mehr achten. Jezt ist, wenn auch nicht der meinige, doch Paulinens Frieden noch zu retten, und ihr gebührt jedes, auch das schwerste Opfer. Noch ein Tag des Glückes und dann — fort in die Welt! Aus der Entfernung schreibe ich an Ulriken, trage ihr die Stimmung meines Herzens schonend vor, ohne Paulinen zu nennen, und frage sie, ob ein Leben, der Freundschaft, dem Vertrauen, der Tugend geweiht, ihr genüge. Nimmt sie meine Hand an, dann sehe ich Heitersleben nicht wieder; schlägt sie mich aus — Kurt, Freund! laß mich diesen Gedanken nicht fassen! Ohne Hinterhalt in meiner Seele will ich meine Pflicht thun und nur auf die Minute schauen, wo ich nach ihrer Erfüllung am Ziele stehe. „Wer die gelobte Treue um des Herzens Leidenschaft willen verlezt, der wird des Daseyns höchsten Preis niemals erfassen!" So sagtest du, edle, theure Dulderin! Möge dein Bild dem Sohne deiner Liebe in dem furchtbarsten Kampfe seines Lebens schützend zur Seite stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug nennt man in Waldgegenden und selbst in der Gerichtssprache das Nadelholz die Haare. Die Haare werden abgetrieben, das heißt, das Nadelholz wird geschlagen. Das Feld wird ohne Haare oder mit ihnen verkauft, das ist, der Verkäufer läßt vor dem Verkauf die Stämme zu seinem eigenen Nutzen fällen, oder er überläßt dem Käufer den Boden sammt dem Holzbestand. Man denkt also dabei nicht etwa nur an den jungen Anwuchs, noch weniger an die Nadeln. Schilter bemerkt zu einer etwas dunkeln Stelle bei Otfried, daß das Wort har auch Blätter und Blüthen bedeutet habe, und daß man noch jezt von den foliis pineis, also von den Nadeln, sage: Die hari. Jenes scheint Nachahmung der lateinischen Dichter zu seyn, und Schilter wollte wohl nur, davon ausgehend, den zur Bezeichnung des Nadelholzes gebräuchlichen Ausdruck aus den Nadeln erklären. Das Erklärlichste ist, daß der Ausdruck har für Nadelholz, in Schwarzwäldern, an denen Deutschland einst noch viel reicher war, als jezt, entstanden, schon in der frühesten Zeit alles aus den Bergen und Hügeln Emporgewachsene bedeutete. Man gab dem Flusse Arme und Mündung, dem Berge einen Rücken und Fuß; kann es befremden, wenn der die Höhen und Niederungen bedeckende Wald har genannt ward? Ja es liegt in dem so gebrauchten Wort die Anzeige seines Alters. Es ist bildlich, und die Bildersprache dem Alterthume eigen. Von diesem har bildete man die Gesammtheitswörter haruc, das Haarichte, wie von dorn das dornahi und dornach, und hart, das zunächst harit, harid, hared gelautet haben wird, wie man ewi, Lämmer, wohl auch nach dem Niederdeutschen euwe, Schafe, kennt, und davon ewit, die Heerde, hat. Was wird am Ende Wald, walt, Anderes seyn, als eine Sammlung der walen? Denn im Gothischen heißt valus, das im Althochdeutschen walu lauten würde, die Ruthe.

Wie der Harz zu seinem Namen kam, wäre sonach klar. Der Oberharz ist noch jezt durchaus mit Schwarzwald bedeckt, im Unterharz hat er sich neben dem Laubholz erhalten, und herrschte wohl einst auch da als Urwald vor. Verstand man unter har das Nadelholz besonders, so eignete sich für ein Waldgebirge, in dem der Schwarzwald bei weitem den meisten Bestand ausmachte, der Ausdruck har unzweifelhaft. Wir nehmen also an, daß jene Berge vor Alters Haarberge hießen, daß man auch kurz das waldreiche Gebirgsland die har nannte, wie jenes Gebirge an der Ruhr, daß aber auch dort hart, Haart, eingeführt, daß der Haartesberg oder Haarteswald gesagt wurde, und der Harz daraus entstand. Von jenem har aber bildete man das Wort harisc oder harusc, vielleicht auch haerisc oder haerusc, wie man von man mennist, von tanna tennin hatte. Das Volk, dessen Wiege jene har, jene Fichtenwälder u. s. w. waren, nannte sich harisce oder harusce u. s. w., wie purgisce die von der Burg bedeutete, und wie wir Gebirgische sagen. Jenes Wort aber, mit starkem h, mit nur Einem a oder ae, mit unbetontem i oder u gesprochen,

ging auf die allerbegreiflichste Weise in die Cherusci der Römer über. Das e in diesem Namen weist auf kein helles e im deutschen Namen zurück. Nennt doch Strabo die Cherusker χηρουσκοι und Ptolemäus selbst χαιρουσκοι. Das kurze, offenbar falsche e kommt erst später zum Vorschein. Waren doch auch unsere Schwaben unstreitig die Suevi der Römer. Unrichtig pflegen wir, wenn wir Cherusker sagen, die erste und zweite Sylbe zu betonen. Die Cherüsker, freilich lieber die Härüsken, sollten wir sprechen.

Es scheint, daß es nicht eben loser Grund ist, auf dem wir bei dieser Deutung stehen. Die Ableitung des Namens vom Berghaar ist, wenn obige Bemerkungen gelten, der Ableitung vom Menschenhaar ohne Frage vorzuziehen. Und dann werden unsere Harisken auch kein reicheres und schöneres Haar gehabt haben, als die Sikambern, an denen es die Römer so sehr bewunderten; durch das Tragen des Haars haben sie sich aber nicht einmal so bemerklich gemacht, als die Katten, von denen Tacitus (Germ. 31) ausdrücklich sagt, daß es bei ihnen besonders Sitte gewesen sey, Haupt- und Barthaar frei und lang herabhängen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Basel.

Basel gilt überall für eine überaus reiche Stadt und die Baseler für übertrieben sparsam. Ohne Zweifel gibt es außer England und Holland wenig verhältnißmäßig so geldreiche Städte. Gewiß wird aber ihr Reichthum sehr überschäzt. Außer dem bekannten Herrn M. (der jezt im Ausland lebt und auch da kaum seine Zinses-Zinsen zu verbrauchen wagt) besizt wohl kein Baseler ein kolossales Vermögen. Keine sechs sollen über eine Million, keine dreißig über eine halbe Million Gulden reich seyn, und das Gesammtvermögen aller Einwohner habe ich nie über achtzig oder neunzig Millionen berechnen hören. Es kann also schwerlich von einem ungeheuern Reichthum die Rede seyn. Manches trägt aber dazu bei, daß er überschäzt wird. Basels Fabriken und Handel beschäftigen einen nur mäßigen Theil seines Kapitals, und die Baseler besizen außer ihren Häusern wenig Grundeigenthum. Ein großer Theil des Kapitals sucht daher auswärts eine Verwendung, und da die Reichen wenig auf Staatspapiere und Aktiengeschäfte halten, so wird fast alles auf Grundhypothek angelegt, und begreiflich ist daher, daß in allen angrenzenden Ländern Unzählige nach Basel schulden, und daß man Basel ringsum für eine unerschöpfliche Geldquelle hält. Man erstaunt, wenn von Paris sogar Anlagebegehren kommen; anderwärts werden Millionen in Fonds niedergelegt, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Wie dem übrigens sey, so ist Basel reich genug, um viele Neider zu haben, und da Schuldner überhaupt keine besondere Liebe zu ihren Gläubigern zu haben pflegen, so kann man denken, daß es an Uebelwollenden und Schadenfrohen ringsherum nicht fehlen muß, auch wenn nicht wahr wäre, daß die Baseler etwas scharf im Einfordern der Zinsen sind.

Auffallend war mir besonders die gegenseitige Eifersucht der Baseler und Mühlhauser. Mit keiner Stadt hat Basel so viel Verkehr. Die Mühlhauser sind treffliche und unternehmende Fabrikanten; was gewonnen wird, wird aber verbaut oder verbraucht. Alle arbeiten mit Basler Geld, und um der guten Zinsen willen findet sich dieses gewöhnlich. Jeder Mühlhauser schilt inzwischen die Baseler Juden, und diese jene leichtsinnige Großhansen.

Der Vorwurf übertriebener Sparsamkeit, den man den Baselern insgemein macht, kann höchstens die Reichen befassen; denn daß der Mittelstand sich nichts abgehen läßt, davon kann man sich leicht und besonders alle Sonntage überzeugen. Die Reichen und Reichsten leben hingegen auffallend eingezogen. Die Meisten halten zwar Equipage und Viele haben Landhäuser oder machen Bade- und Lustreisen; allein man gibt keine Feten, hält wenig Dienstboten und keine Maitressen, hat einen einfachen Tisch, geht in kein Theater und keine Spielhäuser, und macht in Kleidung und Mobilien wenig Aufwand. Es ist also außer Zweifel, daß Viele nur einen kleinen Theil ihres Einkommens verzehren und daß sie ihren Reichthum nicht so, wie anderwärts geschieht, genießen. Diese übermäßige Oekonomie entspringt indessen, wie mir scheint, aus mehreren Ursachen. Die meisten Vermögen sind hauptsächlich durch anhaltende Ersparnisse entstanden; es ist also begreiflich, daß man dem Mittel, das reich machte, treu bleibt. Der ächte Baseler glaubt vergeblich gearbeitet und gewirthschaftet zu haben, wenn er am Ende des Jahrs nicht etwas zurücklegt. Dann pflegen die Eltern hier fast ihr ganzes Vermögen bis zu ihrem Tode zu behalten, die meisten Baseler werden daher erst im vorgerückten Alter reich, und sind dann an eine eingezogene Lebensart gewöhnt und zu bequem schon, um sie gegen eine splendidere vertauschen zu mögen. Dahin wirkt ferner auch die Erziehung; auch die reichsten Söhne werden nie gebildet, um einst lediglich von ihren Renten zu leben, und die Ehrenstellen bieten in einem so kleinen Staate keine Carrieren wie in großen dar. Die Oekonomie endlich ergibt sich bei Vielen wohl noch aus einer gewissen Scheu, reich zu scheinen. Man fürchtet, durch Aufwand Tadel oder Neid zu erregen, und freut sich im Stillen, reich zu seyn.

Habsüchtig ist man in Basel vielleicht nicht mehr, als in andern Handelsstädten. Daß bei Heirathen das Geld hauptsächlich in Anschlag kommt, hat fast allerwärts statt. Auch geizig sind die meisten Baseler nicht zu nennen; ausgezeichnet vielmehr ist ihr Wohlthätigkeitssinn. Eine Menge Anstalten beweisen denselben. Bedeutende Summen werden oft durch Subscriptionen oder Steuern für Einheimische, so wie für Fremde zusammengebracht. Wohl möchte man hingegen finden, daß ihre Freigebigkeit nichts Großartiges hat. Bei jedem Sterbefall werden die wohlthätigen Anstalten, und oft ansehnlich bedacht; daß aber je ein Reicher einen namhaften Theil seines Vermögens für irgend eine mildthätige, gemeinnützige, wissenschaftliche oder soziale Stiftung legirt, oder gar bei Lebzeiten dafür hingegeben hätte, davon habe ich noch kein Beispiel vernommen. Kein Baseler, auch wenn er kinderlos oder noch so reich war, scheint sich entschließen zu können, durch Gründung einer Anstalt zum Wohl seiner Mitbürger oder zur Verschönerung ihres Lebens ihre Liebe und ihren Segen zu verdienen. Mit dem Gelde glaubt er wohl einen Theil seines Ichs zu verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Oktober 1833.

Ach! ich weiß mich kaum zu finden:
Welch ein Unheil! welches Glück! —
Ach! ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tods zurück.

Goethe.

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortsetzung.)

Friedrich Steinau an Kurt von Eichthal.

Heitersleben.

Entschlossen, abzureisen, und unfähig, meiner Großmutter mündlich die Ursachen meiner Entfernung auseinander zu setzen, außer Stande, von ihr und Paulinen Abschied zu nehmen, fand ich am gerathensten, an sie zu schreiben. Gestern Abend vollendete ich meinen Brief, packte meinen Mantelsack, und diesen Morgen vor Tagesanbruch wollte ich die Gegend verlassen, die ich mit so widerwärtigen Gefühlen betreten hatte, und die mir nun so lieb geworden war.

Du magst dir denken, Kurt, welche Regungen, welche Gedanken mich bestürmten, als ich dieses letzte Abendessen und diese letzten Unterredungen genoß, die, als hätten meine Freundinnen gewußt, daß ich scheiden müsse, alle etwas Bedeutenderes, Wehmüthigeres, Traulicheres in sich faßten, als sonst. — Als ich wie gewöhnlich meiner theuren Großmutter Hand zur guten Nacht küßte, zitterte und erblaßte ich dergestalt, daß sie mich erstaunt ansah und nach meinem Befinden fragte. Pauline war in diesem Augenblick nicht anwesend, und da ich fühlte, daß es mir unmöglich sey, ihr ein gemeines „schlafen Sie wohl!" zu sagen, so benuzte ich diese Zeit, um mich zu entfernen. Da begegnete sie mir, aus ihrem Zimmer kommend, auf dem einsamen Gange. Wer je liebte und geliebt ward, mag den ersten Stein auf mich werfen, wenn er sich bewußt ist, daß er in einer ähnlichen Lage gleichgültig neben der Geliebten hätte vorübergehen können. Ich konnte es nicht! Das „gute Nacht, Pauline!" verstummte auf meinen Lippen, und ein stürmisches: „Lebe wohl, theures Mädchen! vergiß mich nicht ganz!" trat an seine Stelle. Ich hatte ihre Hand gefaßt und drückte sie an mein wild pochendes Herz. Sie sah mich erschrocken an. „Um Gottes willen, Friedrich, was haben Sie vor?" rief sie, und indem sie in der Bestürzung meinen Arm faßte, entfiel ihr das Licht. Halb bewußtlos sank sie an meine Brust, ich drückte zwei, drei heiße Abschiedsküsse auf ihren Mund, und den Schrei meines brechenden Herzens in mich verschließend, stürzte ich die Treppe hinauf in mein Zimmer. Einige Zeit wurde noch unten hin und her gegangen; ich glaubte, Pauline habe vielleicht der Großmutter mein auffallendes Benehmen erzählt, und entschloß mich, offen zu antworten, wenn diesen Abend noch Fragen an mich gethan werden sollten, aber es kam Niemand und Alles ward stille.

Ich warf mich angekleidet auf's Bette. Aeußerste geistige Erschöpfung drückte mir die Augen gegen meinen

Willen zu und ich schlummerte in fieberhafter Aufregung ein. Eine Stunde mochte ich ungefähr in dumpfer Betäubung gelegen haben, als ich durch eine Berührung geweckt wurde und in raschem Schrecken auffuhr. Es war Ali, der immer unter meinem Bette schläft und jezt, vor mir sitzend, mit seiner Pfote über die Decke strich, wie er zu thun pflegt, wenn er an etwas mahnen will. Ich suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm freundlich zu, aber vergeblich; er war nicht zum Niederliegen zu bewegen; seine Augen waren unruhig auf mich gerichtet und er begleitete das Scharren mit einem leisen Gestöhne. Jezt richtete ich mich auf; mir schien, als höre ich ein schwaches Geräusch unter mir, was aber auch Wirkung meiner aufgeregten Phantasie seyn konnte. Bei der ersten Bewegung, die ich machte, bezeugte Ali Freude, aber auch eine steigende Unruhe. Ich horchte aufmerksam, und es schien mir, als vernehme ich nochmals jenen leisen, verhaltenen Ton, ähnlich dem Klirren irgend eines Metalles. Während ich aufsprang, wiederholte sich das Geräusch noch zweimal, ohne daß ich genau bestimmen konnte, ob es von der Altane her, oder aus dem Bibliothekzimmer komme. Ich war nun überzeugt, daß des Hundes Instinkt ihn nicht irre geleitet hatte, und daß wirklich etwas Unrichtiges vorhanden sey. Das kluge Thier schien jede meiner Bewegungen ängstlich zu verfolgen, und als ich das Fenster leise öffnete, um mich umzusehen, streckte er seinen Kopf neben dem meinen heraus und brummte in die Finsterniß hinaus, welche weder er noch ich durchdringen konnten.

Eine Weile lauschte ich mit verhaltenem Athem, tiefe Stille herrschte ringsum; ich öffnete die Thüre meines Zimmers, kein Laut, kein Ton war hörbar, als das Picken der Uhr auf dem Vorhause. Es schien mir unbesonnen, um einer Einbildung willen meiner Großmutter Ruhe zu stören und das ganze Haus aus dem Schlafe zu schrecken, und doch trieb mich eine ahnende Angst ruhelos im Zimmer hin und her. Ich wußte, daß die Thüre der Bibliothek, welche auf die Gallerie führt, alle Abende abgeschlossen wurde, daß ich also nur durch meiner Großmutter oder Paulinens Zimmer hinein gelangen könne. Als ich so mit mir selbst berathend dastand, schallte plötzlich ein unterdrückter klagender Ton zu mir herauf, den Ali mit einem lauten Geheul beantwortete, und mit der tödtlichen Angst, die sich meiner bemächtigte, drängte sich mir auch der Gedanke an die verborgene Tapetenthüre wieder auf. Das Blumengestelle wegreißen, meine zur morgenden Reise bereit liegenden geladenen Pistolen erfassen, die geheime Treppe hinunter stürzen, war das Werk eines Augenblicks. Ich fand das Schloß nicht, aber die Verzweiflung gibt Kräfte, ich stemmte mich mit meinen Schultern gegen die Wand und krachend flog die Thüre aus ihren Angeln.

Troz der Finsterniß, zeigte mir ein einziger Blick die Lage der Dinge. Die Thüre der Altane war geöffnet, und in ihr stand eine dunkle, Wache haltende Gestalt. Ali sprang mit furchtbarem Gebell auf die Erscheinung los und in dem nämlichen Momente feuerte ich meine Pistole ab, deren Kugel den Menschen in die Seite traf, daß er heulend zusammenstürzte. Meiner Großmutter Schlafzimmer stand offen, ein klägliches Wimmern tönte mir daraus entgegen und raubte mir beinahe die Besinnung; ein Sprung trägt mich hinein, ich sehe bei dem Schimmer der Alabasterlampe eine zweite Figur vor dem erbrochenen Schreibtische, die sich damit beschäftigte, Geld und Geldeswerth durch das geöffnete Fenster zu werfen; im Moment meines Schusses hatte er sich nach mir gewandt und die Spitze seines Dolches fuhr mir durch den Aermel. Es hätte aber eines Riesen Kraft bedurft, um mich zurückzuhalten, als ich einen dritten Burschen bemerkte, der an dem Bette der theuren Frau stand und ihre schwachen Laute und ihre Bewegungen durch Kissen zu hemmen suchte, unter denen sie erstiken mußte. Mit der ganzen Gewalt, welche Wuth und das Anschauen der höchsten Gefahr geben kann, warf ich mich auf den Menschen, in dessen unheiligen Händen das edle Schlachtopfer sich sträubte. Mein heftiger Anfall riß ihn zu Boden, und es gelang mir, auf seine Brust zu knieen, wobei mir jedoch, da ich keine Waffe hatte, als meine losgeschossene Pistole, nichts übrig blieb, als ihn zu erdrücken. Sein Gefährte ließ mir indessen keine Zeit dazu. Nachdem er laut und durchdringend zu dem Fenster hinaus gepfiffen hatte, um seine Helfershelfer herbeizurufen, kam er seinem Kameraden zu Hülfe. Ich wehrte mich zwar so gut als möglich; ich hatte mit der einen Hand einen Stuhl erfaßt, mit welchem ich meine zwei Feinde vom Leibe hielt, mit der andern schwang ich den Knauf meiner Pistole und Ali stand mir treulich mit manchem Biß in die Waden bei. „Stoß den Satan nieder!“ rief der Eine, und schon sah ich das Messer auf den Hund gezückt und fühlte mit dem ängstlichen Gedanken an der beiden Frauen muthmaßliches Geschick meinen eigenen Untergang herannahen, als ich Paulinens Stimme rufen hörte: „Luise, Margarethe, läutet die Sturmglocke!“ und das heldenmüthige Mädchen herbeieilen sah. Sie trug eine eiserne Stange in den Händen, welche sonst zum Verschließen der äußern Thüre dient, und kaum hatte sie meine Lage gesehen, als sie, mit dem schmetternden Ausrufe: „Gott im Himmel, Friedrich!“ und mit einer Kraft, die einem so zarten Wesen von oben gegeben seyn mußte, die Waffe hob und mit einem so kräftigen Schlag über das Haupt meines einen Gegners führte, daß er betäubt zurück taumelte. Ich bekam Luft und raffte mich auf; indem fing die große Glocke an zu läuten, welche oben auf dem Dache zum Zeichen der Noth angezogen wird, und keine zwei Minuten vergingen, so hörten

wir schon die Knechte auf dem Hofe und vor allen Niklasens Stimme, welche gleich einer Auferstehungsposaune rief: „Auf, auf! Gefahr auf dem Herrnhofe! zu Hülfe!“ Die Räuber sahen, daß hier ihres Bleibens nicht länger war, und sprangen eiligst zu den Fenstern hinaus, wurden aber mit noch einigen Gefährten und nebst dem Verwundeten auf der Altane durch die herandringenden Leute aufgefangen und nach dem nächsten Städtchen gebracht. Der Anführer und Leiter des nächtlichen Ueberfalls, unter dessen mörderischen Händen ich unsere Großmutter gefunden hatte, war der Mann der nämlichen Catharine, welche von den Frauen unterhalten und gepflegt wird. Als ehemaliger Diener des Hauses wußte er um Alles Bescheid, und es war ihm ein Leichtes, seine Genossen in das unbeschützte und wenig verwahrte Haus zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

(Fortsetzung.)

Nun nur noch Etwas aus dem Bilde der Cherusker oder Harisken, wie es in der Geschichte erscheint. Unfern von den Quellen der Ems und Lippe, im Teutoburger Walde, fiel Varus mit seinen drei Legionen, drei Reitergeschwadern und sechs Kohorten durch die Gewalt der deutschen Waffen im Jahr 9 nach Christi Geburt. Von dieser Zeit an glänzte der Name der von Cäsar zuerst mit Hindeutung auf Macht und Ansehen genannten Cherusker, die mit ihrem Arminius den Hauptantheil an jenem Schlage hatten, bis zum Tode ihres Führers vor den Namen aller andern deutschen Völker. Der Ruhm jener Großthat läßt Etwas zu wünschen übrig, aber er wird nicht zu Schanden, wenn wir auch nicht bezweifeln, daß die Deutschen die Anstalten zum Aufstande gegen Varus und seine Römer mit dem Schein des Gehorsams und der Geduld bedeckten, wenn wir nur da beistimmen, wo behauptet wird, daß ihr Befreiungswerk im Sinne des Tacitus betrachtet werden müsse, der, ohne wegen jener List Etwas vom Lobe des Arminius abzuziehen, es bedauert, daß der Name dieses deutschen Feldherrn nicht größer unter den Römern sey, und daß die selbstsüchtigen Griechen ihn in ihren Jahrbüchern übergeben. Zeit und Umstände geben uns den Maaßstab zur Beurtheilung der Wege, die man bei jenem Unternehmen einschlug, durch das Deutschland den Römern entrissen ward, und die altdeutsche Redlichkeit wird durch jene, ohne Zweifel mit Uebertreibung geschilderte Täuschung der Unterdrücker, eine freilich nicht streng moralische Handlung, noch nicht zum Traume.

Nach erneuerten Angriffen und nach wechselndem Kriegsglück gaben die Römer das innere Germanien auf. Vergebens war ihre Hoffnung, daß die Cherusker, die auch bei diesen Kämpfen die meiste Arbeit und die meisten Verdienste hatten, auswandern und sich über die Elbe retten würden. Ihnen, den Herren der Welt, ward das Loos, nach dem Rheine wandern zu müssen. Hierauf wendeten sich die Cherusker, mit ihren Bundesgenossen von der Varusschlacht her, und mit Semnonen und Longobarden gegen den mächtigen Markomannen-König Marobad. Eine große Schlacht in einer der Gegenden zwischen dem Harz und Böhmen schien unentschieden. Aber Marobad kehrte nach den Gränzen seines Boiemum zurück und erklärte sich dadurch für überwunden. — Eine Zeit lang soll unter dem Namen Cherusker ein großer deutscher Völkerbund zu verstehen seyn, und es soll Licht dadurch in die Geschichte gebracht werden. Wenn aber neben ihnen die andern deutschen Völker immer mitgenannt werden, die mit ihnen gegen Rom im Kriege waren, wenn Tacitus auch über den Kampf mit Marobad sagt, daß Cherusker und ihre Bundesgenossen, die früher unter Arminius mitgefochten, also Katten, Brukter und Marsen, und dann jene Neuerworbenen gegen Marobad standen, wenn für die folgende Zeit selbst die Dauer jenes Bundes sehr zweifelhaft wird, so halte sich an jenen Gesammtheitsnamen, wer da will, fest ist der Punkt nicht. — Mit Arminius war die Größe seines Volkes untergegangen; es kam eine Zeit, in welcher es sich, so wechselt der Lauf der Dinge und der Menschen Sinn, selbst Könige von Rom erbat, den Italikus, jenes Neffen, des Römerfreundes Flavius Sohn, später den Chariomer — siehe da wieder ein ch! Beide brachten ihrem Volke kein Glück und keine Ruhe, und fanden für sich keine Sicherheit und keinen Frieden. Als aber das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung sich zum Ende neigte, rühmte man in Deutschland die Besiegung und Demüthigung der Cherusker (Cherusken laßt uns wenigstens sagen), die nicht übermüthig, aber laß und unkriegerisch geworden waren, durch die Waffen der kräftig ausdauernden Katten, denen sie gegen Rom nicht hatten beistehen wollen. Der Umstand, daß um diese Zeit die Katten mit Chauken sich berühren, läßt vermuthen, daß die Cherusken damals auch Land an der Weser verloren. Weiter weiß die Geschichte von Veränderungen ihrer Wohnsitze nichts. Nie wurden sie wieder groß. Doch wird des Volkes Name groß bleiben, so lange es einen Harz und ein Deutschland gibt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Basel.

Die Baseler Engherzigkeit gibt sich bei allen gemeinsamen Unternehmungen kund. Seit zehn Jahren sind mehrere sehr rühmliche Anstalten zu Stande gekommen. Man hat zwei Kasino's, ein Schauspielhaus und ein neues Lesegesellschafts-lokal erbaut. Alle diese Gebäude machen der Stadt Ehre. Allein es ist kaum glaublich, mit welcher Mühe die Beiträge aufgebracht wurden. Anderwärts würden einige Matadors mit kräftigen Unterzeichnungen vorangegangen seyn; hier das Gegentheil. Ja man behauptet, daß eben die Reichsten am meisten solche Unternehmungen erschweren, indem sie durch ihre Filzigkeit das ganze Publikum ungeneigt machen. Man nennt sogar Manche (und diese Egoisten verdienten öffentlich genannt zu werden, da sie insbesondere die Stadt in übeln Ruf bringen), die stets jeden Beitrag zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke versagen.

Aehnliches gilt nun auch von dem Geselligkeits-sinne der Baseler. Ungesellig kann man sie nicht nennen, aber ein höheres, veredeltes, oder nur ein öffentliches, geselliges Leben sucht man vergebens. Sie leben nicht mehr als anderswo in ihren Häusern; des Tags gehen fast Alle ihren Geschäften nach, denn Pflastertreter gibt es wenige, am Abend aber geht Alles theils in die Lesegesellschaft, theils in die sogenannten Kämmerleins, theils in eine Taverngesellschaft. Ebenso geht das weibliche Geschlecht fleißig in Gesellschaft, und überdieß haben häufige Vereinigungen der nähern Familienglieder statt. Besonders gesellig sollen, wenn gleich nur unter sich, die Glieder der verschiedenen Sekten leben, und in ihrem Umgang eine sonst nur zu seltene Herzlichkeit und Innigkeit stattfinden. Von gemischten Gesellschaften weiß man hingegen wenig; nur selten wird etwa in Privathäusern eine sogenannte Soirée veranstaltet, öffentliche gibt es keine, troz der schönen Kasinogebäude. Im Winter gibt es Konzerte, die aber nur die Reichen besuchen, und drei oder vier Bälle, die oft kaum diesen Namen verdienen. Es ist kaum begreiflich, wo junge Leute der höhern Stände sich sehen und kennen lernen. Noch weniger gibt es Orte, wo alle Stände zusammenkommen; man weiß nichts von Kaffeegärten und allgemeinen Vergnügungorten; die Spaziergänge sind leer, einsam wandert man vor die Thore, und Sonntags geht oder fährt Alles nach benachbarten Dörfern oder Wirthshäusern, und da sieht man freilich, daß gar viele Baseler keine Kopfhänger sind.

Es liegt am Tage, daß, wenn dem Einwohner auch diese Lebensweise zusagt, der Fremde dabei wenig seine Rechnung findet, und es wird begreiflich, daß Basel seiner Ungeselligkeit wegen verschrieen ist. Wahr ist, die meisten Fremden suchen gar keine Gesellschaft; die einen reisen blos durch, andere haben nur ihre Geschäfte im Auge. Wie aber, wenn sie Umgang wünschten? Man führt sie in die Lesegesellschaft und da finden sie eine Menge Tageblätter, doch wenig mehr. Unläugbar ist der Baseler gegen den Fremden nicht zuvorkommend, und beinahe froh, wenn er seiner los wird; ob jedoch Stolz und Selbstgenügsamkeit, oder aber Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und Mangel an wahrer Bildung die Ursache sind, möchte ich nicht entscheiden. Merkwürdig ist, daß selbst der Baseler, wenn er von Reisen kommt, kaum davon sprechen mag oder darf, und auffallend, wie wenig Antheil man an auswärtigen Ereignissen, mit Ausnahme der politischen, nimmt. Daher ist denn auch die Conversation ziemlich troken und alltäglich.

Zweierlei trägt wohl viel zu dieser Abgeschlossenheit bei. Für's Erste, daß die Baseler nur wenige wirklich freundschaftliche und so viel als keine Familienverbindungen auswärts haben. Es ist unter den reichen Klassen wenigstens fast ohne Beispiel, daß Jemand außer der Stadt sich verheirathet, und wahrscheinlich hat eine ähnliche Absonderung von Seite der Mittelklasse mitgewirkt, die Landschaft zu entfremden.

Eine zweite noch wirksamere Ursache dieser Abneigung liegt sicherlich in dem leidigen Handwerkszwang, der bekanntlich in Basel noch sehr fest besteht. Jeder Handwerker ist ein entschiedener Feind alles Fremden; in jedem Ausländer sieht er einen schädlichen Konkurrenten, er stößt ihn zurück, wenn er sich niederlassen will, und erschwert ihm die Erlangung des Bürgerrechts. Keine fremde Handwerkswaare duldet er, und läßt sie unter den Thoren wegnehmen. Wie läßt sich da eine Befreundung mit der Umgebung denken? Und doch ist dieser Nachtheil noch lange nicht der größte. Alle Einwohner leiden darunter, denn das Leben wird theurer. Wäre die Stadt frei, so wäre gewiß das Fleisch um 25 pCt. wohlfeiler. Diese gegenseitige Bedrückung erzeugt einen geheimen Krieg Aller gegen Alle; der Zwang schadet dabei dem Handwerker selbst, da die Furcht vor Uebertheurung ein Vorurtheil hervorbringt, in Folge dessen man sich möglichst ohne Handwerker behilft. Offenbar ist durch diese Vorrechte die Bürgerschaft in zwei Theile scharf geschieden, und in alle sozialen Verhältnisse geht diese Trennung über. Bei öffentlichen Versammlungen fragt man immer, ob die Handwerker oder die Nichthandwerker die Oberhand haben, bei allen Einrichtungen, ob jener Privilegien angetastet werden mögen.

Man sollte meinen, nicht nur die ganze Insassenschaft, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft müsse längst die Abschaffung so lästiger Fesseln wünschen, und unschwer solche durchsetzen können; allein natürlich haben nur die Bürger hineinzureden, und wer wird wagen, jene Privilegien anzugreifen? Würde er auch nicht gesteinigt, so wäre er doch gewiß, zeitlebens für einen Bürgerfeind zu gelten. Das Zunftwesen gehört zur politischen Orthodoxie. Viele glauben auch wirklich, ohne Zunftrechte könne kein Handwerker bestehen, und die Gewerbsfreiheit müsse den Mittelstand zu Grund richten. Beispiele anderer Länder gelten nichts; denn der Baseler hält seine Stadt für ein Wesen ganz eigener, unvergleichbarer Art. Manche, einige persönliche ökonomische Vortheile andern Interessen aufopfernd, werden Verfechter der Zunftordnungen, weil dieß ein bewährtes Mittel ist pour parvenir.

Nach dem eben Gesagten ist begreiflich, daß der Fremde von den Baselern wenig eingenommen werden kann, und daß ihm ihre Geselligkeit in keinem günstigen Lichte erscheinen mag. Gewiß ist indessen, daß, wenn der Baseler einmal seine Behaglichkeit oder Indolenz überwindet, er dann Alles anwendet, sich durch Gastfreundschaft auszuzeichnen. So haben die verschiedenen schweizerischen Vereine, die Schützengesellschaft, die gemeinnützige, die musikalische u. a., so oft sie sich in Basel eingefunden, nicht genug ihre Aufnahme rühmen können. Eben so vergnügt werden alle Fremden seyn, die jährlich zu den Bibel- und Missionsfesten nach Basel kommen, und selbst das Militär, das gegenwärtig in Basel einquartiert ist, muß mit der Bewirthung und Behandlung über alle Erwartung zufrieden seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Oktober 1833.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Goethe.

Die Epopten der Geschichte.

Durch's Grab der Welt entflohen,
Gedacht' ich die Heroen
Vergangner Zeit zu schau'n;
Zu höhrer That verbündet,
Von neuer Glut entzündet,
Mit ihnen fortzubau'n.

Der Helden eignem Munde
Abhorch' ich dann die Kunde,
Die grau jezt und verwischt;
Dort wird zur vollen Blüthe
Dem staunenden Gemüthe
Erinnrung aufgefrischt.

Dort glätten sich die Falten,
Dort wachsen die Gestalten,
Die hier die Noth gebeugt;
Dort wird zu mark'ger Tugend
Am Brunnen ew'ger Jugend
Die Schwachheit aufgesäugt.

In solches Schau'n versunken,
Hat einst den Tod getrunken
Der Weise von Athen:
„Dort werd' ich die Erhabnen,
Die lange schon Begrabnen
In Schönheit leuchten seh'n.

Dann vom Trojanerkriege,
Vom Marathoner Siege
Erzählen sie mit Lust;
Vom Haß nicht mehr gepeinigt,
Vom Staub des Kampfs gereinigt
Die narbenvolle Brust!"

Dieß waren meine Träume,
Bis ich die Tempelräume
Mnemosyne's betrat,
Wo ich um sichre Kunde
Mit ehrfurchtsvollem Munde
Die ernsten Greise bat.

Sie tilgten in den Herzen
Die angeerbten Schmerzen
Durch der Beschauung Kraft;
Sie kannten nicht die Reue,
Sie wandelten als Freie
Noch in des Lebens Haft.

Sie schrieben, abgeschieden
Vom Lärm der Welt, im Frieden
Der Menschheit Thatenbuch;
Wem seine Zeit geschlagen,
Der legte ohne Klagen
Sich unter's Leichentuch.

Digitized by Google

Getränkt von ihren Lehren,
Lernt' ich gemach entbehren,
Was ich geliebt zuvor;
Als sie mein Wachsthum merkten,
Da sprachen zum Gestärkten
Zum Abschied sie im Chor:

„Heil! wer der Täuschung Binde
So kampflos, so gelinde
Wie du jezt, abgestreift!
Wer mit versöhntem Sinne
Getrost nach dem Gewinne
Der lautern Wahrheit greift!

Nicht mehr dem Eignen Kleinen —
Dem Großen nur, dem Einen
Verpfändet ist dein Herz;
Dich weihte die Betrachtung
Zur Kunst der Weltverachtung,
Zu der Verleugnung Schmerz.

O Sohn! es wird nicht droben
Dein Loos dir aufgehoben!
Die Gegenwart ist dein!
Laß, suchend das Entfernte,
Nicht dieses Lebens Ernte
Für dich verloren seyn!

Nicht zittre vor Vernichtung,
Wenn auch das Land der Dichtung
In Asch' und Dunst zerfliegt;
Zum wahren Seyn genesen,
Wird dein unsterblich Wesen
Vom Grabe nicht besiegt.

Von kräft'gen Lebens Fülle
Umklammerte die Hülle
Das blinde Volk am Nil,
Deß Seelen, starr wie Felsen,
Das Licht nicht konnte schmelzen,
Das aus den Höhen fiel.

Laß sie in dumpfen Kammern
Um ihre Larven jammern,
Draus Mark und Geist entfloh!
Du werd' im höhern Lichte,
Ein Priester der Geschichte,
Der freud'gen Weisheit froh!

Lern' jene Heimath ahnen,
Wo silberweiße Fahnen
Den Gruß des Friedens weh'n;
Dort siehst du, unbegrenzet,
Vom Strahl des Geist's durchglänzet,
Ein Pantheon ersteh'n.

Dort ruht, wer hier geschieden,
In des Gedankens Frieden,
Von Lieb' und Haß entwöhnt;
Dort ist die Schuld vernichtet,
Dort ist der Kampf geschlichtet,
Das Schicksal ausgesöhnt.

Dieß Reich wird nie gestöret,
Kein Wechsel mehr empöret
Die stillen Geister dort;
Dem eignen Wunsch entnommen,
Lebt zu der Nachwelt Frommen
Die Schaar der Todten fort.

Sie lerne lebend ehren,
So wirst du würdig mehren
Dereinst die ernste Schaar;
Denn wir auch opfern billig,
Gezwungen oder willig,
Uns selbst einst am Altar.

Den langen Todtenzügen
Schließt nach des Lebens Gnügen
Sich jede Seele an;
Dann wird er aufgegeben,
Der Eine Tropfen Leben,
Im großen Ocean.

Der Kön'ge Rath und Handlung,
Der Reiche Fall und Wandlung
Ist Arabeskenspiel;
Durch den Ruin gewaltsam
Naht ernst und unaufhaltsam
Der Weltgeist seinem Ziel.

Es reichen ohne Ende
Geschlechter sich die Hände,
Und drängend, ohne Ruh,
Rückt jedes, seine Sendung
Erfüllend, der Vollendung
Wie im Triumphe zu.

Einst hängst auch du, umschattet
Von Todesnacht, ermattet
Vom mannigfalt'gen Lauf,
Dein Innerstes und Freistes
Am Hochaltar des Geistes
Als Siegstrophäen auf."

G. Pfizer.

Das Landhaus der Grosmutter.

(Fortsetzung.)

Was du hier gelesen hast, war übrigens das Werk einer halben Viertelstunde, nach deren Verlauf Pauline

und ich, umringt von den hereindringenden Menschen, an dem Bette der Großmama standen, welche sich durch unsern Beistand wieder erholt hatte und jezt in beinahe ganz wieder gewonnener Fassung aufgerichtet dasaß. Unmöglich ist es, mit Worten die Gefühle zu zeichnen, die nach so schrecklichen, so glücklich überstandenen Minuten unsere Herzen erfüllten. Noch weit unmöglicher wäre es gewesen, ihren Ausbruch zurückzuhalten. Während nun Alle sich in lautem Eifer das Ereigniß erzählten, mit Anfang und Ende und all seinen Ursachen kommentirten, ihre Vorahnungen und ihren Schreck als das einzige Wichtige bei der Sache behandelten, lag Pauline, deren Heldenmuth schnell der furchtsamen Weiblichkeit gewichen war, eng von mir umschlungen, schluchzend und zitternd an meinem Herzen, ohne daß wir uns der fremden Blicke nur bewußt gewesen wären, die auf uns ruhten. Ich fühlte mich durch sie gerettet, sah unsere theure Wohlthäterin, der drohenden Gefahr entrissen, dankbar und segnend ihre Hand auf unsere verschlungenen Hände legen — sollte es mir da nicht erlaubt gewesen seyn, mich noch ganz glücklich zu träumen und Minutenlang die Ketten abzuwerfen, die mich wund drücken?

Der Rest der Nacht verfloß uns allen schlaflos, obschon wir die Ruhe wieder gesucht hatten. Abreisen konnte ich nun heute nicht, jedoch durfte ich meinen Vorsatz nicht lange aufschieben, da die wichtigen Gründe für meine Entfernung mehr als je stattfanden. — Wir hatten uns am Morgen in jener weichen Stimmung begrüßt, welche eine überstandene Gefahr und angegriffene Lebensgeister meist geben, und ich saß nach dem Frühstücke, in die Scenen der vergangenen Nacht versunken, allein neben der Großmutter, als sie, mir die Hand freundlich auf die Schulter legend, zu mir sagte: „Friedrich! ein schöner und unvergeßlicher Augenblick hat mich vor einigen Stunden tief in Dein und Paulinens Herz schauen und mich das als Wirklichkeit sehen lassen, was ich seit geraumer Zeit ahnete. Ihr liebt Euch!“ Ich ließ diese Bemerkung, die halb wie eine Frage klang, unter Stillschweigen vorüber gehen, und bog mich, um meine Verlegenheit zu verbergen, zu dem Hunde nieder, der, zwischen meinen Knieen sitzend, es ordentlich zu fühlen schien, daß er, als der Held der vergangenen Nacht, größere Rechte als jemals hatte. „Wenn ich früher gegen eine Verbindung zwischen Euch gesprochen habe,“ fuhr sie nach einer Pause weiter fort, „so geschah dieß aus ganz reinen, Euer Glück bezweckenden Absichten, und vielleicht auch in der Meinung, Dir den möglichen Wahn zu benehmen, als wünsche ich aus eigensüchtigen Gründen eine solche Heirath herbei zu führen. Was ich damals zu Dir sprach, steht noch jezt als bestimmte Wahrheit in meinem Herzen fest. Ich habe zu viel leichtsinnig geschlossene und unglücklich ausgefallene Ehen gesehen, als daß ich mich nicht vor der Möglichkeit entsetzen sollte, meine beiden geliebten Kinder um eines flüchtig entstandenen und schnell verrauchten Gefühles willen zu einem ähnlichen Schicksale verurtheilt und mich als die Ursache ansehen zu müssen. Ich wußte auch, daß Du früher ein Verhältniß mit einem lieben Mädchen angeknüpft hattest, an dessen Zukunft ich den innigsten Antheil nehme, und da Du mit mir nie selbst darüber gesprochen hast, so konnte ich glauben, jene Verbindung mache Dir den Gedanken peinlich, daß ich Dich und Paulinen für einander bestimmt habe. Ich schwache Sterbliche werde mich nie ermächtigen, mein Sohn, in irgend eines Menschen Geschick gewaltsam einzugreifen, am wenigsten in das Deinige, das mit meinem eigenen Wohl und Weh so enge verknüpft ist. Darum, wenn Du fühlst, daß Deine Wünsche, daß Deine Gefühle an Paulinen gebunden sind, wenn Du nach reiflichem Nachdenken Dir sagen darfst, sie sey dasjenige Wesen, das Du Dir, nicht nur zur Theilnehmerin einiger süß berauschenden Momente, sondern zur treuen Gefährtin für das ganze Leben wünschest; wenn meines lieben Kindes Herz, wie ich beinahe vermuthen muß, mit dem Deinigen einverstanden ist und keine andere Pflicht im Wege steht, so darfst Du nicht glauben, daß ich mich Eurem Verlangen entgegenstellen werde, und mußt deßhalb nicht der großmütterlichen Wohnung entfliehen.“

Kurt, denke dir meine Empfindungen bei diesen himmlischen, diesen furchtbaren Worten! Ich sah mir ein Glück geboten, nach welchem ich so lange schon meine sehnenden Blicke gerichtet hatte; ich ahnte, daß und wie ich geliebt war, und ich durfte nicht dankend zu den Füßen meiner Großmutter stürzen, ich mußte dem Heil meines Lebens entsagen, wollte ich meiner eigenen Achtung, des Wohlwollens meiner edlen Mutter und der Liebe eines Engels würdig bleiben. Ich konnte keine Minute über das unentschieden seyn, was ich zu thun hatte: volles, unumschränktes Vertrauen, offene Darstellung meines Verhältnisses zu Ulriken, meiner Befürchtungen, der leisen Hoffnung, die zuweilen in unbewachten Augenblicken mein Herz überraschen wollte, und meines festen Entschlusses, konnte hier allein geziemend seyn.

Je weiter ich in meiner Erzählung kam, als ich meiner Kämpfe gegen eine erwachende Leidenschaft, meiner öftern Schwäche und endlich der Unterredung gedachte, deren geheimer Zeuge ich gewesen war und die mich bestimmt hatte, meinem frühern Gelübde, selbst um der höchsten Seligkeit willen, nicht untreu zu werden, ward ihr Gesicht immer freundlicher, ihr Lächeln immer liebevoller, und ihre Züge verklärten sich zulezt in solcher Anmuth, daß ich sie noch niemals so gesehen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Basel.

Unstreitig fühlen viele Baseler selbst, daß dem geselligen Verkehr eine wesentliche Reform, ein kräftiger Umschwung Noth thut. Mit der Erbauung schöner Gebäude ist es aber nicht gethan; vielleicht sogar wird damit nicht auf die zweckmäßigste Weise angefangen. Der Baseler scheut nicht blos größere Geldausgabe, er scheut alle Kosten der Unterhaltung. Ein elegantes Gebäude ist nicht comfortabel; man muß sich mutzen, wie der Baseler sagt, und dieß schon ist ihm lästig. Jeder Mensch, und der Baseler insbesondere, ist ein Gewohnheitsthier. Soll er sich ändern, so muß er allmählig gewöhnt werden, an mannigfaltigern, geselligen Vereinigungen Freude zu finden. Es müssen ihm zu dem Ende Mittel und Anlässe geboten und diese so viel als möglich erleichtert werden. Sie müßten angeordnet seyn, daß die verschiedenen Geschlechter und Stände Theil nähmen. Gewohnheiten lassen sich nicht plötzlich umändern, und selbst durch Revolutionen nicht. Gar sehr ist übrigens zu bezweifeln, daß die neuere politische Umwälzung, die Basel erlitten, einen günstigen Einfluß auf die sozialen Lebensverhältnisse haben wird. Bei der künftigen Stellung der Stadt und ihrer völligen Isolirung und Beschränkung auf sich selbst, kann schwerlich ein großartiger und weltbürgerlicher Sinn erwachen und die Engherzigkeit und der Zunftgeist sich verlieren; die ungerechte Behandlung, die Basel erfahren, und die Lieblosigkeit, mit der es allgemein beurtheilt wurde, sind wenig geeignet, die Denkungsart humaner und den trüben, religiösen Geist der Einwohner heiterer zu machen; alle Schändlichkeiten, die unter der Firma des Liberalismus begangen werden, müssen den ächten sogar noch verdächtigen und verscheuchen, und überdieß kann jene Beschränkung manchen neuern Bestrebungen nicht anders als nachtheilig seyn.

Besonders verdienstlich ist, was in Basel seit zwanzig Jahren zur Förderung des öffentlichen Unterrichts in der Stadt, wie für die Landschaft, gethan worden. Allgemein wurde auch vor Kurzem noch anerkannt, daß dieser Kanton alle übrigen in diesem Punkte übertreffe. Wesentlich wurden die hohen und niedern Schulen verbessert und nach Bedarf auch fremde Lehrer angestellt. Die Gründung einer Universität ging ohne Zweifel über Basels Kräfte. Löblich bleibt aber immer die Gesinnung, die sie hervorrief. Dabei war sie nicht ohne vielfach wohlthätigen Einfluß auf das wissenschaftliche und selbst auf das soziale Leben. Die fremden Lehrer, die herbeigerufen wurden, brachten einen neuen und regern Geist in manche Gesellschaft, und durch Vorlesungen für das größere Publikum wurde allmählig einiger Geschmack an geistiger Beschäftigung verbreitet. Leider gebrach es der Anstalt aber an aller Aufmunterung von außen; sie konnte nie erstarken; schon vor den lezten Ereignissen fing sie an dahinzuwelken, und diese haben sie ihrer Auflösung vollends nahe gebracht. Die Stadt hat eine nicht kleine Anzahl junger wissenschaftlich gebildeter Männer erworben; allein im Allgemeinen trifft man die frühere Gleichgültigkeit für alle wissenschaftliche Leistung an. Ich hörte nie mit einer Art Verehrung von irgend einem Gelehrten sprechen. Auch hierin möchte Stolz und Indolenz sich begegnen, und sicherlich hat auch dadurch die Baseler Sache in den Augen der Welt gelitten. Während die Gegner unermüdet waren, die öffentliche Stimme für die ihre zu gewinnen, that man in Basel wenig; man affektirte Verachtung, und glaubte, wie immer, der geistigen Gewalt entbehren zu können.

Vom Kunstsinne der Baseler habe ich wenig in Erfahrung bringen können. Einige Private sollen reiche Kunstschätze besitzen; die Liebhaberei soll aber eher ab-, als zunehmen. Musik wird fast in allen Familien gelehrt, doch Wenige sollen erwachsen sie fortüben. Die Winterkonzerte sind verhältnißmäßig ausgezeichnet gut.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

Schönes Wetter.

Es war am 2ten Mai, als es auf einmal, wie auf einen Zauberschlag, schön bei uns wurde, überall, am Himmel, im Walde, auf der Flur, in der Stadt. In den Wäldern standen zwar die Eichen noch wie an den starren Winter mahnende Gerippe, umflogen und umhangen von dürren, falben Blättern, waren die Buchen noch röthliche, durchsichtige Gewölbe ohne Bedeckung, die Birken wie Reisig und nur mit farblosen Guirlanden geschmückt; aber der Boden war schon mit grünem, weichem Teppiche belegt, und laue, duftige Hauche rührten schon die welken Blätter; auf den Matten und Wiesen blühten die Schlüsselblumen, die Gänseblümchen, so wie die schöne, dem Norden unbekannte, tiefhimmelblaue Enziane. In der Stadt wurden wieder über die Fenster und die Balkone die eleganten Schirme ausgespannt und unter die Schirme die Blumen gestellt, die Käfige gehängt; unter den Blumen erschienen wieder, ihrer Vermummung bar, die Lilien und Rosen der Frauen, und die Frauen wandelten in den Gassen wieder so leicht, so schwebend mit ihren farbigen Parasols und Fächern, in ihren Sommerkleidern. In das Morgengeschrei der Spatzen mischte sich das süße Zwitschern der heimgekehrten Wandervögel, in das Geschrei der brüllenden Topfbinder, der kreischenden Streusandverkäufer, der jodelnden Milchweiber der Gesang der Kanarienvögel und Nachtigallen. Grüner waren die Fichten, welche hier die Weinhäuser bezeichnen, schöner bekränzt die Glocken, welche über dem Eingange der Bierhäuser als Schilder schweben, heiliger thronten die Madonnen, deren Bilder hier die Façaden fast aller Häuser schmücken, und selbst die Guirlanden des Zopfstyls an den Gebäuden aus dem vorigen Jahrhundert waren schön mit den Schwalben, die daran ihre Nester bauten, mit den Tauben, welche darauf sich ergötzten. Und herein aus der Fremde, unter dem muntern Schalle des Posthorns, kamen die Reisenden und weilten gerne bei uns und wunderten sich nicht, daß es so viele schwarze Haare hier gibt, so viele heiße Augen, so viel Südliches überhaupt; denn es sah wirklich südlich bei uns aus, wiewohl man nur drei Kirschen für einen Kreuzer bekam. Es war eine rührende Zeit. Welch ein Genuß alsdann, den Hofgarten, den englischen Garten, die Lustgärten der Isar zu besuchen! Welch ein Genuß, den schönen Bauten beizuwohnen, dem emsigen Gewimmel der Arbeiter daran, der Künstler darin! Und sich dann hin zu setzen in's Kühle, die Brust zu lüften, den Hut abzunehmen, zu athmen in langen, vollen Zügen, nichts zu sehen, als Leben, nichts zu hören, als Freude, und wenn man die bloße Hand in die Luft ausstreckte, nichts zu fühlen, als laue Luft! Allein leider — doch stille! lassen wir das Wetter schön während der Beschreibung dessen, was München in der schönen Jahrszeit Erfreuliches und Merkwürdiges darbot, und womit ich Sie nun unterhalten will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Oktober 1833.

Fließe, des Lebens Strom! du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.

Herder.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

Von G. H. Schubert. *)

Erster Artikel.

Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenscheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes besondere Wirken für sich allein, ohne den waltenden Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zustände der Seele, welche in ihrem Gebiete dem Schlaf des Leibes entsprechen. Das Eigenleben der Seele, dessen selbstständiges Bewegen zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seyns und Lebens ist, würde für sich selber unaufhaltsam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in seinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Bestehenden macht. Wie dieß ein Tag dem andern lehrt: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erschöpfung der Kraft und zur Auflösung führen, umschlänge die Lebendigen nicht stets wieder von Neuem das mütterlich pflegende Band des Schlafes; so wird, vermöge der Wirkung eines Alle zusammenhaltenden Geistes, das täglich, ja in jedem Augenblick sich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Gestaltung, welche nach bestimmtem Gesetz ihre Zeit hindurch zunimmt und wächst, und dann wieder abnimmt und verschwindet. Diesem Vorgang ist jedoch hier in einer tiefer gelegenen Stätte nachzuspüren, als die sichtbare Behausung des Leibes ist.

Es ist keine einzige Thätigkeit und Anspannung der Seele, welche nicht alsbald in Abspannung und Ermattung sich auflösen würde, wenn nicht auch über dieses Begegniß ein Gesetz der Erhaltung waltete, welches schafft, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andern, scheinbar niedrigern Stufe sich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt sich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der selbstthätigen Richtung des Lebens von Neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß, der von oben kommt, und so wird, wie aus einem beständigen Fallen und Wiederaufstreben das leibliche Geben, eben so aus dem beständigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortschreiten auf dem Wege ihrer innern Entfaltung.

Von einem trefflichen Doktor erzählt man, daß er einst von der leichten Zerstreubarkeit auch der besten menschlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigste Mensch kein Vater unser zu beten

*) Aus der in Kurzem erscheinenden, völlig umgearbeiteten zweiten Auflage der Geschichte der Seele dieses Verfassers.

vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da sagte einer der Dabeistehenden: „Ei, mein Herr Doktor, dieses getraue ich mich wohl ohne dergleichen Anstoß zu verrichten.“ — „Wohlan,“ erwiderte der Doktor, „so versucht's, und wenn Ihr dann in Wahrheit versichern könnt, daß Euch bei solchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, so soll ein schönes Roß der Lohn seyn für Eure eifrige Andacht.“ Da versuchte es der Andere. Als er aber fertig war mit seinem Beten und auf sein Gewissen wegen der Sache befragt wurde, gestand er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen sey: ob ihm der Herr Doktor zu dem Rosse wohl auch den Sattel und Zaum schenken werde? Dasselbe, was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, schleicht sich freilich andere Male in viel ansehnlicherer Gestalt in das ernsteste Geschäft des Geistes ein. Wie sich denn jenem Alten in der einsamen Thebais gerade dann, wenn er all sein Denken und Sinnen mit dem dringendsten Ernste zu Gott erheben wollte, allerhand Erscheinungen des Ferngesichts ausdrängten, welche ihm das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder, oder was den Reisenden in der Wüste geschähe, die eben im Begriff standen, die Wohnungen der Einsiedler zu besuchen. Der Fall von der höhern Stufe auf die niedrigere war hier, wie dieß damals schon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorstellung aus dem alltäglichen Leben.

Der Verlauf der innern Verwandlung bleibt sich immer gleich, und er ist derselbe, welchen wir schon bei der Entstehung des organischen Leibes bemerken, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtung eilende, selbstthätige Bewegen durch ein wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innere Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreiht, als sich in dem hiemit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andern an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfügt. Jenes Geschäft eines psychlichen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt. Wir müssen indeß, um die Verkettung im Großen zu verstehen, zuerst die Zusammenfügung der einzelnen Glieder betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus der Großmutter.

(Fortsetzung.)

Ich war in der Aufregung meines ganzen Wesens zu der Großmutter Füßen gesunken. „Lassen Sie mich,“ rief ich, in wehmüthigem Schmerz aufgelöst, „lassen Sie mich nun sogleich meiner Bestimmung entgegen gehen! Lassen Sie mich jezt scheiden, während ich noch die Kraft dazu habe. Paulinen kann ich jezt nicht wiedersehen. Mein empörtes Herz würde mich zu Unbesonnenheiten, zum Unrecht hinreißen, und es ist besser, daß ich der Versuchung entfliehe. Mutter, geben Sie mir Ihren Segen mit auf meinen einsamen, lichtlosen Weg! Wie auch mein Geschick sich wende, es ist von jezt an unmöglich, daß ich je den Frieden meines Gewissens verletze, denn ich hätte ja dann den Jammer dieser Stunde vergebens gelebt. Ihr Bild soll mich geleiten, die Erinnerung an Ihre Tugenden mein Schild seyn gegen jede Lockung dieser Erde, und wenn wir uns einst in besserem Leben wieder finden, sollen Sie sich Ihres Sohnes nicht zu schämen haben.“

Soll ich noch weiter erzählen, Kurt, was du bereits ahnest? Soll ich dir sagen, wie meiner Großmutter Freudethränen auf mich herab träufelten, wie sie mit dem Entzücken einer Seligen eine Freudepforte nach der andern vor mir öffnete? Willst du, der Freund Ulrikens, der still Geliebte ihres Herzens, der seine Ansprüche den meinigen edelmüthig untergeordnet hatte, es hören, wie meine Großmutter in geflügelten Worten mir eure Bekanntschaft, eure entstehende Liebe, euren Kampf zu Gunsten des Abwesenden, eure leisen Hoffnungen, als meine Briefe kälter und seltener wurden, und endlich das Vertrauen entdeckte, mit welchem du dich während eurem Zusammentreffen im Bade an Frau von Elmendingen gewendet hattest? Soll ich dir sagen, daß sie an dem Sohne ihres nie vergessenen Jugendfreundes beinahe ein eben so lebhaftes Interesse nahm, als an dem leiblichen Enkel, daß ihr reiches Herz unser aller Wohl, aber zuvörderst den Frieden unserer Seelen in sich trug, und sie den Entschluß faßte, jede leise Leitung unseres Geschicks zuerst auf diese Grundlage zu stützen. Kurt! welch eine stille, heilige Welt liegt in dem Gemüthe eines edlen Weibes! Die Verbindung ihrer beiden Kinder war der höchste Wunsch ihres Lebens, in so ferne ich dem Bilde entsprach, das man ihr von mir entworfen hatte; aber sie wollte nicht durch den Fehler Anderer die Erreichung desselben herbeiführen. Sie wollte dir und Ulriken das eigene Bewußtseyn in jedem Falle retten; darum rieth sie dir, dich ganz und unbedingt von der Geliebten zu trennen und eine mögliche Wiedervereinigung nur von der Zeit und dem Schicksal zu hoffen. Ihr beide verstandet

sie und führtet gewissenhaft aus, was euch aufgelegt wurde. Ulrike sollte bei meiner Heimkunft frei seyn, des Freundes, der Freundin Treue gegen mich sollte unverlezt bleiben und ich selbst dann meine Probe bestehen. Ich weiß, daß euer Vorsatz fest, unerschütterlich war, denn du hast auch nicht durch den leisesten Verdacht gegen Ulriken, was dir bei meiner Stimmung so leicht war, den meinigen angefacht, und seit meinem Eintritte in dieses Haus nichts gethan, um mich in der Treue für das gegebene Wort wankend zu machen. Habe Dank, Freund, für die Redlichkeit, mit welcher du meinen Glauben an Menschenwerth gestärkt hast; mein ganzes, der Freundschaft und Liebe geweihtes Leben soll dir dafür lohnen. — Daß ich so lange säumte, Ulriken aufzusuchen, zeigte meiner Großmutter, daß ihre Ahnungen über die Wandelbarkeit meiner Gefühle nicht unrichtig gewesen waren; aber es erregte in ihr zugleich Zweifel gegen mein Herz. Darum warnte sie in jener Unterredung Paulinen, deren entstehende Neigung sie gesehen hatte, und die niemals die meinige geworden wäre, hätte ich meine Verlobte niederträchtig verlassen. Die einzige kleine List, die sie sich gegen mich erlaubt hatte, und die sie mir erröthend gestand, war ihre erdichtete Abneigung gegen eine Heirath zwischen uns gewesen. Sie hatte mich durchschaut, hatte die Ursache des Widerwillens errathen, den ich gegen Paulinen zu fühlen schien, und ihr Benehmen war auf die Kenntniß des menschlichen Herzens berechnet gewesen, das meist mit Verlangen erfaßt, was ihm versagt scheint.

Begreifst du, wie mir zu Muthe war, als ich den Vorhang allmählig vor meinen trunkenen Augen emporrollen sah, und das heitere Bild eines unendlichen Glückes nun vor mir stand? Kannst du mein Entzücken, meine Wonne fassen, als meine Großmutter mir sagte, daß die Aussicht, uns vereint um sich zu sehen, uns Eines durch das Andere glücklich zu wissen, dem Sohne ihres Freundes ein schönes Loos bereitet und an dem Feinde in seiner Tochter eine edle Rache geübt zu haben, alle Schmerzen ihrer Vergangenheit weit überwiege? Und als sie mir meine Bestallung zu der Försterstelle, um die sie heimlich mit Vorzeigung meiner Zeugnisse nachgesucht hatte, übergab, als ich mich durch sie an diesen lieben Boden gefesselt fühlte, als sie endlich wegging, meine Pauline vorzubereiten, als ich das bräutliche Mädchen mit holdem Erröthen an ihrer Seite hereintreten sah — als ihr Herz in dem reinsten Glücke der Liebe an dem meinigen pochte! —

Komm, du Glücklicher, komm in unser Paradies! Ulrike ist bei uns, wir Alle warten deiner mit heißer Sehnsucht, die Arme der Liebe und Freundschaft sind dir offen.

Wir ziehen nun alle Tage den Berg hinan zu dem Lug ins Land, wie sie hier das Belvedere heißen, und schauen auf die Straße hin, die du kommen mußt. Eile, Kurt, gib uns durch deine Gegenwart den einzigen Zuwachs, den unser Glück noch gewinnen kann; sonne dich wie wir in den Strahlen weiblicher Güte, Weisheit und Liebe, und laß uns in die Hände der Großmutter das Gelübde niederlegen: ewig der Tugend und ihr getreu zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der Hofgarten.

Ich fange mit dem Hofgarten an, welcher in München der angenehmste Ort ist, und in der Welt wohl einer der angenehmsten seyn mag. „Lassen Sie sich ja in den großen Hofgarten führen, in welchen, wiewohl er außerhalb der Stadtmauern liegt, Sie durch einen bedeckten Corridor aus dem königlichen Pallaste gelangen können. Auch da wird Manches Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: Statuen, Fontainen, Alleen und andere Verzierungen, vor Allem aber der Portico von 120 Bogen, wo sich täglich die schönen Damen des Hofes und der Stadt ergehen. Wenn ich ihn besuchte, fiel mir immer jener berühmte Lustgang unter den Arkaden Livias ein, welchen Ovid so angelegentlich seinen Schülern empfahl.“ So schrieb Bianconi im J. 1762 (Lettere sopra alcune particolarità della Baviera etc.). Was würde er jezt sagen, nachdem ein Theil des Porticus in den Bazar und dessen Arkaden umgewandelt worden ist? und was wird man erst später sagen, wenn einmal auch der andere Theil veredelt und bemalt und der diesseitige Flügel der Residenz vollendet seyn wird? Der Hofgarten, welcher seit dem Anbau des Odeonplatzes, der Ludwigsstraße und der anstoßenden Gassen nicht mehr außerhalb der Stadt liegt, ist eigentlich kein Garten, sondern nur ein mit sich durchkreuzenden Linden- und Maronenalleen besezter Platz, ein Schattenplatz. Er bildet ein großes Viereck, geschmückt mit einem Tempel in der Mitte, mit vier Springbrunnen und einer Fontaine auf den Seiten; eingeschlossen östlich von der Kaserne des königlichen Leibregiments, südlich von der Residenz, westlich vom Bazar und nördlich von den Arkaden der Säle der Bildergallerie. Diese Arkaden werden eine gefälligere, denen des Bazars angemessene, Form erhalten und mit griechischen Landschaften enkaustisch von Rottmann bemalt werden, welcher zu dem Ende sich nächsten Spätherbst, wo er mit seinen Fresken fertig seyn wird, nach Griechenland begibt. Das Volk hat die Bilder unter den Arkaden wirklich lieb gewonnen; es geht nie daran vorüber, ohne sie anzuschauen, und bei schlechtem Wetter, wenn die Arkaden Zufluchtsort und Spaziergang werden, dienen sie ihm zu der angenehmsten Unterhaltung. Möchten doch die Arkaden des Hofgartens in allen unsern Städten Nachahmung finden! Aber auch ohne sie gerade mit Bildern zu schmücken, sollte man in Deutschland mehr Arkaden bauen. In Bologna, Turin, Padua, wo dergleichen keineswegs gegen die Hitze, sondern gegen den Regen eingeführt wurden, kam man dadurch weislich einem Uebel, da es dort so selten ungestümes Wetter ist, gleichsam nur zuvor, während man bei uns einem fast beständigen Uebel

dadurch abhelfen würde; was dort nur eine Bequemlichkeit, ist bei uns ein wahres Bedürfniß, und wir weisen Deutschen sehen das nicht ein? Zu Bern, Insprucк, Karlsruhe und München that man es einmal; allein das Beispiel fand keine Nachahmung; man unterließ, es fortzusetzen, als schämte man sich, es gegeben zu haben. — Man spricht von dem Bau einer Getreidehalle, die so bald als möglich dem Uebelstande abhelfen würde, daß der samstägige Getreidemarkt, oder die Schranne, unter freiem Himmel gehalten wird. Ob diese Sage gegründet, weiß ich nicht; daß sie aus dem Wunsche für das allgemeine Beste entsprungen, leuchtet einem Jeden ein, der den Schrannenplatz an einem Samstagmorgen bei schlechtem Wetter gesehen und gefühlt hat, wie unanständig ein solcher Anblick in einer Stadt ist, wo so viel Schönes und Nützliches gebaut wird, und gar manches weniger Nützliche und Schöne, als eine großartige Getreidehalle seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Basel, September.

(Beschluß.)

Skizzen zu einem Sittengemälde von Basel.

Noch ein Punkt bleibt mir zu berühren übrig, der religiöse Geist der Baseler. Gerade von dieser Seite steht bekanntlich Basel in einem sehr übeln Rufe, und ich gestehe, daß ich es nicht unternehmen möchte, der öffentlichen Meinung zu widersprechen, wenn sie gleich auch hierin zu ungünstig urtheilt. Pietisten oder Anhänger der Brüdergemeinde gibt es seit langer Zeit in Basel. Sie stehen in enger Verbindung mit Herrnhut und bilden eine wirkliche Sekte. Sie besuchen die Kirchen, haben aber zugleich ihr eigenes Bethaus und ihren Vorsteher. Die Zahl ihrer Glieder soll auf etwa 500 steigen und sich nicht vermehren. Sie sind die Stillen im Lande, halten unter sich zusammen, besuchen keine öffentlichen Gesellschaften und machen selten von sich reden. Das Schlimmste ist, daß manche Geistliche, und namentlich Landgeistliche, im Geheimen (denn ein Gesetz verbietet es) dieser Sekte angehören, und ohne Zweifel hat dieß beigetragen, die Landschaft gegen sie zu erbittern. Eine zweite, neue Sekte ist die der Methodisten oder Momiers. Im äußern Leben sondern sie sich wenig ab und haben blos ihre eigenen religiösen Versammlungen. Ungleich mehr als die Pietisten sind sie aber bemüht, ihre hyperorthodoxen Glaubensmeinungen zu verbreiten und Proselyten zu machen. Auch hat sich ihr Anhang zusehends vermehrt, und überdieß suchen sie sich durch Herbeiziehung der Armen zu verstärken und Einfluß auf die Erziehung zu gewinnen. Auch dieser Sekte sind mehrere Prediger zugethan.

Viele Baseler sind ferner Mitglieder der Missions- und der Bibelgesellschaft. Diese bilden inzwischen durchaus keine Sekte. Auch ist die Missionsanstalt, die an vierzig Zöglinge zählt, weder ein von Baselern gegründetes, noch von ihnen ausschließlich unterhaltenes Institut, und alle Zöglinge sind Fremde. Daß die Baseler beiden Instituten lebhafte Theilnahme schenken und bedeutende Summen zuwenden, kann schwerlich tadelnswerth seyn, denn soll der Christ nicht zur Verbreitung des Christenthums und der Schrift eifrig mitwirken dürfen? Mit Grund wird aber mißbilligt, daß von diesen Vereinen zugleich eine Unzahl geistloser Traktätlein in alle Welt ausgestreut wird, und daß von ihnen hauptsächlich die Befehdung aller etwas freiern Religionsansichten und Bibellehren ausgeht. Diese Eiferer haben ohnehin leichtes Spiel, denn fast ohne Ausnahme predigen die Geistlichen nach dem streng orthodoxen System.

Irrig ist, daß ein großer Theil der Baseler Sektirer sind, gewiß aber findet man an wenigen protestantischen Orten so viel, wenigstens äußere, Religiosität. Morgens und Abends sind die Sonntagskirchen beinahe gefüllt, und fast täglich werden überdieß noch Predigten oder Betstunden gehalten. Die Frömmigkeit der Baseler möchte ich nicht Frömmelei oder Heuchelei nennen, wohl aber den herrschenden religiösen Geist einen trübsinnigen, lebensscheuen und egoistischen. Und daß sich bei aller äußern Demuth eine gute Dosis geistlichen Stolzes mit einmischt, möchte auch nicht zu bezweifeln seyn. Vieler Baseler Wahlspruch ist einmal: „Extra Basileam nulla salus!“

Logogriphisches Netz.

Die Spinne geht auf a und fängt mit b
Den Göttervogel, jezt nur Mumie.

In Einer Doppelmasche packt sie mich
Und dich, und theilt mit uns das liebe Ich.

Was wir vergöttern, spinnt mit d sie ein.
So ist es schön, vom Netz umschlungen seyn!

Sie fing mit o bemoosten Musensitz,
Auch mit berühmt durch zweier Dichter Witz.

Der, wie in unserm Netz das Thier mit g,
Auf Feinde seine Stacheln schleuderte.

h führte sonst auf jedes Weibes Spur,
Doch heute steht's vor hohem Titel nur.

k fiel vom Himmel ganz verbrannt zu Aschen,
Doch braucht er hier im Netz zwei Extra-Maschen.

l aber schickt sich in das Netz-System
Als General und Säufer ganz bequem.

Wenn zornig m an ihrem Feind sich rächt,
Bekommt es ihr und ihrer Waffe schlecht.

Du armer Fürst mit n und Peru's Gold,
Dein Fall bezahlte weißen Räubern Sold.

o ist ein Affenspiel, das, bunt an Tracht,
Aus vielen Menschen Affen jüngst gemacht.

r: sie ein Weg, der nie zum Ziele führt,
er geisteskrank, daß euch sein Schicksal rührt.

s jenes Schleiers Eigenthümerin,
Den Keiner lüpft mit rohem, frechem Sinn.

t ist im Reich der Schreiber wohl bekannt,
In kurzem deutschen Wörtlein auch genannt.

u möcht' im Staate nicht im Staate seyn,
Doch hilft der Staat ihm zum im Staate seyn.

Noch spinnt mit w und x die Spinne Namen,
Doch liegen die wohl fern euch, schöne Damen!

Und, faßt vor allen Spinnen euch ein Graus:
Dann freuet euch, die lezte*) spinnt schon aus.

J. G. M.

*) Die Sprache läßt dergleichen Netze mit mehr als neun Wörtern nur für die Anfangsbuchstaben A, E, I und O zu.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Oktober 1833.

— Wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Th. Körner.

Der hinscheidende Dichter.

In dunkler Kammer träumt der Dichter tief,
Des Fiebers wirre Bilder ihn umwalten,
Und ob ihm auch der Lieben Stimme rief —
Er hört es nicht — er schaut nur Traumgestalten,
Wie, wer im hohen Mohngefild entschlief.
Der Mund mag zum Gesang sich nicht entfalten,
Ermattet zuckt die saitenkund'ge Hand,
Gelähmt von rascher Fieberblitze Brand.

So liegt das bleiche Bild in Todeshaft,
Als hätte schon das Leben sich entschwungen.
Doch frisch und heil verblieb noch eine Kraft,
Die hält ihn warm von Jugendgluth durchdrungen;
Wann springend alle Saiten schon erschlafft,
Die zittert noch und ist noch hell erklungen:
Es ist die Phantasie, die wach verbleibt,
Und fort und fort noch klare Bilder treibt.

Sie schafft und ringt, das bunte Traumgesicht
Mit ihren Zaubermächten zu umflammen,
Und freudig sammelt sich in ein Gedicht
Die lezte Kraft des Sterbenden zusammen,
Er flüchtet sich hinan zu diesem Licht
Und wärmt sich noch an diesen Lebensflammen:
So hangt der flücht'ge Geist noch fest verwebt
Im Dichtertraum, der hüllend ihn umschwebt.

Da regt sich auch der alte Schöpferdrang:
Durch Worte möcht' er sein Gedicht beleben,
Erschallen ließ' er gerne zum Gesang
Die Töne, die durch seine Seele beben,
Den Menschenherzen möcht' er freudigbang
Sein heimliches Gebild zu eigen geben;
Doch lösen will sich nicht der Lippen Band,
Und regen will sich nicht die starre Hand!

Du sonnenhelles, duftiges Gedicht,
Im wanderfert'gen Herzen eingegittert!
Getränkt von dieser Erde Farbenlicht,
Vom Strahl des Menschengeistes überflittert —
O sähe dich ein irdisch Angesicht!
Von deinem Zauber wundersam durchzittert,
Es beugte sich, von Andacht ganz erfüllt,
Dem Schönen, das du weihevoll enthüllt!

Was glüht des Kranken Antlitz noch so klar?
Was kann er mit dem stillen Lächeln meinen?
Die regen Augensterne zittern gar,
Als möchten sie noch Freudenthränen weinen!
Des innern Bildes Strahlen sind's fürwahr,
Die noch verklärend durch die Leiche scheinen —
Doch schon erlischt der lezte Stern der Nacht,
Der Todeshauch hat schnell ihn ausgefacht.

Verhaßtet Lied! wo flüchtet hin dein Ton?
Mußt du im Hauch des Todes schon verhallen?
O nein! du magst in Engelslauten schon
Von deines Sängers freier Lippe schallen;
Und steht er vor der ew'gen Schönheit Thron,
Und weilt er in den lichten Königshallen:
So bist du wohl der erste Heimathlaut,
Den dort sein Mund zu sprechen sich getraut.

Adolph Stöber.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

Schon während des Moments der Anstrengung des Auges zu der lang fortgesezten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes, wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesezte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sey, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich, durch die Reaktion der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün das innerlich erzeugte Roth so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebene von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes. In diesem Falle fügt sich demnach, vermöge eines Gesetzes der Verwandtschaft und wechselseitigen Anziehung des Sichtbaren und seines unsichtbar Ergänzenden, von innen her das polarisch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordene an, Entgegengeseztes an Entgegengeseztes. Dasselbe sehen wir, im gesunden Verlauf der Wirksamkeit der Seele und ihres Wechselverhältnisses zum Leibe, unter den verschiedensten Formen sich ereignen. Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung sehnt und diese begierig aufsucht, so verlangt und sucht die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit das dieser einseitigen Richtung entgegengesezte, sie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt, so ist eben jene innere Rückwirkung, die sich (wie das grüne Scheinbild an die Beschauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze des Mittags abmühte, da ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben dasselbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlauf des innern Lebens eben so nothwendig, wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folgt, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlafe des gesunden Leibes verglichen werden.

Es ist eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefsinnigsten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz besondere Anlage und Neigung zur Tonkunst haben. Diese beiden, Tonkunst und höhere Mathematik, stehen in einem eben so nothwendig sich ergänzenden, polarischen Gegensatz mit einander, als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich gesehenen gelben. Der große Mathematiker und Astronom Galilei war von seiner ersten Kindheit an, neben der Muttermilch, durch die Genüsse der Tonkunst ernährt worden, hatte in dieser Kunst die lieblichste Ergötzung seiner Jugend gefunden. Denn seinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht seines vormals mächtigen Hauses eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterstadt nicht hatte nehmen können: die Macht der Töne. Hiemit aber hatte dieser Vater, ohne es zu wissen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung seine Richtung nahm. Galileis Geist, als er zur höhern Selbstthätigkeit erstarkt war, erhob sich zum Erkennen dieser Melodien, welche ein Alles ordnender, waltender Geist in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat, zum Erkennen dessen, was ihn schon frühe die Musik hatte ahnen lassen. Wer Keppler auch nicht als Freund der Tonkunst kennt, der wird bei dem Lesen seiner Werke es fühlen, in welch naher Verwandtschaft hier der Genuß des Erkennens mit der Lust der Tonkunst stehe. In jeder dafür empfänglichen, leise fühlenden Seele läßt die anhaltendere Betrachtung der hehren Gesetze, welche jener mächtige Geist aussprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem innern Vernehmen von tief ergreifenden Gesängen gleicht. In der That, Keppler kannte und beschrieb „die Harmonie des Weltalls.“

Digitized by Google

Heilsam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, scheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in diese Zustände zu seyn, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe sich zugesellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verschiedensten Formen wiederkehrender Traum: er solle Musik machen, und der Stimme gehorchend, benützt der Weise die noch im Gefängniß ihm geschenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunst, zu einem Lobgesang des Gottes, welcher der Seele die Begeisterung für das Göttliche einhaucht, und zur poetischen Umgestaltung der Aesopischen Fabel. Denn es schien ihm, so sagt er dem Kebes, doch sicherer, nicht von hinnen zu scheiden, bis er auch so sich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen.

Eben so wie aber nicht blos das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, sondern umgekehrt auch das äußerlich gesehene grüne ein rothes im Auge hervorruft, so bemerkt man auch umgekehrt, daß solche Menschenseelen, welche auf eine kräftige, selbstständige Weise das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Musik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieselbe allgemeine Weise zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugnisse solcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem scheinbar der vorherrschend selbstthätigen Richtung ganz entgegengesetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welche der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höhern, alle bekräftenden Element scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, welche den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühnern Aufschwung der bildenden Künste gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geist eines Dante und Shakespeare, so wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht blos große Ergötzung gefunden habe, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war. Auch im minder bedeutenden Kreise wird das wechselseitige sich Hervorrufen jener beiden, polarisch verschiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieser Untersuchungen weiß aus eigener Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbstthätigkeit, welche nach dem oben erwähnten Ausdruck des Sokrates, die musikalische genannt werden könnte, an den Beschäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe. (Die Forts. folgt.)

Das Landhaus der Grossmutter.

(Beschluß.)

Pauline von Elmendingen an Wilhelmine B...

Heitersleben.

Seit du dich in unserm heitern Kreise so glücklich gefunden hast, hat unsere Freude den höchsten Gipfel erreicht. Kurt von Eichthal ist vor einigen Tagen hier angelangt, und ich habe in ihm nicht nur den Freund meines Friedrichs, den Bräutigam unserer Ulrike, den geliebten Adoptivsohn der Großmutter, sondern auch den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Mann willkommen geheißen, der eine der ersten Stützen in unserm Vereine bilden wird. Seit seiner Ankunft haben sich Ulrikens blasse Wangen mit der Farbe des Brautstandes geröthet, mein Freund verliert sich in unsern stillern Stunden im Plane einer Zukunft, die uns ungetrennt finden soll, in welcher der Gefährte seiner Jugend, der Genosse aller seiner frühern Leiden und Freuden, eine große Rolle spielt, und an den freundlichen Blicken unserer guten Mutter, mit denen sie wohlbekannte Züge betrachtet, sehe ich, wie tief die frühe Jugendliebe noch in dem Herzen der theuern Frau lebt. Wenn du wüßtest, wie glücklich die Großmutter ist, wie sie neu auflebt, umgeben von ihren dankbaren Kindern! Wie sehr wir auch flehten, so bleibt es bei ihrem Entschlusse: sie will, daß ich meinen eigenen Haushalt haben und führen soll, weil es, wie sie behauptet, nichts taugt, wenn eine junge Frau nicht mit ihrem Stande auch zugleich die Würde der Hausmutter anzieht. Liebe Wilhelmine, ich soll auch dich und deinen Freund zu dem Feste laden, das sich vorbereitet. Künftigen Freitag werden wir Viere mit noch sechs andern Brautpaaren aus dem Dorfe vor dem Altare unsere Gelübde ablegen. Es ist trotz alles Glückes und der zärtlichsten Liebe etwas Schweres, Hochheiliges um so einen Tag. Komm nur, liebe Freundin, mir den Brautkranz in die Locken zu flechten und mir beizustehen, wenn das Gewicht des Augenblicks mich niederdrücken will. Ist erst dieser Tag vorbei, wo so viel Aengstliches mit der Freude sich paart, dann soll, so weit es von den Menschen abhängt, das häusliche Glück und sein Friede in dem Landhause der Großmutter heimisch seyn, und wenn das Geschick auch uns prüfen sollte, wenn Gottes Wille uns ernste Stunden beschieden hat, dann wollen wir, an unserer Mutter ein Beispiel nehmend, sie freudig ertragen in Glaube, Liebe und Hoffnung.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der Hofgarten.

Ich komme wieder auf den Hofgarten. Im Bazar befinden sich, außer einigen eleganten Galanterieläden: das Kaffeehaus Tambosi, welches das erste von München und das einzige ist, wo man deutsch und italienisch zugleich bewirthet wird, wo man also speisen, Wein und Bier trinken, Konditoreiwaaren und Sorbetti haben kann; der Laden des Cäsar Grandi, wo zu haben sind frische englische Austern, Perigords-Trüffeln, flüssiger russischer Caviar, Straßburger Gansleber-Pasteten, presciuti di S. Daniele, stracchino di Gorgonzola, stracchino soprafino a tre panere, und andere welsche und nicht welsche Leckerbissen; ferner die Buchhandlung Jaquet, ein Leseverein, ein Restaurateur, eine Blumenbude, und endlich die Säle des Kunstvereins. So vereinigt denn dieser Garten schon in seiner Einfriedigung alles Mögliche, was zur Verschönerung des Lebens beiträgt; und wie köstlich ist es, von diesen Genüssen auszuruhen, ihnen nachzuträumen im Schatten seiner Bäume! Wie in einem großen seltsamen Saale befindet man sich da, und so wie eine Jardinière oder ein Blumenflor die Säle der Großen schmückt, so schmückt diesen Saal das Blumenbeet unter den Fenstern der Residenz. Er dient zum Spielplatze der Kinder der ersten Familien von München, zum Stelldichein der eleganten Welt, zum Vereinigungspunkt der Fremden. Das Einzige, was mich ärgert, ist das viele Französisch, so da gesprochen wird. Da unter den deutschen Linden sprechen französisch deutsche Kinder, deutsche Herren und Damen, und da verschmähen es die Fremden, deutsch zu sprechen. „Sie können also nicht deutsch?“ fragte ich Santini. — „Oibo! wie sollte ich es auch können? ich bin ja erst seit vierzehn Jahren in Deutschland!“ — Santini ist ein gar drolliger Buffo cantante; ich glaubte, er mache Spaß, um so mehr, da er ein aufgeweckter Kopf ist, sehr biegsame Sprachorgane und vortreffliches Gedächtniß besizt. Es war kein Spaß; Santini spricht wirklich nicht deutsch und ist in der That schon über vierzehn Jahre in Deutschland. Pardon! excusez! ruft der Adelige, wenn er mit seinen Sporen unversehens anstieß. Schon an dem, daß er nicht das höfliche Wort Monsieur oder Madame hinzusezt, hört man ihm den Deutschen an; aber er will sich nun einmal ein französisches Aussehen geben. Unsere gnädigen Frauen gehen zur Messe mit französischen Gebetbüchern, beten zu unserm Herrgott in einer fremden Sprache; wie kann man ihnen da zumuthen, für das Wohl des Vaterlandes zu beten? Unsere Marqueurs, sobald sie an ihren Spielern etwas Baronisches zu sehen glauben, fangen alsbald an, auf französisch zu zählen. Unsere — doch wozu Beispiele anführen? Es hilft ja doch nichts. Bei uns Deutschen ist am Ende Alles natürlich, und so auch die Kleinigkeit, daß ein Fremder vierzehn Jahre unter uns weilen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, von unserer Sprache etwas mehr zu kennen, als die Wörter: Brod, Wasser, Fleisch, Wein, Bier, geschwind, Gott, Teufel und Kuß. Machen wir einen Gedankenstrich.

Der angenehmste Ruhepunkt im Hofgarten ist vor dem Kaffeehause Tambosi. Alle Sonntage von eilf bis zwölf Uhr kann man da die schöne Welt Münchens mustern, welche bis zum Aufzuge der Hauptwache vor der Residenz unter den Arkaden und unter den Bäumen auf und abzieht, im Kunstverein und der Gemäldegallerie ein und ausgeht und den Fremden sehen läßt, daß München nicht allein Hauptstadt, sondern auch eine große Stadt ist. Aber täglich und stündlich ist es hier sehr lebhaft, und da sieht man zuweilen sehr berühmte Männer vorübergehen, wie Schelling, Thiersch, Görres, Baader u. a.; da kommen auch Blumenmädchen und bieten Sträuße; doch nein! erwähnen wir ihrer nicht, denn hier, wo es so viele schöne Mädchen gibt, sind es gerade die häßlichsten, welche Blumensträuße verkaufen, und dazu nennen sie dieselben B ü s c h e l; zu Sträußen gewundene Blumen B ü s c h e l zu nennen! Unter den Linden Tambosi darf weder Bier getrunken, noch geraucht werden. Daher sind die Herrn, welche da den Kaffee oder Erfrischungen zu sich nehmen, größtentheils Fremde: viele Franzosen, einige Engländer, mehrere Italiener, ein Amerikaner, ein paar Griechen, wenige Polen, noch wenigere Russen, mehrere Wallachen und Deutsche aus verschiedenen Staaten. Unter den Franzosen, welche sich nebst den Engländern durch eigene Manieren, so wie die Deutschen und Italiener durch ihr Körperliches kenntlich machen, sieht man Leute von allen Farben, die sich aber sehr gut mit einander vertragen, Arm in Arm spazieren gehen und, wenn sie auf das Feld der Politik kommen, zuweilen stehen bleiben, sich von einander ablösen, um besser gestikuliren zu können, sich aber bald wieder unter dem Arme nehmen, um weiter zusammen zu lustwandeln. Sie bestreben sich, wie alle ihre Landsleute, liebenswürdig zu seyn, sind es auch gewöhnlich, und glauben es sogar zu seyn, wenn sie uns unumwunden in's Gesicht sagen, in Frankreich sey Alles so sanft, so hold, hier aber Alles so rauh, so abstoßend, so unverdaulich; das, was wir in unserer Poesie Begeisterung nennen, sey nichts als ein deutscher Rausch, unsere Gelehrsamkeit nichts als Pedantismus, unsere Philosophie eine große Kinderei, das Pikante in unserer neuesten Literatur, aus dem wir so viel Wesens machen, nicht so sehr eine angenehme Empfindung, als ein bösartiger Kitzel, der Anfang einer ansteckenden Krankheit; unsere Damen wissen sich nicht zu kleiden; hier in München könne sich ein sentimentaler Liebhaber Hütten bauen in die Spur des Fußes seiner Geliebten u. s. w., und das Alles sagen sie mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit, und ahnen auch nicht im Geringsten, daß das Meiste davon eine solenne Grobheit seyn könnte, sobald man es nicht als eine lächerliche Eitelkeit, oder als eine närrische Einbildung, oder als eine krasse Unwissenheit ansehen wollte. Es befinden sich jezt einige junge Franzosen hier, welche die Philosophie Schellings, Baaders, Mystik, das gelehrte Deutschland überhaupt studiren und in Frankreich bekannt machen wollen. Von diesen ist nicht die Rede; die besuchen selten ein Kaffeehaus und arbeiten Tag und Nacht mit eisernem Fleiße, troz einem Deutschen. — Die **Engländer**: sie sind hier wie überall; jede Scholle, worauf ein Engländer fußt, wird zur Insel, und er ist und bleibt ein Sonderling. Neulich schnitt sich hier einer die Kehle ab, um sein Rasiermesser zu probiren! — Die wenigen Polen, Wallachen ꝛc. sind fast lauter Studierende oder wenigstens solche, von denen man sagt, daß sie hier studieren. — Unter den Deutschen figuriren mehrere Schriftsteller, Künstler und Schauspieler. Von den leztern führe ich Jermann an, welcher als Gast erst in einigen Scenen aus französischen Trauerspielen auftrat und dann, bei vollem Hause und mit Beifall, den Franz und Karl Moor in den Räubern **vereint** darstellte. Kurz vor seiner Abreise erschien von ihm bei George Jaquet: **Paris; Fragmente aus seinem Theaterleben**, ein Buch von interessantem Inhalte und leichter Diktion. Jermann spricht und schreibt mit Geist, und ist von dem rühmlichen Bestreben beseelt, seinem Vaterlande Ehre zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Oktober 1833.

> Sey mürrisch mit den Bedienten, laß Staatsgespräche von deinen Lippen schallen, lege dich auf ein Sonderlingsbetragen: ein ernsthaftes Gesicht, eine stattliche Haltung, eine langsame Zunge, und so weiter.
>
> Shakespeare.
> Was ihr wollt.

Der Musterreiter.

Nach J. Janin.

Vor wenigen Stunden waren wir über die französisch-belgische Grenze gegangen, und jezt hielt die Diligence zum Mittagessen vor dem Wirthshause einer belgischen Stadt. Das Essen war ganz erträglich, nur hatte der Wirth, es war Freitag, aus Respekt vor der Staatsreligion blos soupe maigre hergegeben. „Verdammte Tyrannei!“ sagte ein junger Belgier neben mir; „und vor der Julirevolution hätten wir hier das ganze Essen und den lieben langen Tag fasten müssen!“ Mit diesen Worten legte er sich ein ungeheures Stück Hammelbraten vor. „Ich bitte mir auch davon aus,“ sprach ich, „und weil dem so ist, so stoßen wir auf das Wohl der Julirevolution an, der wir den Braten verdanken!“ Der Belgier ließ sich nicht lange bitten. — Es waren eine Menge Leute bei Tische, ordinäres Volk, das alle Hände voll zu thun hat, damit ihm keine Schüssel vorbeischlüpft. Aber just mir gegenüber saß ein Mann, noch jung, der vom ersten Augenblick an meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; nicht als ob der Mann sich durch feinere Manieren ausgezeichnet, eine stattlichere Fischottermütze auf dem Kopf gehabt oder weniger gierig die Bissen in den Mund gesteckt hätte, als die übrige Tischgesellschaft; aber troz der Uebereinstimmung, was Manieren, Mütze und Heißhunger betrifft, stach er so sehr von den übrigen ab, daß ich ihn ansehen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Ein seltsamer Kautz! schweigsam, verschlossen, mißvergnügt, pedantisch einsylbig, der Gegenstand des höchsten Respekts von Seiten des Wirths und der zartesten Aufmerksamkeit von Seiten der Wirthstochter. Er spielte die Macht ersten Rangs an dem Tische, an dem er so fremd war als wir alle. Wie durch einen Zauber fügte es sich, daß sämmtliche Schüsseln vor ihm aufgepflanzt wurden. Er wurde zuerst bedient, und brauchte es Niemanden zu heißen; er bekam zuerst die Kartoffeln, er machte den ersten Angriff auf den Braten, der erste Hühnerflügel gehörte ihm und die beiden einzigen Pfirsiche fielen ihm zu. Ein Fürst, der incognito reist, nämlich einer, der seine Erbstaaten noch hat, kann nicht unterthäniger und aufmerksamer bedient werden, als mein Mann. Und er, offenbar an dergleichen gewöhnt, spendete rechts und links Lob und Tadel: „der Kalbsbraten ist nicht fertig, die Krebse sind nicht frisch, die Kartoffeln sind vortrefflich, die Tauben sind ganz delikat!“ Jedes Wort, das aus seinem Munde ging, war ein Orakel für den Wirth und seine Leute, und alsbald wanderte der verurtheilte Kalbsbraten an das andere Ende des Tisches und die verworfenen Krebse zu den Nachbarn rechts und links. Was aber die delikaten Tauben anlangt, so hieß es zwei-, dreimal:

ist Ihnen noch gefällig? bevor sie weiter gegeben wurden. Endlich brach der Mann sein Stillschweigen, indem er kurze Sätze, einzelne Worte hinwarf, die höchst bedeutsam waren, wenn man sie nur verstand; er sprach von den Tagesbegebenheiten, von der neuen belgischen Regierung, vom Einfluß der Geistlichkeit, und dieß ist hier zu Land der wahre Streitpunkt. Von Belgien kam er sodann auf Frankreich: „denn," sprach er, „ich bin ein Franzose, müssen Sie wissen," und nun seufzte er mit hohler, feierlicher Stimme, indem er das halbvolle Glas, freilich nur ein Bierglas, sinken ließ: „pauvre France!" Wer mag das seyn? dachte ich bei mir selbst, und entschloß mich endlich, ihn anzureden, troß dem ungeheuren Abstand zwischen uns beiden in der Rangordnung des Wirths. Ich fing also an: „wenn ich so frei seyn darf zu fragen, warum sagen Sie denn pauvre France?" Der Herr sah mich mit stieren Augen an, ließ einen zweiten Seufzer hören und sprach noch einmal: pauvre France!

Man kann sich denken, daß dieser allmächtige Gast, dieser Despot, der einen Gastwirth zum Schranzen hatte, dieser Kritiker, der verächtlich über so viele schmackhafte Schüsseln absprach, mir gewaltig imponirte. Und so erging es mir denn wie allen seinen Nachbarn: ich fügte mich willenlos in alle seine Launen. Meinen Braten aß ich nur halb, so gut er mir auch schmeckte, und langte begierig nach den Tauben, denen ich sonst nichts nachfrage. Ich wurde dafür von Seiten des Unbekannten mit einem gütigen Lächeln begnadigt, indessen keines Worts gewürdigt. Die Tafel wurde aufgehoben, der Mann zog einen langen Beutel, bezahlte seine drei Franks, klopfte dem Wirthsmädchen auf die Wange, und diese machte einen weit tiefern Knir vor ihm, als vor uns allen. Der Kondukteur mahnte zum Aufbruch; mein Mann gehörte nicht in unsern Wagen; wir gingen nach Brüssel, er nach Paris. Ich soll also nicht erfahren, wer der Mann ist? Ich entschloß mich am Ende, geradezu zu fragen; der nächste Beste konnte mir wohl Auskunft geben. „Wer ist denn der Herr dort mit den großen Manieren, der so gewichtig spricht?" — „C'est un commis voyageur, Monsieur."

Ganz verblüfft kletterte ich auf meinen Postwagen hinauf, und als ich oben saß, dachte ich: „Das ist also ein Musterreiter! so hast du denn doch vor deinem Ende einen Musterreiter gesehen! hast mit einem Musterreiter zu Mittag gespeist!" Aber dabei fiel mir ein, daß ich nicht zum erstenmal mit einem solchen gespeist habe. Ja, ich erinnerte mich, wie ich vor langen Jahren, bei meinem ersten Ausflug in die Welt, auch einmal mit einem Commis voyageur zusammengetroffen; aber mit was für einem! Himmel! welch ein Unterschied zwischen ihm und dem von vorhin! Wie kommt dieß? was bedeutet dieß? Geht es einem wohl am Ende gar mit dem ersten Musterreiter, der einem im Leben aufstößt, wie mit dem ersten Weibe, in das man sich verliebt? Wie schön, wie lieblich ist das weibliche Wesen, das uns im sechzehnten Jahr entgegentritt! ein lichter Heiligenschein schwebt um die Gestalt, Alles an ihr athmet den köstlichsten Duft, ein sechster Sinn befängt die fünf andern und hüllt sie in rosenfarbiges Gewölk. Aber allgemach zerrinnt der Zauber, die Düfte entweichen, das Rosenfarb bleicht, und der erste Eindruck wird immer schwächer. Mag seyn, daß mir der erste Musterreiter, dem ich im Leben begegnet, in solchem Kolorite erschienen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

Es ist hiebei überall das positiv Selbstthätige des vorangehenden Seelenzustandes von dem negativen Wesen des andern Zustandes zu unterscheiden, welcher durch jenen hervorgerufen wird. Ein Geist, der nach der einen Richtung hin die Kraft selbstthätig und mit Anstrengung geübt, wird dieselbe nach der andern Richtung auf eine sich hingebende, mehr nur aufnehmende Weise ruhen und sich erquicken lassen. Der dem selbstständig thätigen folgende leidende Zustand ist mithin nicht seiner eigenthümlichen Art nach an und für sich der niedrigere, sondern nur beziehungsweise und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menschenseele die selbstthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden. Jenes wechselseitig sich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beispiel gewählten polarischen Wirksamkeiten der Menschenseele zu einander stehen, hatte schon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beschäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Lust der Töne und des Gesanges sich stärken und erquicken ließ. Denn es wurde von diesen, im Bunde des Geistes seligen Menschen die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgesängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geschäft des Tages, bis sie Alle der Gesang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, dessen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt. Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von Wahnsinn durch Musik geheilt, welche durch eine Ueberspannung der Geistesthätigkeit entstand, die mit der mathematischen verwandt ist; denn es erscheint überhaupt als eine Veranlassung zum Wahnsinn die lange Entbehrung nicht blos des äußerlichen, leiblichen Schlafes, sondern noch viel mehr der Schlafzustände der Seele, das heißt, jener Zustände, in welchen die einseitig selbstthätige Richtung der eigenen Wirksamkeit

mit einer leidend den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechselt. Daher auch jene Stellung des Gemüths, welche immer nur herrschen, nicht aber sich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öftesten zum Wahnsinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel gesellt, auch aus der leiblichen, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der in dem eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suso) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur ernsten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen und leiblichen Anstrengungen, denen er sich hiebei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust hatte sich gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohte. Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menschenhülfe verlassen, ein stärkendes Gesicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und da er trauert, daß er zu schwach sey, um in diese Lieder einzustimmen, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sey unverzagt! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen ein Loblied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes seyn wird.“ Da entströmen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen, die Gefahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel, hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie sich in einem ähnlichen Falle bei einem trefflichen Lehrer das in der Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalms: „Harre des Herrn!“ zum Mitsingen aufregte.

Die polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten lassen sich auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstrengung der Seele beim Studium der Sprachen scheint als ergänzendes Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Naturgegenstände zu dienen. Es wird bei trefflichen Schulmännern und Philologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gesunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen, das sich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Richtung hin zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Erholung von der anstrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in seinem Haus und Hof ernährte. Das Meisterwerk, welches eine Frucht dieser Erholungsstunden ist (die Abbildungen der Vögel Deutschlands) zeigt, ähnlich den Darstellungen des ruhenden Herkules, den Geist jenes trefflichen Mannes in einem Zustande, aus welchem er zum Weiterstreben neue Kräfte zu sammeln pflegte. So fand auch Schneider, bei einem gleichen, mühsamen Tagwerk, seine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus besorgte mit eigener Hand den Bau und die Pflege seines Gartens; und es ist bekannt, daß alle die Väter der neuern Naturforschung: Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerst mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe sie das spätere Tagwerk des Lebens ergriffen. Umgekehrt hat man an Naturforschern der bessern, gründlichern Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom Geschäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu suchen, und einer der größten unter den Naturweisen der neuern Zeit, der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beschäftigung mit den Sprachen, sogar mit der ihm vorher fremden hebräischen, die lieblichste Ergötzung seines Alters.

In einem ähnlichen polarischen Gegensatz scheinen das Forschen der Geschichte und das Wohlgefallen an der Baukunst, oder in andern Fällen an der dramatischen Kunst zu stehen. Umgekehrt fühlte sich Racine von dem Werk der dramatischen Dichtkunst zu dem polarisch hiemit verwandten der Geschichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beschäftigte Arzt findet sich durch ein inneres Bedürfniß zu dem geselligen Umgang mit Fröhlichen und Gesunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geschäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geist der Erzählung der Geschichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantasie, welche in dramatischem Gewand Scenen der Vergangenheit darstellt und eine andere Welt, als die eben gegenwärtige, sich erdichtet. Bei Richelieu verrieth sich dieser mächtige Zug zu dem polarisch ergänzenden Element seines Wesens durch die eigenen Versuche, welche er im Gebiete der dramatischen Dichtung machte; umgekehrt gab sich Racine, von einer ähnlichen unwiderstehlichen Neigung getrieben, alle Mühe, den Hofmann zu spielen. Doch läßt sich über die Art des polarischen Zustandes, in welchem die Seele von der Abspannung, welche die länger dauernde selbstthätige Wirksamkeit herbeiführte, gleichsam ihren Schlaf hält, nichts Festes bestimmen. Leibnitz und Locke zeigten eine besondere Zuneigung zu den mechanischen Künsten, so daß der Erstere in seinen Mußestunden sich lange Zeit mit der Verbesserung der Wagen beschäftigte, Locke aber dieses Spielzeug seines Geistes in Ausdrücken rühmte, worin er demselben fast den Vorzug vor dem eigentlichen Hauptberuf seiner Natur zu geben schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Storch.

Der du von des Daches First
Nun in's Weite fährst,
Hör', was du gebeten wirst,
Mitzubringen, wann du kehrst.

Manche Mutter dankt dir schon,
Lieber, treuer Gast,
Daß du einen schmucken Sohn
Ihr in's Haus getragen hast.

Ach! in Wehen lag so hart
Keine Mutter noch:
Bringe du von deiner Fahrt
Unsrer Schweiz den Frieden doch!

Basel, im Sommer 1833.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Saphir. Der englische Garten.

Unter den Schriftstellern nenne ich Saphir. Seitdem er wieder den Bazar herausgibt, hat er wieder viele Leser. Er wagt es nun wieder, sich über das Lächerliche lustig zu machen, und unterläßt es, auf Gegenstände zu zielen, gegen die er seine Pfeile, wenn sie mehr als streifen oder höchstens ritzen sollten, vergiften mußte. Saphir scheint ein Phänomen in Deutschland zu seyn; ob er es in Frankreich und in Italien seyn würde, ist eine unnütze Frage. In seiner Art gilt er bei uns als der Einzige; um zu sagen, wie hoch er als solcher steht, müßte man erst die Höhe seines Publikums bestimmen. Er hat in Deutschland viele Nachahmer, welche nichts als den erbärmlichsten Aberwitz zu Tage fördern; daß auch sie Beifall, sogar Bewunderung finden, kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Eigentlich zeigt Saphir viel mehr das, was er seyn könnte, als das, was er ist. Es fehlt ihm ein freier Spielraum innerhalb einer bunten, vielfach bewegten Welt, wo das Leben große Kreise schlagen, fluthende Wogen treiben, seine Oberfläche stets anders gestalten, seine Erscheinungen immer anders beleuchten würde. So aber steht er in einem Kreise, der so eng ist, daß der, welcher den Arm aufhebt, sey es um zu klatschen oder um die Geißel zu schwingen, schon im Ausfahren anstößt an Nichtfreunde sowohl, wie an Freunde; in einem Kreise, wo die Gesichter umher einander so nahe stehen, daß sie aufeinander lesen können und sich anschauen wie lauter Vetter und Basen, und alle dieselben Gefühle anszusprechen sich bestreben, alle zusammen weinend oder alle zusammen lachend; in einem Kreise, wo das Leben einförmig, wechsellos, monoton ist, wo sich der Scharfsinn in die Tiefe verlieren, der Witz auf dem Absatz herumdrehen, die Phantasie sich verrauchen oder in die Lüfte verflattern muß, wo der Verstand oft stille steht. Das Feuer des Witzes ist kein gewöhnliches Feuerwerk, und wie dieses bei Tag nie brillant seyn kann, so kann jenes nicht im Dunkeln spielen. Saphir ist genöthigt, nach den Kleinigkeiten, die vom Scheine der Alltäglichkeit nur Weniges an sich tragen, mit Hast zu haschen, ihnen dieses Wenige vollends abzustreifen, sie auf seine Weise herauszuputzen, und sie darauf wieder hinzuschicken, woher sie gekommen sind, damit man sich daran freue wie an etwas Seltsamem, Ungemeinem, Außerordentlichem. Da geschieht es denn häufig, daß Saphir recht hübsch kleidet, recht lustig, wie die Schweizer sagen, und wenn er das nicht immer thut, wenn er auch mitunter recht barock, oder bizarr, oder gar noch ärger kleidet, kann man es ihm verargen? muß man sich nicht eher wundern, daß er es nicht öfter thut? Oft ergeht er sich einen ganzen Tag auf der Jagd nach etwas Neuem, und was bringt er nach Hause? Ein Wort, ein einziges Wörtchen, das er noch dazu bisweilen eher erfunden, als gefunden hat. Mit diesem Wörtchen setzt er sich nun hin vor das Publikum, wie ein Tausendkünstler, und spielt damit, und vervielfältigt es, eskamotirt es, läßt es wieder erscheinen, und immer in einer andern Gestalt, und oft auf eine überraschende Weise, und zuweilen in einer ganzen Garbe von Witzfunken. Zu sagen, daß eben in diesen Wortspielereien sein größtes Talent besteht, wäre eben so ungerecht, als unbillig, eben so unwahr, als es wahr ist, daß man aus der Noth eine Tugend machen muß, daß aber auch oft die Gewohnheit zur andern Natur wird. Wenn nun Saphir weder einen pikanten Gegenstand, noch ein Apropowort, woran er seine unerschöpfliche Laune auslassen kann, eben zur Hand hat, was thut er da? da thut er sentimental. Dann ist mir gerade, als wenn Saphir alle die Symbole, die ihn charakterisiren, weg legte und so spazieren ginge im Scheine des lieben Mondes, den Geist Jean Pauls beschwörend, ihm in die luftigen Räume der Schwärmerei zu verhelfen. Allein der Spaß schwebt nicht im leeren Raume, fliegt nicht, kann sich nur auf festem Grund und Boden bewegen und seine Sprünge machen und Sprünge machen lassen. Aber, wie gesagt, die Lage Saphirs zwingt ihn, Alles zu versuchen. Das Theater, dessen Repertorium sehr beschränkt und dessen Personal immer dasselbe ist, bietet ihm selten neuen Stoff, und wenn er darüber was zu sagen hat, so läuft er Gefahr, entweder die Künstler und ihre Anhänger allzusehr zu verletzen, oder, wenn er der Wahrheit und dem Geschmacke nicht entspricht, vor den andern Kunstrichtern in nachtheiligem Lichte zu erscheinen. Saphir hat hier viele Feinde. Er hat sie sich als Schriftsteller mehr mittelbar, als unmittelbar zugezogen. Er hat auch viele Freunde, und diese können nicht genug seine Uneigennützigkeit, seine Freigebigkeit, sein gutes Herz und das Gemüthliche seines Wesens rühmen.

Doch zurück zu unserm eigentlichen Zwecke. Der Hofgarten ist die Vorhalle des englischen Gartens, und dieser ist solcher Vorhalle würdig. Seine Länge beträgt über eine Stunde; seine Breite, klein im Verhältniß zu jener, ist ihr, da er nichts als ein Spaziergang seyn soll, angemessen. Aus den Inschriften der beiden geschmacklosen Denkmäler oben und unten im Garten geht hervor, daß der Garten nach den Ansichten des Engländers Rumford angelegt oder entworfen, aber nach den Zeichnungen und Anordnungen Stells verschönert und ausgeführt wurde. Wenn man nicht sähe, daß auch Schleißheim, Nymphenburg und die schönsten Gebäude Neumünchens unbegreiflicher Weise in den Vertiefungen der hiesigen Ebene gleichsam begraben stehen, könnte man sagen, daß nur ein mit dem Spleen behafteter Engländer auf den Gedanken verfallen konnte, dem englischen Garten einen Boden anzuweisen, der, tiefer gelegen als die ihn bestreichende Isar, ohne Damm ein Sumpf seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Oktober 1833.

— Ist dieß Natur,
Daß ewig du derselbe bist und doch
Am Abend stets ein Andrer, als am Morgen?

Pope.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

Dem äußern Spiele des Scherzes ist öfters, wie wir schon oben sahen, im Innern ein tiefer Hang zum Ernste beigesellt, und umgekehrt ruht der Ernst am Scherze aus. Der Meister einer ernsten, geistlichen Beredsamkeit, Esprit Flechier, pflegte mit vorzüglicher Neigung die Werke des du Belay, so wie solche alte spanische und italienische Postillen zu lesen, welche in ihrer niedrig volksthümlichen, oder fast pöbelhaften Weise dem gewöhnlichen Ton seiner eigenen Predigten vollkommen entgegengesezt waren. Er pflegte dergleichen Bücher seine Hofnarren zu nennen und rühmte von ihnen, daß sie zur Bildung seines Geschmacks und zur Entfaltung seines Sinns für das wahrhaft Treffende und Rührende nicht wenig beigetragen hätten. Der Dechant Jonathan Swift, dessen gelehrtes Ohr (wie dieß jene Werke von ihm beweisen, welche in Versen sind) so fein und so empfindlich war, daß ihm, nach Lord Orery's Ausdruck, ein schlechter Reim gleich einem Verbrechen erschien, hatte dennoch eine so unwiderstebliche Zuneigung zu der Sprache und der Gesellschaft der niedrigsten Volksklasse, daß er sich auf seinen Reisen, welche er vielleicht eben deßhalb am liebsten zu Fuß machte, wenn er in ein Wirthshaus kam, immer zu den Fuhrleuten und Hausknechten sezte, mit denen er auch aß und trank. Von ganz besonderer und seltsamer Art war das Erholungsmittel, an welchem der berühmte Peter Bayle sein Vergnügen fand. Dieser vielgeschäftige Gelehrte konnte nicht satt werden, den Künsten der Gaukler und Seiltänzer zuzuschauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in seinen Mantel eingewickelt, solchen Kunststücken nachlaufen sehen, welche er dann mit der gespanntesten Theilnahme und dem Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals schon über fünfzig Jahre alt war. Diese Neigung des Bayle würde sich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden, zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und gesunden gymnastischen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle so versäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinsten Lehren der Physik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfschullehrer in Holland eben so bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle. Eben jenes gesunde Element der Stärkung und des Ausruhens der innern Selbstthätigkeit, zu welchem Bayle selbst noch in der niedern Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine so mächtige Hinneigung fühlte, war, in seiner veredeltern

Gestalt, als Gymnastik, die tägliche Erquickung der geistig vielthätigsten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieses einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirksamkeit der Seele hier zuletzt. Kein anderes äußerliches Element des Ausruhens zeigt sich, in solcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geistigen Anstrengung so förderlich und wohlthuend. Darum sah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geistigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinsamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom innern Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, selbst nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer gesunden, sondern von einer krankhaften Art, von welcher wir später noch andere Beispiele betrachten wollen, war das ergänzende Element, welches sich der Seele des von der angestrengten Beschäftigung mit den Gestalten der Gegenwart ermüdeten Malers und Kupferstechers Blake aufdrängte. Dieser unermüdet thätige englische Künstler, welcher im Jahre 1812 starb, hatte sich mit einer außerordentlichen Anspannung der Kräfte durch die äußere Noth seiner Jugend und durch mannichfache Hindernisse hindurchkämpfen müssen, und war auch in seinem männlichen Alter in eine höchst ermüdende Geschäftigkeit versenkt. Vielleicht lag mit hierin der Grund von jener krankhaften Weise, in welcher sich bei ihm die gewöhnlichen Schlaf- und Ausruhezustände der Seele einstellten. Statt daß in andern Malern, wenn sie den ganzen Tag die künstliche Hand an Werken geübt, deren Gegenstand nicht vom Geschlecht der Gegenwart ist, in den Ausruhestunden etwa die Neigung erwacht zu scherzhaften Nachbildungen der mit ihnen lebenden Welt und zur Zusammengesellung mit dieser, erwachte dagegen in Blake, wenn er sich den Tag über mit Nachbilden der Wirklichkeit und des leiblich Gewordenen abgemüht, ein Sehnen nach dem Umgang mit der Welt des Idealen und mit den Heroen der Vergangenheit. Diese Gestalten, welche die Seele des begeisterten Künstlers nicht mit dem Auge von Fleisch, sondern mit dem innern Auge sieht, glaubte er dann, wenn er sich am Abend vom Geräusch der Stadt und von dem Umgang mit den Lebenden zurückgezogen an's einsame Meeresgestade, wirklich mit dem leiblichen Auge zu sehen. So wie es uns im Traume geschieht, standen die erhabenen Schattengestalten eines Pindar, Virgil, Dante und Milton, wie Mitlebende vor ihm; sie sprachen mit ihm und er mit ihnen. Ihm war es, als habe er schon vormals längst mit diesen Männern der Vorzeit gelebt und verkehre auch nun mit ihnen, wie ein Mensch mit seines Gleichen. Milton theilte ihm einst bei einem solchen nächtlichen Besuche ein Gedicht mit, welches bei den Lebzeiten des Dichters nie bekannt geworden; Blake trug das Empfangene seinen Freunden vor; es war von solcher Art, wie die Gedichte, welche wir zuweilen im Traume zu lesen wähnen. Wenn dann dem merkwürdigen Manne, seinem Wunsche gehorchend, Heldengestalten, wie die des Wallace, vorschwebten, da leuchtete aus seinen Augen die Freude eines nachbildenden Künstlers, welcher den Gegenstand, nach dessen Anblick ihn längst verlangte, nun endlich vor sich sieht. Mit demselben aufmerksamen Hinblicken und mit derselben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm stehenden Menschen abbildet, entwarf er die Züge einer solchen Erscheinung auf das Papier. Es geschah ihm dann wohl zuweilen dasselbe, was uns im Traume begegnet: zwischen die Heldengestalt des Wallace und das Auge des Künstlers stellte sich etwa die Erscheinung Eduards I.; er zeichnete auch diese ab, sie verschwand, und er konnte nun von Neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf solche Weise von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darstellungen drückten wirklich auf bewunderuswürdige Weise den Charakter aus, welchen die Geschichte jenen Männern der Vorzeit beilegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Musterreiter.

(Beschluß.)

Freilich saß er auch nicht, wie der hier in Belgien, zwischen zwei trübseligen Bierflaschen, an einer schäbigen Wirthstafel, wo in einer Viertelstunde die Speisen aufmarschirt, umgewühlt, secirt, anatomirt und verschlungen sind. Es war, noch weiß ich es wie heute, da, wo der Cote-Rotie wächst, in einer guten alten Stadt im Süden, im Angesicht der hüpfenden, plätschernden Rhone, in einer lustigen Schenke, am vom rothen Naß überschwemmten Tische — da fand ich meinen ersten Musterreiter; und was für ein Bursche war das! wie so ganz anders als der zweite! Ein junger Tollkopf war es, immerhin so hoch geachtet im Wirthshaus als jener, aber voll Leben und Beweglichkeit, voll Witz und Laune; und er sprach gar schön, gar laut, gar viel und von allem im Himmel und auf Erden. Guter Gott! bei was Allem kam er herum, dieser mein erster Musterreiter! Von Allem sprach er mir vor, was damals an der Tagesordnung war und wovon ich noch kein Sterbenswörtchen wußte: da kamen nacheinander Ludwig XVIII., Herr v. Frayssinous, der Constitutionnel und Monsieur Scribe; er stellte Vergleichungen zwischen Pigault-Lebruns Romanen an und erklärte die Hussards de Felsheim ohne Weiteres für den ersten; Berangers Lieder wußte er auswendig und sang sie laut, und wie! Benjamin Constants Reden wußte er auswendig und deklamirte sie laut, und wie! Der Bursche war

die Opposition in leibhaftiger Gestalt; er liebte, er vergötterte Bonaparte und gewann die Schlacht von Waterloo mittelst eines gewissen Contremarsches, den er mir weitläuftig erklärte, der mir gar sehr einleuchtete, den ich aber nicht mehr weiß. Das war seine Politik; seine Literatur entsprach derselben vollkommen: er war auf Pankoukes Victoires et conquêtes abonnirt und hatte einen Band davon in seinem Mantelsack; vor der Charte-Touquet und dem Voltaire-Touquet verspürte er die höchste Achtung; er war einer der ersten, die Madame Manson gesehen, und kannte ihre Handschrift sehr gut. Was der Mensch nicht alles wußte! und wie es ihm vom Munde ging! Lebte ich tausend Jahre, mein Lebenlang bliebe mir der volle, sprudelnde, unerschöpfliche Fluß seiner Rede im Gedächtniß. Er sprach über Alles ab, ihm war Alles bewußt: er sagte einem den Sturz des Hauses Bourbon auf Stunde und Minute vorher; die Regierung wurde vom Messer seiner Zunge secirt, in Stücken geschnitten. Und nicht allein ich armer Junge, der ich noch nie von Mutter und Schulmeister weggekommen war, nein, alle Welt, Alt und Jung, alle Enthusiasten und Malkontenten vom Uferland, d. h. Jedermann drängte sich um den lustigen Reisenden, und seine geringsten Oppositionsreden in Sachen der Politik und Religion wurden ordentlich verschlungen. Seine Witze wurden laut applaudirt, alle Züge erheiterten sich, wenn man ihn nur sah, und man machte ihm eifrig den Hof. Die Augen gingen dem Auditorium vor Rührung über, wenn er von der Loire-armee sprach, und vor schütterndem Lachen, wenn er den König von Frankreich beichten ließ. Welche Triumphe feierte der Mann in jener Schenke, deren fernste Winkel von seiner Stimme wiederhallten! Und Abends dann, wenn er seinen Sack voll Neuigkeiten und Späßen geleert hatte, brachte er so viele Waaren an den Mann, als er mochte, und von einem Herrn, der einem jedesmal ein Exemplar der Charte-Touquet mit in den Kauf gab, verlangte man gar nicht einmal die Muster zu sehen.

So träumte ich mich oben auf der Brüsseler Diligence zurück in frühere Jahre, und da ich Zeit genug hatte, spann ich behaglich weiter; so kam ich durch ganz natürliche Ideenassociation vom Musterreiter meiner ersten Jugendjahre zum Musterreiter von vorhin. Ich verglich sie in Gedanken mit einander: dieser so trübselig, jener so aufgeweckt; dieser so verschlossen, jener so flink mit der Zunge; der Eine hätte die Restauration zerknacken mögen mit Einem Griff, wie eine Nuß beim Dessert, der Andere rührt sich kaum und äußert weder Haß, noch Liebe. Ich bitte euch, woher kommt dieß? Hat das Geschlecht der Kommissionsreisenden aus der Art geschlagen in Frankreich? ist die Musterritterschaft in ihr Grab gestiegen, wie so viel Großes, Hochstehendes seit fünfzehn Jahren?

Das nun eben nicht, aber die Julirevolution hat den guten Musterreiter gewaltsam aus seinem Seyn und Wesen herausgerissen. Kaum hatte die Revolution, zu der er mit aller Kraft hingewirkt, zu der er, gestehen wir es immerhin, gar nicht wenig beigetragen, festen Fuß gefaßt, so fühlte der Musterreiter eine gewisse Leere, und es däuchte ihn, es gehe ihm etwas ab. Was ihm aber abging, das war die Opposition. Die Opposition hatte ihm früher seine Bedeutung verschafft, sie war seine Seelenfreude, sein Stolz; ihm lag der Vertrieb der neuen Ideen ob, und er ging mit seinen Zeugen und seinen Meinungen zumal hausiren. Lafitte und Beranger, das waren seine sichtbaren Gottheiten, und Casimir Perier opferte er in seinem Herzen Tag für Tag. Der Gott der Beredsamkeit war ihm Monsieur Dupin oder Monsieur Barthe, und Casimir Delavigne der französische, der ächt französische Dichter. Ihr alle, opponirende Federhelden jener Zeit, waret in seinem Olymp, nur rangirtet ihr nach Voltaire, und Voltaire, versteht sich, nach Bonaparte. So war es denn dem Musterreiter, geleitet von den Genien der Vergangenheit und der Jeztwelt, als deren Vorposten, als deren offizieller, poetischer Verfechter er auftrat, ein Leichtes, die härtesten aller Herzen im Volk, die Herzen der Gastwirthe zu erobern, und wirklich kannte damals sein Einfluß keine Grenzen.

Aber jezt! Er hat so vollständig gesiegt, daß es gar nicht anders seyn kann: er muß verduzt seyn und sich aus seinem Gleise gerissen fühlen. Alle seine Gottheiten haben ihre Altäre bestiegen: Dupin ist Präsident der Kammer, Barthe ist Siegelbewahrer von Frankreich, Bonaparte steht wieder auf seiner Säule, von der ihn keine menschliche Gewalt wieder herabbringt. Das sind harte, betrübte Wahrheiten für unsern Handelsmann, und er ist so gutherzig, daß er sich nicht einmal darüber beschwert. Er weiß nicht mehr, wem er das Wort reden, wen er herausstreichen soll, und noch dazu hat sich in dem Drama, worin er eine der ersten Rollen gespielt, Manches so gemacht, daß ihm vollends der Verstand stille steht. So ist Casimir Perier als das Haupt eines politischen Systems, als allmächtiger Minister dahingegangen, und hat bei Lebzeiten nie den Musterreiter um guten Rath gebeten; Ternaux ist verbrannt, und hat nicht von ihm Abschied genommen; Beranger hat die schöne, naive Vorrede zu seiner lezten Liedersammlung drucken lassen und sie dem Musterreiter nicht vorgelesen, und hat seiner gar nicht erwähnt, des Mannes, der ihn bekannt gemacht in der Welt, der so oft seine Lieder gesungen, der sie noch singt! Wer hätte alles dieß gedacht! Unser Mann muß meinen, es gehe ganz verrückt zu in der Welt. — Ja, der Musterreiter ist überflügelt; sein eigener Sieg hat ihn zu Grunde gerichtet, und sein

Triumph hat seinem Ruhme ein Ende gemacht. Sein Feuer, seine Beredsamkeit, das Interesse, das seine Persönlichkeit einflößte, der populäre Hauch von Poesie, der ihn überall umgab als Repräsentanten von Frankreichs kriegerischer Vergangenheit, von Frankreichs liberaler Zukunft — Alles schwindet; die Welt fällt von ihm ab und Frankreich vergißt seiner: pauvre France!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der englische Garten. Die Münchner Ebene.

Mit der Lage des englischen Gartens söhnt man sich aus, sobald man bedenkt, daß ein höher gelegener Ort unmöglich den vielen prächtigen Wassern, welche einen beständigen Wasserfall zu bilden scheinen und die wahre Seele des Gartens ausmachen, hätte zugänglich seyn können, und schwerlich eine so üppige Vegetation dargeboten hätte; und man denkt gar nicht daran, man vergißt, daß man in einer Vertiefung sich befindet, die weder Aussichten, noch Fernsichten gestattet, man vergißt Alles, die Stadt, die Umgegend, die Gebirge, sobald man sich in den Lustgängen dieses Gartens ergeht, bezaubert von Stells poetischem Geiste. In der Mitte steht, umgeben von Wirthshäusern, der chinesische Thurm, wo während der schönen Jahrszeit alle Samstag Militärmusik ist, wie Mittwochs im Hofgarten; hie und da stehen Tempel und andere dergleichen Gartenverzierungen, worunter auch die hübsche Wohnung der Invaliden, der dasigen Flurschützen, zu rechnen ist, und am Saume, im Rahmen, rechts und links liegen sehr besuchte Lustgärten. Alle Parthieen des englischen Gartens sind reizend. Seine Haine und Gebüsche, seine Wiesen und Rasenplätze, seine Pfade, Gänge und Gewölbe und seine Flüsse sind auf das Bewunderungswürdigste mit einander verbunden, und entwickeln und entfalten sich und lösen sich wieder vor den Augen des Lustwandlers von einander zu immer neuen Gemälden auf eine Weise ab, daß eine Ueberraschung auf die andere folgt, und auf jede Ueberraschung Ruhe, und die Ruhe immer von dem mannigfaltigsten Genuß begleitet wird. Wenn die Sonne glüht, da liegt schwüler Tag auf den freien Räumen, da herrscht kühles Dunkel unter den Wölbungen, an den Laubwänden spielen harmonische Lichter, in's Dunkel herein brechen und glitzern goldene Strahlen, und wie goldene Tücher liegen auf dem Rasen zwischen den Schatten der lichtern Haine umher. Alles ist berechnet: die Stellung der verschiedenartigen Bäume und Gebüsche zu einander, wo man jedoch, um das zu saftige deutsche Grün zu brechen, neben die Silberpappeln, Weiden u. dgl., die es schon thun, mehr südliches gelbliches Grün hinzuwünscht, das Verhältniß der Grasplätze zu denselben, die Windungen der Wege, die Bewegungen der Wasser, der Wurf und die Brechung der Sonnenstrahlen, und selbst der Einfluß des Windes, und dennoch scheint Alles natürlich, weil sich hier lächelnd die Natur in den Willen der Kunst fügt, und die Kunst immer der Natur treu bleibt. Und dann auf den Rasenteppichen immer andere Blumen, an den Lauben immer andere Blüthen und Guirlanden, auf den Wassern die köstlichsten Farben, über ihren Wellen Mövenschwärme, die hier den Tag über weilen, die Nacht aber an den Seen des Gebirgs zubringen, der Gesang der Vögel, das Brausen der Wasser, das Rauschen der Musik aus den Lustgärten, auf den Brücken die Wechselerscheinungen von eleganten Equipagen, brillanten Reitern, lustwandelnden Gesellschaften, auf allen Bänken ruhende Paare, überall festlich gekleidete, lebensfrohe Menschen. Dieser Garten ist ein Gedicht; er versezt uns in jene süße Schwärmerei, wo unser Herz die Anklänge von außen, die es beströmen, nicht zu definiren, wo unsere Phantasie die Bilder, die vorüberziehen, nicht zu bannen sucht, wo wir die Blumen der Poesie da, wo sie entstanden, stehen lassen und uns daran ergötzen, ohne sie zu pflücken, bevor wir sie zu Sträußen sammeln, bevor wir sie **dichten**. An schönen Feiertagen und Feierabenden, wo sich die Münchner stromweise in's Freie begeben, da schmücken sich alle Parthieen des englischen Gartens mit bunten Staffagen, seine Landschaften werden zu belebten Gemälden und vor den Gemälden ziehen schauend und fröhlich die Massen vorüber, die zu den Göttern der nahegelegenen Lustgärten wallfahrten; so daß, wenn der Hofgarten die Vorhalle des englischen, dieser eine Gallerie ist, welche zu den Sälen der beliebtesten Lustgärten führt.

München liegt in einer unabsehbaren Ebene, welche sich hie und da mit einem Dorfe, Weiler, Walde oder einem hervorragenden Thurme schmückt, und im Süden mit dem Kranze der Alpen. Die Isar strömt vom Gebirge her in einem tiefen, engen, mit Wäldern überwachsenen Rinnsale, kommt eine Stunde oberhalb München, an der Menterschwaig, zum Vorschein, wird da in verschiedene Kanäle gefaßt, die **Uebergänge** genannt, nähert sich so der Stadt, sammelt sich vor derselben wieder in einem breiten Kiesbette, trennt sie von der Vorstadt Au, theilt sich an der Insel der steinernen Brücken, gießt die Kanäle der Stadt und des englischen Gartens ab, bildet die Praterinsel und berührt ihr rechtes Höhenufer wieder am sogenannten Gasteiberg; dann fließt sie zwischen diesem und der Einfassung des englischen Gartens hinunter nach Neuberghausen, beströmt darauf den Garten Mongelas, zieht Föhring vorbei und St. Emmeran, und dann weiter, wie auf der Landkarte zu sehen ist. Sie theilt die Münchener Ebene in zwei fast gleiche Theile; aber von der Menterschwaig an bis an die Stadt breitet sich ihr Rinnsal so aus, daß es zwischen den beiden andern wie eine dritte, dreieckige Ebene liegt, die man ein Thal nennen kann, da die Neigen oder Raine der beiden sie umschließenden Hochebenen Berge genannt werden. In diesem Thale befinden sich, außer den **Uebergängen**, die Kirchen von Maria Einsiedel und Thalkirchen mit ihren Umgebungen, die Sendlingerwiesen und die Theresienwiese, wo das Oktoberfest gehalten wird. Am Ausgange des vier Stunden langen Thales legt sich München quer herüber und schließt es somit zu, und auf seinen Höhen, an seinem Borde liegen einerseits: Unter-, Mittel- und Obersendlingen, und hinten im Winkel, in den Wäldern, Großhessellohe; andererseits, der Isar zur Rechten, der Hof Menterschwaig, der Weiler Harlachingen und das Dorf Giesing, welches sich oberhalb der Vorstadt Au ausbreitet und sich dem durch die steinerne Brücke mit der Stadt in Verbindung stehenden Dorfe Haidhausen anschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Oktober 1833.

Heureux villageois, dansons:
Sautez, fillettes
Et garçons!
Unissez vos joyeux sons,
Musettes
Et chansons!

Béranger.

Das Winzerfest in Vevay.*)

Dritter Brief.

Ich habe im vorigen Briefe die Aussicht vom Vevayer Theater geschildert. Das Innere war des Aeußern nicht unwürdig. Von dem weiten Platze hatte man einen großen Theil für die Estraden und die Scene abgesteckt, und um diese vor dem Andrang zu sichern, stellte sich gleich ein zahlreiches Korps mittelalterlich gekleideter Schweizer mit ihren mächtigen Hellebarden in Spalier auf; ein gar stattlicher Anblick, der mich an die Schweizer im Vatikan zur Zeit der Osterfeierlichkeiten erinnerte; nur waren hier, im schönsten Schweizerland, zu den Hellebardirern blos die jüngsten, schönsten und größten Männer gewählt, was sich eben nicht von den alten gemietheten groben Cumpanen in Rom sagen läßt. In der Mitte vor der Estrade standen drei Ehrenpforten für die gekrönten Winzer; eine mit Blumen und Laub, die andere mit Aehren, und die dritte mit Weinreben umwunden und mit bezeichnenden Inschriften geziert. Unter diesen drei Ehrenpforten sollten auch die Tänze seyn. In der untern Mitte der großen Estrade war der Raum und die Sitze für den Abbé und das preisvertheilende Konseil.

Auf den zwei amphitheatralischen Estraden saßen in vierzig Reihen ungefähr fünftausend Menschen über und ziemlich dicht bei einander, so daß es mit einem guten Glas leicht war, Alles zu übersehen und Bekannte herauszufinden. Ueberraschend schön war der Anblick dieser in tausend Farben schimmernden Menschenberge von unten, wo man all den Fünftausenden in's Gesicht sah. Ich erinnere mich nicht leicht, so viel schöne Frauen und Mädchen in engem Raum am Tag beisammen gesehen zu haben, wenn man eine Frau in dem französischen Kostüm unserer Zeit, mit den langen, unbändig weiten Aermeln und den kleinen Bibihütchen noch schön nennen kann; denn eigentlich sind es lauter neben einander gesezte Pariser Puppen, und viele bewegten sich auch so, besonders die Fremden und die Genferinnen, an denen nun einmal keine Natur zu finden ist. Einige blutarme Albaneserinnen oder Römerinnen mit ihren freien königlichen Häuptern, Nacken und Schultern, in ihrer plastischen Großartigkeit hätten hier die schönsten und am reichsten gekleideten und behangenen Damen beschämt, und die ganze Erbärmlichkeit der französischen Frauentracht recht herausgehoben, die mir vorkommt wie eine große Lüge, oder wie eine dichte spanische Wand, hinter der man alle Armuth, alle Zerrissenheit und allen Schmutz verstecken, einschnüren, auspolstern, erhöhen, vertiefen, vermindern, vermehren, auf-, ab-, ein- und zurückdrängen kann.

*) F. Cooper, der bei dem Fest gegenwärtig war, behandelt es jezt in einen Roman eingekleidet: the Headsman, or the Abbaye des Vignerons.

Endlich schlug es sieben Uhr. Drei Signalschüsse fielen, freudige Bewegung durchdrang, erregte und bewegte die dichten Reihen, denn in diesem Augenblick ging der Zug aus, und in wenigen Minuten mußte er hier seyn; er ließ auch nicht auf sich warten. Die Massen wichen mühsam auseinander und die breite Gasse herauf kam zuerst, die Hellebarden auf der Schulter, ein Korps Schweizer mit militärischer Musik, und nach diesen imposanten bärtigen Männern begann mit der ersten Division die Darstellung des Frühlings: mit einem reichen, lieblichen Blumengarten, gezogen von zehn Schäferknaben (blau und weiß, Tuniken und Strohhut); darauf zehn gleiche Schäferinnen, eine hübscher als die andere (weiß, die Mieder und das Innere der Hüte von himmelblauem Atlas), reich mit Blumen geschmückt, Blumenguirlanden tragend, ihre Schäfermusik im Gefolg; Schäfer und Schäferinnen, zwanzig an der Zahl (weiß mit Rosaatlas), paarweise, mit blinkenden Schäferstäben; zwei blendendweiße, rosageschmückte Schaafe und zwei Widder, geführt von Schäfern und Schäferinnen; hinter ihnen ein kleiner Schäfer mit dem großen Hund; der Blumengarten der Gärtner, gezogen von Gärtnern, und hinter ihm ihre ländliche Musik; acht paar Gärtner und Gärtnerinnen (weiß mit grünem Atlas), die Männer mit den Werkzeugen des Gartenbaus, Hacke, Spaten, Rechen, Gießkanne auf den Schultern, die Mädchen Körbe mit Blumen und Früchten tragend.

Zweite Division. Das große Musikchor der Pales (weiß, mit blauen Schärpen und mit Blumen geschmückten Strohhüten); zwei Canephoren (weiß, mit blauem Atlas und silbernen Fransen), Blumenkränze im Haar, Weihrauchfässer schwingend; zwei andere mit einem großen Blumenkorb zum Opfer auf reichgeschmückter Bahre; vier andere mit dem Opferaltar und endlich wieder zwei mit einem gleichen Blumenkorb; der Pales Priesterin in reichem Gewand (weißer Atlas, blauer mit Silber gestickter Mantel, langer silbergestickter Schleier); zwei Canephoren mit Weihrauchkästchen; Pales, eines der schönsten Mädchen des Landes (weiß und blauer Atlas), auf glänzendem Thron, von vier blumengekränzten Nymphen, oder eigentlich „Nymphern“ getragen, da Mädchen nicht stark genug dazu wären; zwölf Heumacher mit zwölf Heumacherinnen, jene Sicheln, diese Rechen tragend (weiß und blau); ein Heuwagen, von zwei Pferden gezogen, und darauf ein Nest von vier lieblichen Kindern, rechts und links Heumacher mit stützenden Gabeln.

Dritte Division. Unstreitig die originellste und anziehendste durch ächtes Schweizerthum. Sie stellte den Zug eines Senners oder Kühers mit seinem Vieh, seinen Mägden und Knechten auf die Alpen vor. Zuerst zwei Männer, die das Alphorn blasen, dann sechs stattliche Kühe mit breiten gestickten Halsbändern und ungeheuern Glocken, vor und zwischen ihnen die Armaillets oder Senner mit ihren feisten Gesichtern, ihren stämmigen Leibern und in der buntgrellen Kleidung, die sie lieben, mit kurzen dicken Stöcken, großen silbernen Schuhschnallen und Uhrketten, kurzen Pfeifenstummeln u. s. w. Hinter den Kühen ging ein Knecht mit der hübschen Sennermagd im oberländischen (pays d'en haut) Kostüm; noch andere Knechte folgten, hernach der Wagen mit den zur Sennerei und zum Käsmachen nöthigen Geräthen, Kessel, Käseform, Butterfaß, Melkstühle, Milchgefässe u. s. w.

Die vierte Division bestand aus vierzig mit Weinlaub bekränzten jungen Leuten (weiß und grün), die Attribute des Wein- und Landbaus trugen.

In der fünften Division, die auch noch dem Frühling, seinen Geschäften und Freuden angehörte, kamen zuerst dreißig Winzer, welche früher silberne Preismedaillen zur Belohnung erhalten hatten (weiß und grün), mit ihrer Fahne; dann sechzehn Winzer, welche die zu den Frühlingsgeschäften des Weinbaus nöthigen Werkzeuge, besonders das Fossoir oder Grubeneisen, trugen. Neben ihnen gingen mit den nöthigen Bedürfnissen des Geschäfts sechzehn Effeuilleuses oder Mädchen, die im Mai die Weinblätter ablesen und die Reben anbinden, alle in ächt waadländischer Tracht, die Mädchen mit ihren schwarzen Miedern und ihren lieblichen Thurmhütchen, die Männer weiß und grün. Unumgänglich bei diesen Winzerarbeiten ist die Schmiede, darum folgte sie auch hier, auf einem offenen Gerüstwagen, mit Tannenreißern überwölbt; darin glühten die Kohlen, der Blasbalg war in Bewegung, eben fertig gewordene Winzerwerkzeuge hingen umher und die derben Schmiedeknechte gingen rauchend daneben, die Pfeife oft mit dem glühenden Eisen anzündend. Aber auch der Mann war nothwendig, der die vielgebrauchten Hippen und Rebenmesser wieder scharf macht, der Scheerenschleifer; darum schloß er sich dem Zug an mit seinem großen Rad auf dem Rücken, zerlumpt und betrunken aussehend, mit ungeheurer Brille.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

In diesem eben erwähnten Falle war der polarische Gegensatz, der sich an das tägliche Werk der Selbstthätigkeit anschloß, ein gewaltsam hervorgerufener und erzwungener. In Blake scheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höhern, selbstschaffenden Künstlers gewesen zu seyn, das Ideale und geistig Mächtige in sichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils seinen angestrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen

verwenden, welche der Welt des Idealen nicht blos sehr ferne stehen, sondern derselben so ganz entgegengesezt sind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all seinem täglichen Treiben wurde mithin, wegen der äußern Verwandtschaft, in welcher dasselbe mit der innern Richtung der Seelenthätigkeit stand, das eigenthümliche Sehnen seiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte sich denn das Versäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menschen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beschäftigung erfüllt, und welcher auf einmal dieser innern Heimath des Geistes entrissen, in unthätiger Gefangenschaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und schlafend nur von Schlachten; der Künstler sieht die Gebilde seiner Phantasie zulezt gleich wirklichen, leiblichen Erscheinungen vor sich. So stellten sich dem Blake die Gegenstände seines innern Sehnens in solch übermächtiger Lebendigkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes in sein Wachen sich einschlichen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geschäfte von dem geliebten Werk des innern Berufs hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber sind, mit gewaltsam gesteigerter Kraft zu der ersehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menschen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hindernisse den Weg der eingebornen Geistesrichtung verschlossen, sehen wir öfters später, wenn endlich der lang verhaltene Strom den erwünschten Ausgang gefunden, fast Unglaubliches leisten. Wilhelm Budäus bringt das zum Theil selbst verschuldete Versäumniß seiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Rast findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein so lang gehemmtes inneres Bewegen endlich sich ergießt, dem Leben Gefahr bringen; so bei jenem alten, physisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der bei einem Konzert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selbst ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser Aufregung starb.

Die Selbstthätigkeit der Seele und das als Schlafzustand zu ihr sich gesellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der innern Gemüthsstimmung tragen. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, so wird auch die ihr polarisch entgegengesezte von edlerer Gestalt seyn; ist dagegen jene ihrem Wesen nach minder geläutert, so wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Es ergeht der Seele, besonders dann, wenn sie sich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weise, wie es, nach Florimond de Remonds Erzählung, den Hofleuten Königs Franz des Ersten erging, da dieselben mit dem Gesang der Psalmenübersetzungen des Clemens Marot sich vergnügten. Denn als der König sein Wohlgefallen an diesen Marotschen Psalmen bezeugt hatte, ergriff der Geschmack daran alsbald auch seine Umgebung. Fast jeder der Hofleute wählte sich einen Lieblingspsalm und versuchte denselben zu singen. Da aber Marot zu seinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu seinen Lieblingspsalmen eine ihm schon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es singt der Prinz (Heinrich II.) den von ihm erwählten Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser,“ nach der Weise eines beliebten Jagdstückes; die Frau von Valentinois den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich,“ nach der Melodie eines italienischen Reigens; der König Anton von Navarra, der sich den Psalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache,“ erlesen hatte, singt denselben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und so konnte man damals bei Hofe, nach dem Geschmack eines Jeden, die mannichfachsten Tonweisen der Gassen und Tanzplätze hören, zusammengefügt mit Marotschen Psalmen. So wird auch nur dann, wenn die Seele in der selbstthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muse diesen Harmonien gleichlauten, andere Male jedoch nur jener niedrigern Weise, in deren Takte sie sich, bei dem täglichen Werke des Lebens, zu bewegen pflegte. — Wir brechen hier ab, den Verfolg für einen zweiten Artikel versparend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, 2. September.

Umgestaltung der Dinge durch den Tod Ludwigs I.

Darmstadt leidet an der Krankheit so vieler deutscher Residenzen: es wurde zu einer ansehnlichen Stadt gemacht. Weder Handel, noch Reichthum, noch Reiz der Gegend banden ihm in der Wiege seines Geschicks ihre Gaben ein, und schiffbare Flüsse waren gerade weit genug von ihm, um andere Städte, die in ihren Fluthen sich spiegeln, besonders Frankfurt und Mainz, reich und groß werden zu lassen und der ärmern Nachbarin sogar einen billigen Gewinn zu entziehen. Der Hof, seine Dikasterien und seine Garnison — durch diese drei wuchs die Stadt. Aber indem sie wuchs, lud sie zugleich Lasten auf sich, welche, schon in ihrer Entstehung drückend, wahrhaft niederdrückend werden mußten, wenn die Gunst der Umstände auch nur theilweise sich von ihr wegzog. Und das ist denn nun geschehen. Ludwigs I. Hof war nicht glänzend, aber ungeheure Summen wandte er zwei Jahrzehnte lang auf Musik und Theater, und diese ungeheuern Summen blieben größten Theils in der Stadt. Die Miethpreise stiegen, alle Handwerker schlugen auf, neue prachtvolle Wohnungen erhoben sich zauberhaft schnell aus den öden Sandflächen des Exerzirplatzes oder aus umgerodeten Gärten, viele Fremde lockte die Oper, kurz, nach allen Seiten hin strömte oder rieselte doch die volle Goldquelle aus der Civilliste und dem ansehnlichen, in guten Zeiten ersparten Privatvermögen des Großherzogs, und es konnte nicht fehlen, daß reiche Triften und lockende Oasen des Glücks und des Wohlstandes

dadurch erblühten. Aber Großherzog Ludwig starb, und er starb für sich selbst insoferne zur gelegensten Zeit, als er nach Verlauf weiterer drei Jahre über wenig Privatvermögen mehr würde zu gebieten gehabt haben; denn man konnte, nach den bisherigen Zuschüssen, die er machte, mit großer Wahrscheinlichkeit berechnen, wann die Möglichkeit derselben aufhörte. Alles gewann oder erlitt vielmehr jezt eine andere Gestalt. Das Theater, nach mehreren Organisations- und Reorganisationsversuchen, wurde ein Jahr später geschlossen; die daran beschäftigten Künstler verließen theils die Stadt, theils fanden sie in schmalen Pensionen ein hinlängliches Motiv, bescheidenere Wohnungen und eine weniger überfließende Lebensweise zu wählen; Fremde, sonst vom Rufe der Oper gelockt, blieben aus; die versammelten Stände lehnten die Uebernahme der zwei Millionen Schulden des neuen Großherzogs auf die Staatskasse ab; das den Residenzen als solchen überhaupt nicht besonders günstige Princip der Repräsentativverfassungen tritt mehr in seiner Wirksamkeit hervor, die Schulden der Stadt, in günstigern Zeiten und unter einer nicht sehr achtsamen Administration, durch theures Straßenpflaster, Beitrag zu Kasernen, Bauten und Anlagen mancherlei Art ins Enorme getrieben, traten jezt schärfer als je hervor, die Miethpreise sanken, eben so die Häuserpreise, die neue Personalsteuer wirkte gleichfalls ungünstig auf erstere, und statt daß man sonst mit phantastischem Gedankenfluge Möglichkeiten eines sogenannten Ausbaus der Stadt in die darüber gefertigten Pläne aufnahm, mußte man jezt auch das Nächstliegende einstellen, weil der Muth, zu bauen und Gewinn daraus zu ziehen, auf eine unglaubliche Weise gesunken war.

Im Wesentlichen dauern diese Verhältnisse noch jezt. Zwar ist Luxus in vielen Spuren und in allen Ständen noch immer sichtbar — und wo wäre er dieß nicht und wo müßte er dieß nicht seyn? — aber er hat sich doch auffallend ins Engere gezogen; und daß er dieß that, fühlen diejenigen wieder auf unbequeme Art, welche in ihren Geschäften und Hantbierungen Wechsel ziehen auf Bequemlichkeit, Prachtliebe und Gaumenreizbarkeit ihrer Mitbürger, und welche diese Wechsel vielfach unhonorirt finden. Ein besser geordneter Haushalt hat unterdessen begonnen, die Stadt von ihren Schulden zu befreien; man hat seine Lage einsehen lernen und sich darein, jedoch allerdings nicht ganz gerne, gefunden.

So viel vom Materiellen. Die ideellen Interessen unserer Stadt betreffend, so hat sie durch den Verlust des Theaters, wie es war — erst prachtvolles Opernpferd und dann durch Partheien zerrissen — in der That nicht besonders viel eingebüßt. Wenigstens kann man hier Gesichtspunkte auffinden, welche den Verlust leichter ertragen lassen. Wäre nur der Kunstsinn uns geblieben oder geworden! Dabei hat die politisch bewegtere Zeit sich mehrfach wirksam gezeigt: einmal, indem sie das verlorne Künstlerische oder Künstlerischstrebsame weniger in Anschlag brachte, sodann, indem sie bisher unbekanntere Gedankenreihen und Interessen zur Beschäftigung anwies. In dieser Hinsicht bedeutungsvoll fiel der Tod des vorigen Großherzogs und der Regierungsantritt seines Nachfolgers gerade in das Jahr der Julius-revolution. Man war bis dahin gewohnt gewesen, dem Regenten, der noch „der alte Herr“ war, viel nachzusehen; theils sein hohes Alter, welches zu Ehrfurcht und Billigkeit zugleich zwang, theils viel Ruhmwürdiges, was er gewirkt, theils die Natürlichkeit und Eigenthümlichkeit, die den Sinn des Volks ihm näher brachte, gaben die Veranlassung dazu. Dieß wirkte auf die Stände, auf die Nachrichten in öffentlichen Blättern. Anders nach seinem Tode: die Opposition regte sich mehr in beiden.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Fortsetzung.)

Lage der Stadt. Die Lustgärten.

Die südöstliche Hochebene bleibt sich immer gleich; ihr von der Isar bespülter Rain fährt fort, auch bei Haidhausen, Neuberg- und Bogenhausen, Fähring u. s. w. einen Berg zu bilden; die nordwestliche aber wird bedeutend niedriger, sobald sie mit ihrem Saume die Stadt berührt hat, wo sie sich plözlich abdacht und verflacht und dem Boden derselben gleich wird. München liegt demnach tiefer als die Sendlinger Höhen und tiefer als das rechte Isarufer. Auf dieses hätte man die schönen Gebäude Neumünchens sezen, die Isar eindämmen, sie mit schönen Brücken überschlagen, ihre Inseln ausschmücken, die Neige des Gasteibergs zu Gärten umgestalten sollen. Das ist ein Wunsch, der sich Jedem gleich am zweiten Tage seines Hierseyns aufdrängt. München hätte malerische Massen gebildet, es hätte einen florentinischen Lungarno gehabt, wo man die prächtigen Sonnenuntergänge des hiesigen Himmels, die Ansicht der Alpen, das Getriebe auf dem Flusse und die Bewegung der Stadt in ihrem Mittelpunkte hätte genießen können. So aber ist es, als ob keine Alpen in der Nähe wären, als ob der Fluß unbeachtet vorbeistöße, und ist man außerhalb München, so scheint es oft, als ob gar keine Stadt da wäre. So hat München an den Alpen einen Kranz verloren, an dem Flusse einen Spiegel, eine Seele, und liegt nun ohne reizende Aussicht und ohne imposante Ansicht wie in einem Grabe. Es müssen gewichtige Gründe, worunter zu zählen, daß die Eindämmung der Isar mit großen Kosten verbunden und die Residenz aus dem Centrum der Stadt gekommen wäre, obgewaltet und obgesiegt haben, daß man nicht besser die Isarhöhen benuzte.

Auf diesen Höhen nun liegen die schönsten Lustgärten; auch an den Uebergängen, in den Vorstädten, nach Nymphenburg zu befinden sich viele dergleichen; allein wenn sie auch alle mehr oder weniger besucht werden, so ist doch ihre Einrichtung nicht so großartig und ihre Lage nicht so reizend, als bei jenen. Wesentliche Bestandtheile eines vollständig ausgestatteten Lustgartens sind: ein geräumiges Wirthshaus, dessen Saal und Zimmer elegant ausgemalt und mit saubern Möbeln, worunter ein Billard, versehen sind; ein großer, mit Maronen- oder andern Bäumen, mit Tafeln und Bänken besezter und mittelst an den Bäumen angebrachter Glaskugeln zu erleuchtender Plaz; um diesen herum hölzerne Arkaden, wo sich die Gäste bei schlechtem Wetter sezen können, ein Karoussel für die Kinder, eine Schaukel für die Jugend überhaupt, eine Kegelbahn und anderes Aehnliche; in der Mitte des Plazes ein Tanzboden, mit einem, auf doppeltem Säulenkranze ruhenden Dache bedeckt, mit Lüstern und Lampen behangen, mit Tischen und Sizen zwischen den beiden Säulenreihen umgeben, rund herum offen, ausgenommen da, wo die Tribüne der Musikanten angebracht ist. Täglich steht an den Straßenecken angeschlagen, in diesem oder jenem Garten sey Tanzmusik oder Blechmusik, und täglich haben all diese Gärten Gäste, und an Sonn- und Feiertagen wimmeln sie davon. Man könnte fast sagen, die Münchner leben darin. Hier gibt es wenig Theegesellschaften und sonstige Vereine, wie in Norddeutschland. Die Adeligen, welche noch am meisten Besuche machen und Gesellschaft geben, thun es nur unter sich und auch dann nur im Winter, da sie im Sommer auf ihre Güter ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Oktober 1833.

Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!

Goethe.

Genrebilder aus der chinesischen Welt. *)

Das Feld des philosophischen und satirischen Romans ist in unserer Novellenzeit ein sehr sparsam angebautes. Die Gründe davon liegen ziemlich zu Tage, und ein Buch, wie das vor uns liegende, erregt darum schon an sich Aufmerksamkeit. Wir lösen aus dem Roman, in welchem Lamaismus und chinesische Kultur den Spiegel abgeben, ein Bild in der Art ab, daß es, indem es den Leser auf das Ganze aufmerksam macht, im Stande ist, selbstständig zu unterhalten.

* * *

Wir sind in einem weiten, nicht hohen Zimmer; den Fußboden bedecken kunstvoll gewirkte, blumenreiche Teppiche, deren Muster sich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derselben, Drachen, von großen, riesenhaften Blumen umschlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt sich zwei Stufen hoch eine Estrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begrenzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, sind aus Seidenstoffen und mit reichen schweren Fransen besetzt. Die Estrade selbst bildete ein Sopha, auf dem sich nach orientalischer Weise bequem zwei Personen mit untergeschlagenen Beinen niedersetzen konnten. Vor diesem Sitz standen auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenstoffen, die die Flamme umschlossen halten und durch die gefärbte Gaze ein sanftes Licht fallen lassen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenspiel diese Leuchter, die zwar bei der sonderbaren Gattung von Fenstern, welche wir, aus dünnen, durchsichtigen Muscheln bestehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund sind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging. Diener sind beschäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuschüren, den Staub von den Gemälden zu wischen und kleine runde Tische aufzustellen, welche in einem Gesellschaftssaale nicht fehlen dürfen. Es ist noch früher Morgen, die Diener räuspern und recken sich, und wie zänkisch sie sich auch untereinander begegnen, so unterlassen sie doch nicht, bei der ersten Begegnung sich zu fragen: „Hast Du schon Reiß genossen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geschmeckt.“ In Hinterasien diese spaßhafte Begrüßungsformel

*) Aus dem in Kurzem erscheinenden Roman: Maha Guru, Geschichte eines Gottes, von Carl Gutzkow.

zu vergessen, würde bäurische Sitte verrathen und dieselben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unsern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen können. Ein Oberhofmeister brachte in alle diese Beschäftigungen eine gewisse Ordnung. Die Erwartungen von hohen Besuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar in kriegerischem Aufzuge überbrachte ein demüthiges Kompliment und den Namen seines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirms gefaltetem Papier, wo auf dem lezten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befestigt war. Der Oberhofmeister verbeugte sich mit Anstand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anstoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauses öffnen zu lassen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte sich tief und sagte: „Mein Herr entbietet dem deinen seinen Gruß! Die Schwelle unsres Hauses wird frohlocken, wenn sie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiseste Berührung empfängt." Der Tatar verneigte sich mit Anstand und eilte, seinem Herrn die Annahme des gemeldeten Besuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Besuch war unmittelbar vor seinem Eintreffen angekündigt und konnte in seinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauses folgte sogleich seinem Oberhofmeister, dem er sein Bewillkommungsamt abnahm; denn die kleinste Verletzung des höflichen, für vornehme Leute passenden Ceremoniells würde ihm eine schlaflose Nacht gebracht haben. Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gesticktem seidenem Zeuge, die vorne mit einer Perle verziert war und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz, so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Klasse Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensezten und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefeln seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Akten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Am glänzendsten war die sechste Division, oder die Ceresabtheilung, welche den Sommer darstellt (weiß, scharlachroth und Gold), reich mit Aehren, rothen und blauen Kornblumen geschmückt. Zuerst ein großes Musikchor, dann zwei Canephoren in Atlas mit Aehrenkränzen, die Rauchfässer tragend, zwei andere mit einem Korb Waizen zum Opfer auf reichgeschmückter Bahre; vier mit dem Opferaltar; wieder ein Korb mit Waizen; der Ceres Priesterin, prächtig angethan, mit weitem, goldgesticktem Schleier; wieder zwei Canephoren mit Weihrauchkästchen, und endlich Ceres selbst, von vier Nymphen auf ihrem Thron getragen, auch ein liebliches, schönes Mädchen, mit Locken wie ihr Waizen und Augen wie ihre blauen Kornblumen, freundlich mit der blanken Sichel grüßend; zwölf Schnitter mit ihren Schnitterinnen, Stäbe und Sicheln, mit Aehren und Kornblumen umwunden, und ähnliche Kränze tragend; ein zweispänniger Pflug; der Sämann und hinter ihm vier reizende Aehrenleserinnen; ein zweispänniger Erntewagen, auf dessen gehäuften Garben ein Nest lieblicher Kinder saß; sechs Drescher mit Dreschflegeln, Wurfkörben u. s. w.

Die siebente Division bedeutete den Herbst und begann mit dem großen Musikchor des Bacchus (fleischfarbiger Tricot, weiße Tuniken mit Weinlaubeinfassung, glänzende antike Helme mit gleichen Kränzen); nach dem Anführer der Division zwei Canephoren (weiß, grün und Gold), mit Weinblattkränzen, Rauchpfannen schwingend; zwei andere mit einem Korb voll weißer Trauben auf reicher Bahre; der Opferpriester mit zwei Gehülfen, führend den blumengeschmückten Bock, auch mit Opfertellern, Opfermesser und Axt wohl versehen; vier Canephoren, die den Opferaltar trugen, zwei andere mit einem goldenen Korb voll blauer Trauben; der Bacchuspriester (Sammt und Atlas, weiß, violet, schwarz und Gold); zwei ihm Weihrauch in goldnen Kästchen nachtragende Canephoren; der kleine Bacchus, auf einem Faß reitend, ein schöner, lieblicher Knabe mit Thyrsusstab und Becher, getragen von vier Mohren (schwarzer Tricot mit weiß und rothem Turban und Gürtelgewand); zwei andere, die den federgeschmückten Schirm über ihn hielten; sechs Faunen mit Keulen (fleischfarbiger Tricot, Gürtel und Kränze von Weinlaub), und über den Schultern ein Pantherfell; zwölf andere Faunen mit Thyrsusstäben und eben so viel Bacchantinnen mit Becken und Tambourins; der alte dicke Silen (fleischfarbiger Tricot, mit Weinlaub gekränzt und gegürtelt), auf seinem Esel, geführt von einem Faun, und er selbst in seinem Schwanken gehalten von zwei Mohren; Gefolge von Mohren. Hiemit schloß die römisch-griechische Welt.

Die achte Division war wieder ganz dem Modernen und Nationalen gewidmet. Auf den Chef de division folgten zuerst vier Weinberghüter mit bekränzten Hüten und Spießen; ländliche Musikanten eröffneten den Zug der Herbstwinzer (weiß und grün, mit Weinlaub bekränzte Hüte): zuerst zwei mit einem goldenen Korb mit Weintrauben; zwei andere mit einem reichbehangenen Weinstock in der Erde; zwei mit einem Korb voll rother Trauben, zwei mit einem großen silbernen Weinpokal, zwei mit der Traube von Canaan, der Träger der Fahne und seine zwei Begleiter, zwölf Winzer mit ihren Butten, und zwölf Winzerinnen mit Gelten (waadländische Tracht); das große Mostfaß, von zwei Pferden gezogen; vier Faßbinder, beschäftigt, ein großes neues Stückfaß zu reifen, auf einem Gerüst, gezogen von zwei Pferden; die Arche Noah's, darin Noah (braune Kutte und langer weißer Bart) nebst seiner Frau, als altes Mütterchen gekleidet, und seinen sämmtlichen Kindern, beschäftigt mit den Arbeiten des Weinbaus, mit Anbinden der Trauben, Keltern u. s. w.; der obere Theil der Arche stellte einen Garten mit Rebengeländern dar, der untere aber war für die Thiere bestimmt, welche Noah mitgenommen hatte; sie waren höchst komisch von einem wenig in der Thiermalerei Bewanderten abgebildet, wie sie zu den Lücken heraussahen: Katzen, Hunde, Kameele, Elephanten, Schaafe u. s. w.; hinter dieser Argo folgte der Herbstwinzer mit dem Hour, einer farbigen Stange, an der ein kleines Weinfaß mit Trichtern als Symbol angebunden ist, und darüber grüne Zweige und rothe Bänder; darum her gingen die Winzer, eine Flasche neuen Wein und Gläser in der Hand.

Die neunte Division, die den Winter darstellte, begann ein großes Musikchor (weiß und violet). Die ganze Darstellung soll an die Freuden des Winters erinnern. Hinter einer kleinen gefahrenen Küche gingen zwei Dorfsiedler (bunte, altmodische Kleider mit rothen Strümpfen und Stangenzöpfen) vor einer Bauernhochzeit her; zuerst der Herr Baron mit der Frau Baronin: altmodische Hofkleidung, gepudertes Toupet, Stahldegen, zwei Uhren mit langen Ketten und Ordensband; die Dame im Reifrock, Fontange, Schminke, Schönpflästerchen, großer Fächer, Schuhe mit hohen Absätzen; der Bediente (roth, mit goldenen Tressen); der Notar (schwarzer Sammtrock) mit seinem Gehülfen, den Heirathskontrakt unter dem Arm; der Bräutigam (altfranzösischer Soldat mit kleinem Hut und langem Stangenzopf); zwei alte Männer mit ihren Frauen (buntscheckig gekleidet) als Hochzeitgäste; acht Paar junge Hochzeitgäste, die Männer grün und weiß, die Mädchen in wechselnden Farben, schöne Mieder von gelbem, violettem und grünem Atlas, taffetne Kleider, passende Hüte mit reichen Blumenkränzen; ein Wagen mit dem Hausrath der Neuvermählten, mit Spinnrocken, Tisch, Stühlen, Bett, Wiege u. s. w. Zuletzt ward das Ganze wieder durch eine zahlreiche Abtheilung alterthümlicher Schweizer beschlossen. Alles in Allem waren es ungefähr achthundert fünfzig Personen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gaselen.

Glühwein.

Unwohl bin ich heut und sehr ergrimmt,
Daß der Regen nie ein Ende nimmt,
Und es weh'n so feucht' und kalte Winde,
Daß es mir bereits im Leibe grimmt;
Ja fürwahr, ein Glück ist's, daß die Kohle
In der Pfanne noch lebendig glimmt,
Und ein wenig Wein mir noch im Fasse,
Eine langgesparte Neige, schwimmt.
Süßen Zucker in den Wein, den heißen,
Schütt' ich und den duftig braunen Zimmt;
Dieser Trank erheitert alle Sinne
Und ich fühle mich nicht mehr verstimmt,
Weil mein Geist durch schwere, graue Wolken
Fröhlich auf zum reinen Aether klimmt.

Zechgelag.

Heil unserm Wirth, der rein und unvermischt
Der Weine edelsten uns aufgetischt!
Wir tranken rüstig, aber jedes Glas
Hat neu die Lust zu trinken aufgefrischt.
Mit hoher Zecherstrafe sey bedroht,
Wer mäßig seyn will und den Mund sich wischt.
Was kümmert's uns, wenn uns der Kluge schilt
Und der Verläumdung gift'ge Natter zischt!
Wie von den rothen Lippen einen Kuß,
So nippen wir des rothen Schaumes Gischt.
Die Fackel ist schon tief herabgebrannt;
Wir trinken fort und wenn sie auch erlischt.
Denn jenes Sprüchwort hat noch seine Kraft:
Daß man am glücklichsten im Trüben fischt.
Ein Thor ist, wer beim vollen Glase säumt
Und leeres Stroh mit flinker Zunge drischt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, September.

(Beschluß.)

Die politische Presse.

Was die öffentlichen Blätter betrifft, so galt das Gesagte damals noch nicht von inländischen; denn die Staatsregierung verweigerte bis zum Jahre 1832 streng die Concession für Blätter, welche irgend geeignet gewesen wären, Opposition zu entwickeln. Deßhalb nahm sie auch den Begriff: politische Nachrichten, bei den hessischen Blättern, einem allerdings der Belletristik zunächst gewidmeten Blatte, so strenge, und die hessischen Blätter gingen an diesem strengen Begriffe zu Grunde. Ende Decembers 1831 faßte aber der

bekannte Abgeordnete und Gemeinderath E. E. Hoffmann — so versichert man wenigstens allgemein — den Gedanken, ein Blatt zu gründen, welches gemäßigtes Oppositionsblatt seyn sollte und zunächst für das Großherzogthum Hessen bestimmt war. Dieser Gedanke war nur außerhalb dem Großherzogthume in Ausführung zu bringen. In Speyer, unter der Verantwortlichkeit des Buchhändlers Kolb, geschah es. Das Blatt brachte Vielerlei durcheinander, manches Gute, sehr vieles Persönliche und einiges Pikante. Was Wunder, daß dem ersten freien Athemschöpfen unserer vaterländischen Journalistik Stadt und Land gerne lauschte. Wohl hatte das neue Unternehmen viele Lücken, viele Blößen, dennoch fand es Abnehmer und, was wichtiger, verdiente in mehreren Beziehungen wirklich Lob. Die Staatsregierung war nun einmal in ihren politischen Maximen durch das Speyerer „hessische Volksblatt“ überflügelt. Heftig bisweilen von demselben angegriffen, schien sie weniger zu befahren, wenn sie nun auch noch andere Kanäle politischer Mittheilung im Lande gestattete. So entstand Anfangs April der Beobachter in Hessen bei Rhein, unter der Redaktion des Hofgerichtsadvokaten H. K. Hofmann in Darmstadt, ein gemäßigt liberales, mehr in wissenschaftlicher Form gehaltenes und recht verdienstvolles Blatt, und der hessische Volksfreund, anfänglich unter der Redaktion des Hofgerichtsadvokaten Linz und des Subconrektors Baur in Darmstadt, in der lezten Zeit einzig von dem Zweiten geleitet; ein Blatt voll Persönlichkeiten, in bisweilen nicht unwitziger Form, die sich dann regelmäßig der Persiflage nähert, dabei der Feind alles Liberalen, sowohl in der Kammer, als im Leben, und gegen dieses die giftigsten Blitze schleudernd. E. E. Hoffmann hatte sich unterdessen unter der Firma seines Schwiegersohns, des Materialisten E. W. Lange in Darmstadt, zu einem neuen hessischen Volksblatte Concession geben lassen und dieses regelmäßig dem Referate über die Landtagsangelegenheiten gewidmet, wobei er immer die Hauptrolle spielte. Daneben wandelte noch, aber seltener und magerer, so daß es neuerdings seinen Hauptinhalt aus Zschokke's gesammelten Schriften zu entlehnen pflegt, das ursprüngliche hessische Volksblatt. Noch später trat die deutsche Vaterlandszeitung in's Leben, unter der Redaktion des Hauptmanns Pabst in Darmstadt, und mehrere höhere Staatsbeamte als Mitarbeiter zählend. Man hielt sie von Anfang an für ein ministerielles Blatt, nicht blos ihrer Tendenz gemäß, sondern auch hinsichtlich ihrer Fonds. Das Blatt konnte sich in seiner Abonnentenzahl nicht einmal bis zum hessischen Volksfreunde emporschwingen, der doch 3 bis 400 Abonnenten hatte, sondern es siechte an 200, die auf 190 gefallen sind, und ein Verlust für die Unternehmer von 1500 fl., ungerechnet Redaktionsgebühr und Honorare, bis Ende dieses Jahres scheint gewiß.

Noch in andern Beziehungen machte sich das politische Prinzip und der Geist der Zeit in seinem Fortgange und in seinen Conflikten hier geltend. Ich rede hier nicht von dem Polenverein u. dgl. Mehr wäre von der neuen Lesegesellschaft zu sagen, die in den Elementen des sich verschwisternden Bürgerthums ihre Entstehung fand, und troz Anfechtungen von außen und Entzweiungen im Innern, die aber stets glücklich durch die erforderlichen Säuberungen beseitigt wurden, noch jezt fortbesteht, während die auf aristokratischen Prinzipien gebaute „vereinigte Gesellschaft“ und noch zwei andere große Clubbs ebenfalls ihre Freunde haben und politische Gedanken in Umlauf setzen.

Sonst wurde hier Goethe's Geburtstag von Freunden der Poesie gefeiert. Seit zwei Jahren geschieht es nicht mehr. Warum? Die Politik hatte sich in die Poesie gemischt, man hatte dabei: „Noch ist Polen nicht verloren!“ gesungen. Das schien bedenklich; Prohibitivmaßregeln genügten nicht, und so ging die Sache unter.

München, September.

(Fortsetzung.)

Charakter der Gesellschaft.

Die Klasse der Räthe, der Professoren, Beamten ꝛc. besteht aus Leuten, die in München größtentheils neu und noch nicht untereinander verschwägert sind, größtentheils noch in der Miethe wohnen, sich noch fremd gegenüber stehen, sich erst, nach guter deutscher Weise, messen, ehe sie sich zu einander herablassen und vergesellschaften. Die Leute mit Riegeln und Pelzhauben haben noch aus alten Zeiten her den Instinkt des Wirthshauses. Es gibt keine reichen Fremden hier, die große Häuser machen und Vereinigungspunkte für alle gebildeten Klassen abgeben. Um München herum liegen keine Landhäuser, wodurch Nachbarschaft und dadurch Freundschaft und hiedurch Gesellschaft entstehen könnte. Wenn man zum Thore hinaus ist, ist man wie meilenweit von allem Städtischen entfernt, und das Ländliche, welches man da findet, bietet keinen Ersatz für jenes. Daher beziehen die, welche die schöne Jahreszeit auf dem Lande genießen wollen, das Gebirge, wo sie sich in den vielen Bädern und an den Seen zerstreuen, und eher den Genüssen der Natur, als denen der Gesellschaft nachgehen. Im Theater finden keine Logenbesuche statt; da sind nur Gallerien und gesperrte Size, wo Jedermann für sich dasizt und vor sich hinschaut, stille und andächtig, wie in einer Kirche, und nur in den Zwischenakten ein Wörtchen fallen lassen darf, wenn ihn zufällig sein Nachbar anspricht. Im Winter, vorzüglich im Karneval, folgen zwar Bälle auf Bälle, doch meistens solche, deren Theilnehmer vorher subscribiren und abonniren mußten, also für ihr gutes Stück Geld sie besuchen, und sich wenig um einander bekümmern, fast wie an einem öffentlichen Orte. Die Fremden, welche in andern Städten oft Anlaß zu Diners, Soupers u. dgl. geben, werden hier, wenn sie einem Hause empfohlen sind, zwar gut aufgenommen, aber nicht von diesem gleich in alle andern derselben Sphäre eingeführt; es ist nicht unschicklich, daß sie, ohne vorgestellt zu werden, eine Dame zum Tanze auffordern, daß sie sie nachher bei einer zufälligen Begegnung ansprechen und sich mit ihr unterhalten; es würde aber befremdend klingen, wenn sie den Wunsch laut werden ließen, in ihrem Hause sich vorstellen zu lassen. Hiemit habe ich Gründe genug angegeben, warum das Leben hier sich schwerlich so innig, gastlich, gesellschaftlich, wie in andern deutschen Städten gestalten konnte, und wie es öffentlich und sinnlich, aber eben deßwegen auch weniger steif, gewissermaßen behaglicher, in jedem Falle lustiger werden mußte. Es nahm viel von der Gestalt des italienischen an, ohne sich jedoch mit dessen Geist zu befassen, und behielt Vieles von dem Gemüthlichen und Seelenvollen des Deutschen bei, ohne eben den Magen zu verläugnen. Was nun dem Italiener seine Schauspiele und Kaffeehäuser, das sind dem Münchner seine Lustgärten. Dahin zieht er, so oft es nur möglich und thunlich, mit Weib und Kind, begegnet seinen Bekannten, grüßt sie, genießt mit ihnen die Augenblicke der zufälligen Begegnung und opfert, beim Schalle der Musik, beim Rauschen froher Gespräche, mitten in einem bunten Gewimmel, den Göttern des Biers und der Würste, der Braten, der Schinken, des Käses und der Rettige, er mag so vornehm seyn, als er will, es sey denn, daß er auch galant ist, in welchem Fall er eine Tasse Kaffee den Rettigen vorzieht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Oktober 1833.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward symmetrisch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Goethe.

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Ueber das Ganze war ein vielfacher Zauber ausgegossen. Zuerst der Farbenzauber in dem prächtigen, reinen Morgensonnenlicht, noch erhöht durch den glücklichen Wechsel in den Zügen, deren jeder seine herrschende Farbe trug: weiß und hochroth, weiß und grün, weiß und blau, weiß und rosenroth, weiß, grün und rosenroth, blau, weiß und Silber, bunte Farbenmischung bei dem Sennerzug, weiß und grün, weiß, scharlach und Gold, bunte Farben, weiß, grün und roth, grün und weiß, violet und weiß, bunte Farben, weiß, gelb, grün und violet, endlich wieder weiß und hochroth, wie beim Anfang. Bei aller Mannigfaltigkeit war doch das nationale Grün vorherrschend, gleichsam als Grundton des Festes, als Grundfarbe der Natur, deren Fest hier begangen ward. Die Kleidungen waren größtentheils mit viel Sorgfalt und Geschmack gewählt und gemacht, ja in Formen und Farben so frisch, daß sie den vollen Glanz der Sonne ertragen konnten, was auch das schönste Theaterkostüm nicht vermag, denn diese sind immer nur auf das blendende, täuschende Lampenlicht berechnet. Das Kostüm der Canephoren und der Begleiter der Pales, Ceres und des Bacchus hätte mich durch seine Schönheit, seinen Reichthum und seine ächt antike Haltung noch mehr erfreut, wenn ich nicht durch den Anblick der phantastisch und läppisch gekleideten zwei Priesterinnen und des Bacchischen Priesters zum Lachen und Aerger gebracht worden wäre. Diese Priesterinnen waren junge hübsche Männer; reiche Locken gaben ihnen wirklich etwas sehr Weibliches, aber alles Uebrige störte. Zuerst waren sie behängt mit reichen Sammt- und Atlasgewändern, Mänteln, Schleiern und Schleppen, geordnet und geworfen ohne allen Geschmack und antiken Sinn; auf dem Kopfe trugen sie verrückte Aufsätze mit gebogenen Spitzen, Hacken und Schwänzen, alles barok und geschmacklos. Der Bacchische Priester stellte einen Greis vor mit langem weißen Bart. Diese ganze Priestermummerei erinnerte mich stark an dergleichen Darstellungen auf wandelnden Dorftheatern oder an die Hohenpriester auf Rembrand's Bildern. Auch die Kleidung der Göttinnen hätte zwar nicht reicher, aber geschmackvoller und korrekter im Sinn der Antike seyn können, was um so mehr zu bedauern ist, da beide von sehr lieblichen Mädchen dargestellt wurden, Pales von einer Brünette mit großen dunkelglühenden Augen und blendendweißer Haut, Ceres hingegen von einer sanften, blühenden, anmuthigen Blondine mit blauen Augen und reichen Locken. Diese Mißgriffe im Kostüm ausgenommen, die sich ein andermal leicht vermeiden lassen, war alles gut. Die antiken Züge, besonders die Canephoren mit ihren goldenen

Blumen-, Waizen-, Frucht- und Traubenkörben auf reichgeschmückten Bahren, deßgleichen die Weihrauch- und Opferknaben versetzten mich ganz in Griechenlands und Roms Alterthum, wo die Palilien, Cerealien und Bacchanalien auch am Tag im vollen Sonnenlicht begangen wurden. Und jezt, wo die getreue Zeichnung dieser Züge vor mir liegt, kommt sie mir zu Zeiten nicht wie die Darstellung des leben- und bewegungsvollen Festes, dem ich vor Kurzem beiwohnte, sondern wie die Zeichnung eines antiken Basreliefs vor.

Schöner und lieblicher läßt sich neben dem Ernsten und Antiken nichts denken, als der Chor der vielen blauen und rothen Schäferinnen, der Frühlingswinzerinnen, Heumacherinnen, Gärtnerinnen, Schnitterinnen, Aehrenleserinnen und der Hochzeitmädchen im mannichfaltigsten, immer wechselnden, aber immer reizenden Kostüm. Dazu gehört aber eine weibliche Jugend, wie Vevay und die nächste Umgegend aufzuweisen hat. Wer könnte sich satt sehen an diesen knappen, blauen, rosigen, grünen, rothen, schwarzen und violetten Atlasmiedern am schlanken Leib zwischen den schönen Schultern, den kurzen, blendendweißen Linonröcken über den reichen Hüften, und den niedlichen Füßen? Alles beherrscht ein Gesicht und Augen, in denen sich frische heitere Jugendkraft mit Schalkhaftigkeit und Schlauheit mischen, und dann schief darüber schwebend der runde, blumenbekränzte Strohhut. Es gehört nicht viel Zuversicht dazu, diese Mädchenkleidung heiterer, anmuthiger und lebenvoller zu finden, als alle antike. Die Prätension der Falten und Ueberwürfe mag gut für die Mädchen, Frauen und Matronen des Alterthums gewesen seyn, deren auf das abgelegene stille Frauenhaus beschränktes Leben so ernst und einförmig war, nicht aber für die freien, schwankenden Mädchenblumen unserer Zeit, die kein herrischer Egoismus mehr dem Sonnenlicht entzieht.

Indeß zeigte sich nicht blos das weibliche Geschlecht bei dem Fest so schön; bei den Männern war dieß nicht weniger zu bemerken. Diese Waadländer sind ein herrlicher Menschenschlag, schön und kräftig gebaut, mit Augen und Zügen voll Leben. Dieß zeigt sich auch bei ihrem Militär, das mit dem Zwergobst anderer Kantone in auffallendem Kontrast steht. In dem fleischfarbenen Tricot, den freien Armen und Schenkeln des Bacchusgefolgs trat dieß viel bestimmter und handgreiflicher hervor, als unter den weiten langen Beinkleidern unserer Zeit. Bei diesen Männern ist alles Nerv, Muskel und Leben, nicht das Peinliche, von Anstrengung, Mühe und Sorgen Erdrückte, sondern das Anmuthige, Füllereiche der Gesundheit und des Wohlstands. Die Bacchantinnen, zu deren Funktionen sich hier keine rechtlichen Mädchen gefunden hätten, waren lauter junge Leute von achtzehn bis neunzehn Jahren, deren feinen, vollen Gesichtszüge und abgerundeten Körperformen durch die reich herabfallenden Locken noch weiblicher gemacht wurden. Ebenso die Nymphen, welche Pales und Ceres Thron trugen und ihre Priesterinnen. Da auch sonst vieles gut nachgeformt war, so bemerkte man bisweilen nur an den Bewegungen, daß sie dem weiblichen Geschlecht nicht angehörten, die Illusion wurde also nur selten gestört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genrebilder aus der chinesischen Welt.

(Fortsetzung.)

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Gallaaufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich vor dem dritten erscheine. Da ist er. Unser Mandarin sechster Klasse stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand mit der Linken und schüttelt sie mit einer Grazie, die man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu können. Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen sich jezt die beiden Leute überschütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge; wer soll die Ehre, durch den mittlern zu gehen, erhalten? Unstreitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und bescheiden, eine solche Auszeichnung anzunehmen, er sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschieben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulassen? Unmöglich, dieß wäre eine Verletzung der Etikette, die seiner Natur ganz zuwider ist. Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu schlüpfen und in demselben Augenblick schon die Hand des Gastes zu fassen, um ihn durch die mittlere Thür hereinzuführen, eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und mit einer gewissen gemachten Schaam annimmt. Diese Scene wiederholt sich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis sich die Herrn endlich in das Besuchszimmer hineinhekomplimentirt haben. Die Bedienten springen jezt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer Ton, daß der Wirth diesen saubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeisters auch wohl kein Sonnenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche leicht abwischt. Jezt eilt er auch zu einem Sessel, aber wer wird sich auf den seinigen zuerst niedergelassen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des sich Niederlassens; man mußte so alt seyn, als die beiden hier zusammentreffenden Herrn, um dieses Kompliment in seiner gehörigen Präcision auszuführen. Das Ganze läuft dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunst versteht, den Andern zu

täuschen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überlistet zu seyn. Die wechselseitigen Bewegungen werden mit Geieraugen belauscht, die Entfernungen des sich setzenden Körpers von dem Stuhle gemessen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt sich den Schein schon zu sitzen und steht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth ist, würde gegen allen feinen Anstand verstoßen, wenn er sich durch diesen Schein in der That überlisten ließe und früher den Sessel erreichte, als der Besucher. In unserm Falle ist dieß Versehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier stehen sich alte, im Ceremoniell unverwundbare Personen gegenüber, denen allein dieß schwierige Manöver, dieser glänzende Ausdruck gegenseitiger Hochachtung gelingen konnte. Jetzt sitzen sie, sie halten sich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, sondern fest und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht übereinander geschlagen, nicht auf dem Boden scharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl gestreckt, sondern beide in gleicher, abgemessener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernst, pagodenartig.

Das erste Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, sich über die Ehre dieses Besuches glücklich zu preisen. „In der Stunde der Mitternacht," sagte er, „stieg der große Gott San-Pao-Fo hernieder und raunte mir in das entzückte Ohr: Siehe, dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren! Und als ich Ihren Brief, der mit akademischer Zierlichkeit zusammengelegt war, empfing, da schlug mir das Herz vor Freude, denn die Weissagung des Traumes war in Erfüllung gegangen." Das war eine Lüge; aber die Etikette verlangte, daß der Besucher sie durch eine ähnliche erwiderte. Es war ein Mandarin der fünften Klasse mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, das er auf dem Rücken trug, sah man, daß er eine Militärperson vorstellte; denn diese Dekoration war bei ihm in Gestalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders," antwortete er; „San-Pao-Fo ist auch mir im Traume erschienen, und rief mir zu: „Reinige die Kanäle deines Ohres, und stelle die Jonke deines Fassungsvermögens in Bereitschaft, denn du wirst sie mit den reichsten Ballen der Lebensphilosophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunstvoller, sententiöser Rede anfüllen können, weil du die Schwelle meines Lieblings durch deinen Fuß entheiligen willst!" Und siehe da, ich sitze auf dem Rohrstuhle der Erwartung." Dem Wirth stand es frei, diese Aeußerung für ein Kompliment oder für mehr als dieß zu halten. Wir müssen gestehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog, und er den Civilmandarinen der sechsten Klasse doch immer noch höher stellte, als den Militärmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkrystall tragen durfte. Aber er war zu vorsichtig, solche Ansichten auszusprechen. Er sagte also: „Khung-Ju-Dsü, unser großer Meister, lehrte: halte nichts auf deine Weisheit, denn sie ist oft nur der Widerschein deiner Umgebungen. Und wer sind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmlischen Reiche, dessen Glanz meine Finsterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der gestrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde." — „Mit nichten, mein Freund," antwortete der Gast; „zwei Pfeile treffen sicherer, zwei Augen sehen weiter, und auf zwanzig Zehen steht man fester. Der Tod des Regenten gibt mir Gelegenheit, die Rathschläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich sie befolge, verlangt meine Freundschaft und mein geringes Maß von Klugheit, wenn ich anders auf meinen Wegen nicht straucheln will." — „China ist die Blume des Weltalls," sagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfrischen sich die Königreiche der Erde, sie erquickt sie alle, und auch diesem Reiche, das heute seinen neuen Beherrscher empfangen wird, fließt ihr Wohlgeruch zu." — „Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft," entgegnete der Gast, „Tibet unsern Schutz zu entziehen. Ich handle nur im Auftrage dessen, den uns der Himmel sandte, und habe schon einen Kourier nach Peking beordert, um für diesen neuen Fall meine Instruktionen zu holen." — Der Civilmandarin hatte längst dasselbe gethan; er bemerkte, daß der Gast damit sagen wollte, wie es keinem von beiden zukäme, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeschen und die Hofzeitung zukommen; heute ist der Regierungsantritt des neuen Lama, und wir müssen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unserer Macht zu erscheinen."

Das waren nun die großen Rathschläge, die der Besucher von dem Wirth verlangt hatte, Dinge, die sich von selbst verstanden, und über welche sie beide nur der Formalität wegen zu conferiren schienen. Es trat eine Pause ein, in welcher Thee servirt wurde. Jedem der Herren stellten die Bedienten einen lakirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Besuchende warf die Frage hin: „Wer ist der neue Lama? wie ist er?" Der Civilmandarin zuckte die Achseln, er wollte nichts von ihm wissen. „Ich kenne ihn nicht," sagte er ausweichend; „auch unser Kaiser ehrt die Gottheit in ihm, und wir müssen uns freuen, daß das geistliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Beschluß.)

Der zweite Pfing[illegible] in Hesselloh.

In den Lustgärten geht es wahrhaft lustig zu, und wenn es wahr ist, wie man sagt, daß in München mehr Armuth als Wohlstand herrscht, daß die Münchner mehr Schulden haben als Reichthümer, so möchte ich doch einmal fragen, wo die ärmern Klassen ein so vergnügliches Leben führen, wie hier? so möchte ich doch einmal wissen, wer es wohl seyn mag, der so viel Geld hat, daß er den Münchnern unaufhörlich borgen und ihnen ihre Zechen, Kleider und Fahrten bezahlen kann? Jeder dieser Lustgärten hat seinen ihm eigenen Reiz, etwas, das ihn vor den andern auszeichnet, und viele haben eine Zeit, wenigstens einen Tag im Jahre, wo sie besonders anziehen, wo sich Alles dahin begibt; z. B. wenn in dem naheliegenden Dorfe Kirchweihe, oder wenn in der nahestehenden Kirche eine Madonna ausgestellt ist, und dann vierzehn Tage lang dahin gewallfahrtet wird und die frommen Wallfahrer mit den lustigen Einen Zug bilden, jene laut betend, diese lachend und scherzend einherziehen, bis sie sich vor der Kirche von einander trennen, sich aber Alle nachher wieder finden unter den Bäumen des Wirthshauses und da mit einander den Abgöttern fröhnen.

Ein ganz eigenes, ein außerordentliches Schauspiel gewährt **Hesselloh** am zweiten Pfingsttage. Den ersten Pfingsttag pflegen diejenigen Münchner, welche Zeit und Geld genug dazu haben, am Starenbergersee zuzubringen; allein es ist gleichsam ein **Müssen**, daß der zweite in Hesselloh gefeiert werde. Da geht und fährt dann Alles von Starenberg dahin zurück, und Alles fährt und geht von München hinaus. Da ist jedes Fuhrwerk in Bewegung, von den Wagen des Königs an bis zum Zeiselwagen, jeder Fuß auf dem Wege dahin, von dem delikatesten an bis zu dem, der bei schlechtem Wetter seiner Beschuhung bar nach Hause geht. Der Hesselloher Tanzboden mit seinen Nebengebäuden liegt anderthalb Stunden von hier in einem wunderschönen Buchenwalde auf der jähen Anhöhe des dort noch engen Thalweges der Isar, wahrhaft romantisch und ganz geeignet zu einem ländlichen Feste. Dieses war heuer vom schönsten Wetter begünstigt. Im Vorgrunde an dem Walde stand mit ihren Kutschern, Postillonen, Fiakern, Lohnkutschern und Fuhrleuten die immer größer werdende Wagenburg, worunter die Zeiselwagen (lange, mit sechs Bänken und einem Dache von grüner Segelleinwand oder von Laubgewinden versehene Wagen) merkwürdig, und stiegen die Schaaren der Gäste ab; in dem Walde unter einem Bretterdache, auf dem Lager der vorjährigen Blätter, standen lange Reihen von Pferden, und darum unter den Bäumen ruhten, Krug und Glas in der Hand, zahlreiche Gruppen von bunten Livreen. Im Hintergrunde am Wirthshause ein unablässiges Gedränge von Herren, Burschen und Bauern, die um die Wette nach den Bierkrügen langten, welche von den Geduld predigenden, angstschwitzenden Kellnern in Hast und Eile, gegen baare Bezahlung, aus einem Fenster im Erdgeschoß gereicht wurden; auf dem offenen Tanzboden den Walzer und den Dreher tanzende Bauern und Bürgersleute, und um sie herum das Gewühle der Zuschauer; in den Arkaden mit Orden geschmückte Herren und ihre Frauen, und daneben an den Tafeln im Freien ein schmausender Damenflor; im Walde umher, unter den jungen, vom holdesten Sonnenlichte durchglitzerten Buchenlauben, saßen überall brillante Riegelhäubchen in Gesellschaft ihrer Eltern und Verwandten, umhangen von ihren farbigen Shawls an den Gebüschen, umlagert von Künstlern, Studenten und andern jungen Leuten, und aßen, tranken, kosten und lachten, und auf dem Walle über dem Thalwege der Isar gingen auf und ab Alle, welche schon gegessen und getrunken hatten und sich nun am Schauen ergötzten, bald an der Isarlandschaft, bald an den seltsamen Gemälden des rauschenden Waldes. Und was nun weiter? Ich bin fertig; ich habe Ihnen Alles gesagt bis auf die kleinen Fioretti oder zufälligen Verblümungen, welche immer aus einer so großen Versammlung zu entspringen pflegen, welche oft den meisten Genuß gewähren, den meisten Spaß machen, welche aber, als blühende Kinder des Augenblicks, mit ihm entstehen und vergehen, und, wenn sie durch eine Beschreibung wieder ins Leben gerufen werden, ohne Frische sind und ohne Zauber. Indessen gibt ein schöner Buchenwald in seinem Frühlingsschmucke, in einer malerischen Einöde auf dem hohen Ufer eines schönen Stromes, belebt auf einmal, wie oben geschrieben steht, ein eben so interessantes Bild, als ein italienischer Corso, wovon man so oft zu hören bekommt. In was bestehen aber die Freuden eines solchen Corso? in nichts anderm, als vielen Leuten zu begegnen, sie zu schauen und von ihnen beschaut zu werden. Das Fest von Hesselloh gewährt nicht allein diese Freuden, sondern noch obendrein den Genuß der schönen Natur und den der Speise und des Trankes, und welch ungemein großen Werth diese Genüsse hier besonders haben, kann nur derjenige sagen, der aus Erfahrung spricht. Hier ist reine, blaue, liebliche Luft etwas Seltenes und Köstliches, man sehnt sich oft und so lange vergebens darnach: wie sollte man also nicht davon entzückt seyn und ihr nachlaufen, wenn sie endlich einmal erscheint? Hier ist die Luft, mag sie nun seyn, wie sie will, so zehrend, daß man oft und viel essen muß, und daß man essen kann, so oft man nur will. Als ich hieher kam, entsezte ich mich über die großen Portionen und schämte mich darob; jezt will es mich zuweilen bedünken, als könnten sie größer seyn. Man dürfte mir bemerken, daß in München verhältnißmäßig viel weniger gegessen wird, als in Wien; man bedenke aber auch, daß in München das tägliche Brod nicht allein gegessen, sondern auch getrunken wird.

Ich breche, um meinen Brief nicht über Gebühr zu verlängern, hier ab, die fernere Beschreibung von Münchens Umgebungen auf ein andermal versparend.

Auflösung des **logogryphischen Netzes** in Nr. 239:

Jagd. Ibis. Ich. Idee. Jena. Igel. Ihre. Ikarus. Illo. Imme. Inka. Jocko. Irre. Isis. Item. Jude.

Räthsel.

Was ist das Tiefste an uns allen,
Sind wir dem Elend nicht verfallen,
Und stehen wir auf eignem Fuß?
Was ist's, wovon im Stand hienieden
Der Mensch, hätt' er's auch gern vermieden,
Die flücht'gen Spuren zeichnen muß?

Es ist der Schild vor Dorn und Regen
Auf dieses Lebens rauhen Wegen,
Bald lind und weich, bald plump und roh.
Doch wird er noch so schmuck getragen,
Von Schild und Anhang hört man sagen:
Das Ding drückt einen irgendwo.

E. F.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Oktober 1833.

— Er ist so geneigt zum Bösen,
Als fein, es zu vollziehn; sein Sinn und Rang
Verpesten sich einander wechselweis.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Genrebilder aus der chinesischen Welt.

(Fortsetzung.)

Der Militärmandarin sagte: „Ohne Zweifel!“ fing aber doch wieder von der Herkunft, der Erziehung, dem Charakter des neuen Herrschers zu fragen an, worüber sich der Wirth so unwissend stellte, als der Andere überzeugt schien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforschlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann, und sie endlich mit dem Ausrufe schloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkstatt der Götterzeugung schauen! wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegenleuchten!“ da verzweifelte der Gast, aus dem verschlossenen Manne etwas herauszubringen, schlürfte seine Tasse leer, steckte nach ächt chinesischer Sitte den nicht verzehrten Rest der Biscuits in sein Kleid und erhob sich von seinem Sessel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells begleitete der Wirth seinen Freund wieder zurück in seinen harrenden Palankin.

Wer sind diese Menschen? — Tibet liegt in der Mitte zwischen Indien und China, zwei Ländern, die auf es in religiöser und politischer Hinsicht mannichfache Einflüsse ausüben. Während in den südlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermischungen mit hindostanischem Kultus ausgesezt ist, steht der Norden in einer lästigen Botmäßigkeit, welche sich die Chinesen im Laufe der Zeiten über ihn angeeignet haben. Die Chinesen besitzen die schlaue Politik, welche wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wieder finden, die religiösen Heiligthümer eines unterworfenen Landes unangetastet zu lassen, wodurch sie ihre Absicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, desto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu dessen Verehrern sich nicht selten die chinesischen Kaiser zählen, muß an seinem Hof chinesische Gesandte aufnehmen, die nicht die auswärtige Macht ihres Herrn repräsentiren, sondern befugt sind, sich in Tibets innere Verwaltung zu mischen. Es gibt in einer solchen Abhängigkeit keine Grenzen. Das erste Zugeständniß bahnt allen übrigen den Weg, und tausend scheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen lästigen Zwang, dessen man sich nicht erwehren kann, vorzubereiten. Die chinesischen Abgeordneten dürfen in einem fremden Lande nicht ohne Schutz gelassen werden, und es leuchtet ein, daß die Grundsätze des asiatischen Völkerrechts nicht hinreichen, um ihnen denselben zu gewähren. Welches ist die Folge dieser Nothwendigkeit? Eine fremde Kriegsmacht auf dem einheimischen Boden. Neben dem tibetanischen Militär ist fortwährend in Lassa ein chinesisches Armeekorps stationirt. Unter den Gründen, die für eine solche Erscheinung angeführt werden konnten,

war der einfachste, aber nicht der wahrscheinlichste, der Schutz, welcher dem chinesischen Gesandten von Hause aus mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigsten Personnagen der Gesandtschaft haben wir nun bereits die Ehre gehabt kennen zu lernen. Es war der General der chinesischen, in Lassa stehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Klasse, welcher bei dem chinesischen Korrespondenten, Leang-Kao-Tsu, der zufällig in seinem Mandarinenrange eine Stufe tiefer stand, aber als Civilbeamter und chinesischer Gesandter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzlosen, ceremoniellen Besuch abstattete. In jeder Stellung, wo sich Gleichberechtigte in demselben Geschäftsgange begegnen, werden Eifersucht und Versteckt-heit die nächste Folge zuweilen unvermeidlicher Reibungen seyn; aber bis zu dem äußersten Grade der Leidenschaft, die um so heftiger wird, je mehr sie sich unter der Maske der Höflichkeit und des Anstands verbirgt, kann es nur ein chinesisches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz und Betrug ist die unheilige Dreizahl der chinesischen Untugenden, und von dem Kaufmann an, der seine Waaren anfeuchtet, um sie schwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten, wird die Mehrzahl des Volks von ihnen beherrscht. Was konnte also natürlicher seyn, als daß aus dem Bestreben, sich gegenseitig den Rang abzulaufen, die beiden Repräsentanten des chinesischen Reichs am Hofe von Lassa in den treulosesten Verhältnissen standen? Der General hatte von seinem Stande einige Sitten angenommen, die die schlechte Richtung seines Charakters milderten. Obschon er unter der Maske der Freundschaft seinem Kollegen alle erdenklichen Nachtheile anwünschte, so war er doch wenigstens zu träge, sie ihm selbst zuzufügen. Er beschränkte sich darauf, über die mißrathenen Plane des Korrespondenten zu lachen, und würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, ihm, wenn er an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, jeden Augenblick zu stürzen, ohne weiteres den lezten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilkorrespondent andrerseits war nicht in der Lage, daß die Umstände seine Tugenden hätten begünstigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Abwechslung gewährend, der Sucht zu herrschen eine unschädliche Richtung gab, und welche der General immer in seinen Truppen fand. Dem Korrespondenten blieb nichts übrig, als sich an dem tibetanischen Hofe eine imposante Stellung zu sichern und sich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in seinem Amte lag, über den Zustand, die Ereignisse, die Menschen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, so konnte es ihm auch nicht schwer fallen, zuweilen seiner Eifersucht ein Opfer zu bringen und über die in Lassa stationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfachem Namen Verläumdungen genannt hätte. Der General sagte aber, er fürchte sie nicht, an ihm lasse sich nie der Orden der Pfauenfeder verdienen, und die beiden Kollegen waren die besten Freunde; sie hielten zusammen ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung, schickten sich Thee- und Reißproben und gaben Visiten und Gegenvisiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde ging wohl hin, ehe diese neun Abtheilungen auf dem weiten Festraum ein- und herumgezogen waren und sich da aufgestellt hatten. Hierauf kehrten Abtheilungen und Deputationen mit Musik in die Stadt zurück, um das Conseil des Vignerons und die Winzer zu holen, welche heute goldene und silberne Medaillen erhalten sollten. Während sie weg sind und bevor ich diesen Brief schließe, mögen meine Leser einige geschichtliche Bemerkungen zur Erklärung des ganzen Festes hören.

Welch hohe Bedeutung die Thesmophorien und die spätern Cerealien, die Dyonisos- und Bacchusfeste in Griechenland und zumal in Athen hatten, wie sie innig mit dem Leben und Fühlen des Volks verbunden und voll Symbole waren; wie in Rom die Palilien zu Ehren der androgynischen Pales, der Gartengöttin, gefeiert wurden, das wissen wir von der Schulbank her. Aus Griechenland kam bekanntlich der Ceres- und Bacchusdunst nach Rom und erhielt da durch Gesang, Tanz und dramatische Darstellung noch mehr Ausdehnung, aber auch Ausartung. Diese ganz allegorischen und symbolischen Feste wurden auch nach der Einführung des Christenthums noch gefeiert und verbreiteten sich nach und nach mit den Römern in alle Länder, die Wein- und Feldbau hatten. Die römischen Legionen, die seit Julius Cäsar am Leman herumzogen, bei den Nantuatern wie im Urbigenus pagus, und da an mehreren Orten Städte gründeten und feste Sitze erhielten, brachten wahrscheinlich den ersten Weinbau in's Land, wenigstens an die Côte. Die Bacchanalien konnten nun nicht ausbleiben. An der Vaux sollen die Mönche des Klosters Haut-Crêt die wilden Bäume und Gesträuche zuerst ausgereutet und da Reben angepflanzt haben, eben so in der nächsten Umgebung von Vevay, die damals noch kein lieblicher Garten, sondern rauh und wild war. Zur Ermunterung der Weinbauer versammelten sich diese — so sagt die alte Volkstradition — jährlich zur Weinlese in Vevay und gaben ihnen ein Fest, das mit einer Prozession in der Stadt begann, von dem auch die bei den römischen Legionen üblichen mythologisch-symbolischen Darstellungen des Bacchusdienstes nicht ausgeschlossen waren, und bei denen heilige und profane Lieder im Landes-

patois gesungen wurden. Winzer und Ackerbauer trugen dabei ihre Werkzeuge, und am Abend war ein Fest, wo die guten Mönche, ihren Abt an der Spitze und die großen Gutsbesitzer, die sich an sie anschlossen, weder den Wein, noch irgend etwas sparten, was den Leuten Freude machen konnte. Dieses Fest war schon im neunten Jahrhundert gar wohl am See bekannt, ja die burgundische Königin Bertha, die auf Schloß Bustens saß, soll ihm einmal beigewohnt und dem Kloster für die Begehung des Festes einen schönen Zehnten geschenkt haben. Es wurde auch später immer fortgesezt, ja sogar auch dann, als das Waadland zur Reformation übergegangen war und das menschenfreundliche Kloster Haut-Crêt nicht mehr bestand. Es blieb aber in so dankbarem Andenken, wie seine Aebte, und wer auch nachher dem Fest vorstand, wurde immer Abbé genannt und trug den Krummstab, unter dem auch hier gut wohnen war. Die Klosteräbte am Leman müssen überhaupt die Gründer der Volksfeste gewesen seyn und ihnen vorgestanden haben, denn noch bis auf den heutigen Tag heißt das, was sich von diesen Festen erhalten hat, Abbaye. Nach der Reformation bildete sich die Société des Vignerons und übernahm es, das Fest fortzuführen. Schade, daß 1688 eine große Feuersbrunst einen großen Theil Vevays und mit ihm auch das Archiv der Gesellschaft zerstört hat. Es wurde nichts gerettet als ein Register von 1644 und ein Pokal mit den Wappenschildern der Abbé's seit 1618. Das Fest behielt seine ursprüngliche Einfachheit nicht, wohl aber seine uralte, ganz eigenthümliche Mischung des Heidnischen mit dem Christlichen. Jährlich wurde etwas Neues hinzugethan. Geschenke, selbst bedeutende, kamen von allen Seiten, und um ein Beträchtliches wurde der Wohlstand der Gesellschaft auch durch die Beiträge der vielen Mitglieder erhöht, die sich nacheinander aufnehmen ließen. So stieg man immer mehr in Luxus und Aufwand. Bacchus, Silen, Pales und Ceres, die bisher in angekleideten, barocken Holzbildern herumgetragen worden waren, eine Nachahmung der alten Statuen, wurden nun von lebenden Personen, Bacchus von dem schönsten Knaben, Ceres und Pales von den reizendsten Mädchen der Stadt dargestellt. Dadurch gewann das Fest wesentlich, es war wie der Uebergang der egyptischen Kunst zur griechischen, die steife, unbeholfene Unbeweglichkeit verwandelte sich in Leben und Bewegung. Im Jahr 1797 war das Fest sehr glänzend, darauf unterblieb es aber zwei-und-zwanzig Jahre lang wegen der politischen Erschütterungen der Schweiz. Erst 1819 wurde es wieder gefeiert und zwar mit großem Pomp. Vierzehn Jahre sind seitdem vergangen, der Wohlstand der Gesellschaft hat durch eine sparsame und verständige Administration, so wie durch bedeutende Beiträge so sehr zugenommen, die dießjährige Erndte ist so reichlich ausgefallen, die Weinlese verspricht so viel Segen, daß alle Mitglieder der Gesellschaft für die Feier des Festes im August 1833 sprachen.

Was ist nun eigentlich der Zweck des Festes? Die Belohnung des Verdienstes beim Weinbau. Um dieß recht und unpartheiisch auszumitteln, ernennt die Société des Vignerons eine Kommission, die sich zwei wohlerfahrne Weinbauer zugesellt, deren Weinberge der Prüfung nicht unterworfen werden. Diese Kommission besucht die Weinberge wenigstens zweimal des Jahrs und zwar in der wichtigsten Zeit, wenn der Weinstock geschnitten wird und wenn er voll reifer Trauben steht. Der Befund wird genau und unpartheiisch aufgezeichnet. Die zwei Winzer, welche ununterbrochen neun Jahre hindurch am meisten Ertrag erzielt haben, werden an dem Feste gekrönt und empfangen goldene Preismedaillen. Sechs-und-zwanzig andere Winzer, die ununterbrochen sechs Jahre hindurch am meisten Wein zogen, werden mit einer silbernen Preismedaille und mit einer Geldsumme belohnt. Alle übrigen aber, die sich in den lezten drei Jahren am meisten auszeichneten, erhalten bloße Geldbelohnungen. Sehr lobenswerth ist dabei, daß nur sittlich ganz tadellose Männer diese Belohnungen bekommen können. In der Zwischenzeit von einem Fest zum andern, und zwar alle drei Jahre, gibt das Conseil der Gesellschaft den ausgezeichneten Weinbauern Geldpreise.

In einem lezten Briefe soll das Fest selbst bis zu seinem Ausgang beschrieben werden.

(Schluß des dritten Briefs.)

Der Storch.

Ich sah von meines Daches Giebel
Nur Aergernisse fort und fort:
Schon sprachen Kinder bei der Fibel
Von Rebellion ein irrend Wort;
Am Munde starb der Kuß den Bräuten,
Weil ihren Schatz die Trommel rief;
O wie nun gar den alten Leuten
Das Herz von Hader überlief!

Ich sah hinab von meinem Neste,
Und sahe nur mein Ungemach:
Die Menschen halten nicht mehr feste,
Wie soll nun halten gar mein Dach?
Sonst jagte man auf Wölf' und Füchse,
Jezt schießt der Baur den Bürger todt:
Wer sichert mich, daß seine Büchse
Nicht auch den treuen Storch bedroht?

Auch du, mein Schwälblein an der Mauer,
Nun rechne länger nicht auf Treu!
Du sitzest auch in stiller Trauer,
Des Wirthes Fluchen macht dich scheu,

Und fürchteſt auch, daß ſeine Buben
Die Leiter ſetzen an das Haus:
Wo ſie die Frömmigkeit begruben,
Da treibt man auch wohl Schwalben aus.

Noch iſt der Sommer nicht verfloſſen,
Es wehet warm und weich die Luft:
Die Sonne bleibt und ſcheint verdroſſen,
Die Thale ſenden keinen Duft,
Sie weilte gern dort hinter'm Hügel,
Sie flöhe, wenn ſie könnte fliehn —
Geſellin, ſpreite deine Flügel
Und laß uns ſtill von dannen ziehn.

Baſel, im Sommer 1833.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Seltſame Spekulationen.

Man muß ſich zuweilen über die Erfindſamkeit der Pariſer und über ihre mannigfachen Spekulationen wundern, obſchon dieſe früher eben ſo häufig und ſonderbar waren, als jezt. So ſah ich vor Kurzem einen Anſchlagzettel, worauf zu gleicher Zeit und von demſelben Unternehmer ein monatlicher Nekrolog und eine Anſtalt zum Einbalſamiren der Todten angekündigt wird. Der an der Spitze dieſes doppelten Unternehmens ſtehende Mann mag gedacht haben: Jeder will gern in der Nachwelt fortleben; es wird alſo eine gute Spekulation ſeyn, wenn ich die Todten leiblich und geiſtig einbalſamire, und ſie den Familien auf dieſe Weiſe erhalte und aufbewahre. Er ſcheint dafür geſorgt zu haben, daß er die Todten zuvor mit Balſam anfüllen und ſich dann an ſein Schreibepult ſetzen kann, um ihr Lob niederzuſchreiben. Der berühmte Leichenacker Père la Chaise wird alſo ſeine modernen Mumien aufnehmen und ſein Nekrolog wird ſie einregiſtriren. Im Grunde ſind die Nekrologenſchreiber ohnehin wahre Einbalſamirer, ohne deren Hülfe die Verblichenen gar bald verweſen wären. Eine andere Ankündigung betrifft eine Spekulation ganz anderer Art. Die große Aufgabe der jetzigen Zeit iſt, bekannt zu werden. Bei dem Hin- und Herdrängen der großen Menge bleiben die beſten Dinge unbeachtet, wenn man ſie nicht ausppoſaunt und den Leuten vor Geſicht und Gehör bringt, und da in einer großen Stadt die Neuigkeiten eines Tages die des vorhergehenden in Vergeſſenheit bringen, ſo müſſen die Ankündigungen wiederholt werden; man muß den Leuten die Dinge, worauf ſie ihre Aufmerkſamkeit lenken ſollen, ſo lange vorzeigen und ins Ohr raunen, bis ſie in ihr Gedächtniß gleichſam eingerammelt ſind; alsdann bleiben ſie haften. Das Ankündigen iſt daher in großen Hauptſtädten ein bedeutendes Geſchäft geworden. Die Londoner Times geben täglich über 200 Ankündigungen, und die Regierung hat ſchon längſt auf die Ankündigungen eine Abgabe gelegt, ſie aber doch neulich vermindert, wie ſie ſagte, zur Aufmunterung des Gewerbfleißes. Auch die franzöſiſche Regierung hat die Ankündigungen nicht unbeachtet gelaſſen und ſie mit einer, freilich ſehr mäßigen, Stempelgebühr belegt, wenn ſie einzeln erſcheinen. Ehemals hatte man in Paris nur Ein Ankündigungsblatt, die ſogenannten Petites affiches; allein nach der Napoleonſchen Regierung, als der Friede eine regere Betriebſamkeit in Gang brachte, und mehr noch nach der Julirevolution, als die Tageblätter frei ſich ausdehnen und daher ein größeres Format annehmen konnten, wurden ſie alle zu Ankündigungsblättern; bei einigen ſind dieſe Ankündigungen ein einträglicher Erwerbszweig geworden. Aber damit hat man ſich ſo wenig als mit den Anſchlagzetteln begnügt, ſondern die ſonderbaren engliſchen Erfindungen der wandernden Anzeigen nach Paris verpflanzt. Beſonders dazu gedungene Leute ſchieben einen Karren, worauf Bretter ſtehen, in Geſtalt von Radien eines gemeinſchaftlichen Mittelpunktes. Dieſe Bretter ſind von oben bis unten mit Anſchlagzetteln beklebt. Eine eigene Kompagnie hat ferner in allen Gegenden der Stadt an den Mauern Rahmen mit Blenden angelegt, die am Abend verſchloſſen und des Morgens wieder aufgethan werden. In dieſen Rahmen werden dann die Anſchlagzettel, denen bei Nachtzeit wegen des Papiers häufig nachgeſtellt wird, aufbewahrt und können lange dienen. Jezt hat ein ſpekulativer Kopf, dem alle dieſe Mittel zur Bekanntmachung nicht genügen, ein neues Mittel ausgeſonnen und in einem gar nicht übel geſchriebenen Proſpektus auseinander geſezt. Seitdem die Omnibus oder Stadtfuhren angelegt ſind, iſt durch ſie eine engere Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen entſtanden. Dieſe gemeinſamen Fuhren durchkreuzen ſich beſtändig in allen möglichen Richtungen und werden von allen Klassen der Geſellſchaft benuzt. Jener ſpekulative Kopf hat daher ein Ankündigungsblatt erſonnen, das allen Leuten, welche in die Omnibus ſteigen, oder mit den kleinen und großen Diligencen in die Umgegend von Paris fahren, oder mit den Meſſageries und andern Fuhren in die Ferne reiſen, unentgeldlich ausgetheilt werden ſoll; alſo ſo viele Fahrende es täglich in Paris gibt, ſo viele Abnehmer und Leſer ſoll das Blatt bekommen, da vorausgeſezt wird, daß der Fahrende, der das Blatt bekommt, es doch auch leſen wird. Dadurch ſollen 25.000 Blätter täglich nicht allein an den Mann kommen, ſondern auch an die Frau; denn, wie der Spekulant ſehr fein bemerkt, die Frauen ſind la partie essentiellement achetante du genre humain; aber nicht alle leſen die Zeitungen; für dieſen kaufenden Theil des menſchlichen Geſchlechts ſoll alſo das mit den Fuhren verbundene Anzeigeblatt ein wahres Aufklärungsblatt werden; es ſoll ſie darüber belehren, wo etwas zu kaufen oder zu verkaufen iſt, ein Blatt, das ihm eben ſo unentbehrlich ſeyn wird, als das Kochbuch oder der Kalender, und dabei wird Jedermann den Vortheil haben, daß er es ohne Zeitverluſt leſen kann; denn er braucht es ja nur im Fahren zu leſen, was denn in einer Stadt wie Paris, wo die Zeit ſo ſchnell verfliegt, ein nicht zu verachtender Vortheil iſt. Aber, wird man fragen, worin beſteht denn der Gewinn des Spekulanten? denn für nichts wird er doch wohl nicht alle Fahrenden in Paris mit ſeinem Blatte verſehen wollen? So thöricht iſt freilich Niemand in Paris. Der Unternehmer verlangt 15 Sous per Zeile als Einrückungsgebühr; bringt ihm jede Zeile ſeines Blatts 15 Sous ein, ſo hofft er ſeinen Vortheil dabei zu finden, und er meint, die kaufende und verkaufende Welt, die anbietende und ſuchende werde ebenfalls den übrigen dabei haben. Ich möchte aber wetten, daß ſich auch dieſer Mann verrechnet. Ein zu 25.000 Exemplaren gedrucktes Blatt verurſacht ungeheure Koſten in Paris, und was Jedermann unentgeldlich geboten wird, hat keinen Werth in den Augen des Publikums. Die Ankündigungen in dem Blatte für Fahrende werden wenig beachtet werden, und folglich denjenigen, welche ſie haben einrücken laſſen, wenig Vortheil bringen. Warum ſtellt der Unternehmer nicht Leute an die Straßenecken und vertheilt ſeine Blätter an die Vorübergehenden? dieß wäre ja noch kürzer, oder warum ſchickt er ſie den Leuten nicht ins Haus?

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Oktober 1833.

— Die Sorgen
Zehren der Menschen Gemüth wüthend und wüthender aus,
Daß oft Sterben seliger ist, als jammernd zu leben.

Herder.
Griechische Anthologie.

Bedrängniß.

Ach, wer kann den Geiern wehren,
Die mir stets am Marke zehren!
Läßt der Eine mich in Ruh,
Setzen mir die andern zu.

Schwarz der erste, wie der Kummer,
Frißt, sobald der Tag wird stummer,
In der Nächte langer Pein
Tief sich in mein Herz hinein.

Flügelspreizend, roth wie Feuer,
Zornvoll naht der zweite Geier;
Jede Feder ist ein Dorn,
Jede Krall' ein glüh'nder Sporn.

Blaß der dritte, pflegt mit Fragen,
Unlösbaren, mich zu plagen,
Und wenn mir die Antwort fehlt,
Mördrisch mich sein Schnabel quält.

Höhnisch seh'n die Ungeheuer
In erlogne Freudenfeuer,
Die ich oft in banger Nacht,
Sie zu scheuchen, angefacht.

Daß man ihre Noth nicht ahne,
Steckt die grün' und rothe Fahne,
Lächelnd unter Qual und Graus,
Noch die Seele muthig aus.

Mit dem Erzklang stolzer Lieder
Schlägt sie weiche Klagen nieder,
Kämpfet noch mit blanker Wehr —
Aber ach! nicht lange mehr!

Ihre Kraft erliegt dem Grimme;
Leis schon wimmert eine Stimme:
„Diese jahrelangen Weh'n —
Darf ich sie noch nicht gesteh'n?“

Bald, o Tapfre! darfst du's sagen,
Halte nur noch ohne Klagen
Bis zum letzten Schreckenssturm
Deinen untergrabnen Thurm!

Welchen Schmerz du konnt'st verschweigen,
Werden seine Trümmer zeugen!
Dich, Erprobte, trägt der Schwan
Statt der Geier sternenan!

—

Genrebilder aus der chinesischen Welt.

(Fortsetzung.)

Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Korrespondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt; ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schaale zwei Kerne verschlossen hält. Das zweite Moment seines Lebens war Niemand, als Schü-King, seine geistreiche, schöne, leidenschaftliche Schwester.

Soll ich Schü-Kings Reize schildern, wenn ich sie an der Toilette beobachte? oder soll ich sie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn sie, auf einem Sopha sitzend, nach ächt chinesischer Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeschminkten Backen mit Rauch anfüllt und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? oder endlich, wenn sie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt, und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht? Schü-King war stolz auf ihren schlanken, mittlern Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren frischen glänzenden Teint, auf alle diese für eine Chinesin so wesentlichen Schönheiten. Aber was waren diese natürlichen Reize gegen die Kunst, mit der sie diese zu verherrlichen wußte? Mit fertiger Hand zog sie die schwarze Tusche in zierlichen Bogenstreifen über ihre Augenbraunen. Welch dämmerndes Incarnat legte sie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen sich nichts schöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chinesische Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmten und mit goldenen Haarnadeln befestigten Locken, die geschmackvollen Verzierungen durch künstliche Blumen, haben längst vor dem Richterstuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht und tausend europäischen Engelköpfchen vollendete Triumphe verschafft. Aber dieß sind nur Plagiate, ängstliche Copien, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit ist erst dann vollkommen, wenn sie von der Harmonie des Ensemble unterstützt wird. Schü-King war eine Chinesin, und sie besaß Alles, was sie hiezu stempelte. Sie lehnte sich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, sondern kokettirte selbst mit den Reizen, die wir abscheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unansehnlichen Füßen, von diesen sonderbarsten aller verjüngten Maßstäbe sprechen will. Ihre Füße waren so klein, daß ihre Hände dagegen noch riesenhaft erschienen. Und dennoch fehlt allen diesen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chinese mit Bedauern an Schü-King vermissen wird. Wir würden sogleich bereit seyn, diese Zierde eine garstige Unart zu nennen, aber das sind die Verschiedenheiten des Geschmacks. Wer so glücklich in China ist, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von vier bis fünf Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man seiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer diesen Nagel gar zu einer Länge von sechs, acht, zehn Zoll zu bringen im Stande ist, der ist auf dem Wege, unter die Götter versezt zu werden; der Geruch der Heiligkeit ist ihm schon hienieden gewiß. Schü-King besaß diesen Schmuck nicht, und sie beklagte oft einen Verlust, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete sich selbst dieses Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenschaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte sie, die nicht gewohnt war, verschleiert im Hinterhause zu sitzen und sich von Verschnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu lassen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger versehen seyn, die Gestikulationen ihrer Hand ängstlich beobachten und ihre Seele an diesen Nagel hängen? Wenn sie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, so geschah es bei einer etwas lebhaften Demonstration, die sie ihrem Bruder machte, daß er in eine falsche Lage kam und im Nu abknickte; dann weinte sie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach! sie war so schön, so reizend; mußte ihr ein tückisches Schicksal nur diese Zierde mißgönnen?

Schü-King trat eben aus einem Säulengange in das Gesellschaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welch zärtliche Bewillkommung unter den Geschwistern! wie süßlich Leang-Kao-Tsu, der Korrespondent, die Fingerspitzen küßte, um die Freude an seiner Schwester zu erkennen zu geben! Sie erkundigte sich nach King-Ta-Laos Besuch und sagte, ihre böswilligen Absichten schlecht verbergend: „Mein Bruder, Du hättest Deine Brille statt am Ohr zu tragen, auf die Nase setzen sollen. Wie war er gekleidet? Trug er die gesetzmäßigen Farben? Hat er Dich nicht durch eine falsche Façonnirung, durch einen losen Knopf in Deiner Eigenschaft und Würde geringschätzig behandelt?“ — „Sey versichert, meine Turteltaube,“ antwortete der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Nath aus dem Auge verloren habe. Er ist schlau, dieser Fuchs, und trägt seinen Schwanz, wie er nach der großen Kleiderordnung von Tschin-Song, aus der Dynastie Song, nur zugestuzt seyn kann.“ — „Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder? nur einen Faden gelber Seide auf seinem Körper, und wir haben Genugthuung.“ — „Auf diese Hoffnungen wollen wir nicht bauen,“ entgegnete der Korrespondent; „der kluge Mann befolgt drei Regeln, sagt ein weiser Lehrer. Er läßt keine Eisenstäbe vor sein

Fenster bauen: denn sie locken den Dieb; er verschmäht die Süßigkeit des Weines: denn den Wein haben die Advokaten erfunden, um die Prozesse zu vermehren; er hütet sich vor der gelben Farbe: denn sie ist die Farbe des Kaisers, und in die Vorrechte des Himmels eingreifen, heißt seinen Körper um einen Kopf bringen. Der General versteht zwar nichts von diesen Lehren, aber der Instinkt leitet ihn, ihren Inhalt zu befolgen." — „Was denkt er über den neuen Lama? Kennt er ihn? Ich fürchte, Bruder, Du lässest Dir eine Falle legen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Altgermanien.

Der herkynische Wald.

An der Südspitze des Schwarzwaldes, nicht fern von der Grenze Helvetiens und der Gaue der Nemeter und Rauraker, begann der herkynische Wald (Cäsar, gallischer Krieg. 6, 25). Einst hatte er die Helvetier, ehe sie von den Sueven vertrieben und nach den Alpen hin gedrängt wurden, im Schwabenland also, zu Anwohnern gehabt (Tacitus Germania 28). Auf der rechten Seite des Mains finden wir die Katten bald in ihm wohnend, bald außer ihm (Germania 30). Er umschloß Böhmen (Tacitus Annalen 2, 45. Strabo 7, 1), und verlor sich über das östliche Deutschland hinaus, an der Grenze der Sarmaten links abbeugend, in einer unbekannten Welt. Entschieden umfaßte er also jene Gebirgszüge, die Deutschland nördlich von der Donau, und gewissermaßen, obschon in Entfernung, den Lauf der Donau, wie Cäsar will, nachahmend, von Westen nach Osten durchschneiden. Wir sind nicht berechtigt, Gebirge, die diese Bogenlinie nicht bilden helfen, oder Böhmen nicht begrenzen, zum alten herkynischen Walde zu rechnen. Cäsars Angabe der Breite zu neun expediten Tagereisen und der Länge über sechzig hinaus, gibt keinen sichern Maßstab, weil man nicht weiß, ob er gewöhnliche Reisen oder die Tagemärsche der Heere im Sinne hatte. Ob der Harz, den man wegen der fehlerhaften Aussprache des ci wie zi irrig für den Bewahrer des Namens herkynischer Wald gehalten hat, wenn er auch einen verwandten Namen führt, mit hinzugezählt ward, läßt sich nicht ermitteln. Ja, wenn die westlich von der Weser gelegenen Waldhöhen, die uns zu den Wohnsitzen der Brukter leiten, dazu gehört hätten. Aber was für ein Zeuge ist Klaudian, der in seinem Gedicht zur Feier des vierten Konsulats des Kaisers Honorius die Brukter als Anwohner des herkynischen Waldes herbei kommen läßt, um ihm ihre Huldigung darzubringen! Die Reise seines Helden am Rhein hinab beschreibend, führt er zur Verherrlichung des Zugs nicht nur, nebst jenen, Alemannen und Franken herzu, sondern auch die längst entschlafenen Kimbern und die kaum noch athmenden Sikambern und Cherusken. Der Bructerus accola sylvae Hercyniae wird darum selbst zum Gedicht.

Ur und Elk, nachmals Elenn, hausten neben vielen andern wilden Thieren im Dunkel der herkynischen Waldungen. Auch merkt Plinius der Aeltere an, daß Vögel daselbst seyen, deren Gefieder zur Nachtzeit wie Feuer leuchte. Ein beherzter Mann hörte vor ungefähr vierzig Jahren auf dem Harz von ehrlichen Leuten betheuern, daß sich die wilde Jagd in der Nähe sehen lasse. Zeit und Ort werden benannt; er stellt sich an, und das wüthende Heer rauscht bald herbei, mit schaurigen Tönen und feurigem Glanz. Das scheu gewordene Roß trägt ihn davon. Aber er kehrt die nächste Nacht wieder, bindet sein Thier an, und die geflügelten Jäger bleiben nicht aus. Ein glücklicher Schuß überzeugt ihn, daß ein Eulenschwarm über ihm hinzog und der Feuerglanz von den Augen der Thiere kam. So mag wohl die Furcht einst im herkynischen Walde feuriges Gefieder erblickt haben, wo nur Augen durch die Nacht flammten.

Aber was mag der Name hercyn bedeuten? Neben dem hart ist in dem Artikel über die Cherusken auch des haruc gedacht worden, was gleichfalls Wald heißt und von har in gleichem Sinne abzuleiten ist. Wir bedürfen nichts weiter als diesen haruc, um die Römer und Griechen eine Sylva Hercynia bilden zu lassen. Wie das Wort einfach lautet, haruc, würde es zwar zunächst eine hercina, nicht hercinia oder hercynia geben; lezteres aber wohl, wenn das Wort in der Mehrzahl: haruca, die Wälder, zur Erklärung des lateinischen Namens angenommen wird. Und allerdings ist es nicht der Eine haruc, den wir für die Menge der Waldgebirge in Anspruch nehmen müssen, die der sogenannte herkynische Wald umfaßte; es sind viele haruca, daher auch Livius genau Saltus Hercinii sagt, und Aristoteles (Meteor. 1) Ἀρκυνια ὀρη, die Waldgebirge; wobei das von Leztern beibehaltene a, das bei Eratosthenes in o überging, Ὀρκυνιος δρυμος, nicht zu übersehen ist. Zu viele deutsche Namen, die uns Tacitus und Andere in ihrer Weise wiedergeben, zeigen übrigens ein n (ni, nes) am Ende, als daß wir nicht darin die Mehrzahl erblicken sollten, in der sie die Namen gewöhnlich von den Eingebornen gehört hatten. Und nun, wenn man mit dem haruc in der Mehrzahl, von jenem Waldgebirge sprechend, am häufigsten in der Rede ein in, aus, nach oder von verband, wenn man sprach: in den harucum oder harucun, aus den harucun u. s. f., was wäre begreiflicher, als daß der fremde Hörer, diesen Laut auffassend und seine Bedeutung nicht verstehend, sofort eine Sylva Hercynia schuf? Freilich war dies ein Wälderwald, aber wir, die wir wissen, was Harz und Hart heißt, machen es selbst

nicht besser und sagen Harzwald. Wenn aber auch das altdeutsche Wort haruc, auf dem wir fußen, nicht Wald überhaupt, sondern Schwarzwald insbesondere bedeutet hätte, so tritt hier wieder die Bemerkung ein, daß noch jezt in der Gesammtheit der Waldungen der alten Hercynia das Nadelholz bei weitem vorherrscht. Haruc und haruga (in der Mehrzahl) hat Rabanus Maurus, und im Angelsächsischen findet sich dafür haerg, hearge und hearh. Dafür werden zwei Bedeutungen angegeben: Hain und Tempel oder heilige Stätte. Die leztere Bedeutung erklärt sich vollkommen aus dem altdeutschen Heidenthum. Wer ist so unbewandert in der germanischen Vorwelt, um nicht zu wissen, daß der Germane unter den Wölbungen der Waldbäume seine geweihten Stätten hatte und seine Altäre errichtete. Auch hat unzweifelhaft haruc ursprünglich nicht blos den heiligen Hain, sondern dasselbe bedeutet, wie härt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Das Journal de St. Pelagie.

Unter den vielen Tageblättern, welche jezt hier erscheinen und wovon mehrere außerhalb Paris nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, muß ich noch des Journal de St. Pélagie erwähnen. St. Pelagie ist bekanntlich das Gefängniß oder das Aufenthaltsgebäude für Schuldner, welche von ihren Gläubigern dort erhalten werden. Diese gewinnen dabei nichts, als daß sie sich an denjenigen, die sie betrogen und bevortheilt haben, ein wenig rächen. Sonderbar ist es, daß sich unter den daselbst Festgehaltenen wenig Kaufleute befinden. Dieß läßt sich jedoch dadurch erklären, daß die Kaufleute, wenn sie Schulden haben, sich meistens mit ihren Gläubigern absinden, da diesen daran gelegen ist, daß ihre Schuldner nicht die Mittel verlieren, sich wieder aufzuhelfen. Die meisten zu St. Pelagie sizenden Schuldner sind Privatleute, besonders junge Bonvivans, welche die Bilanz zwischen Einnahme und Ausgabe nicht recht gestellt, und immer verzehrt haben, ohne sich wegen der Zahlung graue Haare wachsen zu lassen. Man trifft daher unter ihnen viele gebildete Leute an, die sich zu St. Pelagie gar nicht übel unterhalten, und wenn die eisernen Gitter nicht wären, fast vergessen könnten, daß sie fest sizen. Als Ouvrard dort saß, hatte er eine große Wohnung mit Vorzimmer und Empfangsaal darin gemiethet und ertheilte Audienzen, wie ein Finanzminister. Da die Schuldner nun aber viele Muße haben, so sind einige auf den Einfall gerathen, ein Journal de St. Pélagie herauszugeben. Es erscheint bereits seit vorigem Jahre; ob es guten Fortgang hat, weiß ich nicht, zweifle aber daran, da es zu wenig Interesse für die große Welt hat; denn meistens ist dieses Blatt mit Klagen wider die harten Gläubiger angefüllt. Diese werden mit Namen angeführt und dabei tüchtig heruntergemacht; manche werden als Schurken und Taugenichtse geschildert, ohne daß es diesen einfiele, einen Injurienprozeß zu beginnen. Andere werden im Blättchen als Wucherer angegeben und der leichtsinnigen Jugend als warnendes Beispiel aufgestellt. In dieser Hinsicht kann jenes sonst armselige Blatt einigen Nutzen bringen. Es gibt in Paris eine Menge habsüchtiger, hartherziger Wucherer, welche auf den Leichtsinn reicher Jünglinge spekuliren, ihnen gegen gute Gewährleistung Geld vorstrecken, aber dabei sich in Acht nehmen, mit der Justiz zu zerfallen. Sie lassen sich daher Wechsel verschreiben und ziehen den Wucher sogleich von dem vorzustreckenden Gelde ab. Ist der Wechsel fällig, so wird er als ein Handelswechsel betrachtet, und das Handelsgericht ertheilt dem Inhaber desselben alle den Handelsleuten zustehenden Rechte, worunter denn auch das gehört, daß sie den nicht zahlenden Schuldner ergreifen und festsezen lassen können. Als Wucherer können diese habsüchtigen Bursche nie belangt werden, daher der Wucher auch vor den Pariser Gerichten selten vorkommt, obschon er hier ins Ungeheure getrieben wird. Die Namen dieser Bösewichte, welche zuweilen leichtsinnige Jünglinge rein ausplündern, sie zur Verzweiflung bringen und dann noch obendrein ins Schuldengefängniß sezen lassen, blieben bisher verborgen. Das St. Pelagie-Journal erweist nun dem Publikum den Dienst, daß es ihre Namen enthüllt, ihre Wohnungen angibt und sie auf derbe Weise beschreibt. Es muß dadurch doch etwas Schaam unter dieser Klasse entstehen, wäre es auch nur deßwegen, weil sie den Verlust ihrer Kunden zu befürchten haben, wenn sie so vor dem Publikum an den Pranger gestellt werden. Es muß sich wohl keiner durch die Andeutung seines Gewerbes verläumdet fühlen, da bisher, so viel ich weiß, keiner wider die Herausgeber des Blattes Klage geführt hat. Ein Anderes wäre es, wenn die Verfasser das Blatt dazu benuzten, sich an rechtmäßigen Gläubigern, die von ihnen um ihre Habe betrogen worden, zu rächen, und diese Leute nicht allein um ihr Geld, sondern auch um ihren Ruf zu bringen. Dann stände aber den mit Unrecht Beschuldigten der Weg der gerichtlichen Klage offen. Doch, wie gesagt, dieß muß wohl selten geschehen seyn, da kein Gericht um Schuz gegen die Verläumder angerufen wird. In dem besagten Journale werden auch noch die Ankömmlinge angezeigt, wie man sonst in den Zeitungen die ankommenden Reisenden ankündigt. Zuweilen werden auch Mißbräuche in dem Gefängnisse gerügt. Jedoch scheinen die Gefangenen mit dem Direktor oder Concierge zufrieden zu seyn; denn sie loben ihn. Ob dieß aus dem Herzen kommt, oder aus Klugheit geschieht, kann ich nicht entscheiden. Uebrigens läßt sich auf die Moralität der meisten Schuldner nicht bauen. Manche darunter sind arge Verschwender, und haben sich kein Gewissen daraus gemacht, ehrliche Kaufleute und andere Bürger um das Ihrige zu bringen. Das St. Pelagiegefängniß wird bald von seiner Wichtigkeit viel verlieren, da für die wegen politischer Vergehen Bestraften ein eigenes Gefängniß in der Clichystraße erbaut worden ist. In dieses werden sie bald versezt werden und St. Pelagie wird alsdann blos für Schuldner bestimmt bleiben. Diese Veränderung ist lange gewünscht worden. Politische Gefangene, besonders Schriftsteller, wie Diebe und Gauner behandelt zu sehen, hat für das Gefühl der Franzosen etwas Empörendes. Eine der Handlungen, welche den Sturz der Bourbonen beschleunigt haben, ist vielleicht, daß sie die beiden Schriftsteller Fontan und Magallon ins Zuchthaus zu Poissy hatten sezen lassen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Oktober 1833.

Das finde spaßhaft, wer da will,
Doch wer dabei war, kann das Lachen halten.

Wieland.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Ein Sonntag in Newyork. Rangordnung. Nationalfeste.

Als ich vor Abgang des lezten Pakets meine erste Lieferung durchblickte, mußte ich mich selbst über den fast misanthropisch klingenden Ton wundern, in dem diese Skizzen gehalten sind, und mir gestehen, daß mein Humor, der doch sonst nichts weniger als finster war, sich hier gewaltig verändert haben müsse. Wenn man aber ein paar Jahre in einem Lande verlebt hat, wo man nie eine glatte Stirne, einen heitern Blick, ein vergnügtes Lächeln sieht, wo nie fröhlicher Gesang Herz und Ohr erquickt, nie herzliche Munterkeit zeigt, daß der Mensch sich seines Lebens freue, wo der Geldstolz, der unerträglichste von allen, herzlos das Elend mit Füßen tritt und alle Menschen immer nur um Dollars ringen, und nur steigen und stürzen und wieder klimmen empor, und niemals ruhen, und nie genießen, außer wie der Geizhalz genießt — da wird der beste Vorrath von guter Laune bald erschöpft. Kaum vier Wochen ist der hoffnungsvoll ankommende Einwanderer an seinem muntern Wesen, den runden, gesunden Wangen kenntlich; alsbald verlängern sich die Züge, die Wangen erbleichen, die Augen sinken tiefer, die Gesprächigkeit und Zutraulichkeit verwandelt sich in die landesübliche Vorsicht, keine bestimmte Bejahung oder Verneinung wird mehr ausgesprochen, Alles ist fortan nur möglich, wird als Vielleicht bezeichnet. Bis zum Ekel treiben die Yankee's die Vorsicht im Reden; jeden Satz schließen sie mit den Worten: I guess (ich denke, glaube, meine), diese Floskel wiederholt sich alle dritte, vierte Worte, und wenn zwei Yankee's mit einander sprechen, hört man nichts als: I guess, I guess, beträfe es auch nur das Wetter.

Jedes Volk hat seine Volksfeste, in der ganzen europäischen Christenwelt ist fast jeder Sonntag ein solches Fest, und nach dem Gottesdienst werden einige Stunden der Erholung und geselligen Freude gewidmet. In England sind die Sonntage schon feierlicher, düsterer, in Amerika sind sie vollends heuchlerisch abgeschmackt, über die Maaßen traurig, wahre Bußtäge. Einmal Vormittags, einmal Nachmittags ziehen die Schwärme der Andächtigen über Broadway in ihre betreffenden Bethäuser, außerdem sind die Straßen verödet, die Läden, die Häuser verschlossen, Grabesstille herrscht, und es ist nicht gerathen, sie zu unterbrechen. Die reizenden Umgebungen werden nur von Negern und Dienstboten besucht, die Abends bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder beleben. Wachmänner, kenntlich an ihren ledernen Pikelhauben

und ihren dicken, am untern Ende mit Eisen beschlagenen Knitteln, bewachen die Feier des Tages und stehen überall in kleinen Entfernungen von einander, bereit, jeden Ausbruch der Freude und des Vergnügens zu unterdrücken.

An allen Kneipen steht die halbe Thüre offen, und sie sind gepfropft voll Menschen, die in größter Stille trinken. Aus einem solchen Hause tritt ein junger Bursche in deutscher Bauerntracht begeistert heraus, und im Wonnegefühl der Freiheit und des Bewußtseyns, daß auch er hier Präsident werden oder doch sein Weib einen gebähren kann, macht er seinem Herzen in lautem Jauchzen Luft. „Still, Bursche!" ruft der nächste Wächter dem angehenden Präsidenten zu, und weil der ihn nicht versteht, schlägt jener ihm den neuen Hut vom Kopf; der Beschädigte sucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er legt die frevelnde Hand an die geheiligte Pikelhaube, und das freie Volk, sich in seiner Majestät verlezt fühlend, fällt wüthend über den Rebellen her und schleppt ihn in den Tower. Mit ihm zugleich werden von verschiedenen Seiten andere Verbrecher eingebracht: ein Schweizer, der auf der Gasse gepfiffen hatte, zwei Franzosen, die zusammen laut geplaudert und dazu aus vollem Halse gelacht hatten, eine schwäbische Familie, welche Projekte für die Zukunft gemacht, wodurch, weil alle zugleich geschwazt, ein höchst unanständiger Lärm entstanden, eine halbe würtembergische Gemeinde, die die Gottesvergessenheit gar so weit getrieben, ein vaterländisches Liedchen anzustimmen. Sie alle wurden unter starkem Zuströmen des Volks in den Tower geführt, und weil sie sich anfänglich weigerten, von einer so unerwarteten Gastfreundschaft Gebrauch machen zu wollen, durch den Prügelregen der Wächter dazu genöthigt.

Nichts beleidigt mehr das Gehör der Amerikaner, als Harmonie. Einige jungen Leute ziehen über den Broadway und singen die Marseillaise. Es mochten, ihren schönen, ausgebildeten Stimmen und ihrem methodischen Vortrage nach, Sänger von Profession seyn. Da sehe ich, wie ein Parzellchen des souveränen Volks in Gestalt eines kleinen abgemagerten Gentlemans im Vorübergehen einen etwas lauen Wächter mahnt: „Hört Ihr nicht singen? geht hin, an der Ecke von Pearl-Street ist der Lärm." Der Wächter haut den Signalruf mit dem Eisen seines Stockes auf dem Pflaster, daß die Funken stieben; der Ruf wird sogleich erwidert und weiter gegeben, so daß er in der ganzen Stadt wiederhallt. Nun eilen die Wachmänner auf den Punkt zu, von wo der Allarm ausgegangen war, und im Augenblick sehen sich die Sänger umringt. „Schweigt und packt Euch heim!" gebot einer, der das Präsidium übernommen hatte. Die jungen Leute, die ihr gedrücktes Vaterland verlassen hatten, um sich der Freiheit und Gleichheit in die Arme zu werfen, und keine Lust hatten, nach Hause zu gehen, widersetzen sich einer so illiberalen Aufforderung, der aber nun durch die geschwungenen Knittel fühlbarer Nachdruck gegeben wurde. Fechtend ziehen sich die Sänger zurück und entfliehen endlich der nachdrängenden republikanischen Gensdarmerie; doch zwei waren unter den Schlägen der Knittel betäubt zu Boden gestürzt und wurden sofort auf Karren geladen und nach dem Tower gebracht. Solche einzelne Tumulte abgerechnet, war es so stille auf der Gasse, daß man nur das fashionable Schleifen der Füße auf dem Pflaster, den eigentlichen Sonntagsmodeschritt der zahllosen, aus den Bethäusern zurückkehrenden Menge, und das Geschrei der kleinen Laubfrösche hörte; allenfalls noch hie und da einen Shakingquäker dazwischen, der eine Predigt improvisirte. Die Empfindung, die dieses monotone Geräusch verursacht, ist so traurig, so narkotischer Art, daß jedem das Herz vor Freude schlägt, wenn es durch einen lustigen Feuerlärm übertäubt wird, und dieß geschieht denn auch glücklicherweise mehr als einmal an den langen Sonntagabenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genrebilder aus der chinesischen Welt.

(Fortsetzung.)

„Du nennst mich Deinen Bruder, Schü-King?" antwortete der Korrespondent mit lächelnder Miene, sich seinen kleinen Stutzbart streichelnd. „Was er denkt? Die Klötze denken nicht. Eine Falle? Die Füchse besitzen ihre Schlauheit nur bis zu dem Grade, daß sie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schwester, in der Nacht ist kein Schlaf über meine Augen gekommen. Diese Veränderung der Regierung bietet meinen Planen die Hand. Ich umstricke sie alle, und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannst Du zweifeln, daß ich in einem Monat die Pfauenfeder, in zwei den Rubinknopf an der Mütze und die Agatsteine am Gürtel, und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken habe?" — „Deine Aussichten auf die Zukunft solltest Du," sagte die vorsichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausschieben, als daß Du den nächsten Augenblick unbeachtet läßt." — „Was will Deine Seele damit sagen?" — Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte sich: „Lassa ist in Bewegung, um sich zu dem Schauspiele vorzubereiten, das am heutigen Tage noch aufgeführt werden soll. In dem großen Pompauszuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf allerdings dem Abgeordneten des himmlischen Reichs nächst dem Heiligsten nur der ehrenvollste Platz angewiesen werden; aber wie wirst Du mit dem General rangiren? Mein Bruder, bedenke, wenn Dein Palankin nur einen Zoll hinter seinem Pferde zu stehen käme!"

Nur auf einen Augenblick überflog den stolzen Korrespondenten das Schreckliche, was für ihn in dieser Möglichkeit liegen würde, dann sann er darüber nach, ob eine Zurücksetzung seinem Ansehen und noch mehr seinen Planen schaden könnte; endlich aber ergriff er Schü-Kings Hand, lachte und sagte, das Mädchen am Ohrzipfel und an der Nasenspitze küssend: „Trag' um die Ehre Deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Person am nächsten stehen, um ihre Bewegungen zu beobachten. Das verlangt meine Instruktion, das verlangt die Hofzeitung, für die ich meine tibetanischen Zustände schreibe." Schü-King gab sich zufrieden und bat den Bruder, ihr die Schminke nicht von der Nase zu wischen.

Auf die uns schon bekannte Art wurde jezt ein neuer Besuch angekündigt, angenommen und bewillkommt. Der Oberst Tschu-Kiang konnte für Schü-Kings Verlobten gelten, obschon es Augenblicke gab, da ihn die spröde, eigensinnige Schwester des Korrespondenten nur auf sehr ungewisse Hoffnungen verwies. Er war nur noch Mandarin der neunten Klasse, und troz seiner schönen, einschmeichelnden Gestalt, sagte sie doch zuweilen, daß er deßhalb ihrer unwürdig sey, und es blieb ihm dann nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo sie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen fehlgeschlagenen Plan, wieder eines Gegenstandes bedurfte, der sie zerstreute und den sie quälen konnte. Tschu-Kiangs Zärtlichkeit ging noch weit über seine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-Kings Kleidessaum zu küssen, oder aus ihrem kleinen Schuhe lauwarmes Wasser zur Erquickung zu trinken. Diese Hingebung kontrastirte seltsam mit dem Werthe, den der Oberst auf sich selbst legte. Wenn man ihn sah, wie er sein kleines Bärtchen an der Oberlippe schwärzte, die Enden sauber beschnitt und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß; wie er die auf dem Gesichte zuweilen wuchernden Härchen mit Seidenfäden umwickelte, um sie mit Stumpf und Stiel auszureißen; wie er seinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ und ihn in ein Futteral steckte, um ihm über Nacht seine Condensität nicht zu rauben, so schien es auffallend, wie ein Weib gegen diese Reize gleichgültig seyn konnte, und ihm selbst zwar am meisten.

Tschu-Kiang trat ein und spielte seine Rolle als chinesischer Stutzer vortrefflich. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewissen Oberflächlichkeit, die auch in dem affektirten Styl seines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt sich, alle Theile an ihm hängen nur mit einer schlotternden, aufgeknüpften Nachlässigkeit zusammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer korrespondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechseln und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entspricht diesem Benehmen, wenn man an die Stelle der graziösen Nachlässigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welch prächtige Kostbarkeiten waren über den Helm, über die glatte Stirn und über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelsteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tschu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum erstenmale in die Kammer seiner Braut tritt.

Der Oberst unterließ niemals, durch ein Geschenk oder sonst eine Gefälligkeit seine Besuche willkommener zu machen. So griff er auch heute zuerst nach seinen seidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog. „Was bringen Sie, mein junger Freund?" fragte der Korrespondent. — „Nichts von Belang," antwortete der Oberst; „aber als ich mich gestern Abend, müde des Gelärms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch spät an die Thüre der Kaserne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechsel mit der Schildwache, die späte Besuche nicht hereinlassen soll, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an den appellirt zu werden schien. Ich schickte hinunter, verschaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleisch, das von einem der berühmten Ochsen in Wampu geschnitten ist." — „Sie Glücklicher!" konnte der neidische Korrespondent, der einen guten Bissen nicht verschmähte, anzumerken nicht unterlassen. — „Mein väterlicher Freund, Sie beschämen mich!" fiel der zuvorkommende Oberst ein, und wickelte das saubere, in Seidenpapier geschlagene Päckchen auseinander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?" — Einem solchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche, der es begleitete, vermochte der Korrespondent nicht zu widerstehen; er griff hastig zu und steckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geschnitten war, in den Mund. — „Es ist unübertrefflich, dieß klassische Vieh von Wampu!" sagte er mit verstopfter Stimme, und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Ursprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei einem Mandarinen am grünen Fluß einst einkehrte. Dieser lebte in frommer Gottseligkeit, und mühte sich ab, seinem dürren Boden einen Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit seines Herzens belohnen und sagte zu ihm: In aber drei Jahren werden deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erstaunte, fuhr aber fort, sein Land zu bebauen, es mit Kanälen zu durchschneiden, die grüne Weide zu schonen, kurz, dieß Versprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn seine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von diesem Mandarinen am grünen Fluß stammen alle Ochsen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können. Ihr Fleisch finde ich delikat."

Schü-King hatte sich beim Eintritt des Obersten zurückgezogen und, ein zweiter Narcissus, ihre Unterhaltung in einem Spiegel gesucht. Sie vertiefte sich im Anschauen ihrer Schönheit, verfolgte die sanften Wellenlinien, mit denen die Natur nur in ihren Feierstunden zeichnet, und ging in dem glänzenden, schwarzen Abgrund ihres Auges unter. Der alberne Oberst mit seinem Rindfleisch! Auch Schü-King hatte Geruchs- und Geschmacksnerven; der würzige Geruch stieg ihr in die Nase, und den Heißhunger ihres Bruders verwünschend, ließ sie den metallnen Spiegel aus der Hand fallen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, in der Schweiz. Anfangs Oktobers.

Badeleben und Badeanstalten.

Zu den Reformen in der Schweiz, die am meisten Widersacher fanden, ist auch die Eröffnung der Wirthshäuser an Sonn- und Feiertagen zu zählen. Seit einigen Jahren ist es ohne Ausnahme männiglich erlaubt, Kaffee in den Kaffeehäusern zu trinken, ausgenommen an Buß- und Bettagen. Doch auch darin war man, wie in allen Dingen, in Baden von jeher toleranter, aus dem notablen Grunde, weil seit alten Zeiten an Sonn- und Feiertagen, und besonders an Kapitalfesten, die vornehme Welt der protestantischen Städte dahin fährt, um daheim nicht ihren Putz mit dem Pöbel in die Kirche zu tragen. Am 16ten vorigen Monats war nun hier Generalversammlung der seidenen Röcke, Spitzen- und Blumenguirlanden. Ich habe blos einhundert vornehme Züricher Gesichter gezählt, denen es insgesammt zu gemein dünkte, für drei Franken einen Platz in der Diligence zu nehmen und mit den eigentlichen Kurgästen zu Mittag zu essen. Sie isolirten sich familienweise, auf Salons und Zimmern, und freuten sich dort wie die Könige, weil sie Geld hatten. Es ist noch nicht lange her, da hielt die Regierung streng auf einfache Tracht und Sitten. Damals flogen die Damen blos nach Baden aus, um auf den Promenaden die Magistratsperrücken ein Stündchen zu ärgern, oder Abends ihren Tanten und Oheimen zum Trotz zu tanzen und Komödie zu sehen; denn es war in Zürich, Bern und andern Orten durchaus nicht erlaubt, ein Trauer- oder Possenspiel außerhalb dem Stadthause aufzuführen. Jezt ist die gottlose Aufklärung schon so weit vorgeschritten, daß die reichen Leute fast nichts Apartes mehr haben. Sie müssen selbst im Bade zu ihrem Aerger sehen, daß Professoren, Zeitungsschreiber und Künstler aller Art, die gar kein Vermögen haben, ihnen begegnen und mit ihnen denselben Gasthof bewohnen.

Ich habe die Ehre, zu bemerken, daß aus diesen patrizischen und plebejischen Gründen einem Fremden der hiesige Aufenthalt genußlos gemacht wird. Im Spätjahr, wie jezt, findet man blos Nachzügler und Durchpassirende. Diese sind bei der Ueberzahl der Schweizer auf's Spazierengehen beschränkt. Man sizt mit einem ganz peinigenden Gefühl unter Personen, die sich einander stillschweigend befragen: „Kennst du den? Ist es ein Fremder? welcher Partei gehört er an? darf man wohl vor ihm sprechen?“ Weh euch, wenn ihr besser deutsch redet, als sie; denn dann seyd ihr Erzroyalisten, aus Berlin und Leipzig, oder wo es sonst nach ihrer Meinung Fürstendiener gibt. Sie winken einander mit den Augen und spielen bedeutsam mit den Gabeln und Messern. Seyd ihr vollends so unglücklich, etwas mehr von den Schweizer Händeln zu wissen, als sie selbst, was gar nichts Seltenes ist, und laßt euch das merken, so hält man euch für Spione und Landesverräther, und ihr könnt froh seyn, daß euch des Wirths Interesse schüzt.

Die Schweizer sind gegen alle Menschen und gegen alle Nationen mißtrauisch, die Engländer und die englische ausgenommen. Die deutschen Studenten, die deutschen Flüchtlinge und die deutschen Professoren haben aber den allerwenigsten Kredit; denn sie sind proscribirt oder arm, und das ist ihnen gleich sehr zuwider. Ich habe die traurige Ueberzeugung, daß man ein solches Volk betrügen muß, um ihm zu gefallen. Aufrichtig gesagt, die meisten Schweizer Einrichtungen sprechen nicht zum Vortheil der republikanischen Regierungsform, und selbst in diesem Badeorte muß ich wieder die Bemerkung machen, daß ein monarchischer Staat dessen Vortheile längst besser benüzt und ergiebiger für Land und Stadt gemacht hätte. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den Badeorten Deutschlands und diesem, der doch einer der ältesten und vortheilhaftest gelegenen ist. Die Naturschönheiten sind den Leuten vor das Haus gerückt, Gebirg, Wald, Felsen, Fluß, Ruinen, Klöster, und ringsum Ausflüge ins Aar-, Limmat-, Reuß- und Rheinthal, Stundenweit, dazu die Lage des Städtchens auf und an dem Berg und die Schlucht den Fluß entlang.

Es sind hauptsächlich allgemeine Sammel- und Vergnügungsorte, die der Stadt fehlen, ein Kurlokal mit Ball-, Lese- und Gesellschaftszimmern und angenehmen Spaziergängen. Warum läßt die Kommune nicht ein solches erbauen? Aber das ist das alte republikanische Vorurtheil, das da meint, was Geld kostet, sey eitle Ausgabe, und das Gute mache sich nach und nach von selbst. Mit dieser närrischen Oekonomie kann sich ein Land zu Grunde richten, wenn es, an sich arm, auf seine Industrie rechnen muß. Baden ist wirklich arm; es hat nichts, als seine Bäder und einigen Weinwachs. Man sieht aber auf den ersten Blick, daß dieß vollkommen genügt, seinen Wohlstand zu befestigen, sobald die Regierung ihre Tochter ausstattet, für das Flüssigwerden des Kapitals sorgt, das ihr anvertraut worden. Merkwürdiger aber als die Nachlässigkeit der Regierung ist die Unbetriebsamkeit und Indolenz der Einzelnen. Zehn Kutscher halten hier auf Einem Fleck, und es geht keiner einen Schritt weit, um Verdienst zu haben, weil er weiß, seine Kollegen fahren nicht billiger und lassen sich ebenfalls suchen. Die Wirthe im Unterbad sind zu träg, das Pflaster ausbessern zu lassen, blos weil sie wissen, daß dieß Pflaster, wie tausend andere Verhältnisse, die Besuchenden nicht abhält, zu kommen. Mich wundert sehr, daß nicht schon längst ein Züricher Millionär das halbe Thal an sich gekauft und ein paar Hunderttausende in den Grund gesäet hat, um künftig alljährlich so viel wieder zu ernten. Wenn die Großrathsherrn auf ihren republikanischen Schöppenstühlen wieder hundert Jahre älter geworden sind, werden sie vielleicht den Vorschlag machen, zwischen Stadt und Bad Baden ein Kurhaus mit einer Promenade von einer Lokalität zur andern anzulegen; denn dann werden wohl Einige von ihnen einsehen, daß eine solche Veränderung des Thales 50 Prozent Zinsen tragen müßte. Für jezt hat der hohe Magistrat sich darauf beschränkt, auf der Burg Stein, welche eine der schönsten Ruinen der Schweiz ist, eine Kapelle und einen Akazienzirkel mit Birkenbänken anzulegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Oktober 1833.

— Mich macht' es toll,
Daß er so blank aussah und roch so süß,
Und wie ein Kammerfräulein von Kanonen,
Von Trommeln schwatzt' und Wunden — helf' es Gott!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Genrebilder aus der chinesischen Welt.

(Beschluß.)

„Herr Tschu-Kiang," sagte Schü-King, um ihren Aerger zu unterdrücken, „sollte seinen Degen und Helm in das Depot abliefern, zu seiner Tante ziehen, die Landwirthschaft lernen und sich endlich als Markt- oder Speisemeister in Peking oder Kanton anstellen lassen." Der Oberst, immer noch vor dem schmausenden Korrespondenten stehend und ihm mit beiden Händen das Papier hinhaltend, ließ es über diese Anrede fallen, wandte sich zur holden Sprecherin und sagte mit süßlicher Stimme: „O Schü-King, Widerschein eines höhern Lebens, ich werde täglich gewisser in meinen Hoffnungen, die Sie einst Vermessenheit nannten. Wie Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tragen! Warum soll ich den Helm, der nächst dem Zopf die schönste Zierde meines Hauptes ist, warum soll ich den Degen von meinen Lenden legen, für die er geschaffen ist? Sie fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Kriegs sind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapferkeit, meinen bewiesenen Tollkühnheiten werden Sie wohl zuletzt Ihre Bewunderung versagen? Kriegerischer Größe hält sich der zarte Sinn des Weibes am meisten verwandt." — „Von welchen Gefahren sprechen Sie, lieber Oberst?" fragte Schü-King lachend. „Die halbe chinesische Artillerie besteht aus papiernen Kanonen, und die andere Hälfte ist von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten sind die Kavalleristen durch ihre Regenschirme gesichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren sprechen." „Schü-King, der Traum meiner Seele," antwortete Tschu-Kiang, „wird niemals im Stande seyn, einer grausamen Empfindung ihr fühlendes Herz zu öffnen. Nein, diese Regenschirme sind eine Erfindung der Humanität, und unser aufgeklärtes Zeitalter sollte die Ausgabe nicht scheuen, sie feuerfest zu machen. Das Wechseln der Kugeln ist im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückischen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt sich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes."

Der Oberst wollte von diesen Vorzügen, die ihn persönlich betrafen, sogleich eine Probe ablegen, und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um seinen Säbel mit Blitzesschnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chinesen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen, und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberst selbst hatte vergessen, daß außer dem Dienst die Klingen befestigt seyn müssen, und die Probe seiner Tapferkeit, die in der schnellen Gewandtheit beim Herausziehen liegen sollte, konnte deßhalb nur einen komischen Erfolg haben, über den Schü-King in ein unmäßiges Lachen und

Händegeklatsch ausbrach. Tschu-Kiang ließ beschämt die vernagelte Scheide fallen und strich sich verlegen seinen gewichsten Knebelbart.

Endlich hatte sich der Korrespondent von dem verführerischen Anblick der zerschnittenen Fleischstücke dadurch befreit, daß er sie aufgegessen hatte. Die chinesische Gefräßigkeit, die alle Grenzen überschreitet, machte jetzt seinen Spekulationen wieder Platz, und es fiel ihm zuerst ein, daß ihm zur Verfolgung derselben der Oberst nicht günstiger hätte erscheinen können. „Vom Krieg redet ihr, meine Lieben?“ begann er, der von dem lächerlichen Gestus des Obersten nichts bemerkt hatte, „und könnt über einen so ernsten Gegenstand euch in Lachen ausschütten? Lao-Tse äußert sich darüber wie immer mit einer unübertrefflichen Wahrheit. Der Krieg, sagt er, ist ein Kaufmann, der seine Kunden betrügt. Er gibt ihnen Sand in goldnen Büchsen und Asche in versilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht Dich mächtiger und reicher, aber er verwildert Deine Sitten und macht Dich stinkend vor den Göttern. — Ich finde darin eine traurige Wahrheit, an der nichts Lächerliches ist.“ Schü-King gab dieß zu, erklärte aber: „Das himmlische Reich hat vor einigen Lastern Ruhe, und der Krieg gehört dazu. Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo soll sich die Tapferkeit Tschu-Kiangs bewähren? Warum ist der Oberst nicht in die Faktorei nach Kanton gegangen, um unter den holländischen Fahnen zu sterben?“ — „Wir sind täglich den Gefahren des Krieges ausgesetzt,“ sagte der Verspottete; „die innere Ordnung des Staats ist nur die Folge kriegerischer Anstrengungen. Chinas Polizei hat nichts von der Polizei in andern Ländern, sondern bei uns ist sie ein Krieg der Guten gegen die Bösen, der Wachsamkeit gegen die Verruchtheit. Es ist wahr, die Hälfte unserer Artillerie sind papierne Kanonen, aber wir müssen sie bedienen, als seyen sie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmlischen Reiches stören, in der Ferne unterscheiden, ob die Lunte über einer fingirten, oder einer vernagelten, oder einer dienstfähigen Kanone schwebt? Sie werden vor jeder zurückschrecken, und der Krieger muß also jede auf gleiche Weise behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuße des Krieges zu stehen.“

Es war jetzt an dem Korrespondenten, seine Entscheidung zu geben; er aber zog sein Antlitz in sehr ernste Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ sich schweigend auf den Divan neben Schü-King, die ihren Spiegel nicht aus der Hand legte, nieder. Die Diener ordneten die Mittagstafel an, und der Oberst erhielt seinen Ehrenplatz. Der Korrespondent, von seinem geräucherten Rindfleisch bald gesättigt, fand Zeit, seinen Mund auch zum Sprechen in Bewegung zu setzen. Nach dem ersten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusstängeln, einer zarten Frühlingsspeise, bestand, ergriff er ein Kelchglas mit Wein, hob es bis zur Stirn, setzte es an den Mund, trank in sieben langsamen Zügen auf das Wohl seines Gastes, und senkte es dann tief auf den Tisch, wie es chinesische Sitte ist, weil Jedermann sehen mußte, daß es auch in der That und Wahrheit geleert war. Dann begann er, in seine Rede unzweifelhaft eine versteckte Absicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, so denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung seines Glücks, sondern auch an die Beförderung desselben. Sie, mein Theurer, stehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich ist. Ich erstaune, welchen Weg Sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten.“ Schü-King reichte dem sich stolz aufrichtenden Tsu-Kiang ein in China sehr geschätztes, kostbares Gericht, gebratene Hirschschwänze, und fügte die ironischen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar ist der Hirsch ein schlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit seines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirsch ist ein umgekehrter Mandarin: je mehr Enden er an seinem Geweih hat, desto kostbarer sein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, desto vornehmer sein Stand. Auf welcher Stufe stehen Sie doch, Oberst?“ — „Auf der neunten, Schü-King,“ antwortete Tschu-Kiang sehr ernst; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächsten Avancement mich die achte Stufe überspringen läßt und mich sogleich auf die siebente befördert.“ — „Dann kommen Sie mir sehr nahe,“ sagte lächelnd der Korrespondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der sechsten Stufe zu stehen. „Aber lassen Sie die Erwartungen, die Sie auf ungewisse Zufälle richten. Man muß weiter reichen, als das Schicksal. Das ist ein Grundsatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefsten Lebensphilosophie geschöpft ist.“ — „Mein Bruder hat Recht,“ sagte Schü-King, „das Terrain ist Ihnen nicht günstig, Tschu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut, zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht stehen. Was schadet Ihnen die Nebenbuhlerschaft des Generals! Verlassen Sie das kalte Lassa!“

Der Oberst wurde heute von dem Uebermuthe seiner Freundin grausam verwundet. „Der Wille des Kaisers bindet mich an diesen Ort,“ sagte er; „ich kenne nur seine Gesetze und die, welche mir das eigene Herz vorschreibt. O Schü-King, verläßt die Eidechse den Ort, wo sie ihren Rücken sonnen darf? Pflanzt sich die Blume auf einen Felsen, wo sie nur im Stein wurzelt? Wie kann ich Lassa und Ihre Nähe verlassen?“ — „Mein Freund!“ unterbrach ihn der Korrespondent; „Sie kennen die Gesinnungen meiner Schwester, aber die meinen sind Ihnen noch verborgen. Auch diese werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name steht unter den vornehmsten

Personen, die zur Ausführung bestimmt sind. Nach der heutigen feierlichen Prozession erwarten Sie darüber die nähern Aufklärungen."

Tschu-Kiang war entzückt. Dieß Vertrauen überraschte ihn, obschon er nicht daran zweifelte, desselben im höchsten Grade würdig zu seyn. Die Erwähnung der Prozession erinnerte ihn an die Erneuerung seiner Toilette; er nahm noch einige Tassen Thee, sagte Schü-King einige Schmeicheleien über die liebenswürdige Art, mit der sie jezt die Tabakspfeife in den Mund nahm, und empfahl sich, von dem Korrespondenten bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten sich einander zu, als wüßten sie das schon, was sie erst erfahren sollten. Nichts kann uns einen dümmern Anstrich geben, als die Affektation des Einverständnisses. Schü-King begab sich in den Harem ihres Bruders, und der Korrespondent beeilte sich, für die heutige Festlichkeit seinen offiziellen Schmuck anzulegen.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

So schön der Abend auch war, so veranlaßte mich doch der Wirrwarr einiger solcher Feuerallarme, nach Hause zu gehen, weil ich die Kinder bei mir hatte. Auf dem Wege kam ich an Charles Martell's Frisirsalon vorbei. Er war zwar geschlossen, doch hörte man hinter der Thüre eine Guitarre, die ein Vaudeville akkompagnirte, das halb laut gesungen wurde. Unwillkührlich blieb ich einen Augenblick stehen, diesem Beispiel folgten mehrere, und bald hatte sich ein kleiner Trupp gebildet. Polizei gibt es nun in Amerika freilich nicht, aber Wächter genug, wie wir so eben gesehen haben. Einer davon gesellte sich auch gleich zu uns, und als er das Saitenspiel hinter der Thüre vernahm, schlug er mit seinem Amtsstabe an den Laden. Da trat Charles Martell heraus und sagte mit vieler Geistesgegenwart: „Mein Herr Straßenoffizier und Sie, meine schönen Ladies und Gentlemen, beruhigen Sie sich; in meinem Hause wird der Sabbath nicht entheiligt; nur um den heiligen Tag christlich zu schließen, habe ich mit meiner Familie eine Hymne angestimmt." „Das mag noch hingehen," sagte der durch den neuen Titel geschmeichelte Staatsmann. „Es ist Kirchengesang," murmelte die Menge, verlief sich nach und nach und schwemmte mich mit fort.

Als ich nach Hause gekommen war und die Begebenheiten des heutigen Abends überdachte, wurde mir seltsam melancholisch zu Muthe. Um dieser Stimmung los zu werden und in der Zerstreuung, sezte ich mich an's Klavier. Kaum hatte ich einige Akkorde präludirt, da flogen ein paar Steine durch die Fenster, mein großer Spiegel fiel in Stücken und klirrend erlosch meine Astrallampe. Ich schlich mich zitternd in mein Bett und wünschte dem von Gottes Gnaden freien und unabhängigen, souveränen und erbaulich religiösen Volke der vereinigten Staaten eine gute Nacht. Wer weiß, welche Wünsche mit meinen zugleich aus dem Tower gen Himmel stiegen! Und diese Musikfreunde müssen doch jeder ein Klavier in seiner Wohnung stehen haben. Es ist durch die Mode ein Möbel geworden, so unentbehrlich wie die große Bibel. Beides ist in jeder Haushaltung zur Parade recht in's Auge fallend aufgestellt, beides oft zehn oder mehr Jahre nicht geöffnet worden.

Niemand wird wohl erwarten, daß am Sonntage ein Theater geöffnet wird. Würde ein Unternehmer es ja einmal versuchen, so könnte er sicher seyn, daß kein Amerikaner je mehr das Haus beträte. Alle Straßen werden mit Ketten gesperrt, um auch das Vergnügen des Spazierenfahrens oder Reitens unmöglich zu machen. Eine amerikanische Stadt hat keinen andern Spaziergang als in den Gassen. Nur in Newyork ist man von der strengen Moralität soweit abgewichen, daß die Ketten ein paar Stunden des Tages abgenommen werden. Selbst keine Zeitung erscheint an diesem Tag, und der Versuch, den ein Freigeist kürzlich machte, dem Publikum ein Sonntagsblatt halb religiösen, halb weltlichen Inhalts vorzuschlagen, wurde mit allgemeinem Abscheu abgewiesen, das Blatt fand nicht Einen Subskribenten, und der Redakteur wurde durch die andern Zeitungen so heruntergemacht, daß er am Ende die Stadt verlassen mußte. Sein Projekt konnte auch deßhalb keinen Anklang finden, weil es einigermaßen von belletristischer Tendenz seyn sollte, und man an zwei Blättern dieser Art in Newyork bereits mehr als genug hat. Das eine, welches die meisten Leser hat, ist der berüchtigte „Damenspiegel," das andere „the monthly magazin," ist ein geschmacklos gewählter Nachdruck aus englischen Blättern.

Commercespiele werden in diesem Lande auch für unmoralisch gehalten und kommen in keiner Gesellschaft vor. Der Verkauf von Spielkarten und Würfeln ist prohibirt, Billard und Brettspiel sind verboten, das Schachspiel kennt man nicht. Und dennoch kann es nicht fehlen, daß eine so gewinnsüchtige Nation leidenschaftlich Hazardspiele treibt. Es wird auch so leidenschaftlich gespielt als getrunken. Pharobanken und Billards werden fast öffentlich gehalten und der Bürger Stadtaufseher und der Bürger Viertelsrichter drücken für ein billiges Honorar dem Gesetz die Augen zu. Zuweilen indessen veranstalten sie Ueberfälle; wenn sie aber die gesetzliche Buße, und was sie sonst noch erlangen können, eingesackt haben, so ziehen sie ganz im Stillen ab. Ein Billard ist eine

wahre Melkkuh für die Viertelsbeamten. Der Richter des sogenannten Gerichtshofs in Deuse-Street bezieht von dem Billard des in seinem Viertel befindlichen französischen Kaffeehauses eine jährliche fixe Rente von 400 Dollars.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Börsenplatz. Das Café Lloyds. Der Karrikaturist Danton.

Die Umgegend der Pariser Börse verschönert sich beständig. Jezt eben wird die Straße durchgebrochen, die vom Börsenplaze zum Boulevard führen soll und die am andern Ende schon fertig ist. Die Eckhäuser am Boulevard waren noch nicht einmal fertig, als die im Erdgeschoß befindlichen Kaufläden schon jeder zu 5000 Franken vermiethet wurden. Gewiß wird diese Straße bald eine der lebhaftesten von ganz Paris werden. Um sie anzulegen, hat ein altes Hotel mit einem Garten, das Hôtel de Montmorency, abgerissen werden müssen. Der Garten ist verschwunden und hat schönen Gebäuden Plaz gemacht. Ehemals hatten die Hotels Gärten nach dem Boulevard zu; auf diesem ging man längs den Gartenmauern und unter dem Schatten der darüber herabhängenden Bäume spazieren. Es war ein einsamer Spaziergang und eine Erholung von dem Geräusche im Innern der Stadt. Jezt verhält es sich ganz anders. Die Gärten sind meistens verschwunden, man geht längs zwei Reihen sehr hoher, schön gebauter Häuser mit prächtigen Kaufläden. Kleine Krämer haben auf dem Boulevard ihre tragbaren Waarenlager ausgestellt. Des Fahrens und Reitens ist kein Ende vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und an einigen Stellen der Boulevards ist ein wahres Gedränge von Fußgängern, besonders um die Mittagsstunde und zur Theaterzeit. Die geräumigen alten Hotels mit großem Vorhofe, Säulenportale und Seitengebäuden verschwinden aus jener Gegend fast gänzlich, und wer sehen will, wie die Reichen sonst in Paris wohnten, muß in die Vorstadt St. Germain oder in das sogenannte Marais gehen, dort stehen noch viele solcher Hotels, ganz nach Art der adeligen Höfe in Deutschland. In der Vorstadt St. Germain ist die Aehnlichkeit desto größer, da man hier noch eine Menge von Livreebedienten am Eingange der Hotels erblickt, wiewohl auch dieses, seit der Julirevolution besonders, sehr abgenommen hat. Die altadeligen Familien können den Verlust ihres Einflusses bei Hofe, ihres Ansehens, ihrer Ehrenstellen nicht verschmerzen und wohnen daher lieber auf dem Lande; manche sind auch der Mittel beraubt, den vorigen Aufwand zu machen. Ein ganz anderes Ansehen hat die Stadt in der Umgegend der Börse. Auch hier erblickt man die Spuren des Luxus und des Reichthums, aber es ist der Luxus und Reichthum des Handels und Gewerbfleißes. Hier glänzen Buden mit kostbaren Waaren, gleich Pallästen geschmückte Kaffeehäuser; hier auf dem Börsenplaze befindet sich auch das sogenannte Café Lloyds, eine schwache Nachahmung des berühmten Londoner Lloyds. Paris ist keine Seestadt, und der französische Seehandel ist dem Landhandel untergeordnet. Eben die Seenachrichten, welche das englische Lloyds so wichtig machen, sind daher beinahe geringfügig für die Pariser Handelsleute. Das Lloyds français ist somit vielmehr ein Handelsklubb, auf dem sich die Kaufleute nach den Börsestunden zusammenfinden, um sich zu besprechen, Zeitungen zu lesen und die während des Tages eingegangenen Nachrichten zu erfahren. Es werden daher auch Uebersezer dort besoldet, welche aus den fremden Blättern die wichtigsten Nachrichten ausziehen und zusammenstellen. Dieß erinnert mich an eine eigene Einrichtung in Paris, die erst seit wenigen Jahren besteht. Es sind die sogenannten Neuigkeitsbureaus, deren Inhaber des Morgens, sobald die Posten angekommen sind, aus den fremden Zeitungen, aus den Pariser und Provinzialblättern und aus Privatkorrespondenzen eine Menge Nachrichten ziehen, sie sogleich lithographiren und an die Pariser Zeitungsexpeditionen abliefern, und andernseits die auswärtigen Zeitungsbureaus und die Provinz mit demjenigen versehen, was ihnen anstehen kann; sie haben, wie man sieht, ein doppeltes Geschäft: erstlich machen sie Paris mit den fremden Nachrichten, und dann wieder Provinz und Ausland mit den Pariser Nachrichten bekannt. Der Nutzen dieser Bureaus ist augenscheinlich; sie können Alle, denen daran liegt, viele Nachrichten zu haben, schnell damit versorgen, und zwar noch früher, als die Tageblätter; daher einige dieser Blätter auch guten Fortgang haben. Solche bequeme Einrichtungen können natürlich nur in einem Lande stattfinden, wo nichts die freie Mittheilung der Gedanken hindert und wo Zeitungsnachrichten nicht unter die Aufsicht der Polizei gestellt sind. Doch kehren wir wieder zu dem Börsenplaze zurück. Eine der großen Buden auf demselben enthält schön in Elfenbein gedrechselte Sachen aus Dieppe. Ich weiß nicht, wie diese Stadt darauf verfallen ist, sich mit dem Drechseln und Schnitzen in Elfenbein, Knochen und Horn abzugeben; sie hat darin eine große Meisterschaft errungen, da sich doch sonst in der Normandie, so viel ich weiß, keine Stadt damit abgibt. Eine andere Bude stellt unter andern Kunstprodukten die komischen Figürchen des genialen Künstlers Danton aus. Dieser Mann ist zwar auch als ein geschickter Bildhauer und Bildformer bekannt, aber noch weit bekannter ist er durch seine Zerrbilder. Indem er die Porträte berühmter Männer entwirft, verlängert oder verkürzt er ihre Züge und macht die possierlichsten Fratzen daraus. Zuweilen karrikirt er nicht allein das Gesicht, sondern die ganze Figur auf eine höchst drolligte Art. Schauspieler, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Banliers, kurz alle Klassen sind unter seinem Meißel zu kleinen Ungeheuern geworden, und es ist ein sonderbarer Anblick, eine ganze Reihe derselben hinter dem Ladenfenster auf dem Börsenplaze aufgestellt zu sehen; allein die eigentliche Niederlage ist etwas weiter, bei Susse, im Passage der Panoramas; dort befindet sich die ganze Sammlung der von Danton verunstalteten Notabilitäten Frankreichs. Neuerlich hat der launige Künstler eine Reise nach England unternommen und den Erztory Wellington, den Erzbankier Rothschild und viele Andere in seine Karrikatursammlung gebracht. Wenn er nur nicht auch nach Deutschland kommt und auch dort karrikirt! allein ich glaube, man würde dort seinen Paß nicht visiren wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Oktober 1833.

Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
's treffliche Trauerstück;
Und diesen Augenblick
Wird sich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.

Goethe.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

Ward dir einmal eine Geschichte,
Eine recht seltsame bekannt,
Fandst du sie etwa aufgeschrieben
Auf längst ergrauter Kerkerwand,
Oder in Flaschen umgetrieben,
Landend an einem öden Strand,
Oder in aufgesprengtem Sarge
Gedrückt in eine Leichenhand,
Oder in eines Thurmes Spitze,
Gestürzt bei einem jähen Brand,
Oder in dumpfer Klosterzelle,
In halbvermorschtem Lederband,
Oder auf eines Hauses Schwelle,
Verschüttet durch der Wüste Sand,
O so mach uns, bitte, bitte,
Diese Geschichte mach uns bekannt.

Es war zu den glorwürdigen Zeiten der ersten Regierungsjahre Kaiser Josephs, als eine angesehene Familie, die Grafen von Rolandseck, sich in Wien aufhielt. Verschiedene Umstände machten es nöthig, daß die verwittwete Gräfin, Anna von Rolandseck, eine Reise nach Böhmen antreten mußte; sie wählte hiezu die schönste Jahreszeit, nahm ihre Tochter und eine Gesellschaftsdame mit sich, hielt sich einige Wochen in Prag auf und ließ sich endlich in ihrem alten Stammschloß nieder, welches ziemlich entfernt von der Hauptstadt in einer einsamen, wilden Gegend lag. Der Kastellan war von ihrer Ankunft schon lange benachrichtigt, und der aufmerksame, kluge Mann hatte alle nur erdenklichen Mittel angewendet, seiner Herrschaft das Schloß ihrer Ahnen so freundlich und gesellig als nur möglich einzurichten; sogar war er auf den Einfall gerathen, um Fremde herbeizuziehen, im nächsten Städtchen durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, es sey die Umgegend, besonders aber der alterthümliche Schloßgarten, reich an Ueberbleibseln und merkwürdigen Denkmalen aus früher Zeit, die jezt auf vier Wochen, so lange blieb die Gräfin, dem Publikum zur Ansicht offen ständen, später jedoch durchaus verschlossen gehalten würden. Dieses war dem dienstbeflissenen Manne noch nicht genug, er plünderte ungescheut ein nahgelegenes Dorf und ließ dessen Einwohnerschaft sämmtlich ins Schloß und dessen Nebengebäude ziehen, um, wie er sagte, den Garten und die Gänge des finstern Parks mit ästhetischen Gruppen und Wanderern zu versehen. An Quellen mußten Mägde immerdar Wasser schöpfen, um es unbemerkt wieder zurückzugießen, auf einer Wiese, die durch einen hübschen Durchblick sichtbar wurde, waren Mähder und Mähderinnen bei einer ähnlichen Danaidenarbeit beschäftigt, indem sie nur zum Schein ihre Sicheln schwangen, an den See'n saßen Fischer,

in den Ställen und Nebengebäuden wurde ein stetes reges Leben erhalten, und als die Gräfin vorfuhr, sahen überall aus den Fenstern begrüßende Köpfe buntgeschmückt ihr entgegen, der Kastellan selbst trat zu ihr in einem modischen Anzug, mit der Reitgerte spielend, und auf seinem selbstzufriedenen Gesicht lagen die Worte: „nicht wahr, wir sind in einem kaiserlichen Lustschlosse bei Wien?“

Die Gräfin jedoch fand dieß nicht; das alte wunderliche, dunkle Schloß sah mit ernstem Auge sie an, gleichsam wie grollend über die bunten Lumpen und Gesichter, die man ihm angehängt. Der Kontrast hätte sie noch tiefer ergriffen, wenn sie überhaupt gewohnt gewesen wäre, dergleichen Dingen ihre Aufmerksamkeit zu schenken; so aber war sie theils zu sehr mit Familienangelegenheiten beschäftigt, theils nahm sie, als eine thätige, praktische Frau, sogleich das Leben und dessen nächsten Bedürfnisse in Anspruch. Sie ließ sich in ihre Gemächer führen, fand sie leidlich eingerichtet, machte sogleich Anordnungen auf die nächsten Tage und bestellte die französische Vorlesung ab, welche der Kastellan, unterstützt von einem alten, verarmten Maitre der französischen Sprache, der auch aus dem Dörfchen herüber gekommen, vorschlug. „Wie!“ rief der erstaunte Mann, „also kein Salon, und nicht einmal petit cercle?“ — „Nichts von alle dem,“ entgegnete die Dame; „Schlaf, mein Guter, ruhiger Schlaf, weiter nichts!“ Der Kastellan machte noch einige Vorschläge; als sie sämmtlich abgewiesen wurden, zog er sich zurück, wünschte der gnädigen Frau und der Comtesse eine gute Nacht und ging bekümmert und verwundert von dannen. Den Schlaf raubten ihm Pläne, wie er das Uhrwerk seiner ästhetischen Bevölkerung morgen in vollen Gang setzen wolle.

Die Gräfin beschäftigten andere Gedanken. Die erste Nacht, die sie im Schlosse ihrer Väter zubrachte, war ausschließlich Plänen geweiht, wie sie den Glanz ihrer Familie, die Reichthümer derselben und mit diesen das Ansehen vermehren und unterstützen könnte. In ihrem Mutterbusen schlug ein kummervolles Herz, ihre Seufzer unterbrachen die Stille des Gemachs und ihre Blicke suchten die schlummernde Tochter, um auf diesem Bilde mit Vorwurf zu weilen. „Soll denn die Klugheit,“ rief sie bei sich, „besiegt werden von kindischen Grillen? Hab' ich denn umsonst mein Leben hingebracht mit Versuchen, meinen Willen gegen den Willen andrer durchzusetzen, scheinbar nachgebend, und jezt soll ich von zwei Kindern das Nachgeben lernen? Und dennoch, hier läßt sich mit Zwang nichts thun.“ Diese Worte bezogen sich auf einen Lieblingsplan, über dem die Seele der unruhigen Gräfin brütete. Sie hatte im Sinn, ihre Tochter Elisabeth mit deren Vetter, dem jungen Grafen Alexander von Hoya zu verbinden, allein es fand sich, daß beide sich durchaus nicht mochten. Die Verwandten des jungen Mannes wünschten eben so herzlich diese Vermählung; denn es waren auf beiden Seiten ansehnliche Vortheile damit verknüpft. Doch so sehr man sich hatte angelegen seyn lassen, die jungen Leute zusammenzuführen, so listig und geschickt man intriguirte, das feinste System scheiterte an dem seltsamen Charakter der beiden Nichtliebenden. Graf Alexander, obgleich ein schlanker, schöner Jüngling, mit sanftem Blick, schien doch ein kalter, eigensinniger Trotzkopf, der lieber mit der Donaunixe sich vermählt hätte, als mit dem ihm zugedachten Mädchen, und Comtesse Betty war ihrerseits so stolz, refüsirend und gleichgültig, daß sie schon deßhalb den Vetter vor allen andern ärgerlich und langweilig fand, weil er ihr gefallen sollte. Konnte wohl bei solchen Umständen an eine süße Vereinigung beglückter Liebe gedacht werden, und waren nicht die Seufzer der alten Gräfin höchst verzeihlich? Allein sie wären weniger verzeihlich gewesen, wenn sie es hätte blos bei den Seufzern bewenden lassen; sie war gerade jezt in dieser Angelegenheit nicht wenig thätig gewesen; der Besuch in Prag hatte das erwünschte Resultat gegeben, daß Graf Alexander sich entschloß, der Gräfin auf ihrem alten Schlosse Gesellschaft zu leisten. Hier nun in den einsamen Sälen, abgeschlossen von sonstiger Genossenschaft, bei der Unmöglichkeit, in dieses oder jenes Kaffeehaus zu entspringen, die Reitbahn, ein Militärmanöver, oder die Oper aufzusuchen — konnte da nicht etwas geschehen, was beide Familien so ernstlich wünschten? — Wenigstens war eine Entscheidung zum Glück oder Unglück vorauszusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Dieser Richter in Deuse-Street versteht sein Handwerk, das muß man bekennen. Er gilt schon jezt für einen höchst verehrungswürdigen Gentleman, aus dem in Kurzem ein großer Mann werden wird, d. h. einer, der sich, trotz seines geringen Gehalts, bereichert hat. Ich kann nicht umhin, hier einigen Aufschluß über die amerikanische Titulatur zu geben, denn wenn gleich Adel und Titel durch das Gesetz abgeschafft sind, so gilt das doch nur von Erb- und Verdienstadel und von europäischen Titeln; denn die amerikanische Geldaristokratie hat ihre eigene Rangordnung und strenge Etikette.

Was ist der Mann werth? Lautet die Antwort: Tausend Dollars jährlich, so ist er von gutem Stand. Das ist die erste Klasse über dem Plebejer. Eine Wohnung, die 500 Dollar kostet, gibt den ersten Anspruch auf diesen Rang, unter welchem man als niedrig bezeichnet wird.

Die zweite Klasse muß wenigstens 2000 Dollars Einkünfte aufzuweisen haben und heißt dann sehr ehrwürdig. Zur dritten Klasse, den Leuten von hohem Stande, gehören die, welche 5000 Dollars zu verzehren haben; diejenigen, welche das Doppelte haben, bilden die vierte Klasse, die der Höchstverehrungswürdigen, und mit 20,000 Dollars ist man ein großer Mann. Nie wird ein großer Mann mit einem von hohem Stande sich in ein Gespräch einlassen, oder eine Höchstverehrungswürdige auf einem Balle mit einem sehr Ehrwürdigen tanzen. Der dirigirende Tanzmeister bei einem Balle muß genaue Kenntniß von den Einkünften der Gesellschaftsglieder haben, denn man findet es höchst anstößig, daß ein Gentleman eine Lady zum Tanz auffordert; es liegt also dem Tanzmeister ob, die Paare zu arrangiren, wobei einzig und allein auf Rang Rücksicht genommen wird; selbst bei den Uebungen auf den sogenannten Tanzakademien darf er diese Etikette bei seinen Schülern nicht außer Acht lassen.

Alle Individuen von Rang führen auch noch den Titel Esquire, welcher indessen auch denen zukommt, deren Vermögensumstände zwar zweifelhaft sind, die aber ein Geschäft treiben, welches, in andern Ländern wenigstens, Studien voraussezt, Richter, Advokaten, Aerzte. Ein Staatsamt an und für sich gibt keineswegs Anspruch auf Auszeichnung, im Gegentheil, der Staatsbeamte muß populär seyn, nämlich sich alle Grobheiten auch vom Niedrigsten gefallen lassen.

Indessen behaupten die Plebejer (the low people) doch ihre Rechte und erhalten einen Schein von Gleichheit. Der Schuhmacherlehrling trägt ein Paar neue Stiefeln zum großen Mann, und gibt ihm erst die Hand und dann die Stiefeln, und während dieser sie probirt, sezt sich jener zum Kamin und wärmt sich die Füße, die er über dem Kohlenfeuer anstemmt. Mein Bäcker, der seinen Kunden das Brod auf einem Karren zuführt, bringt mir nie das meine, ohne bei mir ein wenig auszuruhen, und überrascht er mich eben beim Frühstück, so sezt er sich auf das Sopha neben mir, versichert mich, ich sey ein gutes altes französisches Weib, obgleich ich kaum 36 Jahre alt bin, ich solle nur so fortfahren, ihn regelmäßig zu bezahlen, denn er sey ein sehr feiner Gentleman; er hätte zwar jezt eine schöne Gelegenheit, Bankerott zu machen, da er mehr als tausend Dollars für Mehl schuldig sey, allein das wäre für einen Gentleman von seiner Sorte zu gering; dann hoffe er auch, nächstens zum Stadtaufseher gewählt zu werden, und dazu brauche er besonders den Einfluß eines seiner Kreditoren, der ein Gentleman von hohem Werth, ein Höchstverehrungswürdiger sey. „Verstehen Sie, Madame?“ sagt er schließlich, indem er mit einer Hand den Hut aufsezt und mir die andere zum Schütteln rückwärts zuwirft. Stadtaufseher ist diejenige obrigkeitliche Person, welche darüber wacht, daß der Kehricht und sonstige Unrath aus den Häusern genau in die Mitte der Straße in Haufen geschüttet werde. Diese Haufen werden dann, wenn sie der Wind nicht früher zerstreut, von Negern auf Karren geladen und in das Wasser geführt. Kommt ein Haufen nur einen Schuh breit außer der Richtung zu stehen, so bleibt er unberührt, bis der Aufseher ihn abgesondert wegführen läßt und dafür der Parthei die Unkostenrechnung nebst einer willkührlichen Strafbill von zwei bis drei Dollars zustellt. Je besser sich der Bürger Stadtaufseher mit den Bürgerinnen Mägden in Einverständniß sezt, desto einträglicher wird sein Staatsamt. Sobald mein Bäcker das Amt erhält, wird er sogleich den Titel Brodhändler annehmen. Der Schuhmacher, der mehrere Arbeiter beschäftigen kann, nennt sich Schuhfabrikant; kann er noch einen glücklichen Bankerott machen, so ist ein Aristokrat aus ihm geworden. — So paart sich hier Gleichheit und Rangsucht auf bewundernswürdige Weise; ich habe in meinem Tagebuche unzählige Beispiele der Art notirt.

Unter andern reisten wir einst nach Milford, um ein Landgut zu besehen. Mittags machten wir Halt in Eosben, einem kleinen Ort mit einem einzigen elenden Wirthshause. Die Gaststube war voll Menschen, die, man konnte es beim ersten Anblick sehen, in äußerst gereizter Gemüthsstimmung waren. Es war die Zeit der Wahlen; das Electionsfieber hatte das Land befallen, eine Plage, die alle Frühjahr und Spätherbst wüthet, und, wenn sie gleich nicht tödtlich ist, doch furchtbar die bleichen, leidenschaftlichen Gesichter entstellt. Auf einmal trat ein junger Mann in die Gaststube. „Oberst,“ rief er den Wirth an, „bitte um ein Glas Branntwein.“ Der Wirth brachte zwei Gläser: „Ihre Gesundheit, Major!“ und beide tranken einen Schoppen Branntwein herzhaft aus. Als die beiden Stabsoffiziere getrunken hatten, stellte der Obrist den Major der Versammlung als Kandidaten zu einer Stelle vor. Nun brüllte der Major eine Rede, worin er erstens die Schlechtigkeit der gegenwärtigen Verwaltung an das Licht zog, dann sich selbst porträtirte und endlich dem Präsidenten, einem Staatssekretäre und dem Gouverneur von Neuyork ewige Feindschaft, blutige Rache schwor. Jezt brach der Beifall los: Alles stampfte wüthend mit den Füßen. Der Sprecher schüttelte nun jedem Anwesenden tüchtig die Hand, schwang sich auf sein Roß und sprengte davon, vermuthlich nach dem nächsten Wirthshause zur nächsten Wahlversammlung. Das Auditorium verlief sich bald in stillem, finsterm Nachdenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Buchhandel.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß der Buchhandel wieder sehr thätig und daß in der französischen Literatur viel, sehr viel geleistet wird. Zwar haben manche Buchhändler große Mühe, sich von den Folgen voriger Mißgriffe zu erholen und den Verlust, den ihnen das unsinnige Wiederansiegen der französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts verursacht hatte, zu ersetzen; allein daraus folgt nicht, daß es andern, die nicht so unklug gewesen sind, nicht gut gehen sollte. Sie hatten gehofft, die Deputirtenkammer werde ihrem Wunsche willfahren und der Staat, anstatt die ihnen vorgestreckten Gelder wieder zu fordern, sich mit den von ihnen als Gewährleistung gelieferten Büchern begnügen und dieselben an die öffentlichen Bibliotheken in den Departementsstädten vertheilen. Es hatte diesem Wunsche nicht an Unterstützung in den Tageblättern gefehlt, und einige Journalisten hatten das Ding von einer sehr vortheilhaften Seite dargestellt. Die Departementsbibliotheken Frankreichs werden freilich von der Regierung schlecht bedacht, und obschon das Ministerium des Innern auf kostbare Werke zu subscribiren pflegt, und zwar zu einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren, so bekommen doch die Departements sehr wenig davon und gehen meistens leer aus. Unter das viele Gute, das die Verfassung hervorgebracht hat, gehört besonders die Veröffentlichung von Allem, was in jenem Ministerium vorgeht. So haben die Deputirten verlangt, der Minister solle jährlich die Liste der Vertheilung der von der Regierung angekauften und bestellten Bücher drucken lassen. Dieß ist in gegenwärtigem Jahre geschehen, und da ist denn ein gewaltiger Mißbrauch an's Tageslicht gekommen, der ohne Repräsentativverfassung und Preßfreiheit vielleicht noch lange Jahre verborgen geblieben wäre. Es hat sich nämlich ausgewiesen, daß die kostbaren Werke, deren Herausgabe die Regierung mit ihren Subscriptionen unterstützt, selten in die Bibliotheken gelangen, sondern eine Beute der Beamten an jenem Ministerium werden. Einige unter ihnen verschaffen sich auf diese höchst wohlfeile Art schöne Bibliotheken. Dieser Mißbrauch ist keineswegs neu, sondern schreibt sich schon aus der Napoleonschen Zeit her. Jezt wird er aber wie Schnee vor der Sonne verschwinden, da ihn einige Tageblätter verdientermaßen gerügt haben. O gesegnete Preßfreiheit! Die Pariser Buchhändler, welche ihre Bücher als Gewährleistung für die ihnen zur Zeit der Noth vorgestreckten Gelder hergegeben haben, möchten also gern diese Bücher als Zahlung in den Händen der Regierung lassen. Sie haben bekanntlich eine Bittschrift aufgesezt, worin sie diesen Vorschlag äußerst annehmlich, ja fast als ein Opfer ihrerseits darstellen, indem die Bücher vier- bis fünfmal mehr werth seyen, als das darauf empfangene Geld. Allein die Deputirten haben doch Anstand genommen, darein zu willigen; denn erstlich ist es nicht einleuchtend, warum der Staat einige Millionen Franken ausgeben soll, um die Departementsbibliotheken zu vermehren, und zwar mit Büchern, die nicht alle jenen Bibliotheken anstehen. Zweitens ist auch andern Fächern des Handels und Gewerbfleißes Geld vorgestreckt worden, und begünstigte man die Buchhändler durch den Ankauf ihrer Bücher, so hätten die andern Gewerbe dasselbe Recht, zu verlangen, man solle auch ihre Gewährleistung als Zahlung behalten, und so würde der Staat in den Besiz bedeutender Waarenmagazine treten, mit denen er nichts anfangen könnte, er müßte sich denn selbst zum Kaufmann machen. Indessen ist der Vorschlag der Buchhändler nicht absolut verworfen worden, und es könnte seyn, daß man ihn späterhin annähme.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfang Oktobers.

Die Bäder.

Unsere Stadt lebt wieder auf, die Wagen rollen dichter auf der Straße, und den Veranstaltungen großartiger Vergnügungen fehlt es an Tagen der Woche, um die Konkurrenz zu vermeiden. Von Jahr zu Jahr wird Berlin in der Badesaison entvölkerter. Waren es früher nur die Mitglieder der höhern Aristokratie, oder die schweren Kapitalisten, oder die nächsten Umgebungen des Königs, welche um den Anfang Augusts die Residenz verließen, die Bäder aufsuchten und erst zu Ende Oktobers nach einem Umwege auf ihre Güter, oder zu Verwandten, oder Lieblingsgegenden zurückkehrten, so ist jezt die Lust an den Badereisen allgemein eingerissen. Die Ersparnisse von zehn einheimischen Monaten werden auf zwei auswärtige verwandt. Der Beamte miethet einen Hauderer für sich und die gesammte Familie und eilt ins Bad, um den Aktenstaub aus der Kehle zu trinken. Der Künstler verbindet mit der Reise einen pittoresken Nebenzweck, versieht sich mit den nöthigsten Materialien, und man wird auf den zweijährigen Kunstausstellungen finden, daß die schlesischen und böhmischen Gebirgspartieen, und namentlich die reizenden Gegenden der Insel Rügen, immer häufiger gezeichnet werden. Der Gelehrte endlich gibt sein blödes Auge gern dem frischen Grün und seinen versessenen Unterleib den Stößen des Wagens hin, oft um nicht mehr, als eine Abwechselung zu haben, zuweilen vielleicht, um seinen Rezensenten aufzusuchen und sich mit ihm an der Badequelle zu verständigen, seltener, um ihn, wie Kazenberger, wohl gar auszuprügeln.

In den Monaten August und September ist die preußische Hauptstadt sich ganz allein überlassen. Ein plözlicher Kordon an der böhmischen Grenze, und die Stützen des Throns, die weisesten Rathgeber, die Blüthe des Adels und die eifrigsten Patrioten sind für das Ganze verloren. Davon war die Folge, daß Alles früher nach Warmbrunn, Töpliz und Carlsbad ging. Gott sey Dank, die meisten Berliner besuchen jezt Swinemünde und bleiben also im Lande. Ich kenne Swinemünde und Heringsdorf nicht, höre aber, daß die dortige Natur diesen thierischen Namen entsprechen soll. Wer reizende Gegenden genießen will, sucht den Heringsdorfer Dünensand nicht auf. Aber die Berliner lassen sich durch nichts zurückschrecken; denn in gewissen mittlern Kreisen ist es Mode geworden, Swinemünde zu besuchen. Was steckt dahinter? Eine eingerissene Krankheit, welche das Seebad heilen soll? Man zweifelt und wagt einige andere Vermuthungen. Ich will sie nicht wiederholen, aber eine Thatsache berichten, die Jedem den Schluß, den er selbst mache, an die Hand geben wird. Es ist erwiesen, daß unter fünf unverheiratheten jungen Damen vier von ihrer Swinemünder Badereise nicht zurückkehren, ohne sich alsbald in unsern Zeitungen mit einem heirathsfähigen Manne als Verlobte empfehlen zu lassen. Unter solchen Umständen sieht man, daß die Kosten der Reise vortreffliche Zinsen tragen, und man will behaupten, daß viele zärtliche Mütter nur um der leztern willen jene aufwenden. Das mag Verläumdung seyn; aber so viel bleibt erwiesen, daß die Ehen bei uns weder in Berlin, noch im Himmel, sondern in Swinemünde geschlossen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Oktober 1833.

Menenius. — Treff' ich auf solche Staatsberather, desgleichen ihr seyd, die kann ich nicht Lycurge nennen, und schmeckt der Trank, den ihr einschenkt, meinem Gaumen widerwärtig, so verzieh' ich das Gesicht darüber.

Shakespeare.
Coriolanus

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Als das Zimmer leer war, erkundigte ich mich, wer denn dieser Major sey. „Es ist," sagte mein Wirth, der Oberst, „ein junger Mann von sehr gutem Stande. Er war Schreiber in der Handlung seines Vaters, des Herrn Reedeor zu Savonnah. Der Vater schickte ihn nach Havanna, um Geld einzukassiren, oder Tabak dafür zu nehmen; der junge Reedeor aber machte bedeutende Discontos, nahm das Geld, kaufte dafür Tabak, den er baar bezahlte, und so bekam er noch überdieß eben so viel auf Kredit. Damit schiffte er sich nach Newyork ein, wo er Alles verkaufte und dann eine Handlung auf seinen Namen, zwölf Meilen von hier, in Blomingborgh, errichtete. Es geht ihm sehr gut, und wenn er es bei der Wahl durchsezt, so gibt ihm dieß die Mittel, in Bälde ein sehr Ehrwürdiger zu werden, und es ist nicht zu zweifeln, daß ein großer Mann aus ihm wird, denn er benimmt sich in Allem mit vieler Klugheit und Umsicht." — „Nun, das ist recht schön; aber was sagt denn der Vater dazu?" — „Ach der Vater! das ist ein alter Mann, ein ganz niedriger; er hat kaum noch zu leben. Gewiß wartet er noch auf seinen Sohn, denn er hat keine Mittel, ihn zu belangen; nein, nein, der wird dem jungen Herrn Reedeor nicht warm machen!" Ich fand die Auskunft so vortrefflich, daß ich sie mir sogleich aufschrieb. Ueberraschend hingegen war es mir, den Vorfall einige Tage später, bei meiner Zurückkunft nach Newyork, in folgendem aufgepuztem Artikel im Morning Courier, Nr. 14621, 1832, zu lesen:

Coshen, den 5ten Februar. Die jungen Leute aus der Grafschaft Orange hielten heute verschiedene Versammlungen. Eine der zahlreichsten, glänzendsten und respektabelsten, die wohl je in einer Stadt zusammen kam, hatte zu Coshen unter dem Vorsiße des wackern Obersten Elisha Fibetts, Esquire, statt. In einer bündigen Rede zählte der Präsident die Mißgriffe des Newyorker Senates auf und gab dann dem sehr ehrwürdigen Major Reedeor, Esquire, das Wort. Mit einer, alle Klassiker übertreffenden Beredsamkeit brachte nun dieser kühne Sprecher die Versammlung zu folgenden einmüthigen Beschlüssen: 1) ward beschlossen, der Senat von Newyork sey eine unnatürliche Zusammenstellung untauglicher Glieder, deren unwürdiges Benehmen und gänzlicher Mangel an Achtung, Mäßigung und Höflichkeit der Ehre des Volks zu nahe trete; 2) der Senat sey bei seiner lezten Ernennung durch Partheisucht und politische Intriguen zusammen gebracht worden und zu fernerer Amtsführung untauglich; 3) der Vicepräsident der Vereinigten Staaten habe der hohen

Würde seines Amts vielfach vergeben und pflichtvergessen gegen das Volk gehandelt, welches etwas ganz anderes von ihm erwartet habe; 4) das Volk wolle sich nicht feige der angesonnenen Niederträchtigkeit unterwerfen und konstitutionswidrig die Zurücksetzung der ausgezeichnetsten, talentvollsten Patrioten dulden, um die alten Beamten im Amte zu erhalten."

Die Regierung geht rein aus der Wahl der Regierten hervor und das Gesetz fließt vom Volk aus. Der Hunger, und noch vielmehr der Durst, der unlöschbare amerikanische Durst, zwingt zwar dem freien Bürger seine Stimme um einen Dollar ab, aber das stolze Bewußtseyn: ich habe das Staatsoberhaupt gewählt, bleibt Jedem, und so wie sich der neue Präsident in einer Stadt zeigt, eilt Alles zum Handdruck, und der Niedrigste *) läßt ihn durch ein paar vertrauliche Worte fühlen, daß er ihn dazu gemacht habe. Als Jackson 1829 gewählt wurde, hatte er so eben seine Gemahlin verloren und war äußerst niedergeschlagen. In dieser Stimmung kam er nach Newyork. Man wollte ihn feierlich empfangen, die Straßen vom Landungsplatz bis in die für ihn bereitete Wohnung mit Teppichen belegen und dergleichen. Er verbat sich Alles und ging allein zu Fuß in ein Gasthaus. Das Volk strömte ihm entgegen, und vor lauter Handschütteln konnte er gar nicht durchkommen; als er sich endlich durchgeschlagen hatte, drang mit ihm zugleich die ganze Masse in seine Zimmer, und ein robuster Lastträger voran. Dieser nahm den Präsidenten bei der Hand und sagte: „Seyd willkommen, General! warum habt Ihr aber dießmal Euer Weib nicht mitgebracht?" Jackson wandte das Gesicht ab. „Ach ja, Ihr habt sie freilich dort gelassen; hätte ich's doch bald vergessen, und hab's doch erst in der Zeitung gelesen, daß sie gestorben ist." Als ein Zug nationaler Treuherzigkeit, womit sich die Amerikaner ganz besonders brüsten, wurde diese empörende Rohheit mit allgemeinem Gelächter aufgenommen.

Da in der Wahlzeit mehr als gewöhnlich getrunken wird, was viel sagen will, so gehört sie allerdings zu den Volksfesten; außerdem werden nur noch zwei Begebnisse aus der jungen Geschichte der amerikanischen Selbstständigkeit gefeiert. Das eine dieser Feste ist Washingtons Geburtstag am 4ten December. Dieser Tag wird wie billig als ein gesetzlicher Feiertag betrachtet, die Gewinnsucht läßt sich aber dadurch in ihrem Geschäftsgange nicht irre machen; erst mit eintretender Nacht bekommt die Stadt ein festliches Ansehen, alle Häuser werden erleuchtet und die Straßen füllen sich mit Lustwandlern. Ein anderes, viel längeres und weit unangenehmeres Spektakel ist das Fest der Independenz am 4ten Juli. Eine Woche vorher und eine nachher läuft Klein und Groß umher und wirft Schwärmer. Je näher der Tag rückt, je toller wird das Knallen; manche Großthuer werfen Dutzende, ja Kisten voll Raketen auf das Pflaster und zünden das Feuerwerk an. Kein anständiges Frauenzimmer kann mehr auf der Gasse gehen, und ist sie dazu genöthigt, so setzt sie sich den unangenehmsten Vorfällen aus; vierzehn Tage lang schweigt das Feuer in der Stadt keinen Augenblick, jede Minute in der Nacht platzt eine Petarde im Hof, oder stürzt eine Rakete den Rauchfang herunter, oder fliegt ein Schwärmer durchs Fenster herein. Freudlos und wie gezwungen quält sich das Volk mit dieser plumpen Unterhaltung. Dazu kommt am 4ten Juli noch eine Milizparade; wenn diese vorüber ist, schießt jeder Mann sein Gewehr ab, so oft er will, und so wird durch die Straßen die ganze Nacht geplänkelt. Erst wenn die Ermüdung dem zweiwöchentlichen Kampfe, wobei die Tapfern, ihren kalten Physiognomien nach, wenig Spaß gehabt haben, ein Ende gemacht hat, kann man ohne Gefahr der Mißhandlung die Straßen wieder betreten. Das sind die Volksfeste, die Nationalbelustigungen; andere gibt es nicht, und wenn Sie dieß langweilig finden, so preisen Sie sich glücklich, nur davon gelesen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Verfasserin bedient sich hier des amerikanischen Ausdrucks.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Den andern Tag, gegen die Mittagsstunde, kam der Graf an. Die erste halbe Woche bot das alte Schloß selbst Unterhaltung genug, mehr als der Gräfin lieb war; denn der unruhige Springinsfeld tobte in alle Gänge hinein, durchzog lärmend jedes Gemach, durchsuchte Keller, Küche, Betsaal und Kapelle, und fragte bei dieser Entdeckungsreise wenig nach den Damen. Als diese Lust gebüßt war, sah er sich nach einem neuen Zeitvertreib um, und faßte endlich den unartigen Entschluß, mehrere Tage lang auf die Jagd auszuziehen, in Gesellschaft des französischen Maitres, der, auf einem Beine lahm, auf dem Auge halb blind, sich dennoch, dem Grafen zu gefallen, von grenzenlosem feurigen Jagdeifer beseelt stellte. Wäre dieser Vorsatz durchgegangen, so wäre der Gräfin das Ziel wieder in die Ferne gerückt worden; sie sann hin und her, endlich stieg sie bekümmert zum Kastellan hinab und ließ sich von ihm die kleine Bibliothek zeigen, die der belesene Mann nach und nach zusammengetragen.

Es war damals die schöne Zeit, wo die Clarissa herrschte und der Grandison regierte, wo Siegfried von Lindenberg die lesende junge Welt entzückte; wahrlich eine schöne Zeit! Diese trefflichen Werke standen nun da, in saubern Einbänden den Blicken hingestellt. Die Gräfin öffnete einen

der Bände; auf dem Titelblatt fielen ihr sogleich sehr willkommen zwei Liebende ins Auge, die im Grase mit einander musicirten; es ist der zärtliche und äußerst schalkhafte Moment, wo Clarissa Flötenunterricht nimmt. Um das Bild herum lief ein Kranz von Amoretten, die bald die Köpfchen, bald die Füßchen aus zierlich gewundenen Muscheln hervorstreckten, um mit einander zu liebäugeln. Die Gräfin war, wie gesagt, nicht sehr bewandert weder in der schönen, noch in der häßlichen Literatur; sie war, troz jener sentimentalen Zeit, immer mit einer oberflächlichen Romanenkenntniß weggekommen, jezt war sie nicht wenig erfreut, die Schätze, nach denen sie suchte, so nah zu entdecken. Sogleich faßte sie den Entschluß, sich den Roman abwechselnd vom Grafen und ihrer Tochter vorlesen zu lassen. Man wählte einen schönen Platz im Garten, den der Kastellan bezeichnete und von dem aus man die rastlos beschäftigten Mäherinnen, Brunnenmägde und Fischer übersehen konnte; allein als der Graf merkte, daß im Roman das Kapitel der Liebe abgehandelt wurde, so erklärte er kurz, daß er nicht lesen wolle; die Cousine könne, wenn sie so große Begierde trage, sich über diese Leidenschaft zu belehren, für sich lesen. Dieß war genug, um zu veranlassen, daß Comtesse Betty ebenfalls die Bücher bei Seite warf und die alte Gräfin mit Clarissens Leidenschaft, die sie weder begriff, noch theilte, allein blieb.

Die alten Jagdpläne kamen wieder in Vorschlag. Die Gräfin war höchst bekümmert, zwei Wochen waren schon dahin gegangen, nutzlos und gänzlich ohne Erfolg vergangen; allgemach mußte man sich doch wieder zur Abreise rüsten. In diese finstern Gedanken vertieft, befand sich die Dame eines Abends sehr spät noch in ihrem Schlafgemach; die Kammerfrau hatte sie verlassen, nachdem sie das Nöthige auf die Toilette zurecht gelegt, düster brannten die beiden hohen Wachskerzen, lautlose Stille herrschte im Gemach, indem die bekümmerte Frau, den Arm auf die vergoldete Einfassung ihres alterthümlichen Himmelbetts gestützt, allein und in Träume versenkt da saß. Sie bemerkte es nicht, daß ein paar zahme weiße Mäuschen, die hinter ihr im Glasgehäuse schliefen, unruhig sich in ihrem Gefängnisse zu bewegen anfingen, sie wurde erst aufmerksam, als der Bologneser, der auf der seidenen Decke zu den Füßen des Bettes lag, sich aufrichtete und in eine Ecke des Gemachs schaute, und endlich laut winselnd und bellend in den Schooß seiner Gebieterin kroch. Wäre diese nur einigermaßen bekannt gewesen mit der Art und Weise, wie sich Gespenster anzukündigen pflegen, so wären ihr diese Anzeigen schon genug gewesen, um sie aus dem Zimmer zu verscheuchen, so aber richtete sie ihren kummervollen Blick ruhig auf das lebensgroße Bild ihres Ahnherrn, das über dem Kamin hing, und von wo aus ein kühler Hauch sie anwehte. „Wenn Du mir helfen könntest"! rief sie unwillkührlich vor sich hin, und entsezte sich darauf nicht wenig, als sie deutlich zu bemerken glaubte, daß ihr die Gestalt zunickte; allein die Lebenden hatten ihr allezeit zu viel zu schaffen gemacht, als daß sie sich auch hätte vor den Todten fürchten sollen; sie schob daher das eben Gesehene auf eine durch das wankende Kerzenlicht hervorgebrachte Täuschung, dachte schon in der nächsten Minute nicht mehr daran, legte sich zu Bette, und verfiel bald darauf in einen ruhigen Schlummer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beschluß.)

Gemeinnützige literarische Unternehmungen.

Man kann leicht begreifen, wie sehr den Buchhändlern daran gelegen ist, dieser ungeheuern Büchermasse, die sie weit über den Bedarf fabrizirt haben, los zu werden und sie dem Büchermarkte zu entziehen, den sie sonst überschwemmen würde. Dennoch arbeitet jezt der Pariser Buchhandel frisch auf neue Unternehmungen los, oder sezt die schon längst begonnenen oder unterbrochenen fort. So wird jezt an einer Fortsetzung der bereits 52 Bände starken Biographie universelle gearbeitet, und zwar unter der Leitung desselben Verlegers Michaud, welcher zu diesem Werke vor 25 Jahren den Plan entworfen hatte. Dieser Biographie gegenüber steht das Dictionnaire biographique des Jesuiten Feller, von dem eine vierte Auflage in 20 Bänden ziemlich thätig fortgesezt wird. Neue Encyclopädien sind drei im Werke, nämlich das mit etwas Uebereilung begonnene Dictionnaire de la conversation, bei Mandar Belin, die reiflicher überdachte Encyclopédie des gens du monde, bei Treuttel und Würtz, und zulezt die Encyclopédie pittoresque, von der aber noch nichts erschienen ist. Die beiden ersten Unternehmungen sollten Anfangs eine Uebersetzung des bekannten deutschen Konversationslexikons werden. Indessen haben sich die Herausgeber bald überzeugt, daß es mit einer Uebersetzung gar nicht gethan sey, und daß sich ein ganz auf den Geschmack und das Bedürfniß der Deutschen berechnetes, und leider unter deutschem Zwange ausgeführtes Werk für die französische Nation nicht eigne, und daher einen ganz andern Zuschnitt haben müsse. Uebrigens gibt sich hier, wie in England und mehr noch als in Deutschland, der Hang zu populären Darstellungen kund, und es werden eine Menge Versuche unternommen, um das Wissenschaftliche in ökonomischer Form und leicht faßlichem Vortrage dem Volke genießbar zu machen. Daher das den Engländern nachgeahmte Magazin pittoresque, die Landkarten der 80 Departements Frankreichs, zu 2 Sous jede, das Journal des connaissances utiles, das besser zu werden beginnt, als es Anfangs war, und viele andere Unternehmungen mehr. Für die reichern Klassen hat man häufig und anhaltend gesorgt, jezt fühlt man das Bedürfniß, auch für die minderbemittelten zu sorgen, und Bücher, Unterricht, Vergnügen ihnen nahe zu bringen. Daher die vielen kleinen Theater, die unentgeldlichen Vorträge für Handwerker, die vielen literarischen Unternehmungen, die auf Wohlfeilheit berechnet sind, und dennoch den Unternehmern bedeutenden Vortheil bringen können. So sah ich gestern in dem Passage Vivienne eine Niederlage von Exemplaren einer tabellarisch

eingerichteten Geschichte Frankreichs; sie macht ein Folioheft aus, und würde, nach dem gewöhnlichen Bücherpreise geschäzt, 3 bis 4 Franken werth seyn. Man verkauft sie aber für 29 Sous, weil die Auflage zu 25tausend Exemplaren abgedruckt worden ist, und man das Exemplar also wohlfeil ablassen kann, ohne daß der Verleger dadurch seinen Vortheil einbüßt. Obengenannte Landkarten sind in Stahl gestochen, können daher in einer großen Anzahl von Exemplaren abgezogen, und aus eben diesem Grunde für 2 Sous verkauft werden. Es geht dabei ungefähr wie bei einem andern Unternehmen, gar nicht literarischer Art, das aber ebenfalls guten Fortgang zu haben scheint, nämlich der sogenannten holländischen Suppenkompagnie. Einige Spekulanten haben sich nämlich vereinigt, um täglich eine große Menge Fleischbrühe zu verfertigen. Diese wird in den verschiedenen Stadtrevieren, besonders den mittlern und bevölkertsten, in reinlichen kleinen Buden verkauft, oder auch in den Häusern herumgeschickt. Die Fleischbrühe ist für Franzosen ein unentbehrliches Nahrungsmittel, und daher ist es höchst bequem für sie, sich dasselbe für einige Sous sehr gut verschaffen zu können. Das Verfahren dieser Kompagnie ist so musterhaft, daß man es in den hauswirthschaftlichen Zeitschriften umständlich beschrieben hat. Unternehmer und Publikum gewinnen dabei; das Fleisch wird besonders verkauft, und macht für die Kompagnie einen zweiten Erwerbszweig aus. Bei dem Arbeiten in's Große entspringt ein wesentlicher Vortheil für Käufer und Verkäufer, und daher sucht man jezt häufig Wohlfeilheit und Güte durch große, auf starken Absatz berechnete Unternehmen zu erzielen. Natürlich kann man sich dabei auf die schnellste Art von der Welt zu Grunde richten, wenn man das Bedürfniß oder den Geschmack des Publikums verkennt, oder allzu gierig ist, und dasselbe schlecht bedient.

Dg.

Berlin, Anfang Oktobers.

(Beschluß.)

Rückkehr aus den Bädern. Kaiser Nikolaus.

Im August und September traf ich Preußen in Salzburg, die nach Gastein reisten, ich begegnete in Triest preußischen Beamten, welche das Seebad gebrauchten. Das waren nur Seltenheiten; aber es ist in der Ordnung, wenn man die Straße von Prag bis Dresden mit unzähligen preußischen Familien bevölkert findet. Die Table d'hôte des schwarzen Rosses in Prag war nicht darum so zahllos besezt, weil der Kaiser nach langjähriger Abwesenheit die Hauptstadt besucht hatte, oder weil am heutigen Sonntage von dem zugänglichen Monarchen eine große Audienz gegeben wurde, sondern weil sich die Töpliyer, Karls- und Marienbäder allmählig entvölkerten, und die vermögendern norddeutschen Familien niemals unterlassen, der alten Czechenresidenz einen Besuch abzustatten. In Dresden zwang mich ein unabweislicher Patriotismus, im Hôtel de Berlin abzusteigen; und doch überraschte es mich, hier mitten unter Berlinern zu leben. Bei Tische hörte man sich vergebens nach einem Munde um, der den Buchstaben R richtig sprechen konnte, die Rede war klanglos und monoton, aber man sprach viel, und, was sich den Berlinern nie absprechen läßt, was sie redeten, hatte Hand und Fuß und Wärme, ja bei Einigen lag selbst Feuer darin. Aber Alle kamen sie aus den Bädern, und wollten nicht heimkehren, ohne die Gallerie und Tieck zu besuchen.

Ich kann einen Bericht aus Berlin nicht abbrechen, wenn ich noch in demselben Augenblicke von Dresden gesprochen habe. Sie erlauben mir, noch schnell durch die Lausiz über Frankfurt meine Rückreise anzutreten. Ich traf überall den tiefsten Sand, schlechte Wege, düstre Tannen; alles Land gehörte dem Grafen Brühl, die Leute schienen wohlhabend, und in Jedes Munde war der russische Kaiser. Schon in Dresden wollte man ihn gesehen haben; der preußische Grenzgensdarm hinter Königsbrück sezte aber Zweifel darein, der Postillon in Hoyerswerda betrank sich schon auf Rechnung der erwarteten Trinkgelder, der Postmeister in Muskau ließ seine Leute tägliche Uebungen im achtspännigen Fahren anstellen, im Spreewald mußte die Hauptstraße sauber gereinigt werden, auf den Straßen nach Forste und Guben wurden die niedern Zweige von den Bäumen geschnitten, und ehe man sich dessen versah, hatte Nikolaus in Münchengrätz, wer weiß welchen geheimen Traktat schon stipulirt oder garantirt; er hatte seinen Weg über Crossen genommen. Beckmann aber, der in Schwedt vor den Monarchen, nachdem sie über ihr Jahrhundert berathschlagt hatten, den Eckensteher Nante hatte spielen müssen, war nach Berlin noch nicht zurückgekehrt, als ich dort eintraf.

Sie hören nicht gern vom Theater. Aber als ich nach einer jährigen Abwesenheit von Berlin nach der interessantesten Veränderung fragte, so erzählte man mir von einem Theater extra muros unter Angely's und Röfickes Leitung. Als ich etwas Anderes wissen wollte, hieß es, daß die geistreiche Gemahlin des Prinzen Albrecht (eine niederländische Prinzessin) an ihrem Hofe gleichfalls Vorstellungen gebe, in denen ihre nächsten Umgebungen selbst spielen. Noch in dieser Woche sollen Molières Facheux zur Aufführung kommen. Und Sie wollen nichts vom Theater hören!

Auflösung des Räthsels in Nr. 245:

Der Schuh.

Charade.

1.

So ist's mit vielen Träumen, die ich träumte,
Mit mancher Hoffnung, jüngst gehegt, schon so;
So ging sie, die den Horizont mir säumte,
Die schöne Sonn', und nimmer werd' ich froh.

2. 3.

Auf diese beiden Sylben war gebauet
Der Hoffnung Tempel mit der Säulen Pracht;
Die Sonne schwand, und wie das Eis, wenn's thauet,
Schwand auch der Tempel und versank in Nacht.

1. 2. 3.

O böse Zeit, in der von seinen Lieben
Und Freunden man nichts Besseres rühmen kann;
Da ist nur Schmerz, nur Sehnsucht übrig blieben,
Da siehst du Thränen selbst beim starken Mann.

Und wenn's vom Wechsel und vom Bräut'gam gälte,
So klagt der Bursch, so wird das Bräutchen alt;
Und wenn die Sonn' es wagte, ach! dann quälte
Ein böser Tod die Ird'schen alle bald.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Oktober 1833.

— Wo ist ein Edelsitz, von dem
Nicht ein Geschichtchen zu erzählen wäre,
Dem Enkel wichtig, deutungsvoll und schaurig?

W. Scott.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen stand der junge Graf früher als gewöhnlich auf und schlenderte in der Kühlung und Frische die graden Taxusgänge des Gartens hinab, ohne eben an etwas anderes zu denken, als wie er die Langeweile dieses Tages wiederum glücklich besiegen wolle. Er ergözte sich einige Augenblicke, den ästhetischen, immer wiederkehrenden Wanderern in den Weg zu treten, die Mägde am Brunnen zu erschrecken, den Fischern die Angeln ins Wasser zu werfen und die Schwäne auf dem Teich durch Spotttöne in Zorn zu setzen; endlich blieb er in müßiger Stellung vor einem alten Thurm stehen, der von dem Hauptgebäude abwärts, in einen Kranz von finstern Tannen gehüllt, tief im Schatten dastand. Troz der hellen Morgenstunde, schwebte ein mitternächtlicher Hauch um das ernste Gemäuer; doch zeigten sich die hohen Fenster wohl erhalten und die Gemächer droben schienen in gutem Zustande zu seyn. Als er dieses betrachtend, noch dastand, tönte eine Stimme neben ihm, die da rief: „Sie scheinen Langeweile zu haben, Herr Graf?" — „Ja," erwiderte der Jüngling, der sich getroffen fühlte, „die habe ich; „können Sie sie verscheuchen?" — „Vielleicht." — „Durch welches Mittel?" — „Ich will Ihnen ein Geschichtchen von Ihrem Stammschloß erzählen, und zwar ein solches, das oben in jenen Gemächern gespielt hat, und das Ihnen selbst wohl noch unbekannt ist." — „Erzählen Sie!" rief der Graf; er faßte, indem er sich mit seinem neuen Bekannten auf einer Bank, dicht am alten Thurm niederließ, den gefälligen Mann näher ins Auge; doch er fand durchaus nichts Seltsames an ihm: eine ziemlich jugendliche Gestalt, in einen etwas verschossenen Rock geknöpft, feine, ziemlich vergelbte Handschuhe, ein blasses Gesicht, in dem sich ein schwarzer Stutzbart grell auszeichnete. „Sie müssen wissen," hob er an, „daß ich in dieser Gegend zu Hause bin, daß mein Vater genau mit der Geschichte dieses Schlosses bekannt ist, und endlich, daß ich wunderbare Geschichten sammle und gelegentlich herausgebe; die hier vorgefallene ist eine meiner besten, und wenn dieselbe auf Sie nicht die schauererregende Wirkung macht, so schreiben Sie dieses dem hellen Sonnenschein zu, der störend durch die Zweige der Fichten zu uns hereinblickt." — „Erzählen Sie!" rief der Graf ungeduldig.

„Zur Zeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges," begann jener, „besaß die gräfliche Familie Hohen-Rolandseck dieses Stammschloß; es existiren noch Urkunden, die, vom kaiserlichen Generalissimus unterzeichnet, der gräflichen Sippschaft dieses Besitzthum zusichern, mit der Bemerkung: für ausschließlich dem kaiserlichen Hause geleistete Dienste. Es gab jedoch damals Leute, welche

behaupteten, der Herzog von Friedland habe in seinen ehrsüchtigen Plänen einen gewissen Grafen von Hohen-Rolandseck so dienstbar gefunden, daß die Klausel eigentlich hätte lauten sollen: für die dem Kaiser bewiesene Untreue u. s. w. Kurz, wie dem auch sey, ausgemacht war es, daß die Grafen treue Anhänger und Verehrer des Herzogs waren, und bei Gelegenheit seines so plötzlich zu Eger erfolgten Todes heimlich seine Mörder bis aufs Blut verfolgen ließen. Das Mißgeschick wollte, daß ein Graf von Hoya auch genannt wurde unter denen, die dem Herzog nach dem Leben getrachtet, ihn des Verraths bezüchtigt hatten. Dieser Umstand machte, daß die verwandten Stämme der Grafen von Hohen-Rolandseck und Hoya sich auf das Heftigste entzweiten und einander ewige Feindschaft schworen. Man kann sich denken, daß in jener wilden, stürmischen Zeit, wo der allgemeine Reichsstreit sich niedersteigend in Familienzwiste aller Art spaltete, wo vielfältige Interessen sich kreuzten, daß da die zarte Stimme der Natur, der süße Schmeichelklang der Liebe wirkungslos untergehen mußte. Böhmen war nach dem Tode des ehrgeizigen und prächtigen Fürsten von fremden Heeren durchzogen, verwüstet von seinen eigenen Kindern, in grausiger Verwirrung, die Reichseinheit war fast aufgelöst und überall zeigten sich übermüthige Fürsten, die auf ihrer Parthei Grafen und Barone hatten, und so geschah es, daß die beiden feindseligen Vettern auch zu verschiedenen Oberhäuptern übergingen und im offenen Kampf einander gegenüber standen."

„Nun ist in alten Geschichten das Ereigniß blühend und lieblich hervorgehoben, wie dem Streit der Väter sich die Liebe der Kinder entgegensezt; so war es auch hier. Meinem Gedächtniß sind die Einzelnheiten dieser Liebe entfallen, doch gewiß ist es, daß sie so schwärmerisch und feurig war, als nur Julias und Romeos Leidenschaft gewesen seyn kann. Der junge Graf Hoya, so lange er in Prag in des Kaisers Regiment stand, wußte mit seinem getreuen Reitknecht tausend Mittel und Wege, hier ans Schloß zu kommen; bald vermummt als böhmische Spielleute, bald als ungarische Zeichendeuter, auch wohl als Zigeuner; doch das Fräulein Elisabeth wurde nach damaliger Sitte fast klösterlich bewacht, sie konnte nichts thun, als dem Geliebten Blicke senden, wenn's Glück günstig war, auch wohl Zeichen. Freilich eine spärliche Nahrung, aber doch immer eine Nahrung für die Liebe, bei der sie größer und immer größer wuchs, so daß sie die jungen Herzen durchaus beherrschte und sie antrieb, das Verbrechen zu wünschen, vor dem Entsetzlichen nicht mehr zurückzubeben. Der Graf mußte die Garnison zu Prag verlassen, er zog gegen den Feind und wußte nicht, ob er jemals das blaue Auge seines Mädchens wieder sehen würde; er wollte, koste es auch sein Leben, wenigstens eine Stunde mit der Geliebten ohne Störung hinbringen, und um dieß zu bewerkstelligen, führte er einen seltsamen und grauenerregenden Plan aus. Es starb in jenen Tagen hier im Schloß eine Verwandte des Hauses, die noch jung und Aebtissin eines nahgelegenen Klosters gewesen war. Ihre Leiche hatte man in jenem Saal ausgestellt; weil eine pestartige Krankheit sie dahin gerafft, so war sie in den entfernten Thurm gebracht worden, und man hatte sogar erlaubt, daß die bei derlei Fällen üblichen Wachen sich entfernen durften. Alles Lebendige im Schlosse floh jenen Saal, in dem die Leiche allein mit ihren einsam flammenden Kerzen lag; nur das Todtenglöcklein über ihr tönte in klagenden Lauten durch die Mitternacht. Gerüchte wurden wach, die da versicherten, in den Stunden des tiefsten Schlafs werde das Gemach von Gestalten erfüllt, einer andern Welt angehörend. Die Liebe weicht keinem Schreckniß; durch die langen, einsamen Gänge stahl sich, wenn alles schlummerte, Elisabethens eilender Fuß, hinan die schroffen Mauern kletterte der kecke Jüngling, und im Angesicht des Leichnams tönte das Geflüster, rauschten die Küsse der Liebe, glühten die heißen Zähren der Sehnsucht, lächelte das Entzücken siegender Befriedigung. Als nun die Trennungsstunde schlug, brach das Herz des Mädchens, sie willigte ein in des Geliebten Vorschlag, mit ihm das Haus ihrer Eltern auf ewig zu verlassen. Der Jüngling zog sie mit einem heißen Kuß an seine Lippen. „Nur wenige Stunden sind morgen Nacht mein," flüsterte er. „Elisabeth! wenn Du mich täuschen könntest, wenn Du nicht erschienest, wenn ich die sichere Leiter anlege morgen um Mitternacht!" — „Ich komme!" rief das begeisterte Mädchen, „und sollte meine Mutter im Sterben liegen, ich will sie verlassen und zu Dir kommen; ehe wird diese Leiche sich lebendig erheben, ehe ich den Schwur meiner Liebe breche." — „Es ist genug!" rief der Jüngling, von einem Schauer durchfröstelt, „ich glaube Dir!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Sind die Institutionen in diesem Lande idealisch, so erscheinen sie doch nicht immer so im praktischen Leben, und nur von diesem kann hier die Rede seyn. Es gibt aber auch ganz unidealische gesetzliche Einrichtungen, und eine solche ist gewiß die Staatslotterie. Sie verdankt ihre Entstehung einem Amsterdamer Juden, der das Projekt machte, um damit die Staatsschuld zu tilgen, und die Lotterie in Pacht bekam. Das Ganze ist vortrefflich auf den

Volkscharakter berechnet, keine Täuschung ist vergessen, um den mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung Unbekannten zu blenden, kein Mittel bleibt unbenützt, um die ohnedieß wüthende Habsucht noch mehr zu reizen, die erbärmlichste Marktschreierei, deren sich der geringste Pariser Straßencharlatan schämen würde, wird hier noch mit dem besten Erfolg in Anwendung gebracht, die unverschämtesten Lügen über ausbezahlte Gewinnste werden in die Zeitungen gesezt; z. B.: Eine junge Lady aus dieser Stadt hat bei der lezten Ziehung den großen Preis von dreißigtausend Dollars gewonnen, wodurch sie eine sehr wünschenswerthe Parthie geworden ist; sie wird hiemit ehrfurchtsvoll eingeladen, in meinem stets glücklichen Amte einzusprechen und ihr Geld in Empfang zu nehmen. Clay, Broadway Nr...; oder: „Dem Glücksamte von Chewer, Broadway, Nr..., bleibt es immer vorbehalten, das große Loos auszuzahlen. Bei der lezten Ziehung hat er wieder das Kapital von 20,000 Dollars an zwei höchst verehrungswürdige junge Gentlemen, Schreiber in William-Street, ausbezahlt." Indessen habe ich nie gehört, daß man je mehr als den Einsatz, der sieben bis zehn Dollars beträgt, gewonnen hätte, und auch davon werden noch dreizehn Procent abgezogen. Hinter den Fenstern dieser Glücksämter ist Geld aufgelegt, an der Thüre steht auf einem Perkaltuche groß gedruckt: „Kommt herein!" Diese Einladung widerholt laut der vor dem Eingange lauernde sogenannte Beamte, indem er häufig den Vorübergehenden unter Bücklingen und Komplimenten den Weg vertritt und versichert, der Eintritt koste nichts. Das Zimmer ist über und über mit Tafeln behängt, auf welchen große gemalte Ziffern stehen. Der Präsident des Bureaus, wie er sich betitelt, erklärt dem Eintretenden, alle diese Ziffern bedeuten die Kapitalien, die bei ihm gewonnen und ausbezahlt worden, und nennt ohne weiteres die Personen, die dieses Glück gemacht haben sollen, während hinter dem Komptoir mit Geld gerasselt wird. Sodann führt man den Kandidaten hinter eine spanische Wand, wo man ihm die bildliche Darstellung aller Genüsse, die man sich für ein Loos von nur zehn Dollars verschaffen könne, ungestört betrachten läßt. Der höchst freie und frivole Styl dieser Gemälde verfehlt fast nie seine berauschende Wirkung, und sofort erfolgt denn die freiwillige Kontribution zu Tilgung der Staatsschuld. Nun ist aber die Staatsschuld schon lange getilgt und der Amsterdamer Jude schon unermeßlich reich. Was geschieht denn mit dem Ueberschuß dieser Einnahme? Diese Frage bleibt unbeantwortet und die wenigen Eingeweihten verstehen die Kunst, dieß Geheimniß zu bewahren.

Alle Jahre donnert ein Senator eine Rede wider die Lotterie und trägt auf Abschaffung an. Er wird einmüthig unterstüzt, denn seine Gründe sind unwiderlegbar: der Zweck sey erreicht, das Mittel müsse also aufhören, ein Mittel, welches mit den Landesgesetzen in Widerspruch, denselben zum Hohn bestehe, das Volk demoralisire und, wie unzählige Prozesse beweisen, Verschwender, Betrüger, Diebe und ein Heer von Bettlern und Verbrechern erzeuge — und dabei bleibt es. Keinem Menschen fällt es ein, zu widersprechen, die Rede wird publizirt und die Lotterieämter laden ihre verehrten Freunde und Kunden respektvoll ein, die kurze Zeit zu benutzen, die ihnen übrig bleibe, ihr Glück zu machen, da nun Fortunens Hof sich für die Vereinigten Staaten auf ewig schließen werde." Das Ganze ist ein Staatsstreich, um die Spielwuth zu reizen, damit eine so ergiebige Quelle nicht versiege. Das habe ich von sehr wohl unterrichteten Leuten; die Erfahrung hat es übrigens seit mehr als sechs Jahren alljährlich vollkommen bestätigt. Es ist zu hoffen, daß diese vortreffliche Einrichtung noch recht lange bestehen werde; für den Geldverlust entschädigt mittlerweile die Hoffnung und die Betrachtung der schönen Bilder beim Loosverschließer, wovon die Amerikaner sehr große Liebhaber sind.

Ins Unglaubliche geht, was mir bei dieser Gelegenheit beifällt, die Leidenschaft dieses Volks für Wachsfiguren. Oft sieht man zwanzig, dreißig Menschen, nicht etwa vom niedern Volke, sondern hochstehende Personen, vor einem Friseurladen wie eingewurzelt, in Anschauung versunken stehen. Eine Wachsbüste ist hier noch etwas ganz Unbegreifliches; wenn ein Friseur seine Figuren einmal neu kostümirt, so bringt er die ganze Stadt in Aufruhr, und ich habe Familien gesehen, die von den Ufern des Eriesees nach Neuyork kamen, blos um der Eröffnung des Salons des angeblich von Paris neu angekommenen Friseurs Gaudequin beizuwohnen. Ich bin überzeugt, ein sicheres, und unbegreiflicher Weise noch nie versuchtes Mittel, in Kurzem reich zu werden, wäre die Aufstellung einer Wachsfigurengallerie. Sie müßte natürlich dem Geschmack des Landes angepaßt werden: die bekanntesten Generale, sowohl amerikanische und französische, als englische, aus dem Befreiungskriege, der Verräther Arnold, der Spion André, einige Figuren aus den neuesten europäischen Revolutionen, denn für ältere Geschichte hat man keinen Sinn, dann berühmte Räuber in charakteristischen Gruppen, sogar ein paar Hinrichtungen, im gräßlichsten Moment dargestellt, und in einem Kabinet mit Extra-entrée eine olympische Boudoirscene — das ist das Recept zum Stein der Weisen, wenn es gleich mit der auf dem Theater öffentlich gehandhabten Sittenstrenge im Widerspruche zu stehen scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Kunstausstellung. Kunstverein.

In meiner lezten Notiz über die hiesige Kunstausstellung habe ich mich offenbar eines Ausdrucks bedient, der einer falschen Auslegung fähig ist. Ich sagte, das Fach der historischen Darstellung gewähre nur magere Ausbeute. Dieß aber könnte leicht nicht nur auf die Anzahl, sondern sogar auf den Inhalt der einzelnen Stücke bezogen werden und würde nicht zu verantworten seyn, da außer den bereits erwähnten auch noch andere sehr ausgezeichnete Tableaux dieser Art dargeboten werden. So ist Stephanus vor den Hohenpriestern, eigene, in der Färbung etwas mattgehaltene Komposition von Peschel, mit der von braven Naturstudien zeugender Individualisirung der dargestellten Personen, mit sehr ansprechender Mannigfaltigkeit in den Gruppen und dem Chor von Engeln und Seligen, welche oben auf einer Wolke der Versammlung beiwohnen und auf des Redners Vortrag inspirirend einzuwirken scheinen, gewiß von bedeutendem Kunstwerthe. Eben so empfiehlt sich ein anderes Oelgemälde, Jakob und Rahel, eigene Komposition vom Professor A. Richter, durch Einfachheit, edle Formen und den Beweis eines tiefen Eindringens in den Genius der Werke der alten großen Meister. Doch auch in Hinsicht auf die Zahl werthvoller geschichtlicher Darstellungen übertrifft diese Exposition eine Reihe ihrer Vorgängerinnen, da zu den im Katalog genannten Nummern deren noch 99 gekommen sind. Recht interessant war es, die von Näke so zart und gefühlvoll behandelte Geschichte der Ruth mit Boas nun auch noch von M. Zimmermann ganz verschieden, aber doch ebenfalls mit Geist und Leben dargestellt zu sehen. Alle Fächer haben durch diese Vermehrung einen neuen, gehaltvollen Zuwachs erhalten. Vorzüglich ausgezeichnet ist ein Oelgemälde von L. Richter, einen Erntezug in der Campagna di Roma darbietend; mit besonderer Laune ist ein anderes Genrestück von Most ausgeführt, welches eine Ecke des hiesigen Neumarkts im vollen jüdischen Gewerbtreiben wiedergibt, wo zu gewissen Zeiten Handel mit alten Kleidern und Gegenständen aller Art stattfindet. Von demselben Künstler ist außerdem ein überaus charakteristisches und lebenvolles Gemälde, eine Dorfschenkstube darstellend, geliefert worden. Mit wohlgelungenen Bataillengemälden ist die Ausstellung reichlich versorgt. Besonders hat Grollig bei dem Angriff einer Brücke die Wirkung des verhüllenden Pulverdampfes trefflich aufgefaßt. In dieser Hinsicht erinnerte das Bild an die im vorigen Briefe erwähnten herrlichen Landschaften nach einem Regen von Erola. Je flüchtiger in der Natur die Erscheinung ist, deren der Pinsel des Malers sich zu bemächtigen weiß, desto größer und bleibender sein Verdienst.

Im Fache des Porträts wurde viel Löbliches geleistet. Wenn auch im Allgemeinen eine Menge Bildnisse, sogar bei aller Aehnlichkeit der Züge der dargestellten Personen und dem Vorzuge guter Färbung, wenig mehr sind, als die Büsten, welche die Skulptur den bereits Verschiedenen entnommenen Gesichtszügen abgewinnt, an denen in der Regel der Stempel des Todes ziemlich klar sich ausprägt, so gibt es dagegen doch auch eine Art zu porträtiren, die sogar die vortrefflichen Porträts dadurch weit überbietet, daß sie mehr oder weniger in das historische Gemälde sich verliert, wo nämlich eine Handlung, oder ein überwiegendes Gefühl, oder beides zugleich der nachgebildeten Person ein besonderes Leben verleiht. Zu dieser edeln Gattung neigen sich auf der dießmaligen Ausstellung hauptsächlich zwei Oelgemälde hin. Das erste ist eine junge Blondine in rothsammtener Kleidung, welche die Laute spielt. Stellung, Zeichnung und Kolorit fesseln gemeinschaftlich an dieses Bild, wie denn auch alles dieses meisterhaft verschmolzen erscheint. Der Künstler heißt Dräger. Man kann sagen, daß er die ganze, vom Wohllaut der Töne berauschte Seele in das schöne, saftige Fleisch des lebenvollen Gesichts und der zartesten Hand zu zaubern verstand. Traurig genug, daß der mit dem großen Geheimnisse des innigst verschlungenen Bandes von Seele und Leben in der Kunst so tief vertraute jugendliche Maler bereits der finstern Macht des Todes selbst verfallen mußte. Der Name des Verfertigers des zweiten, in die bemerkte Kategorie gehörenden Oelgemäldes ist Junige. Der Knabe, den es vorstellt, steht in einfachem, grau-röthlichen, oben unter dem bloßen Halse zugeknöpften Sürtout, die Hände über einem Knotenstocke und runden Hute gefaltet, an einem Grabhügel. In seinem mädchenhaften, höchst einnehmenden Gesichte hat die Wehmuth das Morgenroth unentweihter Jugend mit einem leichten Nebel überwebt. Dem verschlossenen Munde fehlen die Worte. Desto lauter aber spricht die gebeugte Seele aus dem frommen Auge. Sie haucht angstvoll aus dem mit höchster Wahrheit dargestellten, zarten Fleische. Die ganze, äußerst anziehende Gestalt wird sichtbar von ihrer Pein durchzittert. Großes Lob verdient es, daß der so talentvolle junge Künstler alles Ausschreien des Schmerzes und das Widerwärtige gemeiner Sentimentalität in dieser wahrhaft schönen Darstellung auf das Glücklichste vermieden hat.

Vom hiesigen Kunstvereine sind, nach Verhältniß, ziemlich viel Bildereinkäufe auf der Ausstellung gemacht worden. Der unverkennbare Nutzen dieses Vereins bewährt sich immer mehr. Er verdankte vor Jahren sein Entstehen einem zu Ehren Albrecht Dürers gestifteten Feste. Die Anstalt wurde auf Aktien jede zu fünf Thalern gegründet. Jezt haben sich zu mehr als eilfhundert bereits Abnehmer gefunden. Die Zahl der leztern steigt noch fortdauernd. Der Beitritt hat auch wirklich seine großen Annehmlichkeiten. Außer den eingekauften, ausgezeichneten Kunstwerken, welche zur Verloosung unter die Aktionärs kommen, gewinnt jede Aktie jährlich die mit Sorgfalt gearbeiteten Umrisse aller dieser Einkäufe. Hiemit erhält also jeder Inhaber, auch nur einer einzigen Aktie, für einen verhältnißmäßig sehr unbedeutenden Preis ein recht schäzbares Andenken an die Ausstellung. Je mehr durch die Vergrößerung der Anzahl der Institutsmitglieder die Geldkräfte der Anstalt wachsen, um so mehr wird sich auch der Werth dieser Umrisse erhöhen; denn da jezt nur noch zuweilen die Beschränktheit des disponibeln Quantums der Acquisition größerer und kostspieligerer Stücke in den Weg treten mag, und dem hauptsächlich aus den achtbarsten Künstlern und Kunstkennern bestehenden Vereinsausschusse wohl eine gehörige Würdigung und Auswahl der zu erkaufenden Gegenstände zuzutrauen ist, so wird denn auch künftig der Kreis der jedesmaligen Umrisse einen Maßstab von dem Zustande und Vorwärts- oder Zurückschreiten der Kunst abgeben können, und daher nach einer Reihe von Jahren eine, sogar in geschichtlicher Hinsicht nicht unwichtige Sammlung gewähren. Und so findet, mit Hülfe des sehr zweckmäßig eingerichteten Kunstvereins, nicht nur ein Theil der ausgezeichnetsten Künstler durch den Verkauf ihrer vorzüglichern Leistungen Aufmunterung zu neuen Unternehmungen, sondern es gibt auch Andern die Fertigung der Umrisse einigen Erwerb.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Oktober 1833.

Es scheuet ja der Freundschaft heil'ger Fels
Die träge Zeit, und auch die Ferne nicht.
Wir kennen uns, du Theurer!

Hölderlin.

An Nikolaus Lenau.

Theurer Freund, als du gezogen
In die fremde, kalte Welt,
Durch die hochgethürmten Wogen,
Weit und breit nur Himmels Zelt,
Wenn du blicktest in die tiefe
Sturmbewegte Meeresflut,
War dir's nicht, als wenn ich riefe
Aus der Brandung heißem Sud?

Wenn du sahst die Wolkenschwärme
Ueber dunklem Meeresgrund,
Wenn aus wildem Donnerlärme
Zuckten Blitze grausig bunt,
Ward dein Sinn dem Wellenschlage
Träumerisch zu mir entrafft,
Und zu meiner finstern Klage
Hoffnungsloser Leidenschaft?

Von der Liebe Sturm verschlagen
Ward ich in dein Heimathland,
Von dem Ungarroß getragen,
Flog ich durch der Wüste Brand.
Aus dem Rauch der Heideschenken,
Wo Tschikoschen *) rauh und wild,
Blutbesprengt den Fokesch **) schwenken,
Winkte mir dein treues Bild.

Auf des Meeres jüngern Bruder
Trieb mich ungestümes Weh,
Und der Schlag von meinem Ruder
Rauscht' im weiten Plattensee.
Fruchtlos blick' ich in die Wellen,
Ob auf heimlich stiller Bahn
Nicht geheime Geisterquellen
Führen in den Ocean! —

Wenn der Mond mit seinen Schauern
Trat an's dunkle Firmament,
Dacht' ich dein mit tiefem Trauern,
Und an's Weltmeer, das uns trennt.
Oft am Friedhof in der Wüste,
Wo die schwarzen Fahnen weh'n,
War's, als wenn mein Miklos ***) grüßte,
Seinen Geist glaubt' ich zu seh'n.

Sandor v. S.

*) Ungarische Pferdehirten, meistens Räuber.
**) Streitaxt.
***) Ungarisch, für Nikolaus.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsetzung.)

„Ein trüber Morgen brach nach dieser Nacht an," fuhr der Erzähler fort, „Gewitter thürmten sich auf Gewitter, in den finstern Bergen polterten die Schläge, vom Echo tausendfältig wiederholt, der Regen strömte in Güssen herab, und früher als gewöhnlich deckte schon die undurchdringlichste Finsterniß die Erde. Da hielt um die zwölfte Stunde ein Reisewagen am Ausgang des Parks, durch die Büsche arbeiteten sich zwei vermummte Männer, leise näherten sie sich dem Thurme, von dem die Lichter niederflammten, vorsichtig sezte der Eine die Leiter an, behutsam stieg er hinauf. Kein Stern leuchtete von oben, der Sturm zog in tiefen Tönen um das alte Gemäuer, die Glocke schlug zwölf; leise öffnete der Einsteigende das bekannte Fenster, und siehe! in ihre Schleier gehüllt, stand die Geliebte dicht vor ihm; mit kräftigem Arm umfaßte er sie und trug seine Beute die Staffeln hinab. Eilendes Schrittes wollte er den Weg zurück zum Wagen nehmen, doch es war, als habe sich die Gegend verwandelt; so eifrig er suchte, kein Wagen zeigte sich, der Weg verlor sich in wildverwachsenes Gestrüpp. Der Unglückliche arbeitete sich athemlos durch; doch vergebens! die dichte Finsterniß ließ ihn keinen Gegenstand erkennen; umsonst rief er den Namen seines Dieners, Alles um ihn war finster und schweigend wie das Grab. Die Kräfte drohten ihn zu verlassen, er sank auf's Knie, und sich überbeugend, suchte er der Geliebten Trost einzusprechen, den er selber nicht fand; allein auch sie gab kein Zeichen des Lebens von sich, er suchte ihre Lippen, sie waren kalt und geschlossen, er küßte das Auge, es lag tief in seiner Höhle und war geschlossen. Eine fürchterliche Beklemmung bemächtigte sich seiner; da schlug die Schloßuhr Eins, und mit diesem Schlage zeigten sich Lichter, der Diener kam mit der Leuchte auf seinen Herrn zu. Das Erste, was dieser that, war, der ohnmächtigen Geliebten ins Antlitz zu leuchten; doch kaum hatte er dieses erblickt, als er mit einem dumpfen Schrei des Entsetzens zu Boden sank."

„In jener Nacht, wo dieß geschah, war im Schlosse Bewegung und Unruhe entstanden: Elisabeth hatte ein plötzlicher Krankheitsanfall überrascht; als die Uhr zwölf schlug, lag sie völlig bewußtlos auf ihrem Lager, der Arzt, die Eltern, die Geschwister um sie her. Sie erwachte in den wildesten Fieberphantasien, mit Gewalt strebte sie vom Lager auf; den wilden, starren, weit offenen Blick gegen das Fenster gewendet, rief sie mit einer Stimme, die kaltes Entsetzen über die Umstehenden brachte: „Seht, seht, da steht er! er wartet auf mich! laßt mich! geschworen hab' ich ihm, fürchterliche Eide hab' ich geschworen, ihm zu folgen! Seht, wie er mit dem nackten Schädel winkt! wie er die dürre weiße Todtenhand durch die schwarzen Lüfte hebt! laßt mich fort!" Als die ersten Strahlen des Morgens durch's verhangene Fenster zogen, lag sie todt, mit kalter Blässe überzogen, eine im Sturm geknickte Lilie. Die Nacht darauf lag sie an der Stelle der beerdigten Nonne im Thurmgemach. Den jungen Grafen hat man nie wieder in der Gegend des Schlosses gesehen; er soll in Wahnsinn gestorben seyn."

Ein starkes Frösteln unterbrach bei diesen Worten die Erzählung des Fremden, er knöpfte seinen Rock fester zu und richtete die düstern Blicke zu Boden. Der Graf, der aufmerksam zugehört hatte, rief jezt: „Ist Ihre Geschichte aus?" — „Noch nicht," erwiderte der Fremde dumpf; „der Urtheilsspruch fehlt noch: wir wurden verdammt, unsers frevelhaften Beginnens wegen keine Ruhe im Grabe zu finden, bis —" — „Wie?" rief der Graf und rückte mit Entsetzen auf der Bank weiter; „wer sind Sie, mein Herr?" Der Fremde lächelte mit abgewandtem Gesicht. „Ich habe mich so viel mit der Geschichte abgegeben, sie so oft erzählt, daß ich manchmal in der That meine, ich erzähle meine eigene Geschichte."

Graf Alexander zwang sich zum Lachen, eigentlich aber war ihm nicht so zu Muth; eine Pause entstand, während welcher beide schweigend dasaßen, der Fremde immer mit abgewandtem Gesicht. Endlich warf der Graf, um die Stille zu unterbrechen, einige Bemerkungen über die Gespensterfurcht hin. „O wenn Sie wüßten," rief der Fremde mit schneidender Stimme, „wie weit größer die Furcht der Todten vor den Lebendigen ist! Ich finde keine Worte, das fürchterliche Entsetzen, das namenlose Grausen zu schildern, das die Erscheinung des Fleisches umschwebt für solche, die diese als ein unreines Kleid abgelegt! Das grobe, erdbefleckte Gebäude der Sinne, von niedriger Nahrung, thierischer Kost widrig aufgebläht, von einem warmen, dumpfen Athemzug durchzogen, schwerfällig dahinwandelnd, gleich einem ekelhaften Sklaven seine ekelhaften Ketten nach sich schleppend! Ach, wie entsetzlich ist dieß für die kalte, befriedigte, athemlose Todeslarve, in einem kühlen, luftigen Auferstehungsgewande dahinschwebend! In jedem Menschen steckt unentwickelt eine herrliche Blüthe, es ist der Tod; dieser funkelnde Kelch ist aber durch den finstern Erdhaufen erdrückt, geschlossen; erst wenn der abfällt, dann fliegen die Blätter des schönen Blüthenkolben mit Sieg auseinander. Ach, mein Herr, es schaudert Ihnen vor dem Kirchhof — es sollte Sie entzücken, die hellen, reinen, vom Körper erlösten, vom Staub gereinigten, zum Schlaf hingelegten Larven zu sehen, wenn der Mond, über sie hinwandelnd, die geschlossenen Augen mit Silberlicht tränkt, auf die Lippen reine Lichtküsse spendet! Müssen sie dann, gerufen, aufstehen, und sie, die Gereinigten, mit ihren weißen Kleidern den Stätten der Menschen sich wieder nahen — ach! da zittern

sie unruhig über dem Dampf volkreicher Städte; der erstickende Qualm, die ekelhafte Erscheinung des Lebens bläst sie aus tausend und aber tausend unreinen athmenden Lungen an, der fürchterliche Erdgeschmack befleckt ihre Kehlen auf's Neue, und schmutzige, sinnliche Bilder thierischer Erhaltung foltern ihre Blicke. So treten sie an das Lager ihrer Lieben, und während man über ihnen sich entsezt, sind sie es eigentlich, die fürchterlich erschrecken. O glauben Sie mir, nie wird ein Abgeschiedener sich freiwillig dem entsetzlichen Leben nahen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Ein anderes vaterländisches und mithin über Alles anziehendes Spektakel sind die Wilden, die verdrängten, mißhandelten, betrogenen Wilden. Zuweilen senden sie Gesandte in die Städte, um das Geld zu verlangen, das sie von den verschiedenen Staaten für abgetretene Ländereien zu fordern haben. Es wird wohl Niemanden einfallen, daß die Amerikaner ihre Versprechungen für bindend halten; wofür bezahlten sie denn ihr kleines, meist aus Irländern bestehendes Heer, als um sich vor den Einfällen der in die Wüsten im Westen hinüber diplomatisirten Indianer zu schützen? Nur weil das kleine Heer die ausgedehnte Grenze nicht hinlänglich bewachen und den Eilmärschen der Indianer bei weitem nicht die Wage halten kann, sieht man sich zuweilen zu Koncessionen genöthigt. Ein indianischer Heereszug geht bekanntermaßen schneller als ein amerikanischer Kourier. Auf diese Art geschieht es, daß die europäischen Ansiedler im Westen im Milizdienst und besonders im Manöver einer prompten Retirade, so wie auch in der christlichen Geduld fleißig geübt werden; denn es geht ihnen mit ihren Wirthschaften wie den Danaiden mit ihrem Faße. Doch davon ein andermal, für jezt wollen wir die Unterhaltungen der Großstädter im Auge behalten.

Wenn nun eine solche indianische Gesandtschaft in einer Stadt eintrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie unverrichteter Sache wieder abzieht; nichtsdestoweniger ist sie des herzlichsten Willkommens gewiß. Alles drängt sich ihnen entgegen, Jeder will ihnen die Hände schütteln, die Amerikaner, die nie einem Bettler einen Heller geben, reißen sich darum, wer ein Kosthaus für einen Indianer bezahlen wird, und die indianische Legation hat alle Hände voll zu thun, um alle die Einladungen von sich zu weisen, mit denen sie von allen Seiten bestürmt wird, wo sie sich nur blicken läßt. Botschafter ist gewöhnlich der Häuptling selbst. Die Indianer, die man gewöhnlich in Neuyork sieht, gehören zu den sechs Nationen, und sie haben ein Individuum unter sich, das, ein geborner Belgier von guter Familie und nicht ohne Bildung, sich unter ihnen so nationalisirt hat, daß man kaum den Europäer in ihm erkennt; er ist ihr Staatsminister und zugleich perpetuirlicher Legationsrath und Sekretär. — Bei ihrer lezten Anwesenheit engagirte der Unternehmer vom Parktheater die löbliche indianische Legation, welche dann ihre Nationaltänze, Lieder, Kriegsübungen und Gebräuche produzirte. Obgleich nun die Entrée das Doppelte kostete, war doch das Haus vierzehn Tage lang so voll, daß, seiner Natur zuwider, das Publikum auf den Füßen stehen mußte, da kein Mensch ein Plätzchen zum Sitzen, geschweige zu einer noch bequemern Stellung fand. Unersättlich waren die Zuschauer, unendlich ihr Beifallsgestampf; den Diplomaten aber wurde es endlich in jeder Hinsicht zu viel, und so liefen sie eines Morgens weg, in sechs Tagen mehr als hundert deutsche Meilen weit fort, über den Niagara zurück, und das Fest war zu Ende.

Noch muß ich, bevor ich diesen Brief schließe, eines höchst seltsamen amerikanischen Festtags gedenken. Der erste Mai ist fast allenthalben ein der Freude gewidmeter Tag, wo Jeder mit der erwachten Natur seines Lebens froh zu werden sucht. Dieser Tag wird nun auch hier, und zwar sehr geräuschvoll, begangen; aber der Lärm hat einen andern Grund, die Bewegung einen andern Zweck. So wie der Hammer Mittag schlägt, ist ganz Neuyork auf der Straße mit Hab und Gut; Möbeln, Küchengeräthe, Betten bedecken das Pflaster, Karren sperren den Weg, und die bewegten Menschenmassen drängen gegen einander. Welcher Wahnsinn jagt die Leute? Es ist eine förmliche Völkerwanderung. Und wohin geht denn die Reise, und warum sind denn Alle gerade zu einer und derselben Stunde auf den Beinen? Die Uebersiedlung geht in die nächste Straße, ins nächste Haus, das man vom ersten Mai Schlag zwölf Uhr laufenden Jahres bis zum ersten Mai Schlag zwölf Uhr künftigen Jahres gemiethet hat. Es wäre doch eine kuriose Zumuthung, von einem Amerikaner zu verlangen, daß er ein Haus, welches er bis Schlag zwölf Uhr gemiethet hat, um eilf Uhr schon räumen solle. Sollte gar Jemand so lächerlich seyn, zu glauben, man könnte sich auch in Güte verstehen, und sich gegenseitig ein paar Tage vor dem Termin ein paar oder auch nur Ein Zimmer einräumen, um sich allerseits Erleichterung zu verschaffen und dem grenzenlosen Chaos zu entgehen? O nein, hier kennt man besser seine Rechte: nicht eher, als bis die Stunde schlägt. Dann ist aber auch die ganze Stadt in einer wüthenden Gährung; selbst der beliebte Feuerlärm muß verstummen, und kommt ein Feuer

aus, was an keinem, am allerwenigsten an diesem Tage fehlt, so läßt man es brennen bis drei oder vier Uhr; denn einmal können die Spritzenschläuche und Leitern mit ihren Trompetern früher gar nicht durchkommen, jeder Versuch wäre Tollheit, und alle die Volksinteressen, die Spiegel, Schachteln, Kisten, Teppiche, die da auf den Gassen umherliegen, und die man nothwendig verletzen müßte, würden unfehlbar einen Bürgerkrieg entzünden; und dann sind die Feuermänner selbst auch auf der Völkerwanderung begriffen. Wenn gleich nach einigen Stunden das Gröbste sich verlaufen, oder vielmehr der ordentliche Zug begonnen hat, so dauert der Wirrwarr doch bis zum nächsten Tag, und der zweite Mai ist ein Tag der Ruhe, wo das erschöpfte Volk ausschnaubt; Alles liegt im Haus in größter Unordnung umher; nur das beliebteste, unentbehrlichste aller amerikanischen Meubeln, die Schaukelstühle, die in keiner Haushaltung in geringerer Zahl, als Köpfe in der Familie sind, vorhanden seyn dürfen, Stühle auf Schaukelbrettern, nach Art unserer Kinderpferde, sind im Parlor aufgestellt, und da baumelt denn Alt und Jung, herzlich vergnügt, sein Recht, sein volles Recht behauptet und nicht einen Fingerbreit davon nachgegeben zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Verfall der neuen französischen Kirche.

Mit der Eglise française scheint es ein schlechtes Ende zu nehmen; der Stifter derselben, der berüchtigte Abbé Chatel, welcher zwei Kirchen versah, das heißt zwei Bethäuser, hat die Miethe des größten nicht bezahlen können und die darin befindlichen Effekten öffentlich versteigern lassen müssen, um den Hauseigenthümer und vermuthlich auch andere Gläubiger zu befriedigen. Dieß beweist so viel, daß Abbé Chatels Unternehmen vom Publikum nicht hinlänglich unterstützt wurde. Ich argwohne, daß die Hauptschuld an dem Stifter selbst lag. Bekanntlich ist der Abbé erst seit der Julirevolution aufgetreten; denn zuvor hatten Wenige von ihm gehört. Er hatte geglaubt, der Zeitpunkt sey günstig, um seine Neuerungen vorzubringen, und in der That hätte ein anderer Mann, als er, damals vielleicht eine Revolution im Kirchenwesen hervorgebracht. Chatel aber fing, wie mich dünkt, die Sache ganz unrecht an. Er wollte den Prunk der katholischen Kirche beibehalten, und vor Allem sich zum Erzbischofe, ja sogar zum Primas der sogenannten gallischen Kirche aufwerfen. Nun ist aber nichts lächerlicher, als sich Titel zu geben, wenn die Sache selbst noch nicht vorhanden ist. Wozu ein Primas, wenn die Kirche erst entstehen soll? Diese Eitelkeit des Stifters entzweite ihn bald mit seinen Gehülfen, und die entstandene Spaltung mußte beiden Partheien schaden. Die Tageblätter machten sich über das Unternehmen lustig; einige schilderten es als eine abscheuliche Ketzerei und als eine elende Nachäfferei des katholischen Kultus. Dazu kam, daß sich Abbé Chatel auch mit politischen Erörterungen in seiner Kirche abgab und sich dadurch die Regierung abwendig machte. Einige Gemeinden, welche nach seinem Muster französischen Gottesdienst begonnen hatten, wurden von der Polizei gezwungen, den alten Kultus wieder einführen zu lassen. Abbé Chatel konnte aber so wenig von seiner Eitelkeit abstehen, daß er noch vor wenigen Tagen im bischöflichen Ornate einen Missethäter zum Richtplatze geführt hat. Hätte er bescheiden angefangen und fortgefahren, und hätte man bei ihm mehr die innere Ueberzeugung, als die äußere Prunk- und Herrschsucht gesehen, vielleicht hätte er eine Menge von Anhängern bekommen. Diejenigen, die seinem Kultus beiwohnten, ich will nicht sagen, die sich nach seinen Lehren fügten, denn ein eigentliches Religionssystem habe ich nie bei ihm bemerkt, waren meistens Leute aus den Handwerksklassen, welche wahrscheinlich seinen französischen Gottesdienst dem lateinischen päbstlichen vorzogen, weil sie ihn verstehen konnten. Chatel wird also wahrscheinlich bald so unvermögend und so lächerlich werden, als der Père Infantin mit seinen St. Simonisten, die in Paris allen Kredit verloren haben, obschon sich einige sehr edel benommen hatten und das Wohl des Volks ernstlich wollten. Man hat wohl daran gethan, sie wieder frei zu lassen, denn sie waren vielmehr Verirrte, als Betrüger, und einige haben ihr ganzes Vermögen ihren Grillen aufgeopfert und bereuen herzlich ihre Thorheit. Bei Abbé Chatels Vereine war kein Vermögen aufzuopfern, und hat der Abbé etwas dabei gewonnen, so ist es gewiß nicht viel, sonst würde er doch Ehren halber die Miethe seiner Afterkirche bezahlt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Baden-Baden, Oktober.

Verschönerung des alten Schlosses.

Die hiesige Schloßruine ist bekanntlich eine der schönsten in Deutschland. Gegenwärtig sind eine Menge Arbeiter daselbst beschäftigt, um Veränderungen vorzunehmen, und zwar unter Leitung des Garteninspektors Metzger aus Heidelberg. Wir wissen nicht, was ein Botaniker und Gartenkünstler bei dieser Ruine soll. Will man die Anlagen um das Heidelberger Schloß zum Muster nehmen, so ist der Gedanke nicht glücklich. Der erste Eindruck, den dieses hervorbringt, ist das unangenehme Gefühl, daß hier etwas Herrliches zerstört worden. Noch stehen von dem dortigen Schlosse einzelne, bewohnte Theile, ganze Façaden, und die Gartenanlagen umher scheinen gemacht, jenes Gefühl der Zerstörung zu mildern. Wie ganz anders in Baden! Ueber den Trümmern waltet der ewig schaffende Geist der Natur: aus dem Gestein grünen seit anderthalb hundert Jahren der Ahorn, die Tanne, die Hainbuche und die Ulme hervor. Epheu bedeckt das Gemäuer und Moos die Gesimse. Der sinnige Waller wird ergriffen von dem unsichtbaren Geiste und versinkt in seine eigenen Tiefen. Wer diese unendliche Verschiedenheit in dem Charakter beider Ruinen nicht ahnt, der mag leicht auf den Gedanken einer Verschönerung kommen, wie man denn auch Ruinen in englischen Anlagen baut; aber Tausende und wieder Tausende würden es schmerzlich empfinden, wenn das Größte, was Baden besitzt, durch irgend ein sichtbares Zeichen von Verschönerung, von künstlerischer Intention etwas von der Heiligkeit seines Charakters einbüßen sollte. Kein Wettlauf ist unglücklicher, als der, den die Kunst mit der Natur wagt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Oktober 1833.

— Meruisse fatemur
Illum, cur pereat: mortis mihi displicet auctor.
Ovid.

Meleager.

Kennt ihr ihn noch, der, gestreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager?
Duldend bewährt sich der göttliche Held.
Gährend will ihm die Brust zerspringen,
Feuer durchrollt ihm Adern und Herz;
Aber der Jüngling strebt zu bezwingen,
Strebt zu verhehlen den grausamen Schmerz

Um ihn klagen die liebenden Schwestern,
Mit der erkälteten Freude Gram,
Kaum entwöhnt des Jubels von gestern,
Da von der Jagd er als Sieger kam;
Da er gehezt den grimmigen Eber
Tief in den Wäldern und ihm den Spieß
Durch das borstige Fell in die Leber
Mit den ehernen Fäusten stieß.

Doch nicht allein mit des Thieres Blute
Hat sich sein durstiger Speer getränkt:
Seine Genossen mit düsterem Muthe
Schalten ihn, daß er die Beute verschenkt;
Wild begannen die Männer zu hadern
Und ein heißerer Kampf begann,
Bis aus den gräßlich zerrissenen Adern
Leben und Blut in Strömen rann.

Wehe! der eigenen Mutter Brüder
Warf mit grimmigem Lanzenstoß
Meleager, der Starke, nieder,
Weil ihr trotziges Wort ihn verdroß.
Prangend mit dreifacher Siegesbeute
Nieder er von den Gebirgen stieg;
Aber die Erzeugerin freute
Wenig sich ob des Sohnes Sieg.

Am Altar, mit flehendem Munde,
Stand sie, zu opfern für sein Glück;
Doch vernommen die grausame Kunde,
Hält sie Gebet und Opfer zurück.
Und sie fühlt, im Sturme der Schmerzen,
Sich nur den Todten verwandt, und vergißt,
Daß sie den Mörder getragen am Herzen,
Daß sie des Lebenden Mutter ist.

Um zu tilgen des Sohnes Leben,
Darf sie nicht greifen zum grünen Gift,
Braucht sie den blanken Stahl nicht zu heben,
Nicht den Pfeil, der von ferne trifft;
Wie wohl hätte das Weib, das schwache,
Wider den Helden bewehrt die Hand;
Aber lockend zur tückischen Rache
Hegt Althäa ein gräßliches Pfand.

Damals, als sie mit herber Beschwerde
Ihres trefflichen Sohnes genas,
Schicksalspinnend am flackernden Herde
Tief im Saale die Moire saß;
Und dumpf murmelt sie durch die Hallen,
Auf einen Feuerbrand heftend den Blick:
Wenn dieß Holz in Asche zerfallen,
Ist erfüllt dieses Kindes Geschick!"

Doch Althäa, im Schrecken besonnen
Und gestärkt von der Liebe Kraft,
Hat schon das tödtliche Holz gewonnen
Und es dem zehrenden Feuer entrafft;
Kühle Wasser die Flammen ersticken,
Die einem Leben verderblich sind,
Und die Mutter mit zärtlichen Blicken
Schaut auf das doppelt geborne Kind.

Sicherer war kein Leben behütet,
Als, Meleager, das deine war;
Ob dich der Sturm der Schlacht umwüthet,
Ob dir den Rachen wies die Gefahr:
Sicher gingst du auf schlüpfrigem Pfade,
Beugtest dich über des Abgrunds Rand,
Weil die Mutter in schirmender Lade
Hegte des Lebens theures Pfand.

Aber jezt — ein grauser Gedanke,
Zuckt durch Althäa's Hirn, wie ein Blitz,
Und hervor aus dem köstlichen Schranke
Holt sie den lang verwahrten Besitz;
Seit die Liebe den Busen verlassen
Und als König der Haß zog ein,
Lernt sie erst ganz den Gedanken fassen:
Ihres Sohnes Schicksal zu seyn.

Von dem racheforderndem Grimme,
Den ihr erwecket der Brüder Blut,
Wird übertäubet der Mutter Stimme,
Zärtlichkeit stirbt in des Zornes Glut;
Siegend erhebt sie sich über die Schwächen,
Größer will, als ein Weib, sie seyn;
Und es muß zu dem wilden Verbrechen
Götterfurcht selbst die Larve noch leih'n.

„Niemals hätt' ich den Stahl geschliffen
Wüthend gegen mein eignes Geschlecht;
Aber ich hab' einst eingegriffen
In der Götter ewiges Recht!
Damals hätt' ich nicht hemmen sollen
Ihren Rath mit vermessenem Muth,
Und nicht den Brand, den schicksalvollen,
Retten aus der verzehrenden Glut.

Lange verblendet, hab' ich gepriesen
Die mir vom Schicksal gegönnte Huld,
Aber grausam zurechtgewiesen,
Eil' ich, zu erstatten die Schuld.
Länger will ich nicht vorenthalten,
Den ich thöricht behielt, den Raub;
Opfern will ich den hohen Gewalten,
Deren Rache mich beugt in den Staub.

Und der Mörder — er darf nicht klagen,
Daß er die Schuld muß erstatten jezt.
Wehe! zu viel hab' ich seinen Tagen,
Strafbar frevelnd, schon zugesezt."
Geister der Rache beschwört sie zusammen,
Daß sie ihr stärken die zitternde Hand,
Und in des Herdes knisternde Flammen
Fliegt der gerettete Feuerbrand.

Tückische Geister, unsichtbare, schüren
An den Flammen mit grausamer Lust;
Aber der Mutter die Hände sie schnüren
Und ersticken die Reue der Brust.
Und als wär's ein gemeines Feuer,
Sieht sie, in furchtbar steinerner Ruh,
Fühllos dem rothen Ungeheuer,
Welches den Sohn ihr verschlinget, zu.

Kennt ihr ihn noch, der, gestreckt auf's Lager,
Mächtig kämpfend die Klage verhält?
Kennt ihr den herrlichen Meleager,
Wie er sich duldend bewährt, der Held?
Wie er über die sengenden Schmerzen
Herrscht mit der Seele lezter Macht,
Und aus dem edelmüthigen Herzen
Reißt der Wahrheit schwarzen Verdacht?

Liebende Schwestern kühlen vergebens,
Labung bereitend, sein siedendes Blut;
Ach, der verschwisterte Keim seines Lebens
Dorrt ohne Rettung in ferner Glut!
Bald ist das Holz zusammengesunken,
Ganz durchfressen von züngelnden Loh'n,
Und mit dem lezten verglimmenden Funken
Ist Meleagers Seele entfloh'n.

G. Pfizer.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Graf Alexander war durch diese Worte, mehr noch durch den Ausdruck, mit dem sie vorgetragen wurden, sonderbar ergriffen worden; er war auffallend zerstreut, er wollte den finstern, unheimlichen Eindruck bekämpfen und

sagte daher in scherzendem Tone: „Sie sprechen ja, als hätten Sie schon im Grabe gelegen.“ Der Fremde erwiderte etwas, was der Graf nicht verstand; dann erhob er sich und wandte sich zum Gehen. „Halt!“ rief der Jüngling, „noch eine Frage! Ich unterbrach Sie früher, als Sie eben die Bedingung nennen wollten, unter welcher den armen Seelen zu helfen ist.“ — „Diese ist keine andere, als daß sich zwei Liebende aus den genannten beiden Geschlechtern entschließen, mit einander eine Nacht in jenem Thurme oben zu wachen.“ — „Nichts mehr?“ rief der Graf und schwang sein Spazierstöckchen; „wie gerne übernähme ich die Befreiung meines ehrwürdigen Ahnherrn; doch leider fehlt mir hiezu die Hauptsache, die Geliebte. Um ihm die Ruhe zu verschaffen, bin ich eben nicht gesonnen, mir die meinige nehmen zu lassen. Es wäre ein schlimmer Tausch.“

Der Fremde lächelte, machte eine kurze Verbeugung und ging. Der Graf sah ihm nach und bemerkte, wie der verblichene schwarze Sammtrock, den er anhatte, auf dem Rücken platt gedrückt und mit gelblichten Falten bedeckt war, als hätte der Besitzer desselben lange ausgestreckt irgendwo gelegen. Der Graf sprang schnell aus dem Schatten und war froh, als er sich wieder im hellen Sonnenscheine befand und nur in der Ferne das Rauschen der alten Tannen hörte.

Beim Mittagstisch brannte er vor Begierde, sein Abentheuer zu erzählen; doch gerade heute mußte es sich treffen, daß Comtesse Betty zögerte, zu erscheinen. Er fragte nach ihr, und die Mutter entschuldigte sie, er fragte zum zweitenmale, und dieß war der Mutter sehr angenehm, er fragte endlich zum drittenmale — ein solcher Fall war noch nicht vorgekommen; die Gräfin konnte ihre Freude nicht verbergen. Endlich trat die Comtesse herein; sie hatte heute, ob aus Eigensinn oder Langeweile, war ungewiß, etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf ihre Toilette verwendet und war wirklich so niedlich, so elegant, als nur ihre schönen Landsmänninnen seyn können, wenn sich an einem schönen Tage der Beaumonde in den Gängen des Praters herum bewegt. Der Vetter erzählte jezt brühwarm die eben gehörte Gespenstergeschichte, erzählte so lebhaft, mit so viel Gefühl, wie man ihn noch nichts hatte erzählen hören, und unterließ endlich nicht, genau den wunderbaren Fremden zu beschreiben. Die Damen waren verwundert, man stritt sich über den Ankömmling hin und her, und indeß man stritt, rieb sich der Kastellan heimlich lachend froh die Hände. „So haben denn meine Anzeigen, die ich in verschiedene Blätter habe einrücken lassen,“ entgegnete der freudige Mann auf die Frage der Gräfin, „doch ihre Wirkung gethan. Fremde, Fremde, nach denen wir so sehr seufzen — da sind sie, da wandeln sie im Schloßgarten, und zwar sind es erzählende Fremde, eine treffliche Sorte, welche jezt beinahe ausstirbt, da es Mode wird, stumm und in tiefsinniger Trockenheit die Welt zu durchtraben.“ — „Stumm?“ rief der Graf; „ich wünschte, mein Reisender wäre stumm gewesen; so aber sprach er so wunderbare und unheimliche Worte; ich versichere Sie, es wurde mir ordentlich bange. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit seinem geraden, hölzernen, steifen Rücken fortwandelte, gleich einem im Grabe erkalteten Körper.“ — „O stille doch! welches Bild!“ rief die Comtesse und hielt sich beide Händchen vor's Gesicht. Der Kastellan rieb sich wieder lächelnd die Hände. „Nun?“ rief die Gräfin, „was wissen Sie über diesen Vorfall?“ — „Wenn Ihro Gnaden erlauben, so kenne ich diesen Fremden; es ist der Sohn des Pfarrers aus dem nächsten Städtchen, der Advokat Ulrich; jedes Kind kennt ihn und sein schwarzes abgetragenes Röcklein.“ Der Graf erwiderte diese Erklärung mit einem finstern Blick; er war verstimmt, daß die Wichtigkeit seines Abentheuers durch die Dazwischenkunft des prosaischen Advokaten so sehr verlor. Der Kastellan bemerkte sein Versehen und fügte, um es gut zu machen, schnell hinzu: „Uebrigens hat es seine Richtigkeit, daß es in jenem Theil des Schlosses, und besonders im Thurmgemach spukt.“ — „Haben Sie etwas gesehen?“ fragte die Gräfin. „Durchaus nichts, Ihro Gnaden.“ — „Nun, woher wissen Sie es denn?“ — „Meine Nichte, ein Mädchen von zwölf Jahren, hat mir erzählt, daß ihre Base von ihrer Großmutter erzählen gehört habe, daß der Schwester ihres Stiefvaters —“ — „Um's Himmelswillen, Herr Kastellan! lassen wir diese Geschichte!“ — „Was mich betrifft,“ rief Betty, „so bin ich so wenig furchtsam, daß ich erkläre, meiner guten Ahnfrau das Opfer einer schlaflosen Nacht bringen zu wollen.“ — „Wenn Sie mich zum Gesellschafter annehmen,“ bemerkte Graf Alexander eifrig, „so bin auch ich bereit, meinem guten Ahnherrn —“ — Die Mutter gab der Tochter einen leisen Wink. „Nein,“ rief die Comtesse lebhaft, indem sie mit ihrem Teller spielte, „ich bin weit entfernt, Ihnen die Rolle eines Geliebten aufzudrängen.“ — „Doch wenn ich sie freiwillig übernehme?“ fragte der Jüngling, und schaute mit seinen dunkeln Augen zu ihr auf. — „Zu gütig!“ lachte das schöne Mädchen; „ich bin, wenn es ein so gutes Werk gilt, Gott sey gelobt! nicht um einen galanten Ritter verlegen; wenn ich z. B. den gütigen Blick mir deute, den eben unser trefflicher Kastellan mir schenkt —“ — „Ihro Gnaden —“ stammelte der bescheidene, hochbeglückte Mann. Der Graf schlug ein lautes Gelächter auf. „Allerliebst!“ rief er; „auch ich tausche den Gegenstand; wählen Sie den Herrn Kastellan, so wähle ich die Frau Kastellanin; es fragt sich nur, ob der Geist auf eine gesetzliche Weise wird befreit werden können durch zwei Liebende, deren Leidenschaft auf einem so ungesetzlichen Grunde steht.“ — Die alte Gräfin machte dem Streit ein Ende; im

Herzen war sie jedoch entschlossen, die willkommene Gespenstergeschichte nicht ruhen zu lassen. Sie sah darin eine unschuldige Spielerei, die, richtig benuzt, doch wohl noch zu einem Resultat führen konnte. „Es wäre in der That seltsam," rief sie bei sich, „wenn die Furcht die Liebe hervorriefe, und einem Gespenste gelänge, wonach der Autor der schönen Clarissa umsonst gerungen hat." Aber ist denn nicht die Liebe ebenfalls eine wunderbare Geistererscheinung? hätte sie ihrer Bemerkung beifügen können, hätte ein solcher Gedanke nicht zu weit von ihrem Bereiche abgelegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Eine Vorstellung im Odeontheater.

Vor Kurzem war im Odeontheater eine außerordentliche Vorstellung angekündigt, als Benefiz für einen beliebten Schauspieler des Variétéstheaters, Namens Lepeintre, und eine ehemalige Schauspielerin der längst aufgelösten Truppe des Odeons, Namens Dlle. Prévost. Wahrscheinlich verdankten sie diese Benefizvorstellung keiner Theaterdirektion, denn am Odeon ist keine mehr, sondern sie hatten dieselbe auf Spekulation unternommen; sie hatten sich selbst ein Benefiz geben wollen und daher aus vier kleinen Theatern Schauspieler vereinigt, ohne daß deßhalb auf jenen Theatern die Vorstellungen für diesen Abend unterbrochen worden wären. An Schauspielern ist Gottlob kein Mangel in Paris, und allenfalls könnte es ein ganzes Reich damit versehen. Der Abend war nicht zum besten gewählt, denn am selben Tag begann auch das italienische Schauspiel wieder; die Musikliebhaber mußten also dort seyn. Auch sollten an eben diesem Abend einige Schauspielerinnen, die ihre Gastreisen vollendet hatten, wieder auftreten, namentlich Dlle. Jenny Vertpret im Gymnase dramatique, Dlle. de Jazet im Variétéstheater, und solche Rentrées pflegen immer eine Menge Schaulustiger herbeizuziehen. Dennoch war es sehr voll in dem großen Odeonsaale, einem der größten in Paris, der aber leider fast beständig verschlossen steht, weil sich in diesem, vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Stadtreviere keine Truppe halten kann. Wie gewöhnlich war das Parterre mit Studenten aus der Rechts- und der medizinischen Fakultät angefüllt, da das Odeon an das von den Studenten hauptsächlich bewohnte Revier St. Jacques stößt, welches deßhalb auch das Pays latin heißt, als derjenige Stadttheil, in welchem am meisten das Lateinische getrieben wird. Nun sind aber die französischen Studenten noch viel lärmender, als die deutschen; es ließ sich also ein stürmischer Abend erwarten, und diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht. Zuerst gab man das schon zwölf Jahre alte Vaudeville Michel und Christine aus dem Repertoire des Gymnase dramatique, das auch auf auswärtigen Bühnen guten Erfolg gehabt hat. Man sieht diesem Vaudeville die Zeit an, worin es gedichtet worden ist. Es war diejenige, in welcher sich die französische Nation, wenigstens ein beträchtlicher Theil derselben, mit Entzücken ihrer ruhmvollen Feldzüge erinnerte und auf der Bühne, wie anderswo, gern die große Armee vergöttert sah. Je mehr die Bourbonsche Regierung die Ueberbleibsel jener großen Armee ins Dunkel zu stellen suchte, desto eifriger zog sie die Nation hervor, und desto lieber sah sie einen Kriegshelden in einem dramatischen Gedichte als Ausbund aller Tugenden idealisirt. Ein solches Ideal ist denn auch der Soldat Stanislaus in dem Vaudeville Michel und Christine, und damit sich dieses Glanzbild noch besser hervorhebe, muß ihm ein ganz gemeiner bürgerlicher Charakter zur Folie dienen. Mit ziemlich geschickter Hand haben die beiden Dichter den Krieger und den Civilisten auf die Liebesprobe gestellt; Ersterer ist bereit, Alles dem Glücke des Mädchens aufzuopfern, sogar seine eigene Liebe und sein Vermögen; Lezterer steht auf dem Punkte, das Mädchen zu verlassen, sobald sich eine Aussicht für ihn zum Emporkommen zeigt. Der Krieger hat eine melancholische, gefühlvolle Stimmung, der Andere ist ein ganz prosaischer Mensch, voll Furcht, Ehrgeiz und gemeinen Sinns. Das Mädchen selbst befindet sich in einer schwierigen Lage: sie ist voll Achtung für den edeln Charakter des Kriegers, aber auch voll Zuneigung zu ihrem Vetter, dem Civilisten. Das Ganze ist geschickt behandelt; die Handlung dreht sich nur um drei Personen, ist aber immer höchst anziehend, obschon ein solches Ideal eines Soldaten wohl nicht in der wirklichen Welt zu finden ist. Das Stück wurde gut, doch nicht ausgezeichnet gegeben, und das jugendliche Parterre blieb daher ganz ruhig und geizte mit seinem Beifall. Bernard Léon gab indessen den Michel zur allgemeinen Zufriedenheit. Dieser Schauspieler ist einer der besten des Gymnase dramatique, und viele Scribesche Stücke haben in ihm einen Schauspieler gefunden, welcher den Geist des Dichters mit vieler Einsicht aufzufassen verstand. Vielleicht in fünfzig Stücken dieses Dichters hat er eine bedeutende Rolle. Das Ernsthafte pflegt man in den Pariser Theatern zuerst abzufertigen, um mit dem Heitern zu endigen; so geschah es auch im Odeon. Unterdessen hatten sich die Logen gefüllt und gewährten einen schönen Anblick. In den übrigen Schauspielsälen sucht man die Vergoldungen zu sparen, um dem Putze der Damen keinen Abbruch zu thun; aber im Odeon hat man hierauf keine Rücksicht genommen, und nicht allein die kannelirten platten und breiten Säulen vergoldet, sondern auch alle Logen, welche hinter die Gallerien zurücktreten, mit vergoldeten Leisten umzogen, wodurch sie denn Gemälderahmen ähnlich sind, in denen schöne Gesichter sich als Porträts vortrefflich ausnehmen. Auf Michel und Christine folgte Monsieur Jovial, eine Posse vom Palais-royaltheater, welches fast nichts als Possen zum Besten gibt. Monsieur Jovial ist wiederum ein Ideal, wie Stanislaus in Michel und Christine, aber ein possierliches Ideal; die Dichter haben nämlich einen lustigen, beständig singenden und Lieder dichtenden Huissier dargestellt. Nun ist aber in Paris Niemand so wenig zur Heiterkeit und zum Liederdichten und Singen aufgelegt, als der Huissier, eine eigene Gerichtsperson, die in andern Ländern nicht existirt, wenigstens nicht mit denselben Attributen. Sie haben die Vollziehung der Urtheile der Civilgerichte zu besorgen, also den unangenehmsten Theil der Gerichtsordnung. Indessen werden sie nicht von den Gerichten, sondern von den Partheien bezahlt, und haben eine Klientel, wie die Avoués und Advokaten. Da ihre Zahl festgesezt ist, so kann ein Huissier sich nur dadurch etabliren, daß er eine sogenannte Etude oder Gerichtsstube von einem sich zurückziehenden Huissier ankauft. Einige solcher Huissiers haben acht bis zehn Clercs in ihrer Gerichtsstube, und diese Stuben werden bis zu 100.000 Franken verkauft. Dieß sind aber auch die besten; manche andere kosten nur halb so viel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Oktober 1833.

— Mich verdrießt,
Wenn auch Homer sogar zuweilen nickt.

Wieland.
Nach Horaz.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

Von G. H. Schubert.

Zweiter Artikel.

Wir haben gesehen, daß sich zum ernsten Studium der Sprachen, als polarisches Element der Erholung, häufig die Lust an Naturgegenständen gesellt. Zeigte sich nun dasselbe bei Männern wie Frisch in einer annehmlichern, edlern Form, so sehen wir dagegen diese Lieblingsneigung bei Naturen, dergleichen Justus Lipsius gewesen, zu einem Zerrbild ausarten. Derselbe hatte die Hunde zu Gegenständen seiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopsus, Mopsulus und Sapphyrus, durch lateinische Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Sapphyrus, welcher seinen gelehrten Herrn sogar in die Vorlesungen begleitete, und als diesen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit siedendem Wasser umzukommen, bejammerte und beschrieb Justus Lipsius den Unfall in einem Briefe, welcher eben so kindisch als pedantisch erscheint. Dieser berühmte Schüler des großen Joseph Scaliger war zwar ein solcher eifriger Verehrer der Alten und hatte sich namentlich die Werke seines Lieblingsschriftstellers, des Tacitus, durch öfteres Lesen so fest ins Gedächtniß geprägt, „daß er sich wollte den bloßen Degen auf die Brust setzen und sich niederstoßen lassen, wenn er beim Hersagen des Tacitus ein einziges Wort verfehlte;“ zugleich aber war in seinem häuslichen Leben so wenig von der Würde des Tacitus zu spüren, daß der gelehrte Mann fast ohne Aufhören seine Frau mit Scheltworten und sogar mit Schlägen mißhandelte, diese aber dann auf gleiche Weise mit dem Gesinde verfuhr. Die seltsame Zuneigung des Lipsius hatte sich auch noch an eine Feder geheftet, von welcher er behauptete, daß sie dieselbe sey, mit der er, von seinem neunzehnten Jahre an, alle seine Bücher geschrieben. Diese dankbare Zuneigung, ähnlich jener der alten Ritter gegen ihr in manchem Turnier und mancher Schlacht gebrauchtes Streitroß, scheint jedoch bei den schreibenden Männern jener frühern Jahrhunderte nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn; denn auch der gelehrte Schnellschreiber Leo Allatius brach in Thränen aus, als er die Feder, mit welcher er vierzig Jahre lang Alles geschrieben, endlich verloren hatte. Auf ähnliche Weise, wie dem Lipsius unter den Gelehrten, erging es dem Buffalmaco unter den Künstlern. Das nothwendige Bedürfniß, an dem Anblick und Wechselverkehr der Gegenwart auszuruhen, befriedigte dieser Künstler dadurch, daß er den nachahmenden Grimassen eines Affen zusah, welcher neben dem in der Kirche zu Arezzo malenden Künstler im Käfig verwahrt wurde.

So lange die Wissenschaft nicht zur Kenntniß des eigenen Wesens und der göttlichen Bestimmung desselben

sich erhoben, wird sie auch, statt der guten Früchte des gemeinen Nutzens, nur eitle Auswüchse der Welt bringen, wie sich dieselben an dem Marcus Meibom zeigten. Es wollte dieser Mann, nachdem er vielfältige gelehrte Untersuchungen über die Musik der Alten angestellt, auch von den Ohren der Zuhörer jenen Beifall erwerben, den er wähnte bei dem Lesen seiner Werke verdient zu haben. Ein Konzert, wobei sich die nach Meiboms Angabe gefertigten antiken Instrumente zugleich mit des gelehrten Mannes rauher und übeltönender Stimme vernehmen ließen, that am Hofe der Königin Christine so seltsame Wirkung, daß vor dem lauten Gelächter der Zuhörer die Musik verstummen mußte; Meibom selber verwandelte jedoch durch seinen unanständigen Zorn das Gefühl des unpassend Komischen in das des Ekels. Derselbe Mann, nachdem er seine Neigung zum praktischen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünstigen Erfolg als Verbesserer des Schiffbaues und beim Zollwesen versucht, wollte zulezt seine Gabe, der Welt zu nützen, an dem würdigsten Gegenstande üben; denn er versprach: „die hebräische Bibel, deren Text von Grund aus verfälscht sey, nach Maßgebung des alten, ächten hebräischen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzustellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle."

In vielen Fällen scheint sich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem selbstthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wissens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein schlechterer Haushalter, als Richard Steele, und dennoch hat kein Anderer so treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben, denn er. Peter Corneille hatte selber eine so schlechte Anlage zum Vorlesen und zur Deklamation, daß es in der That als ein Werk der Selbstverleugnung erschien, wenn Jemand auch die schönsten Stücke des Dichters, von ihm selber gelesen, anhörte. Dennoch konnte Niemand so feine Regeln der richtigen Deklamation und des würdigen, mündlichen Vortrags für seine Poesien aufstellen, als eben dieser Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe spottend sich über die zu erheben, welche den Sonnenfinsternissen und anderen solchen Erscheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung zuschrieben. Hiemit schien er sich jedoch zugleich über die Schwäche seines eigenen Gemüths erheben zu wollen; denn dieser berühmte Sternkundige war so abergläubisch, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprozession begegnete, sogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf seinem Wege vorausbedeutet haben. Von dem berühmten Pater Hardouin, diesem Wunder der Gelehrsamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil sich schon an seinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal gestiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, selbst bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, sagt uns Franciskus Atterbury, daß derselbe so leichtgläubig wie ein Knabe gewesen sey. Dieser natürlichen Mangelhaftigkeit des täglichen Lebens sezte jedoch der gelehrte Pater, als Ergänzung, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine Zweifelsucht entgegen, welche den damals lebenden Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er behauptete nicht nur, daß die Werke des Josephus untergeschoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt seyen; sondern, da er in mehrern Oden des Horaz Anspielungen auf Christum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner seiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch diese für das Machwerk eines spätern christlichen Jahrhunderts, und die Beweise des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas so Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horazischen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten strebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geist der Weissagung die Jakobiner sammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeschaut.

(Die Fortsezung folgt.)

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsezung.)

Wiederum waren zwei Wochen vergangen; der Sommer neigte sich zu Ende, der Herbst ließ schon seine Stürme wehen, es rauschte melancholisch um das alte Schloß, die hohen Säle hauchten unbehagliche Kälte aus, und der Tag war festgesezt, an dem die Gräfin den Siz ihrer Väter verlassen und, die schaurige Einöde wieder ihrer Grabeseinsamkeit überlassend, nach Wien zurückkehren wollte. Der Graf hatte sich einige Tage hindurch auf der Jagd herumgetummelt; er war von Stunde zu Stunde fast übelgelaunter geworden, man sah ihn, eine sonst ungewöhnliche Erscheinung, öfters sinnend und in sich gekehrt herumwandeln; mit den Damen sprach er selten. Von der Spukgeschichte, so wie von der beabsichtigten Nachtwache, war nicht mehr die Rede gewesen. Die Gräfin hatte ihren Plan vollkommen aufgegeben und sich endlich über den Eigensinn der thörichten Kinder durch den alten gottseligen Spruch getröstet: wer weiß, wozu das gut ist? Der Graf hatte, seinem Vater nachgebend, sich entschlossen, Dienste zu nehmen, und wenige Tage vor dem allgemeinen Aufbruch langte die kostbare Uniform des Regiments in Prag an, dem er nun auf eine längere Zukunft hinaus angehören sollte.

So standen die Angelegenheiten, als die Nacht des ersten Septembers erschien. Es war einer jener finstern, trüben Herbsttage gewesen, welche mit früher Dunkelheit die in kalten Regentropfen weinende und ersterbende Schöpfung

zudecken. Losgelassen war das Heer der Stürme, kreischend flogen die seit Jahren eingerosteten Wetterfahnen, und in die entferntesten Gemächer tönte das wilde Rauschen, welches bald unterm Dach, bald unten im Erdgeschosse hörbar wurde. Man hatte lange mit der Abendmahlzeit auf den jungen Grafen gewartet; er war auf die Jagd ausgezogen und bei eintretender Dunkelheit nicht wieder erschienen. Einsam vergingen die Stunden, es wurde Nacht, er kam nicht. Lautlos sich gegenüber saßen Mutter und Tochter im alten Familiensaale, der Kastellan hatte sich entfernt, um Boten auszusenden, und die Gesellschafterin der Gräfin war mit Einpacken der Sachen beschäftigt. Sobald die Schloßuhr wieder eine Stunde verkündete, oder der Sturm entfernte Thüren zuwarf, oder der zerbröckelte Schiefer am Fenster niederschlug, lauschten die Frauen auf. Endlich begaben sie sich zur Ruhe; der Vermißte konnte ja, wie er es schon einmal gethan, beim Förster im nahen Dorf die Nacht zuzubringen den Entschluß gefaßt haben. Comtesse Betty konnte nicht schlafen, eine unbekannte, noch nie gefühlte Unruhe trieb sie umher. Weit entfernt, daß ihre Seele schaurige oder schreckhafte Bilder füllten, durchdrang ihren Busen eine unendliche Trauer, welche sie dem baldigen Abschied von dem ihr liebgewordenen Schlosse ihrer Ahnen zuschrieb. Einem schönen, blüthenreichen Mädchenfrühling schien die schwarzen Wetterwolken nicht, ja die herrlichsten Blüthen treiben im Sturme hervor und Thränenbäche machen den Boden quellen. So schlug in dieser einsamen Stunde eine tiefe Schwermuth ihre Flügelschatten um das blonde Haupt des träumenden Mädchens, ihr schöner Busen hob sich, das Auge füllte sich mit Thränen, und dennoch fragte sie sich umsonst: warum weinst du? was quält dich, wunderliches Herz? — Es war ihr zu Muthe, als müsse sie etwas Ungewöhnliches thun. Sie erfaßte einen der silbernen Leuchter auf ihrer Toilette und trat auf den Corridor hinaus, von dort in den Ahnensaal. Ihr goldenes Haar war seiner Fesseln entledigt und floß in schöner Fülle auf den Nacken und auf das einfache Gewand hinab. Die tiefe, melancholische Stille lockte sie immer weiter; man hätte sie für eine Nachtwandlerin halten sollen, wie sie so in langsamem Schritt, die Lichter in der Hand, an den hohen, finstern Fensterbögen vorüberging. So gelangte sie, selbst nicht wissend wie, in die Nähe des Thurmgemachs. Der Eingang hiezu war seit dem besprochenen Abentheuer geöffnet worden und noch offen geblieben. Es zeigte sich eine hohe, mit Bronze verzierte Thüre, welche Spuren alter vergoldeter Pracht schmückten; die Gräfin blieb einige Zeit unschlüssig vor ihr stehen, endlich öffnete sie sie leise und trat ins runde Gemach, welches in Art einer Kapelle oben in einen spitzigen Bogen, kunstreich mit Steinschnörkeln geziert, auslief; an den Wänden umher stand noch einiges Geräthe nach alter Form; dem Eingang gegenüber befand sich ein geräumiger Kamin, in dessen finsterer Mündung wohl seit einem halben Jahrhundert kein geselliges Feuer gebrannt hatte. Ein Häufchen Hölzer, die der Kastellan hatte hinlegen lassen, befand sich darin. Kaum war die Gräfin über die Schwelle, als sich die schwere Thüre durch einen Luftzug mit Geräusch hinter ihr schloß. Sie befand sich jezt ganz allein im unheimlichen Gemach; die Kerzen brannten auf einem großen Tisch, der mit rothem Tuch behängt war und auf dem ein hohes, eisernes Kruzifix seine Arme ausbreitete. Obgleich sie nichts weniger als schreckhaft war, stieg in der Seele der Einsamen die Geschichte der wunderbaren gespenstischen Entführung jezt so lebhaft auf, daß sie das Fenster zu erkennen glaubte, durch welches sie vor sich gegangen. Ein Frösteln schüttelte sie; um ihren Geist zu zerstreuen, faßte sie den Entschluß, Feuer im Kamin zu machen; schnell einen Stuhl hinschiebend, ließ sie sich auf ihm nieder, die trockenen Hölzer faßten bald Feuer, und in Kurzem schlugen, vom Luftzug angeschürt, die Flammen lebhaft durcheinander. Da tönte die Schloßuhr die zwölfte Stunde; tiefe Stille herrschte im Umkreis. Zurückgekehrt in ihren Sessel, das Haupt in die Hand gestüzt, blickte die Gräfin in die Flammen — horch! da pocht es, dicht neben ihr, an eines der hohen Fenster; sie fährt auf — es ist still — vielleicht war es Täuschung; doch jezt tönt es wieder, und lauter, ihr Herz klopft lebhaft im Busen, sie zögert: soll sie hinschauen? soll sie nicht? Da reißt plötzlich ein kräftiger Stoß das Fenster auf, und herein schaut ein bleiches Jünglingsantlitz, halb verhüllt in einen Reitermantel. Zitternd, keines Lautes mächtig, erhebt sich die Gräfin; das Auge auf den Boden geheftet, bleibt sie, auf die Lehne ihres Stuhls gestüzt, der fürchterlichen Erscheinung gegenüber stehen, die Lichter drohen im Winde zu verlöschen, da tönt eine bekannte Stimme: „Betty!“ Das Mädchen erwacht zum Leben, mit einem Schrei der Freude stürzt sie auf den jungen Mann hin, der, ins Zimmer gestiegen, sie, ohne zu wissen, was er thut, herzlich in die Arme schließt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Die Uebergänge.

Ich fahre fort, die Schilderung des hiesigen Volkslebens an die Beschreibung der vornehmsten Vergnügungsorte zu knüpfen, weil leztere einmal die Hauptschaupläze sind, auf denen sich jenes bewegt.

Von Hesselloh führt ein Fußsteig hinunter an die Isar, wo man in einer Fähre übersetzen kann; ein anderer geht am Raine hin durch einen langen, von dem Strome bespülten Buchenwald, und ist einer der herrlichsten Gänge. Er führt nach einer halben Stunde hinaus in jenes dreieckige Thal, welches keinen eigentlichen Namen führt, das man aber

das Claudiothal nennen sollte, wenigstens den Theil davon, wo die Uebergänge sind, beherrscht von dem so malerisch an einem Haine vor dem Alpenkranze liegenden Harlachingen. Die Uebergänge — doch nein! sagen wir das Claudiothal! das Claudiothal ist auf dieser Seite Münchens eben so wundersam schön, wie der englische Garten auf der andern Seite; es ist dessen würdiges Seitenstück. Wenn man es von den Höhen her sieht, ist man weit entfernt, zu ahnen, mit welchen Reizen es ausgestattet ist; man sieht es dann flach und kalt da liegen, wie alles Andere umher; aber man gehe hinein! Ich war lange in München, ohne etwas davon zu wissen. Von solchen Dingen spricht man hier selten mit Enthusiasmus, und zudem liegt an seinem Eingange der Todtenhof. Man gehe hinein, und man befindet sich alsbald in einem Labyrinthe von Flüssen, Bächen, Inseln, Hainen, Mühlen, Hütten, von kleinen Landhäusern und Bierhäusern mit den freundlichen, gastlichen Plätzen davor, durchzogen von heimlichen Pfaden und überschlagen von einer Menge der abentheuerlichsten Brücken oder Stege, und geschmückt mit einer Menge von Wasserfällen, mit den prächtigsten Linden, den kühlsten Erlen, den geisterhaftesten Birken, mit auf das Verschiedenartigste gestalteten und gruppirten Weiden, mit gespensterartigen alten Stämmen und Aesten, mit — mit lauter hochromantischen Sachen. Die Kunst hat hier nicht geordnet und gepflanzt; sie hat nur den Wassern Schranken gesezt, nachdem sie sie zertheilt, sie hat nur die wilde Natur in Rahmen gefaßt und so die seltsamsten Gemälde gebildet. Ziehen auf ihren Flößen die Tölzer vorüber und die Jachenauer in ihren pittoresken Trachten, wandeln die schönen Münchener Frauen den muntern Wellen entlang, schimmern die silbernen Alpen herein und nähert man sich den überwurzelten Ruinen vom Schlosse von Harlachingen: wahrhaftig! wenn es einen da nicht dünkt, man lebe in einem Romane, so dichtet man einen, und zum Helden nimmt man den, dessen Geist sich hier gewiß oft ergeht, wenn die Geister wandeln, Claudio Lorrenio, den größten und liebenswürdigsten Landschaftsmaler. Claude Lorrain lebte viele Jahre in Harlachingen; aber hier ist nichts, was an ihn erinnert, als einzelne zaubervolle Töne der Natur, und diese blos den Gefühlvollen ansprechend, größtentheils blos dem Künstler bemerkbar, und gänzlich verschwindend, wenn die gehörige Beleuchtung abgeht. Vom Schlosse, in welchem der Künstler wohnte, blieb kaum einiges Gemäuer. An seiner Stelle befindet sich nun ein Lustgarten, den man selten besucht, weil das Bier darin nicht so gut ist, wie anderswo. Könnte nicht der Besitzer dieses Orts den größten Vortheil aus demselben ziehen? mittelst eines Kunstgriffes nämlich, eines Trugs, der schon oft bei ähnlichen Fällen angewandt und immer verziehen wurde, der selbst, da er, auf Wahrheit sich gründend, von der Illusion mit dem Schein derselben überzaubert wird, aufhört, Trug zu seyn. Auf der Petersinsel des Bielersees zeigt man so Manches als ein Heiligthum, was unmöglich durch Jean Jacques Berührung die Weihe bekommen konnte; in Arqua so Vieles, was offenbar nicht aus der Zeit Petrarcas seyn kann, und dennoch erfreuen diese Dinge, denn sie verlebendigen das Stillleben großer Männer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monsieur Jovial.

Jedes Gerichtsurtheil, besonders in Handelsgeschäften und in den gewöhnlichen Verhältnissen des bürgerlichen Verkehrs, muß von der gewinnenden Parthei der verlierenden durch ein sogenanntes Exploit eines Huissiers angekündigt werden. Die Huissiers sind es, welche den nicht zahlenden Miethsleuten im Namen des Hausherrn die Miethe aufsagen, und bei Weigerung der Zahlung und nach erhaltenem gerichtlichen Urtheile Beschlag auf die beweglichen Güter der Personen legen und sie im Nothfalle verkaufen. Der Huissier muß daher hartherzig und ohne Mitleid seyn; denn er kann, um seiner Pflicht getreu zu bleiben, nur den ihm aufgetragenen Befehl ausführen. Daher ist er auch verhaßt, besonders bei denen, welche solche Huissiers auf dem Halse gehabt haben; denn alle Schritte und Schriften dieser schwarz gekleideten Herren werden theuer bezahlt, und hat Jemand das Unglück, von den Huissiers verfolgt zu werden, so kann er sicher seyn, daß er nachher noch weit weniger wird zahlen können, als zuvor. Man kann sich also vorstellen, ob solch eine Huissiersfigur etwas Komisches an sich hat. Sie bringt wahrlich eher zum Weinen, als zum Lachen. Die Verfasser des Monsieur Jovial haben nun aber einen Huissier ersonnen, wie es keinen in Paris gibt, einen stets singenden und lachenden Patron, der durch den dicken Philipp auf's Komischste dargestellt wird. Er ist beauftragt, einen jungen Verschwender, gegen welchen seine Gläubiger einen Verhaftsbefehl ausgewirkt haben, zu überrumpeln, um ihn nach St. Pelagie zu führen; da die jungen Verschwender aber auf ihrer Hut sind, so begreift er, daß hier List nöthig ist. Er trifft nur den Bedienten an und erfährt von diesem, daß sein Herr noch nicht nach Hause gekommen sey. Monsieur Jovial hält sich an diesen Bedienten, hofft, von demselben durch kluges Ausfragen alles zu erfahren, was er bedarf, und ladet ihn daher, da unten im Hotel ein Traiteur wohnt, zum Essen ein; während desselben trinkt er ihm tüchtig zu, und als man eben am Champagner ist, entdeckt ihm der Bediente beim Anstoßen der Gläser, daß er der Herr sey, den der Huissier sucht. Dieser muß über den Streich lachen. Da eben die Sonne untergegangen und also die gesetzliche Zeit, in welcher es erlaubt ist, Jemanden Schulden halber zu verhaften, vorüber ist, so lacht ihn der pfiffige Schuldner aus, und der Huissier muß unverrichteter Sache von dannen gehen. Er hat aber zufälliger Weise vernommen, daß der junge Verschwender am folgenden Tage sich nach einem Landhause im Montmorencythale begeben wolle, um eine junge und reiche Wittwe, seine Base, zu besuchen und wo möglich eine Heirath einzuleiten. Im zweiten Aufzuge stellt die Bühne dieses Landhaus vor. Die junge Wittwe und eine Freundin erwarten den lieben Vetter; unterdessen erscheint der joviale Huissier, kündigt sich als einen Freund St. Leons an, man empfängt ihn sehr höflich, er gefällt durch seine Lustigkeit und man ladet ihn ein, zum Mittagessen dazubleiben. Er geht unterdessen in den Park spazieren, und sobald er seinen jungen Schuldner hat ins Haus treten sehen, schleicht er ihm nach, öffnet leise die Thüre des Saals, wo der junge Vetter die Base erwartet, und will sich bei dem Schrecken des Schuldners fast zu todt lachen. Jezt soll es aber unverzüglich nach St. Pelagie gehen. St. Leon schlägt eine Kapitulation vor: der Huissier soll ihn erst die Heirath schließen lassen; dann wird es mit dem Gelde flott hergehen und der Gerichtsmann soll reichlich für seine Güte belohnt werden, oder wenn er nicht einwilligen will, so soll er sich nur so lange ins Nebenzimmer oder gar unter den Tisch zurückziehen, bis er mit seiner Base gesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Oktober 1833.

Verschämte Lieb', ach! sie verräth sich schnell
Wie Blutschuld: ihre Nacht ist sonnenhell. —
So lieb' ich dich, trotz meinem stolzen Sinn,
Daß ich des Herzens nicht mehr mächtig bin.

Shakespeare.

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Fortsetzung.)

„Ist's möglich?" ruft die Gräfin und windet sich sanft los; „welcher seltsame Umstand führt Sie hieher, um mich so mächtig zu erschrecken?" — „Verehrte Cousine," entgegnete der Graf lächelnd, „mich dünkt, ich habe eher Ursache, zu fragen, warum ich Sie hier begrüße? Was mich betrifft, so hat der ungewohnte Glanz der Lichter in diesem Gemach mich, von einer kleinen Streifpartie durch den Park heimkehrend, bewogen, die Leiter vom nächsten Apfelbaum anzulegen, um einen neugierigen Blick hinein zu thun; konnte ich ahnen, daß meine schöne Cousine die Rolle eines Spukgeistes für diese Nacht übernehmen würde?" — „Sie sehen hier," erwiderte die Gräfin, noch immer blaß, „die unglücklichen Früchte, die Ihre Gespenstergeschichte getragen! Wahrlich, ich bin für meinen Fürwitz hart bestraft worden! Jezt lassen Sie uns heimkehren, sonst mache ich noch den dummen Streich und falle in Ohnmacht — mein Herzklopfen —" Sie ließ sich auf den Sessel nieder, und die gefährliche Blässe wich nicht von ihrem Antlitz. Der Graf wollte einiges Verbindliche sagen, doch er schwieg, und sein bekümmertes Auge, das lange schmerzlich auf ihr ruhte, sagte mehr, als seine Lippen hätten aussprechen können. Er ergriff die Hand seiner Cousine, er rückte ihren Sessel näher ans Feuer, er schloß sorgfältig das Fenster, kurz, er that alles, was ihm die augenblickliche Besorgniß eingab. Sie nahm sich gewaltsam zusammen und wollte das Gemach verlassen, er bat sie inständigst, zu bleiben. „Sollen wir unser gutes Werk auf der Hälfte lassen?" rief er; „noch ein Stündchen, der Morgen bricht an und der Geist ist erlöst." Er lächelte und wollte durch seine gewohnten Scherze die Kranke erheitern, doch diese unterbrach ihn, indem sie einen heftigen Schrei ausstieß. — „Was ist da?" rief der Jüngling entsezt. „Blut!" schrie das Mädchen und zeigte auf die linke Seite des Grafen; „o Gott! gestehen Sie mir Alles! was ist geschehen? Sie sind in Lebensgefahr gewesen! Himmel! indeß wir hier ruhig im Schooße des Friedens weilten — o, so hat mich meine dunkle Ahnung nicht betrogen!" Der Jüngling verbarg sein Antlitz, er schien zum erstenmal tief bewegt. „Ihre Ahnung?" stotterte er und wagte nicht aufzusehen; „so sind Sie also um mich besorgt gewesen?" — „Gestehen Sie!" rief sie, „ein Duell, oder auf der Jagd — darum also blieben Sie heute so lange aus?" Eine Thräne rollte über ihre Wangen, ihr Busen arbeitete heftig. „Betty!" rief er, und eine schöne Röthe flog seine Wange an; „es ist das erstemal, daß Sie nicht spotten, nicht meiner lachen — Sie erscheinen mir anders, ganz anders!"

„Auch Sie mir," lispelte das Mädchen und blickte in die Flammen.

„Ja, ich will es gestehen, ich habe eine Ehrensache mit einem Offizier meines Regiments gehabt; vor zwei Stunden verließ ich dieses Schloß mit der schwarzen Aussicht, es nie wieder zu sehen; der Himmel hat mich gerettet: meine Verwundung ist unbedeutend." — „Alexander! durften Sie das mir — uns verschweigen?" — „Konnte ich ahnen," stotterte er, „daß Sie an meinem Schicksal Antheil nähmen?"

Die Gräfin weinte heftig. Er wollte ihre Hand ergreifen, sie wandte sich ab und ihre Thränen flossen aus der Fülle eines bewegten Herzens. Eine lange Pause entstand; von beiden nicht gehört, zog der Sturmwind in hohlen, klagenden Tönen durchs Gemach, es bebten die hohen Fenstern, das Grausen des Grabes spielte mit dem Hauch entzückter Liebe. Ohne ein Wort zu verlieren, schlossen sich beide herzlich in die Arme, und der Kuß glühender Sehnsucht brannte auf Lippen, die noch von den Thränen des Schmerzes befeuchtet waren. Die Uhr über ihrem Haupte schlug Eins, als sie aus ihrem seligen Traum erwachten und sich verwundert anblickten. So hatte ein Moment das süße Geheimniß hervorgelockt und enthüllt. „Ich Thor!" rief der Jüngling, „Wahnsinn blendete mein Auge! Ach, ich habe Dich stets geliebt!" — „Auch ich war Dein," hauchte Elisabeth; „doch wäre diese Stunde nicht gewesen, mein Herz hätte nie gesprochen." — „Dank sey es unserm Ahnherrn!" rief der Graf, unter Thränen lächelnd. Da rauschte es hinter ihnen, beide blickten sich rasch um, und siehe — die alte Gräfin stand da. Die heftige Bewegung der jungen Leute sagte ihr, was vorgefallen war, und obgleich sie durchaus nichts vom Zusammenhang begriff, so war sie zu freudig überrascht, um viel zu fragen. Sie schloß die Liebenden mit Herzlichkeit in ihre Arme, Thränen entrollten auch ihren Augen, und mit zitternder Stimme sprach sie den Segen aus. In dem Moment ging ein leises Klingen durchs Gemach, das sich draußen mit dem Rauschen der Bäume mischte. „Allein wie kommen Sie darauf, mich hier zu suchen, liebe Mutter?" rief Comtesse Betty und schloß die Gräfin in ihre Arme, indem der junge Graf auf der andern Seite ihr die Hand küßte. Die gute Gräfin war wirklich in Verlegenheit; sie glaubte durchaus nicht an wunderbare Einwirkungen, und doch mußte sie jezt etwas erzählen, das fast so wie eine Spukgeschichte klang.

(Der Beschluß folgt.)

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

Umgekehrt rächte sich in dem täglichen Leben und geselligen Umgang des Jean Lafontaine jene innere Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumerische Albernheit, welche ihn einem Blödsinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas schwerfällig und im Gespräch, selbst wenn es redewürdige Dinge betraf, zu stumm erschien, konnte man doch bei diesem bemerken, daß er leicht anders zu seyn vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer seiner Zeitgenossen es ausspricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Mensch, im Umgang aber mit andern Menschen weniger als ein Mensch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geselligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener sittlich verletzenden Art, dergleichen wir in seinen Schriften so viele finden. Es schien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais, als Mensch und im Gespräch des Mundes, des Schriftstellers, der in ihm war, und seiner Werke sich schämte, wie Tycho de Brahe, der Schriftsteller, des abergläubischen Tycho's, als Alltagsmenschen, sich zu schämen schien; wie denn auch Salmasius nur wenn er die Feder in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber sehr sanft und nachgiebig erschien. „Oefters," so urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „ist eine Mauer zwischen dem Verstand und Herzen; der Verstand geht irre, das Herz bleibt auf seinem rechten Wege." Und diese Art des Widerspruchs erscheint noch immer sehr erträglich gegen jene, welche an dem Verfasser des empfindsamen Hirtengedichts, Guarini, und an dem für Feinheiten der Sprache so empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloser Tyrann, und auch dieser verlezte im Umgange mit seinen Verwandten, ja mit allen Menschen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von diesen ans krankhafte Extrem grenzenden Beispielen wieder zu der gewöhnlichen gesunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbstthätigkeit folgt bei der menschlichen Seele so nothwendig, wie der Schatten dem Licht, ein polarisch entgegengesezter Zustand des passiven Hingebens in den Zug irgend einer sogenannten Lieblingsneigung. Dieser Wechsel zwischen Geben und Nehmen, zwischen Spannen und wieder Nachlassen, ist der Seele zu ihrem gesunden Fortbestehen so nothwendig, als dem Leibe der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen.

die Seele in ihrem gesunden Zustande, wenn sie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbstthätigkeit geübt, muß einen passiven Punkt und Moment ihres Seyns und Wesens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne dessen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnsinn oder krankhafte Erstarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochene und unwandelbar anhaltende Richtung der eigenen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geistreiche Zeitgenossin des großen Peter Corneille an dem Pompejus desselben es tadelte: daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung solcher beständig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquise von Sevigné, welche zu sagen pflegte, daß sie vor nichts mehr sich scheue, als vor Leuten, welche den ganzen Tag witzig sind. Gerade der öftere und mannichfache Wechsel der fruchtbar aufnehmenden mit den positiv wirksamen Zuständen der Seele wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbstthätigkeit am wirksamsten gefunden. Daher bemerken wir an den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Aristoteles, wenn wir sie zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der innern Zustände, wie an Rabelais Munde. Denn von diesem witzigen Manne erzählt man, daß er einst, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateinisch anredete; als nun dieser, welcher der Sprache unkundig war, einen andern herbeirief, welcher Latein verstand, sprach Rabelais diesen auf griechisch an. Da man hierauf einen dritten, in dieser Sprache geübten, ihm vorführte, hatte Rabelais Mundart sich ins Hebräische umgewandelt. So trat auch den Besuchenden an dem großen Albrecht von Haller jezt der Sprachgelehrte und Freund der alten klassischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andere Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiolog, oder der geübte Zergliederer, lieblicher jedoch und bleibender als diese Alle, der Selbstkenner und kindlich-gläubige Christ entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, ist das innere, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiedenen, wechselnden Zustände des menschlichen Gemüths aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer und derselben Individualität beisammen hausten, wovon jezt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. In Philipp II., König von Spanien, glühte beständig eine innere Flamme, welche jedoch durch eine, ihm zur gewöhnlichen, äußern Natur gewordene, ganz entgegengesetzte Stimmung des Gemüths so überwältigt und gebunden war, daß sie ihre verzehrende Kraft nur nach Innen üben, nicht zum sichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von diesem in der That seiner selber mächtigen Fürsten ist es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieser Flotte nicht blos die sechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüstung gekostet, sondern zugleich alle mühsam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königs zu nichte gingen. Aber selbst bei ganz unvermuthet ihm zugestoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einstmals, als er die ganze Nacht mit seinem Geheimschreiber aufgesessen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeschen nach Frankreich abgefertigt werden konnten, ergriff, gegen Ende der Arbeit, der eilige Schreiber statt der Streusandbüchse das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigsten Bogen. Der König, statt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerst das Tinten-, dann das Streusandfaß vor die Augen, und sagte dabei mit kaltem Ernst: „Dieß ist das Tintenfaß und dieses das Sandfaß.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ein Abend im Odeontheater.

St. Leon predigt tauben Ohren und der Huissier will nicht mehr hinters Licht geführt werden. Endlich gibt er in so weit nach, daß er darein willigt, sich unter dem mit einem Teppiche behangenen Tische zu verstecken, aber unter der Bedingung, daß er seinen Gläubiger mit einer seidenen Schnur am Fuße festhalten dürfe, damit er ihm nicht wieder entlaufe. Da er über Alles ein Liedchen dichtet, so macht er auch eines über die Bande, womit man in den verschiedenen Lebensverhältnissen gehalten wird. Er versteckt sich also, und St. Leon bleibt an der Schnur neben dem Tische. Zuerst erscheint die Freundin, und er unterhält sich mit ihr etwas aus der Ferne. Aber zulezt erscheint die geliebte Base selbst. Jezt stürzt der Wildfang auf sie los, die Schnur zerreißt und der joviale Huissier bricht aus seinem Hinterhalt hervor, zum großen Schrecken der Damen. Die Heirath ist in wenig Minuten geschlossen, und Monsieur Jovial behdinnt die Versicherung einer völligen Bezahlung. Diese gut gespielte Posse, besonders Philipps äußerst lustiges Spiel, hatte das jugendliche Parterre in gute Laune versezt. Nach Beendigung dieses Stückes wurde es daher höchst munter, ja sogar etwas ausgelassen. Es ließen sich allerlei Späße hören, und natürlich wurde die Marseillaise vom Orchester verlangt. Das Orchester zauderte wie gewöhnlich, allein man verlangte das Lied ungestümer als zuvor, und nun gab das Orchester nach, spielte aber den Mar-

seiller Marsch so rasch ab, daß er für den Trill unserer deutschen Truppen viel zu geschwind seyn würde. Eine Stimme forderte hernach auch die sogenannte Parisienne, allein sogleich erscholl das Geschrei: Pas de poirisienne! Man hat nämlich das Wort Parisienne auf satirische Weise verdreht, mit Anspielung auf die weiche Birne (Poire), unter welchem Sinnbilde auf den Karrikaturblättern der jetzige König dargestellt wird. Nun folgte das dritte Stück: le bal des ouvriers, ein Volksgemälde, mit vielem Witze, wobei wieder Philipp und dann Arnal, der beste Komiker vom Vaudeville, das Zwergfell der Zuschauer erschütterten. Die Dichter führen uns hier ins Innere der Haushaltung einer Wäscherin, welche einen Handwerkerball gibt, der dadurch possierlich wird, daß die Leute den Ton der reichen Welt auf eine lächerliche Weise nachahmen. Philipp spielt die Rolle eines Tapeziers und Meubelmachers, welcher sich den Bankier der Deputirtenkammer nennt, weil er die Bänke in derselben verfertigt habe. Da sie aber so lange Reden halten, und so kurze Einschränkungen der Staatsausgaben veranstalten, so will er das nächstemal die gepolsterten Bänke mit Pfirsichsteinen ausstopfen, damit sie schneller davon gehen. Man sieht, daß die Vaudevillesdichter vor den Deputirten nicht mehr Respekt haben, als vor den andern Ständen. Arnal hat die Rolle eines prätenziösen Büchsenschäfters zu spielen, der ganz zur Unzeit seine schönen Floskeln auskramt, und sich auf eine drollige Weise eifersüchtig beweist. Nach dieser Posse trat eine furchtbar lange Pause ein. Zwar gab ein geschickter Tänzer, Namens Salovain, sehr gelenkige Sprünge und Wendungen zum besten, allein dies war bald abgethan. Das Parterre wurde immer lärmender und polternder. Man verlangte nun die Marseillaise nicht mehr vom Orchester, sondern sang sie ohne Begleitung una voce ab, und als der Vorhang noch immer nicht aufging, sang jemand, der eine gewaltig starke Stimme hatte, dieselbe Marseillaise nochmals allein; nur die Schlußzeilen wurden von allen Studenten wiederholt. Wir haben somit diesen Abend die Marseillaise in allen Ausgaben erhalten. Jemand schlug zulezt noch vor, man solle sie vom gesammten Theaterpersonal auf der Bühne absingen lassen, allein ich glaube, für diesmal war man der Marseillaise satt; diesem Vorschlage wurde daher nicht beigetreten. Zulezt wurden Parterre und Logen so ungeduldig, daß ein fürchterliches Pfeifen, Stampfen und Poltern entstand. Es mußte nun natürlich eine Erklärung von Seiten der Schauspieler erfolgen. Dies geschah auch, der Vorhang ging auf, und ein Schauspieler bat sehr höflich die Zuschauer um Verzeihung wegen der langen Zögerung: es sey durch Zufall eine Verspätung in der Sendung der Costüme eingetreten, sie werde aber bald erfolgen. Wolle das Publikum unterdessen mit einer Scene vorlieb nehmen, so wolle er dieselbe zum besten geben. Das wurde fast einstimmig angenommen. Nun ahmte der Mann auf ironische Weise in einem eigens dazu gedichteten Vortrage in Versen die Sprache und die Geberden der vorzüglichsten Schauspieler des Théâtre français nach, eine sonderbare Belustigung, worauf man schwerlich anderswo fallen würde. Dem jugendlichen Publikum gefiel sie sehr; sie war aber zu kurz, und es trat wieder eine lange Pause ein, während welcher das Parterre allerlei muthwillige Späße trieb, die zulezt doch sehr langweilig wurden.

(Der Beschluß folgt.)

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Claude Lorrain in Harlachingen. Neuberghausen.

In Florenz versäumt Niemand, den Marmorstein zu sehen, worauf Dante des Nachts den kühlen, sanften Windzug des Domplatzes genossen haben soll. Wer wäre so kalt, an der Wahrheit dieser Sage zu zweifeln und sich somit ein poetisches Bild aus der Phantasie zu vertreiben? Wäre das nicht ein Fingerzeig für den Besitzer von Harlachingen? Nur einen Stein, einen Felsblock bezeichne er und sage: hier saß Claudio und schöpfte den Zauber, mit dem er seine Bilder übergossen! Wer würde daran zweifeln, wenn er sich da an einem heitern Sommertage hinsezte und sähe in die blaue Luft, die hier dann so rein, so weich, so zart, von einem lieblicheren Blau, als selbst in Italien ist, und die Wolken, die hier so unbeschreiblich schön sich gestalten und verschmelzen und wandeln, und die Nebeldüfte, die dort herum so wunderbar ihren Flor spielen lassen, und die Gebirge mit ihren Feerien, und die Wasser, die so lebendig vorüber rauschen, daß ihr Anblick uns in Träume versenkt, als erzählten sie alle ihre Verwandlungen, als erzählten sie uns ihr Leben als Dünste, als segelnde Wolken, als schwere Wetter an den Fernern, als Cascaden an den Almen, als Wellen in den Seen, und endlich die Sonnenuntergänge, die hier so prachtvoll sind, wie ich sie nur am Genfersee gesehen, so glühend, daß sich die Liebfrauenthürme zuweilen wie mächtige Feuersäulen über den Zinnen der Stadt zu erheben scheinen. Man setze in Harlachingen Claudio ein Denkmal, man verleihe seinem Geiste, der sich dort ergeht, eine Ruhestätte, und München wird eine Merkwürdigkeit mehr besitzen, und der Wirth von Harlachingen würde unendlich viel Bier einzuschenken haben, wenn es auch nicht gut wäre; und mancher Engländer würde ein Stück Geld mehr in die Hand des Cicerone drücken, um hinaus geführt zu werden, wenn er auch nichts sehen wollte, als den Stein.

Nicht so merkwürdig und romantisch wie Harlachingen, aber ebenfalls reizend und viel besuchter ist das Schlößchen von Neuberghausen. Der Weg dahin durch den englischen Garten, und der über den Gesteig (Berg), wo die schönste Ansicht von München, sind wahre Lustgänge. Die Hochebene hat dort etwas ungemein Heimliches und Mysteriöses. Ich weiß nicht, warum sie mich an die römische Campagna erinnert. Ihre Fläche ist weder so bewegt wie diese, noch so öde vor dem Auge, noch so bilderreich vor der Phantasie; ihr Gebirgskranz ist ganz anders gestaltet als der, welcher die Campagna beschließt, und dennoch erinnert sie mich daran. Der Lustgarten des Schlößchens von Neuberghausen, vorzugsweise von der vornehmen Welt besucht, und von den berühmten Mystikern allhier und ihren Adepten zum vergnüglichen Stelldichein gewählt, ward durch einen Ball im Freien, welchen die Juristen der Hochschule, und durch einen andern, welchen die Mediziner derselben da gaben, verherrlicht. Der Tanzboden war mit Laubgewinden und vielen Lüsters geschmückt, an den Bäumen und Arkaden umher hingen bemalte Papierlaternen; Damen und Fräulein aus den höhern Ständen, und schmucke Riegelhäubchen waren zugegen. Herren, die Anspruch auf gute Gesellschaft machen können, hatten leicht Zutritt erhalten, und die Zahl aller Anwesenden mochte sich auf jedem dieser Bälle auf nahe an die Tausend belaufen. Höchst erfreulich war es zu sehen, wie da die deutsche, bald aufgeblasene, bald befangene Steifheit sammt ihrer Ziererei und dem Complimentenwesen verschwand, wie da nichts an die Zeit der Zöpfe und der Reifröcke erinnerte, wie da Alles natürlich und zeitgemäß war, leutselig, herzlich, ungenirt, lustig. Die Diamanten und Edelsteine waren keine Auszeichnung mehr, sie schmückten nur das Fest; blos Grazie, Liebenswürdigkeit und Schönheit waren individuell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Oktober 1833.

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen. —
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schiller.

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Fortsetzung.)

Wie ganz anders würde sich bei solcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengesetzter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen an der Oberfläche erscheint, während sich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innere verbirgt. Es war dieses unter andern die Gemüthsart des zu seiner Zeit hochberühmten Tonkünstlers J. B. Lully, in dessen Thun und Wesen ein leicht sich entflammendes Feuer mit dem löschenden Element in beständigem Kampf und Wechsel erschien. Wenn Lully's Ohr bei der Aufführung seiner Kompositionen auch nur durch einen einzigen falschen Griff irgend eines Violinspielers beleidigt wurde, konnte er darüber so außer sich gerathen, daß er im Zorn dem Violinisten sein Instrument entriß und ihm dasselbe öfters auf dem Rücken zerschlug. Diesem aufbrausenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Kapellmeister nahm gewöhnlich den gemißhandelten Musikus nach Vollendung des Stücks mit sich zu Tische und ersezte ihm den Verlust des Instruments auf so reichlich-freigebige Weise, daß man in Versuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beschenkt zu werden. Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, seinen heftigsten Gegnern und Feinden die größten Wohlthaten zu erzeigen, ein anderer, und der in Boerhave wohnende innere Mensch, der solches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

Was die Fälle dieser höhern Art betrifft, so hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade solche Menschenseelen, deren selbstthätige Richtung sich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenschaftlichen Verwilderung und Entartung hinneigte, ein eben so kräftiges Element des Widerstandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in sich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemessene und gesunde Weise jenes verborgene Element geweckt und bekräftigt wird, sehen wir gerade den vorhin am meisten zum Hochmuth Geneigten zum Demüthigsten, den Geizigen zum Freigebigsten, den Wollüstigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns Allen jene doppelte Persönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andern zur nothwendigen Ergänzung dient; nur scheint bei den Meisten der innerlich verborgene Pol sehr unentwickelt und ungestaltet.

Wenn sich uns etwa zuweilen der ergänzende, polarisch entgegengesezte Zustand der alltäglichen Selbstthätigkeit der Seele an uns selber oder an Andern im Wachen

verbergen wollte, so wird er dennoch einer aufmerksamen Beobachtung im Traume bemerkbar werden. Der während des Wachens sanft und ruhig Erscheinende ist in seinen Träumen in einen Zornmüthigen und Heftigen umgewandelt. Noch öfter hat man die Bemerkung gemacht, daß im Wahnsinne wie im Delirium des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrschend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieses Menschen im gesunden Zustande in geradem Widerspruch steht. Der vorhin Ruhige, Sanfte, zeigt sich dann in ganz besonderm Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthlose und Scheue zur höchsten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte in solchen krankhaften Zuständen ungewöhnlich verdrossen und still, der Heitere niedergeschlagen, der mannhaft kühne Mensch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, sehen wir ein stilles, sanftes Mädchen, welches im gesunden Zustand ein Muster von Bescheidenheit und Sittsamkeit gewesen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelassenen, wilden Jünglinge ähnlicher sich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen; statt des sonst ruhigen Gesprächs, ein lautes Schreien, untermischt mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderstehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der selbst der ehrenwerthesten Personen nicht verschonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn sie jezt, wie sie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnerung hatte, trat ein entgegengesezter Zustand ein: ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht grenzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen innern Richtung in die entgegengesezte finden wir namentlich auch in der Geschichte des Erkenntnißvermögens, selbst da, wo diese ihren ordentlichen, ruhigen Gang geht, noch mehr aber da, wo dieser Gang durch innere Unruhe gestört und verändert wird. Menschen, welche ganz besonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieses in fast beständiger Anspannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, Alter, ja durch Berauschung am häufigsten gedächtnißschwach, und vergessen Alles, während bei andern, welche das Gedächtniß fast ungebraucht gelassen, dieselben Fieberanfälle den versäumten innern Sinn auf ganz besonders merkliche Weise aufregen und schärfen, so daß jener Landmann in seiner Krankheit das Griechische, welches er in früher Kindheit mit dem Sohne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig hersprach.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit.

(Beschluß.)

„Mein Kind," sagte die Gräfin endlich, „Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß Dein Ahnherr mich hierherschickte." — „Mein Ahnherr, liebe Mutter?" — „Kein anderer. Mir träumte, nachdem ich ruhig eingeschlafen war, daß er aus dem Bilde über meinem Kamin heraussteigend, mich an der Hand nahm und mich hieher führen wollte. Der Traum war so lebhaft, daß ich erwachte und mich sogleich nach Dir umsah; als ich Dich nicht in Deinem Bette fand, wurde ich ängstlich, und unwillkührlich folgte ich der mir angewiesenen Richtung." — „Wie wunderbar!" riefen die Liebenden. — „Durchaus nicht!" entgegnete die Gräfin; „mein Traum läßt sich ganz natürlich aus meiner Besorgniß um Euch herleiten, so wie von dem Umstande, daß in diesen Tagen von dem Plan gesprochen wurde, eine Nacht in diesem Gemach zu wachen. Das Wunderbare, das ich finde, meine Kinder, besteht darin, daß Ihr Euch lieben konntet, ohne mich nur das geringste Anzeichen davon gewahr werden zu lassen." Sie blickte in die blühenden Gesichter ihrer Kinder und sah die Wangen von Purpur geröthet, die Blicke gesenkt. Als sie keine Antwort erhielt, nahm sie sich vor, als eine kluge Frau, die an nichts Wunderbares glaubt, auch hier weiter kein Wunder zu sehen, und so kehrten die drei glücklichen Menschen aus dem Gespensterzimmer zurück.

Die Liebe aber läßt sich nicht leicht ein Wunder nehmen, besonders nie ein so schönes, das ihre Herzen geöffnet hat. Einige Wochen nach der Vermählung sagte Graf Alexander zu seiner Gemahlin: „Gieb Acht, Liebe, es gibt keinen Advokaten Ulrich, oder finde ich ihn auch, so ist's gewiß eine ganz andere Person, als die ich damals im Park gesehen." — „Und wer sollte es denn gewesen seyn?" fragte die junge Frau mit Lächeln. — „Der unglückliche Schatten unsers Ahnherrn, dem wir durch unsere Verbindung Ruhe gegeben." — „Wenn das ist," rief Betty, „so wäre es seine Pflicht gewesen, uns seinen Dank nicht vorzuenthalten." — „Rufe ihn nicht herbei!" flüsterte der Graf.

Als es diese Worte wechselte, befand sich das zärtliche Paar mit tausend andern fröhlichen Spaziergängern und Gängerinnen in den duftenden Alleen des Praters. Die schöne Frau lockte die Blicke auf sich, und eben streifte ihre flatternde Robe an die Kniee eines Mannes, der gebückt und, wie es schien, in tiefe Gedanken versenkt, auf einer Bank Platz genommen; er blickte auf, und in dem Moment stieß der Graf einen Laut des Schreckens aus. Er hatte den schwarzen Sammtrock erkannt, und seiner Gemahlin diese Entdeckung zuflüsternd, eilte er,

dem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, der sich indeß erhoben und in einen andern Gang gelenkt hatte, nachzukommen. Immer wieder drängten sich bunte Gruppen dazwischen, allein das scharfe Auge des jungen Mannes behielt sein Ziel im Auge; jetzt betritt jener den einsamsten Seitenweg, das junge Ehepaar ihm nach; schon sind sie ihm so nahe, daß die Stimme ihn bequem erreichen kann; da öffnet jener ein Seitenpförtchen, und in dem Augenblick hüllen ihn die Staubwolken eines vorüber fahrenden Wagens ein. Als die sich zerstreut hatten, war vom stillen Wanderer nichts mehr zu bemerken. Verdrießlich blieb der Graf stehen, er blickte herum und sah neben sich einen Mann in ältern Jahren stehen; ohne weiteres wandte er sich jezt zu diesem. „Mein Herr," sprach er, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme: kannten Sie etwa jenen Mann, der eben dort durch's Pförtchen verschwand?" — „Nein, mein Herr." — „Er trug einen schwarzen Rock, an den Händen weiße, etwas vergelbte Handschuhe." — „Kann seyn; doch warum fällt Ihnen der Mann auf? Ich finde nichts besonderes an ihm; oder hat er etwa mit Jemanden, den Sie kennen, einige Aehnlichkeit?" — „Errathen!" rief der Graf lebhaft; „ich kenne einen gewissen Herrn Ulrich, einen Advokaten, mit dem er auffallende Aehnlichkeit hat." Der Fremde sah ihm fragend und lange ins Gesicht; endlich sagte er lächelnd: „Nein, da täuscht Sie doch Ihr Auge, mein Herr; mit dem Advokaten Ulrich hatte der Fremde durchaus keine Aehnlichkeit." — „Woher wissen Sie das?" — „Woher ich's weiß? — weil ich selber der Advokat Ulrich bin." Der Graf und die Gräfin verstummten; der Fremde behielt seine ruhige, anspruchslose Stellung. — „Sie, Sie also wären der Herr Ulrich? Sie wären also derjenige, der auf dem Gut des Grafen von Rolandseck sich damit beschäftigt, Gespenstergeschichten und seltsame Abentheuer aufzuschreiben und herauszugeben?" Der Fremde warf wieder einen langen, mißtrauischen Blick auf den Frager, endlich entgegnete er kurz: „Ja, mein Herr, was Sie auch dazu berechtigen mag, mit Jemanden zu scherzen, der nicht mit Ihnen zu scherzen Lust hat, so wissen Sie, daß ich zwar auf dem Gute des Grafen von Rolandseck gewohnt, mich aber nie damit beschäftigt habe, seltsame Abentheuer aufzuschreiben, ich müßte denn mit dem heute erlebten den Anfang machen." Mit diesen Worten drehte er ihnen den Rücken und ging seines Wegs. Die Gräfin sah bald ihm nach, bald ihren Gemahl an, beide wußten nicht, was sie sagen sollten; stillschweigend traten sie ihren Rückweg an.

Alle Jahre Krieg.

Das ist der Krieg, den die Erde führt
Alljährlich mit der Sonnen.
Ein heißer Strahl hat sie berührt:
Da ist der Kampf entbronnen.

Ein heißer Strahl, der sticht und flammt,
Er wird sie noch verzehren.
Erde, nun nimm die Kraft gesammt!
Du mußt dein Leben wehren.

Da stellt sie auf ein grünes Gras
Mit hunderttausend Spitzen:
Hei, wie die Halme thauesnaß
So streitbegierig blitzen!

Hie Eisenhut, da Rittersporn,
Schwertlilien dort wie muthig!
Es kämpft sich selbst an ihrem Dorn
Die scheue Rose blutig.

Und Büsche wehen und Fahnen viel,
Da hält sich auch gar wacker
Der Nachtigallen klingend Spiel,
Der Lerchen über dem Acker.

So kämpfen gegen einander fort
Die beiden lange, lange,
Mit Strahlen die Sonne, die Erde dort
Mit Laub und Blüthen und Klange.

Der Erde wächst der Muth je mehr,
Von Woche mehr zu Wochen,
Bis endlich ist an der scharfen Wehr
Der Sonne Kraft gebrochen;

Bis sie ganz still und bleich und krank
Anfängt zu parlamentiren.
Die Vögel singen „Gott Lob und Dank!"
Und zieh'n nach den Winterquartieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Ein Abend im Odeontheater.

Nun verlangte das Publikum, was es schon früher hätte verlangen können, nämlich, daß das Orchester es unterhalten solle. Man rief nach dem Musikdirektor, und als dieser erschien, machten die Studenten allerlei Späße mit ihm. Ich weiß nicht, warum sich das Orchester nicht nach dem Wunsche des Publikums fügte; vielleicht fehlte es an Musik, da man sich auf einen solchen Fall nicht vorgesehen hatte; allein das Publikum nahm ihm mit Recht seine Unthätigkeit übel, und als das lezte Stück begann (es war 11 Uhr in der Nacht), wollten die Studenten, das Orchester solle sich wegpacken, und es entstand ein so furchtbares Pfeifen, daß die Schauspieler gar nicht zu Worte kommen konnten. Endlich begriff das Parterre jedoch, daß, wenn es das noch rückständige Vaudeville recht genießen wolle, es wenigstens das Orchester nicht fort-

schicken dürfe. Es wurde also allmählig wieder stille, und die Schauspieler gaben eine Posse des Variétésthealers: **Die Kunst, die Wache nicht zu beziehen**, nämlich bei der Nationalgarde. In Paris spaßt man über Alles, folglich auch über die Nationalgarde. Es gibt mehr als ein Dutzend Vaudevilles darüber; dieses hier ist wenigstens das dreizehnte. Wahrscheinlich hat man es blos gedichtet, um einem Schauspieler Gelegenheit an die Hand zu geben, in verschiedenen, schnell auf einander folgenden Rollen seine Gewandheit zu zeigen. Der Inhalt ist kürzlich dieser: Ein Künstler, dem es nicht behagt, das Gewehr auf die Schulter zu nehmen und die Nacht im Wachthause zuzubringen, sucht sich von der Verbindlichkeit, die Wache zu beziehen, los zu machen. Er erzählt sehr lustig, wie er unthätig bleibt, wenn ihm ein Wachtzettel zugeschickt wird, wie er sich nicht stellt, wenn er vorgefordert wird, wie er sich zu 24 Stunden Verhaft verurtheilen läßt, und dann wartet, bis das Königsfest herankömmt, mit welchem eine völlige Amnestie der kleinen Vergehen der Nationalgarde verbunden zu seyn pflegt. Von St. Philipp zu St. Philipp, meint er, werde er doch bis zu seinem 55sten Jahre gelangen, und dann von der Obliegenheit frei werden. Es scheint aber, daß die Jury der Nationalgarde seine Verhaftung nicht bis zum Philippsfeste aufschieben will; denn ein Polizeikommissair mit einem Gensdarmen spürt ihm nach. Der widerspenstige Nationalgardist flüchtet sich in ein von einer Modehändlerin bewohntes Dachstübchen, und ehe die Polizei hinauf gelangen kann, wirft er sich in einen alten daselbst befindlichen Schlafrock und spielt nun den geschwätzigen Alten; er ermüdet den Polizeikommissair mit seiner Plauderhaftigkeit, wobei er auch von Jemmapes und Valmy Erwähnung thut, eine satirische Anspielung auf die Reden des Königs, weßhalb das Publikum diese Stelle auch sehr belachte. Der Polizeikommissair entfernt sich, da der Wildfang aber nicht zweifeln kann, daß man noch ferner Hausaussuchung anstellen wird, verkleidet er sich in eine Negerin, da er hört, daß eine im obern Stock wohne; dann spielt er die Rolle des Savoyischen Kaminfegers, und rührt den Polizeikommissair durch die Schilderung des Elends in seiner Heimath so sehr, daß dieser ihm Geld gibt und auch den Hauseigenthümer bewegt, ihn zu beschenken. Zuletzt wird der Trug offenbar. Allein es wird eben eine Amnestie in der Straße ausgerufen, und der Spaßvogel ist wieder frei. Mit Wortspielen ist diese Posse reichlich versehen, so wie es auch das vorige Vaudeville war. Manche waren sehr beißend und berührten jetzige Verhältnisse. So etwas würde anderswo die ganze Polizei in Bewegung setzen; hier geht es mit einem Lächeln des Publikums vorüber. Die Zuhörer fühlen, daß sie frei sind, denn man darf sich auf der Bühne über jede Art von Lächerlichkeit lustig machen. Ist die Satire nicht treffend, so läßt man sie kalt vorübergehen; ist sie gut, so wird sie beklatscht, und ist sie in ein witziges Liedchen eingekleidet, so läßt man dieses zuweilen wiederholen, obgleich das Wiederholen hier nicht so im Gebrauch ist, wie anderswo. Ist das Schauspiel vorüber, so geht jeder ruhig nach Hause und denkt nicht weiter an die Ironie; der französische Staat bleibt ruhig auf seiner Grundlage stehen und wird durch kein Vaudeville erschüttert. Im Gegentheil, manchmal, wann das Publikum unzufrieden ist, und seinen Unmuth im Schauspiele ausgelassen hat, beruhigt es sich, und glaubt sich hinlänglich gerächt zu haben. Das Schauspiel ist alsdann der Ableiter der Unzufriedenheit, so gut als die Presse. D g.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Bälle in Neuberghausen.

Hier muß ich bemerken, daß diese Eigenschaften sehr häufig unter den Münchnerinnen vorkommen. Ich habe bei der Beschreibung des Carnevals das Benehmen der hiesigen Fräulein gegen den Fremden, mit dem sie zum erstenmale zusammen kommen, als bedeutend stumm und etwas unbeholfen, als allzu verschämt und spröde geschildert. Wenn es wenige Schriftsteller gibt, die ihren Gedanken das rechte Wort zu geben sich bestreben, so gibt es noch weniger Leser, die dem Worte seinen wahren Sinn ablesen können oder wollen. Meine Schilderung hat also leicht mißverstanden werden können, was mir ungemein leid thun würde. Ich widerrufe sie hiemit keineswegs, denn sie ist treu und wahr; aber ich hätte diese Wahrheit, die übrigens unmöglich beleidigen kann, da sie darthut, daß die Fräulein den herkömmlichen Sitten Ehre machen, nicht zum Besten geben sollen, ohne auch andere zu sagen, die viel schmeichelhafter, und für mich viel leichter zu sagen gewesen wären. Denn das Münchner schöne Geschlecht ist gewöhnlich eben so gesprächig, wie alles schöne Geschlecht in der Welt, und sein Gespräch ist desto unterhaltender und anmuthiger, als es nie gelehrt thut und doch immer Bildung verräth, stets natürlich und anspruchlos, und doch von einem leichten Dufte kokettirender künstlicher Kultur angeflogen ist. Auf den fraglichen Bällen zeigten sich auch die Herrn sehr zu ihrem Vortheil. Die Studenten hatten nichts von dem sogenannten Burschikosen an sich, weder in der Kleidung noch im Betragen, und die sogenannten Philister nichts Philiströses. Die Toiletten waren größtentheils einfach, einem ländlichen Feste angemessen; niemand hatte darin seine Mittel überboten. Ich sah mehrere Tänzerinnen in demselben Kleide wieder, in welchem sie auf andern Bällen erschienen waren, so daß man sie nur mit dem Namen der Rothen, der Grünen, der Gelben, der Blauen u. s. w. zu bezeichnen braucht, um ein ganzes Jahr lang verstanden zu werden. Die Handschuhe waren von allen Farben und so auch die Schuhe; die Riegelhäubchen mit ihren kurzen Kleidchen, die wohl wissen mögen, warum ihnen solche so schön stehen, tanzten in Halbstiefeln und Halbstiefelchen. Als es Nacht geworden und die Lichter angezündet waren, da bot der Garten ein magisches, für mich neues, überraschendes Schauspiel dar: unter dem dunkeln Gewölbe der Bäume in dämmernder Beleuchtung die schöne Welt vor den blinkenden Gläsern, und mitten auf dem taghellen Tanzboden, unter dem auf bekränzten Säulen schwebenden Dache, die tanzende Jugend, die Strauß'schen Walzer, und draußen Nacht und ihre Ruhe und Stille. Bis Ein Uhr nach Mitternacht dauerten diese Bälle. (Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 251:
Ausbleiben.

Räthsel.

Ein Doppelhaus für zehen Knechte,
Das seinen Herrn einst arm gemacht,
Und das, vom weiblichen Geschlechte
Besessen, Manchem warm gemacht.

Oft wird's mit Anstand auch getragen,
Und trägt zugleich den eignen Herrn;
Sein Anblick selbst muß oft behagen,
Denn mancher küßt sogar es gern.

Im Osten häufiger als im Westen,
Dort ist's geschmückt, hier meistens kahl;
Vom Bräutchen bei den Hochzeitfesten
Braucht der Polak es als Pokal.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Oktober 1833.

Célébrons ce grand jour;
Célébrons tous une fête si belle;
Que nos chants en tout lieu en portent la nouvelle!

Molière.
Intermède de Psyché.

Das Winzerfest in Vevay.

Vierter Brief.

Wir haben den im vorigen Brief beschriebenen Festzug abziehen sehen, um den Abbé und das Conseil zu holen. Er kommt zurück, und nun beginnt das eigentliche Fest. Nach den Schweizern wird die Fahne der Société des Vignerons getragen, auf der ich Anfangs eine Madonna zu sehen glaubte, bei näherem Augenschein aber eine Abundantia mit Sichel und Füllhorn erblickte, mit der Umschrift: Ora et labora; hierauf kommen der Hocqueton oder Huissier der Gesellschaft (mit Sponton, spanischem Federhut, sonst ganz grün); die zu krönenden Weinbauern, zwei schöne, kräftige Männer unter einem wandelnden Ehrenbogen von Weinlaub, den zwei junge, angehende Winzer über sie halten; der Abbé, Präsident der Gesellschaft und jezt Haupt des ganzen Festes, den silbernen Krummstab tragend; das Conseil der Gesellschaft mit ihrem Sekretär und Konstable.

Nun begann nach einer kurzen Harangue seiner Reverence, des Abbé's, die Feierlichkeit der Krönung der zwei Weinbauern mit Kränzen und goldenen Medaillen, dann die Ueberlieferung der silbernen Medaillen, der Ehrenserpetten und Geldbelohnungen an die Uebrigen; darauf ziemlich schlecht gesungene Lob- und Dankstrophen, wie man sie überall findet und wie sie überall langweilen. Bei diesem heitern, durchaus lokalen Fest hätte nach meiner Meinung die Anspielung auf die politischen Wirren der Schweiz wegbleiben sollen. Nach diesem gutgemeinten und mit frommen Wünschen endigenden hors d'oeuvre begannen die Gesänge und Tänze der einzelnen Abtheilungen, jede besonders. Zuerst die blauen und rosenfarbenen Schäfer mit ihren Gärten, Guirlanden, Schaafen, Widdern, Blumenschirmen u. s. w. Von ihrem Wechselgesang will ich nur anführen, was die Schäferinnen singen, indem sie nach den Bergen hinausdeuten:

Voyez, pour nous, d'autres villages
Les toits brillent dans ces hauts lieux,
Là sous nos pieds sont les orages
Et sur nos fronts l'azur des cieux.

Nach dem Gesang kam ihr Tanz. Die Schäfer, die den Blumengarten führten, luden sodann die Schäferinnen ein, einzutreten. Während sie ihnen da Früchte und andere Erfrischungen boten, näherten sich die rosenrothen Schäfer, ihr großer Blumen- und Blätterschirm öffnete sich und sie stellten ihre Schaafe und Widder darunter; rund herum aber lehnten die Schäfer ihre Stäbe und tanzten dann einen Rundtanz nach einer alten Landesmelodie um den Gewahrsam, wo die Schaafe gar lieblich zwischen den bunten, blumenumwundenen Stäben herausguckten und dem Tanz bedenklich zusahen. Das Ganze war durch Gedanken,

Frische und Bewegung sehr anmuthig. Nach dem Verschwinden der Schäfer kamen die Gärtner und Gärtnerinnen. Sie bildeten mit den Werkzeugen des Gartenbaus, mit Grabscheid, Hacke, Gabel, Rechen, Schaufel, Gießkanne u. s. w. eine Pyramide, die Mädchen setzten dazwischen ihre Blumen- und Früchtekörbe, und dann begann der ländliche Rundtanz mit Gesang.

Die Palesabtheilung schritt langsam vor. Links stellten sich die Canephoren mit dem Opferaltar, den Opferblumenkörben und dem Priester, die Göttin in der Mitte, ihrem fröhlichen Völkchen zugewendet; auf den Altar wurde Weihrauch gestreut und nach den Dankgesängen an die Göttin begann der Tanz der Heumacher und Heumacherinnen. Jene stellten zuerst mit ihren blanken Sensen das Mähen des Heus vor, dann kamen die Mädchen, um es mit ihren Rechen zu häufen. Unter Wechselgesängen wurde der Rundtanz vollbracht. — Die Abtheilung der Senner schritt jetzt mit ihren schönen Kühen vor; die Knechte nahmen ihre Hüte ab, setzten ihre ledernen Arbeitskappen auf, streiften ihre Aermel zurück, thaten als melken sie, auf ihren Melkschemeln sitzend, die Kühe und als machten sie Käse. Dabei sangen sie ein Wechsellied in dem halb französischen, halb italienischen Patois des Landes, wo immer ein Knecht dem andern nach der Weise des Kuhreihens antwortete:

Ha ah! Ha ah!
Liauba! Liauba! por aria.
Vinidé toté,
Blantz et noiré
Rodz' et motailé,
Dzjouren' et otro;
Dézo ou tzchâno
Jo vo z'ario,
Dézo ou tremblo
Jo te treintzo,
Liauba! Liauba! por aria.

Die Vorgänger der Frühlingswinzer trugen die Embleme der Vigneronsgesellschaft auf grünen Stäben: einen Mönch, einen Abt, einen kleinen Bacchus, eine Weinblattleserin, eine Weinkelter, eine Bachantin, ein Mostfaß u. s. w. Die Winzer selbst trugen Hacken und Fossoirs oder eiserne Grubenmacher, ihre Begleiterinnen aber die Bündel kleiner Ruthen, die sie zum Anbinden der Reben brauchen. Ihr pantomimischer Tanz stellte zuerst die Frühlingsarbeiten des Weinbaus, das Pflanzen, Beschneiden, Umhacken und Anbinden der Reben dar; dann trugen sie ihre Werkzeuge zusammen und tanzten eine Runde nach Landesart. Die Schmiede sangen dazu und auch der Scheerenschleifer ließ sich mit folgenden guten Strophen vernehmen:

De retour de terre étrangère,
Le remouleur pour peu d'argent
Vient vous offrir son savoir-faire,
Talent connu, talent tranchant.
Sous ma main le fer brille,
L'acier pétille,
Aiguiser couteaux!
Rasoirs et ciseaux!
Souvent la fortune se joue
De maints états et de maints rois;
Ma fortune, à moi, c'est la roue,
Qui de mon pied subit la loi etc.

Der prächtige Cereszug trat nun auf, die Opfer wurden gebracht, Weihrauch gestreut unter Hymnen und Chorgesängen. Dann begannen die Tänze der Schnitter mit den Schnitterinnen und Aehrenleserinnen; vorherrschend waren Pantomimen des Säens, Schneidens, Garbenbindens und Dreschens; dann folgten Rundtänze, bei denen die geschwungenen blinkenden Sensen und Sicheln, wie die vollen Aehren und bunten Kornblumenkränze, eine originelle Wirkung hervorbrachten. Bei den antiken Ceresfesten kann dieß nicht schöner gewesen seyn.

Auch der Bacchuszug hatte etwas ganz Alterthümliches und durch die Mohren etwas Quasi-Orientalisches, das wahrscheinlich des Gottes morgenländischen Ursprung andeuten soll. Opfer und Gesänge wie bei Pales und Ceres. Ganz eigenthümlich aber war der thracische Tanz der Faunen mit den Bachantinnen. Er hatte, wie im Alterthum, etwas Wildes, Ausgelassenes und Drohendes, wozu die geschwungenen Keulen und die Pantherfelle der Chorführer sehr günstig wirkten. Die Faunen schwangen kräftig ihre langen, epheuumwundenen Thyrsusstäbe, die Bachantinnen schlugen ihre Becken und Handtrommeln; der Tanz selbst erinnerte in seinen Formen und Verschlingungen an den rauhen griechischen Norden, wo er heimisch war. Mit einem Wort, wir hatten die alten Bacchanalien vor unsern jungen Augen, freilich nur in so weit, als sie in unserer sittlichern Zeit dargestellt werden können. Der alte dicke Silen auf seinem Esel war ein trefflicher Komiker, schwankend und launige Witzworte stammelnd, gehalten von zwei Mohren. Alles dieß hatte aber durchaus nichts Anstößiges oder Unanständiges, und die Methodisten hätten gar wohl zusehen können. Der Zug der Herbstwinzer, der die Weinlese darstellte, glich in Gesang und Tanz sehr dem der Frühlingswinzer, nur wurden dabei keine Instrumente gebraucht, sondern nur Körbe, Butten und Gelten, die sie bei Seite setzten, um nach ihrem Gesang in Patois auch eine Nationalrunde zu tanzen. Noah's Arche beschloß diesen Zug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den schlafähnlichen Zuständen der Seele.

(Beschluß.)

Es wohnt in unsrem Innern der ganze Mensch, mit allen seinen geistigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende

Leben, allmählig die eine Richtung zur herrschenden, die andere zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andere zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die sich nach ihrem Lichte wenden. Zu seiner Zeit muß dann auch das im Dunkeln Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jezt winterlich abgewendete Pol hat einmal seinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es sich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und wessen Eigenthum es gewesen. Denn es wird dann öfters an dem erst nun ganz sichtbar gewordenen Gewächs eine bittere Wurzel gefunden, und statt des Schmetterlings, dessen Entfaltung die vorhergegangene Raupengestalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindseliges Geflügel hervor, dessen Erzeuger schon in den Leib der Raupe die zerstörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende ist im Geistigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Mensch empfangen und im Verborgenen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und andern machen kann, daß unser innerer Mensch so wie der äußere am meisten durch jene Zustände gedeihe und erstarke, welche wir als schlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, besänftigende Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern strömende, besänftigende Geist, wenn ihn dasselbe reichlich walten läßt, nicht blos Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche sich zu einer falschen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines sonst im Innern schlafenden Elementes des Widerstandes sehr wohlthätig auf das geistige Wachsthum gewirkt. Wie denn der selige Prälat Oetinger von sich selber erzählt, daß er in seiner Kindheit von so ruhigem Naturell gewesen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieser allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die innern Anlagen auf, gab ihm sogar Lust und Muth zum Versemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt. Anscheinend etwas Anderes meinend, und dennoch dasselbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menschen gab, welchen es wahrhaft anliegt, geistig gesund zu seyn, daß sie nämlich in solchen Fällen, in denen sie nicht wissen, welches von Zweien ihnen das geistig Heilsamste sey, dasjenige erwählen sollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am meisten zu widerstreben scheine.

Warum aber gerade jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unseres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des innern Menschen als der fruchtbarere erscheine, das geht aus der gleich am Eingange dieser Betrachtungen gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unserer Natur ist das Eigenthum des Einzelnwesens und als solches eine einseitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirkt der Einfluß von geistiger Art auf die empfängliche, passiv aufnehmende Seite unserer Seele ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während denen unsere Seele am meisten mit der geistigen Speise des Lebens gestärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirksamkeit des Südpols eines Magnetes in genauem Verhältniß steht mit der Stärke des Nordpoles, so hängt das Maaß und die Beschaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geistig belebenden Einfluß sehr genau mit der Beschaffenheit der Selbstthätigkeit zusammen. Die Richtung der Selbstthätigkeit kann eine sehr verschiedene, auch der aufregende, geistige Einfluß kann ein sehr verschiedener seyn. Immerhin jedoch pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am leichtesten und fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt ist. Dieser Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deßhalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftesten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zwiegespräche mit der andern, nach Außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln. Wie sich die Extreme jedoch so oft gleichen, so zeigt sich auch wieder im höhern Alter das öftere Wechseln und deutliche Beisammenseyn der beiden Zustände. Oefter jedoch geschieht dann der Seele etwas Aehnliches wie dem Leibe: die Schlafzustände werden andauernder, werden äußerlich vorherrschend; ja dieselben erscheinen auch in der wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödsinn des Alters.

Gottes Hülfe.

Bricht unter dir die Brücke,
Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Wasser zücke
Und heb' an's trockne Land.

Gott wollte sich erbarmen,
Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
Dich selber aus dem Grab!

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Bogenhausen. Fähring. Frohnleichnam.

Auch der Liederkranz wurde diesen Sommer einmal in Neuberghausen gehalten, und nach dem Gesange wurde ebenfalls getanzt. Da war das Gemisch der Stände noch größer, ja auffallend, denn in den Fracks, die da tanzten, stacken mehrere junge Herrn, die sie gemacht hätten. Aber eine solche zufällige Berührung schadet Niemanden von den Honoratioren, sie kann vielmehr zur Verfeinerung der untersten Klassen beitragen, und so dachte ich, es wäre nicht human, ein Aergerniß an einem eleganten Tänzer zu nehmen, der statt des Schnupftuchs aus Versehen ein Maaß aus der Tasche zieht, um beim Cotillon seine Mittänzerinnen, ein ganzes Rudel von Gräfinnen und Fräulein, darüber springen zu lassen.

Gleich hinter Neuberghausen liegt der Lustgarten von Bogenhausen, welchen man vor allen andern besuchen muß, will man sich einen Begriff von dem hiesigen Volksleben verschaffen. Jeden Donnerstag findet da ein Ball statt, der keinen anständigen Namen führt, den aber doch sehr viele honette Herrn und Frauen als Zuschauer umsitzen, von dem ich also auch sprechen darf. Es gibt hier eine Art von Herren, welche sich gut kleiden, mit vielen Fremden und Einheimischen in eine Art von vertrauter Berührung kommen; diese sind diejenigen, welche als cavaliere d'onore auf jenen Bällen erscheinen. Unteroffiziere, Ladendiener und solche Herrn, die vom Feste von Hesselloh dekorirt zurückkehren, sind die zufälligen Tänzer; und da hier die Ordnung, der öffentliche Anstand gewöhnlich in Gesellschaft von Gensd'armen erscheint, so sieht man von diesen mehrere Exemplare auf und abwandeln. Und in der That, nichts scheint ordentlicher, anständiger als ein solcher Ball, und man kann wohl begreifen, wie Münchner Herren von Rang und Stand ihre Weiber und Kinder an einem Donnerstage nach Bogenhausen spazieren zu führen so wenig Anstoß finden, wie daselbst honette Bürgersmädchen zu tanzen sich bewegen lassen können, und die lieben unschuldigen Kindlein dutzendweise herumspielen. Der Schein ist gerettet. Die Tänzerinnen thun während des Tanzens so verschämt, so unschuldig! Die Tänzer sind so manierlich, machen Komplimente, lächeln graziös, sind so galant! Der Schein ist gerettet, bis auf die Schminke. — Ein kleines Stündchen weiter ist Fähring. Da muß man Sonntags hingehen. Da ist dann ebenfalls Ball, nicht ganz wie der am Donnerstag in Bogenhausen; doch beiläufig. Da tanzt Alles durch einander. Fähring ist zwar entlegen; das thut aber gar nichts zur Sache; hier hat man, wenn es gilt, guter Dinge zu seyn, nur das Ziel im Auge, der Weg dahin wird weder erwogen noch gemessen. Auch das ärmste Mädchen will an der allgemeinen Freude Theil nehmen; es verdient sich ein hübsches Riegelhäubchen, ein hübsches Kleid, ein paar hübsche Schuhe oder Schnürstiefeln, und kommt der Tag der Freude, so puzt es sich fein und zieht aus; und tritt schlechtes Wetter ein, und muß es bei demselben nach Hause gehen, so zieht es seine Schuhe und Strümpfe aus, schlägt über das Riegelhäubchen das Kleid und über das Kleid einen der Unterröcke und watet so heim in Gesellschaft anderer, die das Gleiche thun, und wenn es zu Hause ist, denkt es nicht mehr an das schlechte Wetter, sondern an die Freude des zugebrachten Tags, und hofft, daß der der nächsten Woche noch angenehmer seyn werde. Ich merke, daß ich auf gutem Wege wäre, Ihnen ein Buch über die Münchner Lustgärten zu schreiben. Entschuldigen Sie mich, wenn ich zu lange davon gesprochen. Ich konnte nicht umhin, da sie im hiesigen Leben ungefähr das sind, was in einer Oper das Motiv ihrer Ouvertüre ist.

Wenden wir uns zu einem andern charakteristischen Bilde des hiesigen Lebens. Einer der genußreichsten Tage in der schönen Jahrszeit ist hier der Frohnleichnamstag, wenn seine Prozession vom Wetter begünstigt ist, wie es heuer der Fall war. Alle Kirchen sind dann an Thoren, Pfeilern und den Gittern der Nebenaltäre mit Birken besezt, ihre Heiligenbilder tragen grüne Kränze, ihre Altäre sind mit duftenden Blumen geschmückt und der Gang des Mittelschiffes mit Zitronen- und Orangenbäumen; die Liebfrauenkirche noch außerdem mit vielen gold- und silbergestickten bunten Fahnen und andern kostbaren Zierrathen, die nur selten aus der Sakristei vor das Auge des Publikums kommen; die Liebfrauenkirche ist dann von innen eben so herrlich anzuschauen wie in der Christnacht von außen. Aber schon füllen sich ihre Hallen mit Priesterchören, mit Mönchen, mit Nonnen, mit ganzen Zügen von Kindern im Feierkleide, mit allerlei seltsamen Gestalten, mit dem hereinströmenden Landvolke. Die Orgeln erdröhnen, Gesang und Musik stimmt ein, die Heiligenbilder erheben sich von ihren Altären, die Fahnen schweben in den Lüften, die Prozession sezt sich in Bewegung. Sehen wir die Straßen, wodurch sie ziehen wird: sie sind mit duftenden Kräutern bestreut, mit Maibäumen besezt, mit den Spalieren des Bürgermilitärs, mit den glänzenden Eskadronen der Kürassiere; an allen Fenstern Zuschauer, und reiches Schauspiel gewährt schon die darunter einherwogende Menge der Neugierigen. Dieß ist der Augenblick, wo die Gassen entlang die Heerden der reichen Bürgersleute am gastlichsten wogen, die Schaaren der Bräuer, der Metzger, der Bäcker ꝛc., dieß ist die Zeit, wo die Antleßwürste geschmaust werden sollen. Wohnen wir einem solchen Schmause bei, indessen die Prozession heranzieht. Versezen wir uns daher in das erste beste Bürgerhaus, dort in das Haus des wohlhabenden Bäckers, der heute als Fahnenjunker auftritt. Sein dicker Papa sizt im Laden und harrt auf die Gäste, seine dicke Mama ist im Nebenzimmer mit dem Decken des Tisches beschäftigt, seine Gattin richtet in der Küche die Speisen an. Der Großpapa, der täglich seine fünf oder sechs Maas Bier und zwei Maas Wein trinkt, hat ein fein linnen Hemd und seine schwarze Beinkleider an, und dazu passende Schuhe und Weste, ein schwarz saminten Mützchen auf und trägt an den Fingern eine Menge altväterischer, mit Brillanten und Rubinen besezter Ringe. Er sizt nur in Hemdärmeln da und brummt in den Bart über die Hize und über das Zögern des Besuchs. Die Großmama trägt eine Haube von weichem amerikanischem Fischotterpelze, die oben mit dem feinsten Golde gestickt ist und wohl gegen fünfzig Gulden gekostet haben mag, ein Mieder, das mit vielen silbernen Ketten und einem goldnen Cruzifixe geschmückt ist, um den Hals eine vielfache Perlenschnur, schwere kostbare Ohrringe, und ist übrigens so gekleidet, nach demselben Schnitte und in dieselben Farben, wie es bräuchlich war, als sie vor Zeiten Hochzeit hielt. Sie streicht die Falten aus dem schimmernden, feinen Tischtuche, ordnet die schönen porzellanenen Teller, die silbernen Bestecke, macht das schöne Silbergeschirr anschaulicher, welches in der Ecke in einem Glasschranke nicht ohne Ostentation aufgestellt ist, und redet dabei dem brummigen Alten zu: er möge sich gedulden, es sey ja noch nicht neun Uhr ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Oktober 1833.

Hier ist's so lustig wie im Prater,
Und hat man mir's nicht angethan,
So seh' ich wahrlich ein Theater.

Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Aeußeres Kirchenwesen. Versteigerungsbureaux.

Ich habe Ihnen in meinem lezten Briefe über die Volksfeste der Amerikaner berichtet; an sie schließt sich alljährlich eine andere Feierlichkeit an, die nicht minder lärmend ist. Sie gehört indessen nicht eigentlich der Nation an und ist, so zu sagen, nur usurpirt, denn es ist das ächt irländische Fest des heiligen Patrik. Mit dem frühesten Morgen, durch das Glockengeläute zum Gottesdienst gerufen, drängt sich an diesem Tag in den Straßen die festlich gepuzte Menge dieses frommen, in Amerika so zahlreichen Volkes. In dichten Massen drängen sich die Andächtigen nach den katholischen Kirchen; doch wer beschreibt ihren Schrecken, ihr Aergerniß, ihre Entrüstung, da sie, vor City-Hall angelangt, den Park voll gigantischer, grotesker, aus lauter Kartoffeln aufgethürmter Spottgestalten des verehrten Landespatrons erblicken. Wie durch ein Wunder scheinen diese Riesenfratzen über Nacht aus der Erde emporgeschossen zu seyn. Zu ihren Füßen bilden sich Gruppen kampflustiger Menschen, die durch ihre geballten Fäuste und komisch finstern Blicke den Entschluß verrathen, die Kartoffelbilder des Heiligen zu beschützen. Alle Fenster, alle Dächer sind mit Zuschauern besezt — die einzige Gelegenheit, wobei ich mich entsinne, Amerikaner am Fenster gesehen zu haben — langsam zieht das in seinem Glauben verhöhnte Volk näher, Schimpfworte schallen durch die Luft; bald fliegen Steine nach den Götzen, die mit einem Kartoffelregen, unter dem Rufe: „irländische Manna,“ erwidert werden. Von den Nachkommenden werden die Vordersten immer mehr bis vor das Gitter des Parkes gedrängt, und nun entladet sich der Zorn gleich einem Ungewitter in einem wüthenden Vorkampfe, der sich mit der Zerstörung der Figuren endet. Einzelne zerstreute Gefechte der Art verherrlichen den übrigen Tag bis spät in die Nacht. Das Ganze ist Spaß von der einen, Ernst von der andern, und macht blutige Köpfe auf allen Seiten; indessen läuft Alles in einer gewissen systematischen Ordnung ab, die praktische Uebung bekundet, und wird als eine herkömmliche Sache geduldet, ja gerne gesehen. Man könnte darin einen Beweis von Intoleranz erblicken. So ist es aber eigentlich nicht gemeint; denn wenn gleich die Katholiken überhaupt hier nicht sehr gerne gesehen sind, so ist doch nur die Armuth des irländischen Volks, welches man gewöhnlich als ein Kartoffeln wiederkäuendes bezeichnet, die Zielscheibe der Satire. Nichts ist den Amerikanern lächerlicher, als Armuth, und weil die Kartoffeln, die durch ihre Verpflanzung nach Europa sich so sehr verbessert haben, in ihrem wahren Vaterlande nur eine sehr schlechte

und ungesunde Nahrung geben, so werden sie auch als das Symbol der Noth angesehen. Es ist sonderbar genug, daß nunmehr diese Frucht ein Einfuhrartikel geworden ist; alle amerikanischen Schiffe verschaffen sich ihren Bedarf im Auslande.

Die Glaubenstoleranz ist aber auch nicht ganz so unbegrenzt, als man gewöhnlich meint. Sie werden schon aus der Beschreibung der Sonntagsfeier entnommen haben, daß Glaubensbekenner, die einen andern Sabbath haben, wie z. B. die Israeliten, dennoch gezwungen sind, den christlichen oder amerikanischen Sonntag, wenigstens äußerlich zu halten. Türken dürfen sich auf der Gasse gar nicht blicken lassen; jeder Mensch wendet sich mit Abscheu von ihnen, und die liebe Jugend bewirft sie mit Koth. Man will dieses feindselige Benehmen dadurch rechtfertigen, daß es gegen die Unterthanen eines Despoten gerichtet sey, was sie indessen doch in den Augen eines Amerikaners eher zu Gegenständen der Theilnahme machen sollte; aber nein, man haßt sie als Feinde der Christenheit. Auch der katholische Kultus unterliegt manchen Einschränkungen; so darf das Frohnleichnamsfest nicht durch eine öffentliche Prozession gefeiert werden, dagegen werden die Feld- und Gassenpredigten, die Lagerfeste und die sogenannten Werke der Methodisten mit allen ihren lächerlichen, schaamlosen Schwärmereien ganz frei und ungehindert gehalten, und geben noch überdieß der Masse der Neugierigen ein sehr gesuchtes Spektakel. Es werden beträchtliche Reisen unternommen, um solch einen nächtlichen Camp-Meeting mit anzusehen. Ich meines Theils begreife nicht, wie Mütter ihre Töchter dahin führen können, und kann mich nicht genug wundern, wie ein Mann, der auf Hausehre hält, sich zu dieser Sekte bekennen kann, wenn er Frau und Töchter hat; denn das Zustandebringen des Werkes ist einmal eine höchst anstößige Operation, wenn gleich Eingangs das Ansichtigwerden der Hölle, was sich durch ein schreckliches Geheul ankündigt, und darauf die geistige Verbindung mit dem Erlöser, die sich durch dumpfes Seufzen und Stöhnen von Seiten des jugendlichen Theils des weiblichen Geschlechts ankündigt, damit gemeint ist.

Religiöse Schwärmereien aller Art gedeihen hier trefflich und sind eben kein übler Spekulationsartikel. Die Prediger der verschiedenen Glaubensbekenntnisse miethen Lokale, die von eigenen Unternehmern in Form von Kirchen oder Tempeln erbaut worden. Durch Vermiethen der Bänke machen sich die Prediger eine bedeutende Rente, denn eine Familie von etwa fünf Personen zahlt 80 bis 100 Dollars. Die Bänke sind aber auch sehr nett gearbeitet, möglichst bequem eingerichtet, meistens gut ausgepolstert, mit grünem Saffianleder überzogen, und werden immer im guten Zustande erhalten; ich habe wenigstens keine abgenützte gesehen. In den leeren Räumen zwischen den Bänken wird Niemanden der Aufenthalt gestattet. Die Kirchengemeinden wählen einige Glieder aus ihrer Mitte zu Aufsehern, und diese handhaben eine strenge Polizei. Eine aus Wurzelfasern derb geflochtene Gerte ist ihr Amtszeichen. Ich hielt dieß Anfangs für Fliegenwedel, an denen ich indessen die zugespitzte Form tadelte, und war der Meinung, so seltsam mir auch diese Artigkeit vorkam, die Herrn wollen damit die Damen der Belästigung von Seiten der Insekten überheben; man braucht aber nicht lange in der Kirche zu seyn, um über den wahren Zweck dieses Instruments belehrt zu werden.

Betritt ein Unbekannter das Heiligthum, so fühlt er sich, ehe er noch einige Schritte vorgetreten ist, mit einem nicht sehr sanften Schlage an der Schulter berührt; blickt er auf, so steht auf jeder Seite ein Aufseher mit empor gehaltener Fuchtel. Die beiden Gentlemen untersuchen nun den Fremdling genau und mustern einige Minuten lang mit stillem Ernste und feierlich aufgerissenen Augen seinen Anzug vom Kopf bis zum Fuße, um daraus auf sein muthmaßliches Einkommen zu schließen, und ihm sofort einen seinem Vermögen entsprechenden Gastplatz anzuweisen. Beim zweiten, höchstens beim dritten Mal wird einem aber kurz bedeutet, man habe eine Bank zu miethen. Wenn es eine einzelne Person ist, so muß sie sehen, wie sie sich bei einer Familie einmiethen kann. Auf diese Art wird die Kleiderordnung nicht gestört und der Reiche kommt nicht in Berührung mit dem niedern Volke, welches hübsch draußen bleibt und die Kirche umlagert.

Am allerwenigsten Umstände macht man in den katholischen Kirchen. Dem Nichtabonnenten wird auf der Stelle die Thüre gewiesen, und hätte er ja unbemerkt und mit der bestehenden Ordnung unbekannt, schon irgendwo Platz genommen, so wird er gewiß bald, ohne alle Rücksicht, hinaus geführt. Eine aus den Verhältnissen entspringende, zum Theil nothwendige Oekonomie im Kirchenwesen entschuldigt allerdings viel, nichts desto weniger bleibt dieser Gebrauch für den frommen oder neugierigen Reisenden höchst unangenehm.

Diese Mittel reichen aber nicht immer zu, um eine Kongregation beisammen zu halten; wenn die Administration ihre Rechnung dabei nicht findet, gibt sie die Sache auf und das Lokal wird zu einem andern Zwecke vermiethet. Was heute eine katholische Kirche ist, war vielleicht voriges Jahr eine Synagoge, wird vielleicht im nächsten Jahr ein protestantischer Tempel oder ein presbyterianisches Bethaus seyn, oder ein solches Gebäude tritt gar wieder in den weltlichen Stand über und wird als Tanzsaal oder zu akademischen Vorlesungen vermiethet; wie das kürzlich mit einem Pietistenhause der Fall war, wo eine junge, schöne, freigeistige Lady aus Massachusetts sich über alle Konvenienzen hinaussetzte und den zahlreich herzuströmenden jungen Herrn von Newyork philosophische Vorlesungen

hielt. Es war eine Nachäffung der Madame Krüdener in epikuräischem Style. Bald machte sie einem Taschenspieler Platz, und gegenwärtig dient das Gebäude als Auctionslokal, in welcher Eigenschaft es sich am längsten erhalten dürfte; denn Versteigerungen sind hier das ganze Jahr durch eine Hauptunterhaltung der hohen und der niedrigen Stände, und weil wir davon sprechen, gebe ich Ihnen eine Schilderung vom Wesen dieses beliebten Divertissements.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Winzerfest in Vevay.

(Fortsetzung.)

Aus der Patriarchenzeit plumpten wir unmittelbar ins Siècle de Louis XV. und in die neueste Zeit. Der Winter und seine Freuden konnten nicht besser dargestellt werden, als durch eine Hochzeit, die gewöhnlich in den Winter fallen. Voraus die Küche, welche dabei keine Nebensache scheint, darin eine Köchin, die eifrig Waffelkuchen backt. Auf einer kleinen Gallerie der Wandelküche sitzt eine andere hübsche Magd, die spinnt, zur Andeutung dieser wichtigen Winterbeschäftigung und der nicht weniger wichtigen Spinnstube; zum Schornstein heraus guckt lustig ein kleiner Junge mit rother Mütze und singt sein Kaminfegerliedchen. Darauf erst kommt der Herr Baron, und nach einigen altväterischen Chansons beginnt endlich der Hochzeittanz. Der Baron nimmt herablassend die Braut bei der Hand und diese, sich etwas sträubend gegen die allzugroße Ehre, folgt ihm nur zögernd und trippelnd. Der Notar bittet handküssend und unter respektvollen Bücklingen die Frau Baronin, ihm die Ehre einer Menuet zu schenken, worein denn auch die geschminkte Dame mit herablassender Huld willigt. Die andern Hochzeitgäste folgen im Tanz, erst die alten Ehepaare, dann die jungen Leute, immer ein Paar lieblicher und geschmackvoller als das andere. Sie singen tanzend:

Monsu le Baron,
Madama la Baronna,
Lan étâ prau bon,
De prau bouna louna,
Per veré no zonara
Et no vaira ti riondâ,
You!
Tsacon noutra mie, ô gai etc.

Hinter dieser lustigen, bunten Hochzeit schritten ernst, wie im Anfang des Zugs, die bärtigen Schweizer einher und beschlossen das Ganze.

So finden wir in dem schönen Fest die Darstellung aller Alter und Zeiten: in Noah den Orient und die Patriarchenzeit; wir sehen Indien in Bacchus, und in Ceres stellte sich das alte Griechenland mit seinen Mysterien dar, so wie Rom in Pales. Dann kommt das Mittelalter, vertreten durch den wohlthätigen Abt mit seinem silbernen Krummstab. Aus dieser Zeit springt das Fest durch eine herrliche Ironie, gleichsam um recht jenen Jammer und Abstand in der menschlichen Kulturgeschichte zu zeigen, auf die elende Zeit Ludwigs XV. herab, auf jenes Siècle mit seinen Fontangen, Haarbeuteln und Reifröcken, mit seinem dummen Respekt, seiner Kriecherei und seiner süßlichen Affektation. Ueber das Ganze ist ausgegossen unsere Zeit, ihre Jugend, Schönheit und Kraft, die Heiterkeit und Freudigkeit des sonnigen, segenerfüllten Landes.

Wie hoch stehen doch dergleichen Feste über den politischen, deren bezahlter Lärm und kommandirter Jubel und Kanonendonner oft Tausenden wehmüthig oder erbitternd ins Herz schneidet. So steht dagegen die lezte Feier der Juliustage in Paris mit ihrem löschpapiernen Kriegsschiff, ihrem hölzernen Obelisken, ihrem lächerlichen Concert-Monstre und ihrem übrigen affektirten Wesen gar läppisch und ärmlich da. Die herrlichen Volks- und Stadtfeste des Mittelalters, in denen sich die ganze Weiblichkeit und Heiterkeit jener Zeit aussprach, die aber mit ihrer Zeit und ihrem Sinn verschwunden sind, ihre Aufzüge, Mummereien, Tänze, Gastmäler und Schießen, mögen viel Aehnlichkeit mit unserem gehabt haben. Ich erinnere mich nur an etwas, das mit dem Vevayfest verglichen werden kann, ich meine das Blumenfest in Genzano; man könnte auch das Rosalienfest in Palermo anführen, wenn dabei der religiöse Charakter nicht vorherrschte. In Genzano ist freilich das Theater des Festes lange nicht so schön als in Vevay, aber am Fuß des uralten Mons Albanus, in der Nähe der alten Römerwiege Alba-Longa, auf dem Boden der Aeneide, über Lanuvium, auf dem Theater der ältesten Geschichte Roms, mag man dieß leicht vergessen. In Vevay ist das Schöne abwechselnder, mannigfaltiger und überraschender, in Genzano aber großartiger. Hier wie dort ist das Blumenreich aufgeschlagen: in Genzano liegen die Blumen in duftigen Bildern auf der Erde, in Vevay zieren sie die wandelnden, lächelnden und fühlenden Mädchenbilder. Das Frauenkostüm in Albano und Genzano ist imposant für solche Junonische Gestalten und Häupter, die Statuen anzugehören scheinen, welche eben aus der Erde gegraben wurden; dieß Kostüm paßt vortrefflich zu den etwas schwerfälligen Bewegungen, zum festen Gang jener Frauen. Den leicht beweglichen Waadländerinnen, die weniger an Juno als an die leichtfüßigen Horen erinnern, würde es aber gar nicht stehen, und sie würden sich auch gar nicht darin zu benehmen wissen; überdieß taugt es auch nicht für den bewegten, raschen Tanz der Ronden. Wie in Genzano ist hier das Fest ganz innig und tief ins Volksleben eingegangen; nach ihm werden Abschnitte im Leben

bezeichnet und berechnet; seine Benennungen sind ganz gewöhnliche Bezeichnungen geworden; so hörte ich z. B.: er war mit mir vor vierzehn Jahren Faun; sie ist auch einmal Nymphe gewesen; Luise hat nicht Ceres werden können, denn —; ihre Bekanntschaft kommt schon von der Palescanephore; Sophie hat den Bacchuspriester geheirathet rc., wie man bei uns sagt: sie ist mit ihm in die Schule gegangen, oder, wir waren auf der Herlesbäußer Kirmes zusammen. In den Stadien der Liebe spielt dieß Fest natürlich eine besondere Rolle, denn vieles beginnt da, vieles wird da ausgesponnen, vieles zur Reife und zum Ende gebracht. Recht hübsch sagt daher ein waadländischer Dichter davon:

Peut-être en ces ébats, sous l'oeil brillant du jour,
Peut-être à vos genoux s'est incliné l'amour.
Joyeux couples d'amans, quand vous serez époux,
Le soir, au coin du feu, quel souvenir plus doux,
Que ce temps où le bruit de la publique joie
Couvrait ces mots charmans, qu'une âme à l'autre envoie!
Adieu, soyez heureux etc.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Frohnleichnam.

Endlich, und es ist noch nicht neun Uhr, erscheinen kurz nach einander die Eingeladenen, lauter Basen, versteht sich, denn hier ist in den alten Bürgerfamilien alles Vetter und Base. Der Alte empfängt sie mit einem gutmüthigen Gruße, sein Käppchen ein bischen rückend, und überliefert sie sofort der Hausfrau in dem Nebenzimmer. Die zuerst Angelangte ist eine Metzgersfrau, eben so dick, wie der sehr dicke alte Bäckermeister, und von Gesicht so roth wie ein schönes frisches Stück Rindfleisch. Ihre Riegelhaube, schwer von Gold, steht mit den beiden Hörnchen nicht in die Höhe, sondern liegt, nach guter alter Art, am Kopfe an. An den sehr schweren silbernen Schnüren ihres Mieders hängen eine Menge goldner und silberner Medaillen. Sie wird von ihrem sechzehnjährigen Töchterchen begleitet, welches sich kleidet wie die eleganten Kellnerinnen, d. h. in ein leichtes farbiges Kleid mit weiten Aermeln, worauf das schwarzsammtene Mieder mit den silbernen Ketten, ein seidenes Halstüchel, woraus sich die fein gefältete Halskrause erhebt, und auf den zierlich geflochtenen Locken schwebt das silberne Riegelhäubchen. Das Töchterchen hält sich immer hinter der Frau Muata und ist sehr schüchtern und verschämt, sehr jungfräulich. Gleich nach der Metzgersfrau tritt eine andere Matrone auf, eine Bräuerin. Diese sieht aus wie ein alter Juvelierladen. Auf ihrem Haupte strahlt eine der schwersten goldnen Riegelhauben, auf ihre Schultern herab hängen lange, mit allerlei funkelnden Steinen besezte Ohrringe, auf ihrem Busen ruht, wie eine Schlange, eine massive goldne Kette mit einem Kruzifixe von Brillanten, und an allen Fingern trägt sie mehrere kostbare Ringe; sie trägt kein Mieder und ein seidenes Kleid. Am lezten erscheint eine Kaffeewirthin. Die ist schon ganz anders gekleidet, ganz neumodisch, das Riegelhäubchen abgerechnet, wie eine Dame. Auch sie hat ihr Töchterchen, ein blühendes Mädchen von siebzehn Jahren, bei sich, und auch dieses hat von der altväterischen Tracht nichts an sich als ein reinsilbernes Riegelhäubchen, welches auf den vollen, hervorquellenden schwarzen Locken prächtig steht, und ein feines weißes Kräuschen, aus welchem das schöne Gesichtchen wunderbar frisch hervorblüht. Da ist schon alles feiner, leichter, lustiger, zierlicher, manierlicher, und Mamsellchen ist gewiß schon oft auf den Bällen des Frohsinns „Fräulein" angeredet worden. Setzen wir uns! ruft der dicke alte Bäckermeister, und man sezt sich zu Tisch, und alsbald erscheint in einer großen Schüssel eine Tracht rauchender gesottener Bratwürstel, und die großen geschliffenen Bockgläser werden mit dem schäumenden Bock gefüllt. Die Schüssel steht in der Mitte und jedermann spießt nach Belieben heraus. Bald darauf erscheint eine andere Tracht dampfender Würste, das sind Weißwürste, und nach diesen eine dritte, und das sind frische duftende Leberwürste. Darauf macht man eine Pause, man begibt sich ans Fenster, um die Leute auf der Straße und die bereits nahende Prozession zu sehen. Der Vortrab der Prozession ist schon zum Theil vorbei gezogen, da sezt man sich abermals zu Tische. Nun wird ein ungeheures Stück Schweinefleisch aufgetragen, wovon sich jedermann mittelst eines großen Metzgermessers beliebige Stücke herunter schneidet, und statt des Bieres wird nun Wein aus Rheinbaiern und Franken getrunken. Mitunter geht man wieder ans Fenster, denn die Prozession ist in vollem Zug, und als diese fast zu Ende ist, nimmt endlich der dicke Großpapa das Wort und spricht: „Aber Frau Bas', Sie essen ja gar nicht!" — „Ni, was Sie da sagen!" lautet die Antwort, „ich habe des Guten nur zu viel gethan!" — „Ei was!" entgegnet jener, „noch ein Stückchen!" — „Unmöglich!" erwidert die Frau Base; „überdieß lies' ich auch das Schweinefleisch nicht besonders, Herr Vetter!" — Das ist fast das alleinige Gespräch, welches sich während der Mahlzeit von Zeit zu Zeit wiederholt. Sie dauert, die Pausen mitgerechnet, von neun bis halb zwölf Uhr, so lange als die Prozession selbst.

Die Prozession war in vielen Stücken von denen verschieden, die ich in Italien gesehen. Neu für mich waren die vielen großen Fahnen der Zünfte und die Träger und Begleiter derselben in verschiedenen Costümen und Vermummungen, mit Degen, Hellebarden und Federhüten; dann die Züge kleiner weiß gekleideter Mädchen und Knaben mit ihren Lehrern; ferner der Zug der Nonnen oder barmherzigen Schwestern; endlich die vielen sonderbaren Verzierungen der Leuchter und der dicken Wachskerzen. Ganze Gestelle vieler Altäre, die Heiligenbilder sammt ihrer Einfassung wurden einher getragen; aber man hatte den hölzernen, nicht reinen Boden, worauf sie standen, nicht mit Teppichen bedeckt, und so sahen sie keineswegs imposant aus; viele Priester zogen einher, allein sie tragen und halten sich nicht wie die italienischen. Hinter der Prozession her, welche durch eine Abtheilung Militär geschlossen war, drängte sich das gemeine Volk und Landvolk.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Oktober 1833.

Immer geschwinder! —
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!
Goethe.

Das Winzerfest in Vevay.

(Beschluß.)

Doch zurück zu unserm Fest! Es mochte 1 Uhr seyn, als sämmtliche Gesänge und Tänze vorüber waren; der Zug ging nun auch durch die Straßen, in denen sich daher eine unsägliche Menschenmenge hin und her drückte. Nach so viel Sehen, nach so viel Musik und Lärmen war es mir recht angenehm, in das stille Haus zurückzukehren, da zu Mittag zu essen und mit Papa Wächter ein geseztes Gespräch über die alten Eisenacher Zeiten zu führen. Die lieblichen Kinder waren leider nicht da, sondern beim Zug, der sich nun unter die herrlichen Baumgänge am See verfügte, um da an langen Tafeln zu Mittag zu essen. Es waren über achthundert Gedecke an zwei gleich langen Tafelreihen; die Abtheilungen saßen bei einander, die Mädchen den Männern gegenüber. Um die Tafeln herum, in den äußern Baumgängen drängten sich die Zuschauer und blieben bald bei diesem, bald bei jenem Tisch stehen. Bekannte und Freunde nickten und sprachen sich zu; die ältern Essenden hatten hie und da etwas von der Grandezza der großen Herrn, bei deren Tafeln plebejische Zuschauer den Durchlauchten oder Majestäten in den Mund sehen. Auf diese Weise kam überall eine äußerliche und innerliche Conversation in Gang, diese mit den Nachbarn und Nachbarinnen, jene mit den Leuten jenseits des Stricks. Trotz der reichlichen Weinlibationen, ward jedoch kein unpassendes, unbescheidenes Wort, keine Bewegung, selbst nicht eine Andeutung dieser Art gehört; die jungen Leute waren mit den reizenden Mädchen heiter und froh, aber sehr anständig. Ich hebe diesen Umstand als sehr merkwürdig hervor, da ich ihn nie bei andern Volksfesten und Volksschmäusen bemerkt habe. Diese überall herrschende Sitte dauerte das ganze Fest hindurch und war einer seiner charakteristischen Züge, der den Waadländern, diesem sonst so ausgelassenen, sprudelnden und sinnlichen Völkchen, zu besonderer Ehre gereicht.

So kam 7 Uhr herbei. Die Sonne war indessen milder geworden, die Bergschatten verlängerten sich, die Schneehäupter in Wallis wurden röthlicher und ein leises Lüftchen zog über den See. Da brach alles von den Tischen auf; in einem Augenblick ruderten hundert Boote ans Ufer und die frohen Leutchen stiegen ein, bunt unter einander, oder wie sich Freunde und Bekannte zusammenfanden. Die prächtige Cerespriesterin fand sich mit zwei lustigen Faunen aus dem Bacchusgefolg, mit drei Winzermädchen und einem Schäfer zusammen; zwei handfeste Senner mit der Palespriesterin und einigen niedlichen, rosenrothen Schäferinnen; der weißbärtige Bacchuspriester in weitem Sammtgewand saß mit einer Cerescanephore und dem Herrn Baron zusammen; die Frau Baronin

folgte im nächsten Kahn mit zwei pantherfelligen Faunen, einigen Dreschern und der hübschen Sennermagd. So behielt auch hier die Poesie ihr altes Recht, alle Farben, Gestalten und Gewänder zusammen zu mischen. Die vielen Kähne in einiger Entfernung vom Ufer, das Durcheinandergleiten und Wechseln der Farben und Gewänder, und zwischendurch des Sees Blau und die reizenden savoyischen Ufer und Berge, die lustige Bewegung in schwerem Faltenwurf, und der Ernst im leichten Kleidchen gaben ein sehr anmuthiges Bild. Selbst der alte Leman soll aus seinem blaukrystallenen Schloß heraufgesehen und über die schönen Töchter seines Uferlandes geschmunzelt haben. Ehe man es sich versah, wurde es mit Ernst dunkel, die Kähne kehrten nun wieder zurück und alle Festleute suchten ihre Heimath.

Auch wir thaten es. Früh am folgenden Morgen begannen die Züge durch die Stadt. Es waren diese Ambarvalien und Tänze mehr für die Einwohner von Vevay, als für die Fremden. Vor den Häusern des Abbé's, der Göttinnen und Götter und noch an zehn andern der ausgezeichnetsten und geehrtesten Einwohner sollten die bekannten Gesänge und Tänze aufgeführt werden. Ein wahrhaft entsetzliches Unternehmen, zu dem waadländische Muskel- und Lungenkraft, so wie die unverwüstliche Freudigkeit und Heiterkeit dieses Völkchens gehört. Den ganzen Morgen, von 7 Uhr an, war von einem jener Häuser zum andern gezogen, es war unermüdlich gesungen und getanzt worden, man hatte keinen Staub, keine Hitze gescheut, und dabei nur selten etwas von dem Wein und den Erfrischungen angenommen, die in Menge aus allen Festhäusern gebracht wurden. Man war gerade am zwölften Tanz, da fing der bisher heitere Himmel an sich zu trüben, und nach einem leisen Regen fielen große Tropfen. Diese hinderten und verjagten jedoch die Sänger und Tänzer nicht. Alles wurde zu Ende gebracht mit demselben heitern Muth, womit man es begonnen, nicht schneller, nicht langsamer als früher im Sonnenschein. Bald aber verschwand die Frische der Gewänder in Form und Farbe. Das sanfte Rosa, das heitere Himmelblau, das lebendige Grün, das nun in Blau auf die weißen Gewänder abtropfte, der Atlas und Sammt verloren immer mehr ihre Schönheit und ihren Glanz. Endlich waren die Tänze zu Ende und der Zug eilte unter die Baumgänge am See, um da im Schutz des dichten Zweig- und Blätterdomes an langen Tischen das gestrige Mittagsmahl zu erneuen. Wir Zuschauer gingen mit Regenschirmen umher, denn es regnete immer gleich stark. Ueberall dieselbe heitere Stimmung, überall der forthallende Festton zwischen Gläserklang und frohen Liedern. Um einige Noten stieg noch die Lust, als nach einer Stunde die ersten großen Tropfen von dem Blätterdach herabfielen. Der einmal gebahnte Weg wurde nun bald zum Rinnsaal, und wie es zu begegnen pflegt, regnete es nun viel stärker und in größern Tropfen unter den Bäumen, als im Freien. Das hinderte jedoch die Festleute nicht, ihr Mahl fortzusetzen, gerade als wenn statt der Wasserrinnen sanfte Vollmondsstrahlen durch die Aeste brächen. Häufig mußte der Regen von den Tellern geschüttet, häufig mußten die Servietten ausgerungen werden, und auf den Tischen bildeten sich zwischen Schüsseln, Messern und Gabeln, Salz- und Pfefferfässern artige Teiche, Kanäle und Abzugsgräben.

Nach 5 Uhr wurde endlich aufgebrochen, aber nur zögernd und ganz langsam. Sie denken wohl, die Leute seyen nun nach Haus gegangen, um ihre durch und durch genäßten Kleider zu wechseln. Mit nichten. Abermals wurde nun unter dem Vortritt der unermüdlichen Musikchöre auf den nahen Platz gezogen und da vor der Estrade wieder muntere Runden und Tänze aufgeführt; doch dießmal Karnevalsartig, bunt durch einander: der Faun tanzte neben der Cerespriesterin, die Bacchantin neben dem Frühlingswinzer, der Schnitter neben der Palescanephore, der Schäfer neben der Frau Baronin u. s. w. Von dem Farbenglanz, dem schönen Schmuck und dem Luxus der Kostüme war nichts mehr zu sehen, der immer stärker werdende Regen hatte die Farben unter einander gemischt, das früher so blendende Weiß war schmutzig geworden, die vor Kurzem noch so niedlichen Füße, Schuhe und Strümpfe der Tänzerinnen waren nun — unniedlich; die vor allen eleganten Hochzeitmädchen sahen aus wie Goldkäfer, die in Tinte gefallen sind und an denen nur hier und da etwas hervorschimmert. Dieser ächt bacchantische Jubel, dem der dichte Regen nichts anhaben konnte, dauerte über eine Stunde, und dann erst wendeten sich die Reihen und Runden immer tanzend den Straßen zu und verschwanden.

Ich aber stand ganz allein auf der Estrade, von der ich dem Najadentanz zugesehen. Auf dem weiten, vor Kurzem noch so geräuschvollen Platz war nun kein Mensch mehr, Stille herrschte überall. Ich ging unter die Bäume am See; auch hier alles todtenstill und öde, denn man hatte mit dem Abräumen geeilt. Nur eine arme Frau aus Wallis las mit ihrem Knaben die von den Tischen gefallenen nassen Brodbrocken auf.

Dr. Christian Müller.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Zum Auktionskommissär kann sich jeder machen, der da mag, will er aber Beschäftigung erhalten, muß er, dieß ist die erste Bedingung, ein Spaßmacher, ein

Hanswurst seyn; denn obgleich die Amerikaner nie lachen, so sind sie doch, wie der Leser schon bemerkt haben wird, große Liebhaber vom Lächerlichen. Die übrigen Eigenschaften eines Auktionärs sind die allgemeinen eines amerikanischen Kaufmanns, und das ganze Verhältniß läßt sich am besten an, aus dem wirklichen Leben gegriffenen Beispielen erläutern. Unermeßlich ist die Masse von Waaren, die jährlich nach Newyork gebracht und, ein Unbedeutendes abgerechnet, sämmtlich auf diesem Wege verkauft, oder besser, verschleudert wird. Es kommt in einem Monat mehr an, als die Vereinigten Staaten in zehn Jahren verbrauchen können. Es soll sich nur Niemand einbilden, einen Artikel ausfindig machen zu können, an dem hier nicht Ueberfluß wäre. Es gibt hier mehr Schuhe als in Paris, mehr Männerkleider und Toiletten als in London, mehr Porzellan als in Sevres, Meißen und Wien, mehr Spielsachen als in Deutschland, mehr Bijouterie als in Frankreich, mehr Glas als in Böhmen, mehr Schnittwaaren als in ganz Europa — hier in Newyork allein; nur Käufer gibt es nicht. Abgesehen von den Spekulanten im Großen, kommen wöchentlich in Newyork allein zwölf bis fünfzehn, ja zwanzigtausend Emigranten an; in der Hoffnung, ihre Reisekosten zu decken, schleppen sie Fabrikate dahin, an denen sie zu gewinnen meinen, weil sie in Amerika nicht erzeugt werden. Wie wundern sie sich, wenn sie eine Kiste dort um den Preis verkaufen sehen, den sie selbst für ein Dutzend oder ein Stück bezahlt haben! — Es haben sich Handlungsgesellschaften gebildet, die in Newyork die französischen Seidenwaaren erstehen, wieder zurück nach Frankreich bringen und da verkaufen; sie haben ungeheure Geschäfte gemacht.

Ein noch weit schöneres, sichereres Unternehmen hat die Industrie der allerneuesten Zeit hervor gebracht. Ein amerikanisches Haus kauft Waaren in Frankreich, es versichert die ganze Schiffsfracht sammt allen Unkosten und zehn Procent zu hoffenden Gewinns bei der Marine-Assekuranz in Havre. Das Schiff kommt glücklich bis vor Newyork, und da — unbegreiflich! — läuft es bei gänzlicher Windstille und dem heitersten Wetter von der Welt auf den Strand. Die Passagiere, die Bemannung laufen keine Gefahr, denn man kann bei nächster Ebbe trocknen Fußes aussteigen und über Long-Island nach Brooklyn gehen, von wo das Dampfboot, gleich einer fliegenden Brücke, die Kommunikation mit Newyork unterhält. Indessen liegt das Schiff fest und leck, und ganz voll Wasser, die Waaren sind verdorben und folglich verkauft, der Umsatz ist also gemacht, die Procente sind gewonnen — mithin der Zweck erreicht, und das ist die Hauptsache. Diese Industrie ist gewiß herrlich, es steht nur dahin, wie lange sie Bestand haben wird. Die beschädigten Waaren kommen nun auf Rechnung der Assekuranz Kistenweise, ungeöffnet zur Auktion, und das gibt denn der Sache vollends den wahren Zug. — Die Auktionskommissäre nehmen sieben Procent des erzielten Preises für ihre Bemühung, wobei jede Rückerstehung untersagt ist; dann folgt noch eine Spesenrechnung für Trag- und Fuhrlohn, für Magazin u. d. gl., die auch so hoch kommt. Das Verbot des Rückerstehens ist ganz überflüssig, denn man verkauft dem Eigenthümer seine Habe, ohne daß er es sieht und hört; es geht wirklich künstlich zu, aber doch ganz rechtlich, wie es die Commis des Auktionärs als gültige Zeugen sogleich beschwören. Am berühmtesten in diesem Fach sind die Gebrüder Slim in Pearl-Street. Ich habe Auktionen bei ihnen angesehen, die ans Magische gränzen. Der eine Slim hat sich eine Anstellung bei der Mauth zu verschaffen gewußt. Dieses öffentliche Amt greift nun mächtig in sein Privatgeschäft ein und hebt dasselbe gewaltig. Ich habe Leute in Defraudationsprozesse verwickeln sehen, die an nichts weniger dachten, ich habe confiscirte Waaren licitiren sehen, wobei der Ertrag kaum den Zoll und die Auktionskosten deckte. Kommt nun diese Waare in Slim's Privatmagazin zur zweiten Versteigerung, so wirft sie endlich den reinen Ertrag ab.

Es gibt aber auch Auktionsmagazine, wo der Verkäufer den Preis festsetzen kann. Dieß gilt aber in der Regel nur von Möbeln, und bei dieser Freiheit ist auch nicht viel gewonnen, denn der Auktionär weiß einen durch langes Magazîniren und verhältnißmäßig steigendes Lagergeld nach und nach herabzustimmen, obgleich er unter der Hand die Meubeln recht gut verkauft, was bei der Menge von Menschen, die täglich ankommen und Hausrath haben müssen, sich leicht denken läßt. — Unübertroffen in diesem Fach ist Master Bellman und Comp. in Broadway. Er hat sich in Zeit von ein paar Jahren ein solches Vermögen und so hohe Achtung erworben, daß er bei der lezten Scharfrichterswahl über 600 Stimmen für sich hatte, und ohne die Intriguen eines Senators und Großhändlers, der selbst nach dieser einträglichen Ehrenstelle strebte und auch erhielt, hätte Master Bellman gewiß die Majorität für sich vereinigt; indessen muß er sich mit dem Titel eines Majors begnügen. Mehr kann man einem Bürger der Vereinigten Staaten nicht zur Ehre nachsagen, und man könnte selbst einen Amerikaner lachen machen, wenn man Bedenklichkeiten über die Mittel äußern wollte, wodurch man sich so zu Reichthum und Ehre empor schwingt. Wenn denn Major Bellman das gewünschte Amt einmal erhält, und dann einstens gleich nach verrichteter Amtshandlung in sein Magazin tritt, um, unter den gebräuchlichen Arlekinaden, Licitationen vorzunehmen, so wird zu Jedermanns Erbauung zu sehen seyn, wie weit es der Mensch bringen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Trauerweide.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuschau'n sich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie steht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräser sprießen.

Der Frühling hat auch ihr geschwellt
Der Knospen viele:
Wann welket doch das Laub und fällt
Und ist am Ziele?

W. Wackernagel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Oktober.

Nachwehen des Auszugs.

Das Feuer glimmt jezt hier unter der Asche. Das Volk gleicht einem erkaltenden Lavastrome, der eine Kruste ansezt und nach und nach versteinert. Der Vulkan aber ist ganz der alte und immer geeignet, wieder einmal zu speien, wenn er genug gedampft hat. Ich möchte nicht lange darauf den Plinius spielen, aus Furcht, von seiner Glut verschlungen zu werden; denn sie verstehen keinen Spaß, diese Baseler, und betrachten einen mit mißtrauischen, dolchspitzen Augen, wenn man länger als einen Abend unter ihnen wandelt, um Naturgeschichte zu studieren. — Sie sind übrigens, wie die Schwyzer, drauf und dran, sich eine Constitution zu geben, und müssen jezt damit so weit fertig seyn, daß sie producirt werden kann.

Auf die Preußen und Franzosen ist man hier gleich schlecht zu sprechen, seit man sich überzeugt hat, daß die Politik der Erstern friedlich ist und es geduldig ansieht, daß man in Neuchatel die Widerspenstigen bekehrt. Man hatte sicherlich gedacht, Friedrich Wilhelm denke gerade so wie die Baseler Kaufleute und Regierungsräthe und werde gleich mit aller Macht einen Kreuzzug hieher vornehmen — das heißt, die ganze Schweiz in Brand stecken, wie die Schweizer das Dorf Prattelen.

Am erbostesten sind jezt die Mittelstände. Die ganz Reichen haben ein bischen Resignation und machen bonne mine à mauvais jeu, in ruhiger Erwartung besserer künftiger Zeiten. Ich habe es im Kaffeehause gehört, daß man sich theuer vermaß, diesen und jenen bei ehester Gelegenheit den unterirdischen Göttern zu weihen.

Das Patriciat hat ein Monument auf dem Schlachtfeld von St. Jakob und daneben ein Sommercasino errichtet, worin jezt zuweilen über Vaterland und Freiheit gesprochen wird. Was werden doch diese Politiker antworten, wenn ein Fremder, der aus dem Thalpaß der Birs kommt, diesem Termopilä der Schweizer, wo 10,000 Helden im Kampf gegen Ludwig XI., wie die Spartaner einst gegen den Perserkönig, fochten und fielen, unter sie tritt und fragt: Wie weit ist's von St. Jakob bis Prattelen? oder mit andern Worten: wie weit ist's von den alten Freiheitskriegen zu den modernen, vom mittelalterlichen Heroismus zu der heutigen Mord- und Brandlust? Ich denke doch, alle die Goldmänner würden die Augen niederschlagen und schweigen und die Westenknöpfe aufmachen. Ein Schotte, der diesen Morgen mit mir in die Bibliothek ging, um die Holbeine zu bewundern, hat mir einen wahrhaften Genuß verschafft, als er mit britischer Unbefangenheit den Cicerone fragte, warum denn eigentlich der Streit zwischen Stadt und Landschaft Basel entstanden sey? Der arme Mann wurde, indem er mich ansah und forschte, ob ich wohl mehr von der Sache wisse als der Insulaner, ob dieser naiven Frage ganz roth und drehte und wendete sich. „Vous demandez,“ stotterte er, „vous désirez — mais, Monsieur, tout cela est connu — par les journaux.“ Mit Behendigkeit schloß er die Thüren auf und lenkte das Gespräch auf die Gallerie. Diese war für mich freilich viel interessanter als die Baseler Streitsache. Das Holbein'sche Bild, welches des Malers Frau mit zwei Kindern vorstellt, hat mich tief gerührt. Stellt es doch des Meisters häusliches Elend in so sprechenden Zügen dar, daß man die ganze Welt der Grausamkeit anklagen möchte, die ein so wunderbares Genie verkümmern ließ. Ich könnte darum schon allein den Baselern gram werden. Sie mutheten dem Virtuosen zu, daß er ihnen die Häuser bemale, und duldeten es, daß seine Frau mit seinen Kindern Brod bettelte. Wer es nicht weiß aus der Kunstgeschichte, der komme her und lasse dieß Meisterwerk des Pinsels sprechen. Das arme Weib mit den verweinten Augen, und die holden Kleinen, die, wie die Knaben in florentischen heiligen Familien, schön, aber bettelhaft und frierend dargestellt sind!

Auf dem Münsterthurm habe ich mir mit einem Berner Offizier das Schlachtfeld in der Gegend von Muttenz besehen. Er zeigte mir die Anhöhe, wo die Landschäftler ihre Kanonen auf die Baseler spielen ließen, so daß sie am Ende genöthigt wurden, sich Flügel zum davonfliegen zu wünschen. Er wußte viele rühmliche Züge von den Feinden Basels zu erzählen und nur einen rührenden von den Städtern selbst, den ich wiederholen will. Ein Sohn eines begüterten Mannes war von seiner Schwester aufgesucht worden, aus Besorgniß, er möchte umkommen oder Gefahr laufen. Das gute Mädchen hatte das Unglück, verwundet und in diesem bedauerlichen Zustande von dem Gegenstande ihres Kummers gefunden zu werden. Alle Politik zum erstenmal vergessend, wirft der Krieger seine Waffe hin und beladet sich mit der Schwester, sie in Sicherheit zu bringen, aber eine Kugel erreicht den Tragenden und streckt ihn todt nieder. An diesem Vorfalle kann ein Baseler Maler seinen Pinsel versuchen, um der Nachwelt die Schrecken dieses Bürgerkriegs vor Augen zu führen. Die Commis haben sich wie Rasende geschlagen, als ob die ganze Affaire ein Handelsgeschäft wäre. Auch befanden sich Züricher Söhne unter den Städtern, wovon mehrere schlimme Wunden davon trugen, woran sie noch leiden.

Es begreift sich, daß das öffentliche Leben durch die politischen Händel völlig vernichtet ist. Die Baseler ziehen sich von Allem zurück, was Gelegenheit zum Sprechen geben könnte. Die Kaffeehäuser, die sonst ihre eigenen Farben hatten, wie der Storch, die Krone und die drei Könige, sind ausschließlich vom eidgenössischen Militär besucht. Diesem weicht der Bürger aus wo er kann, mit Ausnahme der Bürgerinnen, denn die sind in der ganzen Welt schwesterlich gesinnt. Die Weiber sind die einzigen Kosmopoliten.

Morgen früh will ich über Augusta Rauracorum nach Liestal gehen, um die landschaftlichen Radicalen von Angesicht kennen zu lernen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Oktober 1833.

Fronte comas vincti coenant et carmina dictant.
Horat.

Der Berliner Journalist.

Man weiß, wie die Redakteure des Pariser Corsaire essen, trinken, schlafen, wie sie sich kleiden, wie viel Schulden sie haben, wer sie liebt und wer ihre Minus bezahlen kann. Man weiß in Paris, um welche Stunde Armand Carrel, der Redakteur des National, aufsteht, bis wie lange er die Morgenzeitungen excerpirt, daß ihm seine Frau mit der Scheere beisteht und die von ihm mit Röthel angestrichenen Artikel herausschneidet; kurz, die kleinsten Details in dem Leben dieser öffentlichen Charaktere sind beobachtet und verrathen worden. Hören Sie, wie der Hauptredakteur eines Berliner Blattes seinen Tag verlebt.

In der Frühe findet man ihn am Arbeitstisch, damit beschäftigt, alle gestrigen Einfälle leserlich aufs Papier zu bringen, oder fremde Aufsätze zu durchlaufen, oder die mannichfaltig vor ihm aufgethürmten Zeitungsblätter zu excerpiren. Die Manuscripte werden gegen Mittag mit Sorgfalt berechnet, ob sie die Spalten des nächsten Blattes auch füllen werden, ob es nöthig ist, sie mit Lückenbüßern zu unterstützen, oder ob wohl gar noch Reste für die spätere Lieferung übrig bleiben. Verlegenheit tritt hier nie ein; denn zahllos sind bei uns die schriftstellerischen Versuche junger Leute, mit welchen die Zeitungsredakteure bestürmt werden. Alles will sich gedruckt sehen, und unsere Blätter sind gar nicht streng gegen diese Anfänger. Bald nach eilf Uhr wird es lebhafter bei unserm Mann. Schauspieler, welche auf seine Empfehlung rechnen, lassen sich anmelden, Equilibristen, Taschenspieler wagen, ihn um drei Zeilen Lob zu bitten, Mode- und Galanteriehändler suchen ihm einige gedruckte Worte abzugewinnen, wenn es sich um einen neuen Schmuck, den sie in Kommission haben, oder um einen Apparat, den sie selbst erfunden, handelt. Diese Besuche sind die lästigsten; denn wie wenige Menschen verstehen, bescheiden zu bitten! Vielleicht sind die, welche auf ihre Verdienste pochen, selten; aber allzuhäufig sind jene Zudringlichen, welche bei ihren Bitten in der Tasche klappern, die nach den Gegenständen des Zimmers greifen, und ehe sie ihr Gesuch geendet haben, schon versprechen, hier eine Reparatur, dort ein ganz neues, schöneres Exemplar zu liefern, jene Zudringlichen, welche immer gleich Alles erstatten wollen, und deren erstes und leztes Wort darauf hinauskömmt, daß sie nichts umsonst verlangen. Der Journalist ist froh, wenn der lezte dieser Bittsteller seiner Thür den Rücken wendet.

Es ist zwölf Uhr, und hohe Zeit, sich in die Kleider zu werfen. Was läßt sich von zwölf bis zwei Uhr nicht Alles bestreiten! So wenig aber dem Redakteur jezt seine Hände gebunden sind, so gibt es doch Einiges, das um diese Zeit seiner Erledigung harrt. Man nimmt die neu

aufgestellten optischen Panoramen in Augenschein, man besucht Gropius und macht auf dem Rheine die Fahrt von Mainz bis St. Goar, oder wirft bei Satler einen Blick von der Salzburger Festungswarte über die Stadt und die Salzach in die bayrische Ebene oder ins Gebirge. Unser Journalist hält sich ein Reitpferd, und er reitet die Linden einigemal auf und ab, oder muß er noch zu Fuß gehen, wie ein Arzt, der wenig Praxis hat, so macht er die Promenade auf dem belebten Trottoir, das sich vom Schloß bis zum Hotel des russischen Gesandten hinzieht. Auf alle Fälle besitzt er aber eine Freundin, eine ungeduldig harrende, die Adolph nicht glücklicher machen kann, als wenn er noch vor dem Mittagstisch ihrer Toilette und ihrer Liebe einige Aufmerksamkeit schenkt. Er wird zu ihr gehen; es ist nach der Behrenstraße nicht weit. Oder auch nicht; denn ein Redakteur, der sich auf der Straße sehen läßt, wächst wie der Schneeball zur Lawine an. Alle Welt kennt ihn; die Polizei kennt ihn, das ganze Theater kennt ihn, die Schriftstellerwelt kennt ihn, und von den leztern hat er wenigstens ein Drittel zu Freunden. Ein Kranz von Bekannten umgibt ihn; Alles erwartet von ihm Neuigkeiten, und er gibt ihnen die, welche sie selbst ihm erst bringen. Bald ist beim Ballet ein Skandal vorgefallen, oder die Aktionäre des Königstädter Theaters haben mit dem Unternehmer einen Austritt gehabt, oder die neueste Nummer einer Zeitung ist angekommen, mit Dolchstichen für diesen oder jenen bekannten Namen. Kurz, es fehlt nie an interessanten Nachrichten, und der Redakteur ist froh, endlich zu seinem Traiteur einzutreten, wo er das Wichtigste in seinem Portefeuille anmerken kann. Die Spalten einer täglich erscheinenden Zeitung zwingt ein Einziger nicht, sondern es müssen ihm viele in die Hände arbeiten, ehe er sie füllt. Es ist eine enge Freundschaft zwischen dem Redakteur und seinen Mitarbeitern. Diese waren in den Vormittagsstunden mit ihren eigenen Produktionen überreich beschäftigt; von jezt an leben sie aber nur für den, von dem sie selbst vielleicht leben. In einer sehr eleganten Trattorie besizt die ganze Redaktion ihren eigenen Tisch, dem nahe zu kommen, der eifrigste Wunsch der übrigen Gäste ist. Man weiß, daß von diesem Tische die wohlschmeckendsten Brosamen fallen, denn Witz und Laune ist keinem der Speisenden abzusprechen. Hier reicht sich nun die jeune Allemagne abwechselnd Fricandeaus, Nachtstücke à la Hoffmann, Cotelетts, Novelletten, gespickte Ochsenzungen, Beiträge zur Kritik, Leipziger Lerchen, Revuen der Almanache, Krebse, Betrachtungen über den deutschen Buchhandel, Zwischenspeisen und kleine Lückenbüßer über den Tisch. Das ganze Redaktionsgeschäft macht sich hier lachend, essend und trinkend, und man wird darin nur gestört, wenn plötzlich hinter den Stühlen Junker Voland mit der Hahnenfeder, der Buchhändler, welcher das Blatt verlegt, erscheint, und lächelnd dem Hauptredakteur eine Note des Censurkollegiums überreicht, worin sehr nachdrücklich, sehr ernst, sehr väterlich vor den überhandnehmenden Preßausschweifungen gewarnt wird. Dieser läßt sich vielleicht einschüchtern? Nein, mit der ruhigsten Miene fordert er vom Kellner einen Zahnstocher, die Uebrigen lachen, und nur der Verleger schleicht mit bedenklicher Miene, kopfschüttelnd von dannen.

In den Stunden von drei bis vier wird man einen jungen Autor, der in Berlin lebt, nur bei Stehely finden. Das ist schon oft gesagt und eine so unbestrittene Wahrheit, daß ich mich schäme, sie hier zu wiederholen. Aber ich folge dem Tageslaufe eines Journalisten, und muß da seyn, wohin er geht. Bei Stehely ist er mit seinem Anhange nicht so allein, wie kurz vorher, als er zu Mittag aß. Stehely ist das Asyl aller Partheien. Vom Leser der Gazette de France bis zu jenem verdorbenen Genie, das mit Bleistift für den Beobachter an der Spree aus Pappes Lesefrüchten excerpirt, haben alle hier ein gleiches Recht. Die Mittelalterlichen, die Enthusiasten der Düsseldorfer Malerschule, die Freunde des Wadzeckschen Wochenblatts, keinem darf sein marmorner Tisch verweigert werden. Das ist freilich für die Parthei nicht recht bequem, und unser Redakteur beeilt sich daher, die neuesten Blätter zu durchfliegen, sieht nach der Uhr und findet, daß die Stunde der Korrektur des morgenden Blattes geschlagen. Sein Weg geht jezt spornstreichs in die Druckerei. Der Faktor trägt ihm die eingetauchte Feder entgegen. In einer halben Stunde ist die Durchsicht des morgenden Blatts vollendet, mit einigen Worten wird dem Setzer die Anordnung des nächsten verständlich gemacht, und der Journalist findet, daß er noch einige Zeit bis zum Anfang des Theaters zu verwenden hat. Er besucht den Buchladen seines Verlegers. Sind Briefe für mich da? Sind neue Bestellungen eingelaufen? Was brachte das Leipziger Bücherpaket? Neue Taschenbücher? Prospekte neuer Zeitungen? Kein Kuriosum, dem man einige Seiten (der Journalist meint Druckseiten) abgewinnen könnte? Nichts über die rothen Nasen der Damen, oder über die Allheilkraft der Seife? Keine Streitschrift, etwa von Kühne, worin Raupach und Häring als die Endpunkte aller Kunstbildung aus der Weltordnung herauskonstruirt werden? Solche Erscheinungen kommen dem Lacher immer erwünscht. — Um dreiviertel auf sechs Uhr darf man sich in unsern Theatern schon sehen lassen, ohne für einen fremden Kleinstädter zu gelten. Doch die Rezensenten, diese unerläßlichen Theaterrequisite, treten erst mit dem Schlage sechs ein. Vorher kann man einen großen Theil derselben schon im Vestibül wahrnehmen; sie lassen die Besucher die Revue passiren, und namentlich steht unser Redakteur dem Büreau des Kassirers sehr nahe, der sein bester Freund ist, und mit jedem ausgegebenen Billet ihm eine neueste Anekdote aus der Kulissenwelt

verabfolgt. Dieser gute Freund und Kassirer ist noch zu andern Gefälligkeiten bereit. Denn warum stehen sie da so erwartungsvoll, diese jungen Leute, welche heute mit dem Redakteur zu Mittag aßen, seine Mitarbeiter? Sie wollen vielleicht auch den Tempel Thaliens betreten, sind aber mit keinen Freibilletten versehen, und lieben ihre Thaler viel zu sehr, als daß sie sie für Vorstellungen ausgeben sollten, die sie hernach doch schlecht finden. Hier hilft der gute Freund und Kassirer aus. Es läßt sich ja Alles machen. Die jungen Leute finden noch alle ihren Sitz im Parterre. — Im Grunde steht die Berliner Theaterkritik ziemlich tief. Die Kotterie macht schwarz aus weiß; die Rezensenten gehen niemals entschieden übelgelaunt aus dem Theater; denn weil sie Vieles sehen, was in der That gut ist, so verliert sich das scharfe Auge für das mancherlei Schlechte, das sich hinter jenem versteckt. Man sammelt keine Galle und kann ohne Besorgniß an eine reichbesezte Abendtafel gehen, welche unsere sämmtliche Mitarbeiterschaft an einen und denselben Ort wieder zusammenbringt. Hier wird jezt sinnlicher, hingebender, ausschweifender gelebt, als zu Mittag. Man verzehrt nicht so viel, aber nimmt sich zu dem Wenigen mehr Muße und spricht dem belebenden Weine zu. Die Kritik über das Theater wird fast von Allen zu gleicher Zeit gefertigt und braucht morgen früh vom Redakteur nur in fließende Worte gebracht zu werden. Die Ideen zu den Aufsätzen, welche morgen Mittag fertig sind, werden jezt ausgetauscht, gebilligt oder verworfen. Man räsonnirt sich in ein literärisches Gespräch hinein, oder zergliedert novellistische Stoffe, oder sucht ein gegebenes Thema satirisch zu behandeln. Kann man besser meditiren? brauchen die Autoren immer nur Einsamkeit und Gartenstille? Nein, hier werden die artigsten Dinge ersonnen, die ansprechendsten Gemälde entworfen, und dabei klappern die Teller und die Billardkugeln stoßen zusammen, und die Kellner rufen die Speisen aus, und eine mächtige Gasflamme siedet und kocht mit monotonem Gemurmel dazwischen. Der Wächter aber hat schon zweimal angerufen und die Freunde zerstreuen sich.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsezung.)

Ein paar Beispiele werden dem Verständniß der Leser diese volksthümlichen Unterhaltungen näher bringen. Mein Freund Rosière, der sein Etablissement nach Charlestown verlegte, gab seine Fahrniß Bellman in Kommission. Die niedrigsten Preise, unter welchen nicht abgeschlagen werden durfte, waren bestimmt und protokollirt. Täglich hielt sich Rosière in dem Auktionslokale auf, nie wurden seine Sachen vorgenommen. Nach vierzehn Tagen erinnerte er Master Bellman an diesen Gegenstand; dieser sieht in sein Buch und gibt die Auskunft, Rosières Meubeln seyen alle schon verkauft. „Das hätte ich nicht geglaubt; doch wenn nur die Preise erreicht sind, so mag es seyn. Geben Sie mir meine Rechnung.“ — „Das kann ich jezt nicht, weil der Kommis nicht da ist.“ — „Also morgen werde ich darum bitten.“ — „Sehr wohl.“ Rosière kam, wie er versprochen hatte, des andern Tages. „Heute kann es nicht seyn, weil es Samstag ist, und da haben wir Kassenabschluß.“ Mein Freund kam Montag wieder; da war aber der Kassier abwesend. Dienstags war der Prinzipal in Staatsangelegenheiten bei der Wahl, und so auch Mittwochs, und Donnerstags war der Schreiber zur Parade ausgerückt. Damit der Samstag nicht wieder dazwischen komme, so versicherte Rosière, er wolle nun das Magazin nicht eher verlassen, bis er seine Rechnung habe. Man ließ ihn bis spät in die Nacht sitzen, endlich entschloß man sich zur Rechnungsablegung. Die festgesezten Preise waren richtig erzielt, nämlich: Ein großer Spiegel, verkauft zu vierzig Dollars; als Anreizungsmittel im Kauf zugegeben, ein alabasternes Hündchen; abzuziehen 5 Dollars, bleibt 35 Dollars. Ein Sopha 20 Dollars. Davon abzuziehen als Anreizungsmittel: eine Gipsfigur für 2 Doll., bleibt 18 Doll., und so ging die ganze Rechnung fort. Am Ende machten die Anreizungsmittel hundert und etliche Dollars aus. Dann kamen noch die sieben Prozent Auktionskosten, ein Prozent für Schreibgebühr, eines für das Magazin, drei für Uebertragungskosten und vier Prozent für Interessen, weil Master Bellman Alles auf Kredit verkauft habe und also seine Interessen decken müsse. Das Risiko des Einbringens wolle M. Bellman aus Gefälligkeit über sich nehmen, also im Ganzen nur 16 Prozent vom reinen Erlös escomptiren. „Was gehen mich aber Ihre Gipsfiguren an?“ fragte Rosière. — „Das ist so ein Mittel, welches wir im Gebrauche haben, um Verkäufe schneller zu erzielen; zuweilen nehmen wir auch andere Gegenstände. Sehen Sie da die Kupferstiche: die kommen morgen an die Reihe; sie sind aus dem Nationalmuseum, wo ich Aktionär und Vizepräsident bin. Wir haben wieder neue Kupfer von Paris erhalten, und da können wir nun die alten unsern Kundschaften zukommen lassen.“ — Rosière wollte sich für die Gunst bedanken und sogar protestiren; allein man sagte ihm, man könne seinetwegen in Amerika nicht andere Gebräuche einführen; er könne sein Geld haben, wenn er die Bill unterschreibe, und im Uebrigen habe man schon genug Zeit mit ihm verloren und ihm auf's Artigste Alles erklärt, und sofort fingen die Herren Bellman und Consorten an, unter einander von etwas Anderm zu diskuriren. Rosière ging, um sich mit einem Advokaten zu berathen.

„Nehmen Sie, was Ihnen Major Bellman gibt; vielleicht können Sie noch ein paar Dollars mehr von ihm herausdisputiren; was aber einen Prozeß betrifft, da muß ich Ihnen aufrichtig sagen, weil ich eben selbst nicht Zeit habe, ihn zu führen, der würde lange dauern; Sie würden ihn nach aller Wahrscheinlichkeit verlieren und in die Kosten verfallen. Indessen will ich an Herrn Bellman eine Aufforderung schreiben, die er gewiß berücksichtigen wird.“ Der Advokat schrieb: „Ich fordere Sie auf, Ihre Rechnung mit Master Rosière billigst auszugleichen, und verbleibe respektsvoll, Sillis, Adv.“ Um in dieser Sache den Kelch der Erfahrung vollends zu leeren, übergab Rosière diesen Zettel am andern Tag. „Damit Sie sehen,“ hieß es nun, „was für Gentlemen wir sind, und um Ihnen zugleich zu zeigen, welche Achtung ich für Master Sillis habe, so werde ich noch fünf Dollars zulegen, und damit ist Ihre Rechnung geschlossen; das ist mein leztes Wort.“ — „Amen,“ sagte Rosière, damit die Sache einmal ein Ende nehme; doch ganz war es noch nicht am Ende, denn als Rosière mit seinem reduzirten Gelde nach Hause kam, fand er folgende Bill zu berichtigen: „Rathsertheilung 5 Dollars, Sommationsbill 5 Doll., Beilegung einer Streitsache 10 Doll. Summa 20 Dollars. Respektsvoll empfangen. Sillis.“

Nun hatte Rosière noch die Teppiche in seinen Zimmern; mit diesen nahm er sich vor, recht vorsichtig zu seyn. Er übergab sie in größter Ordnung, auf dem Fußboden angenagelt, einem andern Auktionskommissär, dem Master Doughty, verwahrte sich gegen alle Fälle, die er nur ersinnen konnte, und sezte fest, daß er bei der Lizitation gegenwärtig seyn müsse. Die Teppiche kommen zur Versteigerung, und ein guter Freund treibt sie auf einen leidlichen Preis. Rosière wird noch am selben Abend zur Rechnungsablegung bestellt. Nun heißt es: „Der große, grüne Teppich, angeblich 40 Yards, verkauft à 1 Dollar (NB. Bei Nachmessung nur zu 30 Yards befunden), macht 30 Doll.“ — „Wie!“ ruft Rosière, „haben Sie den Teppich nicht in meiner Gegenwart auf dem Boden abgemessen? ist das Zimmer nicht noch da und die frische Spur zu sehen, wo der Teppich gelegen? haben Sie ihn nicht selbst abnehmen und zu sich bringen lassen? Hier ist die Nota von dem Kaufmann aus dem Manhatam-Store, wo ich den Teppich kaufte; seine Leute haben ihn aufgenagelt und sind meine Zeugen.“ — „Ich habe,“ erwiderte der Ehrenmann, „den Teppich bei Ihnen auf dem Boden zwar abgemessen, ich habe ihn aber hier in meinem Amte vor Zeugen nachgemessen und nicht mehr als 30 Yards gefunden; mein Sohn und mein Neffe hier werden es beschwören auf alle Bibeln in den Vereinigten Staaten, und meine Leute, welche die Teppiche hergebracht, haben gewiß nichts davon gestohlen; es sind ehrliche schwarze Bursche, das kann ich bezeugen; wenn Sie aber ihren ehrlichen Namen angreifen wollen, versuchen Sie es; in diesem Falle behalte ich das Geld bis zum Ausgang der Sache.“

Mein gewizigter Freund gab sich zufrieden. Das nächstemal die tragische Geschichte eines andern Europäers, welche, obgleich buchstäblich wahr, ans Fabelhafte grenzt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liestal, Oktober.

Das Landschaftsgouvernement.

Die Hauptstadt der Landschaft Basel, Liestal, ist nur ein Flecken. Drei Menschen könnten das ganze Land regieren und Recht darin sprechen; jezt gibt es darin Großräthe und Kleinräthe, Gesandte, Präsidenten, Oberrichter und Unterrichter, und hundert ganz überflüssige Wesen, die alle insgesammt kein Geschäft aus ihrem Geschäft machen, sondern dasselbe honoris causa als patriotische Handlanger betreiben müssen.

Vorgestern Abend habe ich in Liestal im besten Gasthofe übernachtet. Der Schlüssel nennt er sich, und ist gerade gut genug für ein Landstädtchen. Dort fand ich alsbald alle Staatskollegien beim Weinkrug, vom Regierungspräsidenten bis zum Ausrufer, der zugleich Polizeiinspektor und Geheimerath des Herrn vom Stuhle zu seyn scheint; denn er rapportirte, was in Basel den Tag über vorgegangen war. Alle hohen Beamten stimmten den leutseligsten Ton an, und sprachen abwechselnd von der europäischen Politik und der Zeche des vorigen Sonntags. Die Jagd füllte den übrigen Theil des Diskurses. Als ich die Ehre hatte, die hohe regierende Gesellschaft zu vermehren, dachte ich, in Anbetracht des fröhlichen Tons und der lustig dampfenden Pfeifen, nicht anders, als ich sey in eine Kirchweihschenke oder in ein Estaminet gerathen. Ich machte daher große Augen, als ich hörte, daß der Eine den Andern Herr Regierungsrath anredete, und zog sachte meine Reisemüze vom Kopfe, da sich ein Dritter gar „Herr Landspräsident“ tituliren ließ und die nagelneue Stadt-Baseler Verfassung im Manuscript aus der Rocktasche hervorlangte, sprechend: „Nun sind sie drüben im Land mit ihrer Arbeit fertig. Da habt ihr die Mache.“ Mir fiel in diesem Augenblick alsbald ein, daß ein Baseler Fleischermeister, der nach dem 31. August zwei Tage lang in landschaftlicher Gefangenschaft geschmachtet und eine Ohrfeige von dem Herrn Präsidenten erhalten, mir die Biographie desselben im Postwagen erzählt hatte. Das Schlimmste, was dieser Historiker von Seiner Excellenz sagte, war: „Wenn Ihr ihn zu sehen bekommt, werdet Ihr ihn gewiß für einen Mezger halten.“ Aber der Mann war gereizt, war ein Aristokrat und hatte eine Ohrfeige bekommen.

Die Baseler Bauern sind berauscht vom Siege. In jedem Dorf steht eine thurmhohe Fichte mit einer rothen Fahne und einer Inschrifttafel, darauf die Worte prangen:

Als Demuth weint' und Hochmuth lacht',
Da ward der Schweizerbund gemacht.

Sie bezechen sich Sonn- und Feiertags vor lauter Freiheitsgefühl, und dann laufen sie in den Wald und legen die Axt an einen neuen Baum, was dem Förster gar schlecht gefällt. Der Regierungsrath ist der Meinung, Landschaft Basel könne ohne die Fichten in den Dörfern auch frei und glücklich seyn, und es wird nicht lange mehr währen, so muß er von Amtswegen der Freiheit das Handwerk legen, in welchem Falle er dann zuverlässig als ein illiberaler und retrograder Regierungsrath erscheinen wird.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 88 u. Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. November 1833.

O sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut.

Novalis.

Der verschüttete Bergknappe.

Laut durchtönt das Gerücht die zerstreuten Hütten der Thalschlucht:
„Schaut! sie haben entdeckt einen verschütteten Mann!“
Eilig strömt auf den Ruf neugierig die Menge zusammen,
Wo auf erhöheten Pfühl man den Gesundnen gelegt.
Staunend betrachteten Alle die Tracht aus älteren Zeiten;
Aber das Haar war blond, jugendlich war die Gestalt.
Tückisch hatte ein Sturz überrascht den strebenden Knappen,
In der erstarrten Hand hielt er das Fäustel noch fest.
Wunderbar hatte der Schacht, Egyptens Künste beschämend,
Vor der Verwesung Grau'n sorglich die Leiche verwahrt.
Spurlos schwankten der Männer Vermuthungen; aber die Weiber
Weinten dem herben Geschick reichliche Thränen noch nach.
Mühsam schleppte herbei sich eine gebrechliche Greisin,
Die im trüben Gemach zitternd die Kunde vernahm.
Und jezt sah sie die Leiche, die Tracht und den Wuchs und die Züge,
Sah am Finger den Ring, der ihn noch locker umschloß;
Ueber den Leichnam stürzte sie hin; so lag sie bewußtlos,
Doch bald rang sich der Schmerz aus der Betäubung empor.
„Frido!“ schwebte das erste Wort von den Lippen, den blassen,
Als der erschütterte Geist wieder Besinnung gewann;
„Frido! kommst du zurück? doch später, als du verheißen!
Siebenzig Jahre zu spät zu der verlassenen Braut!
O Geliebter! du hast zwei Menschenalter verschlummert,
Und im Rachen des Grabs bliebst du lebend'ger als ich.
Schämst du dich jezt, o du, der noch ein Jüngling geblieben,
Dessen Locken noch blond, meiner, der Zitternden, nicht?
Ach, im Trotze der Liebe verwegen, hattest den Goldring,
Als in die Grube du stiegst, du an den Finger gesteckt.
Und ich warnte vergebens: die Geister ertragen das Gold nicht;
Laß das Ringlein zurück, wenn du befährest den Schacht!
Kühn entgegnetest du: dieß Gold — ich hab' es erobert,
Und nun laß im Triumph ich mit der Beute mich seh'n!
Und du selbst, mein Mädchen, du müßtest ja zürnen dem Bräut'gam,
Der von dem heiligen Pfand ewiger Treue sich trennt!
Und mich freute dein Muth und die zuversichtliche Liebe,
Doch nicht wurde das Herz banger Besorgnisse los.
Tückische Geister, erzürnt vom Glanz des erbeuteten Goldes,
Hielten in gräulicher Nacht meinen Verlobten zurück.
Doch du rettetest dir im Tode die Farbe des Lebens;
Reichen die Zauber der Zeit nicht in die Tiefe des Bergs?
Mich, die Lebende, traf das traurige Loos der Verwandlung;
Kräftiger Jüngling! es trennt uns die entsetzlichste Kluft!
Diese noch frische Gestalt — sie könnte die Seele bereden,
Was sie niemals des Bachs spiegelnder Welle geglaubt:
Daß im Wechsel der Zeit aus der Welt das Wesen verschwunden,
Das dein freundlicher Mund „meine Sigunde“ genannt.

Immer noch meinen die Menschen, von irrigem Wahne bestricket,
Daß nur Einmal der Tod raffe das Leben dahin.
Lang nun hab' ich gelebt, und tausendmal bin ich gestorben —
Glaubt ihr dem Zeugnisse nicht dieses verkümmerten Leibs?
Nicht die Hülle nur welkt; die gealterte Seele bekennet
Selbst zu der welken Gestalt als zu der ihrigen sich.
Und doch ruft aus der Tiefe der Brust eine mächtige Stimme:
Glaube! du bist es noch stets, die dieser Todte geliebt!
Schönheit und Kraft ist dahin, verwandelt sind Wunsch und Gedächtniß;
Doch ein beständiges bleibt kenntlich, die Treue, zurück.
Ja, ich bin's! Ich fühle, wie meine erloschene Seele
Süße Erinnerung stärkt, Röthe der Jugend entflammt!
Scheltet mich nicht, ihr Männer und Weiber! ein seltsames Schicksal
Reißt mich über das Maaß ängstlicher Sitte hinaus!
Eine Greisin seht ihr und höret ein zärtliches Mädchen;
Zweifel bewegen das Herz, welchem der Sinne ihr glaubt?
Scheltet mich nicht! es bricht der Jugend verschüttete Liebe
Wie aus der Asche die Glut flammend noch einmal hervor.
In zwei Hälften seh' ich mein eigenes Wesen getheilet,
Zwischen ehmals und jezt schwankt der zerrissene Geist.
Ist nicht mein der Todte? Der Ring, der goldne, bezeugt es;
Diese verknöcherte Hand trägt den Genossen dazu.
Aber die schlanke Gestalt ist der zitternden Greisin entfremdet;
Seht, er schüttelt das Haupt vor dem gewaltsamen Bund.
Ach, so haben dich doch die Geister der Tiefe verblendet,
Haben im Herzen das Bild deiner Geliebten zerstört?
Gebet, o gebet den Jüngling dem Schooße der grünenden Erde,
Welche in gleichen Staub Greise und Jünglinge löst.
Aber der Staub wird wieder von göttlichem Hauche beseelet,
Und das Leben, verjüngt, wächst aus Verwesung hervor.
Alter und Jugend verschmelzen im Leibe der Wiedererstandnen,
Rastlos eilende Zeit biegt sich zum ewigen Ring."
Leuchtend strahlte die Stirn der Begeisterten; als sie geendet,
Sank sie plötzlich erschöpft über den Todten dahin.
Staunen und Schauer erfüllten die Herzen; heilige Stille
Schwebte, von Seufzern erschreckt, über dem trauernden Volk.
Glückliche Bräute bekränzten der Greisin Sarg mit der Myrthe;
Männer, viel jünger als er, trugen den Jüngling ins Grab.
Friedlich ruhn sie, gesellt in der sanft ausgleichenden Erde,
Tröstlich zu schau'n, doch selbst nimmer bedürftig des Trosts.
Aber der lebende Geist denkt nie gleichgültige Ruhe;
Leiseres Lebensgefühl ruft er im Todten noch an.
Und wir schelten ihn nicht — den holden, freundlichen Irrthum,
Der mit versöhnender Hand feindliche Marken verknüpft.

G. Pfizer.

Eine tibetanische Scene. *)

Das Panorama einer wilden, zerrissenen Gegend liegt vor unsern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetanischen Gebirgskette, welche die endlose, dem Reisenden noch immer unerforscht gebliebene asiatische Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefesselt hat. Das wechselnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkolosse zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberstreifen und die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes verlegen, gewähren dennoch diesen einförmigen Gebirgsmassen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nacktesten Felsen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt sind, die üppigste Vegetation, die in demselben Moment dem Auge wieder verloren ist. Hier ein grüner Streifen, der sich um die Brust eines Felsen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen, oder ein heller von Ahorn- und Weidenbäumen, und in demselben Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke entziehend. Nur Eines bleibt sich ewig gleich in dieser todten Abwechslung: das fürchterliche Gebrüll erzürnter, reißender Waldströme. Wo sind sie? das Auge sieht sie nicht, und nur das Ohr vernimmt dieß ewige, gleichförmige, widerhallende Rauschen. Sie stürzen, von den dichtesten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Kessel, an denen sie Jahrtausende lang gehämmert, ein grauenvoller Anblick, da sich auf dieser weiten Lavadecke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dieß gährende, empörte Element dem Auge sichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet seine Religion, dieß seltsame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieses Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Priestern und Kastellanen des Himmels auf vertrauterem Fuße stehen, gehalten wird, so zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach sich, als eine gänzliche Freilassung der Sitte. Daher sind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler nisten auf den höheren Felsenspitzen, der Fuchs gräbt sich ungestört seine Gruben; nur das Bisamthier und die wegen ihrer Seidenschwänze berühmten tibetanischen Stiere ziehen aufgeschreckt

---

*) Episode aus dem nächstens erscheinenden Roman: Maha Guru, von K. Gutzkow.

durch die Berge, weil die Gewinnsucht sie einer eifrigen Verfolgung aussezt.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jezt nur bald einen nackten Felsen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hanbuttensträuchern aufgedeckt, so tritt jezt hinter ihrem Schleier eine neue Erscheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, so weiß sich doch des Menschen Vorsicht jede von der Natur geschlossene Pforte zu öffnen. Wie schwindelnd jene Höhe, von der sich allmählich ein langer Reisezug herunter bewegt! Wie trügerisch öffnen diese weiten Abgründe ihren verderbenschwangern Mund, um die Wanderer zu einem einzigen Fehltritt zu verlocken, und sie zerschmettert in ihre riesigen Arme zu schließen! Die Karavane nähert sich: sie steigt den steilen Pfad mit allem Bedacht herab, die Männer halten die Rosse, die von der Race der kleinen, muthigen Tangues sind, dicht am Zügel und berechnen jeden Schritt, den sie selbst auf dem morschen, zerschieferten Stein wagen und ihre Thiere treten lassen. In der Mitte sind die Pferde, welche das Gepäck tragen, dicht eingeschlossen von den am Rande des Abhangs Gehenden.

Wir können jezt deutlicher die Bestandtheile dieses Zugs unterscheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt seinen Platz auf den Rossen wieder ein. Es kann nur eine einzige Familie seyn, die sich diesen Beschwerlichkeiten ausgesezt hat; man sieht dieß aus der Achtung, die mehreren Personen von den Uebrigen erwiesen wird. Ein Diener geht zu Fuß voran mit einem Stabe, der ihm zum Untersuchen des Bodens dienen soll; eine verhüllte Gestalt in einem langen Talar folgt ihm zunächst: es ist der Priester, der für diese Reise Segen und Heil erflehen soll und deßhalb beständig murmelnd an einem Rosenkranze kugelt. Der ganze Zug scheint nach einer sinnigen Symmetrie geordnet, denn die nächste Gruppe besteht aus einem Kreisausschnitte, dessen Sehne von einem grauhaarigen, aber noch rüstigen Alten gebildet wird. Der Bogen ist aus drei männlichen Personen zusammengesezt, die mit dem vordersten eine seltene Aehnlichkeit haben. In der Mitte aber schließen sie alle vier ein Weib ein, das sich auf seinem Pferde mit vieler Gewandtheit erhält und von allen mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachtet wird. Den Schluß der Karavane bildet ein langer Troß von Dienern, die theils bewaffnet sind, theils das Gepäck und den sichern Schritt der es tragenden Thiere zu bewahren haben. Die beiden Hauptpersonen sind unstreitig der Alte auf der Sehne und das ihm zunächst folgende Mädchen. Jener trug einen langen, roth und gelb gestreiften Mantel, der ihm bis auf die Knöchel herab ging und den Rücken des Pferdes, das er mit vieler Unsicherheit ritt, zum Theil bedeckte. Auf dem Kopf hatte er einen hohen spitzen Lederhut, der sehr glänzend lackirt und mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädchen hatte sich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen gewisser hätte werden können; die Kälte in diesen Bergen war empfindlich und für nichts so schädlich, als die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der sich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging und oben von zwei Federn abgelöst wurde, nur noch mehr hob, war schlank und schien mit den herrlichsten Körperreizen gepaart zu seyn. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der sich oft mit besorgten Blicken nach ihr umsah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen aber nie durch ein Lächeln erwiderte, sondern die Lippen so tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für sehr dumm, oder für sehr traurig halten sollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieses Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obschon nicht so legitim, wie ihr erstgeborner Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang? Die Zeit gibt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den ersten Anstoß? Sind auch die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des gesellschaftlichen Lebens verschieden je nach der Geschichte, dem Klima, dem Zufalle, wer würde sich überredet haben, daß auch die Bedürfnisse des Herzens sich so verschiedenartig befriedigen lassen, wenn sie doch dieselben sind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umschlungen hält; die Weltweisen haben auf jeden Roman, der sich in unserm jungen Leben einmal entwickelte, ein tiefes Gesetz der Natur gegründet; die Dichter sangen von Beatricen, Laura, Ernestinen, Lotten, wie von den Schlüsselträgerinnen des Himmels. Das waren Täuschungen des Traumes. Sitte und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Ist das eine Widersinnigkeit? Wir fordern den Husarenobristen, den wir in den Umarmungen unsers Weibes überraschten, als einen Elenden, dessen Blut uns allein Genugthuung geben kann; wir erdolchen über die Zumuthung einer morganatischen Ehe, die der regierende Fürst unserer Tochter mit einem unterstützenden Präsidentenpatent für den Vater macht, lieber unser Kind, oder lassen uns, wenn wir für tragische Situationen nicht geeignet sind, auf dem einfachen Wege des gemeinen deutschen oder preußischen Landrechts von unserer treulosen Gattin separiren. Glückliche Tibetaner, eure Leidenschaften machen euch keine schlaflosen Nächte! Eure Dichter verfertigen keine Jambentragödien, die in der lezten Scene zu einem ungeheuren Blutbade gerinnen! Ihr wechselt nach den Kalendertagen in den Umarmungen eurer Auserwählten ab und geht euch dabei mit hingebender Entsagung hülfreich zur Hand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Vorbereitungen für den Winter. Die Cirkel.

Der Winter rückt heran, und höchst wichtige Fragen harren ihrer Lösung. Wie werden wir uns unterhalten? wo werden wir tanzen? was werden wir lesen? Man kauft für den Winter ein; aber man thut noch mehr, man trifft Vorbereitungen, um seine Langeweile, seine winterliche Laune zu vertreiben. Der Zufall thut hier Einiges, aber nicht Alles, und man bedarf einer sichern Garantie. Es bleibt freilich gewiß, daß sich die Theater, die Weihnachtsfreuden, die Opern, der Karneval so sicher einstellen, wie Frost und Reif, es ist so gut wie erwiesen, daß man einmal einer Schlittenfahrt beiwohnen oder einen Cirkel finden werde, in welchem eine Maskerade zur Aufführung kommen wird; allein kann man an diesen entweder höchst monotonen oder höchst seltenen Surrogaten des Zeitvertreibes genug haben? Nein, hier ist zu viel Ungewißheit im Spiel, und man will klar sehen in die kalte, neblichte Zukunft eines langen Winters. Die schöne Jahrszeit treibt die Menschen auseinander, mit dem kommenden Winter rücken sie enger zusammen. Man hat seine Freunde den ganzen Sommer in ihrer Wohnung, im Theater, am Ausgang der Kirche, welche sie zu besuchen pflegen, an andern dritten Orten vergeblich gesucht; gegen den Winter aber nimmt man die schon verloren gegebene Hoffnung wieder auf, und erlebt ihre Erfüllung noch im Oktober, weil dein Freund dich gleichfalls aufzusuchen dasselbe Bedürfniß hat. Der Oktober ist dem Weine geweiht, er sollte es auch der Freundschaft seyn.

Die Cirkel und Reunions machen sich nur durch die Theilnahme Mehrerer. Alte Bekanntschaften werden also aufgefrischt, auf halbem Wege wieder eingestellte Annäherungen auf's Neue aufgenommen und zu Ende geführt; denn man braucht die Menschen. Es kommt immer auf eine bestimmte Anzahl an. Bald würde ein Contretanz unvollständig bleiben, wenn man nicht bei zwei einst abgewiesenen Herzen wieder anklopfte, oder die zweite Geige würde in einem Konzert fehlen, wenn man nicht dem unbeholfenen, wegen seiner schmutzigen, nie am Thüreisen gereinigten Stiefeln nie gern zugelassenen Violinisten ein gutes Wort gäbe, oder die Besetzung der dramatischen Stücke, die wir uns einander vorlesen wollen, würde Schwierigkeiten haben, wenn wir nicht die stillen, bescheidenen Töchter unsers Nachbars, die wir im Sommer albern fanden, jezt in unser Interesse zögen und ihnen die Rolle der Kennedy oder einer Kammerfrau bei der Eboli zutheilten. Ach! es gibt noch viele unentdeckte Kreise, in denen die Moral sich erprobt, wo die Gefühle der Freundschaft, das Entgegenkommen der Neigung, die Huldigungen der Achtung aus Quellen entspringen, die uns die lautersten und reinsten scheinen und es nicht sind. Der Monat Oktober ist der Freundschaft geweiht; aber hütet euch, sie in diesem Monat zu schließen! Ich rathe euch, nur im Frühjahr auf verwandte Seelen auszugehen.

Die Cirkel bilden sich erst; wann sie werden eröffnet seyn, werde ich Sie in jede Art derselben einführen, in die Thés dansans und chantans, in die ästhetischen Klubbs vorgerückter Damen, in die Schachgesellschaften, in die wöchentlichen Unterhaltungen alter Musiknarren, die ohne ihr Haydnsches Quartett nicht existiren können, und zulezt in die Familienkränzchen, deren Zweck kein anderer zu seyn scheint, als die Zusammenkunft der beiden Geschlechter. Nur über die Leseklubbs will ich dießmal einige Worte verlieren, weil sie Veranlassung zu andern Bemerkungen geben, die unsere Sitten schildern und welche ich also ungern unterdrücke. Ich rede nicht von den berühmten ästhetischen Thees des nördlichen Deutschlands, die in neuerer Zeit bedeutend in Abnahme gekommen sind. Man wird Mühe haben, deren in Berlin noch viele zu entdecken. Die Ursache dieses Aussterbens liegt auf der Oberfläche. Der schriftstellerische Dilettantismus ist mit den Folgen der Julirevolution sehr in die Enge gerathen. Die Redaktionen der Almanache sträubten sich schon lange, die Gedichte von Theophania, von Selma, von Molly und ähnlichen dichterischen Namen aufzunehmen, Theodor Hell und die ganze Schaar von Dichtern, welche sich damit beschäftigten, ihrem Meister die veilchenblaue Seide nachzuspinnen, geriethen in Verfall. Dadurch verloren die ästhetischen Thees ihren Zusammenhang mit dem lesenden Publikum, den selbst Franz Horn nicht mehr zu vermitteln wagen dürfte, da ihn häufige und glückliche Angriffe auf ein ganz kleines Terrain verwiesen. Man kann sagen, der Täfelabhub der ästhetischen Thees kann nur noch im Gesellschafter, in der Abendzeitung und dem jährlichen Taschenbuche mit dem winselnden Titel: Lies mich! aufgetischt werden. Bei solchen Nothumständen schweigen die Musen. Die zarten, sinnigen Frauen haben den Strickstrumpf ergriffen, oder einen Mann beglückt, oder sonst eine Beschäftigung erwählt, die vielleicht neben der Unterhaltung auch hinreichenden Trost für die Vergangenheit und ihre schöne Erinnerung abwirft. Ludwig Robert ist ja auch todt, und Rahel, seine Schwester, ihm bald gefolgt. Die alte Sitte verliert ihre Stützen, und die Gegenwart ist ihrer Erneuerung nicht günstig. Es ist also nicht die Frage: was wird geschrieben und aus der nassen Dinte vorgelesen? sondern: was kommt zu uns und was wählt man zur Lektüre? Man stelle diese Frage für alle großen Städte Deutschlands, und wird auf sehr interessante Folgerungen stoßen, die Schriftsteller und Buchhändler beherzigen mögen. So viel ist entschieden (und man wird diesen Ausspruch überall bestätigt finden), daß jezt in der Auswahl der Lektüre vollkommene Anarchie herrscht. Vor Jahren griff man in jeder Leihbibliothek unbedingt nach Walter Scott, wenn ein Theil von seinen zahlreichen Schriften zu Hause war; dann nach Hoffmann, van der Velde, nach Hauff, nach Spindler. Von Spindlers ältern Schriften besitzen manche hiesige Bibliotheken zehn Exemplare. Aber jezt ist darin eine Aenderung eingetreten. Die alten Sachen sind durchgelesen, man will Neues und findet es auch, kann sich aber für nichts ausschließlich entscheiden. Soll man Tromlitz wählen, von dem man schon viel las und immer dasselbe wiederfindet? Soll man Georg Döring nehmen, der seine Romane immer nur in andere Lokale und Sitten, nie in andere Motive zu übersetzen scheint? oder Clauren, dessen man sich schämt? oder die Nachahmer Spindlers, Storch und Bechstein? oder den faden W. von Wachsmann, den ungenießbaren L. Schefer? Ich versichere Sie, daß die Nonne von Gnadenzell Spindlers Namens höchstens soutenirt, vielleicht gar fallen läßt, am wenigsten hebt. Sein Invalide machte Glück; denn dieser Roman fußte auf einer historischen Staffage, die unsere Aufmerksamkeit jezt mehr in Anspruch nimmt, als die Zunftverfassung, die Judengassen und die Klosterzucht des Mittelalters. Ich kenne Spindlers neuesten Roman nicht, aber allgemein klagt man über romanhafte Darstellung, über die Hetzjagd der Scenen, über das Drängen der Thatsachen, über Knalleffekte, und verräth damit nicht undeutlich das Bedürfniß einer tiefern, irgend eine andere Thätigkeit der Seele, als gerade die Neugier erregenden Lektüre. Ich spreche von Berlin, dem Orte, wo in Deutschland am meisten gelesen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. November 1833.

Ja, unsere Franzosen! sie sprechen de rebus omnibus et quibusdam aliis; aber nie ohne Witz, das muß man ihnen lassen.

Lesage.

Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs.

Frankreich ist gegenwärtig von rühmlichem Eifer beseelt, die Länder, welche es einst in Waffen durchzogen, zu den Zwecken des Friedens kennen zu lernen. Vor Kurzem ist St. Marc-Girardin, der als Emissär Guizots die Schulen des südlichen Deutschlands besichtigt hat, nach Paris zurückgekehrt. Girardin ist einer der geistreichsten Doktrinärs und sein Charakter hat ihm in Deutschland viele Freunde erworben. In einer der lezten Nummern des Journal des Débats fängt er an, Reisenotizen über Deutschland zu geben, die in mehr als Einer Beziehung für uns interessant zu werden versprechen. Sowohl wegen der Vollständigkeit, als weil hier die Frage vom Deutschthum der mit Frankreich vereinigten deutschen Länder, welche schon öfters in diesen Blättern von Elsäßern besprochen worden, vom doktrinären Standpunkt betrachtet wird, übertragen wir gleich den ersten Artikel. — Je höher Girardin unter seinen Landsleuten steht, und mit je geistigerm Auge er Deutschland betrachtet hat, desto interessanter tritt uns seine Nationalität entgegen und desto pikanter sind die Naivitäten, die ihm im Urtheil über deutsche Art und Sitte entschlüpfen. Wie nur geistreicher Spaß ergözt, so kann man bei schiefen Urtheilen der Fremden über uns nur dann mit Verstand lachen, wenn sie von ungewöhnlichen Menschen herrühren, und auch nur dann kann man etwas dabei lernen.

* * *

Die Vogesen haben vieles mit dem Jura gemein: hier wie dort lachende Thäler, mit Schwarzwald bewachsene Berge, und über Berg und Thal, wie sie sich verschlingen, wie sie um einander herlaufen, ein ganz eigenthümlicher Zauber ausgegossen. Mit jedem Schritt hat man wieder eine andere Aussicht. Indessen sind mir die Vogesen lieber als der Jura, weil jene bevölkerter sind: wo man hinblickt, sieht man gewerbfleißige Dörfer in den Gebirgsschluchten und alte ruinirte Schlösser auf den Firsten. In den Dörfern offenbart sich Leben und Verkehr unserer Zeit, die Burgen sind Bilder des Lebens und Treibens einer Zeit, die nicht mehr ist. — Als wir über die Vogesen gingen, goß der Regen in Strömen herab, als wir aber den Sattel des Gebirgs erstiegen hatten, hellte sich der Himmel auf; über dem Rheinthal lag sonnenheller Tag, und vom Himmelsblau, das nur wie ein lichter Punkt am fernen Horizonte schimmerte, zogen sich allgemach sonnige Streifen auch in das Nebelmeer herein, das uns umhüllte. Die Dünste, die schwer unten in den Thälern lagerten, krochen allmählich auf den Wipfeln der Tannen von Hügel zu Hügel aufwärts. Durch jede Ritze, welche der Nebelvorhang

erhielt, blickte ein Dörfchen in einer Thalschlucht, oder eine Burg auf einer Bergspitze heraus, und nicht lange, so lag das Thal von St. Marie-aux-Mines in voller Pracht vor uns. Wir kamen durch stattliche Flecken mit breiten, tüchtigen Häusern, an denen die Fenster erkerartig vorspringen. Dergleichen Dörfer, dieß fiel mir gleich ein, hatte ich vielfältig auf Darstellungen aus den Kriegen Ludwigs XIV. gesehen. Die ganze Natur nahm den Charakter von Ruhe, sinnlicher Fülle, Gemüthlichkeit an: wir waren im Elsaß, waren in deutsch Frankreich.

Mit Absicht wähle ich dieses Wort. Seit Ludwig XIV. das Elsaß Frankreich einverleibt, hat es nie einen Versuch gemacht, wiederum deutsch zu werden; das Land hängt mit vollem Herzen an Frankreich; aber nach Sitten, Charakter und Sprache ist es deutsch, ist seit mehr als hundert fünfzig Jahren der deutschen Zunge, dem deutschen Geiste beharrlich treu geblieben. Ich für meine Person achte und bewundere solche moralische Nationalität, welche die politische überlebt, und ich bin so weit entfernt, darin für Frankreich und seine Einheit die mindeste Gefahr zu erblicken, daß es mir vielmehr für ein rühmliches Zeugniß seiner Größe gilt. Dadurch, daß es fest an Frankreich, und nicht minder fest an der deutschen Zunge hält, predigt Elsaß seit anderthalb Jahrhunderten den Satz, daß es Zeiten gibt, wo, trotz der Verschiedenheit der Sprachen, Völker und Ländergebiete im Schatten eines und desselben Gesetzes ruhen können, und dann, daß ein großer Staat mit unwiderstehlicher Anziehungskraft in die Weite wirkt. Große Staaten haben nicht nöthig, die Länder, die sie in ihren Kreis ziehen, auch nach Sprache und Sitten sich zu eigen zu machen; nein, sie nehmen sie auf in ihren Verband, ohne sie zu absorbiren, und sie sind stark genug, um kleine Unterschiede in Idiom und Volkscharakter gefahrlos in sich zu hegen. Die Einheit eines großen Staats besteht nicht in Einförmigkeit.

Das Elsaß, indem es französisch ist und dabei seine deutsche Nationalität bewahrt, bestärkt, meiner Meinung nach, einen wichtigen Satz in der Philosophie der Geschichte und ist ein lebendiges Beispiel für einen der Wege, auf denen sich große Staaten ausbreiten. Dieser Weg ist der der Association, und dabei behält jeder Theil seinen Charakter, seine Sitten und seine Sprache. Man hört nicht auf, ein Deutscher, Italiener oder Flamänder zu seyn, wenn man es einmal ist; man vertraut sich nur dem Geschicke eines mächtigen Volkes an, statt in einem kleinen Staate ruhmlos und verlassen zu vegetiren. Köln hat durch die Vereinigung mit Preußen gewonnen, gerade wie Straßburg durch die Vereinigung mit Frankreich; durch solche Einverleibung sind Köln und Straßburg dem Jammer entgangen, arme kleine Provinzialstädte zu werden, wie Worms und Speier, die von ihrer alten Herrlichkeit so tief herabgesunken sind. Sonst waren Gebirge die natürlichen Staatengrenzen; aber seit Landstraßen bestehen, ist ihnen ihr altes Amt abgenommen worden. Wie kann auch ein schönes, lachendes Gebirge, das man im bequemen Wagen so sanft, als führe man in einem Park, übersteigt, für eine Grenze, für eine natürliche Abmarkung gelten? Nach den Gebirgen kamen die Sprachen an die Reihe: auch sie erhielten den Ehrentitel natürlicher Grenzen. Aber mehr und mehr lernt einer des andern Sprache, und überdieß durchdringen sie einander fortwährend, und allgemach prägt die herrschende Sprache ihren Geist und Charakter allen übrigen auf. Man schreibt gegenwärtig aller Orten in Europa französisch; die Worte sind deutsch, englisch, italienisch oder spanisch, aber der Gedanke, der Styl sind französisch. (?) Also auch hier, wie bei den Gebirgen, verwischen sich die Abgrenzungen, und in Zeiten eines allgemeinen Verkehrs, wie die jetzige, tritt das Prinzip der Association mit voller Kraft ins Leben. Nicht mehr nach Gebirgssystemen und Sprachstämmen treten Völker und Länder zusammen, sondern nach Interessen und Meinungen; große Staaten umgeben sich mit einem Gürtel von Völkern, und diese theilen fortan historisch das Geschick jener, ohne deßhalb ihrem Charakter und ihrer Muttersprache zu entsagen. Auch Elsaß möge treu darüber wachen; just dadurch spielt es eine Rolle in Frankreichs Geschichte, indem es ein augenfälliger Beleg dafür ist, auf welche Weise sich heutzutage Staaten vergrößern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine tibetanische Scene.

(Fortsetzung.)

Bewohner der asiatischen Bergrücken, seyd ihr nicht weit idyllischer, als die Deutschen, die Geßner und Voß besitzen? Im Schooße der Familien wollt ihr die Freuden der Ehe genießen, und schiebt daher ein Geschlecht in das andere, ohne euch durch vielfache Heirathen und Schwägerschaften zu zersplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetanischen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er ist genügsam und will sein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!“ ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lamas sey gesegnet! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu suchen, an den sich tausend rankige Pflanzen schmiegen, und hab' ihn gefunden.“ Und die Brüder verstehen dieß Symbol der Liebe und stellen sich vier, fünf Mann hoch vor die sittige Jungfrau, und sie erröthet, leise das verschämte „Ja“ flüsternd. Kommt dann einst der Augenblick, da sich in ihr ein neues Leben regt, so lispelt sie dem ältesten unter den eifersuchtslosen Brüdern das süße Geheimniß ins Ohr, und das zweitemal dem

nächstfolgenden, dann sofort bis zum jüngsten, bis sie bei dem ältesten wieder anfängt. Schenkt Dalai Lama, der große Gott, aber nur Einmal diese Freude, so haben alle Brüder ein Recht an ihr, obschon der ältere ein größeres als die übrigen. Das sind die Sitten von Tibet.

Gylluspa, deren Mutter schon auf den Berg Summu, den Sitz der Götter, hinübergegangen, war ein Musterbild kindlicher Zärtlichkeit, was um so mehr sagen will, da sie vier Väter zu verehren hatte. Aber der älteste von ihnen, Hali-Jong, war vor Allen jezt des liebevollsten Zuspruchs bedürftig; denn über seine gebräunte Stirn hatten sich tiefe Furchen gezogen und aus seinen Mienen sprach ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müssen, wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht erhalten hätte. Man sah es ihm an, daß er eine schwere Last zu tragen hatte und nicht die Kraft dazu besaß. Was mochte ihm widerfahren seyn? Dennoch sprach Hali-Jong sehr viel, wie alle Furchtsamen, die durch ihre eigenen Worte sich Muth einflößen wollen. „Beim siebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Tassissudon!“ sagte er, und nahm bei diesem Schwur seinen lackirten Hut ab, „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ist! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zulezt in dem Zelt seines Rachens auszuruhen.“ — „Nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jong, Gylluspas zweiter Vater, „die Schrecken dieser Reise werden hinreichende Strafe für die Verbrechen seyn, die man dir vorwirft. Der große Stellvertreter des großen Lama (ach, möchte er den Erdkreis würdigen, bald wieder in ihm zu erscheinen!) kann diese Pilgerfahrt nur für eine Läuterung deines Wandels ansehen. Er wird dir lassen, du frommer Waller, was der Himmel dir schon gegeben hat.“ — „Du lästerst, mein Bruder!“ wies ihn Hali-Jong zurück, auf den kein Trost wirkte; „vergleiche mich nicht den heiligen Männern, die nackt durch das Gebirge laufen und sich an Dornen blutig ritzen, die auf dem Schnee schlafen und mit keinem Wassertropfen ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf einem Thiere gewallfahrtet? welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er seinen Tempel von Angesicht schauen kann, und wird die gefährlichsten Wege, die zu ihm führen, für einen Rosenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen gesezt ist.“

Gylluspa weinte über den kläglichen Ton ihres Vaters, und ihre andern Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn sie die ihren fließen sahen. Hali-Jong aber waren sie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen schien, so wollte er doch nicht, daß die Andern an seiner Zukunft verzweifelten. Er wandte sich also rasch um, so daß sein Pferd fast gestrauchelt wäre. „Habt ihr euch zu meinen Anklägern gesellt?“ rief er, die betende Avantgarde des Priesters überschreiend; „wer hat den Armen mehr Almosen gegeben, als ich? Wer hat sich ein Stück Fleisch, wie ich, aus dem Rücken schneiden lassen und es den Göttern geopfert? Schicke ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Alahabad, die heiligen Oerter, wasche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in blechernen Büchsen kommen lasse, und reibe meine Glieder mit Sand, der aus dem heiligen Flusse gefischt ist? Wer seyd ihr, daß ihr mich wie einen Todten beklagt!“ Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wischte sich die Thränen aus den Augen und sagte: „Theurer Bruder, wir vermögen nicht, dich betrübt zu sehen. Sey fröhlich, und unsere Angesichter werden glänzen. Du vergällst uns die Freude unsers Lebens, die nur du bist und Gylluspa. Wer sagt, daß du zu fürchten hast? Deine Tugenden stehen im Buche des Himmels angeschrieben, das sie in Lassa ohne Zweifel lesen werden; deine Unschuld wird dich heim begleiten, wie ein köstliches Geschmeide, das man dir heimlich unter deinen Sattel legt.“ Hali-Jong versank in Nachdenken und schwieg.

Der Winterfrost, der auf diesen Gebirgen mit riesiger Hand liegt, zerstört den morschen Stein und gibt ihm oft die wunderlichsten Gestalten. Diese spitzen Zacken und pyramidalischen Formen haben viel Aehnlichkeit mit Marterwerkzeugen, und sie mußten daher auf den abergläubischen und besorgten Hali-Jong alle die Eindrücke machen, die ein furchtsames Gemüth von bösen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechselten die natürlichen Formationen mit künstlichen ab. So wie sich die Reisenden einem in den Fels gehauenen Tempel oder einem Götzen näherten, senkten sie ihre Häupter, hielten ihre Rosse an und murmelten einige Gebete, die sie immer in Bereitschaft haben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Was wird gelesen?

Es ist schwer, die verschiedenen Klassen des Lesepublikums zu sondern; aber wenn wir jene unreifen, kindlichen, von jeder Erfindung sogleich gefangenen Seelen, die Ladendiener, die Putzmacherinnen, die Dutzendleser ausscheiden, so lassen sich wohl Aller Bedürfnisse auf gewisse gleiche Anforderungen zurückführen. Neuheit und Ueberraschung werden hier immer entscheidend bleiben, bis auf einen Punkt, wo entweder das Vorurtheil oder die Empfehlung wirksam eintritt. Die Briefe eines Verstorbenen wurden gelesen, weil sie in den höhern Cirkeln im Munde Aller waren und es zu seyn verdienten; gegen Heine's Schriften dagegen sträubt sich bei einer großen Masse des Lesepublikums das Vorurtheil; die jungen Töchter der gebildeten Familien wollen sie nur kastrirt haben und fangen erst seit seinen Darstellungen der deutschen Literatur an, soll ich sagen gerechter oder nachgiebiger? gegen den geistvollsten Schriftsteller zu werden. An

dieser Thatsache zeigt sich die Schulbildung, die namentlich in den weiblichen Erziehungsanstalten unter dem Einflusse von Männern steht, welche selbst höchst unvollkommene schriftstellerische Versuche gemacht haben, aber immer noch Gelehrsamkeit genug bei einem vielleicht milden Charakter besitzen, um auf die Achtung und das Vertrauen ihrer Zöglinge zu wirken. Hier wird auf die besten Schriften Interdikt gelegt, und die weibliche Jugend ist immer so gut geartet, es mit züchtiger Strenge zu beobachten. Aber das Lesebedürfniß ist doch einmal da! Was lesen diese sogenannten gebildeten Töchter? Sie lesen jezt alle mit Enthusiasmus Bulwers Romane, die ihnen in mancherlei Ausgaben zugänglich gemacht werden. Bulwer ist auf dem Wege, ein Lieblingsautor zu werden.

Der schönwissenschaftlichen Literatur droht gegenwärtig eine große Gefahr, die weder von der Politik, noch von der reinen Wissenschaft ausgeht. Das Publikum ist auf den Einfall gekommen, sich unterrichten zu wollen. Es will wissen, wie lange der Kasuar braucht, um seine Eier auszubrüten, wie viel Schritte das Faulthier an einem Tage zurücklegt, welches die Pflege der Baumwollenstaude ist, wie der Markusplatz in Venedig, das Hofburgthor in Wien, die Glyptothek in München aussieht, und greift deßhalb zu einer Erscheinung, wie das Pfennig-Magazin, mit einer ansteckenden Bereitwilligkeit. Und fast allen ähnlichen Unternehmungen wendet das Publikum seine Theilnahme zu. Baumgärtner, der es mit seinem Heller-Magazin dem Pfennigblatte Bossange's nachthun will, kann schon jezt den Andrang der Käufer nicht zurückhalten. Bedenkt man dabei, wie viel Abnehmer längst schon Meyers Universum, Baumgärtners Welt und Zeit, Strahlheims Alles für Alle und jezt das Hanewaldsche Kosmorama (das zur Belletristik wieder einlenkt) zählen, so kann man einen Ueberschlag machen, wie viel Lesekräfte verbraucht werden, wie viel Zeit für die Produkte des Dichters verloren geht, wie nüchtern und gelehrt die Phantasie wird. Rechnet man dazu, daß zur ganzen Herstellung dieser Literatur nichts nöthig ist, als eine Schnellpresse und die eben so schnelle Hand eines Uebersetzers, so wird man meine Besorgnisse nicht für ungegründet halten. Die Kritik kann hier nichts ausrichten, eben so wenig der Buchhandel, der von der Kauflust abhängig ist, das Wenigste das Publikum selbst. Das Publikum ist eine Eroberung, die Jeder machen kann; das Publikum läßt sich von dem Talente bevormunden. Man suche also nur die Talente auf, stelle sie an den rechten Ort, und das Publikum wird sich zulezt von dem einförmigen, trockenen, irreproduktiven Felde der Pfennig- und Hellermagazine schon wieder ein- und wegfangen lassen.

Ich will hier nicht abbrechen, sondern auf Berlin wieder zurückkehren und eine Frage zur Sprache bringen, welche nach dem Vorhergehenden ziemlich nahe gelegt ist. Was wird bei uns geschrieben? Wir stellen diese Frage nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, und fragen nicht bei unsern Professoren herum, was sie zur nächsten Messe fertig haben, bei Raupach, Müchler, W. Alexis, Theodor Mundt, Fr. Förster u. s. w., womit sie das Maaß ihres Ruhmes zu vermehren gedenken, sondern, was wird zunächst für Berlin geschrieben?

München hat seinen Bazar, das Sonntagsblatt, den reisenden Teufel; Wien den Sammler, die Theaterzeitung; fast alle nordischen Städte haben ihren Freischütz, wie in Hamburg, ihren Rübezahl, wie in Breslau, und dazu eine Menge von Courieren, Figaros, und wie sonst der Witz auf schlagende Titel sinnt. Wer kennt diese Ephemeren? Am Ort ihres Erscheinens reißend gelesen, mit Ungeduld erwartet, wie sie die Presse verlassen, sind sie im nächsten Umkreise unbekannt, und klingen an das Ohr der größern Lesewelt nur, wenn sich dienstwillige Freunde bereit finden lassen, in gelesenern Blättern ihrer Erwähnung zu thun. Man sehe auf diese kleine, oft recht plebejische Literatur nicht mit Verachtung herab. Jede Magd, die das bedruckte Papier, worin sie ihre Küchenbedürfnisse vom Krämer gewickelt erhält, aufmerksam durchliest, sollte euch interessiren. Besucht die öffentlichen Orte, Konditoreien und Trattorien, besucht das Boudoir junger Schönen, während sie noch im Negligé sind, und überzeugt euch von der Lektüre, nach der am meisten gegriffen wird. Bei den höchsten Personen dahier wird man den witzigen Don Quixote, ein hier erscheinendes Unterhaltungsblatt, nie weit entfernt vom politischen Wochenblatt finden. Das sind Symptome, die dem Belletristen doch in der That noch willkommener seyn können, als die 30.000 abgesezten Exemplare des Pfennig-Magazins. Wenn ihm diese weh thun, dürften ihm jene zum Trost gereichen, daß es noch Menschen gibt, welche freien Ergüssen der Laune und der Phantasie ihr Ohr leihen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 257:
Pantoffeln.

Logogriphische Füllungen.

1.

(Bekannt, als Muster.)

In das Herz des größten Weltbezwingers
Setze du hinein:
Und der Leiden größter Ueberwinder
Wird gefunden seyn.

Auflösung: Geld. Geduld.

2.

In das Herz des Mädchens
Wirf ein e hinein,
Alsbald wird geschlossen
Ihre Ehe seyn.

3.

Aus des Ozeans Mitte
Steigt hervor mit ist
Ein berühmter Wilhelm,
Der jezt fertig ist.

4.

Was du viel von Mädchen hörst,
Wenn sie recht vertraulich schwatzen,
Setze le hinein, so löst
Draus die Bäurin manchen Batzen;
Fäßchen sind's, oval und klein,
Doch darin kein Branntewein.
Endlich noch ein m dazwischen,
Wird es dir die Kehl' erfrischen,
Kübel, schenkt es Wasser aus,
Faß ist's, fließet Wein daraus.

5.

Wie mit g ein Nagethier
Zaubrer wird, das sage mir.

6.

Aus Allem, was dir bitter schmeckt,
Wirf nur ein Doppel-T heraus,
Zwar bleibt es bitter, doch es schmeckt
Und treibt auch Sorgen Manchem aus.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. November 1833.

Mit Zaubertrommel und Fahne,
Und Buch und Glöcklein geschmückt,
Vom irren Fieberwahne
Besessen und verzückt —
Das ist der Zauber der Geister,
Der den Schamanen füllt,
Wenn schäumend dreister und dreister
Des Geistes Macht er enthüllt.

Stieglitz.
Bilder des Orients.

Eine tibetanische Scene.

(Beschluß.)

Die Karavane hatte ihre Richtung durch einen langen Hohlweg genommen, dessen Schlußpforte ein großes Felsstück bildete, dem von der einen, jezt den Reisenden sichtbaren Seite eine künstliche Form gegeben war. Hier haben wir die Anfänge der tibetanischen Plastik, die gegenwärtig auf einer ansehnlichen Höhe steht und die chinesische bei weitem übertrifft. Der furchtbarste aller Götzen, Mahamuni, saß da, aus einem riesenhaften Steinkolosse gebildet, mit steifem Haupte, verschränkten Armen und untergeschlagenen Beinen. Dieß Ungethüm würde uns Schrecken einflößen; diejenigen, welche an es glaubten, empfanden aber eine heilige Scheu und neigten schon in der Ferne ehrfurchtsvoll ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, stiegen alle vom Pferde und warfen sich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein klägliches Geschrei, sezte der kalten todten Steinmasse alle seine Leiden und Besorgnisse auseinander, und schied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Lassa, dem Sitze des Dalai Lama, treten sollte, ihre gnädige Fürsprache erwirkt zu haben.

Man war so glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer riesenhaften Felswand, hatte aber die Aussicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei sich gegenüberstehende Pforten zugänglich war. Die Häuser lagen in ziemlicher Entfernung von einander und waren dürftig aus Holzstämmen aufgeführt. Die tibetanische Bauart, so verschieden auch die Materialien und die innere Ausstattung seyn mögen, ist überall dieselbe. Die Häuser stehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Pallisaden, die noch hoch über das erste Stockwerk hinausragen, und sind erst im zweiten bewohnbar. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthschaften, zur Stallung des Viehes, und in den obern begibt man sich vermittelst einer Leiter, die von außen hinaufführt. Die Gastfreundschaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Rosse wurden von ihrer Last befreit, gefüttert und in das erste Stockwerk eines solchen von uns beschriebenen Hauses geführt, wo man sie sorgfältig in Decken einhüllte, um sie vor der empfindlichen Nachtkälte zu schützen. Die Diener verschmähten nicht, dieselbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Lust, im obern Raume ihrem Beispiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speise und Trank zurückweisend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberge sich niederzulassen. Schon seit vielen Nächten war von seinem Auge der Schlaf geflohen, nur seiner Gylluspa gelang es zuweilen, ihm durch ihre Lieder und die Töne, welche sie kunstfertig

der Guitarre, einem in Tibet eben so bekannten Instrumente, wie das Flageolet, zu entzaubern wußte, die Ruhe zu verschaffen, deren er so sehr bedürftig war. Sie sezte sich neben ihn auf einen ausgebreiteten Teppich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß sie die zarten Saiten ihres Instrumentes anschlug, da banden sie alle ihre schon sinkenden Kleider wieder fest und eilten auf den grünen, vom Mondschein beleuchteten Plan in ihre holdselige Nähe.

Eine Veränderung der Scene unterbrach den Gesang des Mädchens, dem die Männer mit aufmerksamer Wonne gelauscht hatten. Aus dem Gebirgspasse, der dem von den Reisenden betretenen gegenüber lag, brachen plözlich einzelne verworrene Laute, die allmählich immer stärker wurden. Es war ein Getös wie von metallenen Instrumenten, die von Trommeln und rufenden Menschenstimmen begleitet waren. Lichtstrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales, und ein voransteigender dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultarischem Anlauf brach jezt eine dunkle Horde von Menschen in das Thal, in wildem Aufzuge, einzelne verzückte Ausrufe ausstoßend und sie mit den lärmenden, kupfernen Kesselpauken begleitend. Die Menschen erschienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken bekleidet, um welche endlose Stricke gebunden waren. Mit den unbefestigten Enden dieser Stricke geißelten sie sich selbst und untereinander mit einer barbarischen Wuth und Erbitterung, deren Grund man in den Vergehungen suchen muß, die sie auf diesem Wege büßen wollten. Je beispielloser und blutrünstiger diese Liebkosungen waren, desto tiefempfundener die Reue. Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper eine Wollust ist, geschlagen zu werden, so wird man sich das Vergnügen erklären können, das die Gesellschaft über ihre schlagenden Unterhaltungen zu empfinden schien. Auf diese Weise durchstreifen die Sunneassers oder Fakirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden; die seltene Genügsamkeit, die sie sich auferlegen müssen, macht, daß ihre tumultuarischen Züge nicht denen der Heuschrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Verwüstung bezeichnen. Im höhern Tibet werden diese Karavanen seltener, weil sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Orts verbunden sind, und aus der nur schwachen Bevölkerung sich nicht so vervollständigen können, wie in dem bevölkerten Süden. Sie stehen aber überall im Geruch einer großen Heiligkeit und werden von allen Gläubigen beneidet, denen das Geschick nicht vergönnte, die heiligsten Wallfahrtsorte zu besuchen. Welcher Sunneasser hätte sich auch nicht in den Fluthen des Ganges gebadet? Dieß war eine Weihe, die einer Verjüngung zur Unsterblichkeit gleichkam.

Hali-Jong und seine Brüder waren bei der ersten Annäherung der wilden Heiligen aufgestanden und hatten sich, Gylluspa in ihre Mitte schließend, in eine demüthige Stellung begeben. Die Pilgrime schienen im Thale rasten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überschritten haben, hätten sie sich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit, auch stehend zu schlafen, wozu sie sich aber, obschon der Mond im Zenith stand, noch nicht anschickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, sie stiegen aus ihren Hütten herunter und warfen sich, den Segen der Pilgrime anflehend, nieder. Diese selbst bildeten einen Kreis und begannen unter der magischen Fackelbeleuchtung, in ihrem abentheuerlichen Aufzug, einen geheimnißvollen, aber wilden und für uns unehrbaren Tanz, dessen Mystik die eleusinische noch zu übertreffen schien. Jezt öffnete sich der Kreis der Büßer, und eine Veränderung trat ein, die ohne Zweifel das Finale dieser asiatischen Moralität vorstellen sollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Gestalt stürzte aus dem Cirkel heraus, blieb dann plözlich stehen, warf sich wieder zurück, drehte sich im Kreise, und in demselben Augenblicke zog sie Bogenwindungen, als sey sie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern um den Leib befestigt waren. Eine Krone von Federn saß auf dem Haupte und schien die wunderbare Schnelligkeit dieser verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteten in einer Verklärung, die der Erde schon entrückt war. Die kleinsten Theile am Körper, die Fingerspitzen, die Fußzehen, waren wie von einer elektrischen Bewegung ergriffen. Alles regte sich an dem Tänzer, und die versammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in seinen phantastischen Wendungen waltete. Sie verstanden diese gestreckten Lagen, wo sich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten, die plözliche Verschränkung dieser Gliedmaßen, die so schnell vor sich ging, daß man sie auf einen Augenblick aus dem Gesichte verlor, diese Umarmungen eines Gegenstandes, der zulezt Niemand war, als der Tanzende selbst, diese wunderbaren Touren, die er im pfeilschnellen Fluge nach allen Seiten und nach allen fast zu gleicher Zeit hinzeichnete. Und als dieser erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückflog und dieser unter lautem Geschrei, Fackelschwingen und Lärmen auf den großen Paukenkesseln geschlossen wurde, da warf sich Alles neunmal auf die Erde nieder und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunst die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmählich in leisern Luftschwingungen verhallt, so nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiösen Begeisterung in einem immer schwächern Ton ab, bis nach und nach ein leises Murmeln eintrat, und zulezt eine feierliche Stille, die um so mehr gegen das Vorangegangene abstach, als auch die Fackeln verlöschten und die Mondstrahlen sich hinter einer Bergspitze

sammelten. Die Dunkelheit verbarg das merkwürdige Schauspiel einer im Stehen schlafenden Menge. Die Dorfbewohner stiegen in ihre Häuser, und Hali-Jong, nebst seinen Brüdern, heftig ergriffen von diesen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voller Seligkeit, heute gleichsam in den Vorzimmern der Göttersäle zu ruhen.

Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Betrachtungen, wie man sich ihnen ja so gerne auf der Reise hingibt, kam ich nach Kolmar. Kolmar ist eine alte Stadt; die Bauart der Häuser, das gothische Bildwerk daran, die frommen Sprüche über den Thüren, versetzen einen ganz ins Mittelalter. Die Sprüche sind naiv: der Hausherr, dieß ist der durchgehende Gedanke, stellt das Haus in Gottes Schutz: Deus dedit incrementum, steht über einer Thür, Deus quoque custodiet. Nicht selten identificirt sich die Familie mit dem Hause; so in dem weisen, schönen Spruch: Accrescat domui huic et res et decus. Ja, darin liegt die wahre Weisheit des Familienvaters: Ehre ohne Vermögen ist etwas Unersprießliches, Vermögen ohne Ehre ist Schande: res et decus! — Kolmar hat auch einen alten Dom; von den Wundern des Straßburger Münsters ist dabei freilich nicht die Rede, indessen hat er einige merkwürdige architektonische Details. In dieser Beziehung ist besonders auf ein kleines Seitenpförtchen aufmerksam zu machen, woran das Bildwerk ein wahres Museum von Grotesken und Karrikaturen ist. Die Karrikaturen sind so alt wie die Welt; auch das Mittelalter hatte die seinigen; wo brachte es aber dieselben an? es meißelte sie über Kirchenthüren. Nach meinem Gefühl sind Dantans Gipsgrotesken und die lithographirten Karrikaturen, die zu Paris Quais und Boulevards bedecken, lange nicht so beißend, körnig und lustig, als jene Grotesken über Kirchenportalen und an Chorstühlen. Am kleinen Portal zu Kolmar zählt man über hundert Köpfe, jeden von eigenthümlichem Charakter und Ausdruck; gleichsam ein Inbegriff aller Lächerlichkeiten, deren der Mensch fähig ist.

Auch an den Chorstühlen zu Alt-Breisach befinden sich Grotesken; wie häufig, sieht man daselbst Mönche in den allerplumpsten und lächerlichsten Posituren dargestellt. Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden, wie dergleichen Schnitzwerk in die Kirchen komme, und zu Beantwortung derselben hat man von der Spottsucht und dem Widerspruchsgeiste der Künstler im Mittelalter gesprochen. Diese Erklärung kann ich nicht befriedigend finden. Die Sänger im Mittelalter machten sich auch oft genug über Klerisei und Mönche lustig; aber ihre Spottlieder wurden deßhalb doch nicht in den Kirchen wie Psalmen abgesungen. Wie kam nun das satirische Schnitzwerk in die Kirchen? Hiebei ist vor Allem zu bemerken, daß auf Bildwerken dieser Art immer nur Mönche vorkommen, nie Weltgeistliche. Nun herrschte aber im Mittelalter gewaltige Eifersucht zwischen den Mönchsorden und der Säkulargeistlichkeit; erstere gaben sich für heiliger aus als leztere. Aber die Säkulargeistlichkeit baute die Kirchen; und so kühlte sie denn ihr Müthchen an den stolzen Mönchen, indem sie dieselben der Künstlerlaune preisgab, und es kitzelte den Domherrn, in einem Chorstuhle zu stehen, woran die burleske Figur eines Mönchs den Träger vorstellte.

Alt-Breisach liegt auf dem jenseitigen Rheinufer; wir sezten in einem Kahn über den Fluß. So und nicht anders muß man den Rhein passiren; auf einer Schiffbrücke, wie bei Kehl oder Mainz, wird dem Reisenden der Eindruck des Stroms bedeutend geschwächt; und weil man auf diese Weise auf ebener Fahrbahn hinüberkommt, fühlt man es auch weniger, daß man fremden Boden betritt. Als wir eben unser Fahrzeug besteigen wollten, kamen mehrere Nachen voll Freiburger Studenten herüber, die einen Ausflug nach Frankreich machten; sie sangen das Rheinweinlied: am Rhein, am Rhein! In Alt-Breisach angelangt, stiegen wir sogleich zu der alten Kirche hinauf, die auf einem Hügel über dem Rhein liegt. Hier stand einst Alt-Breisach. Von der Platform der Kirche genießt man einer herrlichen Aussicht auf den Rhein, die Vogesen und den Schwarzwald. Während wir so standen und schauten, hörten wir in der Kirche singen und traten ein. Die Kirche war voll: einerseits die Männer, andererseits die Weiber, viele noch in der Landestracht mit eigenthümlichen Mützen; doch auch diese Tracht ist im Verschwinden, wie alles Alte. Die Messe wurde mit Orgelbegleitung von den Schulkindern gesungen. Es waren über fünfzig Stimmen, aber alle im herrlichsten Einklang. Noch selten in meinem Leben hatte ich so schönen Kirchengesang gehört; ja, nur den Chor mit Orgelbegleitung im fünften Akt von Robert le diable — ich schämte mich der profanen Ideenassociation — wüßte ich, dem Eindruck nach, den er auf mich machte, mit der Messe zu Alt-Breisach zu vergleichen. Aber gelobt sey Gott! die Messe war schöner als der Theaterchor, und die Wirklichkeit stand, wie immer, weit über der Fiktion. Wie rein, frisch, ausdrucksvoll waren diese Kinderstimmen! wie andachtsvoll das zuhörende Volk! und wie herrlich lachte die Natur in ihrer Pracht und Ruhe durch das offene Portal der Kirche herein! wie majestätisch ernst wälzte der Rhein seine Wogen um

Inseln und vielfach geschlängelte Ufer! wie schön die dunkeln Wände des Schwarzwalds und der Vogesen neben dem im vollen Sonnenschein prangenden Thale! Und dazu kam noch ein Umstand, der den Eindruck auf's Höchste steigerte: diese Kirche, wo aus Kindermund sich Gottes Lobgesang erhob, war das einzige übrig gebliebene Gebäude auf dem Hügel von Alt-Breisach; Alles Andere, Häuser, Rathhaus, Kasernen, hatten die Bomben der Franzosen im Jahr 1793 dem Boden gleich gemacht. Auch die Kirche hatte stark gelitten, das Gewölbe war eingestürzt; die Einwohner stellten es wieder her, aber Kraft und Muth reichten nur für die Kirche, für das Gotteshaus; alles Uebrige ließen sie in Trümmern liegen. Man kann sich nichts Trübseligeres denken, als die Stätte, wo einst die Hauptstraße von Alt-Breisach war. Zu beiden Seiten des Wegs halbeingestürztes Mauerwerk, ringsum das Bild der Zerstörung, und wie am Tage nach einem Sturm in den Kellerräumen der Trümmer hie und da eine armselige Hütte. Wir ließen uns hier in ein Gespräch mit einem alten Manne ein. „Warum haben denn die Leute ihre Häuser nicht wieder aufgebaut?" — „Sie sind weggelaufen; was dageblieben ist, hat nichts." Als wollte er seine Armuth entschuldigen, bemerkte uns der Alte mehr als einmal, er habe hier ein Haus von vier Stockwerken gehabt. Dieses einzige Wort bezeichnete ganz Alt-Breisachs alten Glanz und das Unglück von 1793, und beim Anblick des elenden Schoppens, in dem der Alte hauste, fühlte ich vollkommen, wie er, um all seinen Schmerz, all sein Angedenken an bessere Tage auszudrücken, nur zu sagen brauchte: mein vierstockiges Haus!

So betrat ich den Boden von Deutschland. Der Gesang der Studenten auf dem Rhein, der Kirchengesang der Kinder, die Trümmer von Alt-Breisach — damit trat mir gleich beim ersten Schritt im Lande vor die Seele, welche Bedeutung im häuslichen und religiösen Leben der Deutschen die Musik hat, welche Bedeutung für ihre Geschichte seit vierzig Jahren die Franzosen haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Schicksale des Kapitän Roß.

Das Stadtgespräch ist die Zurückkunft des bereits aufgegebenen Kapitän Roß; ich theile Ihnen mit, was man vorläufig über seine gefahrvolle Expedition erfährt.

Im Jahr 1829 lief bekanntlich Kapitän Roß aus, ein altes Problem zu lösen, zunächst indessen, zu ermitteln, ob die neue Durchfahrt, welche, wie man ganz bestimmt versicherte, in der Nähe von Prinz-Regents Sund sich befinden sollte, schiffbar sey. Kaum in den Gewässern des Polarzirkels angelangt, verlor sein Schiff, die Victory, den Fockmast, und da es auch sonst Schaden gelitten, sah er sich genöthigt, zum Behuf der Ausbesserung zu Wideford auf Grönland anzulegen. Die Nachricht, daß er von da am 29sten Juli 1829 wiederum unter Segel gegangen, war die lezte authentische Kunde von ihm, und seit jener Zeit bis zu seiner Rückkehr nach England, vor wenigen Tagen, zweifelte man sogar, ob er noch am Leben sey. — Der Sommer 1829 war ganz ungewöhnlich mild und die See freier von Eis, als bei irgend einer der frühern Expeditionen. Am 14ten August gelangte Roß an die Stelle, wo die Fury Schiffbruch gelitten und wo ihr Mundvorrath ausgeschifft worden war. Lezterer befand sich noch in gutem Zustande, das Gerippe des Schiffes aber war gänzlich verschwunden. Nachdem er sich hier mit aller Nothdurft versehen, wandte er sich gegen Süden und umschiffte Cap Carny, von wo er längs der westlichen Küste in südwestlicher Richtung bis zum 72sten Grad nördlicher Breite gelangte. Erst hier zum erstenmal hinderte ihn das Eis ernstlich in seinem Vordringen; er sezte indessen seine Fahrt südwärts fort, hielt sich dabei, so nahe er bei dem seichten Fahrwasser konnte, an die Westküste und stieg von Zeit zu Zeit ans Land, um die neuen Länder, welche er auf diesem Wege entdeckte, mit den üblichen Feierlichkeiten für den König von Großbritannien in Besiz zu nehmen. Die heftigen Strömungen, das dicke Eis und die Klippen, mit denen die Küste besezt ist, machten diese Fahrt äuserst gefährlich. Mehr als einmal war die Victory ganz nahe am Scheitern und wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. Endlich, nach unsäglichen Anstrengungen, gelangte man zur 70sten Parallele, ganz südlich von der Spize, wo das Wrack der Fury liegt. Hier aber stieß das Schiff auf einen undurchdringlichen Eiswall, und man entschloß sich, in einem Hafen, den man fand, zu überwintern.

Im Januar 1830 trat Kapitän Roß in Verkehr mit einem höchst interessanten Stamm von Eingebornen, welche nie zuvor mit Fremden in Berührung gekommen waren. Nicht lange, so hatte sich zwischen den Seefahrern und den Eingebornen ein recht gutes Verhältniß gebildet, und so verfloß der erste Winter, der noch dazu nicht übermäßig streng war, ganz angenehm. Da sie von den Eingebornen gehört hatten, das östliche Meer sey vom westlichen durch eine Landzunge getrennt, so wurde dieser Punkt aufgenommen, und die Hoffnung, in dieser Richtung eine Durchfahrt zu finden, ward dadurch vollends ganz zu nichte. Der Neffe des Kapitän Roß, der den Auftrag hatte, die Küste der westlichen See, die zum Cap Turnagain (Kehrum) führt, aufzunehmen, drang gegen lezteres bis auf 35 geogr. Meilen vor und kehrte erst eine kurze Strecke vor der Stelle um, wo nach Kapitän Bak sich der Fishriver in die See ergießen sollte. Er überzeugte sich auch, daß das Land mit dem um Repulse-Bay unmittelbar zusammenhängt. Im Herbst 1830 harrten die Reisenden vergeblich darauf, daß das Eis schmelzen werde, wie das Jahr zuvor. Troz aller Anstrengungen konnten sie kaum eine Meile zurück, und mußten nun, in der schrecklichen Aussicht auf den Winter, der furchtbar streng wurde, denn die niedrigste Temperatur war 53° Reaumur, Halt machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 5. November 1833.

Stolz blickt nieder auf mich dein lächelndes Auge, und gleichwohl
Wandl' ich die Bahn der unsterblichen Alten!

Klopstock.

Proben einer deutschen Odyssee.*)

1.

Athenes Ankunft auf Ithaka. Empfang. Dortige Verhältnisse.

(1. Buch.)

So sprach die Göttin; an die Füße band
Sie die Sandale jezt zum raschen Flug,
Die schnell mit Windeswehn durch Meer und Land
Auf goldnen Flügeln sie von dannen trug.
Dann griff sie nach dem starken, festen Speere,
Womit in ihrem Grimm die Männerheere
Des großen Vaters Tochter niederschlug.
Von des Olympos Höhn mit Sturmesschnelle
Fuhr sie herab nach Ithaka und stand
Vor des Odysseus Thür und an des Hofes Schwelle,
Die ehrne Lanze in der Hand.
Dem Herrn von Taphos, Mentes, glich sie ganz,
Odysseus altem Freund', an Wuchs, Gestalt und Glanz.
Hier vor der Thür, am Brettspiel, schaut
Die Freier sie vergnügt ohn' alle Maßen;
Wie sie herum auf dichter Ochsenhaut,
Von ihnen selbst geschlachtet, saßen.
Herold und flinke Diener gossen Wein
Und Wasser in den Krug hinein,
Fleisch brachten andre und zerschnittnen Fisch,
Und andre reinigten mit lockrem Schwamm den Tisch. —
Telemachos vor allen Gästen lang
Erblickt den Fremden, wie er draußen steht.
Er saß im Kreis der Freier, düster, bang,
Weil seines Vaters Bild ihm durch die Seele geht:
„Wird er einst wieder kommen? und zerstreut
„Er dann die Freier? treibt er sie hinaus?
„Und wird er Herr seyn in dem eignen Haus
„Und hochgeachtet, wie in alter Zeit?“
Indeß er hier in solchem Sinnen weilt,
Sieht er Athene stehn und eilt
Mit einem Herz hinaus, das bitter grollte,
Weil an der Thüre lang der Fremde stehen sollte.
Er trat hinzu, faßt' ihm die Hand hernach,
Nahm ihm die ehrne Lanze ab und sprach:
„Es soll dir wohl bei uns ergehn! willkommen,
Mein werther Gast! und später laß mich hören,
Wenn du vorerst ein Mahl zu dir genommen,
Was deine Absicht ist und dein Begehren?“

*) Der Gedanke, den ältesten Roman der Welt dem großen deutschen Publikum durch die Form näher zu bringen, als bisher, ist ein glücklicher; aber die Ausführung hat, neben den allgemeinen, eigenthümliche Schwierigkeiten. Wir überlassen die Beurtheilung der vorliegenden Proben dem Geschmack der Leser. D. Red.

Er sprach's und ging voraus, sie hintendrein.
Im hohen Saale stellt er ihren Speer
In den geglätteten Behälter ein
(Dort waren von Odyß noch andre Lanzen mehr).
Zu einem Stuhle ward sie nun begleitet,
An welchem untenan ein Schemel stand;
Die schönste Decke lag darauf gebreitet;
Er selbst nahm seinen Platz zur linken Hand,
Bei Seite von des Freierhaufs Geschwärme:
„Es stört (so fürchtet er) den Fremden das Gelärme,
„Und wenn er hier die Unart ohne Zahl,
„Zu der er kam, erblickt, entleidet ihm das Mahl."
Auch hofft Telemachos, daß ihm der fremde Mann
Von seines Vaters Loos berichten kann. —
In goldner Kanne auf dem Silberbecken
Trug Wasser nun die Dienerin heran,
Die Hände drin zu waschen, nebenan
Beeilt sie sich, den glatten Tisch zu decken.
Zur Seite legte eine Jungfrau hold
Das Brod und sezte leckre Speisen vor,
Die Fleischestöpfe hielt beim Tragen hoch empor
Der Koch und brachte blank von Gold
Den Becher; hurtig ist ein Herold dann erschienen,
Mit edlem Weine zu bedienen.
Doch kam nun auch der trotz'ge Freierhauf;
Auf Stühl' und Polster sezten sich die Prasser,
Herolde brachten her das Händewasser,
Die Mägde thürmten Brod in Körben auf;
Da griffen sie nach all' dem edeln Mahl
Und Knaben füllten hoch zum Rande den Pokal.

2.

Telemachs Klage gegen Mentes.
(1. Buch.)

— — — — — — — —

Telemachos entgegnete sogleich:
„Weil du um alles dieses mich befragt,
So sey es offen dir, mein Gast, gesagt!
Dieß Haus — es könnte wohl begütert seyn und reich,
So lang im Volke jener Mann gelebt;
Doch anders hat der Himmel es beschlossen,
Auf meinen Vater alles ausgegossen,
Wovor ein menschlich Herz erbebt.
O, wär' er todt! Ich trau'rte nicht so sehr,
Wär' er im weiten Troerlande mir
Gefallen bei dem treuen Griechenheer,
Wär' er in Freundesarmen hier
Nach jenem Kampf verschieden; denn es hätte
Den Hügel hoch auf seiner Grabesstätte
Das trauernde Achäervolk erbaut,
Und mächt'gen Ruhm hätt' er dem Sohn gelassen.
Doch ohne Ehr' und Glanz sollt' er erblassen;
Er ist hinweg — und alles still — kein Laut —
Kein Laut von ihm; — verloren ist mein Glück,
Nur Jammer blieb und Klage mir zurück. —
Doch nicht allein nur dieses muß ich tragen;
Vernimm, welch andre Sorgen groß und schwer
Mir von den Göttern noch bereitet sind!
Die Herrn der Inseln ringsumher,
Samos, Dulichium, Zakynth,
Und vom Gebirge Ithakas, sie wagen
Um meine Mutter allesammt zu werben
Und mir das Gut von Grund aus zu verderben.
Die traur'ge Ehe darf sie nicht verwehren,
Ein Ziel zu setzen, wird ihr niemals glücken,
Und unterdeß geschieht's, daß sie mein Haus verzehren;
Sie reißen bald mich selber noch in Stücken."

3.

Penelopes Erscheinen im Saale bei den Freiern.
(1. Buch.)

Der Sänger sang daselbst; die Freier hörten
Rings um ihn her die edlen Lieder stille:
„Wie aus der Troer Feld die Griechen traurig kehrten;
„Denn dieses war Athenes Wille!"
Sein Lied hoch oben im Gemach vernahm
Penelope und dachte des Gemahles;
Sie stieg des Hauses Trepp' herab und kam
Zum hohen Eingang des geschmückten Saales;
Doch nicht allein, denn zwei der holden, schönen
Jungfrauen mußten sie dahin begleiten;
Die standen rechts und links zu ihren Seiten.
Sie hielt den Schleier vor und sprach mit Thränen:
„O Phemios, du hast ja andres viel
Von Göttern und von Menschen schon gepriesen
Mit deinem wundervollen Saitenspiel;
Drum setze dich und singe uns von diesen;
Die andern hören dich in stiller Ruh'
Und trinken schweigend ihren Wein dazu.
Nur dieses Lied — laß' es zu Ende seyn!
Es ist so traurig und es schmerzt mich immer
Bis tief in meiner Seele Grund hinein.
Ich bin ja stets nur düster, sehnsuchtsvoll;
Das Haupt, den Mann vergeß' ich eben nimmer,
Deß hoher Ruhm in Hellas weit erscholl."
Der Sohn versezt: „Warum doch lässest du
Nicht, wie er will, den Sänger uns berichten?
Der edle Sänger trägt die Schuld mit nichten;
Dem Himmel schreibe unser Elend zu.
Der Himmel ist es, Mutter! nach Gefallen
Ertheilet er das Loos den Menschen allen.
Drum wird mit Unrecht Phemios gescholten,
Wenn er das Mißgeschick der Griechen singt;
Am meisten hat zu jeder Zeit gegolten
Das, was noch neu und unbekannt uns klingt.

Drum, Mutter, fasse dich und hör' es an!
Odysseus ist ja nicht der einz'ge Mann,
Dem nie der Heimkunft süßer Tag erscheinet;
Noch mancher andre Kämpfer wird beweinet.
Doch, Mutter, gehe nun zum Saal hinaus
An dein Geschäft, zum Spinnen und zum Weben,
Damit du auch die Mägde sich bestreben
In dem Gemach bei ihrer Arbeit heiß'st.
Das Reden ist für Männer und zumeist
Für mich; denn ich — ich bin der Herr im Haus!"
Verwundert ob des Sohnes keckem Wort,
Das sie behielt, beschleunigte den Gang
Penelope nach dem Gemache fort,
Beweinte dann den lieben Gatten lang,
Bis Pallas spät, von Mitleid angeregt,
Den süßen Schlaf ihr auf die Wimpern legt.

E. Eyth.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Geschichte Blak-Hawks, des Legationsraths der sechs Nationen.

Durch die in meinem vorigen Briefe enthaltene Schilderung des Versteigerungswesens wurde mir die Geschichte eines Mannes in das Gedächtniß gerufen, welche zu merkwürdig ist, als daß ich sie Ihnen nicht erzählen sollte, zumal sich dabei Gelegenheit ergeben wird, Seitenblicke auf die verschiedensten Momente des amerikanischen Lebens zu werfen.

Ducamp ward es müde, das Palais-royal mit seinem schönen Lager von Gold- und Silberwaaren und feinen Bijouterien zu zieren; verdrießlich über den geringen Absatz, packte er seine Uhren, Ketten, Ringe und Steine zusammen, verließ Paris, wo er seit sechs Jahren etablirt war, und kam nach Newyork. Als er dem Handel hier eine Weile zugesehen und wahrgenommen hatte, daß ihm auch hier kein anderer Umsatz als durch Versteigerung übrig bleibe, so schloß er, erst die Kaufleute, welche die Waaren erstehen und in das Innere des Landes hineinbringen, werden den eigentlichen Gewinn daran haben, und dachte, das könne er selbst verdienen. Er trat also die große, mühselige Reise an. — Wenn man mit dem Dampfboot früh wegfährt, so ist man Abends in Philadelphia. Die Kommunikation ist so lebhaft, daß man meint, man befinde sich nur in einem andern Theil der Stadt, die man eben verlassen hat; denn man sieht ganz dieselben Menschen, hier wie dort, die Gebräuche sind unverändert, nur ist Alles noch schwerfälliger, langweiliger. — Ducamp verlor keine Zeit und eilte, nachdem er hier und in Baltimore fruchtlose Versuche gemacht hatte, in die Kongreßstadt.

Die hohen Personen der Regierung wohnen alle auf dem Capitolsplatze, der zum Glück gut gepflastert ist; denn es hatte gewaltig geregnet, weßwegen in den andern endlosen Straßen, wo die Häuser zu halben Meilen auseinander liegen, gar nicht durchzukommen war. Ducamp ging nun von Thüre zu Thüre und zeigte seine Waaren. Mit gnädigster, würdevoller Herablassung wurde Alles besehen, und in jedem Hause erhielt er das Versprechen, man werde ihn in Newyork bei Gelegenheit besuchen, weil es schon einmal so Sitte unter den hohen Leuten sey, Alles selbst in jener Stadt zu kaufen. Ducamp miethete ein Pferd, und versuchte reitend sich einen Weg durch die Moräste zu bahnen, um andere Kaufleute der großen Stadt aufzusuchen. Mit unendlicher Mühseligkeit reiste er so zwei Tage in Washington herum, ohne ein Geschäft zu Stande zu bringen; deßhalb suchte er das Gasthaus, wo er eingekehrt war, wieder auf. Er merkte bald, daß er sich verirrt habe, und ritt auf das nächste Haus zu, um sich den Weg zeigen zu lassen. Anstatt eine Auskunft zu erhalten, muß er hier auf hundert Fragen Antwort geben: woher er komme, wohin er gehe, was sein Geschäft sey u. dgl. Zuletzt sagt der Frager: „Reitet nach Westen," und schließt das Fenster. Ducamp ritt nach Westen bis zum ersten Haus und klopfte wieder am Fenster; hier mußte er das nämliche Examen bestehen, dann hieß es: „Ihr müßt nordwestwärts reiten." Als er die Neugierde eines dritten Hauseigenthümers befriedigt hatte, wurde er nach Südosten geschickt, und ein vierter, nicht minder wißbegieriger wies ihn ganz kurz nach Süden. Unterdessen ward es dunkel, das Pferd fing an, immer weicher und weicher aufzutreten und endlich sanft einzusinken, so daß bald nur dessen Kopf und des Reiters Schultern zur Oberwelt gehörten. Eine Nacht auf feuchtem amerikanischem Grunde zugebracht, ist der Tod, die Gefahr des völligen Versinkens war aber noch dringender. Ducamp schrie aus Leibeskräften, und schrie zwei volle Stunden, da ließ aus weiter Ferne ein Licht sich blicken und bewegte sich langsam auf ihn zu. In einiger Entfernung blieb es unbeweglich stehen: Ducamp schrie, als wenn er am Spieß steckte, und wirklich war ihm auch nicht viel besser. Endlich ließ sich eine menschliche Stimme im Negerdialekt hören: „Wer schreit da?" Ducamp bat um Hülfe und schilderte seine Lage. „Ich will es meinem Herrn sagen," erscholl die kräftige Stimme des Negers zum zweitenmal, während das Licht sich weiter und weiter entfernte und wieder verschwand. Hoffnung belebte den Muth des Abentheurers; zudem schien das Pferd wenigstens mit den Hinterfüßen festen Grund gefunden zu haben; es fing an, für Kälte und Hunger Gefühl zu bekommen, und aus der sumpfigen Mitte der Hauptstadt Amerikas schweifte seine Einbildung mit

Sehnsucht in die herrlichen Gallerien des Palais-royal, in Verto's trostreiche Restaurationssäle; doch war er gerade nicht böse, als das Herannahen mehrerer Lichter ihn aus diesen elysischen Träumen weckte, obgleich es ihn zum völligen Bewußtseyn der nicht sehr bequemen Gegenwart brachte. Indessen waren die Lichter ziemlich nahe heran gerückt, und beim Scheine von Laternen und brennenden Reisigbündeln wurden menschliche Gestalten sichtbar, die Bretter und Stangen schleppten. Aus dem Troß erhob sich eine Stimme: „Wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin? was ist Euer Geschäft?" Als diese Fragen beantwortet waren, gingen die Unterhandlungen an: „Was könnt Ihr für meine Mühe geben?" Als dieser Punkt im Reinen war, wurde ein kleiner Steg in den Sumpf geschlagen, der sich bis auf zwanzig Schritte unserm Reiter näherte. Nun warf man ihm einen Strick zu; den sollte er sich um den Leib binden, und so wollte man ihn an die Brücke ziehen. Auf einmal rief der Frager wieder: „Halt! also zwanzig Dollars?" — „Ja, ja! Um Gotteswillen, macht endlich vorwärts!" — „Gleich, gleich! Aber welche Sicherheit könnt Ihr geben?" — „O, so zieht mich nur heraus, und wenn ich Euch nicht zahle, so werft mich wieder hinein." — „Das wäre wider die Gesetze; eine Bürgschaft wäre am besten; kennt Ihr denn Niemanden in Washington?" Schon lange hatte Ducamp den ihm zugeworfenen Strick, dessen anderes Ende ein Neger auf der Brücke hielt, um sich befestigt. „Ach!" rief er voll Ungeduld, „wagt auch einmal etwas!" und ehe des Gebieters Stimme wieder erschallte, fühlte sich Ducamp, vom Roß gestreift, durch den Schlamm gezogen und von einem kräftigen schwarzen Arm am Stricke emporgehoben, indeß ein magerer, alter Gentleman ihm die brennende Fackel fast bis an die Nase hielt und mit forschenden Blicken und der schon wohlbekannten Stimme wieder fragte: „Habt Ihr vielleicht das Geld bei Euch?" Ducamp sprang auf und war in ein paar Sätzen über der Brücke auf festem Grund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Schicksale des Kapitän Roß.

Der Sommer war gleich unfreundlich; man hatte somit wenig Hoffnung, durchzukommen, und während der ganzen Jahrszeit arbeitete man sich auch kaum ein paar Meilen vorwärts. Im Oktober 1831 ward endlich das Schiff völlig in dem Hafen eingeschlossen, in dem es sich noch jezt befindet. Hier machten die Reisenden einen dritten, nicht minder strengen Winter, als den vorjährigen, durch. Da ihr Mundvorrath auf die Neige ging, blieb ihnen keine andere Wahl, als das Schiff im Stich zu lassen und sich über das Eis an die Stelle durchzuschlagen, wo die Vorräthe der Fury lagen. Die Entfernung betrug in gerader Linie 35 geogr. Meilen; aber durch die Umwege, zu welchen sie die Eisberge nöthigten, wurde der Weg um die Hälfte länger. Sie verließen demnach im Mai 1832 die Victory und gelangten nach unendlichen Anstrengungen endlich im Juli an das Gerippe der Fury. Auf dieser Reise mußten sie nicht allein ihre Vorräthe tragen, sondern auch ihre Kranken und Brennholz; denn sie hatten kein anderes Getränk, als geschmolzenen Schnee. Sie besserten die Schaluppen der Fury aus und versuchten damit weiter zu kommen; aber erst im September gelangten sie zu der Leopoldsinsel, in welcher sie nun bestimmt die nordöstliche Spize von Amerika erkannten.

Hier harrten sie in tödtlicher Angst des Aufgebens des Eises; aber vergeblich. Es bildete fortwährend eine feste, undurchdringliche Masse, quer über Lancasters Sund, und verstopfte das gewöhnliche Fahrwasser der Wallfischfänger, die somit nicht jenseits der Admiralitätsbucht vordringen konnten, woselbst mehrere bis zum 19ten September verweilten. Der Winter brach herein: unsern Abentheurern blieb nichts übrig, als noch einmal die strenge Jahreszeit in mit Schnee bedeckten Gezelten zuzubringen. Ihre Leiden erreichten jezt den höchsten Grad, weil es ihnen an Betten, an Kleidern und an thierischer Nahrung fehlte. Kapitän Roß versichert, nie werde es ihm gelingen, die Schrecken ihres Zustandes erschöpfend zu schildern, und kein Mensch werde glauben wollen, daß menschliche Wesen im Stande seyen, so furchtbares Elend so lange zu ertragen. Der Zimmermann starb und mehrere von der Mannschaft wurden so schwach, daß man sie nach der Battybay schaffen mußte, wo man die Schaluppen gelassen hatte.

Im Frühling und Sommer des gegenwärtigen Jahrs wurden die Hoffnungen der Reisenden neu belebt. Das Eis ging am 14ten August auf, und am selben Tage, wo Kapitän Humphry auf der Isabelle an Prinz Leopolds-Insel zu landen suchte, kamen sie daselbst an. Die Isabelle konnte nicht durch das Eis kommen und ward durch einen Sturm aus Nordost südwärts gegen Prinz-Regents Bucht hingetrieben. Die Mannschaft blieb auf der Leopolds-Insel, bis der Wind sich legte, bewerkstelligte sodann die Ueberfahrt, just als die Isabelle weiter unten war, ging nördlich vor diesem Fahrzeug vorbei, gelangte an die Südküste der Lancasterbai und war bereits fast an den Ausgang derselben gekommen, als die Isabelle sie endlich einholte. Vergeblich würde man die Gefühle der beiderseitigen Mannschaften im Augenblick ihrer Vereinigung zu schildern suchen. Nur wer in ähnlicher Lage gewesen ist, mag sich vorstellen, was die empfanden, welche die Hand der Vorsehung aus solchen Gefahren rettete, und die, welche die Vorsehung zu Werkzeugen ihrer Barmherzigkeit auserseben. Der Gesundheitszustand der Abentheurer war besser, als man erwarten konnte, und im jezigen Augenblick kann man sie als vollkommen hergestellt betrachten. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Isabelle, durch welche Kapitän Roß gerettet wurde, dasselbe Fahrzeug ist, das er vor seiner Expedition befehligte.

Diese Reise hat das sichere Resultat geliefert, daß sich tiefer als 74° nördlicher Breite keine Durchfahrt befindet. Das neu entdeckte Land ist größer als England; die Reisenden haben es Boothia genannt, einem Londoner Rathsmann zu Ehren, der im Jahr 1829 sehr viel für die Expedition gethan hat. Der wahre magnetische Pol wurde von ihnen gegen 70° 30' nördlicher Breite gesezt und daselbst die englische Flagge aufgepflanzt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. November 1833.

Ledig von Schranken,
Schweifet durch nah und fern,
Reisegedanken!

S. Schmit.

Reiseskizzen.

Erster Artikel.

Die Häuser Münchens waren noch alle vom frischen, kalten Morgenthau beschlagen, die beiden Rundthürme der Frauenkirche färbten sich noch kaum in ihren äußersten Spitzen mit dem Purpur des erwachenden Tages; aber keiner von meinen Freunden hatte die Zeit und mit ihr den Abschied und die lezten Grüße verschlafen, die sie mir an eine Geliebte oder einen Gönner oder an einen alten Oheim, den sie beerben wollten, auftrugen. Sie klopften an der Hausthür, ich warf ihnen den Schlüssel hinunter, ließ mich von Jedem noch an etwas erinnern, das ich hätte vergessen können, etwa meinen Bleistift zu spitzen, die Uhr aufzuziehen, oder eine Rechnung zu bezahlen, und eilte dann der schlagenden sechsten Stunde und dem Posthofe zu. Nur einer von meinen Bekannten fehlte. Er war aus Mecklenburg, aß gern Aale und saure Milch, und haßte die Rührungen. Er hatte sich den Abend vorher aus dem goldenen Hirsch gestohlen, weil ihm schon in der Unterhaltung die präludirenden Mollakkorde des nahen Abschiedes das Gesaite seiner metallenen Seele zerrissen. Wir lachten damals über ihn, der die Empfindung nur aus dem Grunde verdammte, weil er sie nicht ertragen konnte. Aber er hatte nicht Unrecht; den der Starke zeigt ja nicht darin seine Stärke, daß er die Schwäche besiegt, sondern darin, daß er ihr aus dem Wege geht.

Auf dem Posthofe standen der Eilwägen nicht einer, sondern mehrere. Wie leicht hätte ich in Ingolstadt an diesem Tage zu Mittag essen, oder in Regensburg schlafen können, da es doch in meinen Vorsätzen lag, das leztere in Salzburg zur Ausführung zu bringen? Mein gutes Geschick führte mich aber an den rechten Ort, und in wenig Augenblicken war ich auf dem Wege, eine der reizendsten Städte Deutschlands zu verlassen. Nach einander schwanden die lezten Grüße der Freunde, das Polizeihaus, der goldene Hahn, der Schrannenplatz mit seinen beiden Kanonen und dem häuserhohen heiligen Onuphrius, das Isarthor, um welches sie jezt eine Erneuerung in Gestalt eines Bettschirmes bauen, die neuen Brücken, mit dem Schweigerschen Volkstheater, die Kasernen, die Arbeitshäuser, die Besserungsanstalten und die Kirchhöfe. Der Tod, das Verbrechen und die Armuth ziehen ihre kalten Grenzen um die Sitze der Menschen. Dieß sind immer die lezten Stadien unserer Anstrengungen, unserer schiefen Lebenswege, unserer fehlgeschlagenen Hoffnungen. Der gestürzte Kapitalist findet sein Nachtlager in diesem Erkerstübchen der Vorstadt; seinen Hausgenossen, der ihm sein Weib und sein Vermögen stahl und Alles verdarb, sieht er drüben hinter einem eisernen

Gitter-Wolle kratzen, und es wird nicht lange währen, so tragen sie den reichen Mann, der die Häuser Beider ankaufte, hinaus auf jenen stillen, grünen Platz, den Garten des Todes.

Es ist ein heiliger Glaube, dem ich mit diesen ernsten Gedanken ein frommes Opfer bringen wollte. Die Alten begannen nichts, ohne die Zeichen zu befragen. Wenn ihr einen Tempel der Freude betretet, so hemmt auf einen Augenblick euern Schritt und gebt euch erst die Weihe, nach Gebräuchen, die ihr selbst erfinden möget. Les't die Ueberschrift des Tempels, oder tretet mit dem linken Fuße voran, oder laßt den rechten Arm fest am Leibe liegen, oder haltet alle drei Mal drei Stufen inne, oder berührt die erste Säule mit eurem kleinsten Finger, oder die lezte mit eurem größten — es gibt unzählige Formeln, in welche man einen und denselben Sinn hineinlegen kann. Wir sind den Göttern gerecht gewesen; unser Schuh paßte dem Druidenfuß vor der Schwelle! Lüftet die Kleider, laßt die Bänder des Huts im Winde flattern und tretet in Paare zusammen!

Wer mit dem Postwagen gereist ist, weiß, daß die Bekanntschaften erst auf der zweiten Station gemacht und auf der dritten für die ganze Reise befestigt werden. Einige Höflichkeiten machen den Eingang. Man bittet, sich des einen Mantelflügels zu bedienen, wenn es kühl ist, man drängt mit den Füßen und wird von dem Gegenüber gebeten, sich ganz nach seiner Bequemlichkeit einzurichten, die Tabaksbeutel werden losgeschnürt und die Herzen thauen an blauen narkotischen Dunstwolken auf. Diese Cigarrenbüchse hat ein Bäschen gestickt; man weiß also, daß der Herr ein Bäschen hat. Jene Uhr ist in Genf gekauft; man erräth also, daß der Besitzer einmal dort war. Man frägt nach dem Preise, aber du erfährst, daß sie der Herr an Zahlungsstatt für gegerbte Schaaffelle genommen hat. Nun ist dein Schluß sehr leicht: du hast entweder einen Weißgerber oder einen Lederhändler vor dir. Du gehst auf die Ideen ein, die ein Weißgerber haben kann, du sprichst von den Kalkbereitungen und kommst auf die Konjunkturen der Schaafpreise, und wie lange wird es dauern, so weißt du, daß er eine eigene Abtrocknungsmethode erfunden hat, daß seine Mutter im Kindbette gestorben ist, daß seine mittlere Schwester an heftigen Zahnschmerzen leidet, daß er in Bremen wohnt und einen Nachbar hat, der einen Taubenschlag besitzt, und daß er zu der Parthei gehört, die das Bestehende liebt? Da hast du deinen Weißgerber; und in einer Stunde wirst du noch die vier übrigen haben, die im Wagen sitzen, den Oekonomen, den geistlichen Rath, den Kommissionsreisenden in Mineralwassern und den hektischen Beamten, der um die Erlaubniß bat, sich neben diesen setzen zu dürfen, weil er in seiner Nähe einen Erfolg für seine Gesundheit zu spüren glaubt.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsezung.)

Ducamp trug ein Schmuckkästchen, in welchem er Probeartikel mit sich führte, bei sich, und daraus bezahlte er dem Gentleman die Arbeit seiner Sklaven; dem guten Neger aber, der die Unterhandlungen so schnell und glücklich auf seine eigene Gefahr abgebrochen hatte, ohne seines vorsichtigen Herrn Befehl abzuwarten, schenkte Ducamp eine Uhr, die der Gentleman aber sogleich dem Sklaven wieder abnahm, indem er sagte: „Ich will Dir das aufheben." Später hat Ducamp noch oft versichert, das Schrecklichste bei jener Begebenheit sey für ihn das gewesen, daß er die noch übrigen Stunden der Nacht bei diesem Ungeheuer zubringen und Zeuge seyn mußte, wie er mit eigener Hand den Neger peitschte, weil er, ohne seine Befehle abzuwarten, am Stricke gezogen hatte. — Endlich wurde es Tag, und für fünf Dollars ward er nun in seine Wohnung geschafft. Sein Wirth empfing ihn mit Bedauern — wegen des steckengebliebenen Pferds, versteht sich! und versicherte, es sey ein ächter Nachkomme des berühmten Racepferdes Barefoot, was er auch beschwören wolle, und folglich könne er nicht weniger als vierhundert Dollars dafür nehmen. Ducamp zahlte, weil es nicht anders ging, und eilte auf der Straße über die blauen Berge Cincinnati zu.

Der Leser erhält durch diese Abentheuer beiläufig den Beweis, daß der Plan und die Anlage von Washington wirklich erstaunlich großartig sind. In diesem Style wird aber hier Alles angelegt, und die Poststraße über die blauen Berge, wenn sie einmal vollendet ist, wird gewiß auch zu den Wundern der Welt gehören. Einstweilen aber vermag sie nur ein amerikanischer Kutscher zu finden und nur ein amerikanisches Postfuhrwerk ist darauf eingerichtet, die Hindernisse zu überwinden, die eine gigantische Natur entgegenstellt. Zu den kleinsten gehören die majestätischen Eichen, die zehn Generationen gesehen haben, die ein Moosmantel überzogen hatte, der bartförmig in langen Fäden von ihren hohen Zweigen herabhing bis zur Erde und ihr ehrwürdiges Alter bezeugt, und die umgehauen daliegen, um den Weg anzudeuten, aber quer über denselben zusammen gestürzt sind. Auf dieser Straße finden wir jezt unsern Reisenden in der Diligence und sehen, wie er von den blauen Bergen, unter immer wachsenden Schwierigkeiten, die Alleghanis übersteigt. Manchmal muß bivouakirt werden, doch erreicht der Wagen meistens am Abend das nächste Posthaus. Die Passagiere genießen da einer wohlverdienten Ruhe nach Landesbrauch, zu zwei in einem nicht gar zu breiten Bette, in der unabänderlichen Ordnung, wie sie sich im Wagen gegenüber gesessen

haben. Damen, wenn sie von der Parthie sind, werden mit der äußersten Delikatesse behandelt, und ist eine einzeln, so legt sich die Helferin des Hauses, d. i. die Magd, zu ihr, damit sie ja nicht allein sey. Oft, wenn die ankommenden Reisenden in ungerader Zahl sind, trifft einer oder der andere ein schon durchwärmtes Lager, welches bereits zur Hälfte besezt ist, oder umgekehrt, er bekommt unerwartet einen später Eingetroffenen, gänzlich Unbekannten zum Schlafkameraden; das sind Comforts, von denen man in dem alten Europa noch gar keinen Begriff hat. Erreicht man nach zehn Tagen die lezte Höhe des malerischen Gebirges, so breitet sich eine offene, wellenförmige Gegend vor dem Auge aus, und wie ein Silberfaden spielt der Ohio durch die üppigen Fluren und scheint durch tausend eigensinnige Krümmungen seinen Lauf in dieser anmuthigen Gegend verlängern zu wollen, als scheute er sich jezt schon, sein noch fernes Ziel zu erreichen, und in den trüben Fluthen des Mississippi und seinen traurigen, sumpfigen Waldufern zu verschwinden. An einem Punkt erblickt man auf dem Wasserspiegel wie einen angehauchten Fleck, der, je weiter man abwärts kommt, größer und dunkler wird; bald wird ein ungeheurer schwarzer Dampf daraus, der einem Vulkan zu entquellen scheint. Das ist Pittsburg. Wahrhaftig! ein betriebsames Städtchen! Von diesem Lärmen und Treiben, Hämmern und Prasseln, Poltern und Klopfen, von der unendlichen Regsamkeit kann man sich gar keine Vorstellung machen. Hört man viel, so sieht man dagegen wenig, und Alles nur wie durch eine schwarze Brille, denn man kann die Augen kaum öffnen, so dick liegt der beängstigende Qualm in den Straßen.

Diese kleine Reisebeschreibung gebe ich aus eigener, auf eigene Unkosten erworbenen Erfahrung hier gelegentlich mit. Ich will mich nunmehr beeilen, unsern armen Bijouteriehändler seiner Katastrophe zuzuführen und ihn zur Auktion nach Newyork zurückzubringen.

In Pittsburg wagte er es gar nicht, seine Kästchen zu öffnen, vielmehr sah er sich nach dem zunächst abgehenden Dampfboot um und fuhr noch am selben Tag den Ohio hinab nach Cincinnati. Erst vor zwölf Jahren ist diese große Stadt wie durch einen Zauberschlag aus der Erde herausgesprungen, und zählt schon jezt, nach amerikanischer Rechnungsweise, über vierzigtausend Einwohner, die in den schönsten Häusern wohnen sollen; die öffentlichen Gebäude sind prachtvoll, der Luxus übersteigt die Verfeinerung aller europäischen Hauptstädte: so sagt die patriotische Topographie, zu deren Würdigung wir schon früher einen Maaßstab gegeben haben. — Hier, hatte Ducamp gehört, könne er sein Glück machen, und er versuchte es. Er fand auch einige Kauflustige; allein von baarem Gelde ist in dieser Gegend, und schon von Pittsburg an, keine Rede mehr. Alles geht nur durch Tauschhandel. Man trug ihm Schweine, Schinken und geräuchertes Ochsenfleisch in Menge für seine Perlen, Ketten, Ringe und Uhren an. Ducamp schiffte also weiter den Ohio und dann den Mississippi hinab. Von allen den schönen Städten, die die amerikanischen Geographen an den Ufern dieses Stromes zeichnen, sah er keine; höchstens alle hundert Meilen die elende Hütte eines Holzfällers, der da unter Krokodillen lebt und den vorüberfahrenden Dampfschiffen Holz für andere Lebensbedürfnisse liefert. Zulezt kommt man bei dem unbedeutenden Städtchen Natchez vorbei. Daher sezte Ducamp seine Reise ungesäumt bis Neworleans fort.

(Die Fortsezung folgt.)

Am Ende der Reise.

Wandl' ich nun so nah' dem Ziele,
Möcht' ich's immer weiter rücken,
Mir in hundert Zwischenzeiten
Diese enge Frist zerstücken.

Wollt ihr nirgend stille stehen,
Niebefriedigte Gedanken?
Wollt in ungewissem Schwanken
Endlos in die Weite gehen?

Mögt in fernste Fernen treiben,
Jede wird euch nächste Nähe.
Schrank' ist Menschenloos und Segen,
Thöricht, sich dawider sträuben.

Denn ein unbegrenztes Streben
Kein beharrlich Gut erringt;
Stunde nimmt, was Stunde bringt,
Und die Stunde nimmt das Leben.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Wunderthäter. Weinlese.

Wir haben hier seit einiger Zeit eine Wunderthäterin. Nicht in unsern Mauern, die ohnehin, zum Glücke Dresdens, diesem neuerlich abgeben, aber doch in dem kaum drei Stunden entfernten Dorfe Somsdorf, wohin der größte Theil des Weges durch den reizenden Plauischen Grund sich zieht. Schon darum dürfen wir die Wunderfrau wohl mit Recht die Unsrige nennen, da von hier aus die zahlreichsten Wallfahrten zu ihr stattfinden. Hiesige Miethkutscher kündigen von Zeit zu Zeit im Anzeiger an, daß an dem und dem Tage jederzeit ein großer Wagen nach Somsdorf abgehe. Und dort selbst strömen unzählige Fahrende, Reiter und Fußgänger zusammen. Vom Bettler an, die mannigfachen Stufen der Stände und Verhältnisse hinauf, bis zu denen, die Fürstenhüte zu tragen berechtigt wären, wenn ihnen die Mode solches nicht untersagte, sucht eine gar beträchtliche Anzahl derer, deren irdisches Fahrzeug auf dem Meere des Lebens einen Leck bekommen hat, dasselbe von der Wunderthäterin in Somsdorf wieder flott machen zu lassen. Der Taube will durch sie zum Hörer, der Blinde wohl gar zum Seher und

der Lahme zum Tänzer umgestaltet seyn. Das dortige Gasthaus wimmelt von Fremden, alt und jung, nicht blos aus Dresden und der ganzen Somsdorfer Umgegend, sondern selbst von weit entfernten Ausländern, wie denn erst in voriger Woche unter andern Kranke aus Frankfurt, Berlin und Prag, wenn nicht ihr Heil, doch ihre Heilung von der nahe an fünfzig Jahr alten Stuhlmacherwittwe Schumann erwarteten. Theils die Frau vor dem Andrange des gemeinen und vornehmen Schwarms zu schützen, theils aber auch sonstigen Unfug zu verhüten, sind einige polizeiliche Wächter vor das Wunderhaus gestellt, welche nur den mit Erlaubnißscheinen Versehenen den Eintritt gestatten. Diese Scheine werden, auf Physikatszeugnisse, vom Dorfrichter ausgestellt und von 1 bis 100 numerirt, so daß die lezten 10 oder 20 Nummern an dem Tage, auf den sie lauten, aus Zeitmangel oft keinen Zutritt erlangen können. Zur Zeit der Mondesabnahme (während welcher allein die Wunderthäterin sich wirksam beweist) findet diese Einrichtung alle Tage statt. Troz derselben aber fehlt es nicht an Menschen aus allen Klassen, welche den ihnen zu langsamen Pfad der Ordnung auf heimlichen Schleichwegen zu umgehen suchen, und bald auf einer Leiter durch ein Fenster des obern Stockes, bald durch den Kuhstall in das Heiligthum Hygiäas ihre hier verbotenen Personen einzuschwärzen wissen. Das Mißlingen solcher Versuche hat man schon bisweilen mit Einwerfen der Fenster an der Frau zu rächen gesucht.

Das Vertrauen zu ihr ist offenbar noch im Zunehmen. Ihre Wunderkraft beruht sogar auf dem Erbrechte; denn ihre Mutter und Großmutter haben schon gelungene Heilversuche gemacht. Nach dem Urtheile der von Seiten der Regierung befragten Aerzte besizt die Wittwe Schumann in der That eine wirksame magnetische Kraft. Anfangs beschränkte sich ihr Heilverfahren meistens auf Kinder, mit der sogenannten englischen Krankheit behaftet oder an Epilepsie und Krämpfen leidend. Uebrigens heißt es, daß sie Jeden zurückweise, der nicht mit leztern, oder der Gicht, oder Nervenschwäche zu kämpfen hat. Unter vielen Kranken, auf welche ihre Methode sehr wohlthätig einwirkte, nennt man einen Kandidaten der Theologie aus Lauben, welcher, des Gebrauchs seiner Glieder gänzlich beraubt, unlängst völlig durch sie hergestellt wurde. Sie pflegt die Stellen, an denen der Gichtkranke leidet, nur leise mit den Fingerspitzen zu berühren. Nicht selten streicht sie die Kranken auch gar nicht, sondern beschränkt ihre Thätigkeit blos auf ein Auflegen ihrer beiden Hände auf die Hand des Leidenden, wenn auch dessen Leiden nicht den Siz in der Hand haben. Vielleicht geschieht sowohl das Unterlassen des Streichens, als dieses bloße Handauflegen zum Theil aus Besorgniß, durch größere Anstrengung noch mehr, als es ohnehin geschieht, entkräftet zu werden; denn die Schumann behauptet, in Folge des Streichens der Patienten eine fortdaurend stärkere Kraftabnahme zu empfinden. Darauf deutet auch die ungemeine Blässe ihres Gesichtes hin, das nur durch den eigenthümlichen Ausdruck ihrer dunkeln Augen Interesse erhält.

Mehrmals schon hat sie geäußert, daß sie sich ungleich besser befinden würde, wenn sie das Magnetisiren ganz aufgäbe. Allein sie halte es für einen vom Himmel ihr angewiesenen Beruf, bei dessen Ausübung sie weder auf ihre Gesundheit, noch auch auf die ihr zu Theil gewordenen Schmähungen der Unwissenheit, von der sie nicht selten für eine Schwarzkünstlerin gehalten werde, Rücksicht nehmen dürfe. Weit entfernt von allem wissentlichen Betruge, verbindet übrigens die Schumann mit ihrer Heilmethode abergläubische Formeln, welche sie unverständlich hermurmelt, und denen sie ohne Zweifel einen großen Theil des Erfolges beimißt. Dieser ist in der That nicht unbedeutend. Besonders verdanken ihr auch recht viele, in sehr unglücklichem Zustande ihr zugeführte Kinder theils völlige Heilung, theils Linderung ihrer Uebel.

Zuverlässig schlummern ähnliche magnetische Kräfte, wie solche von Sachkundigen der Schumann zugestanden werden, in vielen andern Menschen. Die Art, wie ein ziemlich in gleicher Weise, wie sie, bekannt gewordener Bürstenbinder in Meißen, Namens Meißner, von der in ihm wohnenden besondern Eigenschaft die erste Kenntniß erhielt, deutet klar hierauf hin. Im Jahr 1818 war es, wo seine an einer heftigen Gesichtsentzündung großen Schmerz leidende Mutter, keiner Regung fähig, im Bette liegend, ihn bat, ihr die Haube aus dem Gesichte zu rücken. Es geschieht; aber obschon Meißner aus Besorgniß, ihren Schmerz zu vermehren, die größte Behutsamkeit anwendet, ihr Gesicht nicht zu berühren, trifft seine Hand dennoch mit diesem zusammen. Und augenblicklich spürte die Kranke davon einige Erleichterung, und ersuchte ihn, beide Hände längere Zeit auf ihrem Gesichte zu lassen. Schon nach wenigen Stunden verlor sich ihr Schmerz, und ihre völlige Herstellung erfolgte bald darauf. Ohne diesen Zufall würde der noch immer sein Gewerbe fortreibende Bürstenbinder Meißner, von dem sehr viele an Gicht, Nervenschwäche u. s. w. Leidende, bei denen alle ärztlichen Mittel erfolglos blieben, glücklich geheilt worden, vielleicht niemals jene gewiß nicht unwichtige Naturgabe an sich wahrgenommen haben. Gleich der Schumann sind auch ihm dergleichen Kuren nur unter Vorwissen und Aufsicht von Aerzten erlaubt. Meißner steht noch im kräftigen Mannesalter und theilt mit seiner Kunst-, oder vielmehr Naturverwandten in Somsdorf den Ruf der rühmlichsten Uneigennüzigkeit.

Außer Meißner wirkte in Sachsen, gleichzeitig mit ihm, und wirkt vielleicht noch in derselben Art ein hochbejahrter Weber, Namens Uhlig, zu Frankenberg bei Chemniz. Auch seine unter ärztlicher Leitung erfolgten Kuren sind von sehr wohlthätigen Folgen gewesen. Er und Meißner haben jährliche Verzeichnisse derselben an die oberste Medizinalbehörde in Dresden einzureichen. Bis zum Somnambulismus werden übrigens diese Heilversuche in der Regel nicht getrieben. Nach Meißners Versicherung erzeugt sich in Fällen, wo sein Streichen Nuzen verspricht, in ihm und in dem Kranken das Gefühl, als folge der Schmerz der den leidenden Theil berührenden Hand und verschwinde sodann. Darauf pflege sich gemeiniglich ein starker Schweiß bei dem Patienten einzustellen, nach welchem schon eine merkliche Abnahme der Krankheit eintrete. Mehr als drei Kranke behauptet Meißner an Einem Tage nicht magnetisiren zu können. Sey es geschehen, so habe er es allezeit durch Erkranken seines eigenen Körpers büßen müssen.

Die Weinlese hat natürlich in der Güte das nicht geleistet, was die mit schöner Sommerwärme so freigebigen Monate Mai und Juni zuzusichern schienen. Doch ist der Most aus Bergen von einer vorzüglichen Lage wenigstens weit besser geworden, als man solchen später erwarten zu können glaubte. Der höchst freundliche September hat die Versündigungen des Juli und August an dem Rebstocke so viel als möglich ausgeglichen. Hätten ein paar starke Regentage nicht die bereits reifen Trauben zu sehr der Fäulniß entgegengeführt und der nächtliche Frost noch ein wenig länger zögern wollen, so würde die später hinauszurückende Weinlese ein noch günstigeres Resultat gewährt haben. In Hinsicht auf Quantität der Lese blieb nichts zu wünschen übrig. Seit langer Zeit ist die Thätigkeit der Böttcher nicht so nachdrücklich vom Himmel befördert worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. November 1833.

Ich bitt' euch, denkt, ihr rechtet mit dem Juden. —
Ihr mögt so gut das Härteste bestehn,
Als zu erweichen suchen — was wär' härter! —
Sein jüdisch Herz.

Shakespeare.
Der Kaufmann von Venedig.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wer in Neworleans leben will, der darf es nur im Winter versuchen; alle Sommer herrschen pestartige Fieber da, die zuweilen stärker als gewöhnlich wüthen, und dann nennt man es das gelbe Fieber; eigentlich ist es immer dasselbe Uebel, nur manchmal, wie nach einer Hauptschlacht, erschöpft. Alle Geschäfte müssen den Sommer über aufgegeben werden, und jeder zieht aufs Land, so weit vom Strome ab, als er kann, um eine minderschlechte Luft zu athmen, oder sich doch wenigstens dem allgemeinen Schlachtfelde zu entrücken. Die es vermögen, begeben sich auf die nahen Inseln. Die Reichen bringen alle den Sommer in Newyork und Philadelphia und deren Umgebung zu. Ducamp fand die Stadt leer, die meisten Häuser waren noch geschlossen, weil seine Reise schneller vor sich gegangen war, als er erwartet hatte. Wollte er nicht krank werden, so mußte er auf vier Wochen sich in ein Kosthaus aufs Land begeben. Nach dieser neuen Geduldsprobe kam er wieder in die Stadt und fing seine Geschäfte an. Um nur etwas Geld zu lösen, mußte er seine Preise bedeutend herabsetzen, und auf diese Weise erzielte er eine Einnahme, die seinen monatlichen Ausgaben gleich kam, was schon nicht unbedeutend war, da in Neworleans fast dreimal theurer zu leben ist, als in Nework. Dagegen ist man in Neworleans gesellschaftlicher und umgänglicher. Ducamp wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und seine neuen Freunde riethen ihm alle, nach Newyork zu gehen, seine Waaren versteigern zu lassen und etwas Anderes anzufangen. Gezwungen, den Umständen nachzugeben, befolgte er auch diesen Rath, schiffte sich nach Charlestown ein, machte noch einen Versuch, der nicht besser gelang, und kam endlich Anfangs Aprils wieder in Newyork an.

Das unvermeidliche Loos war gefallen: die Schmuckkästchen wanderten in Master Slims Magazin; der Tag der Auktion erschien. Ducamp hatte sein Gewerbe in seiner Vaterstadt Brüssel erlernt, in London vervollkommnet, in Paris geübt, er hatte nun in den Vereinigten Staaten eine schöne Erfahrung gesammelt, und es läßt sich denken, daß er bei dieser Gelegenheit alle seine Kenntnisse aufbot, um Betrügereien vorzubeugen. Seine Waaren standen alle in einem Fache beisammen, von dem er das eine Auge nie abwandte, während er mit dem andern allen Bewegungen der edlen Brüder Slim folgte. Verschiedene andere Gegenstände wurden vorgenommen, und anscheinend ging es dabei im Ganzen ziemlich ordentlich zu, wodurch er einigermaßen beruhigt wurde. Einmal sah er einen

Commis seine Schmuckkästchen ganz gemächlich eines nach dem andern von ihrem Platz nehmen und an einen andern stellen. Ducamp dachte: ah! nun kommen meine Sachen an die Reihe! er näherte sich dem geschäftigen Commis und fragte, ob nun die Bijouterien vorgenommen würden. Der Commis blinzelte mit den Augen, lächelte freundlich, wies mit dem Finger auf den Mund, als wolle er andeuten, die Handlung nicht zu stören, und gab mit dem Kopf ein Zeichen, das eben so gut Ja als irgend etwas anderes bedeuten konnte. Ducamp, der eine bestimmte Antwort brauchte, verstand Ja; da er aber noch immer keine Anstalt machen sah, so suchte er mit einem der Brüder Slim zu sprechen. Diese waren aber so beschäftigt, liefen so hastig durcheinander, machten so jämmerlichen Spaß, daß sie schwitzten — sie hatten durchaus nicht Zeit, Auskunft zu geben. Nachdem Ducamp noch ein paar Stunden zugesehen, verloren sich auf einmal die Leute, die Auktion war vorüber. Nun werde ich doch eine Antwort bekommen, dachte er. „Aber, mein Gott! sehen Sie denn nicht, wie beschäftigt wir sind! Wir müssen doch Alles in Ordnung bringen. Ein Haus, wie das unsere, dessen Geschäfte in die Millionen gehen, wird Ihnen doch auf 24 Stunden Beruhigung gewähren! Wollen Sie nicht gefälligst diesen Abend vorbei kommen?" das war Alles, was er von seinem Schicksal erfahren konnte. Am Abend aber war nur ein Schreiber im Magazin, der von gar nichts wußte und nur versicherte, daß Alles hier ganz sicher sey. Master Slim werde morgen Mittag wieder in sein Bureau kommen. Am folgenden Tage war Master Slim da; er gratulirte dem betroffenen Bijouteriehändler zu dem glücklichen Verkauf seiner Waaren und übergab ihm die Rechnung. Das war allerdings eine Ueberraschung, denn Ducamp hatte nicht bemerken können, daß nur ein Stück davon in Ausstreich gekommen wäre. Als er nun über ein so auffallendes Verfahren Aufklärung verlangte, da that man Anfangs, als wüßte man gar nicht, was er wolle, obgleich man bisher sein Englisch, das er nur mit etwas französischem Accent sprach, sehr gut verstanden hatte. Erbittert, brach er endlich los; da hieß es: „Was wollen Sie denn? Ihre Waaren sind ja gut verkauft; mehr als hundert Personen haben zugesehen und werden es alle eidlich bestätigen. Uebrigens sind die Käufer lauter höchst verehrungswürdige Gentlemen, meine hochgeachteten Freunde, und wenn Sie mit dem Verkauf nicht zufrieden sind, so werden diese galanten Herrn mir gewiß den Gefallen thun, Ihnen die Waaren um den Kaufpreis, nebst einer Entschädigung für Zeitversäumniß und zehn Procent für möglichen Gewinn, zurückzugeben, und meine Spesen, die habe ich Ihnen doch mit neun Procent in Allem sehr honett angeschlagen. Einen so kleinen Verlust können Sie leicht ertragen, und es ist überhaupt kein Gegenstand, um sich darüber zu streiten."

Ducamp war anderer Meinung, er wollte seine Waaren ordentlich versteigert, oder zurück haben, und ging vor Gericht. Dieses entschied nach dreimonatlicher Plakerei: die Anklage einer unrichtigen Auktion sey durch zu viele Zeugen widerlegt, mithin falsch, und verurtheilte den Kläger in die Gerichtskosten; dagegen stehe es ihm frei, vom Anerbieten der Gebrüder Slim noch Gebrauch zu machen und seine Waaren um den Verkaufspreis rc. wieder zu nehmen, so fern dieß thunlich sey. Die Käufer der Waaren waren aber auswärtige Kaufleute und beantworteten mit den artigsten Ausflüchten die Briefe, die man ihnen deßhalb schrieb. Man sieht hieraus, daß Ducamp dem Schicksal aller Auswanderer nach Amerika nicht entgangen war und bereits drei Viertheile seines Vermögens auf dem Opfertisch des jungen Landes erlegt hatte. Aber er war der Mann nicht, dieß geduldig zu tragen: er sann nun auf Repressalien.

Verfolgen wir seine Geschichte bis zu Ende, um zu zeigen, wohin Verzweiflung den Menschen führen kann, und zugleich, daß die Gesetze in Amerika nur den Armen streng richten, vom Reichen aber bestochen seyn wollen, und also in gewisser Hinsicht mit der Gesetzgebung des siebenten Jahrhunderts übereinstimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die merkwürdigsten unter meinen Reisegefährten vermag ich nicht besser zu bezeichnen, als wenn ich den Einen einen Thierveredler, den Andern einen Dichter, und den Dritten einen jungen Mann nenne, der gerne berühmt werden wollte. In der That waren auch alle drei nichts anderes. Der Erstere reiste, um bessere Thiere zu entdecken, die er auf schlechtere pfropfen könnte; der Zweite, um seine Sprache mit edlen Bildern zu bereichern, und der Dritte wußte eigentlich selbst nicht recht, was er wollte, außer, wie schon gesagt, berühmt werden. Es fand sich auch bald Gelegenheit, daß Jeder zeigte, wie es um sein Herz, seine Ansichten, seinen Appetit und seine Hoffnungen stand. Denn in Wasserburg, dem ersten größern Ort, den wir um Mittag erreichten, waren die Speisen so unschmackhaft, daß der Thierveredler nicht umhin konnte, folgende Bemerkungen laut werden zu lassen. „Die Fortschritte der neuern europäischen Civilisation," sagte dieser gründliche Kenner der bestialischen Welt, „scheinen hier im Innviertel noch keinen Eingang gefunden zu haben. Die Stimme unsers Jahrhunderts untersagt, dem Viehe das zu nehmen, was zur Geschichte

seiner innern Entwicklung die Hülfsquellen darbietet. Die Verfinsterung früherer Jahrhunderte nahm den Schaafen die Milch. Die Viehveredlung unserer Tage verbietet diesen Mißbrauch; aber es hält so schwer, ihn auszurotten, weil sich der falsche, leckere Geschmack, die Sucht nach fettem, demoralisirendem Kaffee, und die Begierde nach Schaafkäsen mit dem Aberglauben unzertrennlich verbunden hat. Ueber das Rindvieh herrscht dieselbe Klage. Sehen Sie diese ausgemilchten Kühe, diese schlaffen Euter, diese mattgewundenen Hörner! Hören Sie auf den Feldern diese heisern, schwindsüchtigen Stimmen des besagten Viehes, die aus trockenen Kehlen hervorzischen und mit der vollen, frischen Brust in gar keiner Verbindung mehr stehen! Das ist ein Anblick, der dem Menschenfreund nahe geht. Das große und kleine Vieh verliert alle Lebenskraft, der Stier ist ohne Feuer, während die Kuh hinschwindet und früh altert; der Schöps theilt die gleiche Empfindung, das Fleisch wird dünn, matt, fasernd, das Fell hölzern, hart und springt, die Wolle ist schmutzig, grau, kurz und verkauft sich nicht. Die Mehlspeisen ziehen die Milch aus dem Vieh und das Geld aus dem Lande."

Es war hohe Zeit, daß der Viehveredler aufhörte; denn der junge Mann, der gern berühmt werden wollte, mochte nicht leiden, daß einer zu lange das Wort führte. Auch hatte sich für ihn Stoff genug zum Reden gefunden, und zwar folgender. Die Reisegesellschaft stand im Begriff, das österreichische Gebiet zu betreten, und fand, daß die bayerische Polizey ihre Pässe nur bis Wasserburg gestellt hatte. Was blieb zu erwarten? Vor allen Dingen ein Kommissär, der die Pässe bis zur Grenze prolongirte. Nun fand sich aber keiner ein, und der Kondukteur behauptete, die Passagiere der königlichen Post seyen nicht gehalten, um die Polizey einen Schritt zu machen. Man beruhigte sich, bis auf den genannten jungen Mann, der seiner Seits einige Invektiven gegen die Paßerfindung nicht unterdrücken konnte. Unter Andern sagte er: „Wie seltsam spielt doch oft der Zufall! Der Tabak war einst verpönt, und jezt befördern ihn die Regierungen, weil er die Phantasie mit einschläferndem Nebel umzieht. Die Perrücken waren einst gottlos, und später kam ein unbeschornes Haupt in den Geruch des Atheismus. Die Pässe sind unleugbar eine Erfindung der französischen Revolution, und man frage die legitimste Regierung: ob sie deren Abschaffung wünsche? Ueberhaupt —" Ich ließ diesen Perioden im Stiche; denn der Kondukteur hatte der Gesellschaft einen kürzern und schönern Pfad versprochen, wo wir auf der hochgelegenen Landstraße früher als der Wagen ankämen und die Lage Wasserburgs betrachten könnten. Der Dichter drückte mir die Hand vor Freuden und schloß, als wir über die hölzerne Innbrücke gingen, die Augen fest zu, um den Anblick nachher desto unvorbereiteter genießen zu können. Wie willkommen mußte es ihm daher beim Steigen seyn, daß der Weg eng, vorsichtig zu betreten und steil war; denn er durfte jezt von ihm kein Auge verwenden. Als endlich der frische, von grünem Rasen duftende Hügel erstiegen war, lag Wasserburg in der reizendsten Aussicht, die sich weit den Lauf des Inn hinab erstreckte, vor uns. Auf der linken Seite der Stadt die üppigste Vegetation, auf der rechten die weißen, kalkigen Ufer des Inn, die den Fuß des Berges bildeten, auf welchem wir standen. Der Dichter war entzückt. Die Windungen des schlanken Inn ließen ihn von Gleichnissen überströmen. Er ahmte mit seinem Arme die Bewegungen des schönen Stromes nach, und als er auf die rechte Seite der Stadt gekommen war, beugte er, wie der Inn, seinen Arm ein, schlang ihn um meine Schulter und lispelte leise: „Die Stadt wird von dem Inn umschlungen, wie von dem Arm eines Liebenden."

Inzwischen traf der Wagen ein, nahm die Gesellschaft auf und führte sie auf einem schon ansehnlich erhöhten Plateau in schnellem Fluge weiter. Zur Rechten zog sich in blauer Ferne die Kette der bayerischen Hochgebirge hin, dieser lieblichen Alpen, die in ihrer Mannigfaltigkeit, mit ihren duftenden Thälern, schneeigen Bergesspitzen und fischreichen Seen den Ruhm geprieseneren Gegenden theilen dürfen. Die Augustsonne blieb noch immer lange genug am Himmel, daß wir noch einige lohnende Blicke auf die Berchtesgadener Höhen werfen durften, die uns am folgenden Morgen von Salzburg aus schon in einer andern Beleuchtung und von der entgegengesezten Seite begrüßen konnten. Nur der heutige schöne Tag berechtigte uns zu dieser Hoffnung; alle vorangegangenen waren regnerisch gewesen und hatten Spuren hinterlassen, die der Fortsetzung unserer Reise sehr im Wege standen. Hier war eine Brücke schadhaft, dort ein Damm durchbrochen. Wir waren genöthigt, die gewöhnliche Straße zu verlassen und höhere, aber namentlich für die Nacht gewissere Wege einzuschlagen. Wem das Lederkissen des Wagens nicht zu hart war, um darauf zu schlafen, wurde jeden Augenblick durch die Besorgnisse der Aengstlichen gestört. Man rief den Postillon an, nicht zu schlafen, man lehnte sich zum Wagen hinaus, um einen schmalen Weg zu messen, oder die Tiefe einer Furth zu untersuchen, durch welche wir fahren mußten. Der Thierveredler gewohnte sich aber bald an die Störungen; er schlief hörbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

Ein tragischer Fall. Komisches Personal des Burgtheaters.

Ein höchst betrübendes Ereigniß beschäftigt in diesem Augenblicke die geschäftigen Zungen der Wiener. Ein junger, hoffnungsvoller Mann hat sich aus Liebe zu einer Schauspielerin erschossen. Ein solcher Fall ist hier schon lange nicht vorgekommen. Um so mehr nimmt er das allgemeine Mitleid in Anspruch, und die übrigens höchst geschäzte Künstlerin mag bei diesem erschütternden Hintritt nicht wenig betheiligt seyn. Sie selbst nannte sich seine Braut, der Tag der Verlobung ward bereits besprochen; da fiel es ihr ein, dem Verlobten plözlich zu sagen, daß sie sich anders besonnen habe. Sie verweigerte ihm den fernern Zutritt in ihr Haus. Dieß konnte der Jüngling nicht überleben. Er schloß sich in sein Zimmer ein und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Merkwürdig ist der Brief an seinen Vater. Er bittet ihn rührend um Verzeihung und dankt ihm innig für unzählbare Wohlthaten. Er erklärt, da das Leben keine Reize mehr für ihn habe, so könne er zur Qual Anderer und seiner selbst nicht mehr umherwandeln. Er fleht, seinem Andenken nicht zu fluchen, klagt jedoch weder seine wetterwendische Geliebte, noch ihre gebrochenen Zusagen an. Im Gegentheil, er gedenkt ihrer noch durch ein Zeichen, das er ihr widmet, bittend, daß sie es ja nicht verschmähen möge. Es ist eine Brieftasche. Der Wiener Wiz, der nie müde wird, meint, wenn Banknoten darin enthalten wären, würde das Souvenir nicht verweigert werden. Nun fürchtet man, die Schauspielerin sey der Rache des Publikums verfallen. Das Hoftheater zögert, sie auftreten zu lassen. Es ist doch ein eigenes Geschick! Für eine tugendhafte Person wird sich nicht leicht ein Liebender, wenn er sie nicht besizen kann, erschießen; leichtsinnigen Geschöpfen widerfährt eine solche Opferung öfter. Schon in Stuttgart soll sich ein junger Mann wegen eben dieser Künstlerin entleibt haben. Wenn sie so fort macht, so rottet sie noch alle rechtlichen jungen Leute aus. Da können die Väter auf der Hut seyn.

Raupach war vor Kurzem in Wien, und die Hoftheaterdirektion ließ mehrere seiner Stücke aufführen. Ueber die Darstellung der „Schleichhändler“ äußerte er sich sehr vortheilhaft, wie er überhaupt den Schauspielern, welche im Burgtheater im Lustspiel beschäftigt werden, ein ungemessenes Lob ertheilte. Das Lustspiel ist nach seiner Meinung nirgends in Deutschland auf solcher Höhe, und Jeder wird ihm beipflichten, der nur eine Darstellung dieser Künstler gesehen. Ganz vorzüglich haben sich in lezterer Zeit Fichtner und Frau hervorgethan. Die Wahrheit, welche im Spiele dieses ausgezeichneten Paares liegt, ist von ungemeiner Wirkung. Da erinnert kein Zug an etwas Gemachtes, Berechnetes; da ist jede Miene reine Natur. Noch wirksamer, weil er höchst vielseitig ist, ist Fichtner; er ist in jeder neuen Rolle ein anderer Mensch: Gang, Ton, Haltung, Bewegung immer neu; Fichtner ist der erste Schauspieler in seinem Fache, so weit die deutsche Zunge reicht. Dazu kommt, daß die Natur viel, ja Alles für ihn gethan hat. Die Figur, die Gesichtszüge, das Organ, sie scheinen ein Ideal bezeichnen zu wollen, indeß die Züge seiner Frau etwas geistlos sind, das Spiel viel Manier zeigt, aber eine Manier, die man sich recht gern gefallen lassen kann. Eine eben so bedeutende Stüze des Lustspiels ist Löwe. Wer ihn als Garrick gesehen, hat das Vollendetste des mimischen Künstlers vor sich gehabt; Eins nur möge er sich abgewöhnen: das stets wiederkehrende Augenzudrücken, wenn er zärtlich ist. Unsere Rezensenten fühlen diesen Umstand ebenfalls, aber sie haben nicht den Muth, ihn zu rügen. Den Muth, bescheiden zu tadeln? werden Sie fragen. Ich wiederhole es. Kein Einziger hat die Kourage, am Hoftheater auch nur das Geringste zu rügen, selbst Witlauer nicht, der, wenn er von andern Bühnen spricht, noch am unbefangensten ist. Besonders übertreibt er seine Lobeserhebungen, wenn von seinem Herzensfreund Bauernfeld ein Stück gegeben wird; da ist Alles gediegen, sogar der „Zauberdracht,“ und doch gefallen Bauernfelds Lustspiele nur in Wien. Es ist höchst selten, daß anderwärts etwas von ihm anspricht. Die Sache geht ganz natürlich zu. Bauernfeld verschafft sich nie einen ordentlichen Plan. Ihm genügt es, ein paar Rollen den Lieblingen des Publikums anzupassen: Löwe als lustigen Sausewind, Herzfeld als diplomatischen Intrigant, Fichtner als treuherzigen Liebhaber, die Peche als gemüthliches Naturmädchen, die Müller als Kokette, die Fichtner als naive Plaudertasche, den Wilhelmi als gutmüthigen und den Costenoble als wunderlichen Alten hinzustellen, und die Pastete ist fertig. Als Sauce kommt noch ein Dialog dazu, der sich in Anspielungen und Wortspielen auf die Zeit gefällt; damit ist das Ding abgemacht, und die Wiener applaudiren. Schade um Bauernfelds Talent; allein er ist die Bequemlichkeit selbst. Nie wird er auch nur eine Scene wie Deinhardstein schreiben. Bei diesem ist Beruf zum Lustspieldichter; er schafft Charaktere, Situationen, bringt Wort- und Sachwiz; Deinhardstein erfindet Handlung, Verkettung, Spannung, Steigerung, und dennoch die Lösung so natürlich, so durch und durch motivirt.

Um wieder auf die Repräsentanten des feinen Lustspiels in Wien zu kommen, so müssen noch Costenoble, Wilhelmi, Laroche und Herzfeld erwähnt werden. Costenoble ist ganz vorzüglich. Er ist immer neu; obgleich durch ein sehr monotones Organ oft gefährdet, ersezt er dieß hinlänglich durch ein reich nüanzirtes Spiel, und noch ist er nicht ein einziges Mal aufgetreten, ohne seiner Rolle einen eigenthümlichen Reiz verliehen zu haben. Er ist als Hild eben so eminent, als Löwe in dem Charakter Garricks; er ist der Schuzgeist des „Liebesprotokolls,“ er ist der beste Shylok, der je auf der Bühne gesehen worden, seine bornirten Alten sind Meisterstücke, seine heftigen Väter, seine zänkischen und mürrischen Polterer sind in dieser Gestaltung noch nicht vorgeführt worden; er ist mit einem Worte der Iffland der Wiener Hofbühne. Wilhelmi hat, so zu sagen, nur ein Fach; es ist das der heitern und gutmüthigen Greise; aber er ist klassisch darin. Er besizt ein Organ, mit dem er Alles machen kann; seine Mimik ist ungemein beredt. Auch einige Anstandsrollen im Lustspiel werden durch ihn gut gegeben. Laroche, vom Weimarer Hoftheater, fängt an, sich sehr zu heben. Er hat neulich den alten Klingsberg mit vielem Erfolge gespielt. Aber er war so wenig ein Graf Klingsberg, als Herzfeld einer in der Rolle seines Sohnes. Sie holten beide ihren Adel aus reichen Bankiershäusern. Madame Löwe gab die Gräfin: da zeigte sich Noblesse. Man fühlte deutlich den Unterschied. Außerdem sind noch die Damen Peche, Müllner, Fichtner und Anschüz die Zierden dieses Vereins. Sie haben zwar alle vier eine bestimmte Form für ihre Leistungen; diese Form oder Norm ist jedoch allerliebst. Ich kenne alle deutschen Hoftheater, aber keines hat ein ähnliches Vierkleeblatt aufzuweisen. Noch ein fünftes reift dieser Bühne an der noch sehr jungen Demoiselle Reichel heran. In ein paar Jahren dürfte das Hoftheater auf diese schöne Knospe stolz werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. November 1833.

So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Lokal.

Goethe.

Prolog

zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Nürnberg, am 1sten Oktober 1833.

Gedichtet
von
Eduard von Schenk.

Als noch auf uralt kaiserlichem Throne
Das deutsche Reich in stolzer Hoheit saß,
Lang trotzend äußerm Angriff, fremdem Hohne,
Bis es zerfiel durch innern Zwist und Haß,
Da funkelt' in der reichen Städtekrone,
Die um sein hehres Haupt sich thürmend maß,
Ein schöner Edelstein, der jezt noch immer
In Bayerns Krone strahlt mit hellem Schimmer.

Und dieß Juwel war Nürnberg. Jede Tugend
Ausübend still in seinem engen Schoos,
Des Alters Weisheit und das Feu'r der Jugend,
Des Schaffens höchste Kraft, des Handels Loos,
Kriegsruhm und Bürgersinn zusammenfugend,
Im Wissen tüchtig und im Können groß,
War diese schöne Stadt, durch manch Jahrhundert,
Geliebt von Kaisern und vom Reich bewundert.

Gleichwie der Springquell seine Wasserstrahlen
Nach allen Seiten in die Höhe schießt
Und, wenn der Sonne Funken ihn durchmalen,
Vom reinsten Farbenzauber überfließt
Und Regen von Demanten und Opalen
Rings auf die Blumenbeete niedergießt,
So strömten auch der Künste holde Gaben
Aus dieser Stadt, das Land damit zu laben.

Von der erhabnen Wissenschaft der Sterne
Bis zu der Kunst, die sich in's Kleinste prägt,
Das Schön' und Nützliche, das Nah' und Ferne
Ward hier mit gleichem Sinn und Glück gepflegt,
Und jede Kunst stieg auf aus eignem Kerne,
Der, langsam wohl, doch sicher Früchte trägt,
Ja, selbst die strengste Form der Handwerksgilden
Gab fest're Kraft dem Malen, Dichten, Bilden.

Von allen Künsten aber schwang die hohe
Architektur am höchsten sich empor.
Entzündet von der Andacht heil'ger Lohe,
Rief wundersame Tempel sie hervor,
Wo in die reichste Pflanzenwelt das rohe
Gestein sich ringsum auflöst bis zum Chor,
Wo schlingend Laubwerk und durchbrochne Rosen
Die Thürme, Pfeiler, Wölbungen umkosen.

Fest, wie ein Fels, hat an der Mauer Grenzen
Die alte Burg der Kaiser sich erbaut,
Die, oft bewohnt, schon seit viel hundert Lenzen,
Dann lang verwaist, auf Nürnberg niederschaut,
Jüngst aber ward geschmückt mit frischen Kränzen
Und neu durchklungen von des Jubels Laut,
Zu der empor dem König, wenn es tagte,
Ein Heer von Wimpeln frohen Morgen sagte. —

Auch dem Gesetzvollstrecker, dem Senate,
Ward zweimal aufgeführt ein würdig Haus.
Weisheit und Freiheit saßen dort zu Rathe,
Sie sind noch dort, sie wandern nie hinaus.
Auch baut' im kleinen, aber reichen Staate
Gar mancher Bürger sich ein fürstlich Haus,
Ja, selbst den öffentlichen Schatz der Quellen
Ließ hier die Kunst aus schönen Brunnen schwellen.

Ach! eines Tempels müßt' allein entbehren
Der Bühne sinnvoll, weltbedeutend Spiel.
Als längst Thalia schon in heitern Lehren,
Nicht mehr in niedrer Posse sich gefiel,
Als schon Melpomene zu edeln Zähren
Begeisterte der Deutschen Hochgefühl,
Erato's Töne rings auf reichgeschmückten,
Glanzvollen Bühnen jedes Ohr entzückten,

Blieb hier, mit arm unwürdiger Beschränkung,
Die Muse in ein Bretterhaus gebannt. —
Doch still davon! — Verschwunden ist die Kränkung,
Die Muse prangt in frohem Festgewand.
Ein Haus bezieht sie, das durch weise Lenkung
Als schön geformter Tempel ihr erstand,
Verklärt, erneut ist Alles — nur die lieben,
Die treuen Freunde sind ihr noch geblieben.

O bleibt ihr immer! — Laßt euch oft umhellen
Von diesen Räumen, unser Spiel zu schau'n.
Vom Eifer glüh'n wir, würdig darzustellen,
Was Musen unsern Händen anvertrau'n,
Und wie des Lebens stets bewegte Wellen
Bald Sonne spiegeln, bald im Sturm ergrau'n,
So wechsle hier auch Scherz mit ernster Trauer
Und tiefes Leid mit süßer Wonne Schauer.

Mit mächt'gem Schritte soll der britt'sche Riese
Als Vorbild über diese Bühne gehn,
Mit Blüthen, wie gepflückt im Paradiese,
Die Anmuth Calderons euch hold umwehn,
Mild, kräftig, weltumfassender, wie diese,
Soll Goethes Genius vor euch erstehn,
Lessing soll des Verstandes sich bemeistern,
Und Schillers Hoheit glühend euch begeistern.

Auch Tonkunst soll die Schwingen oft erheben;
Sie macht das Herz von bangen Sorgen los.
Mit ew'ger Jugendkraft wird euch umschweben
Mozart, der göttliche, so zart als groß,
Ein Netz des Wohllauts Weber um euch weben,
Und Winter, unsres Vaterlandes Schooß
Entsteigend, seiner Töne Lenz euch bringen,
Und auch des Auslands Melodie erklingen.

Und kehrt zu uns der edle König wieder,
Den selbst der Dichtkunst Lorbeer eingeweiht,
Und steigt mit Ihm die Königin hernieder,
Die gern ihr Ohr dem Spiel der Musen leiht:
So grüßen auch des Volkes frohe Lieder,
Der schönste Wohlklang in bewegter Zeit,
Das Herrscherpaar in diesem Raum, auf's Neue
Ihm zu bewähren Nürnberg's Lieb' und Treue.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der Bijouteriehändler führte nun das Leben eines Privatgentlemans von hohem Stande. Er miethete sich im vornehmsten Kosthaus ein, umlagerte seinen Schreibtisch mit Folianten, ließ zuweilen eine halbe Spalte in der Zeitung mit seinen Betrachtungen über Amerika füllen, wobei er kommerzielle und finanzielle Punkte berührte, und die auf große Plane schließen ließen, schmeichelte in Allem der Nation; und diese Ausbrüche des bittersten Hohns galten für baare Münze, und der Lobredner für einen Gelehrten, was er dadurch vollends außer Zweifel setzte, daß er sich immer schwarz trug. Nun hieß er Doktor Ducamp, Esquire; er suchte Prediger unter dem Vorwande wissenschaftlicher Besprechung auf, und durch die Bewunderung, die er ihnen zollte, gewann er die ihrige; kurz, er ließ sich keine Mühe verdrießen, um einen Ruf zu gewinnen.

Eines Tages ging er zu einem Geistlichen und bat ihn um seine Ansicht über einen umfassenden merkantilischen Plan. Die Kombinationen waren so tief gedacht, so verwickelt, die Resultate so ungeheuer, daß dem Geistlichen Hören und Sehen verging. „Ich muß gestehen," sagte er, „obgleich ich einige Jahre Schreiber in der Marble Bank war, kann ich Ihren Plan nicht ganz fassen, weil ich schon seit langen Jahren ein Gottesgelehrter geworden bin. Indessen meinem Schwager, der Vicepräsident vom pensylvanischen Lohay-Kohlenmienen-Filialhof in Newyork ist, dem schlägt es gerade in sein Fach. Ich will ihm Ihren Plan zu lesen geben; er dürfte geneigt seyn, der Sache selbst beizutreten, denn seitdem die verdammte Lakawannakompagnie auch Kohlen herschickt, ist kaum mehr eine Lumperei beim Geschäft zu verdienen." —

„Ach nein," erwiderte der neue Doktor, „es ist nur so eine Idee von mir, es bleibt unter uns;" und indem er seinen Aufsatz gleichgültig in die Tasche schob, fügte er hinzu: „Ohne mündliche Erläuterungen von meiner Seite wäre doch nichts damit anzufangen." — „Wollten Sie nicht so gütig seyn, meinen Schwager mit einem Besuche zu beehren?" fragte der Prediger. „Recht gerne, einmal bei Gelegenheit," erwiderte Ducamp; „doch dieser Tage habe ich viel zu thun. Ein Freund in Baltimore, der ausgebreitete Geschäfte im baltischen Meere treibt, hat mir ein Projekt zur Begutachtung zugeschickt, und das muß ich vor Allem erledigen. Ich hoffe ihm dabei durch meine vielen Freunde in jenen Seehäfen recht nützlich werden zu können, diesem braven, würdigen Amerikaner; es ist ein hochverehrlicher Gentleman. — Leben Sie wohl, reverender Doktor!" Mit diesen Worten ließ er den gelehrten Reverenden ganz verblüfft stehen.

Nach einiger Zeit erhielt Ducamp eine Einladung zum Thee bei dem Vicepräsidenten des Kohlenhofes, und ward in die glänzende Versammlung durch den reverenden Doktor eingeführt. Nun war der Weg gebahnt und alle Hindernisse, die dem Fremden das Eindringen in die Gesellschaft fast unmöglich machen, verschwanden. Täglich mehrten sich seine Bekanntschaften, deren Vertrauen er durch List und Suada zu gewinnen wußte. Nach und nach erhielt er überall freien Zutritt; er besuchte die Kaufleute in ihren Comptoirs, wo er zuweilen seinen Rath ertheilte und Neuigkeiten hin und her trug. Nun schritt er allgemach zur Ausführung seiner Plane; er verband sich mit einigen berüchtigten Gaunern, und wenn er bemerkte, daß an einem Tage bei einem Kaufmann ein beträchtlicher Vorrath von Geld über Nacht im Comptoir blieb, so war die Kasse am andern Tage verschwunden.

Solche Gelegenheiten mußten genau abgelauert werden, weil jedes Haus, jede Familie ihren ganzen Geldvorrath, und wären es auch nur zehen Dollars, in irgend eine Bank deponirt. Es gehört daher sogar zum Ton eines Mannes von hohem Stande, nur mit Anweisungen auf die Bank zu bezahlen, wozu man eigene gedruckte Zettel hat, Cheeks genannt, auf denen man nur die Summe ausfüllt und unterschreibt. Indessen tritt doch oft der Fall ein, daß Kaufleute Geld über Nacht behalten müssen, weil die Bank nur bis zwei Uhr zahlt und bis vier Uhr Geld annimmt. Die genaue Lokalkenntniß und die Gewandtheit, womit er sich durch Wachsabdrücke Nachschlüssel zu verschaffen wußte, begünstigten seine Unternehmungen, und weil ihn nie der geringste Verdacht traf, so wuchs seine Dreistigkeit ins Unglaubliche. Er beschränkte seine Künste nicht mehr auf Geld, sondern griff auch Waaren an.

Einstens, als er eben in einem solchen Geschäfte begriffen war, welches durch zufällige Umstände bis gegen Tagesanbruch sich verzögert hatte, hörte er auf einmal an der Thüre eines Gewölbes, in welches er eingedrungen, Lärm; schnell ergriff er ein Kästchen, packte es voll, schob es zum Fenster hinaus, wo seine Gehülfen es ihm abnahmen, schlüpfte nach und entkam glücklich. Doch kaum hatte er um die erste Straßenecke bei Park-row gebogen, da begegnete ihm der Wächter, der ihn kannte und ihm einen guten Morgen wünschte. Ducamp eilte nach Hause, wohin seine Spießgesellen die Beute bereits auf einem andern Wege gebracht hatten. Um zehn Uhr früh kamen zwei Konstabler und verlangten zu visitiren. Sie entschuldigten sich höflich, daß die Angabe des Wächters, der ihn zu ungewöhnlicher Zeit ganz bestäubt in der Gegend, wo eingebrochen worden, gesehen haben wolle, sich aber gewiß geirrt habe, diese Maaßregel veranlasse. Ducamp widersezte sich; es wurde Gewalt gebraucht, die gestohlenen Sachen gefunden, und der gelehrte Mann, das Orakel der Stadt, ward in den Tower gebracht. Bei der Untersuchung konnte aber nur dieser lezte Diebstahl zur Sprache kommen; von den frühern war jede Spur verschwunden, die einen gesetzlichen Angriff auf Ducamp zulässig gemacht hätte, und er hatte von seinen Expeditionen, troz des ungeheuren Aufwands, den er seit einem Jahre machte, ein Sümmchen bei Seite gebracht, welches ihn jezt retten mußte.

Unter seinen neuen Unglücksgefährten fand unser Gefangener einen Mann, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein gefälliges Aeußere, ein Benehmen, welches nur in der guten Gesellschaft gewonnen wird, Ergebenheit in ein unverdientes Schicksal waren Eigenschaften, die den Unglücklichen an diesem Orte auffallend genug machten. Er war fast auf eine halbe Lebenszeit zu Kerker und Zwangsarbeit verurtheilt, wegen Verbrechen, die er nie begangen hatte. Diese Zwangsarbeit ist auch etwas ganz Eigenes. Hinter dem Tower in Newyork stand ein rundes Gebäude, in welchem sich eine Art Tretmühle befand. Die Sträflinge wurden nach Maaßgabe ihrer Schuld alle Tage eine gewisse Zeit dahin gebracht, eingespannt und dann der Mechanismus in Bewegung gesezt. Damit war jeder Sträfling in die Nothwendigkeit versezt, aus Leibeskräften anzuziehen und im Kreise herumzulaufen. Zugleich ragte aus dem Centrum der Maschine ein hölzerner Arm heraus, der einen Prügel hielt, und so wie ein Arbeiter ermattete, oder nur im Geringsten an Eifer nachließ, regnete es Schläge. Es sind noch nicht zwei Jahre, seit die Gesetzgebung diese unsinnige Strafe aufgehoben hat. Das Gebäude und die Maschine stehen noch hier im besten Stand und können täglich gesehen werden. So schreitet man auch in Amerika vorwärts, troz dem größten aller Hindernisse, dem alle Begriffe übersteigenden Wahne, daß Alles auf's Beste sey; so ist denn auch zu hoffen, ja nicht zu zweifeln, daß auch andere gesellschaftliche Verhältnisse sich nach

und nach bessern werden. Daß hochherzige Patrioten daran mit eben so viel Kraft, als Klugheit arbeiten, ist bekannt; aber wer hieher kommt und das Schöne, das Vortreffliche schon zu finden glaubt, der wird den Wahn, der sich über die Meere hinüber verbreitet, in der alten Welt widerhallt und so Viele dort ergriffen hat, durch schmerzliche Erfahrung büßen.

In dieser Strafmechanik also mußte sich der arme James, wie er hieß, täglich vier Stunden im eigentlichsten Sinne des Wortes selbst herumtreiben. Ein berüchtigter Gauner, der mit ihm die unglücklichste Aehnlichkeit hatte, nur daß des wirklichen Verbrechers Haare roth waren, hatte eine Menge Spitzbübereien verübt und dazu die Maske jenes Mannes angenommen, sich die Haare gefärbt und die Kleider ganz nach dessen Schnitt und Farbe richten lassen. So kam es, daß der Unschuldige eines Tages wegen Ausgabe falscher Banknoten und anderer Verbrechen festgenommen wurde. Alle seine Freunde, der Gerichtshof selbst waren von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, aber mehr als zwanzig Zeugen beschworen, sie erkennen ihn und er sey der Thäter; das Gesetz mußte also in Anwendung kommen und das Urtheil erfolgte. Nach vielen Jahren wurde der eigentliche Verbrecher wegen neuer Missethaten verhaftet und auch in den Tower gebracht. Hier fand er nun sein zweites Ich und spielte seine Rolle weiter. Wenn der Gefangenwärter ihn rief, so rührte er sich nicht, wurde James, der ältere Gefangene gerufen, so meldeten sich beide.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

(Fortsetzung.)

Das Trauerspiel des Burgtheaters. Die Oper.

Noch sind Mad. Koberwein und Herr Wothe am Hoftheater zu nennen. Es sind zwar zwei Personen, die gerne übertreiben; aber sie thun es mit Geschick, und wenn etwas derb in den Vordergrund treten soll, so kann ein deutscher Theaterdichter auf diese Talente rechnen. Herr Wothe extemporirt zuweilen und ist damit nicht sehr ängstlich. Stücke, deren Handlung z. B. in Berlin vorgeht, müssen es sich gefallen lassen, mit Wiener Lokalspässen verbrämt zu werden. Derlei ist unverantwortlich und schadet der Sache, aber Herr Wothe gewinnt dabei, denn er hat die Lacher auf seiner Seite.

Das Trauerspiel des Burgtheaters zählt noch einige Lücken. Vor Allen fehlt eine tragische Mutter, ein Bösewicht, ein Vater; auch die erste Heldin ist noch nicht ganz besezt. Die Gley wird lange noch ein fühlbarer Verlust bleiben. Schon schwingt sich die Fournier bedeutend empor, aber noch ist das Publikum mit ihr nicht ganz einverstanden. Raupach könnte ihr beistehen; sie braucht neue Rollen, bei welchen die Vergleichungen wegfallen. Er würde kein gewagtes Spiel haben, denn die Fournier besizt ein reiches Talent.

Vor wenigen Wochen wurde ein neues Trauerspiel hier gegeben: „Die Pest in Leon." Der Verfasser ist ein junger Arzt. Für Medizіner schien er auch geschrieben zu haben: sein Stück behandelt ein Thema aus dem Spital. Die Zuschauer entsezten sich gewissermaßen; nur eine Schröder hätte in der Hauptrolle den Dichter retten können; Madame Lange aber war ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Wirksamer würde Demoiselle Fournier gewesen seyn. Diese Mutter kann recht gut durch eine mehr jugendliche Schauspielerin gegeben werden. Man sagt, der Verfasser habe sich diese Besetzung ausgebeten. Schon hieraus wäre zu entnehmen, daß er mit dem Theater noch nicht recht vertraut ist; aber er hat die Sprache in seiner Gewalt, er ist Dichter, das läßt sich nicht verkennen. Sein Versuch wurde augenscheinlich nur gegeben, ihn aufzumuntern.

Das Kärntnerthortheater, die Opernbühne, beginnt in diesem Augenblicke eine sehr günstige Periode. „Robert der Teufel" macht unerhörtes Glück; in Wien beinahe so viel, als in Paris. Nachdem das Stück in dem kleinen Josephstädter-Theater mit ungeheurem Erfolg gegeben worden, sezte es Düpont mit allem möglichen Aufwand in die Scene. Er bemerkte mit Umsicht die Gebrechen, welche sich das Vorstadttheater bei der Aufführung dieses gigantischen Werkes zu Schulden kommen ließ; er vermied alle ausgesprochenen Rügen; er besezte die Hauptrolle, welche in der Josephstadt zur Nebenrolle wurde, durch Breiting, und fand so ganz den rechten Mann an diesem musikalischen Koloß, daß er ihm mit Recht die ganze Last vertrauen konnte. Staudigl war Bertram; auch dieser — die Wiener mögen sagen, was sie wollen — ist besser als Pöck, der in der Vorstadt singt. Es ist keine Kunst, auf einem Schachteltheater mit der Stimme auszureichen. Staudigl dringt auf dem großen Kärntnerthor-Theater durch, und was sein Spiel betrifft, so ist es weit gediegener, als das seines Vorgängers, der da wähnt, er habe den Teufel kopirt, wenn er ein paar Gesichter schneidet. Eine treffliche Alice ist Mad. Ernst. Diese Frau ist eine höchst merkwürdige Erscheinung. Je öfter sie singt, je kräftiger wird sie. Auch ihr Spiel — und ohne Spiel läßt sich kein Hauptpart in dieser Oper denken — ist meisterhaft. Obgleich von der Natur etwas stiefmütterlich behandelt, weiß sie doch stets anziehend zu seyn, und ihr Gesang übt eine solche Macht aus, daß sie wohl kein Hörer ohne Rührung vernehmen wird. Die Prinzessin wird durch Demois. Löwe gegeben. Die höchste Anmuth, der feinste Anstand, die edelste Darstellung zeichnen ihre Produktion aus, und eine Gestalt besizt die junge Sängerin, als ob Aglaja an ihrer Wiege geweilt hätte. Ich sah sie unter andern auch als Prinzessin von Navarra im Johann von Paris: sie ist eine geborne Prinzessin. Ein schöneres Schauspielertalent habe ich seit der Sontag noch nicht unter den Sängerinnen wahrgenommen. Dabei befriedigt sie vollkommen im Gesange, und sie zeigt in der That eisernen Fleiß und tiefes Studium. Ihre Stimme wird sicher an Metall und Kraft gewinnen, wenn sie älter wird. Herr Düpont mag auf seiner Hut seyn, daß ihm diese liebliche Blüthe nicht auf fremden Boden versezt wird. Von ergreifender Wirkung sind die Chöre in dieser Oper. Der Männer- und der Frauenchor des Kärntnerthor-Theaters haben fast europäischen Ruf; eben so das Orchester. Der Effekt des Frauenchors ist in Mayerbeers Oper hier so groß, daß der Applaus und Enthusiasmus der Zuhörer jedesmal in einen wahren Sturm ausbricht. Herr Düpont könnte große Summen gewinnen, wenn er mit der ganzen Gesellschaft, die in seinem Robert singt, nach Paris und London reisen möchte. Man würde den Deutschen eine Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sich bei dem Franzosen (Herrn Düpont) in Reichthum verwandeln würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. November 1833.

> Sey mir gegrüßet, heilig Doppelzeichen,
> Das ich, trotz diesem Wirbelsturm der Jahre,
> In heiterm Stolz und leuchtender gewahre!
>
> Th. Körner.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Das Zauberwort, welches auf die Schläfer mächtiger wirkte, als eine zerbrochene Achse, war die österreichische Grenze. Die kommende Mauth gab den Gedanken eine andere, und allen dieselbe Richtung. Man fing an, die Gegenstände nach der Reihe aufzuzählen, welche das Kaiserreich mit Monopolen beschützte und vor fremder Zufuhr sicherte. Man kam zuerst auf die kaiserliche Regie, und der junge Mann, welcher gerne berühmt werden wollte, erlaubte sich, vom Dunkel der Nacht geschützt, den Scherz, daß sich die Reisenden all ihres Salzes entledigen möchten, weil das Salz vor allen Dingen in das Kaiserreich nicht eingeführt werden dürfe. „Wie aber, wenn man salzige Eßwaaren bei sich führt?“ fragte Jemand, der der Dichter nicht seyn konnte, auch der Thierveredler nicht; denn dieser hatte große Lust, bei dem natürlichen Salze stehen zu bleiben. Ich fühlte es schon an seinem Räuspern, wie er es sich bequem machen und von dem Einfluß der Salzpreise auf das Gedeihen der unvernünftigen Creatur reden wollte; aber ein anderer hatte schon das verhängnißvolle Wort: Tabak, ausgesprochen, und er war ein zu großer Anhänger der Pfeife, als daß er nicht jezt mit seinem ganzen Unmuth hätte losbrechen sollen. Ich verdenke es ihm nicht. Wer zählt die Tausende von Seufzern, die jährlich, zu jeder Tages- und Nachtzeit, rings die unermeßliche österreichische Grenze entlang von tabakrauchenden Fremden ausgestoßen werden! Auf wie lange Zeit sind sie nicht oft verurtheilt, ein Gemisch von Blättern zu verdampfen, das in Ländern, wo Rauchfreiheit herrscht, nicht in die gemeinste Thonpfeife käme, und doch ein Unerschwingliches kostet! Der Thierveredler war außer sich, rief noch einmal aus: „die Regie bringt diesen Staat jährlich um viele tausend Fremde!“ gab seinen Paß ab und schlief wieder ein. Den Dichter aber fragten sie auch nach seinen Mauthbarkeiten. Er jagte vielleicht gerade nach einem Bilde, und antwortete ganz zerstreut: „Ich bin ein Bilderreisender.“

Die Erwartung, bald am Ziele der Fahrt zu seyn, erhielt Jeden wach. Die Gasthöfe Salzburgs mit ihren barokken Titeln wurden gegenseitig empfohlen; doch zwang und die Tiefe der Nacht zu dem Geständnisse, daß wir in der Eile mit jedem Bette zufrieden seyn würden. Der junge Mann, welcher gerne berühmt werden wollte, wußte, daß dazu vor allen Dingen viel Sprachtalent erforderlich sey. Der Eintritt ins Oesterreichische kam ihm daher recht willkommen, und nachdem er vorher erst einige vereinzelte Redeakkorde angegeben hatte, fiel er jezt mit einer langen ungestörten Peroration ein, die ungefähr so

lautete: „Man kann die Grenzen Oesterreichs nicht betreten, ohne von einem unerklärlichen Gefühle ergriffen zu werden. Wir leben alle nicht von den bloßen Früchten des Tages, sondern hängen fest zusammen mit dem allgemeinen Laufe der Dinge, der sich durch die Völker und die Zeiten drängt. Warum sollten wir es vergessen haben, daß Oesterreich die Stütze eines Systems ist, dem wir uns zugewandt oder entfremdet fühlen! Ja, meine Herrn, wir sind jezt in diesem Oesterreich, das uns so oft schon beschäftigte und unserer Furcht oder Hoffnung immer frische Nahrung lieh. Wir werden Einrichtungen und Lebensweisen kennen lernen, die sich von den gewöhnten auffallend unterscheiden; aber wir werden Anstand nehmen, sie so lächerlich oder so gehaltlos zu finden, als sie uns auswärts erschienen. Die Natur wird Sie überraschen, und Sie gestehen zu, daß die Menschen in Rücksicht ihrer Charaktere nur eine Zugabe der Natur sind. Diese granitenen Gebirgsrücken trotzen den Jahrhunderten, die Thäler, welche sie bilden, gehen nicht weiter als der kleine Horizont, der sich über ihnen wölbt, und die unermeßlichen Ebenen, die sich von ihrem Fuße aus erstrecken, sind von so scharfen, metallenen Institutionen durchschnitten und umgrenzt, daß wir gar sehr anstehen müssen, Oesterreichs Doppeladler für eine Fabel zu halten." Der junge Redner liebte die Freiheit; denn er wollte berühmt werden, und nur die Freiheit theilt dem Verdienste Kränze zu. Aber er konnte sich dem Zauber nicht entziehen, dem beim Eintritt in das Oesterreichische auch der aufrichtigste Anwald der neuen Interessen unterliegt.

Die Nacht war sehr finster, als wir in Salzburg eintrafen, der Himmel umwölkt und die stillen wiederhallenden Straßen von gefallenem Regen spiegelblank. Hie und da flatterte ein Laternenlicht auf und warf lange, rothe Lichtstreifen auf einzelne Gegenstände, die sich matt aus dem Dunkel lösten, um deutlicher zu werden. Riesenhafte, weiße Grenadiere mit hohen Bärenmützen standen gespenstisch an ihre Wachthäuser gelehnt und blickten stumm und unbeweglich auf die Reisenden, die in der Stadt herumliefen und an die Thüren der Gasthöfe pochten. Diese stummen Krieger werde ich lange nicht aus dem Gedächtnisse verlieren. Es waren Söhne ferner Länder, um deren Kindheit die Blätter unbekannter Wälder gerauscht, auf deren Zunge fremde Laute lebten. Wovon träumten sie jezt, auf die Muskete gestüzt? Von ihrer Heimath? von ihrem Weibe? von ihrem Erstgebornen, dessen Tod ihnen ein gestriger Brief ankündigte? von dem Uebergewicht ihrer Brodportion, das ihnen der Zufall am nächsten Tage schenken kann? Ach! gewiß Niemand dachte an Italien, und er konnte morgen dorthin marschiren; Niemand an Frankreich, und morgen konnte ihm ein Kriegsmanifest übersezt werden; Niemand an das revolutionäre Prinzip, und morgen mußte er es unterdrücken helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß wäre nie ausgegangen, hätte man nicht noch eine dritte Person, die mit dem Missethäter in Verbindung stand, gefänglich eingebracht. Diese konnte zwar bei der Confrontation die beiden Männer nicht unterscheiden, wußte aber, daß der eigentliche Verbrecher rothe Haare habe, und verlangte, man solle beiden den Kopf mit warmem Wasser waschen. Durch diesen Zufall klärte sich dann Alles auf, und endlich fielen die Fesseln von den Händen des Schuldlosen. Er lebt gegenwärtig in Newyork, frei, aber in größter Armuth, mithin verachtet. Er hat kürzlich ein Buch herausgegeben, worin er alle die Streiche erzählt, die ihm sein Ebenbild gespielt hat; es beweidt, daß jener Gauner auch ein Erzspaßvogel war, denn es enthält die wunderlichsten Einfälle und die lächerlichsten Situationen, in welche James durch ihn gebracht wurde; bald hielt man ihn für einen Spitzbuben, noch öfter für einen Narren.

Zu der Zeit aber, da Ducamp in den Tower kam, zog James noch am Joche des mechanischen Prügels, und wenn er zurückkam von der zwecklosen, peinlichen Arbeit und den neuen Gast verzweiflungsvoll unter den Verbrechern sitzen sah, so glaubte er in seiner Gutmüthigkeit ein neues Opfer des Irrthums und der Schurkerei zu erblicken, indeß Gewissensbisse, Reue und Schaam an Ducamp's Seele nagten. James versuchte, ihm Trost zuzusprechen; er erzählte ihm seine eigene Geschichte und schloß damit, er sey überzeugt, Gott werde ihn in seinem Elende nicht verlassen, und der Tag der Befreiung sey nicht fern. Auf Ducamp machte die Erzählung eine, der beabsichtigten ganz entgegensezte Wirkung; denn zu dem Bewußtseyn seiner Schuld kam nun noch der folternde Gedanke, daß vielleicht seinetwegen auch ein Unschuldiger hier leide. Er entschloß sich, dieses Uebel gut zu machen, so weit es in seinen Kräften stand, und vertraute sich seinem neuen Freunde an. Beide forschten nun unter den übrigen Gefangenen und bei dem Wächter nach, und erfuhren wirklich, daß ein gewisser Mac-Sleep wegen Thaten, die Ducamp für die seinigen erkannte, hier in Untersuchung sey. Der Zufall hatte so viele Indizien auf diesen Menschen gehäuft, daß er sich wohl schwerlich aus der Sache gezogen haben würde. Ducamp besann sich nicht; er bat ihn vor Allem um Verzeihung und bekannte

sich als Urheber der jenem zur Last gelegten Verbrechen, setzte aber vorsichtig hinzu, er hoffe sich deßhalb zu rechtfertigen. Dieses Zeugniß war indessen nicht genügend, erst der Erfolg der Untersuchung konnte es annehmbar machen und Ducamp hatte seine Lage sehr verschlimmert. Mac-Sleep fand aber einen Bürgen und erhielt die Erlaubniß, gegen Erlegung von 4000 Dollars, seinen Prozeß auf freiem Fuße abzuwarten. Diese Summe hatte er freilich nicht, aber Ducamp ließ das Geld durch seinen Anwald jenem Bürgen zustellen, und wälzte sich so einen Stein vom Herzen.

Nachdem er sich durch diesen Schritt etwas beruhigt hatte, fing er an, auf seine eigene Rettung zu denken. Seine Geschichte hatte zu großes Aufsehen erregt, zu viele Leute erwarteten, er werde noch mehr Entdeckungen machen, in der Hoffnung, für ihre Verluste entschädigt zu werden, als daß er hätte hoffen dürfen, einen Bürger zu finden, der die Bürgschaft für ihn übernehmen wollte. Endlich trieb sein Anwald einen armen Teufel auf, der vor einigen Monaten erst aus Frankreich gekommen war und als Ladendiener in einer französischen Mercerie-handlung diente. Dieser bekam vermittelst zweier Zeugengesellen, die es beschworen, daß sie ihn schon seit fünf Jahren in den Vereinigten Staaten kennen, das Bürgerrecht in Newyork. Der neue Bürger und Bürge mußte 20,000 Dollars erlegen, und mittelst dieser gesetzlichen Kaution erhielt auch Ducamp die Erlaubniß, seinen Prozeß auf freiem Fuß abzuwarten. Entfernte er sich aus der Stadt, so hatte sein Bürge die 20,000 Dollars verloren. Diese Bürgschaft erschöpfte Ducamps Mittel bis zum lezten Heller; forderte man mehr, so war er nicht mehr im Stande, seine Rettung zu bewerkstelligen; es scheint aber, man ist in Amerika überhaupt so billig, nur das Mögliche zu verlangen. Kaum befand sich Ducamp in Freiheit, so eilte er nach Montreal, das den Engländern gehört. Dort schrieb er ein umständliches Bekenntniß aller seiner Missethaten nieder und schickte es an den obersten Gerichtshof nach Newyork, mit der Bitte, Niemanden je wegen seiner Vergehungen zu belästigen. In der Seele aber blieb er ein unversöhnlicher Feind der Nordamerikaner, und um Gelegenheit zu finden, seine Rache zu befriedigen, begab er sich an den Huronsee zu den sechs Nationen.

Er ist kein anderer, als jener berühmte Diplomat, der unter dem Namen Black-Hawk (schwarzer Falke) die Geschäfte jener Indianer führt und sich schon mehrmals nach Newyork gewagt hat, wohin er immer gesetzliche Beweise in hinlänglicher Anzahl mitbringt, daß er Black-Hawk ist und von jeher gewesen ist.

Proben einer deutschen Odyssee.

4.

Nausikaas Traum.

(6. Buch.)

Athene trat in das Gemach geschwind,
In dessen Schooß die liebevolle, gute
Nausikaa, des edlen Königs Kind,
In süßem Schlummer eben ruhte.
Es schlummerten hier, schön, wie Charitinnen,
Zu beiden Seiten an dem Eingangsthor
Noch rechts und links zwei holde Dienerinnen,
Und eine prächt'ge Thüre lag davor.
Athene aber kann in das Gemach
So leicht hinein, wie leises Windeswehen,
Bis zu des Mädchens Ruhebette gehen.
Zu ihrem Haupte stellt' sie sich und sprach,
Des Dymas Tochter ähnlich ganz und gar,
Die jener lieb und gleichen Alters war:
„Nausikaa, die Mutter hat an dir
Doch in der That ein träges, faules Kind!
Sieh nur einmal, wie die Gewänder hier
So schmutzig alle, so verwahrlost sind!
Du nahst dich doch bereits dem Hochzeitfeste;
Da brauchst du für dich selbst und deine Gäste,
Die dich geleiten, reinliche Gewande,
Daß Vater sich und Mutter an dir freut,
Es ist ja bei den Leuten eine Schande!
Steh' auf! du mußt mit frühstem Morgen heut'
Zum Waschen fort; ich will dann mit dir gehn
Und helfen dir, damit du fertig wirst.
Nicht lange mehr wird man dich Jungfrau sehn;
Schon mancher wackere Phäakenfürst
Von allen Seiten her in deinem Land
Bemühet sich mit Ernst um deine Hand.
Drum auf und schnell zum Vater ohne Rast,
Daß er dir einen Wagen rüsten soll!
Er wird gewiß von den Gewändern voll,
Den Gürteln und den Schleiern, die du hast;
Du fährst vielleicht auch für dich selber gerne,
Zum Gehen sind die Gruben allzuferne."
Die freundliche Athene spricht es
Und schwebt zurück zum goldnen Reich des Lichtes,
Hinauf, wo ewig jung und ewig schön
Die Götter thronen in Olympos Höh'n.
Da ist kein Regen und kein Sturmesgraus,
Da fällt kein Schnee und keine Wolken ziehn,
Ein lichter, klarer Himmel dehnt sich aus,
Und leichter Glanz läuft leicht darüber hin.
Dahin, dahin, wo in dem sel'gen Chor
Von Tag zu Tag die Götter fröhlich sind,
Schwang auch Athene wieder sich empor,
Als sie gesprochen zu des Königs Kind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mitte Oktobers.

(Beschluß.)

Belletristische Literatur.

Wien hat viel Aehnlichkeit mit Paris, auch darin, daß, sobald hier irgend ein Theaterstück Furore macht, dasselbe augenblicklich parodirt wird. So erging es auch der Oper „Robert der Teufel.“ Es erschienen bereits zwei Parodien: die eine auf dem Theater an der Wien unter dem Titel: „Robert der Teuxel,“ die andere auf dem Theater in der Leopoldstadt, genannt: „Robert der Wauwau.“ (Teuxel und Wauwau sind im Oesterreichischen fast gleichbedeutend und bezeichnen so viel wie lustige und dumme Teufel.) Beide Parodien sind jedoch mißrathen, besonders „Robert der Wauwau“ von Schickh. Es ist dieß der nämliche Schriftsteller, der die Leopoldstädter Bühne mit äußerst schlechten Dutzendsarbeiten überfluthet und sie sodann im „Wanderer“ selbst lobt. Daß nur er an seinen Machwerken Gefallen finden kann, ist begreiflich, daß aber ein Redakteur sein Blatt dazu hergeben könne, derlei Mißgeburten durch Selbstlob noch anpreisen zu lassen, würde auffallender seyn, wenn dieses Blatt nicht der „Wanderer“ wäre. Ein ähnliches Blatt existirt vielleicht nirgends in Deutschland. Wer die Feder halten kann, ist Mitarbeiter; je schlechter, desto besser, der Redakteur kommt sodann nie in die Verlegenheit, ein Honorar zu bezahlen. Daher liest man sogar Korrespondenz-Nachrichten aus Znaim, Meidling, Schwechat und Simmring, Anpreisungen von ächten Getränken neben Nachdrücken aus dem Morgenblatt. Da der Redakteur, Joseph Ritter von Seyfried, so geschäftig ist, meine Korrespondenz-Nachrichten ohne Angabe der Quelle in seinem Wanderer nachzudrucken, so möge er doch auch so gewissenhaft seyn, dieser Rüge Raum in seinen Spalten zu geben. Auch der Bothe für Ungarn, den ein Herr Wigand in Caschau herausgibt, möge gelegenheitlich bemerken, daß seine angebliche Korrespondenz aus der Residenz nur ein kecker Nachdruck meiner Berichte für das Morgenblatt sey. Doch dieß wird weislich unterlassen werden; diese Herren sind zu sehr gewohnt, im Trüben zu fischen; die Herren Seyfried, Wigand u. s. w. werden weder über diesen, noch einen andern literarischen Diebstahl ein Wörtchen öffentlich verlautbaren.

Unsere belletristischen Zeitschriften stehen überhaupt nichts weniger als hoch. Die Zeitung von Schickh, genannt Wiener Zeitschrift, ist langweilig zum Einschlafen; die Theaterzeitung, welche zwar die gelesenste ist, lobt die hiesige Bühne so ungemessen, daß der Unpartheiische sehr oft indignirt werden muß. Da ist besonders ein Herr Weidmann Hoftrompeter der Josephstädter Bühne; der spielt seine Anpreisungen selbst der größten Mißgriffe des Theaterdirektors Stögers wie Walzer von Drehorgeln herunter. Seiner Meinung nach wird im Josephstädter Theater nichts aufgeführt, was nicht klassisch wäre; Stöger und immer Stöger! Der Direktor Stöger mag ein recht braver Mann seyn, aber Herr Weidmann wird ihn um seinen Kredit bringen; denn wenn man das Kupfer Gold nennt, glauben die Leute am Ende nicht einmal mehr, daß das Kupfer Kupfer ist. Eine dritte belletristische Zeitschrift, der Sammler, ist ganz im Sterben. Dieses Blatt soll, wie man hört, einmal Leser gehabt haben; dieß muß lange her seyn; denn jezt kennt man den „Sammler“ kaum mehr dem Namen nach. Noch besteht eine Zeitschrift, Feierstunden, von Ebersberg. Der Redakteur thut sich auf seine Thätigkeit viel zu gute; aber seine Korrespondenz, eine Art Briefrevision am Ende eines jeden Blattes, ist nichts als ein Inbegriff der derbsten Vornehmthuerei und des dünkelhaftesten Anmaßens gegen Schriftsteller, die ihm vielleicht nicht einmal einen Beitrag zugedacht haben. So ließ er sich z. B. neulich folgendermaßen vernehmen: „Ich kenne Sie für einen braven Mann, und als der sind Sie mir lieb; aber als Dichter gelten Sie mir nichts, und darum thun Sie mir den Gefallen und wenden Sie sich mit Ihrer Hand und Ihrem Herzen, niemals aber mit Ihren Reimen an mich.“ Kann man eine abgeschmacktere Abfertigung lesen? Aus solchen Zeitschriften lernt die Jugend die erste Tugend, Bescheidenheit, gewiß nicht. Ich bin zu kurze Zeit in Wien, um Ihnen schon jezt eine genaue Sichtung der Journale vorzulegen; aber ich behalte es mir vor, bald darüber recht ausführlich zu seyn.

F. X. T.

Auflösung der logogriphischen Füllungen in Nr. 263:

2. Jungfrau. Junge Frau. 3. Meer. Meister. 4. Er. Eier. Eimer. 5) Maus. Magus. 6. Bitter. Bier.

Logogriphische Füllungen.

1.

Kaum ist es ausgeschlüpft;
Doch wirf ein a hinein,
So kommen schon zu spät
Die Männer, die drum frei'n.

2.

Es ist ein Kompliment; allein
Mit a wird's Jedem grausig seyn.

3.

Ein berühmter Komponist,
Der mit n k nur Trommler ist,
Stellt mit t als Pfaff sich dar,
Wird mit k ein Knecht sogar;
Ja mit n t h ein wildes Thier,
Und mit N. N. gar Papier;
Mit n n ist's, der mit Fug
Deutschen Reiches Fahne trug;
Endlich kann ich ihn noch preisen
Mit n z als Hemd von Eisen.

4.

Es ist ein Knochen; d n dazu,
So wird's ein Araber im Nu.

5.

Wirf aus dem Koth nur r a heraus,
Und gleich wird junger Wein daraus.

6.

Leer ist mein Faß, was füll' ich ein?
mit b
Weich Eingeweid' soll's Erste seyn;
mit d
Dann folgt ein derber Ueberzug,
mit l t
Und eine Treppe, fast zum Flug;
mit h r
Noch werf' ich ein Schulmeisterlein
mit f
Und eine Art von Schülern drein;
mit v
Und endlich noch mein Instrument,
Das ihr als Räthsel spielend kennt.

So ist mein Faß gar bunt gefüllt,
Sein Inhalt wird gar leicht enthüllt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. November 1833.

Den Willen, der den Ursprung nimmt im Haupt,
Befehdet der verschlossnen Brust Begehren,
Und ein gespalten Selbstbewußtseyn glaubt,
Zwei muß es geben, den sie angehören.

Müllner.

Wahnsinn und Traum.

Von G. H. Schubert.

In der Geschichte des Leibes hat öfters der kranke Zustand über die inwohnenden Kräfte und Wechselbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und bessere Aufschlüsse gegeben, als die Beobachtung des gesunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geschichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht.

In einigen Krankheiten spielt gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe, erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eigenen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, und es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere. Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andere, fremde Leiblichkeit, statt der eigenen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes, so geschieht dieß beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele, vom eigenen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußern Persönlichkeit sich überkleidet, wenn jener Jüngling, von welchem ein Psycholog erzählt, im Zustand der leiblichen Trunkenheit plötzlich so ganz in das Wesen eines gegenwärtigen Freundes sich versezte, daß er den Verlust, den dieser erlitten, für seinen eigenen hielt und als solchen beweinte: so sind dieses nur Versuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, sich mit einer neuen Leiblichkeit zu versorgen, Versuche, deren Einfluß auf die fremde, begehrte Persönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weitern Verlauf des innern Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So ist es nicht im Wahnsinn. Die fremde und falsche Persönlichkeit, mit welcher hier die Seele sich überkleidet, ist so bleibend und fest stehend, als die eigentliche und eigene. Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Persönlichkeit noch abwechselnd mit der eigenen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnsinns. Das Mädchen bei Gmelin war abwechselnd an jedem andern Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem sie ihre eigene Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder sich fremd dagegen fühlte. Sie war in diesem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Französin, auf deren

Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeschichte lastete, sprach dann geläufiger, als jemals sonst im Wachen, Französisch und gebrochen Deutsch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menschen, die sich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, sonst aber ihr völlig fremd; bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innern Wahngestalt verdrängt gewesene Persönlichkeit wieder aufwachte, welche von Alle dem, was jene gestern gethan und gesprochen, nichts mehr wußte, sondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, gesunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jezt, eintrat, während die innere Wahngestalt, wenn sie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo sie vorgestern abgebrochen war. In diesem Fall war es Mitleid, was die leicht bewegliche Seele in die fremde Persönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen sich hieran solche Fälle der Versetzung und Entrückung der Seele, wie die sind, welche neuerlich Justinus Kerner in seiner Seherin von Prevorst mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper so ganz in die Natur desselben verbildet, daß sie im hohen Maaße alle Leiden, alle Schmerzen desselben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umstehenden sichtbar, alle die krankhaften Erscheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andern Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Gestalt an der äußern Hautfläche, statt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten lassen, und in den eigenen Körper die Schmerzen des andern übergetragen.

Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnsinn im hohen Grade jene merkwürdige Kraft unserer Seele, in ein fremdes Bild sich zu verwandeln, und dieses statt des eigenen Leibes an sich zu tragen. Was die Seele beim Entstehen ihres Irrganges der eigenen, äußern Persönlichkeit entfremdet, ist zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geistiger Grund. Bei dem lezteren verweilen wir zuerst.

Es ist in einigen Fällen jene „Traurigkeit“ gewesen, von welcher ein heiliges Buch sagt, daß sie „den Tod wirke,“ welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer gewesen, zur Auswanderung aus ihrer eigenen, verarmten Persönlichkeit in eine fremde angetrieben. Da hat sich dann die Verlassene und Gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geschaffen, in welche sie die dunkeln Erinnerungen ihrer empfundenen Lust und Schmerzen hineingetragen, oder nach eigenem Gefallen das sich wiedergegeben, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden. Jene Esther L** hatte auf diese Weise all ihr früheres Unglück, von welchem sie gar keine Erinnerung mehr zu haben schien, mit einem fremden, erträumten vertauscht, welches gegen das vorhergegangene, wirkliche noch immer ein sehr erträgliches war. Denn jezt, in diesem Wahnleben, hatte man sie doch nicht des geliebten Gatten und Kindes, so wie der Freiheit beraubt, sondern blos des vermeintlichen, väterlichen Erbgutes, das Kind aber (eine Puppe von Holz, welche die Unglückliche mit Zärtlichkeit beachtete und pflegte) lebte doch noch. Bei der Betrachtung solcher Seelenkranken freut sich der theilnehmende Geist der Hoffnung, daß diesen Armen der Wahnleib mit allen seinen Qualen im Tode werde abgenommen, und statt seiner ein wahrer, in ein höheres Bild verklärbarer wieder gegeben werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Herberge fand ich mit meinen unzertrennlichen drei Freunden im rothen Ochsen. Die Einrichtung der südlichen Gasthöfe zwingt zum Zusammenschlafen; ein einziges Zimmer mußte uns Alle aufnehmen. Das müde Ohr gewöhnte sich bald an den mannichfachen Stundenschlag der verschiedenen Kirchthürme und öffnete sich nicht eher wieder, bis ein trüber, aber schon hoher Tag regnerisch ans Fenster prasselte. Die Natur blickte uns zürnend und grollend an, den Himmel deckte ein gleichförmiger, grauer, nasser Flor, der Regen floß in Strömen. Man brachte uns die Nachricht, daß in der Umgegend die Bäche austreten, die Brücken weggerissen werden, ja daß auf dem Wege nach Hallein ein mächtiger Bergsturz die Straße und einige Häuser verschüttet habe. Wir waren grausam genug, uns wie Zeitungsschreiber auf dieses außerordentliche Ereigniß zu freuen, und notirten es sorgfältig zu den Merkwürdigkeiten, die wir bei besserem Wetter in Augenschein nehmen wollten. So lange der Regen anhielt, blieben wir auf uns selbst beschränkt. Bald mußte ein vorbeireitendes Kavallerieregiment, bald die Salzburger Orthographie, die sich in Anmelde-, Mauth- und Speisezetteln kund gab, bald unser eigenes vierfaches Ich den Stoff zur Unterhaltung liefern. Der Thierveredler sprach von Merinos, der mehrerwähnte junge Mann von der Zukunft, ich von Briefporto, Siegellack und einem Lohnbedienten, und der Dichter von diesem Allem, weil es ihm nur daran lag, in Bildern zu sprechen.

Der einzige Genuß, den uns die Reise an diesem Tage bis um Mittag darbot, bestand in der Mahlzeit, deren Zeit inzwischen gekommen war. Wir erstaunten über die ungeheuren Speisekarten, über die Menge der Gerichte und die sonderbare Corruption ihrer Namen

Es waren mir nur drei Dinge bei dieser Gelegenheit merkwürdig, nämlich das aufwartende Ding von Magd, eine Aeußerung des Viehveredlers über die Schädlichkeit des Kalbfleisches, und drittens, daß er doch so viel davon aß. Die Augensprache des erwähnten Mädchens wird mir unvergeßlich bleiben. Noch nie habe ich gefunden, daß man mit Einem Blicke so viel sagen kann, als sie mit dem, der ihre stehende Redensart: „Ach, warum denn nicht!“ begleitete. Diese Magd erlaubte sich nämlich, den Appetit ihrer Gäste nicht allein, wie sie mußte, zu befriedigen, sondern sogar zu erregen. Sie redete zu, wenn man sich weigerte, noch eine Schüssel zu bestellen, und gab durch einen Blick den Ausschlag, wenn man Anstand nahm, eines oder zwei Hühner „anzuschaffen.“ In diesem Blicke lag eine Vertraulichkeit, eine Bekanntschaft mit unserem Magen, unserer Kasse, unserer Familie, unsern Erbschaftshoffnungen, mit unsern Heirathsangelegenheiten, kurz, mit unserem Wollen und Können, unserem Mögen und Vermögen, die beleidigte, wenn man nicht darüber lachte. Man konnte diesen zum Essen auffordernden Blick hundertfach übersetzen. Er konnte heißen: Man lebt ja nur einmal! man ißt ja nur dreimal des Tags! wir kommen so jung nicht wieder zusammen! wer heute sezt, hat morgen eine Frau gewonnen! jagen Sie mir keinen Schreck ein! trinken Sie, und Sie werden den Durst verlieren! es ist noch nicht aller Tage Abend! Ihr Herr Vater hat ja nur Einen Sohn! es ist nicht der lezte Wechsel, den die Frau Mutter bezahlt! in Frankfurt kann jeder das große Loos gewinnen! verstellen Sie sich nicht, Ihr Onkel hat nur Einen Neffen! — Kurz, wenn ich noch einmal nach Salzburg käme, ich könnte diese Kellnerin im rothen Ochsen nicht wieder antreffen, ohne mich über diesen vieldeutigen, vertraulichen Blick zu ärgern. Die zweite und dritte Tischmerkwürdigkeit war die Klage des Thierveredlers, und nichtsdestoweniger sein Appetit. Man weiß, daß im Oesterreichischen die sogenannten Schnitzeln, auch Kälbernes geheißen, ein ewig wiederkehrendes Lieblingsessen sind; aber man weiß nicht, was mein Tischgefährte darüber äußerte. Ich theile es mit. „Wie?“ sagte er, den Speisezettel und die Teller der Gäste überlaufend, „nichts als Kalbfleisch! Was kann sowohl dem Magen als dem Viehstande schädlicher seyn! Unsere Zeit, hastig, den Lauf der Dinge nicht abwartend, die Keime in ihrer Entwicklung störend, greift mit derselben Ungeduld in den kunstvollen Gang der Natur. Warum ersticken wir das Leben einer jungen Pflanze, deren Duft uns später erquickt hätte? warum schlachten wir die frühreifen Jungen des Rindviehes, ehe sie noch Hörner ansetzen, um Ochsen zu werden? Man behauptet, das Kalbfleisch sey zarter, verdaulicher, nachgiebiger. Thorheit! kann das Unvollkommene den Werth des Vollendeten ansprechen? kann die Natur, diese reife, erfahrene Lehrerin, den Genuß von Dingen rathen, die sie nicht würde wachsen lassen, wenn sie unreif schon ihrer Aufgabe entsprächen? kann endlich selbst ein denkender Arzt seinem Kranken eine Speise empfehlen, die von der Schwäche und Mangelhaftigkeit ausgeht? Mein Glaubensbekenntniß fußt auf der Unverdaulichkeit des Kalbfleisches. Dieß will aber nur für den Magen etwas sagen; in keinem Vergleiche damit stehen die Folgen des unnatürlich gegessenen Kalbfleisches für das Wohl und das Wehe des gesammten großen Hornviehstandes. Der falsche Appetit reißt die Säuglinge vom Bauche der Mutter; und wer je in seinem Leben erfahren hat, wie Gram und Kummer mit dem Einfallen der Wangen, dem Schlottern der Schenkel, dem Senken des Kopfes zusammenhängt, wird meinen Schluß auf die bestialische Welt nicht ungegründet finden. Die Kuh wird ihres Lebens nicht froh, wenn sie die Mutterfreuden nur kürzer genießen darf, als sie den Schmerz der Geburt ausstehen mußte. Sie wird schlecht fressen, ihre Milch geht in den Wind, das Fleisch wird zäh, und nach dem Dahinscheiden ihr Fell saftlos und zerbrechlich. Sie erlassen mir die weitere Auseinandersetzung eines Gegenstandes, dessen Mißachtung um so trauriger ist, je mehr er auf der Oberfläche liegt.“ Im Grunde hinderte den Redner nur ein Stück Kalbsbraten, in seinen Ereiferungen dagegen fortzufahren.

Einige Sonnenblicke, die den Anbruch der zweiten Tageshälfte begleiteten, verlockten uns, einen Ausflug in die Umgegend zu versuchen. Einstweilen konnte das Wagniß aber nur gelingen, wenn wir uns einem verschlossenen Wagen anvertrauten. Wir waren dabei den Launen eines Lohnbedienten hingegeben, der natürlich in ganz Salzburg nichts Schöneres aufzuzeigen wußte, als Hellobrunn mit seinen barocken Anlagen. Der Weg dorthin führte durch dichtbesezte Alleen, von deren Seiten aus sich lachende Wiesen und duftige Gärten links bis an die Ufer der Salzach, rechts bis an den Fuß der parallelen Bergreihe dehnten. Wir ließen das Schloß selbst einstweilen zur Rechten liegen und betraten sein Gebiet an der Seite des Berges, an welchen sich jenes lehnt. Ein friedlicher Park, auf dessen frischem Grün sich weiße Rehe ergingen, nahm uns auf und führte uns einen nicht zu steilen, aber durch die Nässe unwegsamer gewordenen Gipfel hinan. Der erste Besuch galt dem sogenannten Naturtheater, einer aus Felsstücken zusammengesezten Aehnlichkeit mit einem vollständigen Tempel Thaliens. Das Scenarium war noch besser erhalten, als die Logen; doch versicherte man uns, es sey noch vor Kurzem hier gespielt worden. Die Beleuchtung dieses dunkeln Geklüfts mußte nicht wenig Mühe verursacht haben; oder spielte man, wie auf einigen deutschen Theatern, lieber in dunkeln Häusern?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung von Nr. 259.)

Das Schweigerische Volkstheater.

Mit der schönen Jahrszeit erscheinen alljährlich in München gar wunderliche Feen und Zauberer mit ihren Prinzen und Prinzessinnen, in Gesellschaft des Staberls, des Lipperls, des Fausts, des Luzifers und seines Gesindels, und lassen sich nieder an dem Ufer der Isar und treiben da ihr Spiel und ihr Wesen zur köstlichen Ergözung des Volkes. Ihr Pallast, gar heimlich mitten unter kleinen Häusern aufgeschlagen, aus den schlanken Tannen der Alpen gezimmert, ist mit einigen scheibenlosen Fenstern, die jedoch dem Tageslichte verschlossen sind und nur bei Nacht Mond und Sterne hinein leuchten lassen, und oben mitten auf dem Dache mit einem Dunst- oder Qualmfange versehen; über seiner Thüre schwebt ein Genius mit einem aus Lorbeern und Rosen gewundenen Kranze; in seinem Vorhofe sizt in einer Bude eine hexenartige Gestalt und verkauft die süßen Früchte der Gärten Tyrols und des Schwabenlandes, und in einem Schranke unterhalb des Genius sizt ein Weib aus dem Gefolge der Prinzen und ertheilt gegen schmuzige Zwölfer und Sechser die Erlaubniß zum Eingang in das Heiligthum. Dieß Heiligthum ist das Schweigerische Volkstheater in der Vorstadt Au. „Sind Sie im Lipperl (so nennt man dieß Theater) gewesen?“ fragte man mich eines Tages, und rief dann auf meine Verneinung: „Ei, da müssen Sie hingehen! Da werden Sie das ästhetische Gefühl der Auer überhaupt und das Zartgefühl der Auerinnen insbesondere kennen lernen. Und welche Schauspieler werden Sie da bewundern! Leute, die in der Welt herumgekommen sind, von denen jedes Krähwinkel unserer Lande Wunderdinge zu erzählen weiß! Leute, die sich zu multipliziren wissen und an einem Abend drei oder gar mehr Rollen zu spielen vermögen! Eine Schauspielergesellschaft, ergözlicher durch das, was sie ist, als durch das, was sie vorstellt, deren Hauptschönheiten aber immer ergözlich sind, sey es als das, was sie vorstellen, sey es als das, was sie wirklich sind. An derben Spässen fehlt es nicht, weder auf der Bühne, noch im Publikum, während der ganzen Vorstellung. Zwar sind Gensdarmen zugegen; das sind aber erfahrene Leute, die wissen eine Kleinigkeit zu vergeben; müssen sie doch auf dem Pferdemarkt von Käferloh noch Aergeres mit ansehen; sie lächeln und thun, als hörten sie nicht, es sey denn, daß Herr Schweiger in eigener Person die Polizei handhabt, wie er es oft zu thun pflegt, unter den Zuschauern umhergeht, auf die Ruhestörer lauert, und wenn er sie in flagranti ertappt, durch die Gensdarmen schonungslos ergreifen und abführen läßt. Noch Eins: ein guter Rath: wenn Sie etwa schnupfen, so hüten Sie sich, Ihrem Nachbar eine Prise zu offeriren; gleich würden von allen Seiten der ungewaschene Finger in Ihre Dose fahren.“ Meine Neugierde ward nicht wenig rege gemacht, und ich beschloß demnach auf der Stelle, dahin zu gehen.

Es war kaum sieben Uhr vorbei; ich hatte also Zeit genug, den langen Weg aus dem Mittelpunkte der Stadt bis in die Vorstadt Au zu Fuß zu machen, dabei den Theaterzettel zu studiren und mir im Voraus nach seiner Angabe das Schauspiel zu construiren. Der Theaterzettel lautete, im Auszug, folgendermaßen: „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär, ein Original-Zaubermährchen mit Gesang in drei Akten von Raimund. Musik vom Kapellmeister Drechsler. (Manuscript.) Personen: Fee Lacrimosa, Fee Amarantis, Guido, ihr Sohn, Zauberer Busterius aus Warasdin, Zauberer Ajaxerle aus Donaueschingen in Schwaben, Fortunatus Wurzel, ehemals ein armer Waldbauer, jezt ein Millionär, Lottchen, seine Ziehtochter, Lorenz, ehemals Kuhhirt, jezt Wurzels Kammerdiener, Karl Schilf, ein armer Fischer, die Zufriedenheit, die Jugend, das hohe Alter, der Neid, die Nacht, ein Kegelbub aus dem Zaubergarten, vier Freunde und Zechbrüder Wurzels, zwei Bediente, Andere Feen, Zauberer und Diener, Furien, Volk. Gallerie 18 kr. Erstes Parterre 12 kr., zweites Parterre 6 kr. Der Anfang ist Nachmittags Schlag vier Uhr und Abends um acht Uhr.“ (denn die Künstler dieses Theaters treten täglich zweimal in einem und demselben Stücke auf) Als ich auf dem kleinen Plaze vor dem Theater ankam, füllte sich schon das Haus; Kinder und Hunde schlüpften mit ein. Als ich drinnen saß, fing alsbald der Zauber, der da herrscht, auf mich zu wirken an. Es war mir, als sey ich in eine andere Welt versezt, es ward mir so enge um die Brust. Im zweiten Parterre ein Gewühl und Gedränge, so schwarz, so schmuzigweiß wie die Sechser, die seine Pläze gekostet; im ersten Parterre Riegelhäubchen, Spizenhäubchen, Studentenmüzchen und andere Müzen; die Gallerie fast leer; unter der Treppe derselben die Bude einer Alten, welche Schnaps verkaufte. Im Orchester saßen die Spielleute und aßen Aepfel; sie waren, zwei Alte ausgenommen, lauter Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren, und der Maestro di Orchestra mochte etwa sechzehn Jahr alt seyn; längs an der Gallerie sechs Wandleuchter, jeder mit drei Talglichtern, wovon jedoch nur zwei brannten, und oben auf der Gallerie drei grüne Glaskugeln mit düster glimmenden Dochten. Auf der Bühne mußte man nicht ganz einig über die Anordnung seyn, die da getroffen wurde; denn man hörte durcheinander sprechen, klopfen, hämmern, schelten, und man sah es auch an der Bewegung der vielen Füße, die unter dem Vorhange hin und her liefen. Zuweilen blieben dieselben ruhiger, und dann guckte es aus allen Löchern, Rissen und Oeffnungen des Vorhangs mit Augen und Nasen heraus, oft mit ganzen Gesichtern, die gräßlich anzuschauen waren, und die sich lachend zurückzogen, wenn mit Apfelschaalen nach ihnen geworfen wurde. Das Publikum begann zu pochen und zu murren, mehr aus Muthwillen, als aus Ungeduld. Es pochte und lärmte lauter, der Kapellmeister klopfte mit dem Fidelbogen auf den Pult, seine Jungen griffen zu den Instrumenten und die Musik begann. Darauf rollte der Vorhang auf, und da standen die Feen und die Zauberer mit ihrem Gefolge. Welche Kostüme! welche Beschmierung! Und dann der Hergang der Fabel, ihre Verwickelung und Entwickelung, die Handlung der Akteurs! und ihre Sprache, ihre Gesten, Geberden, und ihr Gesang! Welch ein Gesindel an Thespis Wagen! Zuweilen däuchte mir, ich sehe Marionetten in Lebensgröße, bewegt mit Drahtfäden, und dann schien es mir wieder nicht so, denn die Marionetten bewegen sich besser, scheinen belebter, machen mehr Illusion. Die Fee Lacrimosa schielte; sie verdrehte dabei so abscheulich die Augen, und diese sahen oft so basiliskenmäßig einander an, daß es mir graute. Ajaxerle hatte sich auf jeden Backen ein feurig rothes Brandmal angeklebt. Lorenz, der den Besoffenen machte, schien es wirklich zu seyn, und stürzte noch obendrein zehn Gläser Wein nacheinander hinunter. Mochte nun dieser Wein seyn, was er wollte, Bier, mit Wasser erhellt, oder Wasser, mit Wein gefärbt, Lorenzens Talent versezte das Publikum in Erstaunen und es klatschte und heulte: bravo!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. November 1833.

Ludentis speciem dabit et torquebitur.
Horat.

Gaselen.

Lebensgenuß.

Es führen schon hinunter die Horen, die schnellen, den Tag,
Den Scheidenden noch grüßen die Glocken, die hellen,
den Tag.
Mit schleppenden Gebeten, mit dumpfem, mattem Geist
Empfangen düstre Mönche in rauchigen Zellen den Tag;
Ich habe früh bekränzet mit Rosen mir das Haupt
Und lustig hingedämmert mit guten Gesellen den Tag.
Mit einem Morgenopfer von dunkelrothem Wein
Hieß jubelnd ich willkommen an seinen Schwellen den Tag.
Nun das Gelag zu Ende, kühl' ich mir Haupt und Brust
Und schließe froh im Bade der blauen Wellen den Tag.
Wir machen gern die Sonne zur Zeugin unsrer Lust;
Nur Missethäter scheuen und nur Rebellen den Tag.
Die sind nicht werth des Lichtes, das Allen golden scheint,
Die mit griesgrämigem Wesen zur Nacht entstellen den Tag.

Die Rose.

Gibt's einen Menschen, welcher haßt die Rose,
Weil streng mit Dornen eingefaßt die Rose?
Behutsam brich zuerst die Dornen ab,
Umwinde dann mit gelbem Bast die Rose.
Und mußt du denn als Räuber kommen stets?
Kannst du besuchen nicht als Gast die Rose?
Zu ihr hin drängen viele Fremde sich;
Fast beuget der Bewohner Last die Rose;
In ihr bewundere der Großmuth Bild:
Den reichsten Götterduft verpraßt die Rose.
Sie gleicht den Unterschied der Menschen aus:
Die Hütte schmückt, wie den Pallast, die Rose.
Der Thor schlürft ein den schweren Bücherstaub
Im goldnen Frühling und verpaßt die Rose;
Er schleicht mit gelben Wangen erst ins Feld,
Wenn welk die Lilie und erblaßt die Rose;
Denn unaufhaltsam stürmt das Jahr dahin
Und bald entblättert seine Hast die Rose.

Kunstgeheimniß.

Ich will dir, Freund! die Kunst entdecken,
Bei Mädchen Liebe zu erwecken:
Mit kleinem Kriege fängst du an,
Mit schmeichlerischem Spott und Necken;
Es läßt sich in des Scherzes Kleid
Manch tiefempfundnes Wort verstecken.
Bald aber einen sanften Gram
Laß deine ernste Stirne decken,
Und stelle dich, als wolle dir
Nicht Wein, nicht süße Speise schmecken.
Zieh dich zurück! dann schweift ihr Blick,
An dich gewöhnt, nach allen Ecken;

Du gönnst ihr gerne den Triumph,
Dich aus der Träumerei zu schrecken,
Und ihr zu Ehren jubelst du
Wie türkische Musik mit Becken.
Was du am Aug' ihr abgemerkt,
Das eilst du freudig zu vollstrecken.
Zu größerer Vertraulichkeit
Darfst du dich allgemach erkecken;
Durch manche Stuf' erklimmest du
Der Liebe bunt gewundnen Schnecken,
Und auf die Zinne wirst zuletzt
Das Banner du des Sieges stecken.

Lob der Nacht.

Gepriesen sey in aller Welt die Nacht,
Ob auch ein Lästermund anbellt die Nacht.
Der Araber kennt ihre Schönheit nur,
Weil er verbringt im offnen Zelt die Nacht;
Mit wunderthät'gen Säften heilet mild
Der Pfeile Weh, die Phöbos schnellt, die Nacht.
Für manches Leid des sorgenvollen Tags
Gab Gottes Gnade zum Entgelt die Nacht;
Ganz elend ist nur, wenn des Tages Schmerz
Den Traum vergiftet und vergällt die Nacht.
Zwar Mißbrauch schändet jedes Huldgeschenk;
So wählt sich, wer den Bruder prellt, die Nacht;
Die Missethat hängt ihren Mantel um,
Des Räubers Mordssignal durchgällt die Nacht.
Des Bösen Thun schwärzt noch die Finsterniß,
Doch des Gerechten Tugend hellt die Nacht.
Sie lobt der Vogel, Mutter ist des Thau's,
Der auf die matte Pflanze fällt, die Nacht.
Doch ihr Prophet ist, wem durch Liebeshuld
Das Herz zum Paradies geschwellt die Nacht.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Wie wir den Berg noch höher bestiegen, lichtete sich nach der linken Seite hin die Gegend, und die herrlichste Aussicht trat uns entgegen, zu ihren Reizen noch den Schmuck einer seltenern Beleuchtung fügend. Der finstere, geheimnißvolle Untersberg schnitt sich aus einem blauen Theile des ungleichen Horizontes majestätisch hervor, weiterhin aber lagerten Regenschauer auf den Häuptern der Berchtesgadener Spitzen, und nur des Wazmans riesiges Doppelhaupt trat deutlich aus den durchsichtigen, sonnenhellen Nebelschleiern hervor. Zur Rechten öffnete sich ein dreister Blick in die weite bayerische Ebene, und nur Salzburg mit dem Mönchsberge blieb für unsern Sehwinkel versteckt. Dafür entschädigte uns zu unsern Füßen ein reicher bunter Teppich von Wiesengärten, Landhäusern und weiten Kornfeldern, deren Ertrag, zu Garben gebunden, in langen Reihen aufgepflanzt dastand. Mußte uns dieß reizende Panorama nicht von den Grotten und Tempeln, den Mausoleen und Bassins, von diesen kleinlichen Ueberresten einer galanten Hierarchie, abziehen? Ich horchte nur halb auf die Worte meines Führers, der mir von den alten Erzbischöffen, ihren kleinen Leidenschaften und großen Verschwendungen ins Ohr flüsterte. Kann ich alle die unzähligen Wasserwunder verfolgen, mit welchen der schalkhafte Bischof Marc Sittich seinen Garten von Hellbrunnen zu einem Zauberpallast der Tritonen und Nereiden schuf! Hier eine Täuschung, die für das Auge berechnet ist, dort eine Wirklichkeit, die nur zu gewiß unsre Kleider unter Wasser sezt. Wer sieht es diesem trockenen Steinauswurf an, daß auf einen Druck unzählige helle Ströme aus seinen Ritzen spritzen, welche im Nu unzählige andere durchblitzen und, gegen die Sonne betrachtet, das Bild einer Diamantenkrone geben! Dort gähnt ein fürchterlicher Pausback, als vertrocknete sein Schlund; aber diese lechzende Zunge pumpt nur die neckischen Wasser aus den Behältern, die dem Munde bald in zahllosen Strahlen entfahren, sich mit andern Springquellen vereinigen und dich so in die Enge treiben werden, daß du nur mit einem dreisten Sprunge und mit nassen Kleidern dich retten kannst. Du wirst kaum noch wagen, mit Ruhe ein großes mechanisches Panorama der menschlichen Beschäftigungen zu betrachten, das der Kastellan dir aufschließt, ein Theater, wo jedes Handwerk dargestellt wird, und mithin der ganze Lauf des Lebens, wo die Schneider nichts zu thun haben, als zu nähen, die Schuster nichts, als zu flicken, aber ironisch genug, auch die Cavaliere nichts, als zu tanzen, und die Rathsherrn nichts, als zu nicken. Ja, wenn endlich der Garten erreicht ist und man Sicherheit vor der ewigen Ueberraschung errungen zu haben glaubt, wird selbst der Sitz noch, auf dem man sich ermüdet niederläßt, zum Verräther. Das ist nicht zu ertragen; man verläßt spornstreichs den Lustgarten des kindischen Bischofs und freut sich, vorne am Schlosse den Wagen aus dem Parke zurückgekehrt zu finden, um mit ihm auf neue Entdeckungen auszufahren.

Es handelte sich jezt um die Frage, ob wir den schon erwähnten Bergsturz besuchen wollten. Der Thierveredler war sehr bald bei der Hand, das Ganze als ein Erd- und Steingeröll zu schildern, das, mit zerbrochenen Bäumen und verschütteten Häusern gemischt, den einfachsten Anblick darbiete und sich jede Phantasie (selbst die seinige) leicht selber ausmalen könnte. Der Dichter hatte darüber eine andere Meinung. „Ich bemitleide jene Reisenden," sagte er, „welche nicht mehr von der Welt suchen, als ihnen Reichards Reisepassagier zu sehen empfiehlt. Die Berge stürzen nicht alle Tage. Es gibt Leute, die nach großartigen Eindrücken einen wahren Heißhunger haben. Ich wünschte, wir machten den Weg, und sollt' ich nichts

mehr erobern, als ein Bild, das sich an hundert Stellen anbringen läßt." Wir fuhren hin und fanden im Grunde des Thierveredlers prosaische Ansicht bestätigt. Eine grüne, mit Bäumen bewachsene Erdschicht, die gegen so viele trotzige Felsenhäupter winzig abstach, hatte sich allmählig von ihrer Unterlage gelöst, überraschte bei ihrem Sturze Niemanden, (denn man wußte, wann sie fallen müsse) und die Leute rauchten ihre Pfeifen dazu. Der Dichter kann die Natur nicht brauchen, wenn die Polizei ihrem Leben und Weben schon Gesetze vorschreibt. Man schwieg, lachte, freute sich der Abendsonne, die hinter dem Untersberge noch mit langen glühenden Strahlen ins Thal herüber langte, und fuhr in die schon dunkel gewordenen Straßen Salzburgs zurück. Es erwartete uns kein Konzert, kein Theater, keine Seiltänzervorstellung, nicht einmal die Trommel eines Bärenführers, sondern nur die langweiligen Hörner des rothen Ochsen, der endlose Abendspeisezettel und die Nacht mit ihren sinkenden Federbetten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wahnsinn und Traum.

(Fortsetzung.)

In andern Fällen trug jene Traurigkeit den Charakter, in welchem sie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an sich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eigenen Wege, ein unersättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereich des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innern, dem Selbstmord ähnlichen Akt herbei, dessen unmittelbare Folge der Wahnsinn ist. Denn gleich dem Selbstmörder, der das eigene Fleisch auf unnatürliche Weise hasset und umbringt, stoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innern Persönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Trostes, der Freude, der Lust am täglichen Geschäft von sich. Wie jener Kassenamtmann, welcher Tag wie Nacht nichts Anderes mehr hören und sehen wollte, als seine durch einen unbegreiflichen Fehler im Addiren verunglückte Rechnung, sein Ohr und Herz der liebenden Stimme der Gattin und Kinder und jedem höhern Trost verschloß: so ziehen sich die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden selber und freiwillig in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. Alles, was ihnen war, das wollen sie nicht, das hassen sie; sie wollen ein Fremdes, das nicht für sie gehört. So wird zulezt, zwar auf andere Weise, als durch das tödtende Messer und den Strick, durch dieses Abstoßen und harte Verläugnen der eigenen Persönlichkeit die Seele entleibt wie im Selbstmorde. Der des eigenen Leibes ledigen wird nun der neue, ersehnte, ein Wahnleib gegeben. Der Geisteskranke ist jezt zu einem Fürsten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es ist ein geisterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnsinns blicken läßt: zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken, ein Voraussgesicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, selbst in gebundener Rede, ein Witz und Scharfsinn, welcher sich öfters in den treffendsten, schlagendsten Antworten verräth. Auch dem Leibe theilt der Wahnsinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit. Selbst die kräftigsten Arzneimittel, wenn sie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein anderes Getränke sich umgestaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirksamkeit; Kälte und anhaltendes Fasten, in einem Grade, worin sie andere Male tödtlich seyn würden, schaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieselbe Beweglichkeit und Beugsamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellsehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit des Wahnsinns erinnert an die Weise des Traumes. Im Traume denkt und spricht nämlich die Seele, statt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einschlafen uns selber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder; wir wissen, daß unter ihnen die Seele jezt dieß, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Gestaltensprache, in welcher jezt der sinnende Geist arbeitet und sich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortsprache im Zustand des Halbschlafes her; irre, unverständlich und ohne Zusammenmenhang, vergebens sich abmühend, dem blitzesschnellen Gange der Seelensprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen innern Klarseyn und Selbstbewußtseyn ein Unvermögen eintreten sehen, die innern Vorstellungen mit dem anpassenden Worte zu bezeichnen. Es wurde, statt des eigentlichen Ausdrucks, für das begehrte Getränk etwa das Wort Holz ausgesprochen, statt Bette: Gras, statt Fenster: Luft. Was der Kranke sprach, erschien den Umstehenden sinnlos, und jener quälte sich vergebens ab, das, was ihm im innerlichen Bilde so klar und deutlich gewesen, auch den Hörenden deutlich zu machen. So könnte auch in einigen Fällen beim Wahnsinne eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele in ihrer eigenthümlichen Bildersprache stattfinden, ohne daß sich dieselbe im hörbaren Wort nach außen zu offenbaren vermöchte. Zu dieser Vermuthung führen uns die Geschichten von solchen Wahnsinnigen, an denen beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahn eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich schien; wie bei jener Frau in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem sieben- und -vierzigsten Jahre starb. Sie war

zwanzig Jahre wahnsinnig gewesen, doch hatte sie diese innere Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in solchen freien Zwischenzeiten, in denen zuweilen das Selbstbewußtseyn wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eigenen Willens in einen höhern, der Alles lenkt. Als sie, vier Wochen vor ihrem Tode, ganz von ihrem Wahnsinne genas, sezte sie Alle, welche sich ihrem lehrreichen Sterbette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlichen Hellsehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefsten, innern Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil sie sich in jenem innersten Kreise, den kein äußeres Auge durchschaut, fest auf einen Grund gestüzt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er selber das Leben ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Das Schweigerische Volkstheater.

Die Jugend, welche zugleich auch die Rolle der Fee Amarantis spielte, war guter Hoffnung und dabei, als schlanker, blühender, tanzender Jüngling, in eng anliegende Beinkleider und kurze Jacke gekleidet. Aus der Souffleurkappe schaute zuweilen eine Haube heraus; denn eine Dame machte den Souffleur; durch die Koulissen sah man Studenten, welche mit der Jugend, mit der Zufriedenheit und mit der Nacht schön thaten. Und dann die Wolken, das Maschinenwesen überhaupt, die Verwandlungen, die Höllengeister! Es war mir unheimlich zu Muthe; ich konnte nicht lachen, so lächerlich all das närrische Zeug war: in dem Lächerlichen lag jener Zug der Erbärmlichkeit, den man auch am lustigsten Narren wahrnimmt, der uns ein Lächeln abzwingt, aber ein wehmüthiges, ein mitleidiges. Ich that mir Gewalt an, bis zum Ende auszuhalten, und so bekam ich noch Folgendes zum Besten. Einige junge Leute machten sich den Spaß, einen Schauspieler herauszurufen; der Rest des Publikums nahm es im Ernste und stimmte ein. Der Akteur hatte aber schon das Haus verlassen, weil er abgespielt hatte, und die Zauberer und die Höllengeister waren schon in einer andern Scene begriffen. Aber das Publikum drückte tobend sein Verlangen aus; die Höllengeister verließen einer nach dem andern die Bühne, den Verschwundenen herbeizuholen. Endlich erschien er; aber o weh! kaum hatte er mit einem Fuße die Schwelle übertreten, als die Dekoration aufflog und er rittlings auf die Schwelle zu sizen kam. Da hätte man das Gelächter und Geklatsche hören sollen! Im lezten Akte trat die Zufriedenheit auf. Wie eine Juno schritt sie einher. „Ah! ah!“ riefen spöttisch bewundernd einige Studenten, und Andere lachten darob. Die Zufriedenheit fühlte sich beleidigt; mehr als unzufrieden, höchst empört, machte sie rechts um, verließ die Bühne und erschien nicht wieder. Das ganze Theaterpersonal war in Bewegung und suchte sie zu besänftigen und zu bereden, umsonst; sie erschien nicht wieder, und mehrere Scenen, wo sie die Hauptrolle zu spielen hatte, mußten ausgesezt, andere, wo sie nicht so wesentlich war, mußten lückenhaft gegeben werden, und weil dieß eine sonderbare Konfusion verursachte, eilte man zur Schlußscene. „Wir schließen zwar,“ rief da zu guter lezt derjenige Schauspieler, welcher der beste war und das Stück zusammengehalten hatte, „ohne unsere Zufriedenheit, allein, hoffe ich, nicht ohne die Zufriedenheit des verehrten Publikums.“ Das verehrte Publikum klatschte Beifall; der größte Theil davon war auch wirklich zufrieden, einige Auerinnen waren sogar gerührt gewesen. Beim Hinausgehen hörte ich die Dame in dem Schranke, die muthmaßliche Souffleurin, sagen: „Aber wahrlich, die Frau von .... (die Zufriedenheit) hat sich heute sehr unanständig benommen, so gediegen sie sonst als Schauspielerin ist.“

Bald darauf ließ ich mich bewegen, noch einmal hinzugehen. Es war an einem Sonntagnachmittag um vier Uhr. Das Haus war überfüllt; die Läden wurden geschlossen und das Schauspiel begann. Man gab: „Staberl als Stegreifdichter, oder der Improvisator in der Klemme; eine Posse in drei Akten von H. Dor.“ Der Verfasser des Stücks, Hr. Dor, welcher ein Mitglied der Schweigerischen Gesellschaft ist, trat selbst als Staberl auf und bewies, daß er einer bessern Bühne Ehre machen würde. Sein Spiel war trefflich und stets mit dem rauschendsten Beifall begleitet. Dabei machte er die ausgelassensten Anspielungen auf die europäischen Zustände und auf allerlei Personen. Bei diesem Stücke erschien mir das Schweigerische Volkstheater in einem ganz andern Lichte. Alles schien besser und anständiger; ich schrieb, was ich an jenem Abend gesehen, dem Zufall zu, und zählte von nun an dieses Theater auch zu Münchens Ergözlichkeiten.

Da das Haus von Brettern und die Schauspielerbande eine herumziehende, eine höchst abentheuerliche ist, so versteht es sich von selbst, daß es verlassen und geschlossen wird, sobald der Winter vor der Thüre ist, und da wir außerdem kein anderes Theater als das Hoftheater haben, so ergibt sich, daß das Volk von München während der langen Winterabende Unterhaltung und Moral lediglich in den Bierhäusern suchen muß. In einer Stadt von mehr als 80,000 Einwohnern nur Ein Theater! Schon dieses ist zu groß, wird man sagen, denn selten ist es voll. Aber wenn auch dieses einzige immer voll wäre, würde man hier noch andere Theater vermissen, solche nämlich, die den untern Klassen zugänglicher und angemessener wären, und solche würden jenem keineswegs Abbruch thun. Im Parterre des Hoftheaters zu stehen, kostet 36 kr. und auf der Gallerie (im Paradiese) 15 kr. Für das Volk und überhaupt für die nicht sehr bemittelten Leute ist das viel Geld, wenigstens für einen unbequemen Plaz. Solche Leute ziehen daher vor, entweder hübsch zu Hause zu bleiben, was jedoch selten der Fall ist, oder ihren Abend im Wirthshause zuzubringen. Und doch wäre es für ihre Sitten und ihre Bildung so wünschenswerth, daß man ihnen den Theaterbesuch erleichterte. Als vor einigen Jahren außerordentlicher Ereignisse wegen im Kirchenstaate die Theater geschlossen blieben, bemerkte man, daß viel mehr Messerstiche, Todtschläge u. s. w. als gewöhnlich vorfielen; man bat inständigst, dem Volke die Theater zu öffnen; man wurde endlich erhört, und das Volk verließ die Tavernen, betrank sich nicht und beging weniger Excesse. Hier fallen zwar keine Messerstiche unter dem Volke vor, allein aus seinen Sitten entspringt noch so Manches, was einem ein wahrer Stich im Herzen ist. Man gehe in einer Freinacht durch die Gassen, man lasse sich erzählen vom Käferloher Pferdemarkt und von seinem Flegelorden, man — doch ich wollte Ihnen von der Hofbühne sprechen und bin über dem Volkstheater nicht dazu gekommen. Ich schließe für heute und verspare, was ich namentlich über die musikalischen Leistungen unserer Bühne zu sagen habe, auf den nächsten Brief. L–s.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. November 1833.

Unabsehbar ergießt sich vor meinen Augen die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt. —

Schiller.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

An der Hand eines Lohnbedienten, eines Menschen, der alle männlichen Wesen in Cavaliere und Musterreiter eintheilte, bestiegen wir am folgenden Morgen den Kapuzinerberg, an den sich Salzburg von seiner Nordostseite lehnt. Es ist hier alles gethan, um das Steigen zu erleichtern. Das friedlich gelegene Kloster war auf einem bequemen Wege, den nur der fortwährende Anblick schauderhafter, geschmackloser plastischer Darstellungen aus der Geschichte der Märtyrer und der menschlichen Seele beschwerlich machen könnte, sehr bald erreicht. Der höhere Berg selbst ist von einer Mauer eingefriedigt, die früher zum Wildgehege mochte gedient haben, jezt aber an vielen Stellen schon verfallen ist. Ein schattenreicher, kühler Hain von dichtem Laubholz nahm uns in seinen stillen Frieden auf, kein Lüftchen wehte durch den grünen Raum, der Vogel schwieg, die Axt ertönte nicht, es umwebte uns der geheimnißvolle Zauber der Waldeinsamkeit. Der Weg bis zum Gipfel des Berges zog sich in die Länge, und erst nach einer längern Wanderung hatten wir ihn erreicht. Wir suchten den höchsten Punkt und gewannen ihn aus den Fenstern des Hauses, das oben auf dem Gipfel gelegen und im Winter oft so verschneit ist, daß es alle Verbindung mit der Welt abbrechen muß. Wir trafen zwei der schönsten Panoramen, welche die Malerin Natur dem entzückten Auge der Sterblichen nur aufrollen kann. Unser Standpunkt beherrschte so dreist seine Umgebung, daß uns die ganze Halbscheid der westlichen bis zur östlichen Region ungehindert vor Augen lag. Ein unermeßlicher bunter Teppich, vom reinsten Gold der Frühsonne durchwirkt, lag in der Tiefe ausgebreitet und verlor sich mit seinen Borten weit hinaus in die blaue Ferne des Horizontes. Zugleich war die Regelmäßigkeit dieses Bildes überraschend. Wenn in den Straßen und Alleen, welche die Ebene durchschnitten, die kunstvolle Hand des Menschen unverkennbar war, so schienen sogar die Windungen der nach freier Wahl sich schlängelnden Salzach und das bunte Gewirr von sonnenerhellten, blendendweißen Villen und Meierhöfen, und die Wiesen und Felder nach einem Plane angelegt, der von unserer Stelle aus hätte entworfen seyn können. Wie paßte Alles in dieß freundliche Gemälde! Selbst die militärischen Evolutionen eines Kavallerieregiments trugen dazu bei, dem Bilde, wenn auch nicht frische, doch neue und gefällige Farben zu geben. Der Thierveredler spottete über die ungelenken Rosse, die unter ungelenkern Reitern zuweilen zusammenstürzten, aber der Dichter sagte zu mir: „Die Natur hat uns ein chinesisches Gemälde aufgerollt. Wie prächtig nimmt sich das Alles in der Vogelperspektive!“ Er dachte dabei an keinen Spott, denn seine Augen leuchteten verklärt. Er wollte nur sagen, daß Claudes und Teniers Pinsel die Natur nicht adle, sondern die Landschaft selbst.

Wir verließen den Kapuzinerberg, nachdem wir noch auf der entgegengesezten Seite einen Blick in jene Gebirgskette, an welche sich das Auge in Salzburg so bald gewöhnt, weil sie ihm nie entgeht, geworfen hatten. Es war inzwischen in den Straßen lebhafter geworden. Unser nächstes Ziel war die Festung, die sich auf einem steilen Felsen in der Nähe des Mönchsberges lagert. Der Weg dorthin führte durch das Schloß, ein einfaches Gebäude mit einem geschmackvollen und wohlunterhaltenen Kunstgarten. Die plastischen Verzierungen stellten auch hier wieder Gegenstände dar, welche man in einem bischöflichen Sitze kaum zu finden glaubt. Der Erbauer hatte seinen Garten mit einer Reihe mythologischer Scenen geschmückt, in welcher entführte Jungfrauen der Erde immer die Hauptrolle spielten.

Die Festung konnte von uns gegen Erlaubnißschein besucht werden. Der Weg hinauf ist sehr steil und die nassen, wassertropfenden Mauern scheinen unüberwindlich. Wir gingen durch einen weiten Hof, und mußten zuvörderst eine Kapelle besuchen, an der nichts besonderes, sondern Alles, bis auf die offene Hand des Küsters, wie überall war. Alles Andere, das uns oben noch gezeigt wurde, waren Aussichten, für welche wir aber schon ein ermüdetes Auge mitbrachten, eine Orgel, welche das Ohr zerriß, und eine Menge alter Reliquien aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die bischöflichen Zimmer sind alle sehr niedrig, geschmacklos und winklicht gebaut, und der berühmte Ofen mit seinem mystischen Arabeskengeflecht wird immer baufälliger. Das Anziehendste sind die Erinnerungen an den Pinzgau'schen Bauernaufstand, gegen dessen siegreiche Fortschritte den Bischöfen nur diese Festung als lezte Schutzwehr offen blieb, und für die Gegenwart die Besatzung des Kastells, die aus Polen besteht. Sie trugen alle lange, weißleinene Oberröcke, puzten ihre Gewehrläufe, glänzten ihre Bandeliere, schabten Rüben für die Küche, aber Keiner sprach mit dem Andern. — Auf dem Rückwege vergaßen wir nicht, in den Marstall mit seinen in Stein gehauenen Logen einzukehren, das Felsenthor Siegmunds, die Domkirche und das ehemalige Universitätsgebäude zu besuchen.

Es war hoher Mittag. Das Glockenspiel der Domkirche ließ einen beliebten Chor aus Fra Diavolo hören, wir machten unsere Rechnung mit dem rothen Ochsen und saßen bald auf dem Eilwagen, der uns nach Innsbruck bringen sollte. Die Straße dorthin wendet sich wieder nach dem Bayerischen zu und berührt es eine beträchtliche Strecke entlang. Sie erhebt sich bald hinter Salzburg und führt über die steilsten Gebirgspässe. Riesenhafte Felsstücke thürmen sich aufeinander, und wie kahl und unfruchtbar meist der nackte Stein ist, so erstaunt man doch oft, die felsigste Höhe mit einem grünen Kranz von Bäumen und Wiesen bekleidet zu finden. Wie sorgfältig benuzte aber der Mensch diese Stellen! Er baute dort auf einem kleinen Vorsprunge ein kühnes Kastell, oder klebte hier seine Hütte an den senkrechten Felsen, wo er sich sicher glaubte vor der Zugluft, die schneidend durch die Spalten der Bergeshäupter hindurch fährt. Nichts hallt in dieser Einsamkeit wieder, als das Murmeln einer kleinen Quelle, die behend, aber vorsichtig an dem Felsen herabklettert, Stufe vor Stufe, sorgfältig ihr kleines Bett, eine Felsenritze, wählend, und erst munter davonrinnend, wenn sie unten den ebenen Boden spürt. Nach vielen Windungen treffen wir sie in der Tiefe wieder an, ein klarer, starker Arm, der hundert Quellenadern in sich aufgenommen, über Felsstücke mächtig wegströmt, die Zweige eines hindernden Baumes mit sich davon führt, als schäumende Cascade in die Tiefe stürzt und dort als Waldstrom gesezt und ruhig weiter fließt, um Wiesen und Mühlen zu bewässern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wahnsinn und Traum.

(Fortsetzung.)

Wie aus den Zuständen des gewöhnlichen Hellsehens, wenn auch alles das, was die Hellsehende sprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verschwunden ist, zuweilen ein Vorsatz und die Thatkraft zu seiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, so kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen innern Bewegen der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in solchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der still erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Resultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Gestalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden setzen sich ungescheut die Fliegen unserer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verscheucht; auf einen verwesenden Leichnam sezt sich jenes ekelhafte Geschmeiß, welches sich selber und seine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnsinn entseelten Leibe fremde Kräfte, wie eben zufällig erschallende Töne der Luft in einem besaiteten Instrument nachhallen. Es sind jedoch diese fremden Kräfte in den Wahnsinnigen der verschiedenen Art selber von verschiedener Macht und Art; einige erscheinen minder ekelhaft und furchtbar, andere sind dieses mehr, und diese zeigen sich offenbar in gewissen Zuständen dieser Art einheimischer und bleibender, als in andern.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnsinn ist in mannichfaltiger Hinsicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anschein von Recht den Wahnsinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechselverhältnisses des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnsinnige schlafe, träume und rede im Traum mit offenen Augen und mit

dem Anschein eines Schlafenden. Gewiß ist, daß die gewöhnlichern und häufigern Träume jener Klasse, welche der wachen Erinnerung zugänglich ist, dem Irregehen des Wahnsinns sehr ähnlich sehen. Es ist in ihnen eine Verkettung der Vorstellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben so fremd ist, als jener des Wahnsinns: ein blitzschnelles Hinüberspringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unserer sogenannten Wirklichkeit durch fast unermeßliche Klüfte geschieden sind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas, wie ein fremder Wille, mit unsrem Wesen: ein Wille, welcher diesem im Wachen fremd ist. Oder er versucht es wenigstens, mit uns auf seine Weise zu walten, andeutend durch den mehr oder minder gelingenden Versuch, daß seinem Einfluß auf unser Inneres noch Zugänge offen stehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieser Hinsicht wird der scherzhaft gaukelnde Traum selbst dem tiefer wohnenden Ernst zum Lehrer und Warner. Es sind auch im Traume die höhern Kräfte des innern Menschen vorherrschend: der Witz und die Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorstellungen, die Macht und Tiefe des Ausdrucks, das Ferngesicht, welches das längst vergessen geschienene Vergangene eben so hell beleuchtet, als das noch Künftige. Denn daß im Traume zuweilen prophetische Kraft sey, erkannte schon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatsachen, welches jenes Ferngesicht bestätigen, nicht hinwegleugnen können.

Dieses Ferngesicht des Traumes geht zuweilen, gleich den Warnungen und Voraussagungen des Sokratischen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigern Schicksale des Träumers oder der ihm nahe verbundenen Personen an. Träume dieser Art, welche vor einer nahen Gefahr des innern Menschen warnten, Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch gesunden, innig geliebten Menschen voraus verkündigten, oder welche unter stets sich gleich bleibenden symbolischen Bildern eine eigene, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigener Erfahrung und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden sich aus älterer wie aus neuerer Zeit in großer Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu seinem eigentlichen Berufe, der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beispiel anzuführen: es wurde dem Professor der Theologie und ersten Direktor des Collegii Fridericiani zu Königsberg, Doktor Lysius, in dem trostreichen Ferngesicht eines Traumes die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war, den Beruf seines Lebens ganz aufzugeben. Ueberhaupt sah dieser Doktor Lysius, dessen innere und äußere Erfahrungen Reichardt in seinen Beiträgen zur Seelenkunde auf eine vielen Seelen erfreuliche Weise bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Gesichten mehrmals Ereignisse mit Bestimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch sich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in seiner philosophischen Zweifelsucht an der Bedeutung der Träume störte, oder den seltsamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchterne Mann gegen alle Erscheinungen dieser Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht selten beobachtet, daß gerade solche Menschen, welche eine ganz besondere Anlage zu dergleichen psychischen Zuständen haben, mit allen Kräften ihres wachen und verständigen Zustandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß sie dem innern Zug zum Weissagen sich hingebe. — Dem Philologen Ernesti, damals kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde im Traum mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Aktenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermangelung seine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine sehr peinliche Verlegenheit versezt worden war.

Wenn in allen diesen Fällen das Vorausgesicht des Traumes einen etwas ernstern, pythischen Charakter an sich trug, so hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetischen Hellsehen gefunden wird, wenn sich dieses auf ganz unbedeutend scheinende, künftige Ereignisse bezieht. Hievon erzählt uns Gassendus aus dem Leben des berühmten Peirescius ein Beispiel. Dieser gelehrte Mann, welcher ein leidenschaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand sich einst (im Jahre 1610) in Gesellschaft des Jakob Raynerius auf einer Reise nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide schliefen, da wird Raynerius durch ein unverständliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt und bemerkt, daß dieser wie im schweren Traume redet. Er ruft ihn an und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „Ei, welch angenehmen Traumes hast du mich beraubt! Ich war, so däuchte mir, eben in Nimes, wo mir ein Goldschmidt die goldene Münze des Julius Cäsar zum Auswechseln anbot.“ — Am Morgen wird denn die Reise nach Nimes fortgesezt. Dort angelangt, beschließt Peirescius, vor dem Mittagessen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf denselben Goldschmidt, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt diesen, ob er etwa seltene Münzen besitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäsar. Diese kauft denn Peirescius, fröhlich über den seltenen Fund, so wie über den Traum, der ihn erst zu jenem Goldschmidt hingewiesen hatte. (Der Beschl. folgt.)

Proben einer deutschen Odyssee.

5.

Nausikaas Zusammentreffen mit ihrem Vater.

(6. Buch.)

Jezt hob sich an des Meeres feinem Saum
Das Morgenroth, Nausikaa zu wecken;
Die war verwundert über ihren Traum
Und eilt, es ihren Eltern zu entdecken.
Schnell geht sie durch das Haus und traf die Beiden innen;
Die Mutter saß am Herd mit ihren Dienerinnen,
Schon emsig, Purpurgarn vom Rocken abzuspinnen.
Dann läuft sie nach dem Vater, findet ihn
Noch eben auf des Hauses Stufen,
Wie er hinunter in den edlen Rath
Zu den erhabnen Fürsten ging, wohin
Die trefflichen Phäaken ihn berufen.
Nah zu ihm stellt sie sich und bat:
„Gelt, liebes Väterchen, du gibst mir doch
Heut' einen Wagen, stark und rund und hoch?
Ich will zum Fluß die schönen Kleider führen,
Und heute noch die Wäsche wieder halten.
Wenn du zum Rathe gehst und zu den alten,
Ehrwürd'gen Männern, ja, das will ich meinen,
Da will sich's anders nicht für dich gebühren,
Da mußt du doch im weißen Kleid erscheinen.
Zudem fünf liebe Söhne hast du ja;
Zwei freiten schon, nur dreie sind noch da;
Die wollen frisch Gewand, wenn sie zum Tanze gehen;
Mit diesem, Väterchen, muß ich sie wohl versehen."
So redet sie; doch von der Hochzeit wollte
Kein Wörtchen mehr heraus, was ihr geträumt;
Der Vater, welcher still, was es bedeuten sollte,
Recht wohl gemerkt, versezt ihr ungesäumt:
„Die Thiere sollst du von mir haben, Kind,
Und auch das Andre; gehe nur geschwind!
Den Wagen, stark und hoch, den machen meine Knechte
Sammt dem Gestelle dir zurechte."
Er sprach's und rief die Dienerschaft heran;
Die rüsteten ein Fuhrwerk vor dem Haus
Und holten flink das Mäulerpaar heraus;
Dann spannten sie den leichten Wagen an.

Dr. Eyth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Besuch des Königs der Belgier. Musterung der Nationalgarde.

Wir haben hier jezt eine Reihe von Hoffesten, die jedoch in einer Stadt wie Paris kein so großes Aufsehen erregen, als Hoffeste in einer deutschen Residenz, und die eigentlichen Feste hier sind solche, an denen das Volk Theil nimmt. Man hatte längst den Besuch des Königs und der Königin der Belgier erwartet. Die junge Königin hängt mit zu inniger Liebe an ihrer Familie, als daß sie lange von derselben getrennt bleiben könnte, und obschon mehrmals ihre Brüder, Schwester, Mutter und Tante zu ihr nach Brüssel gekommen sind, so hat sie doch auch ihr Vaterland und ihren Vater wiedersehen wollen. Ueberhaupt herrscht in der königlichen Familie eine Einigkeit und Anhänglichkeit, von der man sagen kann, sie sey ganz bürgerlich. Daß die karlistischen Tageblätter darüber spotten, ist natürlich; allein daß die republikanischen diesen Spöttereien beistimmen, ist nicht konsequent; denn die Bürgertugenden der Könige müssen auch den Republikanern gefallen. Fast täglich erscheinen neue Spöttereien und Wizeleien über den Besuch Leopolds bei seinem Schwiegervater; man erdichtet Gespräche zwischen den beiden Königen; man sezt voraus, Leopold komme, um die Mitgift seiner Frau zu holen, und Ludwig Philipp suche nur einen Vorwand, um den Zeitpunkt des Zahlens weiter hinauszurücken. Dieser Spott ist meistentheils bitter und unbillig; allein die Preßfreiheit erlaubt ihn; in England wird die königliche Familie mit nicht mehr Schonung behandelt; hat doch die Regierung auch ihre Journale, um sich zu vertheidigen, wenn sie es für gut findet. Leidenschaftlich geschriebene Journale zerstören auch bald ihren Kredit im Publikum und machen daher wenig Eindruck. Ihre scharfen Bemerkungen sind indessen manchmal ein Gegengift gegen die unausstehlichen, kriechenden Schmeicheleien, welche man sich gegen die Großen erlaubt. So haben sich die kleinen und auch mehrere große Tageblätter über die langen, geschraubten Reden lustig gemacht, womit man den König Leopold begrüßt und worauf er, wie es scheint, nichts geantwortet hat. Ein Hofball, den man ihm zu Ehren gab, war deßhalb merkwürdig, weil der Hof einen großen Theil der Einladungen an die Nationalgarde gesandt hatte, so daß also hier die Bürgerschaft in pleno dem Hoffeste beiwohnte; dennoch war man nicht zufrieden und klagte, daß die Einladungen mehr an die Offiziere, als an die Gardisten gerichtet gewesen seyen. Ein öffentlicher Ball wird von der Nationalgarde dem Hofe angeboten werden; jedoch steht es jedem Gardisten oder Bürger frei, der Subscription beizutreten oder nicht. Das Opernhaus würde zu klein seyn, wenn auch nur ein Viertel der Nationalgarde an dem Balle Theil nähme. Derselbe wird also nur für diejenigen seyn, welche ein Goldstück hingeben können, ohne deßhalb sich einschränken zu müssen. Die Schauspiele, welche in Paris wohl die größte Merkwürdigkeit für Fremde sind, ziehen auch die königlich belgische Familie häufig an; die große Oper ist schon dreimal von ihr besucht worden, und in der That würde sie in keiner andern Hauptstadt ein solches Schauspiel antreffen. Nach dieser hat die italienische Oper sie vorzüglich angezogen. Im Palais-royal ist ihr von dem jungen Herzoge von Orleans ein Fest gegeben worden. Die übrige Zeit bringt sie meistens im Familienkreise zu. Eine große Heerschau der Nationalgarde war am 3ten November. Sie hatte zu ziemlich heftigem Streite in den Tageblättern Anlaß gegeben. Es fragte sich nämlich, ob es anständig sey, daß der König die Bürger von ihren Geschäften abrufe, um sie vor den Augen eines fremden Fürsten zum Schauspiele dienen zu lassen. An solch eine Frage würde man anderswo nicht einmal denken. Man sieht daraus, wie weit der Begriff von bürgerlicher Würde in Frankreich gediehen ist. Gemäßigtere Blätter antworteten darauf, daß diese Heerschau blos eine Höflichkeitsbezeugung gegen einen mit dem königlichen Hause verwandten Fürsten sey, und daß der König kein schicklicheres Mittel habe, mit den Bürgern seiner Hauptstadt zusammenzutreffen. Wer sich einstelle, sey höflich, wer nicht hingehe, sey auch nicht strafbar. Somit fand sich ungefähr die Hälfte der Nationalgarde ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. November 1833.

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seelen Abgrund der Vorwelt Bild
Und schießt weit über weissagend starkes Geschoß
In das Herz der Zukunft.

Herder.

Wahnsinn und Traum.

(Beschluß.)

Einer besondern Bemerkung scheinen noch jene Träume werth, welche mehreren Menschen zugleich und fast ganz in derselben Form kamen. Auf diese Weise träumte dem Dr. K. W. Justi und seiner Gemahlin in derselben Nacht ein und derselbe Traum, welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendste hiebei war, daß dieses Nachtgesicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall ansagte, sondern ihn in einem Bilde vorausbedeutete, welches sich beiden Eltern als dasselbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verschwunden; im Traum beider erschien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Pallast. Obgleich daher schon Aristoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberschätzen auch der richtig vorbedeutenden Traumgesichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil sie dem Ruchlosen eben so häufig widerfahren, als dem Frommen, darf dennoch diese alltägliche Gabe der Seele in ihrem Werth, vielleicht selbst als Bildungsmoment des innern Menschen, auch nicht zu tief herabgesetzt werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei. Die meisten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben so wenig Zugang, als die Gesichte und Reden des Hellsehens, und es ist öfters das Zeichen eines ganz vollkommenen und gesunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne erinnerliche Träume ist. Jene Sprache, welche alsdann der selbst im Schlafe thätige Geist im innern Grunde der Seele vernimmt, ist eine andere als die, welche das Ohr hört und die Zunge spricht; sie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zustandes eben so wenig verstanden und vernommen, als das inwendige geistige Selbstgespräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umstehenden. Es scheint beim tiefen Schlafe allerdings, als sey in ihm gar kein inneres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber, nach vielfältiger Beobachtung, die Seele im Zustande des Hellsehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denselben vorgegangen und gesprochen worden war, während eben dieser Leib in bewußtloser Ohnmacht dagelegen, so weiß sie, nach andern verwandten Beobachtungen, in jenen Zuständen eines höhern Selbstbewußtseyns auch über das Rechenschaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf sie geschehen. Hierdurch bezeugt sie, daß sie auch dann in einem beständigen Verkehr mit der Außenwelt und in einem Aufmerken auf diese verbleibe; nur geschieht dieser Verkehr auf einem andern Wege, als durch die Sinnen, und läßt sich deßhalb nicht von der Erinnerung verfolgen. Das Fortbestehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth sich schon in dem sehr bekannten Vermögen vieler

Menschen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche sie sich beim Einschlafen vorher bestimmt hatten. Die Seele bemerkt also auch da, wo sie uns, außer allen Schranken der Gegenwart, bald im Vergangenen, bald im Künftigen herumzuirren schien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andern Fällen hat sich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefsten Schlafe aufweckte, wenn sich Gefahr nahte, selbst dann, wenn dieses Annähern ungleich leiser und unbemerkbarer war, als ein anderes Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tiefern Schlafes bildet, eben so wie aus jenem des Hellsehens, der gewöhnliche erinnerliche Traum den Uebergang. Durch diesen scheint uns zuweilen auch jener Zusammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzustände eben so unter einander stehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume, diese Empfindung, jenen innern Sinneneindruck schon sehr oft gehabt, in diesen oder jenen Verhältnissen des Wahnlebens uns schon sehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall gewesen, der Traum konnte seine Erinnerungen nur an seine eigenen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angesponnen haben. So geht eine ganze innere, dem äußern Sinn verborgene Geschichte der Entwicklung unsers Wesens neben der des wachen Lebens her und mitten durch dasselbe hindurch. Ihre äußersten Fäden knüpfen sich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben seinen Anfang genommen, und welche seyn wird, wenn dieses endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeisterin ihr Haus errichtet, so alt ist als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längst vollendet ist, bleibt der Seele von diesem ewigen Felsen nur das als ewiges Eigenthum, was sie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, sich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, sondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele selber an. Wir blicken allerdings in solchen Zuständen zuweilen, wie ein Auge, das durchs Fernrohr in ein fernes, schönes Gebirge und seine reichen Auen schaut, in eine höhere, geistigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachsen, werden nur dann unser, wenn wir uns, nicht ohne Anstrengung, zu demselben hinbewegen und es ersteigen. Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht selten einen Anklang der innern Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wissen, woher er uns kam: Heiterkeit und Trauer aus unerklärlichem Grunde, ein plötzliches, deutlicheres Verstehen von Gegenständen und Aufgaben des innern Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht. So erzählt ein Mann, der sich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwiesen hat, die sich zu seinem gesegneten Wirken bekennt, wie er sich zu ihr bekannt hat, der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traum schwierige Aufgaben gelöst, ja einstmals, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesezt und einen schwierigen Lehrsatz der Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe. Hierauf legte er sich wieder nieder und schlief von Neuem ein. Als er zum zweitenmale erwachte, betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derselben ehrwürdigen Hand, über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit, soll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und so den Beschluß dieses Aufsatzes bilden. „Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre seyn, als ich anfing, Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackrer Rektor, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren so einigermaßen hereingekommen waren. Indessen lernten wir täglich in unserm griechischen Wörterbuch so gut als in unserm lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich, denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Hallischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich, anderswohin in einen bessern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privatinstitut eines jungen tüchtigen Schulmanns besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich, zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chrestomathie übersezten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahr alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand Alles, als wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiderte meine Großmutter folgendes, das ich unten geschrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι. *)

*) Wie mir prophezeit worden, so prophezeie ich dir hier.

Hierauf erwachte ich; Alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen, so viel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese lezten Worte standen noch ganz vor meinen Augen mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechischen Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstand sie nicht, denn ich mußte das Wort χρησμῳδέω erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war. Man wird die Genauigkeit bemerken, sogar im nicht accentuirten enclitischen σοι und in der weiblichen Form des Wortes χρησμῳδηθεῖσα, daß es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande, so etwas zu produciren, das sie im wachen Bewußtseyn nicht verstand, und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte wie jenes χρησμῳδεῖν gehört haben, aber zur Erklärung der Sache gehört da doch noch mehr."

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Der steilste Gebirgskamm lag hinter uns und die Berge nahmen eine freundlichere Gestalt an. Der Dichter, zu Fuß und im Wagen immer neue Bilder auftreibend, zeigte uns einen Berg, den er wegen seiner gleichmäßigen Halbkugelform Mönchskappe nannte. Aber bald zeigte sich, daß sein Bild auf alle Spitzen paßte, und wir mußten uns gestehen, daß in dieser ewigen Wiederkehr einer zwar schönen, aber bei Gebirgen so unerwarteten Form nichts Anziehendes lag. Die Geister des Gebirgs straften uns aber für unsere Unzufriedenheit, riefen die Nacht über sich und hüllten sich in finstere nebelhafte Schatten ein. Die große Fahrstraße war vom langen Regen überschwemmt, wir mußten aussteigen und hinter Hecken und Gärten eine neue suchen. Man stand uns in der Nacht mit Fackeln bei, und wir gelangten, von muntern Bauerknaben geführt, durch nasse Wiesen und Felder watend, um viele Minuten verspätet, bei der nächsten Station an.

Meinen Lesern habe ich im Verlaufe eines einzigen Tages vom Kapuzinerberg bei Salzburg bis Lofar in Tyrol so viel Gegenstände vor Augen geführt, daß sie mir billig erlauben werden, die meinigen bis zum nächsten Morgen zu schließen. Sollten sie darauf begierig seyn, so gebe ich ihnen die Worte, welche der Thierveredler nach der Abendmahlzeit in Lofar über die Gemsenjagd verlor, die mich aber allmählig einschläferten. „Wie!" sagte er mit seiner gewöhnlichen kühnen Wendung, die er aber ganz in seiner Gewalt hatte, „wie! es ist gar kein Wunder, daß in Tyrol die Gemsen seltener werden. Man klagt die Jäger an und will ihnen die Flinten (sie nennen sie Stutzen) nehmen; aber man würde besser thun, auf eine beträchtliche Zeit (zehn Jahre sind vielleicht zu wenig) den Horndrechslern den Ankauf von Gemshörnern und den Gerbern deßgleichen von Gemsfellen, wie vor allen Dingen den Konsumenten den Genuß des Thieres selbst zu verbieten. Denn was ist so die Folge? Die Jäger brechen sich um einen leidigen Gewinn eher Hals und Bein, ehe sie ihn aufgeben; sie lauern drei Tage lang, öfter noch über, als in den Wolken, und schießen die lezten Stammhalter einer Thierrace nieder, von der man nach fünfzig Jahren nicht mehr wissen wird, als vom Einhorn. In den hiesigen Gegenden ist die Gems schon völlig ausgestorben. Die Jäger machen Tagereisen, ehe sie auf einen Bock stoßen. Kronen trifft man in Tyrol kaum noch. (Sie wissen wohl, daß der Jäger unter einer Krone ein Rudel von drei Thieren versteht.) Was bleibt also diesen kühnen Wagehälsen übrig? Sie streifen über die höchsten Alpen hinweg, brechen ins Piemontesische ein und schießen dort mit Gefahr, polizeilich entdeckt zu werden, die Gemsen nieder, die wir vierzehn Tage später in Innsbruck verzehren." Die geographischen Ausschweifungen des Thierveredlers gaukelten meiner müden Phantasie eine Menge reizender Bilder vor, so daß sie allmählig mit dem Traume Hand in Hand gingen und mich einschläferten.

Die Morgensonne brachte einen herrlichen, blauen Tag und eine Gegend, welche in der Nacht ihren pittoresken Charakter gegen einen lieblichen, dem Glanze des Lichts zugänglichen vertauscht hatte. Die engen Schluchten hatten sich weit zu einem Thale geöffnet, die wilden Gießbäche waren ungehindert fließende Ströme geworden und schmückten sich mit blumigen, grünen Uferwänden. Obstbäume wiegten sich unter der vollen, goldenen Last ihrer Früchte; Alles war so heiter und schön, daß ich mich unwillkührlich in die Thäler am Rhein und Neckar versezt glaubte. Die Rebe zog sich in schlanken Gewinden an den bunten Malereien der geschmackvollen Häuser hinauf. Während dort oben in den Engpässen die Erinnerungstafeln der Umgekommenen mit dem Himmel zu grollen schienen, kehrte hier der Glaube an die Götter wieder zurück. Maria war wieder die Königin, die an den Eingängen der Häuser prangte, der Blick zum Himmel fand einen weiten Horizont, und die kalten Bergspitzen lagen so fern, daß das getäuschte Auge sehr leicht die über ihnen liegenden Wolkenschichten für jene selbst ansah. Den schnellen Lauf des Inn verfolgend, langten wir um die Mittagsglocke in Innsbruck an. Wir

hatten bei unserer Einfahrt keinen Höhepunkt, von dem aus uns ein vollständiges Panorama der Lage dieser Stadt wäre geboten gewesen; aber selbst aus der Ebene mußte diese überraschen. Innsbruck liegt in einem Thale, das von drei Seiten mit Bergen begrenzt ist und nur gegen die Seite hin, von der wir kamen, sich öffnet. Doch liegt in den Begrenzungen nichts, das sich schroff an die Stadt herandrängte und ihr den freien Himmel raubte, der sich über ihr wölbt; nur gegen Norden hin zieht eine steile Felsenreihe, deren westliches Ende unter dem Namen der Martinswand so berühmt ist, noch im Monat August mit Schnee bedeckt, ohne Hoffnung, je von ihm frei zu werden. Dieser Schutzmauer verdankt Innsbruck ein herrliches Klima; die Nordwinde finden keinen Zugang, und nur der Morgenkühle des Ostens und den Regenwettern des Südens bleibt es ausgesezt. Wir betraten die reinliche, freundliche Stadt und vertrauten uns natürlich keinem andern Gasthofe an, als dem Adler, der uns auf allen Pfeilern, Stiegen und Wänden an das Trauerspiel in Tyrol und seinen ehrlichen Helden Andreas Hofer, der hier wohnte und aus den Fenstern seine „Sbrucker" haranguirte, schriftliche und gemalte Erinnerungen bot.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die italienische Oper.

Nach dem so heißen und trockenen Sommer war dieses Jahr das Laub der Bäume schon im frühen Herbste verdorrt, und sie hatten am Ende des Oktobers ein fast winterliches Ansehen. Dagegen gab es noch schöne und heitere Tage, was mit den entlaubten Bäumen einen sonderbaren Kontrast bildete. Die Reichen und Müßigen kamen vom Lande und aus den Bädern zurück; auch der Hof, der freilich in dem großen Paris wenig bemerkbar ist, war wieder in die Tuilerien eingekehrt. Die italienische Oper hatte, wie in den vorigen Jahren, ihre Vorstellungen mit dem Oktober begonnen, und dadurch war nicht allein ein Theater mehr in Gang gekommen, sondern auch ein hoher Kunstgenuß den reichern Musikliebhabern bereitet worden. Ob Paris seit dem furchtbaren Cholerajahre 1832 empfänglicher für Genüsse jeder Art geworden ist, oder ob wirklich der Direktor der italienischen Oper dießmal glücklicher in der Wahl seiner Schauspieler war, möchte wohl noch eine Frage seyn. So viel ist gewiß, daß, obschon keine der berühmten Prime Donne, welche in den vorigen Jahren als Sterne erster Größe am Horizont der italienischen Oper glänzten, jezt engagirt, die Truppe doch vortrefflich besezt und das Publikum vollkommen zufrieden ist. Erstlich hat diese Oper eine Dlle. Grisi, die sich unter den Augen der Pariser auf eben dieser Bühne gebildet hat. In den frühern Jahren hatte sie hier untergeordnete Rollen und konnte sich mit einer Pasta, einer Malibran nicht messen; allein schon im lezten Jahre gab sie Beweise von so großen Fortschritten, daß die Kenner vorhersagten, sie werde bald eine Sängerin ersten Ranges werden, und dieß trifft jezt schon ein. Das Mädchen muß sich unaufhörlich geübt haben, und zwar nach den besten Mustern; denn sie singt jezt vortrefflich, und gewiß zollt ihr Rossini Beifall, wenn er sie in seinen Opern, beinahe den einzigen bisher aufgeführten, singen hört. Eine Deutsche ist auch da, die Dlle. Unger, die sich neben der Grisi gar nicht übel halten würde, wenn sie nicht so furchtsam wäre; die Furcht legen jedoch die Schauspielerinnen bald ab, und von keiner üblen Gewohnheit auf der Bühne kommt man so schnell zurück, wie von dieser. An Sängern hat die italienische Oper jezt einen wahren Reichthum. Tamburini, den lustigen, eleganten Figaro, kennt das Pariser Publikum schon seit dem vorigen Jahre; Iwanoff, der Russe, war dagegen ein Neuling in jeder Hinsicht. Bis jezt hatte kein Russe zu Paris die italienische Bühne betreten. Ich weiß nicht, ob es mit der Geschichte dieses Russen sich so verhält, wie man in den Zeitungen erzählt, daß er nämlich der Sohn eines leibeigenen Bauern in Rußland sey, daß man ihn nach Neapel gesandt habe, damit er dort bei seinen vortrefflichen Anlagen den Gesang aus dem Grunde erlernen und hernach mit seinem ausgebildeten Talente seinen Bojaren ergözen könne; daß er aber nach vollendeten Studien, als man ihn aufgefordert, in die Leibeigenschaft zurückzukehren, seinem Herrn und Gebieter viel Heil und Segen gewünscht und, um die Freiheit ganz zu genießen, nach Paris gegangen sey und sich hier bei der italienischen Oper engagirt habe. Ist dem also, so muß sich Iwanoff täglich dazu Glück wünschen, daß er so klug gewesen ist, die eben nicht beneidenswerthe Lage eines Muschiks mit der eines Primo Tenore der italienischen Oper vertauscht zu haben. Rubini, der die höchste Vollendung der Kunst in seinem Gesange darstellt, ist auch wieder da, und zwar als erster Tenorsänger; einer Menge anderer Sänger zweiten und dritten Ranges nicht zu gedenken, die zu den vorigen gut passen, aber ohne sie die schöne Welt nicht herbeizuziehen im Stande wären. Von ältern Opern ist noch keine gegeben worden; noch immer ist Rossini der Meister, dessen Töne die jezigen Musikliebhaber bezaubern. So oft ein neuer Gesangkünstler erscheint, ist es, als ob die Rossinische Musik durch ihn einen neuen Reiz erhielte. Nebenbei werden auch einige Bellinische und Donizettische Opern gegeben. Für ein so elegantes Publikum muß auch das Neueste und Frischeste aufgetischt werden. Mit den ältern Opern, so vollkommen sie auch seyn mögen, kann der Direktor keine Ehre einlegen; höchstens wird Cimarosas Meisterstück, Il matrimonio segreto, gut aufgenommen. Von Fioravanti, Anfossi, Gugliclmi und so vielen Andern ist keine Rede mehr; die guten Meister sind mausetodt und ihre Stücke veraltet. Sogar Paer kann nicht dazu kommen, daß irgend eine von seinen Opern wieder vorgenommen würde. Es ist ein sonderbarer Zeitpunkt für die italienische Oper. Seit ungefähr zehn Jahren ist das Publikum taub für alle andere Musik als für die Rossinische. Eine Laune, ein vorübergehender Geschmack kann dieß nicht genannt werden; dafür dauert er zu lange und ist zu allgemein. Es muß eine Veränderung, ja eine Revolution im musikalischen Geschmacke vorangegangen seyn. Indessen wäre es zu bedauern, wenn das Publikum gegen die ältern Meisterstücke der italienischen Oper auf immer gleichgültig geworden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. November 1833.

Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehrere daran tragen.

Jean Paul.

Armuth und Kindersegen. *)

Der alte Thomas hatte seinem Weibe die Epistel vorgelesen, welche im ganzen Flecken cirkulirte, das Schreiben eines nach Amerika ausgewanderten Landsmanns, der nicht genug zu rühmen wußte, wie schnell an dem Orte, wo er mit den Seinigen Unterkunft gefunden, gleich junger Saat, Haus um Haus, Mühlen und Hämmer, Fabriken aller Art aus dem Boden stiegen. Da meinte der junge Hans, der sich in der Stube etwas zu schaffen gemacht und den Brief mit angehört hatte: „Ich weiß aber auch wahrhaftig nicht, warum man bei uns nicht mehr Fabriken baut! An Leuten dazu würde es doch nicht fehlen.“ — „Ja doch,“ antwortete der Alte; „aber mit was sie bezahlen? Das Geld ist bei uns verdammt rar!“ — „Habt Ihr nicht eben gelesen, daß man in Amerika ohne Geld Häuser baut? Dort gibt man den Handwerksleuten nur Essen; warum macht man es bei uns nicht eben so?“ — „Das käme auf Eins heraus, guter Hans; ob man den Leuten Essen und Kleidung gibt, oder Geld, darum drehe ich nicht die Hand um. Zum Essen, den Kleidern, den Häusern, die unser Land vermag, sind zu viele Leute bei uns; das ist das Unglück. Was willst Du mehr? Nimm nur uns! Deine Mutter hat sechzehn Kinder zur Welt gebracht, und wir hatten nie mehr Brod, als für den halben Theil. Da verstehst Du aber noch nichts davon, Du bist zu jung dazu; und so geh an Dein Geschäft, bei dem Schwatzen kommt nichts heraus.“

Als der Junge fort war, sagte die Mutter in kläglichem Tone: „Ist es nicht ein Jammer und ein Elend? sein Leben lang, Tag und Nacht für seine Kinder arbeiten, und es nicht so weit bringen, daß sie satt zu essen haben, daß sie etwas lernen, um sich fortzubringen in der Welt! Du weißt, wie sauer es uns geworden ist, bis wir den Friedrich und die Lene untergebracht haben, und jezt thue ich mich umsonst nach einem Platz für die arme Katharine um. Gestern sprach sie beim Pächter drüben vor; aber da hatte sich schon ein halbes Dutzend Mädchen und mehr

*) Der von dem verstorbenen Menschenfreund André gestiftete Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten erscheint auch wieder für das Jahr 1834, nach Form und Inhalt wie bisher. So sehr der in diesem nützlichen Volksbuche durchgreifend herrschende populäre Ton von dem in diesen Blättern gewohnten abweicht, theilen wir doch einen Artikel daraus mit, um diejenigen Leser des Morgenblatts, welche im Fall sind, gemeinnützige Schriften in ihrem Kreise zu verbreiten, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das sich nicht allein durch reichen Gehalt, sondern auch durch den sehr geringen Preis (1 fl. 12 kr., früher 2 fl.) empfiehlt. Wir wählen ein Stück, das zugleich literarisches Interesse hat: das nachstehende Gespräch ist nach der Engländerin Marcet bearbeitet, deren geistreichen populären Unterhaltungen über Chemie, über Nationalökonomie u. s. w. in England viel Glück gemacht haben.

gemeldet; eine war immer um weniger feil als die andere, und am Ende behielt er eine für das Essen und ein paar Schuhe des Jahrs." — „Woher kommt dieß," antwortete Thomas, „als daher, daß es mehr Leute gibt, die Herrschaften suchen, als Herrschaften, die Dienstleute brauchen?" — „Und was thun wir mit dem Mädchen im Hause?" rief die Mutter; „die Dirne ist groß und stark und greift tüchtig in die Schüssel. Arme Katharine! An gutem Willen fehlt es ihr nicht! Wie gern verdiente sie das Brod, das sie ißt, wenn sie könnte! Aber in der Mühle will man sie nicht und in der Fabrik gibts ohnehin mehr Weibsleute, als man braucht." — „Das kommt daher," antwortete Thomas gelassen, „daß mehr Arbeiter da sind, als Arbeit." — „Das ist die alte Leyer!" rief das Weib ungeduldig; „sag mir lieber, woher wir Brod für unsere armen Kinder bekommen!" Seufzend erwiderte Thomas: „Da fragst Du mich mehr, als ich weiß." — „Aber das weißt Du doch, woher das Elend kommt?" — „Wohl weiß ich's; es gibt mehr Mäuler als Brod dafür." — „Nun ja; wie hilft man aber da?" — „Gutes Weib, da eben sitzt's! Wir haben einmal den großen Kinderhaufen, wir müssen sehen, wie wir ihnen Brod schaffen und halt unter sie theilen, was wir verdienen. Hätten wir aber weniger Kinder, ja, dann könnten wir sie auch besser halten. Nimm einmal den Gevatter Martin: er hat nur drei; bei dem geht es hoch her." — „Ach ja!" erwiderte die Mutter; „vorigen Sonntag war sein Mädchen in einem prächtigen weißen Kleid in der Kirche; ich murrte, verzeih mir's Gott! in meinem Herzen; die meinigen fielen mir ein, wie armselig sie herumlaufen. Es war aber nicht immer so; früher war's besser. Denkt Dir noch das prächtige Kleid, das Lenen so schön stand? Heutzutage wird einem Alles saurer!" — „Warum nicht gar!" rief Thomas. „Der Kattun und dergleichen Zeug ist jezt viel wohlfeiler als früher. Aber Du hast seit damals dreizehn Kinder gehabt, und da ist es wahrhaftig kein Wunder, daß Du nicht allen neue Kleider kaufen kannst. So lange wir nur drei hatten, ging es uns so gut als dem Gevatter, denn er verdiente keinen Kreuzer mehr als ich. Aber für einen ganzen Kinderhaufen sorgen müssen, und das einemal so viel verdienen, als das andere —" — „O lieber Mann!" unterbrach ihn die Mutter mit feuchten Augen; „nie haben wir sechzehn lebendige Kinder beisammen gehabt, bei weitem nicht!" — „Ach freilich!" antwortete er; „und da siehst Du, daß wir mehr Kinder hatten, als wir ernähren konnten. Wie oft habe ich schon gesagt: hätten wir nicht so früh geheirathet, wäre uns auch die große Last nicht auf den Hals gekommen."

Dem guten Weibe war es immer ein Stich durch das Herz, wenn der Mann auf dieses Kapitel kam; der aber fuhr in seiner Predigt fort, wie es die Armen, man möge es drehen, wie man wolle, bei weniger Kindern viel besser hätten: denn sie hätten nicht nur nicht so viele Mäuler zu stopfen, sondern die Reichen müßten dann auch größern Taglohn bezahlen, weil die Wahl unter den Arbeitern nicht so groß wäre; so aber, da der Menschen gar so viele seyen, verderben die Arbeiter einander selbst den Markt, indem der eine immer weniger fordere als der andere, um nur Arbeit zu haben. Die Mutter meinte, ein Bischen empfindlich, da würde viel dabei herauskommen, wenn weniger Menschen da wären; „nichts, als daß die, die am Leben blieben, sich vollends zu Tode arbeiten müßten, wenn sie Alles schaffen sollten." — „Nichts weniger!" rief Thomas; „nein, Sklaven sind wir noch nicht; und kein Mensch kann uns zwingen, mehr zu arbeiten, als wir selbst wollen. Sieh, wenn der Leute, die Arbeit suchen, nicht so viele wären, so müßten sich die Reichen nach Arbeitern umsehen; so aber hat unsereins seine liebe Noth, bis er Jemanden findet, der ihm etwas zu verdienen gibt. Wären für das, was zu thun ist, nicht Menschen genug da, so könnten wir die Zeche selber machen, und wollte man uns hier keinen raisonablen Lohn geben, so gingen wir um ein Haus weiter; will sich aber jezt einer auf die Hinterbeine stellen, der kann immer Hungers sterben, denn wer Arbeiter braucht, kann sie fast für nichts haben." — „Das machst Du mir nicht weiß," erwiderte das Weib, „daß die Herrn je uns die Zeche machen ließen. Geh! das wüßten sie schon zu machen, daß ihr Beutel nicht dran müßte. Am Ende ließen sie verbieten, daß man mehr als so und so viel Taglohn fordern dürfe; immerhin kann man uns nicht zwingen, zu arbeiten, wenn wir nicht wollen, aber die Herrn können sagen: wer arbeiten will, bekommt so viel und nicht mehr, und so wäre es am Ende das alte Lied." — „Du hast Recht und nicht Recht," erwiderte Thomas; „da fällt mir ein, als ich das leztemal das Schulgeld für die Kinder hintrug, traf ich den Schulmeister über einem alten Buche, und er las mir etwas daraus vor, das zu unserm Gerede paßt. Es war da von einer bösen Krankheit die Rede, von der Pest, die vor Alters einmal ins Land kam, und an der in ein paar Monaten der halbe Theil der Menschen starb." — „Was mag das für ein Jammer gewesen seyn!" rief die Mutter in gerührtem Ton, und nach einer Weile fuhr sie fort: „aber das stellt sich dar, daß nach einem solchen Sterben nicht Leute genug da waren, alles Geschäft zu thun." — „Drum eben," sprach der Mann, „wußten die am Leben geblieben waren, was sie zu thun hatten, und forderten größern Lohn." — „Ich kann da doch nicht recht klug daraus werden," entgegnete das Weib; „wie konnte man denn dazumal viel Arbeiter brauchen? Es gab weniger arme Leute zum Arbeiten, aber auch weniger Reiche, die arbeiten ließen; denn die Pest hat vor Niemanden Respekt. In der Bibel steht, da die Pestilenz nach Egypten kam, starb so Arm als Reich." — „Wohl wahr; aber die Reichen

können Doktor und Apotheker bezahlen und sich pflegen, wie sich's gehört; die Armuth aber — in schlechten Löchern, in Hunger und Kummer! Man sieht ja, wie es da geht! Immerhin starben aber dazumalen auch viele reiche Leute. Nun merk' auf! Konnten sie ihr Geld mitnehmen? Nein, es kam an ihre Kinder oder Verwandten, und es blieb gleich viel Geld im Lande, nach wie vor. Mit was bezahlt man aber die Arbeit? Mit Geld, und da die am Leben geblieben, jezt viel reicher waren, brauchten sie auch mehr Arbeiter, das Ihrige umzutreiben." — „Desto schlimmer für sie!" fiel das Weib lebhaft ein; „mit all' ihrem Geld konnten sie die Todten nicht wieder lebendig machen; hin ist hin, und wollten sie gearbeitet haben, mußten sie selbst Hand anlegen." — „Siehst Du wohl? Just dabei fand der Arbeiter in jener Zeit des Jammers seinen Profit; Du hast ganz Recht, die Todten konnten sie nicht wieder lebendig machen, und so mußten sie denn dem, der noch am Leben war, viel bezahlen, wenn er arbeiten sollte. Freilich stand in dem alten Buche auch, als es damalen dem Herzog zu Ohren gekommen, daß die Leute mehr Lohn haben wollten als ehedem, habe er im Zorn ein Schreiben ergehen lassen, worin es bei schwerer Strafe verboten wurde, mehr zu verlangen, als vor dem großen Sterben der Brauch gewesen." — „Pfui! wie kann man den armen Leuten verwehren, zu nehmen, was ihnen die Reichen selbst geben wollten! Unser jetziger Herr hätte das nicht gethan, gewiß nicht!" — „Nun, dem schlimmen Herzog ging es auch nicht so hin. Was geschah? Die Armen rührten keine Hand zum Arbeiten, es gab mancherlei Streit und Zank, und wohl oder übel, mußten die Herrn in der Kanzlei zum Kreuz kriechen und den Taglohn sich machen lassen, wie er sich eben machte."

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Es peinigte mich, von München erst einen so kleinen Vorsprung gewonnen zu haben. Ich zog es deßhalb vor, die am heutigen Nachmittag abgehende italienische Post zu benutzen und Innsbruck nur für eine Sulzersche Vorübung zu betrachten, die meine Aufmerksamkeit und mein Nachdenken erwecken sollte. Der Thierveredler war dem Schlafe in die Arme gesunken, meine beiden andern Gefährten, die ich hier verlassen mußte, begleiteten mich in die Hofkapelle, zu welcher wir bei dem berühmten goldnen Dache, einer unscheinbaren Platte, die einen kleinen Hausvorsprung bedeckt, vorüber kamen. Die Kapelle selbst ist ein bescheidenes Gebäude, aber weit und geräumig, und zeichnet sich dadurch aus, daß es Innsbrucks merkwürdigsten Schätze einschließt. Während wir noch den Sakristan erwarteten, zeigte mir eine alte Frau den einfachen Grabstein, unter welchem die Gebeine Hofers begraben liegen. Sie behandelte den patriotischen Märtyrer mit einer geheimnißvollen Ehrfurcht, die ihn um Jahrhunderte zurückversezte in die Zeit und zu einem kirchlichen Heiligen machte. Der junge Mann, den wir auch bei seinem Verschwinden vom Schauplatze noch am besten durch seinen Wunsch, berühmt werden zu wollen, bezeichnen, stand vor den beiden langen Parallelreihen eiserner Statüen, welche gleichsam in dieser Kirche die Stelle der Pfeiler vertreten. Leise, denn es war sehr still um uns und Einige beteten, flüsterte er mir ins Ohr: „Was sagen Sie vom Ruhme? Diese eisernen Könige und Helden trugen zu ihrer Zeit, als noch warmer Lebenshauch in ihnen athmete, alle den Lorbeerkranz; man nannte sie die Unvergleichlichen, und zweifelte, ob ihnen ein Anderer je nur die Hälfte ihres Ranges ablaufen werde. Hier stehen sie alle unscheinbar neben einander, und würden unkenntlich seyn, wenn die Unterschrift nicht ihren Namen trüge. Sehen Sie die kleine Spanne Raumes, die zwischen ihnen liegt; und doch bedeutet sie eine lange, ewige Zeit, in der sich die Völker nach einem Aehnlichen, wie der Vorangegangene, vergebens umsahen, in der ihre Throne von kleinen Meistern besezt und die Fäden ihrer Schicksale wie Spinnenwebe zerreißbar waren. Und doch hat sich immer ein Anderer gefunden, der ihrer Sehnsucht entsprach und, wie sie selbst dann schmeichelten, ihre Erwartung übertraf. Ich sage nichts davon, daß in der Geschichte so viel kleine Menschen mit den Ehrenkränzen des Ruhms bedacht worden sind, obgleich ich schon darum von dem Berühmtwerden abstehen möchte, weil es peinlich ist, den Ruhm mit so vielen Unwürdigen zu theilen; aber selbst diese angeschwollene Zahl wirklich Verdienstlicher ist unerträglich. Rathen Sie mir, Bester!" Ich konnte jedoch in der Eile nicht mehr thun, als meinen jungen Mann in das Cenotaphium Kaiser Maximilians hineinrufen, das der Sakristan eben geöffnet hatte. Bewundernswerth sind diese kleinen Hautreliefs, in denen Collins die Thaten des lezten Ritters mit dem behutsamsten und saubersten Meisel in Marmor wiedergab. Welch reiche Gruppirung, welch feine Charakteristik! Es ist Leben und Wahrheit in diesen Gebilden, die in Zeichnung und Ausführung gleich meisterhaft genannt werden dürfen. Mein Dichter entzückte sich ob diesem Anblick, konnte aber seine Freude nicht anders zu erkennen geben, als daß er unaufhörlich von einem Gedichte sprach, das darnach ringe, dem lezten Ritter von Anastasius Grün gleichzukommen, und das wahrscheinlich von ihm selbst herrührte.

Mit der vierten Nachmittagsstunde verließ die italienische Post Innsbruck. Ich blieb dem einen meiner Gefährten den Rath auf seine Anfrage neben der

eisernen Größen eiserner Jahrhunderte schuldig, gab ihm aber dafür einen andern, der dem Dichter nur willkommen seyn konnte. „Vereinigen Sie sich,“ sagte ich zu beiden, „und trage einer den andern auf seinen Schultern empor. Die großen Charaktere werden selten; Geschichte und Poesie leiden an ihnen denselben Mangel. Sie mögen eilen, Ihr Jahrhundert zu heben, und Sie (ich meinte den Dichter) schütten dann alle Ihre Bildersammlungen über Ihren Freund und feiern ihn in Ihren Gedichten. Ich bin gewiß, Einer wird dann durch den Andern leben.“ Die jungen Leute reichten mir treuherzig die Hand, versprachen mir, sich zu lieben und meine Rathschläge zu befolgen, und winkten mir noch einen Gruß an Italien nach, als ich schon den Fuß des Isels, dieses im Insurrektionskriege berühmt gewordenen Hügels, erreicht hatte. K. Gutzkow.

(Schluß des ersten Artikels.)

An Uhland.

Du küßtest jüngst mein Töchterlein
Zu Stuttgart auf die Wange:
„Daß dieser Kuß — so sprachest du —
Zum Vater dein gelange!“

Ich hab' ihn nun dem holden Kind
Mit Gierigkeit entsogen.
Dein Kuß hat deines Liedes Kraft
Magnetisch angezogen.

Wie tief dein Lied und dein Gemüth
Mein Inn'res mocht' entzünden:
Ich wagt' es nie, im schlichten Lied
Dir, Sänger, zu verkünden.

Doch nun dein Lebenshauch mein Kind
Von Mund zu Mund getroffen:
Welch Wunder, daß mein ganzes Herz,
O Uhland! dir liegt offen?

Assing.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Mancherlei aus der Theaterwelt.

Auch die französische Oper empfindet die Wirkung dieser Umwälzung im Kunstgeschmacke; sie wagt es kaum, mit einem älteren Stücke hervorzutreten. Auch hier muß Rossini die Bühne beleben und den Saal füllen, und neben ihm Meyerbeer und Auber, zwei Künstler, die freilich nicht viel mit einander gemein haben, deren Lezterer aber den Vortheil hat, daß er von der Mehrzahl verstanden und genossen werden kann, und dabei beinahe eben so viel wirkt, als die geniale Musik des Erstern. Indessen hat die französische Oper noch ein Hülfsmittel, das den andern Theatern fehlt, nämlich die Ballets, und mit der Taglioni an ihrer Spitze wirkt der Operndirektor damit so viel, als durch die göttlichste Musik. Das Pirouettiren der Vestris und Duports scheint auch zu altern; ein anderer Tanz, der graziöse, beinahe gefühlvolle, ist an dessen Stelle getreten. Taglioni übt einen Rossinischen Zauber auf die Zuschauer aus. Die Taglioni ist der Typus einer Tänzerin, wie sie die jetzige Zeit verlangt, und die Familie Vestris würde, wenn sie noch da wäre, über ihren verdunkelten Ruhm und über den Beifall, der einer andern Tanzart und Tanzfamilie gezollt wird, erbleichen. Glücklicherweise sind die Vestris ausgestorben, und nur in der Geschichte der Tanzkunst lebt ihr Name noch. Aber so fruchtbar an Tanzgenies, als es die Vestrissche war, ist die Taglionische Familie keineswegs. Zwar hat man den Parisern mehrere Taglioni's vorgeführt; es war aber nur eine darunter, die das Publikum entzückte; die andern sind längst wieder von der Bühne verschwunden. Sie heißen Taglioni, sind aber keine Sylphiden, wie die ächte Taglioni. — Am Théâtre français ist der Schauspielsaal von Neuem verziert worden, und was wichtiger für die Schauspieler ist, Dlle. Mars ist von ihren Gastreisen zurückgekommen und wieder aufgetreten, natürlich bei vollem Hause, wie jedesmal, wenn das Publikum eine Zeitlang ihr unübertreffliches Spiel hat entbehren müssen. Es ist keine Aussicht zu einer zweiten Mars vorhanden; die 53 oder 55 Jahr alte Dame wird daher wohl thun, noch eine Zeitlang zu bleiben und zu spielen, als ob sie 20 Jahre jünger wäre, was ihr wahrlich ein Leichtes ist. Vor einigen Jahren schon ward das Publikum mit ihrem baldigen Verluste bedroht. Es hieß, die vortreffliche Schauspielerin sey reich geworden und wolle nun ausruhen. Man hätte es besonders vor einem Jahre fürchten können, als ein Herr Bruyère de Chalabre, welcher, wie es scheint, ein leidenschaftlicher Liebhaber ihres Talents und ihrer Person gewesen war, ihr einen Theil seines Vermögens in seinem Testamente vermacht hatte, nachdem er in seinem Leben von ihr eben nicht sehr freundlich aufgenommen worden war. Dieser Mann hat nicht allein die Dlle. Mars, sondern auch die Bücher geliebt, und daher eine kostbare Bibliothek hinterlassen; allein wahrscheinlich hat die lezte Leidenschaft der ersten geschadet. Sein Vermögen war bei seinem Tode nicht mehr so beträchtlich, als es Anfangs mochte gewesen seyn, und es scheint, das Vermächtniß dieses in der Ferne liebenden Bewunderers hat der Dlle. Mars blos dazu gedient, ihr aus einigen Verlegenheiten zu helfen, worein mißlungene Geldspekulationen an der Börse sie verwickelt hatten; es wären noch einige solche uneigennützige Bewunderer und Anbeter wie dieser Hr. Bruyère de Chalabre vonnöthen, um ihr eine gemächliche Ruhe zu sichern. In Erwartung derselben sezt sie also ihre gefeierte Laufbahn fort, zur großen Zufriedenheit der Pariser, bei denen ihr Talent außerordentlich beliebt ist. Nie hat vielleicht eine Schauspielerin so allgemeinen, ungetheilten Beifall erhalten, als sie. Die alten Molièreschen Lustspiele gewinnen durch ihr Spiel wieder ein frisches Ansehen, und das Publikum eilt herbei, um diese fast auswendig gelernten Stücke wieder spielen zu sehen. — Die komische Oper gibt heute zum 130sten Male den Pré aux Clercs. Der arme Herold, wenn er noch lebte, würde Zeuge eines Beifalls seyn, wie die Boyeldieuschen Stücke kaum je gehabt haben. Schon seit beinahe einem Jahre zehrt die komische Oper einzig von diesem Stücke; denn obschon einige andere in diesem Zeitraume auf die Bühne gebracht worden sind, so hat doch keines auch nur die Hälfte der Vorstellungen erlebt, welche dem Pré aux Clercs zu Theil geworden. Nachdem Herold dieses Stück mit Beifall hat aufnehmen sehen, ist er von der Weltbühne abgetreten, kaum ahnend, daß seine lezte Oper so anhaltend von den Parisern werde besucht werden. Sie zeigen zuweilen mehr Beharrlichkeit, als man ihnen zuzutrauen pflegt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. November 1833.

— Zauberin Phantasie
Versammelt rasch die hingeworfnen Striche
In ihrem Spiegel zum belebten Bild.

Th. Moore.

Die lezte Rose des Kallenfels.

Aus Familienpapieren.

Das Schloß A—weiler im Elsaß, jezt ein Eigenthum der St—schen Familie, gehörte früher den Grafen von Stein-Kallenfels, einer angesehenen Sippschaft, deren eine Seitenlinie unter dem Kaiser Ferdinand in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und die bald nach Anfang der Schlesischen Kriege ausstarb. Der lezte Sproß, der noch diesen angesehenen Namen führte, war eine junge Dame, von deren Schicksal sich Folgendes aufgezeichnet findet.

Gräfin Anna zählte achtzehn Jahre; sie war von seltener Schönheit, dabei unbefangen und heiter, wie jene Zeit es mit sich bringt, wo noch keine Leidenschaft, weder eine glückliche noch unglückliche, das Herz gefangen genommen. Man pflegte sie nur die lezte Rose des Kallenfels zu nennen, mit Hinweisung auf den traurigen Umstand, daß mit diesem blühenden Geschöpf ein Geschlecht erlosch, welches Jahrhunderte hindurch die Ehre seines Hauses, den Ruhm seiner Ahnen mit eben so viel Verdienst als Glanz zu erhalten gewußt hatte; doch auch die seltene Frauenschönheit, die von frühen Zeiten in diesem Geschlechte einheimisch gewesen, gab Anlaß zu jenem Beinamen. Die Archive der Familiengeschichten liefern eine Menge Berichte von den Schicksalen der schönen Frauen dieser Sippschaft, von dem Rufe, den sie zu ihrer Zeit genossen, und den Auszeichnungen, mit denen man sie beehrt; und in der That konnte man diese Zeugnisse nicht übertrieben finden, warf man einen Blick auf die noch ziemlich wohlerhaltenen Ahnenbilder, die sich noch im Schlosse zu A—weiler vorfanden.

Es war ein Abend im hohen Sommer, als eine Gesellschaft größtentheils verwandter Familienglieder sich im Stammschlosse versammelt hatte. Nach den Genüssen eines langen schönen Tages kam man im kühlen alterthümlichen Saale zusammen, und indeß der Nachtisch mit Früchten und köstlichem Wein aufgetragen wurde, der jüngere Theil der Gesellschaft bei Gesprächen von Jagd und Reiseabentheuern besonders laut wurde, fanden drei befreundete junge Mädchen Gelegenheit, unbemerkt zu entschlüpfen; eine der andern die Hand gebend, stahlen sie sich lachend, scherzend, halb im Lauf durch die langen Gänge, welche der Mond beleuchtete, und in die obern Gemächer hinauf, deren eines, auf ausdrückliches Bitten, besonders für sie eingerichtet worden war. Auf dieses Zimmer, welches nun Anna mit ihren beiden Gespielinnen betrat, müssen wir unsere besondere Aufmerksamkeit richten. Die zwei hohen, aus kleinen Glastafeln zusammengesezten Fenster zeigten hinunter auf die breiten Häupter der schwarzlaubigen Linden an einer wüste liegenden Seite des

alten Schloßgartens. Hinunterschauend, gewahrte man unter dem Schatten der Bäume noch die Gestalt eines zerbrochenen Tritons, der seine Muschel, aus der schon lange kein Strahl mehr herausspritzte, vor den Mund hielt. Grün und weiße Vorhänge flossen, die Fenster einschließend, auf den Boden nieder, der zierlich getäfelt war; die Wände enthielten keine Gemälde, sondern zeigten nur weiße Flächen, mit schmalen goldnen Leisten umgrenzt. In der Mitte der Wand, den Fenstern gegenüber, befand sich eine tiefe Nische und in derselben das Hauptgeräthe des Zimmers, ein altertthümliches, gewaltig großes, breites und schwerfälliges Bett, welches wohl ein Menschenalter hindurch nicht aus seiner Stelle gerückt worden war. Gleichwie an den Fenstern, floßen auch hier grüne und weiße Gehänge nieder, oben von einer schweren vergoldeten gräflichen Krone gehalten. Es zeigte in seinen Formen wenig Geschmack, desto mehr Reichthum aber an dem künstlichsten Schnitzwerk, mit Vergoldung untermischt, womit die ganze vordere Seite, so viel von ihr der blendend weiße Bezug und die kostbar gestickte Decke sehen ließen, über und über verziert war. Nächst diesem wichtigsten und anziehendsten Bestandtheil eines Schlafgemachs, zeigte sich noch zwischen den Fenstern ein nach alter Weise behangener Putztisch, mit seinem runden, mit silberner Einfassung versehenen Spiegel, vor ihm ein Armstuhl, dessen verbogene dünne Beine und vergoldeten Aermchen wohl schon manche zarte Schöne, die längst im Grabe schlummerte, mochten getragen haben. Nächst dem Haupteingang, den eine aus starkem Eichenholze gefugte Thür bildete, befand sich noch eine kaum bemerkbare Tapetenthüre an der Seite des Bettes.

Dieses war das Gemach, in dem sich die drei Freundinnen zusammenfanden. Sie waren so glücklich mit einander, es hatte sie nach langer Trennung dieses Familienfest wieder vereinigt, sie hatten nach Mädchenweise sich tausend und aber tausend Dinge zu erzählen, und welche Zeit kann sich wohl rühmen, zum Austausch so wichtiger Geheimnisse passender zu seyn, als „die Stunde vor zu Bette gehen." In glücklicher Stille eingeschlossen, gleich sicher vor dem Blick, wie vor dem Ohr des Lauschers, beginnt der geheime Ministerrath. In „der Stunde vor zu Bette gehen" wird so manches Mädchengeheimniß laut, wird so manche Liebesgeschichte ausgeplaudert, so mancher muthwillige Plan, der einem armen Knaben am Tage die Thräne ins blaue Auge treibt, geschmiedet; selbst das stolzeste, verschlossenste Mädchenherz, das am Tage hartnäckig seine Geheimnisse zu verbergen versteht, in „der Stunde vor zu Bette gehen" kann es ihm dennoch die vertraute Freundin ablocken. Da sitzt die Schöne; ist der Tag belustigend gewesen, hat der Abend noch freundliche Siege gebracht, so blitzen noch die schönen Augen, so glühen noch die zarten Wangen; an Schlaf ist nicht zu denken. Indessen nun das Prachtkleid niedersinkt, indeß durch die gehobenen Finger von Elfenbein die dunkle Haarflechte geht und bedächtig, Glied vor Glied aufgelöst, wieder in ihren natürlichen Zustand zurückkehrt, indeß die Zofe, niedergebückt, in die Hand den kleinen Fuß nehmend, die dünnen glänzenden Schuhe von den weißen Strümpfen abschält, indessen diese wichtigen Dinge nun geschehen, biegt sich das Köpfchen mit den gelösten Haarflechten zur Seite und die beweglichen Lippen plaudern über die Ereignisse des Tages. Wie mancher schalkhafte Gedanke löst sich da von der Zunge, wie mancher verstohlene Seufzer zugleich mit dem Mieder vom Busen; ach! welches Mädchenherz jung gewesen und Geheimnisse zu bewahren gehabt, das weiß, was „die Stunde vor zu Bette gehen" zu sagen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Armuth und Kindersegen.

(Beschluß.)

Die gute Mutter kam nun wieder auf ihr Lieblingsthema und meinte: „Da es nur noch halb so viel Menschen gab als vorher, da hatten es die gut, welche durchkamen; sie konnten so früh heirathen, als sie wollten, und konnten ihre Kinder versorgen, wenn ihnen Gott noch so viele schenkte." Thomas meinte dieß auch, gab ihr aber zu bedenken, daß, wenn der Saamen gar zu stark nachwuchs, es mit Arm und Reich bald wiederum war, wie vor der großen Krankheit; „sie mußten bald nehmen, wie viel oder wie wenig man ihnen geben wollte; wie es," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „jetzt mit uns bestellt ist. Indessen bewahre uns der Himmel vor einem Uebel, das so aufräumt unter der Menschheit!" — „Amen!" sprach die Mutter; „wer weiß auch, lieber Mann, ob wir davon kämen, ob wir nicht unsern armen Kindern ins Grab sehen müßten." — „Laß es gut seyn!" erwiderte der Mann; „so viel ist aber ausgemacht, wären nicht so viele Köpfe unter Einem Dach, so wäre Allen wohler." — „Freilich," sagte die Mutter, „hätten nur zwei, drei Mädchen beim Pächter drüben Dienst gesucht, so könnte es Katharinen schwerlich fehlen, und sie bekäme zwei, drei Louisd'or; denn gäbe es nicht so viele Mägde, so wäre keine so einfältig und nähme mit dem Essen und ein paar Schuhen vorlieb."

„Siehst Du, ich denke, wo uns der Schuh drückt, just da sitzt der Fehler beim Ganzen: es sind zu viele Menschen da, als daß sich jeder sein Brod verdienen könnte." — „Da muß Gott ein Einsehen haben," fiel das Weib ein, „oder wir kommen Alle um vor Hunger und Elend." — „Ich sage Dir, das ganze Volk besteht aus vielen tausend Familien, wie die unsrige, und könnte jegliche sich redlich durchschlagen, so gäbe es kein Elend im Lande. Gott hat uns Hände zum Arbeiten gegeben, und Verstand dazu;

können wir es mit Fleiß und Sparsamkeit nicht dahin bringen, uns die Noth vom Halse zu halten, so ist das unsere Schuld; aber ich sage immer: wir hätten uns nicht so früh heirathen sollen; doch geschehen ist nicht ungeschehen zu machen; aber für ein andermal wollen wir es uns gesagt seyn lassen.“ — „O Mann!“ rief die Mutter; „an eines von uns Beiden wird schwerlich das Heirathen noch einmal kommen, und wenn auch, so ist keine Gefahr, zu jung sind wir dann nicht mehr!“ — „Gutes Weib,“ antwortete der Mann lächelnd, „uns Beide meinte ich nicht, wohl aber unsere Kinder. Siehst Du, unser Martin ist erst zweiundzwanzig Jahre alt, und hat schon ein Auge auf des Webers Anne, die erst neunzehn alt ist. Mit was anders, als mit seiner Hände Arbeit wollte er sie ernähren, sie und die Kinder, an denen es, weiß Gott! nicht fehlen würde? Das wäre ein Unglück, und es darf nicht seyn. Martin muß arbeiten und etwas Geld ersparen, ehe er an einen eigenen Herd denkt. Indessen kann auch Anne sich nach einem Dienst umsehen und etwas zurücklegen; haben sie dann etwas vor sich gebracht und sind sie ein paar Jahre älter, so will ich nicht dagegen seyn.“ — „Weh!“ rief die Mutter, „wenn sie hörten, was Du sagst! Ist das nicht lieblos von Dir?“ — „Nein, Weib! das wäre lieblos, wenn man sie heirathen ließe, ohne einen Heller Vermögen, damit sie elende Kinder in die Welt setzen, die der Hunger zu keinen Kräften kommen läßt, so daß sie früh oder spät zu Grunde gehen müssen, Kinder, die kein Segen sind für die Eltern, sondern ein ewiger Jammer!“ — „O unsere armen kleinen Kinder!“ rief das Weib schluchzend und fuhr, nachdem sie eine Weile schmerzlich zu Boden geblickt, fort: „aber, Thomas, eines, weißt Du wohl, haben wir an den Masern verloren, und die Krankheit kommt nicht von Elend und Noth, sondern ist eine Schickung Gottes.“ — „Ja,“ entgegnete der Mann finster, „aber wäre der arme Kleine nicht schwächlich gewesen, hätte er sich durchgerissen. Daß eines unserer Kinder eigentlich Hungers gestorben sey, will ich eben nicht behaupten; so viel glaube ich aber gewiß, sie wären uns wohl alle geblieben, hätten wir es ihnen an nichts mangeln lassen dürfen.“ Die arme Mutter wischte sich die Augen und sagte: „Wenn sie starben, da weinte ich nicht die bittersten Thränen; wußte ich doch, daß ihnen in der bessern Welt nichts abgehen würde; aber sie ewig leiden sehen, ewig jammern hören! Ach! je lieber ich sie hatte, desto weher war mir ums Herz! Wir haben ein Paar an den Blattern verloren, und da ich von den Kuhpocken hörte, freute ich mich und dachte, jezt werden wir doch die jüngsten durchbringen. Es war nichts; sie starben, war es nicht an dem, so doch an jenem, und so meine ich denn, es ist Gottes Wille, daß die kleinen Kinder zur Hälfte sterben; fallen doch auch die Blüthen größtentheils vor der Zeit von den Bäumen.“ — „Das ist Gottes Wille,“ erwiderte Thomas, „daß die Kinder sterben, wenn die gewissenlosen Eltern versäumen oder nicht haben, was sie am Leben erhält; vor den Pocken hat man jezt Ruhe; da kommen die Masern und nehmen die schwächsten mit; oft und viel rafft sie ein elender Schnupfen dahin, denn wo nicht alle Kinder zu essen haben, da müssen wohl welche sterben.“ — „O Thomas! das kann ich nicht hören! Ist es doch, als seyst Du froh, durch den Tod ihrer los geworden zu seyn!“ — „Nein, aber eine Sünde und eine Schande ist es, elende Geschöpfe in die Welt zu setzen, deren nichts wartet, als Leiden und der Tod, und die freudlos aus der Wiege in die Bahre wandern.“ — „Still, Mann, von dem, was vorbei ist! Laß uns an's Zukünftige denken, damit unsere Kinder sich unser Beispiel zu Herzen nehmen und ihnen dieser Nothstand erspart werde.“ — „Das Beste ist, Du machst, daß Webers Anne sobald als möglich einen Dienst bekommt.“ — „Das trifft sich gut,“ antwortete die Mutter; „vorige Woche war die gnädige Frau hier und erkundigte sich wegen eines Kindermädchens. Ich redete ihr zu, was ich konnte, sie solle Katharine nehmen; aber es half nichts, sie war ihr zu jung. Unsere Hanne dort,“ fuhr das gute Weib leiser fort, „wäre ihr ganz recht gewesen; aber ich sagte ihr, die habe ganz andere Dinge im Kopf. Das wäre nun ein Platz für Webers Anne; sie hat ihre Geschwister aufgezogen und läßt sich gewiß gut an bei den Kindern.“

Bei diesen Worten sah Thomas seine Tochter Hanne an, die am Fenster arbeitete. Als das Mädchen dieß bemerkte, wurde sie über und über roth, weil ihr die Thränen über das Gesicht rannen. „Was gibt's?“ rief der Vater heftig; „hast Du Streit gehabt mit Deinem Jörg? — Sey ruhig, närrisches Ding; unter Liebesleuten will das nicht viel bedeuten.“ — „Ach nein!“ antwortete Hanne weinend; „wir zanken uns nie, dazu haben wir einander zu lieb. Aber ich habe Alles gehört, was Ihr und die Mutter gesprochen habt, und da ich just so alt bin, wie Anne, so denke ich, aus meiner Heirath wird nichts, und ich muß auch einen Dienst suchen.“ — „Sey ruhig, Kind, sey ruhig!“ sagte der Vater und streichelte ihr die Wange; „das ist etwas ganz Anderes. Jörg kann sich und Dich und die Kinder ernähren, die Du bekommst. Sein Vater hat ihm ein gutes Geschäft hinterlassen und ein hübsches Stück Geld dazu; Du kannst also heirathen ohne Anstand; wir haben immer noch genug zu thun, Deine Geschwister zu erhalten.“ — Hanne schlug betrübt die Augen zu ihrem Vater auf; die Mutter las darin den Gedanken der Tochter und sprach freundlich: „Glaube nicht, daß der Vater froh ist, Deiner los zu werden; nein, Kind, so meint er es nicht. Wir freuen uns nur, daß Du glücklich wirst, und wir dabei Deinen Geschwistern mehr können zu Gute kommen

lassen.“ — Hannens Augen funkelten vor Freude bei diesen Worten; doch zog eine leise Wolke über ihre Stirne, indem sie der armen Anne gedachte, deren Loos kein so heiteres war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

Literarische Fehden.

Nicht blos die politische, auch die gegenwärtige Literärgeschichte der Schweiz hat ihre Polemik. Zürich, Bern und Basel sind im Laufe dieses Sommers der Schauplatz derselben gewesen. Ueberall haben die gelehrten Händel längst des römischen Dichters bekannte Worte: ingenuas didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros, Lügen gestraft, und so ist die Leidenschaft, mit welcher die Schweizer Pädagogen berühmten Namens gegen einander gefochten haben, nur ein neuer Beweis zu den tausend alten, daß die Gegensätze der Humaniora und der Inhumana wie in der Sprache, so auch im Leben sich sehr nahe berühren. Wie die politischen Streitigkeiten erst durch die Intervention der Tagsatzung, so konnten auch diese literarischen Fehden, wenigstens zum Theil, erst durch Dazwischenkunft der bürgerlichen Gerichte geschlichtet werden, der theologische Federkampf zu Basel dagegen wurde durch die streitenden Partheien selbst und zwar durch die feige Flucht des angreifenden Theiles geendigt. Auf dem Gebiete der Polemik treffen wir den Hrn. Dr. Niederer zu Iferten gegenüber dem Direktor des Zürcherischen Schullehrerseminars zu Küßnacht, Hrn. Scherr, sodann den Hrn. von Fellenberg in Hofwyl gegenüber dem Direktor des Bernerschen Schullehrerseminars zu Münchenbuchsen, Hrn. Langhans. Auf eine höchst leidenschaftliche Kritik Niederers über etliche Schriften Scherrs hatte der Betroffene in nicht minder beißenden Antikritiken replizirt, wodurch der anfänglich literärische Streit gar bald in einen erbitterten Angriff auf die ganze Persönlichkeit des Gegners ausartete und das Bestreben beider Partheien dahin gelenkt wurde, sich gegenseitig in ihrer ganzen pädagogischen Stellung und Wirksamkeit möglichst zu vernichten. Das Zürcherische Bezirksgericht, vor welchem am 24sten August diese Fehde in der Form eines Injurienprozesses verhandelt wurde, verurtheilte beide Partheien. Wenn Hr. Scherr mit einer größern Strafe belegt wurde, so ist dieß kein Beweis für das Maaß des Unrechts in der Sache selbst, sondern einzig für die größere Schuld vor der juridischen Beurtheilung. Aus der öffentlichen Gerichtsverhandlung selbst glauben wir als allgemein bemerkenswerth das Urtheil des Hrn. Niederer über Pestalozzi nicht verschweigen zu dürfen. Pestalozzi's Zustand wurde von ihm im Wesentlichen als ein „von Jugend auf bis in sein Alter andauernder periodischer Zustand von Monomanie“ bezeichnet. Indem Hr. N. sodann weitläuftiger ausführte, wie Pestalozzi abwechselnd in einem Zustande des wachen Selbstbewußtseyns und in einer Wahnperiode gelebt habe, leitete er aus diesem Wechselzustande der geistigen Selbstständigkeit und des Wahnsinns jenen Wechsel seiner Zu- und Abneigungen gegen seine Jünger und Mitarbeiter her, demgemäß er das gleiche Individuum bald als seinen Retter und guten Genius, bald als Verderber und Seelenfeind geschildert habe.... Dem gegnerischen Anwalt, welcher auf diese Aeußerungen hin die allerdings sehr nahe liegende Frage stellte: „aus welcher Periode denn Hr. Niederer, der sich so eben einen Jünger Pestalozzi's genannt habe, diese seine Jüngerschaft ableite?“ soll der Befragte die Antwort schuldig geblieben seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Schreiben aus Prag, November.

Egon Ebert vor dem Kaiser.

... Es dürfte Ihnen durch die Zeitungen bekannt geworden seyn, mit welchem Enthusiasmus Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich in Böhmen empfangen wurden, wie sich die ganze Nation beeiferte, denselben die innigsten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Bei dieser Gelegenheit ward dem Dichter Karl Egon Ebert, dessen poetische Leistungen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus die verdiente Anerkennung genießen, von Seite Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich eine höchst ehrenvolle Auszeichnung zu Theil. Ebert hatte nämlich zum feierlichen Empfange Ihrer Majestäten im Prager Theater einen trefflichen Prolog gedichtet, der, als ein treuer Ausdruck der Gefühle des Volks, allgemeinen Anklang fand und von dem zahlreich versammelten Publikum mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde. Da nun in Folge dessen Ihre Majestäten den Dichter persönlich kennen zu lernen wünschten, so ward er von Sr. Excellenz dem Herrn Oberstburggrafen von Böhmen, Grafen Chotek, dem hohen Beschützer und Beförderer alles Schönen und Guten, bei Seiner Majestät durch die Kammer eingeführt, auf welchem Wege gewöhnlich nur Hochadelige zum Kaiser gelangen.

Ebert überreichte Seiner Majestät seine sämmtlichen Werke, und ward sowohl von Höchstdenselben, als von Ihrer Majestät der Kaiserin mit ausgezeichneter Huld empfangen. Bald darauf ließen ihm Seine Majestät von Königgrätz aus eine große goldene Denkmünze „in Würdigung seiner ausgezeichneten Dichtungen“ (wie es in dem Zustellungsschreiben der Landesstelle heißt) zukommen.

Da nun der Kaiser eine solche Auszeichnung nur in höchst seltenen Fällen ertheilt (Beethoven und Hummel wurden derselben gewürdigt), so mußte dieser Beweis von hoher Huld den Dichter doppelt erfreuen, und hat auch in der Hauptstadt Böhmens, wo Ebert die allgemeine Achtung und Liebe besitzt, die freudigste Sensation hervorgebracht, weil man diese Auszeichnung zugleich als eine der vaterländischen Poesie gewährte ansah.

Auflösung der logogryphischen Füllungen in Nr. 269:

1. Brut. Braut. 2. Grus. Graus. 3. Paer. Pauker. Pater u. s. w. 4. Bein. Beduin. 5. Morast. Most. 6. Leer. Lever. Leder. Leiter u. s. w.

Räthsel.

Getreten, wo es steht,
Getragen, wo man's dreht;
Getreten singt es fromm,
Getragen Dudelum.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. November 1833.

— Den Tod, o ihr Freunde,
Gebt ihr mir, nicht die Genesung; denn so das Vergnügen geraubt ward,
Und mit Gewalt entrungen der Seel' anmuthiger Irrthum.

Horaz. Episteln.

Deutsche Gedichte eines Franzosen.

Die nachstehenden Gedichte sind aus einer Sammlung ausgewählt, die dem Einsender von einem jungen Franzosen mitgetheilt worden, der, aus einem Dorf am Fuße der Vogesen gebürtig, aber schon vom Vater her aus dem Innern Frankreichs stammend, in Dijon auferzogen, zulezt in einem französischen Seminar zu Straßburg gebildet, erst seit drittehalb Jahren in Süddeutschland lebt, seitdem unsere Sprache erlernt und sich mit unsern Dichtern bekannt gemacht hat. Schon als eine Seltenheit verdienen sie bekannt zu werden. Wer aber die zahllosen Schwierigkeiten bedenkt, welche die deutsche Sprache dem Ausländer, der in ihr zu dichten unternimmt, durch ihren Wortschatz, den er nicht übersieht und nicht beherrschen kann, durch ihren auf fast unübersehbare Regeln gestützten grammatischen Bau, endlich durch den strengen Charakter ihres fast nur mittelst der Stammsylben sich bildenden Reimes in den Weg legt, wird auch das seltene Talent anerkennen, das zu diesen Produktionen erforderlich war, und ihren relativen Werth gewiß hoch anschlagen. Wo sich der junge Dichter vollends von der Fessel des Reimes frei bewegte, da erscheint wirklich auch seine Dichtergabe entfesselt, und unsre Leser werden nicht ohne Rührung bei dem Schlußliede: „An meine deutsche Leier" verweilen, welches durch die ehrlichen Bemerkungen des Einsenders über den absoluten Gehalt der ihm mitgetheilten Gedichte veranlaßt worden ist. Wir lassen die Lieder absichtlich mit ihren grammatischen Fehlern folgen; denn gerade diese müssen ihnen ja zur Beglaubigung dienen.

1.

Das Bächlein.

Du fließt so still hinunter,
Dein Wasser ist so hell!
Dein Murmeln ist so munter,
So frisch ist deine Quell!

Im Frühling wankten Rosen
Auf deines Ufers Rand,
Und deine Wellen floßen
Auf silberhellem Sand.

Im Sommer, von den Strahlen
Der Sonne matt und schwach,
Floßt du nur zwischen fahlen
Gesträuche ganz gemach.

Der Herbst mit seinen Winden
Entblättert Feld und Wald,
Und überall verschwinden
Die Blüth' und Lieder bald.

Dann stirbt in frost'gen Decken
Die Flur im Winter ab —
Wann, Frühling! wirst du wecken
Das Leben aus dem Grab?

O Bächlein, deine Welle
Erstarrt' vom Winters Hauch —
Wo ist nun deine Quelle?
Ach! sie versiegte auch.

Und hin ist Jugends Wonne,
Erloschen ist der Blick;
Der Greis hat keine Sonne,
Es strahlet ihm kein Glück.

O Bildniß meines Lebens,
O Bächlein, fließe fort!
O Bildniß meines Strebens,
Fließ hin, fließ hin zum Port!

Es kommt der Frühling wieder
Für deiner Wellen Lauf,
Und Philomelens Lieder
Erwachen wieder auf.

Doch für den matten Greisen
Erwacht kein Frühling mehr,
Denn seine Frühling' kreisen
Nicht wie die Fluth im Meer.

2.

Wunsch.

Auf Meeres Wellen,
Gepeitscht von Stürmen,
Im leichten Nachen,
Wenn himmelhoch
Sich Berge thürmen,
Wenn schwarz der Himmel,
Mit Nacht umzogen,
Sich düster senkt,
Wenn Winde brausen
Und Blitze zuckend
Mit ihrem Schimmer
Der Wellen Gipfel
So blutend schau'rlich,
So schön beleuchten;
Wenn unermeßlich
Nur Fluth und Himmel
Vor meinen Blicken —
Die Wogen schäumend,
Der Himmel krachend —
Sich dehnen aus:
Dann möcht' ich schiffen
Im leichten Nachen,
Und ohne Ruder
Dem Tod im Abgrund
Entgegen sehn.

3.

An meine deutsche Leier.

Lebe wohl, du Schwester meiner Seele;
Wir verlebten schöne, frohe Stunden,
Manche Schmerzen hast du mir gestillet,
Manche Wunde hast du mir geheilet!

Wenn, des Abends, du mir in den Armen
Ruhtest, und dein Klang mir leise tönte,
O wie ruhig rann die Zeit vorüber —
Kraftvoll klopfte mir das Herz im Busen.

Fremdling, wollt' ich deine Gunst gewinnen,
Dich an meinen warmen Busen drücken; —
Doch den Fremdling konntest du nicht lieben,
Und du schenktest ihm nur falsche Gaben.

All' die Gaben, die du mir gespendet —
Ach! ich glaubte sie von lauterm Golde —
Sind nur Wahn, wodurch du mich geblendet,
Sie erquicken nicht des Bruders Seele.

Lebe wohl, ich will nach andern Zonen,
Will des Vaterlandes Sonne suchen,
Dort wird wahrer Minnesang erklingen,
Dort soll mir der Dichtkunst Flamme brennen.

Schwester! ja du sollst mir Schwester bleiben,
Ewig soll dein Bildniß in mir strahlen;
Wenn mich deine Augen nicht mehr schauen,
Soll als Geist dein Mund den meinen küssen.

Als Erinnerung sollst du mir bleiben;
Wie das Mädchen die verwelkte Rose
Wahrt, die des Geliebten Hand gepflücket,
So sollst du an meinem Busen ruhen.

Wenn ich einst dich wieder finden sollte,
Wenn des Herrmanns Harfe wieder tönte,
Dann will ich verschweigen deine Küsse,
Keines Menschen Aug' soll uns belauschen.

Nicht nach Regeln, die den Geist nur beugen,
Wollen wir dann Glück und Liebe kosten: —
Dichtkunst lebt nicht unter Menschenfesseln,
Adlerschwung soll sie nach Himmeln tragen.

Wenn das Wort dann stirbt auf deinen Lippen,
Wenn's zu schwach, zu hohl für den Gedanken —
Nun so nimm die Seel' auf deine Schwingen,
Trage stumm sie nach den höhern Welten.

Die lezte Rose des Kallenfels.

(Fortsezung.)

Auch unsere drei Freundinnen waren so glücklich; sie schickten das Kammermädchen fort, und während eine nach der andern den Plaz im Stuhle vor dem Spiegel einnimmt, das Haar vom Puder zu reinigen und unter das niedliche Häubchen zu biegen, hüpfen die andern beiden im Gemach umher, sich unter Scherz und Lachen neckend. Von den heitern Possen ging man auf ernstere Gegenstände über. Die Anzahl junger Herrn wurde gemustert; Eleonore, die muthwilligste, wußte Stellungen und Gebehrden einiger nachzuahmen, Gertrud brachte die Rede auf den schönsten der Jünglinge, einen Grafen Rothenburg. Die Freundinnen stimmten ihr in seinem Lobe bei, nur erklärte Anna, sie meine, der Charakter des jungen Mannes sey nicht der beste. „Nun!“ rief Eleonore lebhaft, „wenn der Dir nicht gefällt, welcher ist dann Dein Auserwählter?“ — „Ich habe keinen!“ — „Keinen?“ wiederholte Eleonore mit etwas gezogenem Ton; „ich glaube auch, es ist besser, keinen Auserwählten zu haben.“ Sie richtete ihre Blicke fragend auf Gertrud. „Ich meine dasselbe,“ entgegnete diese, „und überhaupt, wir sollten das Gelübde thun, nämlich wir drei Freundinnen, einander nie zu verlassen.“ — „Das wollen wir!“ riefen beide. — „Nicht so schnell! Ihr habt mich nicht aussprechen lassen: ich wollte sagen, daß wir das Gelübde errichten, nie zu heirathen.“ — „Ja so!“ bemerkte Eleonore und führte den Finger an die Lippe; „es käme auf Umstände an.“ — „O pfui!“ rief Gertrud empfindlich, „eine saubere Freundschaft, die sich Bedenkzeit nimmt.“ — „Ich willige ein,“ nahm Anna das Wort, sich vom Spiegel erhebend und das Nachthäubchen tief in die Stirn setzend, so daß die blauen Augen nur noch versteckt hervorblizten; „was mich betrifft, ich verheirathe mich nicht.“ — „Du?“ rief Eleonore, „Du kannst nun so etwas gar nicht versprechen; als die Lezte Deines Stamms, haben über Dich ganz andere Leute zu entscheiden.“ — „Wer sind diese andern Leute?“ fragte das schöne Mädchen, indem sie, in der Mitte der Stube stehend, eine gebieterische Haltung annahm; „nenne sie mir!“ Eleonore wollte antworten, als sich ein Geräusch an der Tapetenthür bemerkbar machte. „Horch, es klopft!“ rief Gertrud. Alle drei waren still, das Geräusch ließ sich nicht wieder hören. „Ich bitte Dich, Gertrud, geh an die Thür und sieh nach, ob Jemand im Gange ist.“ — „Ich soll gehen?“ — „Du willst nicht, Furchtsame? wohlan! so geh ich hinaus!“ Eleonore ging hin, sie öffnete; doch nachdem sie ein paar Mal laut, wer da? gerufen und sich darauf in dem noch ziemlich erhellten Gange Niemand gezeigt, warf sie die Thür wieder zu und kehrte triumphirend zurück. „Was wird es seyn?“ bemerkte sie den Freundinnen; „vielleicht das Kammermädchen, oder eine Base aus der Gesellschaft unten, oder was weiß ich sonst.“ Als man die Thüre jezt verschließen wollte, fand sich's, daß ihr Schloß, schadhaft geworden, nicht mehr im Verbande hielt; die drei Freundinnen berathschlagten, wie diesem Uebelstand abzuhelfen sey, und endlich blieb kein anderes Mittel, als die Thürhabe mit einem Bändchen an den Pfosten des Bettes anzuknüpfen. Nach Beendigung dieses schwierigen Unternehmens kehrten jezt alle drei in die Mitte des Zimmers zurück. Obgleich der kleine Schreck siegreich überstanden war, so wollte es doch mit dem traulichen Gespräch nicht mehr recht fort. Eleonore machte darauf aufmerksam, daß der Mond ihr gerade gegenüber durch das Fenster schiene; Anna, die, sich hinauslehnend, den Duft der Sommernacht eingesogen hatte, schloß jezt die Scheiben und sprach, sich die Augen reibend, zuerst vom zu Bette gehen. Jezt erhob sich ein Streit, welche im Bette vorne, welche in der Mitte, welche an der Wand liegen sollte; Gertrud, als die Zaghafteste, wählte sich sogleich den sichern Winkel an der Wand, Anna erklärte herzhaft, sie schlafe vorne, und so blieb für Eleonoren der mittelste Plaz. Als die Rangordnung festgesezt und das Licht auf der Toilette sicher gestellt war, nahm das alterthümliche Bette seine drei jungen Mädchen in seine sichern Arme auf. Gertrud, die sich an ihrer Wand am sichersten fühlte, überließ sich auch als die Erste dem Schlummer, auf Eleonorens Lippen schwebten noch ein paar Scherze, worauf die Freundinnen nur kurze Antworten gaben, und endlich war Alles im Gemache still; man hörte nur die Athemzüge der Schlummernden, die in schöner Gruppe, eine an die Schulter der andern gelehnt, dalagen. Anna allein ist noch wach; nicht Furcht ist der Grund dieses Wachens. Das Geräusch und Getöse, welches aus den untern Gemächern dumpf heraufgeschallt, verliert sich, die Wachende hört entfernte Thüren zuschlagen, und endlich tönt durch die tiefe Stille die Schloßuhr mit zwölf langsamen Schlägen. Anna blickt noch stark vor sich hin; eine Fliege im Winkel erwacht aus ihrem Schlummer, bewegt sich summend an der Wand und fliegt endlich dem Nachtlicht zu, welches, ziemlich niedergebrannt, einen bläulichen, ungewissen Schimmer verbreitet. Eine drückende Schwüle herrscht im Gemach und drückt auf die Augenlieder der Wachenden; sie will sie eben schließen, als sie an der Tapetenthüre etwas sich regen hört; sie horcht und täuscht sich nicht, es ist derselbe Ton, wie kurze Zeit früher; Jemand naht sich im Gange, deutlich zu unterscheiden sind einzelne Tritte, die näher und näher kommen, endlich scharrt es dicht an der Thüre. Anna, die sich aufgerichtet hat, heftet fest ihren Blick auf das am Schloß befestigte Band, dieses löst sich aus seiner

Schlinge, geräuschlos wird die Thüre geöffnet, und mit einem leisen Schreckenslaut hält sich Anna beide Hände vor das Antlitz.

Was sich in jener Nacht ereignet, hat die Gräfin lange Zeit verschwiegen; nur konnte man vermuthen, daß ein wichtiger Grund vorhanden sey, warum von der Zeit an hauptsächlich die Gemüthsart der jungen Dame sich auf eine entscheidende Weise zum Finstern und Träumerischen hinneigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

(Fortsetzung.)

Literarische Fehden.

Herr v. Fellenberg hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Unfähigkeit des Herrn Langhans zu der Stelle eines Direktors des Bernerschen Schullehrerseminars darzuthun und dessen Abberufung zu bewirken. Er gründete seine Beweise auf die Mangelhaftigkeit des im vorigen Sommer in dem zu Hofwyl gehaltenen Normalkurse von Hrn. L. ertheilten Unterrichtes, auf desselben Charakter und auf die Art seines Benehmens. Die Mittel, welche er zu seinem Zwecke benuzte, waren außer mehreren förmlichen Klageschriften eine Reihe unter seinem Einflusse und Mitwissen in verschiedene Schweizerblätter übergegangener anonymer Schmähartikel, welche endlich die Regierung von Bern bewogen, eine amtliche Untersuchung der Sache durch das Erziehungsdepartement zu veranlassen. Daß das Resultat derselben öffentlich bekannt gemacht werde, war um so mehr zu wünschen, je länger dieser unerfreuliche Zwist schon die Theilnahme des Publikums in Anspruch genommen hatte, und je schwerer es bei den sich immer erneuernden Angriffen und Gegenreden werden mußte, ein richtiges Urtheil in der Sache zu gewinnen. Nach den „zwei Vorträgen des Erziehungsdepartements an den Regierungsrath der Republik Bern“ (Bern bei Stämpfli), welche um so größere Glaubwürdigkeit verdienen, als sie in sehr ruhiger Sprache bestimmte Thatsachen aufstellen und der vieljährigen pädagogischen Verdienste des Hrn. v. Fellenberg mit aller Achtung gedenken, sind die Klagen des Hrn. v. F. unstatthaft und der Beklagte für gewisse Mißgriffe und einzelne Aeußerungen eines gereizten Gemüthes hinlänglich entschuldigt; der ganze Streit erscheint jedem Unbefangenen als das Werk des gekränkten Privatinteresses, der sich beleidigt fühlenden Eitelkeit. Es ist zu wünschen, daß Hr. v. F. um seines eigenen guten Namens willen die unrühmlich geführten Waffen endlich niederlegen möge, da auch die lautesten Redner, wie jüngst einer noch zu Wiedererneuerung des Streites aus Küßnacht am Zürichsee gedungen wurde, die Stimme des Publikums nicht zu übertönen im Stande seyn werden. — In Basel hatte sich, noch ehe der lezte, durch die ganze Schweiz widerhallende Kanonendonner zwischen der Stadt und der Landschaft erschollen war, auf dem theologisch-kirchlichen Gebiete ein gelehrtes Scharmützel erhoben. Noch immer ist nämlich daselbst die Zahl derjenigen sehr groß, welche in der theologischen Wissenschaft nichts Anderes zu erblicken vermögen, als einen feindseligen Gegensaz zu dem christlichen Glauben, zu dessen steter Bekämpfung sie sich berufen fühlen. Da ihnen eigene wissenschaftliche Bildung abgeht, pflegen sie sich der Mithülfe gewisser Geistlicher zu bedienen, die zwar von den Laien fast nur durch ihren Namen sich unterscheiden, mit ihnen die innere Unfähigkeit, über gelehrte Dinge zu sprechen, theilen, jedoch um ihrer Stellung willen von dem großen Haufen, der in dem Geistlichen einen gelehrten Herrn zu erblicken gewöhnt ist und auf welchen hauptsächlich eingewirkt werden soll, als Sachverständige betrachtet werden. In dem Professor de Wette hat sich die theologische Wissenschaft in Basel gleichsam verkörpert, daher er seit langen Jahren als das Carthago delenda angesehen wird, gegen welches die Schaaren der Gläubigen stets gerüstet seyn sollen. Dießmal galt es vornämlich einzelne Resultate seiner Einleitung in die Schriften des neuen Testamentes und seiner biblischen Dogmatik. Ein verkappter Ritter, — er gibt sich als einen Geistlichen zu erkennen, dessen Studien sich mit J. G. Rosenmüller und Morus geschlossen haben — ist über die in jenem erstern Buche angeregten Zweifel an der Aechtheit mehrerer biblischen Schriften erstaunt und entrüstet; er erinnert sich, in den de Wetteschen Predigten die Bibel als Gottes Wort bezeichnet gefunden zu haben, und erklärt daher in einem bei Schneider in Basel gedruckten „Sendschreiben eines bibel- (d. h. buchstabens-) glaubigen Geistlichen an Hrn. Dr. und Prof. de Wette“ den Verfasser für einen Heuchler und Zweizüngler; zu demselben Bekenntnisse fühlt er sich veranlaßt durch mehrere Stellen des zweitgenannten Buches, die, willkührlich aus ihrem Zusammenhange gerissen, ausgehoben werden und dazu anregen sollen, den Verfasser als einen Irrlehrer und Verführer von seinem Amte zu entfernen. Da sich der Ungenannte zugleich persönliche Ausfälle auf seinen Gegner erlaubte, so hielt es dieser unter seiner Würde, anders als in einer in die Baseler Zeitung eingerückten kurzen „Abfertigung“ zu repliziren, und statt seiner traten unaufgefordert die Professoren Fischer und Hagenbach in die Schranken. Im geraden Gegensatze mit jenen Glaubensrittern, welche niemals mit offenem Visir auftreten, sondern, nach allen Seiten hin vermummt und verhüllt, sich höchstens durch die ungelenke Art ihrer Waffenführung zu erkennen geben, nennen sie sich ungescheut als die Verfasser der „Zurechtweisung des anonym gegen Hrn. Dr. de Wette aufgetretenen Sendschreibers.“ (Basel bei Neukirch.) Während Hr. Fischer den Gegner von der Rechtgläubigkeit des Hrn. de W. zu überzeugen sucht (was ihm indeß kaum gelungen seyn dürfte), beweist Hr. Hagenbach dem Ungenannten, welcher die sogenannte innere Kritik als ein eitles Spielwerk bezeichnet hatte, den hohen Werth dieser Wissenschaft an seiner eigenen Schrift, aus deren innerer Beschaffenheit sich gerade vermittelst der verachteten Kritik der Verfasser, wenigstens nach seinen allgemeinen Eigenschaften, ziemlich unzweideutig erkennen lasse. Der Ungenannte ist, sobald er die Gefahr, entdeckt zu werden, erkannte, von dem Kampfplatze verschwunden und sucht jezt seine und seiner Kommittenten Ehre durch das beliebte si fecisti nega! zu retten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. November 1833.

Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. Schaafsnatur!

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Ueberfahrt aus der alten Welt.

Der Wechsel von Tag und Nacht ist hier die Sache eines Augenblicks; eine Dämmerung gibt es fast gar nicht, oder doch eine ganz andere als in Europa. Wenn die Sonne untergegangen ist, so bleibt ein starker, dunkelrother Schein zurück, der die Stadt so beleuchtet, als wäre die ganze Abendseite davon in Flammen. Diese Röthe hält etwa eine halbe Stunde an, und verschwindet dann im Augenblick, und mit ihr ist auch das Tageslicht erloschen, wie wenn man eine Fackel in einem Keller ausbläst. Gerade so verhält es sich auch mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Heute noch macht man in leichtem Anzug eine angenehme Abendpromenade über den herrlichen Broadway, den man auch den einzigen nennen könnte, weil es keinen andern Spaziergang gibt, und mit dem nächsten Erwachen hat Reif und Schnee das Land bedeckt und Neger reinigen die Trottoirs und schaffen die weißen Massen nach der Mitte der Straße. Hier bildet sich nach und nach ein Schneegebirge, welches die Aussicht auf die gegenüber liegende Häuserseite ganz und so lange unterbricht, bis Thauwetter eintritt, welches das Gebirg in den Nord- und Oststrom abführt. Die Kälte ist eben so streng im Winter, als die Hitze unleidlich im Sommer. In Pensylvanien steht der Thermometer im Sommer immer noch um ein paar Grade höher, und im Winter niedriger als in Newyork; übrigens dauert die kalte Jahreszeit nicht länger als vierzehn Wochen. Als das Unangenehmste dabei erscheint der Umstand, daß in dieser Epoche auch die See am unruhigsten ist, und also die stets von so vielen Tausenden mit Sehnsucht und Ungeduld erwarteten Neuigkeiten aus Europa länger ausbleiben. Indessen gehen die Paketboote in regelmäßiger Ordnung ab, das heißt, sie müssen, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, am bestimmten Tage den Hafen verlassen, wogegen Kauffahrteischiffe oft zwei bis drei Wochen segelfertig da liegen und auf günstigen Wind warten.

Doch ich komme von der Natur wieder auf die Menschen. Nachdem wir den gesellschaftlichen Zustand überhaupt betrachtet haben, wollen wir dießmal unsere Blicke auf die Landbauer richten, die so zahlreich hier einwandern, und sehen, welches Loos sie sich bereiten; denn die Aussicht, für 25 Cents (40 Kreuzer) einen Morgen Grund zu kaufen, und dann auf ein paar hundert Morgen wie ein kleiner König zu leben, und nicht nur frank und frei sein eigener Herr, sondern auch noch regierendes Mitglied des Staates zu seyn, verdient allerdings näher beleuchtet zu werden. Die Auswanderer mögen sich wenden nach welcher

Hafenstadt Europas sie wollen, sie finden überall Transportschiffe genug, bereit, sie aufzunehmen; ja sie werden sogar mit Anträgen zu Reisegelegenheit bis in ihre friedliche Heimath verfolgt, und alle Künste der Spekulation werden in Bewegung gesezt, den Landmann zu verleiten. Der Hauptzug aber geht über Havre, und auf dem ganzen Wege dahin findet man in allen Städten, besonders aber in Straßburg und Paris, aufgestellte amerikanische Agentschaften, die dem Reisenden die ausgedehntesten Ländereien zum Kauf antragen. Man sieht da allerliebste lithographirte Landschaften, welche die verkäuflichen Güter vorstellen, Landkarten und Plane, welche die Situation aufs Genaueste zeigen, und einige tausend Briefe von Leute, welche vor Kurzem da gekauft haben sollen, lauter Zeugnisse nebst Danksagungen über das Glück, das da gemacht worden, und folglich noch zu machen ist. Wie angenehm wird mancher überrascht, der da einen bekannten Namen aus seinem Dorfe erblickt, oder gar die Hand des Mannes erkennt! Denn allerdings, diese Briefe sind sämmtlich, oder doch meistens, ächt und autographisch, aber zur Würdigung ihres Werthes werden diese Blätter einige unmaßgebliche Fingerzeige enthalten. Obgleich diese Agentschaften nur selten einen Kauf abschließen, so wirken sie doch darauf hin, die Auswanderungssucht in beständiger Hitze zu erhalten, und erwerben sich dadurch um die Vereinigten Staaten unverkennbare Verdienste, denn ohne dieses Mittel würde sich das Feuer der Auswanderer schon in Paris bedeutend kühlen.

Hier liegen sie an den Ufern der Seine vom Monat Mai bis Oktober zu Tausenden, ja oft noch im Winter. Das ist das Sammellager und der Ruheplatz, hier wird oft zehn Tage und länger bivouakirt, bis man sich in ein Schiff drängen kann, um nach Havre zu fahren. In Havre wimmelt es von geschäftigen und geschwätzigen Kommissionären, welche den Ankömmlingen, unter beständigem Gratuliren über das ihnen bevorstehende Glück, sogleich Gelegenheit zur Ueberfahrt verschaffen, die diese, ohne lange zu wählen, ergreifen, in der Hoffnung, bald abzusegeln und bis dahin doch ein Obdach zu haben, da sie gleich das Schiff beziehen. Mit Lebensmitteln, das Trinkwasser ausgenommen, müssen sich die Leute selbst, und zwar auf drei Monate versorgen. Es bildet sich eine Schiffsgemeinde, die ihre Vorräthe in vorgeschriebenem Quantum einkauft; die Schiffslieferanten nehmen die Bezahlung in Empfang, stellen auch wohl, wenn es nicht anders geht, eine französische Quittung darüber aus, und der Makler, der sich seiner Parthie warm annimmt, versichert, daß so Alles in der besten Ordnung sey, man könne ganz ohne Sorge seyn, die Vorräthe würden richtig auf das betreffende Schiff geschafft werden, wo sie der Steuermann in Empfang und Verwahrung nehmen müsse und die tägliche Austheilung besorge, damit unter Wegs kein Mangel entstehe. Man sieht nun der Abreise stündlich entgegen; ein halbmonatliches und oft noch längeres Warten steigert die Begierde der Reiselustigen so sehr, daß am Ende Abspannung erfolgen muß: verdrießliche Gesichter in ganzen Prozessionen kriechen aus den Schiffen heraus, schleichen mißmuthig durch die Straßen, lassen sich hie und da noch in die Schenken locken, oder von den ihnen immer nachziehenden ambulanten Krämern einen Tand aufschwatzen, der ihnen bald lästig wird, und muntern so ganz unschuldigerweise den Gewerbfleiß der äußerst betriebsamen Bewohner von Havre mit ihrem lezten disponiblen Gelde auf. Auf einmal heißt es: „Jezt, im Augenblick fährt das Schiff ab!" Ein elektrischer Funke fährt durch die Glieder der Gemeinde, wie von einem tollen Hunde verfolgt, stürzt blindlings der ganze Haufe wieder dem Bassin zu und wirft alles über den Haufen, was den wilden Strom hemmt. Weh dem armen, harrenden Fremdling, dem der glückliche Tag noch nicht erschienen, und der, zum Zeitvertreib durch die Gassen schlendernd, in einen solchen Sturm geräth! Endlich wird das Bassin erreicht, das Schiff ist fort; doch kann es nicht so schnell durch alle die Schleußen und Brücken gezogen werden, und am Ende des lezten Bassins wird es von der geängstigten Gemeinde eingeholt und erstiegen, oder eigentlich erstürmt.

Hat man die hohe See gewonnen, haben sich die Gemüther etwas beruhigt, so ist die erste Frage nach den Lebensmitteln. Bei der Abfahrt eines Schiffes ist in den ersten paar Tagen so viel zu thun, das Verdeck liegt so voll, jeder ist so beschäftigt, es ist ganz natürlich, daß da keine Auskunft erfolgen kann. Indessen bekommen die Leute Zwieback, Mehl, Branntwein, Käse, geräuchertes Fleisch zur Genüge, mithin sehen sie, daß ihre Provisionen da sind, und beruhigen sich wieder. Nach ein paar Tagen aber findet es sich, daß nur die Hälfte des erkauften Quantums am Bord sich befinde, und daß man bisher ganz unverhältnißmäßig gezecht habe. Die Kolonisten werden auf halbe, und nach einiger Zeit auf viertels Rationen gesezt, Wein und Branntwein fällt bald ganz weg; dagegen wird guter Rath, wie man es hätte machen sollen, freigebig gespendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die lezte Rose des Kallenfels.

(Fortsetzung.)

Es herrschte damals in Europa, kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, eine allgemeine kriegerische Bewegung. Die junge Welt träumte nur von Schlachten und von Siegen, eine Menge Familien wurden

verwaiset, indem sich die frische Jugend aus dem alterthümlichen Bezirk der Familienschlösser losriß und in die Fremde drang. Wer nicht im Felde thätig seyn konnte, suchte sich einen ehrenvollen Platz in den Kabinetten der großen Höfe. Dieser Wechsel der Verhältnisse trieb auch den Herrn von Mehran an, für das Schicksal seines Mündels ernstliche Sorge zu tragen; er wünschte, daß Anna ihre Wahl bestimmen möchte. Die reiche Erbin von Stein-Kallenfels, dazu im Besitz von Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit, hatte eine Menge Bewerber herbeigezogen. Unter diesen nahm der Vormund die edelsten, an deren Spitze er den Grafen Rothenburg stellte; allein er mußte zu seiner nicht geringen Verwunderung hören, daß Anna auf das Bestimmteste erklärte, durchaus keine Heirath eingehen zu wollen. Vergeblich drang der Vormund, vergeblich alle Freunde und Verwandte in sie, den Grund dieses Entschlusses anzugeben, die Gräfin beharrte bei ihrer Weigerung, und als man nicht abließ, sie um Erklärung zu bitten, sagte sie sehr ernst: in Beiseyn Jemandens, den sie achte und fürchte, habe sie selbst das Gelübde gethan, nie in die Ehe zu treten. Man sah diese Aeußerungen für wenig mehr, als eine jener vielen Betrachtungen und Entschlüsse an, die das Steigen einer krankhaften Gemüthsstimmung beurkundeten. Dennoch mußte man ihr den Willen lassen. Nach Ablauf von drei Jahren erklärte sich Anna entschlossen, in ein Kloster zu gehen; auch dieser Schritt wurde nun nicht mehr so auffallend gefunden, als er es seinem Wesen nach bei einem Mädchen ihres Alters war. Ihr Sinn hatte sich jezt völlig und entschieden auf Stille, Einsamkeit und Betrachtung geneigt; sie wählte zu ihrer Umgebung vorzügliche Geistliche, führte lange und ausführliche Gespräche mit ihnen, suchte sich tief und ernstlich über religiöse Pflichten zu belehren, und mit Gertruden, ihrer liebsten Freundin, die sie stets umgab, sprach sie öfters über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, über das Leben jenseits des Grabes und die Gewißheit einer schönen Zukunft. Wurde sie über den Grund ihrer zunehmenden Schwermuth befragt, so pflegte sie wohl zu erwidern, ein solcher Ernst gezieme derjenigen, die als der lezte Sproß eines berühmten Stammes ins Grab zu steigen bestimmt sey, die, um mit den Ihrigen vereinigt zu seyn, stets jene dunkeln Räume aufsuchen müsse, die sich nur dem Glauben, der religiösen Erkenntniß lichten. Mit dieser ernsten Richtung verband sie ein stilles, einfaches Leben, am liebsten fern von der Stadt und vorzüglich gern auf dem Schloß A—weiler, das sie als Vermächtniß ihres Stammes liebte.

Diese Gesinnung Annens schien dauernd; allein wie bei schwärmerischen Gemüthern oft wunderbar schnelle Uebergänge statt finden, so geschah auch hier das Unerwartete, Ungehoffte. Aus ihrem einsamen Zufluchtsort erhielten die Verwandten nach Ablauf eines Jahres plötzlich die Anmeldung, die reiche Erbin sey Braut; die nähern Umstände, die Bekanntschaft eines angesehenen französischen Offiziers, dessen Sieg über das Herz der Einsiedlerin, alle diese Ereignisse kamen jezt genau zur Kenntniß der über diese Schicksalswendung erfreuten Verwandten. Die trübe Periode aus dem Leben der jungen Dame glaubte man jezt der Vergessenheit übergeben zu dürfen, und nur Gertrud, die treue, aufopfernde Gertrud, die das Herz ihrer kranken Freundin kannte, nur sie wollte an keine völlige Genesung glauben, so glänzend und heiter Annens Eintritt in die große, geräuschvolle Welt, an der Seite ihres Verlobten, sich auch zeigte.

Und Gertruds Sorgen ließ die Zeit nicht als grundlos erscheinen. Das erste Merkmal einer noch übrig gebliebenen krankhaften Spannung war Annens Haß gegen alles, was an ihr Stammschloß nur von ferne mahnte; nur mit der größten Anstrengung konnte sie es über sich gewinnen, dem alten Familienherkommen folgend, ihre Trauung in der Kapelle des Schlosses begehen zu lassen; sogleich nach diesem heiligen Akt wollte man in die Residenz heimkehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geheimes Wirken.

Hast du was Großes im Sinn, so leg' es nicht offen dem Volke,
Noch im Keime; wie leicht wird es vom Pöbel gerafft!
Lieber bewahr' es still und heg' es mit inniger Liebe
Tief in der Seele Verschluß Tage wie Nächte hindurch:
Bis es im Stillen erstarkt und genährt vom kräftigen Willen,
Keimt in die Höhe der Welt, sprosset und blühet zur Frucht.
Siehe das Waizenkorn, wie klein, wie verächtlich erscheint es!
Legst du es offen, wie schnell wird es vom Vogel gerafft!
Aber bewahr' es in irdischer Nacht, in den Tiefen der Furche:
Wenn nun der Erde Hauch locket den grünenden Keim,
Freudig empor an das Licht, den haftenden Fuß in der Erde,
Sproßt es zum schlanken Halm, reift in der Aehre zur Frucht.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Austheilung der Kunstpreise.

Für die jungen Künstler ist der Oktober ein wichtiger Zeitpunkt in Paris; denn in diesem Monate hat die Austheilung der Preise und mithin die Versendung der Ausgezeichnetsten nach Rom, in Folge des erlangten Preises, statt, und nicht allein die Schüler gerathen in Bewegung, sondern auch die Lehrer; denn jeder sucht seinen eigenen Schülern den Preis zuzusichern, indem die Ehre alsdann auf die Schule

und milbln auf den Lehrer zurückstrahlt, und das ist es eben, was jeder Lehrer will. Daher walten zuweilen zwischen den Akademikern, welche über die Preise zu entscheiden haben, mehr kleinliche Leidenschaften, als zwischen ihren Schülern. Glücklicherweise dauert diese Gährungszeit, in welcher die Journalisten das Feuer tüchtig anschüren, nicht lange, und sind einmal die Preise vertheilt, so wird Alles wieder ruhig und das Vergangene bald vergessen. Die hintangesezten oder nicht belohnten Schüler suchen sich zu trösten, so gut sie können, und einige verdoppeln ihren Fleiß und Eifer, andere nehmen statt des Pinsels die Feder, den Degen, die Wage oder die Elle zur Hand, oder werden Müßiggänger, noch andere, wenn sie Vermögen haben, unternehmen auf eigene Kosten eine Reise nach Italien und kommen zuweilen mit mehr Fertigkeit zurück, als diejenigen, die auf Kosten des Staates dort gewesen sind. Das Anschauen der Meisterwerke auf dem klassischen Boden Italiens und der Aufenthalt in dem kunstreichen Rom scheint manche jungen Künstler völlig kalt zu lassen und ihnen nicht das Geringste einzuflößen. Wenigstens erneuern sich hier regelmäßig jedes Jahr die alten Klagen über die mittelmäßigen Produkte, welche die Schüler der französischen Kunstakademie in Rom nach Paris einschicken. Dieses Jahr waren die Klagen vielleicht noch heftiger, als zuvor. Weder mit den historischen Gemälden, noch mit den Landschaften, noch mit den architektonischen Darstellungen und Aufnahmen alter Denkmäler waren die Kunstrichter zufrieden. Ein Herr Chopin hatte eine große Frau auf ihrem Bette liegend dargestellt und im Hintergrunde einen kleinen Mann, welcher den König Candaules von Lydien darstellen sollte, wie er seinem Günstling Gyges seine schöne Gemahlin zeigt. Einige Kunstkritiker tadelten das Bild als unanständig, obschon man eine Menge solcher Darstellungen hat, und zwar desselben Inhalts; aber freilich rühren sie nicht von Schülern, sondern von Meistern her. Das Sonderbare war, daß man im Publikum behauptete, der junge Künstler habe seine eigene Frau zum Muster genommen, so daß also Herr Chopin selbst ein Candaules geworden wäre, welcher nicht einen einzelnen Günstling, sondern das ganze Publikum zum Zeugen der Schönheit seiner Ehehälfte genommen hätte; jedoch weiß ich nicht, was an der Sache wahr ist. Genialer war Signols Noe, der den ihn verspottenden Söhnen flucht, ein großartiges, aber übertriebenes Bild. Kurz nach der Ausstellung der Produkte der Schüler in Rom folgte, wie gewöhnlich, die der Werke der Pariser Schüler. Den römischen bleibt die Wahl des darzustellenden Gegenstandes fast ganz überlassen; nicht so den Parisern, denen eine Preisaufgabe gestellt wird. Für die Maler war es dießmal die Aufstellung der ehernen Schlange in der Wüste. Es gibt jezt in der Malerschule wie in der Literatur einen ausschweifenden Romantismus, oder wie man es sonst nennen will, welchem zufolge die Eindrücke eines Kunstwerkes vor allem stark seyn müssen. Das Häßliche ist daher in den Augen der Künstler gar nichts Verwerfliches; im Gegentheil wird es hervorgesucht, wofern es nur recht häßlich ist. Daher kommt es wohl, daß auf den Gemälden mehrerer jungen Mitbewerber Moses und die Juden so außerordentlich garstig erscheinen; dieß mag den Künstlern ein Geniestreich geschienen haben. Es gibt bekanntlich in Paris mehrere Leute, welche davon leben, daß sie in den Malerstuben als Modelle dienen; unter diesen befindet sich ein alter Montenegriner mit einem zwar charakteristischen, aber keineswegs schönen Kopfe. Diesen Montenegriner nun hatten einige Künstler zu ihrem Moses genommen, welcher deßwegen auch einem Bettler ziemlich ähnlich sah. In Paris wird leicht Alles Partheisache; so geht es auch in der Malerei. Der Künstler Ingres hat sich seit wenigen Jahren, ja beinahe erst seit der lezten Kunstausstellung einen außerordentlichen Ruf erworben. Seitdem theilen sich die Maler in Ingristen und Antiingristen; daher fragte es sich dießmal, ob die Mitbewerber Ingristen seyen oder nicht. Einer, Namens Roger, war so klug gewesen und hatte zwei entgegengesezte Meister gewählt, Hersent und Ingres, und von beiden etwas aufgenommen. Dieser erhielt den Preis. Die Wahrheit zu gestehen, waren seine Israeliten keine so häßlichen Leute, wie die auf den Gemälden seiner Mitbewerber, und hoben sich lebhaft aus der Landschaft hervor, wie man es heutzutage liebt und wie es die alten deutschen Meister machten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, November.

(Fortsezung.)

Politische Polemik.

Nachdem wir den literarischen Kriegsschauplaz durchlaufen haben, werden wir durch eine Ankündigung der Geßnerschen Buchhandlung in Zürich, die gegenwärtig unter der Leitung des stillwirkenden A. L. Follenius steht, auf einen Augenblick in das Gebiet der politischen Polemik hinübergeführt. Es wird uns aus dieser Offizin eine „Geschichte der neuern Revolutionen in der Schweiz, pragmatisch bearbeitet und mit den nöthigen Dokumenten versehen von den Brüdern Ludwig und Wilhelm Snell, Professoren an der Universität in Zürich,“ verheißen. Dieselbe soll in der Weise von Rottecks Weltgeschichte oder von Okens Naturgeschichte in zwanglosen Heften zu sieben Bogen erscheinen, das Heft zu dem billigen Subscriptionspreise von sechs Bazen. Indem wir diesem Unternehmen den besten Erfolg und recht viele Leser wünschen, geschieht dieß, wir bekennen es offen, vornämlich aus dem Grunde, weil wir die vollste Ueberzeugung hegen, es werde dieses Werk deutlicher, als kaum jemals ein anderes, durch sich selbst auf jeder Blattseite die große Wahrheit lehren, daß die Geschichte nie mißbraucht werden dürfe, den jedesmaligen, oft kleinlichen Interessen des Augenblickes, den leidenschaftlichen Zänkereien und Klatschereien des Tages als orbis pictus zu dienen, aus dem Jeder nach Willkühr einige Bilder von Pfaffen, Jesuiten, Junkern und Aristokraten herausgreifen mag, um das Publikum auf dem literarischen Jahrmarkte damit zu belustigen und das Müthchen an dem einen oder andern Gegner zu kühlen. Ein großer Historiker unserer Zeit sagt: „In einer von Partheiungen bewegten Zeit ist nichts verführerischer, als auch die historische Forschung nur der Parthei und dem Interesse des Tages dienstbar zu machen, weil dieß, wenn auch nicht auf die Dauer, doch für den Augenblick Ruhm und Vortheil sichert. Wo aber dieß der Fall ist, wird es auch mit dem gründlichen und umfassenden Quellenstudium nicht viel auf sich haben; man wird, wo die Noth zu den Quellen treibt, diese nur mit halbem Auge, nur theilweise und flüchtig lesen, und immer nur das darin finden, was man schon wußte und als zweckdienlich darin finden wollte.“ Diese Worte wurden zu einer Zeit geschrieben, als es noch keine Revolution von 1830 gab; wer aber mit der gegenwärtigen, durch die ganze Schweiz herrschenden Aufregung und Partheibewegung, und mit dem handelnden und die Gluth der Zwietracht immer von Neuem anschürenden Personale auch nur oberflächlich bekannt ist, fühlt sich unwiderstehlich gedrungen, dieselben als Kommentar zu der erwähnten Ankündigung zu betrachten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. November 1833.

Ist dieß nicht etwas mehr als Einbildung?
Was haltet ihr davon? —

Shakespeare.
Hamlet.

Die lezte Rose des Kallenfels.

(Fortsetzung.)

Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto auffallender zeigte sich Gertrudens geübtem Blick der Freundin Unruhe; sie war entschlossen, die junge Gräfin um den Grund derselben zu fragen; aber diese überraschte sie, indem sie eines Abends ihr folgendes Geständniß machte: „Liebste Gertrud," hob sie an, die Hand der Gespielin in die ihrige schließend, „glaubst Du an die Erscheinung übernatürlicher Wesen?" — „Es hat sich mir keines jemals gezeigt," erwiderte die Gefragte ruhig; sie wollte noch etwas hinzufügen, als die Gräfin ihr ins Wort fiel und rief: „Mir aber, meine Gute, mir hat sich etwas der Art gezeigt!" Sie stockte, als diese Worte heraus waren, und fügte leise hinzu: „Ich meine freilich bis auf diese Stunde, daß es ein lebhafter Traum gewesen; doch höre. Wir schliefen einmal, ich weiß nicht, ob Du Dich noch darauf besinnst, wir drei Mädchen, in einem Gemache in meinem Schlosse A—weiler zusammen; mir ist noch gegenwärtig, daß ich lebhaft war, viel sprach, erzählte, mit einem Wort, an nichts weniger dachte, als an Schreck, Furcht, Entsetzen. Es war schwül, die Hitze schloß wohl meine Augenlieder, gewiß schlummerte ich ein, doch im Traume glaubte ich völlig zu wachen; da hörte ich im Gange einzelne Tritte, es kam näher, und als die Thür sich aufthat, zeigte sich mir Jemand — ja, die Worte fehlen mir, wenn ich Dir beschreiben soll, was ich damals inne wurde. Es war keine Gestalt, mich dünkt, ich sah keine Formen, und dennoch fühlte ich einen Sinn in mir, der mir sagte: es ist ein Wesen in diesem Gemach, das nichts mit den Lebendigen gemein hat. Zugleich hatte ich die festeste Ueberzeugung, daß dieses Etwas mich suche und, als es noch gelebt, zu meiner Familie gehört haben müsse; ja, als ich meine Gedanken fest, mit ganzer Seele auf jene geistige Nähe richtete, so zitterte auch auf einen Moment ein Bild vor mir, und ich glaubte aus einer trüben, stets sich bewegenden Masse ein paar Augen hervorblitzen zu sehen. So lange diese fürchterliche, fremde, geistige Gegenwart in meiner Nähe ausharrte, empfand ich durchaus kein Grauen, ich wußte nur, es war meine Pflicht, meinen Geist mit seiner gespanntesten Kraft auf den fremden, hinzugetretenen Willen zu richten. Während dieses Zustandes erfuhr ich nun, doch nicht durch Worte wurde es mir klar, daß ich um den unglücklichen, schmerzhaft in die Irre gehenden Willen zu erlösen, das Gelübde thun müsse, mich für die Lebenszeit in ein Kloster zu begeben. Als ich dieses Gelübde abgelegt, folgte ein Seelenzustand bei mir, auf den ich mich als einen wunderbaren, höchst geheimnißvollen deutlich besinne; ich könnte ihn aber jezt unmöglich auf eine

auch nur ferne Weise bezeichnen, er gehörte einem andern Leben an. So viel weiß ich, daß, wie ich erwachte, ich mich in Thränen gebadet fand; mir war, als hätte ich ein unendlich tiefes, ganz entsetzliches Leid erfahren oder angeschaut. Ich denke mir, daß der unglückliche Wille mir seinen Zustand, in dem er verweilen müsse, nahe vorgeführt haben werde."

Gertrud blickte verwundert und bewegt die Gräfin an, als diese ihre Hand faßte und mit einschmeichelndem Ton, gleich einer, die gerne ihre Ansicht bestätigt hören möchte, sagte: „Dieses, meine Liebe, träumte mir, es war ein Traum!" — „Und aus welchem Grunde forderte der Geist das Opfer?" — „Das weiß ich nicht, nur das entsinne ich mich, daß ich völlig überzeugt war, er könne nicht anders, als es von mir fordern; ja, so seltsam verflocht sich Bild in Bild, daß ich glaubte, im Beiseyn eines höhern Wesens das Gelöbniß abgelegt zu haben, als der lezte Sproß meiner Familie mein Leben keinem irdischen Zweck, sondern einem ernsten Beruf zu widmen, gleichsam als eine Leidtragende, die hinter dem unendlich langen Leichenzug von tausend und aber tausend Särgen, alle mit meinem Wappen geschmückt, daher geht." — „Du hast von jeher Anlage zur Schwärmerei gehabt." — „Sey's! doch wahrlich, Gertrud, können uns Verstorbene nahen, so nur, so können diese unheimlichen Boten erscheinen." — „Also bist Du doch gewiß, mit wachenden Augen geschaut zu haben?" — „Nichts, wie gesagt, was ich Schauen nennen möchte, und dennoch — O laß mich schweigen! sagt man nicht, daß man im inbrünstigen Gebet die Gegenwart Gottes fühlt? so fühlte ich, daß ein längst Verstorbener aus meiner Familie mit mir sprach, daß ich ihm zuschwor, den Schleier zu nehmen — und jezt, Gertrud — ich breche mein Gelübde!" Gertrud schloß ihre Freundin herzlich in die Arme, in ihrem Auge perlten Thränen. „Schwärmerin!" rief sie, „Dein eigenes krankhaftes Ich ist im Traum Dir vorgetreten, Deine Schwermuth hat sich Dir körperlich gezeigt." Anna schüttelte das Haupt, ihr großes helles Auge sah die Freundin wie prüfend und mißtrauisch an, endlich bog sie sich zu ihr über, und indem sie ihr einen schönen Strauß von gelben Rosenknospen an den Busen steckte, drückte sie einen Kuß auf ihre Lippen und sagte: „Du schönes, gutes Herz, es ist mir nur lieb, daß Du mich nicht für eine Geisterseherin hälst; nun ist ja Alles gut." Gertrud nahm die Blumen und befestigte sie an das dunkle Haar der Braut; sie vor den Spiegel führend, ihr die Stirnlocken ordnend, sagte sie: „Meine geliebte, süße Anna, Du lezte Rose dieses stolzen Stammes, ich grüße Dich als Braut." Beide Freundinnen küßten sich nochmals herzlich, und zwischen den Kuß der blühenden Lippen fielen die goldnen Blättchen der gelben Knospen gleich zerstäubenden Flocken nieder. (Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wer eine Zeichnung der Sklaventransportschiffe gesehen hat, der hat so ziemlich ein Bild von der Lage unserer Reisenden, nur daß jene Schiffe Schnellsegler und meistens in gutem Zustande, diese dagegen oft so schlecht sind, daß keine Assekuranz sich mit ihnen befassen will, und sie kaum noch um den Holzpreis an den Mann gebracht werden können. Diese Fahrzeuge werden nun mit Menschen so voll gepackt, daß die Ueberfahrtsgebühren das Schiff reichlich bezahlen; denn so wie derlei Schiffe in Amerika ankommen, werden sie gleich konfiscirt, wenn sie nicht nächtlicherweile Gelegenheit finden, die Hälfte ihrer Passagiere mit der Schaluppe ans Land zu setzen. Die Amerikaner, denen diese Spekulation in fremden Häfen nicht so gut gelingen kann, haben sich nämlich bewogen gefunden, die Anzahl der Passagiere auf einem Schiffe nach dessen Tonnengehalt festzusetzen; wird diese Zahl nur um einen Kopf, und wäre es ein Windelkind, überschritten, so ist das Schiff und des Kapitäns Bagage dem Aerar verfallen. Man sieht aber, daß demungeachtet Schiffe, die zu gar nichts mehr taugen, ihrem Eigenthümer so noch einen lezten guten Dienst leisten. Unbegreiflich ist es, daß nicht mehr Unglücksfälle geschehen, und noch wunderbarer, daß nicht selten die prächtigsten Schiffe scheitern, indeß die elenden morschen Bretter und faulen Balken sich durch den nämlichen Sturm glücklich durcharbeiten. Man rechnet im Durchschnitt auf hundert große Seereisen einen Schiffbruch, und auf zwanzig Schiffbrüche einen, wo die Equipage, Passagiere und Bemannung, zu Grunde geht. — Wird das Meer unruhig und schlagen die Wellen über das Schiff, so müssen die Reisenden unter das Verdeck kriechen, die Habitakel werden geschlossen, und da liegen sie in dichten Massen in finsterer Nacht. Geht die Reise auf einem französischen Schiffe, so fühlen sie die Schrecknisse ihrer Lage weniger, weil den französischen Matrosen die gute Laune nie verläßt. Sie singen, spaßen und lachen herzlich dazu, je mehr das Wetter tobt, je ärger die Masten krachen; wird der Himmel wieder heiter, so behaupten sie, man passire die Linie, obgleich man über sechshundert Meilen nördlich davon ist, und sofort wird die Meertaufe mit allen erdenklichen Lächerlichkeiten vorgenommen, wobei die Matrosen gerade so viel Vergnügen haben, als die andern, die noch überdieß mit der Seekrankheit gequält sind, Unlust. Ist die Mannschaft den Tag über unter Scherz, Spiel und Gesang müde geworden, so pflegt sie Nachts sorglos der sanftesten Ruhe, übergibt das Steuerruder der gütigen Vorsehung und läßt die Wellen damit spielen. Deßwegen

beschreiben sie auch die sonderbarsten Abweichungen von der eigentlichen Strichlinie, wobei sie launig zu sagen pflegen: „Ein Monat im Meer, ist ein Monat im Sold, und Zwei sind Zwei.“

Unter solchen Abwechslungen gelangen die Auswanderer nach einer zweimonatlichen Fahrt in das gelobte Land; doch ehe sie noch den Käfig verlassen, der sie kaum mehr zusammenhält, muß jeder Kopf, ohne Unterschied, drei Dollars (acht Gulden) bezahlen, welches Geld angeblich einem Fond zugewiesen ist, aus welchem diejenigen Einwanderer, die in der Folge verarmen dürften, was auch selten ausbleibt, eine Unterstützung erhalten sollen, was jedoch gewöhnlich unterbleibt. Von diesem Gelde hat man zu Newyork außerhalb der Stadt ein großes Hospizium unter der Benennung Refuge gebaut, dessen Bewohner ganz leidlich gehalten sind. Die Gesellschaft besteht aber größtentheils aus Eingebornen, und zwar Irren; es ist also eigentlich aus diesem Refuge ein Nationalnarrenhaus geworden, welches sein Entstehen und Bestehen einem unbedeutenden Theil der milden Gaben verdankt, welche man von den Einwanderern erhebt. Wie mit dem Rest dieser gewiß ungeheuern Einnahme spekulirt wird, weiß ich nicht; doch ist durchaus nicht zu zweifeln, daß damit auf das Erfolgreichste mit nachhaltigem Gewinn operirt werde. Ist auch diese Formalität erfüllt, so stehen dem Ankömmling alle Wege offen, an seinem Glücke zu arbeiten und seine Träume zu realisiren. Diese Aussicht, welche die individuelle Einbildungskraft auf ihre Weise sich ausmalt, und das angenehme Gefühl, nach sechzigtägigem Geschaukel in einem Kerker und beständigem Erbrechen, frei auf festem Boden einherschreiten zu können, lassen die überstandenen Uebel bald vergessen und stimmen die Gemüther für die Zahlung der drei Dollars.

Wer die Reise einmal machen will oder machen muß, der thut auf alle Fälle am besten, auf einem Paketboot zu fahren. Die Linie von Havre ist mit zehn solcher Schiffe besezt, eines schöner, prachtvoller als das andere, und alle neu, denn wenn ein solches Schiff sechs Jahre gedient hat, so wird es ausgemustert. Die große Kabine oder der Gesellschaftssaal ist geräumig, licht, mit kostbaren Teppichen belegt, mit einer zweckmäßig gewählten kleinen Bibliothek versehen; der Tisch für vierzig bis fünfzig Personen berechnet, die Meubels von Mahagoni, ein Damensalon mit Trumeaurspiegeln, in welchem meistens ein Fortepiano steht, die Schlafkammern mit allen Bequemlichkeiten und guten reinlichen Betten versehen. Drei Mahlzeiten werden täglich gehalten, und der Tisch ist gut und reichlich besezt; alle Tage gibt es frischen Braten, das Frühstück besteht aus vier bis fünf ausgiebigen Gerichten nebst Kaffee und Thee, wozu immer frische Milch gereicht wird, da man die Kühe mitführt; Schweine werden geschlachtet, frische Würste bereitet, dreimal wöchentlich wird Champagner, täglich andere feine Weine servirt, Tischwein, Punsch, Limonade, Thee begehrt Jeder, wann er Lust hat und so viel er will, und ich habe Leute gesehen, die einen so vortreffli- chen Magen hatten, daß sie die ganze Nacht forttranken und sich erst Morgens nach dem Frühstück niederlegten. Zudem sind diese Schiffe lauter Schnellsegler, bringen selten über dreißig, meistens weniger als dreißig Tage auf der Ueberfahrt zu, und dafür zahlt die Person 140 Dollars, Kinder unter fünf Jahren die Hälfte, unter zwölf Jahren zwei Drittheile, und die Dienerschaft die Hälfte dieses Betrags. Den zehnten, zwanzigsten und lezten Tag des Monats gehen die Pakete unabänderlich sowohl von Havre, als von Newyork ab; ist das Wetter so schlecht, daß es nicht möglich ist, unter Segel zu geben, so werden sie mit Dampfbooten bis auf die hohe See bugsirt und da ihrem Schicksale überlassen. Das Ein- und Ausladen mitbegriffen, werden hundert Tage auf den Hin- und Herweg gerechnet. Es befinden sich also immer zwei Pakete in jedem Landungsplatze und sechs auf der See; sie halten ihren Strich mit so bewundernswürdiger Genauigkeit, daß sie sich meistens auf der See begegnen. Amerikanische Schiffe sind auch noch deßwegen für Reisende empfehlungswerth, weil sie nie von Seeräubern angehalten werden, was man von andern Flaggen nicht sagen kann, und es spukt doch noch zuweilen auf dem Meere. Man weiß sehr wohl, daß eine kleine Insel im stillen Ozean eine förmliche Piratenrepublik ist. Neben den Zimmerpassagieren nehmen die Paketboote, oder Postschiffe, wie man sie auch nennt, noch fünf- bis sechshundert Tonnen Waaren mit oder packen Auswanderer ein. Diese zahlen hier zwar ein Unbedeutendes mehr, sind aber in jeder Hinsicht weit besser versorgt, als auf den Schiffen, die sich eigentlich mit diesem Transport abgeben. Die amerikanischen Seefahrer sind gegenwärtig die Ersten in der Welt; die Subordination und Disziplin auf ihren Schiffen hat ihres Gleichen nicht, und der Kapitän ist ein Despot, dem unbedingter Gehorsam geleistet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, November.

(Beschluß.)

Literarisches aus Bern und Basel.

Wir schließen unsere Nachrichten mit Erwähnung einiger literarischen Erscheinungen aus Basel und Bern. Die Baseler Universität, obgleich in Folge der politischen Ereignisse jedes neue Semester sie dem unverdienten Schicksale eines frühzeitigen Untergangs immer näher zu bringen scheint, fährt dennoch auf rühmliche Weise fort, ihr geistiges Leben zu beurkunden, und es ist namentlich die theologische Fakultät, welche in literarischer Produktivität eine sehr löbliche und nachahmenswerthe Thätigkeit an den Tag legt. So eben ist

die theologische Encyklopädie und Methodologie des Professors Dr. Hagenbach (Leipzig bei Weidmann) erschienen, die, durch eigenthümliche und geistreiche Behandlung des Stoffes ausgezeichnet, gewiß unter den vorzüglichern Werken der neuesten theologischen Literatur sich einen Namen gewinnen wird. Der Fortbestand der Universität wird hauptsächlich von dem Umstande abhängen, ob bei der eben begonnenen Theilung des Staatsgutes der Universitätsfond als ein Bestandtheil desselben erklärt werden wird. Glücklicherweise liegt die Entscheidung dieser Lebensfrage in den Händen eines Mannes, welcher, aus der berühmten Bildungsschule Savigny's hervorgegangen, sich das Prinzip des historischen Rechtes zur einzigen Richtschnur seines politischen Gestaltens und Umgestaltens gemacht hat, des Zürcherschen Obergerichtspräsidenten Dr. Keller. Sollte der Universitätsfond als Gemeingut erklärt werden, so wird die Stadt Basel kaum mehr als eine theologische Fakultät sich erhalten können; die philosophische dürfte dann vielleicht auf gemeinschaftliche Kosten der Stadt und der Landschaft, wohin, wissen wir zur Stunde noch nicht, verlegt, die juristische und medizinische aber ausschließlich der Landschaft überlassen werden, da diese der schnellsten Abhülfe ihrer vielen staatlichen und Sanitätsgebrechen in hohem Grade bedürftig ist. — Des Professors Fischer Einladungsschrift: Ueber den Siz der Seele, so wie einiger anderer, der philosophischen Literatur angehörenden akademischen Gelegenheitsschriften, nämlich der Rede des Bernischen Professors der Mathematik und Physik, Fr. Trechsel, über die Verbindung der Naturwissenschaft mit der Mathematik, und der Inauguralrede des Professors der Philosophie an der Bernischen Akademie, J. P. Romang, über die sittlichen Dinge unter der Voraussezzung des Determinismus, erwähnen wir, abgesehen von ihrem innern Gehalte, deßhalb, weil philosophische Schriften unter die seltensten Erscheinungen in der schweizerischen Literatur gehören, und der große Philosoph der Schweiz seine Wissenschaft längst mit der politischen Polemik vertauscht hat. Die Statistik und die Pädagogik zugleich berührt die von dem Professor der Anatomie, gerichtlichen Medizin und Diätetik an der Bernischen Akademie, J. J. Hermann, gehaltene Inauguralrede über das große Bedürfniß guter Taubstummenanstalten im Kanton Bern und über die Haupterfordernisse derselben. Im Amtsbezirke Bern, mit Ausnahme der Stadt, finden sich bei einer Anzahl von 19,873 Einwohnern 305 Taubstumme. Von diesem Verhältnisse auf dasjenige des ganzen Kantons schließend, gibt der Verfasser die Gesammtzahl der dem Kanton Bern angehörenden Taubstummen zu 5846 an, von denen nach seiner Berechnung wenigstens 2315 als unterrichtsfähig zu betrachten sind. Er benuzt nun die herkömmliche Obliegenheit einer Inauguralrede, um das Erziehungsdepartement des Kantons Bern, vor welchem dieselbe gehalten ward, zu beschwören, die neu angeregte Thätigkeit für Volksveredlung auch auf diese interessante Klasse von Unglücklichen, die im Kanton Bern zahlreicher ist als in irgend einem andern Staate, auszudehnen. Die Taubstummenanstalten sollen Heilanstalten und Erziehungsanstalten zugleich seyn, und die Kinder zur Aufnahme in dieselben in den Volksschulen vorbereitet werden, nämlich so, daß die Schullehrer im ganzen Lande zwar nicht zu Taubstummenlehrern gebildet, aber in Stand gesezt, befähigt und verpflichtet würden, die bildungsfähigen taubstummen Kinder in ihre Schulen aufzunehmen. Nicht blos solche, welche sich speziell mit Taubstummenanstalten beschäftigen, sondern Pädagogen, Menschenfreunde, Seelsorger und Philosophen werden durch diese, von lebendiger Menschenliebe und einem christlich frommen Sinne eben so sehr, als von einer ausgebreiteten Belesenheit und philosophischen Erfassung ihres Gegenstandes zeugende, ansprechende und unterrichtende Rede befriedigt werden, und zum Theil beruhigt für die zu hoffenden Fortschritte in diesem Fache, dieselbe aus der Hand legen.

Paris, November.

(Beschluß.)

Der Musikpreis.

Die Preisaufgabe der jungen Baukünstler war der Entwurf einer Militärschule. Der junge Baltard, dem der Preis zuerkannt wurde, hatte einen beinahe zehn Schuh langen Entwurf verfertigt, auf dem sich die Militärschule wie ein kaiserlicher Pallast ausnahm; ich bin fest überzeugt, daß solch eine stattliche Schule sobald in Europa nicht gebaut werden wird. Seine Konkurrenten waren weit bescheidener in ihren Anlagen gewesen. Eben deßhalb werden ihre Entwürfe vielleicht eher ausgeführt werden, als der gekrönte. Die Bildhauerstücke habe ich nicht ausgestellt gesehen; es wurde nicht viel Rühmens davon gemacht. Das von der Akademie gekrönte Tonstück wurde, wie gewöhnlich, bei der öffentlichen Sizung derselben aufgeführt. Man hatte dießmal die Cantaten aus der klassischen Vorzeit bei Seite gelassen und dem jezt herrschenden Geschmacke insoweit gehuldigt, daß man auch hier etwas Romantisches wählte, den Abschied eines auf einen Zug ausgehenden Räubers von seiner Geliebten. Diesen Gegenstand hatte ein junger Tonkünstler Namens Thys am besten behandelt; allein dem guten Jungen, welcher in der Einleitung mit Flintenschüssen tapfer und kräftig begonnen hatte, war der Athem zu kurz geworden, ehe der Räuber Abschied genommen, und das Ende war so ziemlich ein gewöhnliches Geleier. Was aus diesem jungen Künstler werden wird, ist noch ganz ungewiß. Ueberhaupt macht man jährlich bei der öffentlichen Sizung der Kunstakademie die traurige Bemerkung, daß noch immer kein Nachfolger der großen französischen Tonkünstler sich ankündigt. Der alte Berton bildet manche Schüler; fast jedes Jahr wird einer von ihnen gekrönt, allein hernach hört man nichts mehr von ihnen. Sie werden auf Staatskosten nach Rom geschickt; damit hat es ein Ende. Was aus ihnen bei ihrer Rückkunft wird, erfährt das Publikum selten; denn sie treten mit keinem vorzüglichen Werke auf. Die Kirchenmusik kann freilich für sie kein Gegenstand ihrer Hauptbeschäftigung seyn, da dergleichen selten in Frankreich aufgeführt wird. Dagegen stehen ihnen die Theater offen. Nirgends gibt es so viele Theatermusik zu komponiren, als in Paris, und wollen sie sich in die Provinz zurückziehen, so stehen ihnen auch hier eine Menge Theater offen. Außerdem können sie Konzertstücke komponiren, zu deren Aufführung es ihnen eben so wenig an Gelegenheit fehlt. Woher kommt es nun, daß so wenige junge Tonkünstler emporkommen? Es muß wohl daher rühren, daß der Unterricht nicht zum besten eingerichtet und dann, daß die Nation zu wenig musikalisch ist und daher die Tonkünstler zu wenig aufmuntert. Nur in Lille und einigen andern Städten bemerkt man einen regen Eifer, um den musikalischen Geschmack mehr zu verbreiten. In andern Gegenden Frankreichs sieht es in dieser Hinsicht noch sehr trübe aus, besonders im mittlern Frankreich, dem eigentlichen Kern der Nation. Hier müßte erst durch Unterricht in den Schulen und durch verbesserten Kirchengesang dem Sinne für Tonkunst aufgeholfen werden. Bis es aber dahin kommt, wird wohl noch lange Zeit verstreichen. Kaum fängt man an, den nothwendigsten Unterricht zu verbessern.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. November 1833.

— Der jähe Tod,
Er ist von Anbeginn den Unverständigen,
Die deinesgleichen sind, zuvor beschieden.

Hölderlin.

Der Schleier.

Matone liegt den ganzen Tag
Im Kahne, ohne Ruderschlag;
Bald tönt ein Lied aus voller Kehle,
Bald übernimmt ein Traum die Seele.
Den Frohen keine Sorge drückt,
Mit Blumen ist sein Schiff geschmückt;
Ihm gönnt das Glück des lezten Fangs
Noch heut die Lust des Müssiggangs.
Auf keine Zeichen hat er Acht,
Bis plötzlich wild der Sturm erwacht,
Bis ihn umfluthet rings die Noth,
Ihn aus dem Meer angrinst der Tod.
Schon dränget an ein Felsenriff
Der übermächt'ge Wind das Schiff,
Daß er an eigner Kraft verzagt
Und seine Noth der Heil'gen klagt:
„Laß mich nicht sterben in der Fluth,
O hohe Herrin, sanft und gut!
Ich kleide neu dir den Altar,
Ich bring' dir schwere Kerzen dar!
O sey mit deiner Hülfe nah,
Agathe von Catanea!“
Die Gütige versäumt ihn nicht;
Sie nimmt den Schleier vom Gesicht,
Wirft helfend ihn dem Schiffer zu
Und spricht: „Wie ich dir sage, thu:
Wenn dich gerettet dieses Pfand
Und lebensfroh du stehst am Strand,
Wirf, abwärts stehend, alsogleich
Das Tuch zurück in's feuchte Reich.“
Der Schwerbedrängte ward gerettet,
Das wilde Meer vor ihm geglättet,
Unsichtbar heil'ge Schwäne zogen
Ihn sicher aus dem Braus der Wogen.
„Der Heil'gen Schutz hab' ich erprobt,
Ihr sey gezollt, was ich gelobt!
Den Schleier aber, der mein Glück,
Werf' ich nicht mehr in's Meer zurück;
Will mir für künftige Gefahren
Das Beten, ihr den Wurf ersparen.“
Die Kerzen bracht' er treulich dar,
In Scharlach hüllt' er den Altar,
Und kecker ward seitdem sein Muth;
Er ist ja in des Schleiers Hut,
Er ließ der Heil'gen Rettungspfand
Ja klüglich nimmer aus der Hand.
Bald nachher aus des Himmels Schooß
Brach der Orkan entfesselt los;
Matone doch blieb unerschrocken,
Als ständ' er auf dem Lande trocken;

Er höhnet Wind und Wellen laut,
Weil er des Schleiers Tugend traut,
Er läßt ihn hoch in Lüften wehen,
Gewiß, dem Tode zu entgehen.
Doch wilder zuckt der Blitze Glut,
Verdoppelt wird des Sturmes Wuth,
Und bald zerschellt am Felsenriffe
Der kecke Rudrer sammt dem Schiffe. —
Bedrängte Männer fleh'n umsonst
Seit damals um Agathe's Gunst;
Vielleicht, daß Mitleid und Vertrau'n
Erlosch im Herz der sel'gen Frau'n;
Vielleicht daß durch die Schuld des Thoren
Sie ihren Schleier gar verloren.

G. Pfizer.

Die lezte Rose des Kallenfels.

(Fortsezung.)

Am Tage der Vermählung saß Gertrud bei ihrer geliebten Anna, und der Wagen flog den harten Waldweg hinab zu dem Schlosse; den beiden Frauen folgte der Wagen des Bräutigams und seines Freundes; voran fuhren der Herr von Mehran mit seiner Gemahlin und dem Geistlichen. Als das Schloß seine finstern Thürme aus einer Nadelholzgruppe gen Himmel hob, drückte Anna die Hand ihrer Freundin herzlich, ohne dabei etwas zu sagen. Als die Wagen anhielten, zeigten sich zum Empfang eine Menge geschmückter Landleute; ihre junge Gebieterin grüßte überall herum, ihre freundlichen Blicke vergaßen auch das kleinste Bürschchen oder Mädchen nicht. So gefolgt von den Glückwünschenden, stieg sie die Treppe hinauf und betrat die Gemächer ihres alten Stammschlosses. Sie wollte ganz Mutter, Trostgeberin, Stütze ihrer Untergebenen seyn und durch enges Anschließen an das nächste und wärmste Leben jenes kalte, starre, gebieterische, selbstgenügsame Reich fernhalten, das sich ihr entgegendrängte. Vor allem andern stieg sie mit Gertruden in jenes Gemach, wohin uns der Anfang dieser Erzählung geführt hat; das breite, alterthümliche Bett stand noch da, unverändert der Putztisch an der gegenüberstehenden Wand. Diese und ähnliche Erinnerungen, denen sich die Braut jezt mit Willen aussezte, nahmen einige Stunden hinweg, bis die Zeit erschien, wo der Geistliche zu der vorhabenden heiligen Handlung sich in die Kapelle verfügt hatte. Annens heitere Stimmung hielt das Erschütternde der Einsegnungsrede, auch für die zärtlichste Braut schmerzlich ergreifend, mit gleicher Fassung aus; sie zeigte sich entschlossen und innerlich zufrieden, indeß Gertrud eine lebhafte Unruhe nicht bergen konnte.

Die Feierlichkeit hatte länger gedauert, als man gewünscht hatte, der Abend lag auf den Fluren, als man sich zur Heimfahrt anschickte, ein Wetter stand am Himmel, es zog in Gefolge eines starken Sturmwindes mit gewaltiger Schnelle über's Gebirge heran; die Abfahrt wurde verschoben, und indeß die beiden Liebenden verschlungen am hohen, bis auf den Boden reichenden Fenster des Saals standen, strömten in wilden Güssen die Gebirgswasser zusammen, die rauschenden, erzürnten Häupter der Fichten kämpften in ganzen Massen gegen die Stöße des Windes, und breite grelle Scheine flammten fast ohne Unterbrechung durch die Dunkelheit. „Ist es nicht kindisch," rief Anna, „daß ich Euch heute weiter treibe? Ich will es, Ihr sollt bleiben, Ihr Lieben." Der schöne junge Mann küßte seine Verlobte und Gertrud schmiegte sich an ihre Seite. „Ja, ich will es!" rief Anna noch eifriger, indem sie beide abwechselnd ansah. „Es sind nicht die gehörigen Anstalten getroffen, meine Tochter," bemerkte die Baronin, „keine Zimmer eingerichtet." — „Wie, im Schlosse meiner Ahnen keine Zimmer für mich? Ihr scherzt, Mutter! im Hause der Meinigen keine Zimmer für mich!" Sie blieb bei ihrem ausgesprochenen Wunsche, und da es sich zeigte, daß der Rückweg bei der Verschlimmerung der Wege und in der Finsterniß gefährlich werden könnte, so waren bald jene leichten Einrichtungen gemacht, die die Aufnahme so weniger Personen erforderlich machte. Ein rundes Gemach am Schluß von sechs aneinanderstoßenden großen Zimmern wurde zum Brautgemach bestimmt, und die Gäste fanden nach Wunsch bequeme Einrichtungen.

Gertrud war, als man die Abendmahlzeit eingenommen und die kleine Gesellschaft sich schon zerstreut hatte, noch beschäftigt, eine Schnur kostbarer Perlen zu ordnen und auf einen andern Faden zu reihen; sie saß an einem kleinen Tische, die einzige Kerze, die vor ihr brannte, ließ das hochgewölbte Gemach fast dunkel, ihr gegenüber stand die große Glasthür, welche auf den Balkon führte, offen, am beruhigten Nachthimmel schwamm der Mond dahin, gerade durchscheinend und den Umriß der Thüre scharf auf das Parquet abzeichnend. Anna tritt hervor, sie geht durchs Zimmer und stellt sich schweigend auf den Balkon; als ihr Gertrud nachfolgt, schließt sie die Arme um sie, und beide stehen eine Zeitlang stille, die Ruhe der köstlichen Mondscheinnacht in sich aufnehmend. Eine einsame Nachtigall zieht schwer und langsam ihre melodischen, träumerischen Töne, und als ginge ein leises, oft stockendes Gespräch durch den Wald, so flüstert es und lispelt und braust versteckt und heimlich. Annens Haupt war auf Gertruds Schulter gesunken, der weiße Atlas floß in bläulichem Schimmer um sie her, auf der Brust funkelte ein kleines goldnes Kruzifix, ihr einziger und schönster Brautschmuck, der Mond spiegelte sich drauf, und durch den

Strahl wurde Annens Blick dahin gelenkt; sie lispelte vor sich die Worte des Evangeliums: „Ich bin das Licht und das Leben, wer an mich glaubet, wird nicht verloren gehen." Sie nahm das Kreuz und küßte es dreimal innig, dann drückte sie es an die Augen und befeuchtete es mit ihren Thränen, indem sie sagte: „So sey denn nun, liebes Bild, auch mir gnädig, mir, der lezten des Stammes, der nun in Frieden ruht." Wie sie dieses gesprochen, blickte sie vertrauend und mit innigem Lächeln über die Schulter nach dem Geliebten, der hinter ihr stand; er umschlang sie, sie legte das Haupt an seine Brust, und so gebeugt, schritt sie mit ihm dahin, langsam, als zähle sie jeden Schritt, durch alle die Gemächer dem ihrigen zu. Ein Diener mit einem Armleuchter ging ihnen voran, Gertrud blieb mitten im Saal stehen und sah dem Paare nach, wie es, noch lange sichtbar, in weiter Ferne, von Gemach zu Gemach schreitend, endlich in der lezten Thür verschwand. Tiefe Stille herrschte jezt; den Diener mit dem eilig getragenen, und darum nur als blaues Pünktchen erscheinenden Lichte sah man seitwärts sich verlieren.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsezung.)

Da ist vorigen Sommer Kapitän Robinson, der den Charlemagne befehligte, und zugleich Miteigenthümer desselben war, hier angekommen und hat seinen ersten Steuermann, in den Hühnerstall eingesperrt, mitgebracht. Gleich bei der Ausfahrt von Havre suchte er Streit mit ihm und ließ ihn in dieses, in den Annalen der Marine unerhörte Gefängniß stecken, wo der Steuermann vier Wochen lang, so lange dauerte die Ueberfahrt, die ehemalige preußische Lattenstrafe zu bestehen hatte. Alle Mittag trat Robinson vor das Käfigt und warf dem Gefangenen Brodkrumen hinein, wobei er rief: Pud! Pud! Pud! Der Steuermann war auch ein Gentleman; er war Kapitän eines Schiffes gewesen, das er auf dem Meer verloren hatte, und diente jezt in untergeordnetem Rang. Er ließ sich den Spaß ganz ruhig gefallen; aber in Newyork angekommen, belangte er seinen Kapitän gerichtlich, und verlangte als Genugthuung zehntausend Dollars, die ihm auch zugesprochen wurden. Als Robinson ihm das Geld vor Gericht auszahlte, strich der Steuermann lächelnd die Banknoten ein und rief dazu: Pud! Pud! Pud! Er lebt seitdem ruhig auf dem Lande.

Die Ankömmlinge sehen bald, daß sie nur den kleinsten Theil ihrer Leiden überstanden, den kleinsten Theil ihrer Unkosten bestritten haben; denn die Reisen nach dem Innern sind mühsam und kostspielig. Am glücklichsten sind diejenigen von der arbeitenden Klasse, die gleich einen Dienst finden, die Männer beim Gartenbau, das weibliche Geschlecht als Mägde. Der Lohn, vier bis sechs Dollars monatlich, ist anscheinend sehr hoch, eben so groß sind aber auch die Bedürfnisse; denn der Unterschied in der Kleidung fällt weg, und es müssen sogleich Modekleider und seidene Putzhüte getragen werden. Doch dieß macht den Frauenzimmern Anfangs Freude, und dazu gibt es dreimal des Tages Fleisch. Da werden gleich die ersten Briefe nach Hause geschrieben, in denen man nicht genug preisen kann, wie glücklich man hier sey. Wenn aber dann der Lohn zu dem nothwendig gewordenen Aufwand im Anzuge nicht mehr reicht, wenn die Arbeit, die man einem zumuthet, was wenigstens bei Männern meist der Fall ist, die Kräfte übersteigt, wenn das ungewohnte Klima die Menschen auf das Krankenlager wirft und ihr Spital Gottes freier Himmel ist, wenn das Heimweh die Unglücklichen ergreift und die Mittel zur Heimkehr fehlen: dann bleiben die Briefe aus, weil der Scham das Bekenntniß der Enttäuschung zu schwer wird, und wenn der Rausch der ersten Flitterwochen, wie man sagen könnte, vorüber ist, werden die lustigen Emigrantengesichter, wie schon früher berührt, gewaltig lang und vorsichtig.

Manche reiche unternehmende Europäer haben sich, angelockt durch den in Folge der geringsten Kultur gleich zehnfach gesteigerten Werth des Grundeigenthums, zu Spekulationen verleiten lassen, die immer zu ihrem größten Nachtheile ausfielen. Dieß wird durch das vielgepriesene Gedeihen der Rappschen Kolonie gar nicht widerlegt. Die großen Dinge, die Rapp durch den magnetischen Einfluß auf seine Landsleute zu Stande bringt, kommen den arbeitsscheuen Amerikanern zu Statten; man läßt ihn da den Doktor Francia parodiren; aber wenn die Citrone ausgepreßt ist, so wird man die Schaale wegwerfen, und man hat ihn bereits von dem Staate Ohio bis zu den Ufern des Wabaschflusses an der Grenze von Illinois gedrängt.

Erst kürzlich ist ein französischer Graf hier angekommen, der mehr als sechzig arbeitsfähige Personen mitbrachte. Er hatte mit ihnen in der Heimath einen Kontrakt geschlossen, wodurch sie sich verpflichteten, eine gewisse Zeit gegen hohen Lohn Gründe für ihn urbar zu machen. Er wollte kleine Dorfschaften anlegen und diese dann nach und nach an andere Einwanderer verkaufen. Auf diese Art war seinen Leuten und den Einwanderern gedient, und er hätte in einigen Jahren einen schönen Reichthum nach Hause getragen; allein das liegt nicht im Plan der Amerikaner; deßhalb erklärt das Gesetz alle im Auslande eingegangenen Dienstverbindlichkeiten für

null und nichtig. Dieses Gesetz benuzten die mitgebrachten Leute zu ihrem eigenen Nachtheil. Dreißig verließen den Grafen gleich in Newyork, die übrigen ließen sich noch bis an den Eriesee schleppen und suchten dann ihr Fortkommen auf eigene Faust. Sie fanden auch Arbeit, und zwar harte Arbeit, bei unmäßiger Hitze an Kanalbauten oder in Kohlenminen, und für weit geringern Taglohn; allein, sie waren ihrem Kopfe gefolgt und hatten frei gehandelt. Dem Grafen blieb sein Wald, um den ihn Niemand beneiden wird. — Der Graf Survilliers besizt im Oswego County, am Ontariosee, hunderttausend Morgen solchen Landes. Seit fünfzehn Jahren thut er sich um, sie in kleinen beliebigen Parzellen und nach bequemen Ratenzahlungen zu verkaufen; er hat noch nicht ein Quadratklafter angebracht, und bei ihm würde man doch sicher kaufen. Er wurde schon aufgefordert, seiner Besitzungen wegen das Staatsbürgerrecht zu nehmen, man ist aber auf seine Vorstellung aus Zartgefühl, seiner frühern Verhältnisse wegen, davon wieder abgegangen; weniger zart ist es, daß man ihm diese Schonung in den Zeitungen alle Augenblicke vorhält.

Der nächste Brief wird uns noch tiefer in die Einwanderungs- und Ansiedlungsverhältnisse führen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Sonst und jezt.

Ich hatte das schöne Land seit der Zeit, da es ein bildendes Glied in der Kette von Monarchien war, welche Napoleon zwischen sich und den nordischen Mächten ausgespannt, nicht wieder betreten, und mir unbewußt nahm mich in der Grenzstadt derselbe Gasthof auf, wie vor etlichen und zwanzig Jahren. Bald indessen fand ich mich zurecht: ja, das war noch der alte ungeheure Schild mit dem stoßenden Ochsen, und gegenüber der Brunnen mit dem verstümmelten Herzog; aber die schmuzige, finstere Schenkstube mit der von Mücken umschwärmten Fleischbank und der feuchten Wäsche um den ungeheuren Ofen hatte sich in ein blankes, freundliches Gastzimmer verwandelt. Der Wirth mit der baumwollenen Müze und den Silberknöpfen über dem runden Bauch hatte wohl schon längst seine lezte Rechnung abgelegt; aber der fast galante Mann, der konstitutionelle Bürger und Wahlmann, der händereibend mir entgegentritt, ist wohl Niemand anders, als jener Kellnerbursche, der damals im Zweifel war, ob er sich die Zähne ausbrechen oder den Daumen abhacken sollte, um die Ehre einer militärischen Promenade nach Wien ablehnen zu können. Ich war begierig auf die Eindrücke, welche mir nach so langer Zeit ein Land und ein Volk geben würde, für die ich mich von jeher interessirt habe, weil sich hier unter mancherlei besondern Umständen, wohin namentlich der hier herrschende Protestantismus im sonst katholischen deutschen Süden gehört, der deutsche Geist eigenthümlich ausprägt. Ich erhielt gleich einen ergözlichen Vorschmack davon, als ich nach Tisch meiner Lieblingsbeschäftigung, der Musterung der Bildergallerie an den Wirthsstubenwänden, nachhing. Ich kenne keinen lustigern und empfindlichern Barometer, oder vielmehr Anemometer einerseits des Kunstgeschmacks im Volke, andrerseits der öffentlichen Meinung in Sachen der Religion und in Staatsangelegenheiten. Dort, wo jezt Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms und eine kleine Kopie der Madonna des Sixto in schwarzen Rahmen sich so prächtig von der hellen, weißen Wand abheben, hing einst am rauchigen Getäfel eine schrecklich illuminirte Darstellung aus der Offenbarung Johannis, wo die himmlischen Heerschaaren in gedrängten Gliedern aus den Wolken herabreiten. Hier, längs den Fenstern, waren einst zu sehen, ein Kupferstich über den Frieden von Campo Formio, worauf Oesterreicher und Franzosen, noch mit dem Säbel in der Hand, sich brüderlich die Hände reichen, die Schlacht bei Jena, Nürnberger Ausgabe, die Porträts Schills und des Herzogs von Braunschweig, Hofers und seiner Gesellen, Bonapartes und Josephinens, und eine Darstellung des auf der Seine an Napoleons Krönungsfest abgebrannten Feuerwerks; jezt die Erstürmung der Kaserne Babylone und der Tod des jungen Arcole auf der Hängebrücke des Greveplazes, eine illuminirte Abbildung des würtembergischen Ständesaals, etwas besser gerathen, als jene himmlischen Heerschaaren, der König in Kupferstich und die lithographirten Porträts von vier würtembergischen Abgeordneten, die zum Theil, wie ich à priori aus physiologischen Gründen schloß und seitdem durch den Augenschein bestätigt fand, einer gutgemeinten Verläumdung ähnlicher sehen, als etwas Anderem. Zwischen Schenktisch und Ofen blickte noch der halb relegirte, von den Mücken übel zugerichtete Rest einer Zwischenepoche hervor, die drei Monarchen auf dem Schlachtfelde von Leipzig.

Im Südwesten von Deutschland stehen die Glanzpunkte und Kulturknoten in einem Sternbilde nahe beisammen, und so brachte mich denn eine kurze Reise in das freundliche Stuttgart. Wie verändert fand ich die Stadt in physischer und moralischer Hinsicht! Noch immer liegt sie in ihrem grünen Rebenkessel, wie eine schöne Frucht in zierlich gruppirten Blättern, nur stattlicher, breiter, als früher; sie streckt nach allen Seiten lange Arme aus in die Flur, die sie noch ungleich größer erscheinen lassen, als sie wirklich seyn mag; indessen ist ihr Umfang zu der Bevölkerung, obgleich diese in den lezten zwanzig Jahren leicht um zwei Fünftheile zugenommen hat, ziemlich bedeutend. Aber welche Veränderung im Leben und Treiben der Stadt! Ehemals ein rauschender Hof, der den Glanz vorzüglich in der Verschwendung suchte, wo man hinblickte, das Reichswappen und die neu erworbene Königskrone, schimmernde Garden, inquirirende Korporale, Offiziere, Kavaliere, Diplomaten die tonangebenden Charaktere, ein Königthum en grande tenue. Jezt ein zurückgezogener Hof, der in dem, was er zeigt, den Hauptaccent auf den Geschmack legt, die Truppen unscheinbar, fast milizenartig, die Offiziere verschwindend, und Männer Moderatoren der öffentlichen Meinung, die weder Kavaliere, noch Diplomaten sind. Diese Veränderung, so natürlich und in den Zeitverhältnissen begründet sie an sich ist, gab mir viel zu denken; denn ich kenne deutsche Länder, wo derselbe Zeitverlauf Alles ungleich mehr beim Alten gelassen hat, und wenn es deutsche Residenzen gibt, die sich immer noch des Fracks oder gar des habit français nicht entschlagen können, so kommt dagegen Stuttgart nie mehr aus dem Morgenanzug des Ueberrocks heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. November 1833.

Glückselig Land, du wär'st nicht halb so gut und schön,
Schwängst du den Thyrsus nicht auf deinen sanften Höhn!

Denis.

Zweiter Ausflug nach Ungarn im September und Oktober 1833.

(Vergl. Nr. 145 – 149. d. J.)

Etwas tiefer, als auf dem ersten, drang ich auf diesem zweiten Ausfluge in Ungarn ein. Mein Eintritt war wieder bei Presburg. Jetzt im Herbste bot die Gegend ein etwas anderes Bild, als im Frühlinge. Bunter und mannigfaltiger waren zwar die Tinten auf diesem großen Gemälde, auch war das Leben in den Weinbergen noch reger; dennoch aber lag auf dem Ganzen eine gewisse Schwermuth, die freilich wohl zum Theil im Gemüthe des Beschauers ihren Grund haben mochte. — Es war Sonnabend und die Kinder Israels wogten in buntem Schmucke in ihren Quartieren am Schloßberge. Wer in seinem Leben keinen von diesem Volke gesehen hätte, der würde hier an einem solchen Tage wunderbar überrascht seyn. Prachtliebe und Schmutz, Hoffahrt und Gemeinheit, Uebermuth und Kriecherei, und wie die moralischen Gegensätze alle heißen, gehen hier Hand in Hand, und selten berühren sich in der menschlichen Gesellschaft die Extreme so vielfach. — Presburg bleibt eine merkwürdige Stadt. Dicht an der Grenze des Landes gelegen, wimmelnd von Deputirten und Magnaten, die das Wohl des Reichs berathen, und Krönungsstadt, bietet sie Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Ich stand auf dem Krönungsberge, einem kleinen Hügel an der Donau, und hörte im Geiste den Schwur des Monarchen: zu schützen und zu wahren des Reiches Verfassung.

Mein Aufenthalt in Presburg war kurz; ich blieb nur zwei Tage. Selbst das Theater besuchte ich nicht. Ich habe so meine eigenen Grillen, und jedes Mittelmäßige in der Kunst erregt mir unangenehme Gefühle. Abends bei Tische lernte ich einen Kunstausdruck ganz eigener Art kennen. Eine junge, gut gekleidete Dame trat rasch ins Zimmer, nahm an dem Tische, wo ich saß, Platz, forderte mit Kürze und Precision ihre Speisen und entfernte sich nach Aufzehrung derselben bald wieder. Auf meine Frage an den Kellner, wer diese Dame sey, bekam ich die kurze Antwort: ein Nachtfräulein.

Mein weiterer Weg ging dießmal über Komorn und Gran nach Ofen und Pest. Ich fuhr mit einem Landkutscher. In Ungarn gehört es zu den gewöhnlichen Erscheinungen auf den Straßen, daß man auf Avanturiers stößt. Denn hat ein Fremder nur einmal die Grenzen dieses freien Landes erreicht, so wird er selten oder nie nach einem Reisepasse gefragt und kann, wenn es auch um seine Persönlichkeit nicht ganz unverdächtig stünde, gewiß seyn, überall durchzukommen. Diese Einrichtung hat ihr Gutes, aber auch ihr Schlimmes; denn Dieberien

sind dadurch sehr häufig, und Betrug kann allzuleicht verübt werden.

Bei Komorn fängt die einförmige Landschaft der Insel Schütt, auf welcher unsere Fahrt gegen zwölf Meilen lang ging, an etwas bunter zu werden. Die Donau mit ihrer fliegenden Brücke belebt die Gegend. Lieblich ist das Bild, welches man am jenseitigen, d. i. rechten Ufer hat, wenn man eine Zeitlang das Ueberfahren beobachtet und die mannigfaltigen Menschengruppen mit denen, welche die Landschaft bietet, zusammenstellt. Die Festung, am Einflusse der Waag in die Donau gelegen, ist nur wenig erhaben, bietet aber dennoch einen trefflichen Punkt zur Uebersicht des ringsum flachen Landes. Uebrigens gehörte eine besondere Liebhaberei dazu, um freiwillig seinen Wohnort in Komorn zu wählen. — Hier aber beginnt schon das ächt ungarische Leben. Ganze Karavanen von Bauern lagern an den Straßen und halten da ihren Mittag und gewöhnlich auf gleiche Weise ihr Nachtquartier. Die Pferde sind an eine breite Futterschwinge gestellt, und wenn man kein Futter bei sich hat, werden sie losgekoppelt und ins Freie gelassen, damit sie sich da ihre Mahlzeit suchen.

Einfach und leer ist die Gegend bis gen Nesmyl. Hier beginnt ein Gebirgszug, welcher die Donau auf mehrere Meilen begleitet. Schroffe Gebirgswände, wie die, welche diesen Strom zwischen Regensburg und Neustadt in Bayern drohend schirmen, gehen bei Almasch an und ziehen sich bis gegen Dorog. In Nesmyl mundete mir und meinen Gefährten der ungarische Nektar. Hier liefert ihn das Gebirge von besonderer Güte. Wie von einem wunderbaren Feuer durchglüht, fühlt man sich auf eine eigenthümliche Weise angeregt. Alle Schattenseiten des Lebens werden beleuchtet, alle Mißtöne werden zu Akkorden, alle Schranken fallen: ein freundlicher Genius nimmt dich in seine Arme und wiegt dich auf den Wogen des Lebens so sanft und flüstert dir so liebliche Töne zu, daß du, der Erde entrückt, ein anderes Seyn begonnen zu haben wähnst. Nur werfe sich keiner zu oft in diese Arme, denn er entfällt ihnen unsanft, und fühlt sich nur um so düsterer gestimmt, je mehr er durch diesen Rausch des Erdenlebens Bürde auf einige Zeit von sich zu werfen wünschte.

Ich möchte hier einige Worte über den Nektar Ungarns im Allgemeinen sagen. Seine Kraft und sein feuriger Geist sind Jedem bekannt, über dessen Lippen er je einmal floß. Aber nicht alles ist Gold, was glänzt. Wer in Schlesien und Polen Ungarwein trinkt, bekommt dort gewöhnlich das Beste, was das Land ausführt; wie es denn überhaupt gewöhnlich ist, daß von allen Produkten immer das Beste ausgeführt wird. Kommt man aber nach Ungarn und trinkt, besonders in den gewöhnlichen Wirthshäusern, Wein, so bekommt man nicht selten ein Getränk, dessen Genuß man zu den leichten Züchtigungen zählen könnte. Dieß gilt insbesondere von den Dörfern. In den Städten kann man, und zwar zu sehr niedrigen Preisen, Wein bekommen, der seinem Vaterlande Ehre macht. Jedoch liebt man im Lande selbst gerade nicht die sehr starken Sorten, und es verbreitet sich immer mehr die aus Oesterreich herüber gebrachte Sitte, den Wein nur mit Wasser vermischt zu trinken. Dazu eignen sich aber die schwächern Sorten besser, als die starken, denn diese werden durch die Vermischung mit Wasser gewöhnlich fade.

Man findet in Ungarn eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Weine. In der Farbe zieht man in der Regel die weißen den rothen vor, obgleich es von leztern Sorten gibt, die mit den besten französischen wetteifern können. Viele derselben werden im Auslande als solche verkauft, und man findet sie alsdann vortrefflich, während man es gewiß nicht an Ausstellungen fehlen lassen würde, wenn sie unter dem Namen von Ungarweinen auf die Tafel kämen. Einen neuen Absatzweg hat die Bereitung des ungarischen Champagners eröffnet. Hunderttausende von Flaschen werden unter dem Namen von französischem ächtem Champagner getrunken, während sie auf den Gebirgen Ungarns wachsen. Bekannt genug ist der Tokaier. Mit diesem geht es, wie mit allen renommirten Weinsorten. Er wird in Masse nachgemacht und unter der Firma des ächten verkauft. Selbst in Ungarn, und zwar in den beiden Hauptstädten Presburg und Pest, hält es sehr schwer, ächte Waare zu bekommen. Nur allzuhäufig ist es blos ein Gebräu von gewöhnlichem Weine mit Korinthen. Wer vor solchem Betruge sicher seyn will, muß in Verbindung mit den unmittelbaren Erzeugern des Tokaiers zu kommen suchen. Ist er ächt, dann kann man ihn den besten und feurigsten Weinen gleich stellen, welche die Reben nur irgendwo liefern. Berühmt sind die Weine aus und um Oedenburg. Ein eigenthümlicher Wohlgeschmack, verbunden mit vielem Feuer, charakterisirt sie. Gewiß ist aber, daß sie ihre besondere Güte nur einer besondern Behandlung der Erzeuger verdanken. Denn nicht allein die Lage der Gebirge, sondern auch das Klima würde sie hinter eine Menge der andern Ungarweine stellen, wenn man ihnen nicht durch eigene Behandlung einen besondern Charakter gäbe. Verlauten will, daß Spiritus und Korinthen dabei ein paar Hauptpotenzen bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die lezte Rose des Kallenfels.

(Beschluß.)

Gertrud blieb noch allein wach; fromme, tiefe Gefühle hatten sich ihrer bemeistert, und besonders die lezten

Worte Annens machten sie nachsinnen; sie verfolgte in ihren Gedanken das menschliche Geschick, sie vergegenwärtigte sich so manches frühere Begebniß, gewohnt, das Leben in seiner Folge und Verknüpfung zu beobachten und sich anzueignen, schöpfte sie aus manchem Umstand, mancher oft flüchtigen Andeutung Besorgnisse, die dem Unbefangenen nur unbedeutend erscheinen. Unvermerkt, wie Perle sich an Perle reihte, flossen die Minuten dahin, und durch die Stille der Nacht tönte der zwölfte Glockenschlag. Jezt zerreißt ein wilder Schrei die Luft, es stöhnt und ächzt Jemand im furchtbar angestrengten Lauf, es kommt die Reihe der Zimmer heran; mit nachströmendem Gewand, mit weit ausgeholten Sprüngen schießt Annens Gestalt auf sie zu, doch so fürchterlich schnell, daß, sie im fernsten der sechs Gemächer bemerken, und sie dicht vor sich sehen, Ein Moment ist. So flieht nicht der gescheuchte Hirte, dem der verfolgende Stier mit gesenkten Hörnern dicht auf dem Fuße folgt; dieser Lauf ist wahrhaft entsetzlich. Jezt liegt sie zu Gertruds Füßen, sie zerreißt ihr Kleid, indem sie sich in dessen Falten eingräbt, ihr eigenes Gewand zeigt sich halb herabgesunken, und das Pochen ihres Herzens ist von so krampfhafter, wilder Stärke, daß sich seine Bebungen an der Oberfläche zeigen; in der Verwirrung und im Entsetzen weiß Gertrud nichts anders, als ihre Hand auf jene Stelle zu pressen, und in dem Augenblick bricht die schöne Gestalt zusammen.

Der Vorfall hat Alle wach gerufen, aus allen Thüren kommen sie herbei. Der trauernde junge Vermählte ist einer der ersten; er findet seine Geliebte bleich am Boden, ohne Zeichen des Lebens in Gertruds Armen. Man ist in Verzweiflung, keine ärztliche Hülfe in der Nähe zu haben, da zeigt sich der Geistliche als ein mit den wesentlichsten Heilmitteln bekannter Mann; seinen Bemühungen wird die, die er am Altar des Lebens zum schönsten Glücke mit Segen begrüßt, jezt halb als Leiche in die Arme gegeben. Seiner geschickten Sorge gelingt es, den bewußtlosen Zustand zu bannen; die Unglückliche erwacht zum Leben, aber die ersten Momente der erneuten Thätigkeit bezeichnen auch den Beginn eines Fiebers, das in reißender Schnelligkeit an Macht zunimmt. Man bringt sie ins Bette, und die treue Gertrud wacht an ihrem Lager. Der Geistliche wendet sich jezt an den jungen Mann, ihn um Auskunft über diese räthselhafte Erscheinung zu bitten; doch dieser weiß nichts anderes anzugeben, als daß, wahrscheinlich durch einen Traum geschreckt, die Geliebte, im ersten leichten Schlummer begriffen, plözlich mit einem Schrei dem Lager sich entrafft und jenen entsetzlichen Lauf begonnen habe. Die Anstalten zur Abreise werden natürlich verschoben, obgleich Anna in den von Fieberphantasien freien Augenblicken mit den eindringlichsten Bitten ihre Angehörigen beschwört, sie aus dem Schlosse zu entfernen. Doch dieses wird von Tage zu Tage immer weniger möglich, so sehr verschlimmert sich der Zustand der Armen; zwei der geschicktesten Aerzte aus der Stadt werden herausbeschieden; sie langen an, allein ihren vereinten Bemühungen sezt sich immer wieder der auf das Seltsamste zerrüttete Gemüthszustand der Kranken entgegen. Gertruds innige Treue, ihre aufopfernde Vorsorge, das schonende Verbergen ihrer eigenen Trostlosigkeit — an diese schönen Zeichen einer immer thätigen Liebeswärme kettet sich die arme Verlorene wie an die lezten Lebensstützen noch an; diese erkennt und fühlt sie, als schon der Gruß der Freunde, die Thätigkeit und Theilnahme der Aerzte, die Worte des Geistlichen für sie nicht mehr verständlich sind; und so, die erkaltende Hand in Gertruds Rechte geschlossen, das goldene Kruzifix an die Lippen drückend, schlummert sie hinüber. — Ihre Hülle stand in jenem Gemache aus, wo die drei Freundinnen einst eine so glückliche Zusammenkunft gefeiert. Mit Annens Sarg wurde die Familiengruft geschlossen, und so schlummert ein ganzes Geschlecht mit seinen gebrochenen und beruhigten Herzen, mit seinen bösen und edlen Werken dem Gerichte entgegen. Sie, die lezte Rose des Kallenfels, ist bei den Ihrigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Vidocqs Industrie.

Von Zeit zu Zeit läßt der berüchtigte Vidocq, welcher in der Polizei unter der Regierung Karls X. eine so wichtige Rolle spielte, und sich von einem Galeerenbewohner zu einem Chef de la brigade de sureté emporgeschwungen hatte, auch seitdem als Memoirenschreiber in der literarischen Welt aufgetreten ist, noch etwas von sich hören. Es scheint dieses Mannes Trieb zu seyn, stets der Fama Unterhaltung zu geben. So hatte er vor einiger Zeit in ganz Paris Ankündigungen eines von ihm angelegten Büreaus anschlagen lassen, die ein merkwürdiges Aktenstück enthielten. Der Man hatte nämlich berechnet, wie viele Millionen die Kaufleute in Paris durch Unterschleife und Betrügereien verlieren. Diese Betrügereien kommen aber daher, weil sie die Leute, mit denen sie zu schaffen haben, nicht kennen und daher nichtswürdigen Menschen manchmal ein unverdientes Zutrauen schenken. Wollen sie Erkundigungen über sie einziehen, so kann dieß oft nur mit großen Kosten, vieler Mühe und dabei doch nur unvollkommen geschehen. Gäbe es nun ein Büreau, in welchem man zuverlässige Auskunft über die Leute erhalten könnte, so wäre eine solche Anstalt etwas höchst Ersprießliches für den Handel; er würde dadurch Millionen ersparen und die Geschäfte würden mit weit mehr Sicherheit eingeleitet werden können, als jezt geschieht, da man beständig fürchten muß, von Gaunern hintergangen zu werden. Vidocq war der Mann, der eine solche Anstalt anzulegen im Stande war; denn wer besaß mehr geheime Kenntniß vom Leben und Treiben in der Hauptstadt, als er? wer hatte mehr

mit dem Abschaum der Menschheit, mit den vielen Gaunern und Betrügern in Paris zu schaffen gehabt, als er? wer war tiefer in die Geheimnisse der Polizeimacht eingedrungen, als er? Aus der Polizeidirektion hatte er einen heimlichen Schatz von Erfahrung und Weisheit mitgebracht. Sicher konnte man von Niemand mehr lernen, als von diesem vielerfahrnen und durchtriebenen Polizeimanne. Es war also ganz klug von ihm, daß er diese Erfahrung zu Gelde zu machen suchte. Sein Auskunftsbüreau, das er den Kaufleuten so geschickt anzupreisen gewußt hatte, kam auch wirklich zu Stande und mochte Anfangs guten Fortgang haben; allein sein böses Geschick spielte ihm einen unerwarteten Streich. Ein Kaufmann nämlich, der Aufschlüsse über Jemand bedurfte, mit dem er ein Geschäft abzuschließen hatte, wandte sich an Vidocq und erhielt von diesem befriedigende Auskunft. Er schloß also das Geschäft ab, und — ward betrogen. Jezt hielt er Vidocq beinahe für einen eben so argen Schelm, als denjenigen, der ihn hinter's Licht geführt hatte, und belangte beide vor Gericht. Vidocq behauptete, seine Nachforschungen haben günstig für den Mann gelautet, und seine Schuld sey es nicht, wenn der Kaufmann hintergangen worden sey. Ich besinne mich nicht mehr genau auf das Urtheil, welches das Gericht in dieser Sache fällte; wenn ich mich nicht irre, kam Vidocq mit einer Geldbuße davon; allein seine Anstalt mußte durch diesen mißlichen Vorfall einen bedeutenden Stoß erleiden. Ich zweifle, ob viele Kaufleute seitdem Lust gehabt haben, seine polizeiliche Gelehrsamkeit zu Rathe zu ziehen; auch ist von Vidocqs Büreau keine Rede mehr. Da der Mann nun aber einmal nicht rasten kann, so hat er vor einigen Wochen in den Zeitungen ankündigen lassen, er habe ein Papier erfunden, auf welchem die Dinte so fest hafte, daß sie sich durch nichts mehr auslöschen lasse. Eher hätte ich von ihm ein Papier erwartet, von welchem sich die Dinte bis auf die geringste Spur auslöschen läßt; denn bei seinem häufigen Verkehr mit den Galeerenschelmen muß er solche Kunststückchen und Geheimnisse in Menge erlernt haben.

Dg.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Etwas vom Volkscharakter. Stände. Theater.

Ich spreche nur den Eindruck aus, den ich als Fremder bekam, wenn ich sage, es sieht hier zu Lande konstitutioneller aus, als irgend anderswo in Deutschland; aber in der ernsten Weise, wie das Volk die Richtungen der neuesten Zeit aufgefaßt zu haben scheint, sah ich weit weniger von dem demagogischen Element, das in andern Landen deutscher Nation die Regierenden beunruhigt. Aus dem Wesen der Bessern aller Stände, welche ich hier kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sprach mich eine vom sanften Feuer der Begeisterung durchwärmte Vernünftigkeit recht freundlich an, und der natürliche Verstand, der ja überall da zu Hause ist, wo Bulls, Gasconaden und Schwabenstreiche, wie Kobolde über Schätzen, spuken, trat mir angenehm in der unbefangenen Weise entgegen, womit man die würtembergischen Celebritäten beurtheilte. Welches Völkchen hätte wohl mehr Ursache, mit den Wissenschaftsmännern, den Philosophen und Poeten, welche seit dreihundert Jahren aus seinem Schooße hervorgegangen, sich gegen Fremde breit zu machen? welches hat mehr geistige Heroen — wenigstens im Himmel? in was wäre der Particularismus natürlicher und verzeihlicher, als in geistiger Eitelkeit? Ich fand hier wenige Spuren davon; Alles, von den neuen schwäbischen Meistersängern bis zu den Kleinsten, welche den lyrischen Bogen spannen, läßt man uneigennützig für Gewächs der großen deutschen Erde gelten; selbst Schillern wird nur Einmal des Jahrs offiziell geopfert, vor einem improvisirten Altare, zu dem man von Dannecker die Büste borgt. Ich möchte wegen dieser Stimmung auf das Land nicht sowohl den Spruch vom Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, anwenden, als vielmehr dasselbe mit einer adeligen Dame vergleichen, welche die hervorstechenden Eigenschaften ihrer Sippschaft als ein Faktum, als ein sich von selbst verstehendes Naturprodukt betrachtet, und vielleicht unbewußt stolz, aber nicht eitel ist.

Diese geistige Unbefangenheit, wie ich es nennen möchte, zeigt sich auch im Leben und Treiben der hiesigen Gelehrten und schönen Geister. Stuttgart weißt eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl von ehrenwerthen Literatoren in allen Fächern auf, und daß es, oder, wenn man lieber will, Würtemberg auf dem deutschen Parnaß einen eigenen Poets-corner besizt, ist bekannt. Aber von Coterien, Mittwochsgesellschaften u. dgl. ist unter diesen Männern nicht die Rede. Ich spreche damit weder ein Lob, noch einen Tadel, sondern nur ein Faktum aus, bin aber, bis ich eines andern belehrt werde, geneigt, den Umstand, daß sie sich weder besingen und beräuchern, noch zerfleischen, ihrem Verstand auf Rechnung zu schreiben. Jeder geht, ächt deutsch, still seinen Weg für sich und zieht seine Furche auf eigenem Grund und Boden. Im gegenwärtigen Augenblick sind aber manche der Bedeutendsten vom wissenschaftlichen Pfluge zu den Geschäften der res publica abberufen, und dieß verschaffte mir Gelegenheit, diese Herrn auf einmal von der Gallerie des Ständesaals herab zu überschauen, während ich sie sonst, wollte ich sie auch nur sehen, Mann für Mann hätte aufsuchen müssen.

Die Verhandlungen der Stände absorbiren hier gegenwärtig so ziemlich alle Interessen. Ich war begierig darauf, zumal, wie gesagt — ein Zeichen der Zeit! — die hervorstechendsten Celebritäten des Landes, Historiker, Literatoren, Poeten, als handelnde Personen dabei auftreten. — Für das Theater fand ich wenig Theilnahme im Publikum, und in dieser Beziehung die Stimmung so ziemlich wie überall in Deutschland, die großen Hauptstädte etwa ausgenommen. Für mich aber war es nicht uninteressant, gelegentlich die hier garnisonirende Mannschaft der durch Rossini, Auber und das französische Vaudeville halb mediatisirten deutschen Thalia zu mustern und den jezigen Standpunkt der Bühne mit dem vor einem Vierteljahrhundert zu vergleichen, da hier Rochus Pumpernickel — auch ein Nachdruck des Molièreschen Pourceaugnac! — das Entzücken des Publikums und ein Buffo sein erklärter Günstling war. — Das Schicksal hat es hier besser mit mir gemeint, als ich vermuthen konnte; eben als ich ankam, wurden überall außerordentliche Vorstellungen gegeben: in der Ständekammer kam die Motion des Abgeordneten Schott auf Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Censur zur Debatte, und im Hoftheater gab Madame Stich-Krelinger Gastrollen. Eine konstitutionelle Gala, wie die erwähnte, durfte nicht versäumt werden, und so betrat ich denn das Haus, wo ich einer Rechtsverwahrung und feierlichen Protestation beiwohnen sollte, die mich lebhaft an den Flug der Zeit, an des deutschen Volks veränderte Loose und an meine eigene Sterblichkeit erinnerte, indem ich der Zeit gedachte, da mir als Praktikanten bei dem Kammergericht des seligen deutschen Reichs so manche Protestation durch die Hände gegangen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. November 1833.

Freilich sind wir ein bildsamer Thon in der Hand des Klima; aber die Finger desselben bilden so mannigfaltig, auch sind die Gesetze, die ihm entgegenwirken, so vielfach, daß vielleicht nur der Genius des Menschengeschlechts das Verhältniß aller dieser Kräfte in eine Gleichung zu bringen vermöchte.

Herder.

Von der Macht des Klimas über die Seele.

Von G. H. Schubert.

Mit dem eigenen Leibe zugleich ist dem Menschen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt diese äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja selber nur als ein zugehöriger Theil dieser Umgebung erscheint. Doch wird auch hiebei eine eben so entschiedene Unabhängigkeit der höchsten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klimas erkannt, als von jenem des Leibes. Wärme und Licht, aus dem gemeinsamen Quell der Sonne kommend, sind selber mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden ist und auf diese wirkt, so nahe verwandt, daß mit ihnen, in gewissem Maße, der Seele ein Mittel ihrer Wirksamkeit selber gegeben oder entzogen, vermehrt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit werden indeß die Wirksamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur so lange dienend und hülfreich unterstützen, so lange sie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele selber, denn in diesem Falle werden sie zu einem zerstörenden Feuer, statt zur wohlthätig mitgestaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von einem fast beständig senkrechten Stande der Sonne gewirkt, der Temperatur des innern Leibes und seines Blutes nahe kommt, ja einen Theil des Tages diese noch übertrifft, wenn selbst das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser die Wärme der ausdünstenden, entblößten Haut hat, da wird mit übermächtigerem Zuge das nährende und bildungsfähige Blut nach außen geführt, als nach der eigenthümlichen innern Bahn hin, und es erzeugen sich im Uebermaß die Aussonderungen des Schweißes und der Galle. Es ist deßhalb die Leber von ungemeiner Größe, das Fell von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Hiemit aber ist dann auch jenen innern Richtungen der Seelenthätigkeit, welche diesen äußern Geschäften des Leibes parallel stehen und entsprechen, ein eigenthümliches Maß der Bekräftigung oder der Entkräftung zugemessen; es fühlt der Leib durch jedes, auch das leiseste Anstrengen, aufgelöst in Ermattung, das Bedürfniß, mehr durch die übermächtig eingreifende Gewalt des Klimas, als durch den bewegenden Willen der Seele sich beherrschen und durchwirken zu lassen; der natürliche Drang nach Muskelbewegung äußert sich nur wenig mächtig oder erscheint ganz erloschen, denn die Einwirkung des Lichtes und der Wärme ist stärker als die Einwirkung des bewegenden Lebensprincips, das durch den Nerven zum Muskel geht. Die vorwaltende Entwicklung der Leber und des

Geschäfts der Gallenabsonderung gibt der Seele eine eigenthümliche Richtung zu dem Geschäft des Zorns- und einer zerstörenden Wuth. Der Schwäche des leiblichen Ernährungsgeschäfts und seiner Organe, welche der Aufreizung durch ungewöhnliche Mittel bedürfen, entspricht meist eine ähnliche Schwäche der eigentlichen, tiefer gelegenen, innigern Gefühle der Seele. — Da, wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich ist jener der gesunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünsten gekühlten Haut, da wo das Wasser der Quellen selbst im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erscheint, sind die verschiedenen Systeme des Leibes im vollkommensten Ebenmaaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn sie öfters jenes mittlere Maaß übersteigt und dann im schnellen Wechsel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabsinkt, in der Seele jene leicht sich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das sanguinische, denn das cholerische Temperament bezeichnet. Es ist der Mensch der wärmern temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnt ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei. — Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzern Genuß eines lieblichen Frühlings und Sommers, und in die Entbehrungen des Winters getheilt ist, hat mit den hochstämmigen Eichen zugleich die kräftigste Menschenform entwickelt. Es zeigt sich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer besondern Stärke und Tiefe des Gefühls. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmern Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, so wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verstummten Lande hinwegweist, der Natur dieser Zone, so wie vielleicht auch der des Menschen, jenen stillen, tiefen Ernst, jenen Zug der Melancholie, welcher die edlern Völker dieses Erdstrichs vor andern bezeichnet. Endlich scheint die fast beständige Kälte des höchsten Nordens die Kraft des leiblichen Wachsens und Erzeugens, wie den innern Trieb der Seelenkräfte zu lähmen und zu schwächen. Es ist der Wuchs nur gering und niedrig, die Knochen jedoch, wie das Gewebe der Muskeln sind noch von ziemlicher Festigkeit und Stärke. Die Leber wird klein, und jene Absonderungen, welche, wie oben erwähnt, die Hitze der Tropenländer befördert, werden nur in sparsamem Maaß gefunden. Hiebei zeigt sich ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und die Esquimaux des hohen Nordens, wenn sie von See zu See, von Land zu Land durch die fast grenzenlose Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden hindurchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in diesen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Und dennoch erscheint als das vorherrschende, der Menschennatur durch die Polarzone aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters, das phlegmatische.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Ein Gebrechen der ungarischen Weingewinnung liegt, wie in den meisten deutschen weinerzeugenden Provinzen, in der Sorglosigkeit bei der Behandlung dieses edlen Gewächses. Für's Erste ist man gar nicht sorgsam genug in der Auswahl der Lagen, wo man die Reben pflanzt; zweitens ist diese Sorglosigkeit noch größer bei der Wahl der Reben; ferner wirft man bei der Lese alle Trauben, weiß und blau, reif und unreif, durch einander und keltert Alles zusammen; endlich behandelt man den Wein auf dem Lager mit einer Gleichgültigkeit, die von großer Unkenntniß zeugt, und hält auch wenig auf alte Weine, indem man sie gewöhnlich schon im zweiten Jahre ausstößt. Leider werden auch gute und alte Weine in Ungarn gar nicht nach Werth bezahlt, weßhalb es auch die Mühe nicht lohnt, darauf zu halten. Nur bei den großen Weinhändlern und in herrschaftlichen Kellern findet man etwas Edles der Art. In den übrigen österreichischen Staaten wird der Ungarwein nicht sonderlich geschätzt. Seine Eigenschaft, stark ins Blut zu gehen und dieses zu erhitzen, gefällt dort nicht. Aber in den nordischen Ländern, in Rußland, Polen und Preußen, liebt man ihn gerade deßhalb, und die meiste Ausfuhr geht auch dahin. Dem Fremden, welcher nach Ungarn kommt, mundet dessen Wein trefflich, nur muß man jedem Vorsicht und Mäßigkeit empfehlen.

Doch es ist Zeit, daß ich auf meiner Reise weiter gehe. Auf der Straße von Komorn nach Pest berührt man Gran nicht. Da mein Weg mich später dahin brachte, so übergehe ich diese Stadt jezt. Die Straße wendet sich von Dorogh aus durch die Gebirge, deren Formen denen der Alpen gleichen, obgleich sie bei weitem niedriger sind. Die Farben des Herbstes fingen bereits an, sich auf die Gebüsche zu senken, mit denen diese Berge bekleidet sind. Zwischen rebenbedeckten Hügeln fuhren wir hin, allenthalben bot man uns Trauben und Obst zum Kauf an, die Luft war heiter und rein, die ganze Natur schien ihr Feierkleid angethan zu haben und zeigte uns, wie die Menschen, ein freundliches Gesicht. Störend hätte der Anblick halbnackter Zigeuner in dieses Gemälde treten können, wenn es nicht dessen bunten

Schmuck noch vermehrt hätte. Ob dieses Volk wohl so elend seyn mag, wie es der äußere Anblick vermuthen läßt? Mich dünkt nicht. Man beobachte nur einmal ihre zufriedenen Gesichter, man sehe, mit welchem Wohlbehagen sie an der Straße und auf dem Rasen gelagert sind; man denke sich einmal lebhaft den freien Naturzustand, den sie mit keinem andern in der Welt vertauschen mögen. — Ruht denn nicht alles Glück des Menschen im physischen und geistigen Gefühl? Dieses Volk kennt kein wonnigeres, als herumzuschweifen, aus dem Stegreif und unter einander wie das liebe Vieh zu leben. Freilich dürfen wir uns bei der Beurtheilung seines Glückes nicht auf den moralischen Standpunkt stellen. — Die Kinder, bis zu zehn Jahren, ja auch zuweilen darüber, fast ganz nackend gehend, zeigen mitunter die schönsten plastischen Gestalten. Auch ihre Gesichter, so widerlich grinsend viele derselben sind, zeigen hie und da vollendete Schönheiten, wobei der schwarze Teint mehr zur Erhöhung als zur Verminderung beiträgt.

Bei Ofen herrschte in den ausgedehnten Weinbergen das regste Leben. Man war schon (Mitte Septembers) in der vollen Weinlese. Die Hitze im Mai und Juni hatte zur frühern Zeitigung der Trauben gewirkt, und die Nässe im Juli und August machte sie faulen und darum die Lese dringend nöthig, wenn man nicht in Gefahr gerathen wollte, Alles zu verlieren. Es war ein Jammer, die Fülle der Trauben halb verfault zum Theil schon an der Erde liegen zu sehen. Da man hier meistentheils blauen (rothen) Wein zieht, so bieten die Reben, wenn sie voll Trauben hängen, einen besonders schönen Anblick. — Jezt hatten wir das alte Ofen vor uns; eine lange und höchst langweilige Gasse wird allmählig immer belebter, bis man in die Nähe der Festung kommt, wo die Stadt sich zwar ein wenig ausbreitet, immer aber noch zwischen den Bergen und der Donau eingeklemmt ist. Jenseits des Stroms blinkt Pest herüber. Neue große Palläste zeigen dessen zunehmende Größe und den wachsenden Wohlstand. Begrüßend stand der Blocksberg mit seiner Sternwarte vor uns und unten wimmelte die Menschenmenge auf der Schiffbrücke. Die Donau war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt. — Pest macht einen günstigen Eindruck auf den Fremden, der es zum erstenmale sieht. An der Donau herab stehen eine Menge neuer, in gutem Style gebauter Häuser; am Ufer wimmelt es von Landvolk, welches seine Erzeugnisse feil bietet; um die Schiffe ist ein stetes Treiben mit Auf- und Abladen, und alles dieß wird durch die Freiheit und Sorglosigkeit, mit welcher hier ein jeder sich bewegt und regt, zum charakteristischen Schauspiele. An dieser neu entstandenen und jugendlich und kräftig aufstrebenden Stadt sieht man, welch ein Ueberfluß von physischer Kraft in Ungarn ist. Der lebhafte Handel, welcher hier von Jahr zu Jahr zunimmt, beschränkt sich meistentheils auf Roherzeugnisse, und doch bringt er so große Summen ein und bereichert leicht und schnell diejenigen, die sich mit ihm befassen. Man denke sich aber einmal nur die Hälfte dieser rohen Erzeugnisse in Kunst- und Gewerbeprodukte umgestaltet, man rechne, um einen Maaßstab zu haben, nur einmal, was z. B. England an der rohen Wolle gewinnt, welche es ein- und verarbeitet wieder ausführt, und wobei es mehr als den doppelten Werth derselben einnimmt; man mache das Facit, so wird man finden, mit welch ungeheuern Riesenschritten Pest in seiner Vergrößerung und Wohlhabenheit vorschreiten müßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

M.., November.

Die römisch-katholische Geistlichkeit in Europa.

Wenn auch die Summe der Welt- und Ordensgeistlichen der katholischen Kirche der meisten Staaten, und insbesondere der bedeutendsten derselben genau bekannt ist, so unterliegt dennoch eine Zusammenstellung im Ganzen einigen Schwierigkeiten; denn auch abgesehen davon, daß die besten geographisch-statistischen Werke meistens nur dürftige Angaben enthalten, finden sich auch wieder einige Staaten, welche aus der kirchlichen Eintheilung ein Geheimniß machen und die Zahl der dem Gottesdienst gewidmeten Personen verschweigen; außerdem mögen auch noch einige Angaben in dieser Beziehung vorhanden seyn, welche nicht zur Kenntniß des Verfassers der gegenwärtigen Uebersicht kamen, daher diese eine gewisse Unvollständigkeit haben könnte, die in wenigen und unwichtigen Fällen ergänzt werden müßte. Uebrigens glaubt man doch versichern zu können, daß die Reichhaltigkeit der hier vorgelegten Materialien nicht leicht Jemand unbefriedigt lassen werde.

Was die Zahl des hohen Klerus, nämlich der Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, betrifft, so ist solche durchaus vollständig in dem Verzeichniß aufgeführt. Der Glanz und die Herrlichkeit des Gottesdienstes, womit diese Fürsten der Kirche umgeben sind, ist jedoch sehr verschieden in der Ausdehnung, und richtet sich weit mehr nach den vorhandenen Hülfsmitteln, als nach gesetzlichen Bestimmungen; denn unter den Kapiteln befinden sich Stiftungen aus den vergangenen Jahrhunderten, wodurch das Personal eines Kapitels oft auf 50 bis 90 Kanonici steigt, während dasselbe bei den neuerrichteten, minder reich dotirten Stiften manchmal nur 4, 6 und 8 Kanonici beträgt. Von mehreren Bisthümern sind die Dignitare, Kanonici und Domvikare nicht besonders angegeben; damit aber diese den andern gleichgestellt werden, hat man im Durchschnitt für die Erzbisthümer 36 und für die Bisthümer 30 Personen angenommen, ein Zahlenverhältniß, das zuverlässig eher zu niedrig, als zu hoch ist, da die große Mehrzahl dieser Kapitel Italien und Portugal angehört. Bei den Weltgeistlichen werden auch gemeiniglich die Summen der Pfarreien, Vikare, Kaplane, Almoseniere, geistlichen Professoren ꝛc. zusammen, manchmal auch nur die Zahl der Pfarreien angegeben; da jedoch bei dergleichen summarischen Angaben die ganze Zahl der Geistlichkeit ausgeworfen ist, und diese blos bei einigen minder bedeutenden Staaten fehlt, so hat dieser Umstand keinen oder nur geringen Einfluß auf die Richtigkeit der nachstehend berechneten Uebersicht, indem eine irrige zu hohe Schäzung sich durch eine andere niedrige wieder ausgleichen muß und stets die Totalsumme unverändert

bleibt. In Betreff des Nähern über die Menge der Weltpriester, Ordensgeistlichen, Nonnen, Mönchs- und Frauenklöster wird auf jeden der einzelnen Staaten Bezug genommen.

Zahl der römisch-katholischen Geistlichen.

Se. Heiligkeit der Pabst.		
Kardinäle	. . . .	27.
Erzbischöfe, worunter zwei den Titel Patriarchen und fünf den von Primaten führen	. . . .	85.
Bischöfe *)	. . . .	426.
Bischöfe in partibus	. . . .	58.
Generalvikare, Pröbste, Domdechanten, Kanonici und Domvikare	. . . .	17.841.
Weltgeistliche	Pfarrer, Vikare, ordinirte Priester, geistliche Professoren, Kaplane &c.	317.845.
Ordensgeistliche	Mönche	122.336.
	Nonnen	84.311.
Ganze Summe der Geistlichen		542.909.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dazu kommen noch sieben Bischöfe für Parma und Placenza, Modena und Lucca, nebst den Geistlichen dieser Staaten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Die Ständeversammlung.

Die würtembergische Ständeversammlung ist insofern eigenthümlich zusammengesezt, als mehrere Elemente, welche sich in andern deutschen Verfassungen in den ersten Kammern befinden, hier in der zweiten vereinigt sind; dieß macht die leztere verhältnißmäßig sehr zahlreich und durch die verschiedenen Kostüme bunt. Nach Analogie der alten Landesverfassung sizen hier gesondert Ritter, Prälaten, Landschaft; Klerus, gens d'epée, gens de robe. Sie repräsentiren verschiedene Interessen, ihre Rechte in der Versammlung sind aber durchaus gleich. Während der siebenstündigen Debatte über Preßfreiheit und Censur hatte ich reichliche Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, was in den Verhältnissen ganz natürlich begründet erscheint, ausgebildete Beredsamkeit unter den hier versammelten Männern eine Seltenheit ist; ich konnte aber auch — und hier irrt entweder mein Urtheil, oder hat der Zufall sein Spiel — wenig von natürlichen Rednertalenten bemerken. Desto interessanter war es oft, den kräftigen Gedanken mit dem Worte ringen und das tiefe, schöne Gefühl ein oft weniger schönes Gewand umwerfen, es aber häufig desto würdevoller drapiren zu sehen. Ich war mit großen Begriffen von der Intelligenz dieser Kaminer hergekommen, und fand keine Ursache, im Allgemeinen mein Urtheil zu reformiren. Es gebührt sich hier nicht, eine Charakteristik auch nur derjenigen Männer zu entwerfen, welche Deutschland auf andern Feldern als dem parlamentarischen hat kennen lernen, noch weniger, die Debatte, deren Zeuge ich war, aus dem politischen Standpunkte zu betrachten; daher nichts von der Taktik der Regierung, welche, obgleich tüchtig vertreten, in diesem Falle ziemlich allein stand, nichts von den Motiven der vielen, nur heute in Einem Gefühl einigen Redner; nur so viel, daß der Gegenstand wenigstens von Einem Standpunkt aus intensiv und extensiv so ziemlich erschöpft und die Geschichte der Censur, von Domitian und Alexander VI., denen als Erfindern der Censur das gebührende Kompliment ward, bis zum Hagelschlag, der die junge, auch hier nach der Julusrevolution munter sprossende Saat der würtembergischen politischen Presse getroffen, anekdotisch und epigrammatisch durchgesprochen wurde. Die dem geistlichen Stande angehörenden Historiker Pfister und Pahl faßten den Gegenstand vorzugsweise vom moralischen und historischen, Uhland, Menzel, Pfizer (um nur der auch als nicht politische Charaktere bekannten Männer zu gedenken) vom politischen und staatsrechtlichen Standpunkt auf. Wenn ich so den Schmerz über unauflösliche Widersprüche im öffentlichen Leben in vollern oder leisern Akkorden durch die Rede tönen hörte, ach! da dachte ich meiner Weßlarer Jugend, und es ward mir fast wehmüthig um's Herz. So bist du denn noch immer ein Labyrinth, du Staatsgebäude, auf dessen Giebel zu lesen steht: renovirt Anno 1648, durchaus verändert i. J. 1806, in großartiger Einfachheit ganz neu hergestellt 1814! Aber o der goldnen Zeit der alten deutschen Republik! naives Staatsrecht! behagliche Ordnung in der Unordnung! bedachtsame Konsequenz in der Inkonsequenz! süße Einheit in tausendköpfiger Uneinigkeit! Wie wäre es uns jungen Aspiranten, die von deinen goldenen Früchten zu kosten gedachten, in den Sinn gekommen, daß du mürbe seyest und hohl, du alter Baum! Wie friedlich ruhten unter deinem mächtigen Blätterdach von Diplomen, Patenten und Abschieden Fürst und Bürger, Ritter und Bauer, Priester und Jureconsultus! und wie harmlos schnarrte in deinem Schatten die deutsche Leier von Hermann, dem Cherusker! Aber ein Blizstrahl hat dich niedergestreckt und ein Cherub mit dem Flammenschwerdt uns aus dem Paradiese gejagt; das jezige Geschlecht hat die staatsrechtliche Unschuld verloren, es irrt umher, flüchtig und unstät, und es ist ihm, als müßte es in Schmerzen einen Zustand gebären, den es nicht zu nennen weiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 275:
Die Orgel.

Rede-Räthsel. *)

Erstes Wort.

Homonyme.

Unzahl von Bällen und ein einziger Ball;
Doch bin ich schön, so geh' ich gern zum Ball,
Und zeige mich bei allen Assembleen
Und fehle nicht beim Spiele, noch bei Theen;
Gros bin ich auch; so halt' ich oft im Lauf
Des Schicksals Rad, so mächtig rollend, auf;
Als beste hört man wohl mich meine Weisen,
Die Theologen eine andre preisen;
Bin ich nur weit, so bin ich eng genug.
Mit meinem Namen nennt der Mensch mit Fug
Sich selbst, doch immer mit dem Beiwort klein;
Fall' ich um alle Welt euch noch nicht ein?

Zweites Wort.

Allein beim ersten stehend sag' ich nur,
Daß es bestehe, doch helf' ich auf die Spur
Davon, was eigentlich es sey, nur dann,
Wenn hinter mir ein Wort ich zählen kann.

Drittes Wort, nebst Artikel.

Erst Chaos, dann vollkommne Harmonie
Bring' ich hervor, wer mir die Töne lieh,
Wer mich beherrscht, es muß ein Meister seyn:
Fällt euch hiebei die Welt nicht selber ein?

J. G. M.

*) Man kennt Buchstaben-, Sylben-, Wort-Räthsel. Eine weitere Gattung sind Räthsel über ganze (einen oder mehrere) Säze, wovon einige Proben folgen werden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. November 1833.

Siehe, es wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.

Schiller.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Unstreitig wird Pest einst eine der bedeutendsten Städte von Europa, und ich glaube, die Zeit liegt nicht mehr gar fern, wo sie dieß seyn wird. Die Lage im Mittelpunkte eines, von der Natur so überaus reich ausgestatteten Landes, und noch dazu am größten Strome von Europa; der Vortheil, die Verbindungspforte zwischen Osten und Westen dieses Welttheils zu seyn; die Leichtigkeit des Transportes aller Produkte auf der Donau; die Hingewöhnung des Volkes aus dem ganzen östlichen Theile von Ungarn, ja die unumgängliche Nothwendigkeit, alle Produkte dahin zu führen, will man sie anders anbringen: dieß und eine Menge ähnlicher Umstände geben dieser Stadt einen Aufschwung, den keine andere auf dem Kontinente in so hohem Grade haben kann. Die Märkte, im vollsten Sinne des Wortes Messen zu nennen, werden alle Jahre bedeutender, und nicht allein aus allen Gegenden von Europa werden sie von Kaufleuten besucht, sondern es finden sich auch viele Asiaten ein. — Jedermann, der Pest seit etwa 30 Jahren kennt, sagt, es sey vor jener Zeit nicht der vierte Theil dessen gewesen, was es heute ist, und alle Jahre vergrößert es sich so, daß ganze neue Straßen entstehen. Wie alle neuern Städte, wird es nach einem gewissen Plane gebaut: die Straßen sind breit, die öffentlichen Plätze, deren es mehrere gibt, groß und geräumig. In den Kaufmannsläden herrscht Pracht und Eleganz, und Alles ist, wie in den besten, welche Wien in der Art hat, aufgestellt und ausgelegt. Elegant und einladend sind die Kaffeehäuser und Restaurationen. Mit einem Worte, es fehlt hier nichts, was eine große, volkreiche und hoch civilisirte Stadt charakterisirt. Die Sprache, die man am meisten hört, ist die deutsche, wobei ungarisch, slowakisch, wallachisch und andere Mundarten vom Volke gesprochen werden.

Eines der schönsten Gebäude der Stadt ist das Schauspielhaus. Ich besuchte es nur einmal, und fand das Lokal besser, als das Personal. Es ist großartig im Innern; man hat aber beim Baue zu sehr verschwendet und die Logen und obern Gallerien allzuhoch gebaut. Gewinnt dadurch das Haus an imposantem Ansehen, so thut diese Bauart doch einmal dem Raume für das Publikum Eintrag, und dann verhallt auch der Ton dermaßen darin, daß nur die kräftigste und deutlichste Aussprache das Haus füllt. Ich fand hier ein ziemlich kunstsinniges Publikum, und besonders verriethen die Logen und das Parterre einen recht geläuterten Geschmack. Sehr laut ist die Gallerie, eine ganz natürliche Folge des Zusammenströmens einer Population aus allen Weltgegenden.

Ich besuchte an einem Sonntage früh mehrere Kirchen. In der katholischen fand ich, wie überall, einen fortwährenden Verkehr. Da knieten Andächtige vor den Altären, dort beschauten Neugierige die Gemälde und Statuen, hier lag auf den Knieen ein Beichtkind und schüttete seine Sündenlast in den Busen seines Beichtvaters, dort bekreuzte sich der Haufe beim Ertönen der Meßglocke, hier strömte eine Menschenmenge herein, dort hinaus. — Was mir aber ein Gefühl ganz eigener Art erregte, das war der deutsche, nach altem Ritus vollzogene evangelische Gottesdienst hier im Mittelpunkte von Ungarn. Die kräftige Rede des Predigers steigerte dieß Gefühl bis zur tiefen Rührung. Nichts weckt in der Fremde die Sehnsucht nach der Heimath mehr, als wenn man dort das Gewohnte wieder findet, und wenn freudige Bilder aus der Jugend zurückgerufen werden. Da kann das ferne Land noch so schön, noch so reizend seyn; da kann man in ihm alle Genüsse des Lebens finden, da können neue Freunde an die Stelle der verlassenen getreten seyn, alles ersezt nicht die Heimath, und das wehmüthige Gefühl behauptet sein Recht.

Der heiterste Himmel umfing mich, als ich aus diesem Gotteshause trat. Um meiner erweckten Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande Nahrung zu geben, beschloß ich, des andern Tages auf die Berge bei Ofen zu steigen. Mein erster Gang war auf den Blocksberg. An diesem hinauf sind terrassenartig eine Menge kleiner Häuser gebaut, die mit ihren weißen Wänden und grauen Dächern, von unten gesehen, einen recht freundlichen Anblick gewähren. Anders aber ist es, wenn man hinaufsteigt. Da haust Mangel und Dürftigkeit, welche durch Schmutz und Unreinlichkeit überall noch recht grell hervorgehoben werden.

Wie bei Ersteigung eines jeden Berges, bereitet man sich auch hier den höchsten Genuß, wenn man es über sich vermag, nicht eher um sich zu schauen, bis man dessen höchste Höhe erstiegen hat. Der Name dieses Berges schon hatte mich angezogen, nicht etwa wegen seiner Lieblichkeit, sondern weil er mich an meine Jugendjahre erinnerte, wo ich den Blocksberg im Harze erstieg. Himmelweit aber sind diese beide Namensverwandten verschieden. Der lange Philister dort im Harze streckt seine Arme in ein waldiges Revier, während dieser hier von Weingebirgen eingeschlossen ist; dort ist die nahe Gegend wild romantisch, hier lieblich, volkreich und mild, und sonderbar genug muß jener im Mittelpunkte des dicht bevölkerten, hochgebildeten Deutschlands gerade der Repräsentant eines rauhen Landstriches seyn, während dieser, im Mittelpunkte des dünn bevölkerten, in der Volksbildung zurückstehenden Ungarns gelegen, gerade im klarsten Lichtpunkte dieses Landes da steht. Aber die Aussicht von beiden herab gleicht sich wenigstens darin, daß sie über alle Beschreibung weit, herrlich, erhaben ist. Wenn man vom Könige des Harzes herab fast nur in der Ferne Städte, Dörfer und Flecken an einander gereiht sieht, so bietet sich hier von der Krone der Donau herab eine Aussicht in die Nähe, wie es wenige gibt, und eine Fernsicht, wo das Füllhorn der Natur das Land überschüttet hat. In der Höhe sehr verschieden, (der Brocken oder Blocksberg im Harze gegen viertausend, der bei Ofen nicht einmal tausend Fuß hoch) beherrschen beide wie Könige das Land ringsum; aber wie verschieden sind die Gefühle, die einen auf beiden bewegen! Freilich bestieg ich den im Harze in meinem zwanzigsten, und den in Ungarn in meinem fünfzigsten Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortsetzung.)

Ohnehin ist es bei diesen oder andern Verschiedenheiten, welche unter den verschiedenen Himmelsstrichen an der äußern und sodann mittelbar auch an der innern Natur des Menschen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrschenden Ton der Leiblichkeit gibt. Schon die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft fügt der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es sind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaaß der Feuchtigkeit beherrscht, in der Regel die elendesten und schlaffsten von allen, verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen, als die Bewohner des kältesten europäischen Sumpflandes; sie sind in der Zeit der Jugend schon durch das Aussehen und die Hülflosigkeit des spätesten Greisenalters entstellt. Dagegen wirkt auch in den heißesten Länderstrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Gestaltung des Leibes und die zu dieser hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als es nach unsern Theorien vermuthbar erscheinen sollte, und am günstigsten wird vor allem andern für das Gedeihen des Menschengeschlechtes das nachbarliche Zusammengesellen von dem Gewässer des Meeres, oder der Seen und Ströme, mit einem hochgelegenen, trockenen Lande gefunden. Es ist indeß nicht diese glückselige Zusammengesellung von Meer und Land, von Berg und Thal allein gewesen, was den Bewohnern des südwestlichsten Asiens und den Bewohnern Europas jene harmonischere Zusammenstimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andere Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukasische Menschenstamm sich auszeichnet, sondern zu dem Entstehen, so wie zu der Entwicklung der Stammverschiedenheiten oder sogenannten Menschenraeen haben

andere, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Wasser und Luft und Wärme gelegenen. Da diese Verschiedenheiten nicht blos den Leib und seine Kräfte, sondern eben so sehr auch die Seele und ihre Vermögen angehen, betrachten wir den Grund derselben hier etwas näher.

Das, was die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andern Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übt an uns, so lange wir leben, das fortgesezte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehrs mit andern Menschen treten, und seine Wirksamkeit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hiebei aber nichts weniger als geschwächt; wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweist, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander physiognomisch verähnlicht werden. An unsern Hausthieren wird bemerkt, daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredeln, wenn das einheimische Geschlecht mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem andern Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die von gleicher Familie entsprangen und leiblich unter sich verwandt sind. Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern, wie schon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geselligen Verkehrs, auf die Form seines äußern Erscheinens bald veredelnd, bald entstellend ein. Mehr als irgend ein anderes Lebendiges unserer Sichtbarkeit ist nämlich der Mensch zum Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen: der einzelne Mensch ist für und um aller andern Menschen willen da. Dieses beweist der Drang in uns, andern das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen; es beweist dasselbe schon die unübersehlich große Mannichfaltigkeit der innern Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein anderes geselliges Thiergeschlecht dem Geschlechte der Menschen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen, sondern an ganzen Familien der Menschen hier die eine, dort die andere Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche, für sich allein wirkend, Einseitiges schaffen würde, zusammen aber mit den Kräften und Bemühungen anderer Menschen ein harmonisch-schönes Ganzes darstellt. Darum, so unvollständig auch das sichtbare Thun und Treiben des Einzelnen ohne die Wechselbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erscheinen würde, so bildet es dennoch in diesem Wechselverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Diese Schönheit der innern Vollendung ist offenbar auch eine äußerlich sichtbare gewesen, und ist dieses zum Theil noch, bei jenen Völkern, welche weniger die Lage des Wohnorts, an den Küsten des Mittelmeers und des schwarzen wie des kaspischen Meers, oder an den andern europäischen Meeren, als vielmehr ein inneres Element der Bewegung seit Jahrtausenden in beständigem geistigen, wie leiblichen Wechselverkehr erhalten hat. Es ist die ursprüngliche, schöne Art der Menschennatur, welche hier nicht erst erzeugt, sondern erhalten wurde. Aber eben diese Natur, in welche ursprünglich die Möglichkeit zu allen den vielseitigen Richtungen der Selbstthätigkeit gelegt und welche deßhalb eine harmonisch-schön gestaltete war, ist auch zur Einseitigkeit entstellt worden, indem sich auf Kosten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn sich durch ein Verfließen des einen, besondern Familienstammes in viele, sämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter sich und aus sich erneut und ernährt wurden, die Einseitigkeit des Hauses fest wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielstimmige Geschlecht aufzuführen bestimmt ist, weder Raum noch Kraft übrig: es entstand die von der Urschönheit abgefallene Form der Menschenracen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

M., November.

(Fortsetzung.)

Die römisch-katholische Geistlichkeit in Europa.

Spanien. Dieses Königreich zählt 8 Erzbischöfe, wovon der von Toledo der erste, 168 Bischöfe, 4262 Kanonici und Präbendirte; der Pfarrer gibt es 16,481, der Vikare 4929, der Benefizirten 17,411, der ordinirten Priester 27,757, der Sakristane und der dienstthuenden Personen 18.012, mithin Summe der Weltgeistlichen 84.620; die der Ordensgeistlichen ist noch größer und beträgt 93,329, worunter 38,422 Mönche und 23,713 Nonnen, während die Uebrigen aus Novizen, Laienbrüdern und Dames seculières bestehen; im Ganzen 182,279 geistliche Personen. Unter 77 Einwohnern des Königreichs gehört folglich Einer dem geistlichen Stande an.

Frankreich. Der Almanac du Clergé für 1833 enthält folgende Angaben: 5 Kardinäle, 14 Erzbischöfe, 66 Bischöfe, 24 Bischöfe in partibus, 174 Generalvikare, 660 Domherren, 1788 Ehrendomherren, 767 Pfarreien erster Klasse, 2531 Pfarreien zweiter Klasse, 26.776 Weltpriester, 9435 Vikare, Kapellane, Almoseniere, und 3537 Professoren der geistlichen Seminarien. Summe der Weltgeistlichen 43.019, wozu noch 19 340 Klosterfrauen aller Kongregationen kommen; die Mannsklöster und Ordensgeistlichen bestehen nicht gesezlich, weßhalb ihre Zahl auch nicht angegeben ist. Die

Summe aller geistlichen Personen ist daher nur 65,120. — Trappistenklöster zählte man im Jahre 1827 neun und Jesuitenkollegien siebenzehn. In demselben Jahre befanden sich unter den Weltpriestern 13,493, welche über 60 Jahre alt, und 2338, welche wegen hohen Alters untüchtig zur Ausübung ihrer geistlichen Funktionen waren. Von 41,244 jungen Männern, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, befanden sich 28,879 in den Seminarien und geistlichen Kollegien, 13,010 auf Universitäten, um Theologie und Philosophie zu studiren, und 2355 waren bei den Pfarreien, um sich auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten. — Nach einem der Deputirtenkammer vom Minister des Kultus erstatteten Bericht war die Zahl der dienstthuenden Geistlichen der katholischen Kirche nur 32,576 Pfarrer und Vikare, so daß auf 948 Individuen der Bevölkerung nur Ein Geistlicher kommt. Da nun überdieß in den großen Städten viele Geistliche angestellt sind, so folgt natürlich, daß von den 39,379 Gemeinden des Königreichs ein großer Theil ohne Geistliche ist. Im Ganzen ist das Zahlenverhältniß der Geistlichkeit wie 1 zu 476.

Oesterreichische Monarchie. Die hohe Geistlichkeit dieses Staates besteht aus 3 Kardinälen, 13 Erzbischöfen, von denen fünf den Titel Primaten und einer den eines Patriarchen führen, und 70 Bischöfen; nach der obigen Annahme zählten die Domkapitel ein Personale von 2568. Den offiziellen Angaben zufolge wurden im Jahre 1828, 69,515 Welt- und Ordensgeistliche gezählt; rechnet man für die bestehenden 294 Abteien, 537 Mönchs- und 110 Frauenklöster im Durchschnitt je 10, im Ganzen 9110 Personen davon ab, so wäre die Zahl der Weltpriester 60,105. Die ganze Summe der Geistlichkeit beträgt 72,169, wobei jedoch die geistlichen Ritterorden, die Professoren der Seminarien und Kollegien, die Seminaristen ꝛc. ausgeschlossen sind. Von 352 Köpfen der Volksmenge gehört also Einer dem geistlichen Stande an. — Die Menge der Klöster hat sich gegen die ältere Zeit außerordentlich vermindert; so waren z. B. allein in Böhmen 98 Mönchsklöster mit 1934 Mönchen, und 13 Frauenklöster mit 373 Nonnen, im Jahr 1787 theils wirklich schon aufgehoben, theils zur Reduktion bestimmt; vierzehn Jahre später zählte man dessenungeachtet noch 75 Mannsklöster in diesem Königreiche.

Im Königreich **beider Sizilien** bilden 22 Erzbischöfe und 77 Bischöfe mit ihren Kapiteln von 9102 Dignitarien und Kanonici das oberste Kirchenregiment. Der im Jahre 1832 vollzogenen Volkszählung zufolge befanden sich im Königreiche diesseits des Faros 368 Aebte, 27,612 Weltgeistliche, 11,505 Ordensgeistliche und 9297 Nonnen, in Summa 51,985 Personen. Der Personalbestand der Geistlichkeit des Königreichs jenseits des Faros (Insel Sizilien) ist nicht angemerkt; die Bevölkerung desselben beträgt beinahe den dritten Theil von jenem, und man wird jedenfalls die Zahl der Geistlichen in gleichem Verhältniß zu gering annehmen, da diese nach allen Berichten auf der Insel außerordentlich groß seyn soll. *) Demnach finden sich 9204 Weltpriester, 3835 Ordensgeistliche und 3099 Nonnen, in Summa 68,121 Personen, also eine von 108 Personen der Bevölkerung. Kirchen gibt es auf dem festen Lande 10,198 und 781 Kapellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wollte man einigen Schätzungen vertrauen, so bestände die Geistlichkeit aus dem zehnten, sogar aus dem sechsten Theile der Bevölkerung; dergleichen Angaben sind freilich sehr übertrieben, indessen ist doch so viel ausgemacht, daß in keinem der übrigen Staaten verhältnißmäßig so viele Personen des geistlichen Standes als auf Sizilien angetroffen werden.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Vom Drama.

Es gehört zu den Seltsamkeiten unserer seltsamen Zeit, daß es in ihr Menschen gibt, die im Alter jünger sind als in ihrer Jugend; auch ich gehöre zu diesen; dieß hindert mich aber nicht, es auszusprechen: jene Zeit hatte noch einen, wenn auch noch so armseligen Inhalt, die jetzige — sucht erst einen. Der Mensch muß noch an etwas außer Gott glauben; damals aber, im Declinium der Zeit, die uns jezt die alte heißt, fing man damit an, daß man sich des Glaubens an Gott entschlug, und an was man dann noch glaubte, nachdem man Gott aufgegeben, war des Glaubens nicht werth. Jezt glaubt man wieder an Gott, und das Uebrige wird sich finden. Und ehe es sich gefunden hat, sind auch alle Klagen über den Verfall der Bühne, über die Inhaltlosigkeit dieser spät gebornen Tochter der Zeit, eitle Jeremiaden.

Man thäte besser, man amüsirte sich an dem, was einem geboten wird, und suchte sich nur das Plumpste vom Halse zu halten. Es ist einmal so: mit jenem politischen Sündenfalle geht der in der dramatischen Kunst parallel. Wenn ich aber eben im Scherze ein laudator temporis acti war, so könnte ich es, wenn ich des spießbürgerlichen, aber naiven Theaters meiner jungen Jahre gedenke, fast im Ernste werden. Kein Vernünftiger wird wünschen, daß Ifflands und Kotzebues Präsidenten, Hofräthe und sentimentalen Schelme je wieder Typen deutscher Art werden, weil dieß unmöglich ist. Aber jene, mit dem Dekorationspinsel gemalten Charaktere waren doch Bilder unseres, allerdings engen und prosaischen Lebens, aber immerhin doch **unseres** Lebens. Jezt zeigt uns die komische Muse, die ich hier, wie man sieht, vorzugsweise im Auge habe, Alles, nur nicht uns und unsere Zustände. Wer fände dieß nicht begreiflich? wer weiß nicht, warum

— migravit ab auro voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana?¡

In einer Zeit, welche selbst erst einen Lebensinhalt sucht, kann die Bühne keinen haben. Das glänzende Elend, das über unsere gesammte Dramatik hereingebrochen ist, kann einen nicht einmal zur Wehmuth stimmen, weil es nicht, wie etwa in der griechischen und römischen Vergangenheit, der Nachschimmer, das aufflammende Abendroth einer der Auflösung entgegeneilenden großen Zeit im Leben und auf der Bühne ist; aber einem, von den tausend Farben, in denen sich jezt das reine Licht der Kunst zersplittert, geblendeten Veteran ist es nicht zu verargen, wenn er von dem sinnlichen Sturme um Aug und Ohr an einem einfachen Bilde der Vergangenheit ausruht und der Zeit bescheidenen Geistesgenusses gedenkt, wo Ifflands und Schröders bürgerliche Gespenster noch unter den Lebendigen wandelten, wo die Aktrice definitiv, für das ganze Stück, die Fontange auf den Puder und die schelmischen Muschen auf die Schminke pflanzte, und die Zwischenakte sich nicht zu Viertelstunden dehnten, weil die Dame den Morgenanzug aus dem zweiten Akt, der **Wahrheit** zu Liebe, im dritten mit der vollen Toilette vertauschen muß und darüber die Rolle vergißt; wo der Mondschein, obgleich man die Stäbe der Laterne sah, just so natürlich war, als er jezt abgeschmackt ist, da es der Theatermeister unserm Herrgott zuvor thun will; wo die spanische Halskrause und die gepufften Hosen das ganze Mittelalter repräsentirten, und der Kostumeur noch nicht alle Chroniken nachschlug und sich unsägliche Mühe gab, um die Gebildeten im Publikum von seiner Unwissenheit zu überzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 26. November 1833.

Fliegt denn, Schwärme der Lust, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und schafft.

Herder.
Aus der griechischen Anthologie.

Gaselen.

Die Biene.

Bewundert hab' ich schon oft und beneidet die Biene;
Wer hat denn belehrt und wer hat vereidet die Biene?
O seht, wie sicher und wohlfeil ohne Controle,
Ohn' Unterschleif ihr Amt bekleidet die Biene,
Und doch verwaltet Schätze des lautersten Goldes,
Wenn sie im Sommer die Linden beweidet, die Biene.
Sie findet immer die richtigen Pfade und Straßen,
Und wohl vom Wachse den Honig scheidet die Biene.
Frei fliegt mit köstlichen Waaren über die Grenze,
Weil nirgends ein Zoll wird angekreidet, die Biene.
Ganz durchgeführt ist im Bürgerstand die Bewaffnung;
Sie führen Alle den Stachel; drum meidet die Biene!
Auch kann ich es nimmer tadeln, daß ungern im Korbe
Die faulen Aristokraten leidet die Biene.
Auch steuert sie gern; doch tödtet der Hunger und Kummer,
Wenn man zu stark den Stock beschneidet, die Biene.

Der hoffnungslose Lehrling.

Nie wird gerad ein Baum, ein krummer,
Und niemals reden lernt ein Stummer;
Du klagst: der Lehrling, den du hast,
Er werde alle Tage dummer.
Was Krebs heißt, das geht hinter sich,
Der Taschenkrebs, so wie der Hummer.
Zu der Melone Wohlschmack reicht
Der Kürbis nie und die Kukummer.
Drum schüttle den Verdruß von dir,
Hör' auf zu seyn ein finstrer Brummer!
Des Tölpels Zukunft raube nicht
Die süße Ruhe deinem Schlummer;
Denn oftmals fällt das größte Loos
Auf eine übersehne Nummer;
Du aber flickst das blöde Hirn
Ihm nicht mit deinem Fleiß und Kummer.

Grabschrift.

Gesegnet sey, wer ruhet unter'm Moose,
Für den die Zeit steht still, die ruhelose!
Er schlummre, wie der goldgeschuppte Gast
Im purpurfarbnen, weichen Kelch der Rose,
Und wie ein Kind, das, von dem Weinen müd,
Entschlafen ist in seiner Mutter Schoose.
Des Lebens Lärm und Frevel störe nicht
Die heilig heimliche Metamorphose!
Denn noch empfindlich ist der Todten Herz
Und zuckt, verlezt, wie Blätter der Mimose.
Tief in des Grabes schöpferischer Nacht
Bereitet vor sich die Metempsychose.
Prophetisch träumend sinnt die Seele nach
Dem schon erfüllten und dem künft'gen Loose.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Zu den Füßen ausgebreitet liegt Ofen, diese alterthümliche, zerstückelte, in mehreren Spalten des hiesigen Gebirges sich herumziehende Stadt. Wendet man sich nur ein wenig nach Nordwest, so wird man von dem langen Silberbande, welches die Donau durch das Land zieht, geblendet. Senkrecht an diesem Strome aufsteigend, bildet von dieser Seite der Berg einen ungeheuren Felsblock, woher auch wohl sein Name, an welchem kleine Häuser, gleich Schwalbennestern angebaut sind. Gegen Osten schießt der Fluß hinab und bricht sich an einer großen Insel, wodurch er in zwei Arme getheilt wird, die sich erst nach einer Entfernung von nahe an zehn Meilen wieder verschlingen. Ein unermeßliches Land breitet sich links und rechts um ihn aus. Eine schwarze Wolke zog hochgethürmt über mein Haupt, ließ einige Regentropfen und Hagelkörner fallen und flog hinüber über die Ebene. Vor ihr her zog ihr riesiger Schatten, der wie eine Schreckgestalt das Land verdunkelte. Ich malte mir so das Bild der Pest, wenn sie heranzieht und mit ihrem giftigen Hauche die Völker berührt. Aber das Phantom war vorübergehend; der Wind erfaßte die Wolke, zertheilte sie, und die einzelnen Schatten wurden so klein, daß ich sie von meiner Höhe aus kaum mehr unterschied. Glänzender als je beleuchtete die Sonne die Gegend und zeigte mir im fernen Hintergrunde die ungeheuren Ebenen von Ketschkemet, wo dem Menschen noch ein so weites Feld zum Anbau offen steht, und wo Schätze vergraben und ungenützt liegen, die eine dreimal größere, als die bisherige Bevölkerung bereichern könnten. Gen Nordwest strömte der Fluß aus den Bergen von Sanct Andreas hervor. Auch dort hat er eine Insel gebildet, auf welcher wohlhabende und volkreiche Dörfer liegen. Unten im Strome schwammen in einzelnen Gruppen eine Menge von Schiffmühlen, die wie kleine Dörfer da lagen und mit dem Geflacker ihrer Räder, welche das Wasser in die Sonne schleuderten, so daß es wie flimmernde Krystalle in der Luft umherflog, ein höchst interessantes Bild gaben. Um den Berg herum ist die ganze Gegend ein einziger Weingarten. In diesem lebte und regte es sich auf allen Punkten. Die Winzer schritten mit ihren gefüllten Butten zu den Bottigen, und der neue Most schoß schäumend in die Höhe. Aus der Tiefe des Rebengeländes jubelte es an allen Ecken und Freudenschüsse knallten in jedem Winkel. Ich stand da, in Wonne getaucht, und doch ergriff mich in dieser die Wehmuth: denn ich stand allein. Nach der Heimath, gen Nordwesten schaute ich, aber da standen die Berge wie vorgezogene Vorhänge.

Mit der Aussicht vom Blocksberge allein begnügte ich mich nicht; ich mußte auch die von der Festung Ofen herab genießen. Mit leichter Mühe, auf gut gebahntem Wege gelangt man auf diese. Ringsum auf den Festungswerken ist das Gehen erlaubt, und es sind dieselben in angenehme Spaziergänge umgewandelt. Ueberraschend ist der fortwährende Wechsel der Ansicht, und man bleibt jeden Augenblick stehen und vergleicht immer fort und glaubt immer wieder eine schönere Seite dieser herrlichen Natur entdeckt zu haben. Wie eine Krone liegt das königliche Schloß, die Residenz des Palatins von Ungarn, auf dem Gipfel der Höhe. Ehemals schaute diese stolz hinab auf ihren Mantel, das alte Buda (Ofen); jezt ist dieser Mantel verschossen und ein anderer breitet sich gegenüber aus. Der ganze Glanz von Ofen zieht sich allmählig hinüber nach Pest, und wenn auch erstere Stadt von lezterer noch immer einiges Leben erhält, so wird sie doch von ihrer rivalisirenden Schwester so verdunkelt, daß man sie bald nur als ihre Schleppenträgerin wird betrachten können.

Eine unangenehme Störung machten mir die auf der Festung Ofen sitzenden und hier zu Zwangsarbeit verurtheilten Gefangenen. Das Kettengeklirr war ein schrecklicher Mißton in dem allgemeinen Jubel der Gegend. Welche Lagen und Verhältnisse des Lebens mögen einen jeden von diesen Unglücklichen zum Verbrecher gemacht und zu dieser harten Strafe verdammt haben? Manche verriethen eine düstere Schwermuth, die einen schneidenden Kontrast mit der Frechheit bildete, die auf vielen Gesichtern zu lesen war. — Meine Stimmung war sehr ernst. Es stiegen vor mir die Bilder all des Greuels und der Verwüstung auf, welche Ungarn, so weit die Geschichte reicht, mehr als jedes andere Land erfahren. Ich überschaute ein weites Land, auf welchem in frühern Jahrhunderten Ströme von Blut geflossen waren, ein so reich gesegnetes Land, dessen Gaben auch jezt noch nicht von den Menschen in dem Maße genossen werden, wie sie es nach ihrer Fülle seyn könnten. Woher kommt wohl das harte Geschick dieses sonst so schönen Landes? fragte ich mich selbst. Die Antwort war nicht schwer zu finden. Ungarn ist gleichsam der Durchgang in dem großen Ländergebäude von Europa und Asien. Alle Völkerwanderungen, Attilas Einbruch, so wie die Kreuzzüge, gingen durch Ungarn. In einem mit Erzeugnissen so gesegneten Lande fanden die durchziehenden Schaaren alle Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und es wurde, da seine Lage es ausdrücklich dazu bestimmt zu haben schien, zur großen Völkerstraße zwischen Europa und Asien. Polen und Rußland waren dazu viel zu unwirthbar. Das unglückliche Ungarn konnte sich von einem Schlage zum andern, von einer Verheerung zur andern viel zu wenig erholen, um den stets wiederholt eindringenden Nationen zu widerstehen

und sie von seinen Grenzen zurückzuweisen. Versucht ward es oft genug, und auch zuweilen mit glänzendem Erfolge, aber immer kehrte das alte Uebel wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortsetzung.)

Da wo in der ältesten Zeit der Erdgeschichte der Ueberrest jenes alten Meeres thronte, in dessen Schooß das Urgebirge sich gebildet; da wo auch nach der großen Katastrophe das am höchsten an der Wolkenregion gelegene, salzige Meer unsers Planeten Jahrhunderte lang fluthete, in der Mitte von Asien, hat sich die Entartung zur mongolischen Menschenform gebildet. Es ist das Bette des vormalig höchsten Binnenmeeres der Erde, es ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels sieht, auf lange Strecken hin, in dieser Wüste der Völker nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher, aus grünenden Steppen, so wie aus kiesigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken, den Gebirgsketten des mittlern Asiens, ausgebreitet liegt. Im Süden erglänzt der ewige Schnee des Hymalaya, im Westen der des Belurgebirges, in Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, in Norden vom Amurgebirge umschlossen. Diese selber von Mauern umgebene Wüste hegt wieder in ihrem Innern eine zahllose Menge von solchen Weideländern, welche, nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten, hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu seyn; ein Gebot, welches die dortige reiche Natur zu keinem überlästigen macht; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen. Ein Saum der Wüste, von der Breite der Tagreisen, ist so häufig mit bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie, von der Lust des Sammelns ergriffen, hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyxsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte, genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine unerschöpfliche Fülle des bunten Gesteins zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in seltsamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblicks bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, so wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrscht auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres; denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf und niederem Gesträuch nistenden Sylvien, wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen. Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste in das Menschenangesicht die feststehenden Familienzüge des Mongolenstammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des Auges, blinzelnd über die grenzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußern Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß ist kein Leib, welcher durch das beständig abwechselnde Hinwegschreiten über Berg und Thal oder durch das Geschäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielseitig ausgebildet ist; Hände so wie Füße werden weniger entwickelt gefunden, als bei den Völkern des westlichen Asiens und Europas; dieser Körper scheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Lastthiers oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, wie der mongolische Familienzug, hat sich die Form der sogenannten äthiopischen Menschenrace gebildet. Umschlossen im Norden wie im Süden von Sandwüsten, deren glühenden Lufthauch selbst der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menschen, im Bunde mit dem genügsamen Kameel, wegsam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der senkrecht stehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der begehrenden Triebe ergießt. Da, wo im Westen dieses üppige Mittelland dem Weltmeere naht, zeigt sich auf weit hinaus dem Auge nur selten eine Insel, welche zum Erfinden der Schifffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küste die grünenden Eilande nicht zu fern sind, so liegen doch sie selber zum Theil so weit von einander oder von den Küsten eines größern Festlandes entfernt, daß von hier aus der wander- und gewerblustige Mensch niemals, so wie etwa im Mittelmeere, von Insel zu Insel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach diesen, wie nach andern Richtungen hin, die Menschenfamilie, welche dort in der Behausung des mächtigsten Sinnengenusses ihre Wohnung aufgeschlagen, von dem Verkehr mit den andern Söhnen ihres Geschlechts abgeschlossen, und verlor sich hiedurch in die Einseitigkeit der äthiopischen Abart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Beschluß.)

Seydelmann. Madame Stich-Krelinger.

Zu diesen Betrachtungen gab mir nicht etwa das Stuttgarter Theater speziell Anlaß. O nein! ich entlade mich nur der Galle, so oft das Wort Schauspiel, deutsches Schauspiel mir auf die Zunge oder unter die Feder kommt. Ich fand die hiesige Bühne so gut, als es nur seyn kann unter den obwaltenden Umständen und bei der von der allmächtigen Zeit gebotenen Obliegenheit, eine universale zu seyn, Trauerspiel, Schauspiel, Oper, Vaudeville, Ballet, Pantomime und Posse über dieselben Bretter laufen zu lassen. Den Ruf, dessen das hiesige Orchester genießt, fand ich durchaus begründet. Meine üble Laune hinsichtlich der Dramatik der Zeit hinderte mich nicht, die schönen Talente, die ich hier fand, innig zu genießen; ja diese meine Stimmung zog mich desto mehr zu ihnen hin. Seydelmann ist ein hochstehender, vielseitiger Schauspieler, gleich groß im Tragischen, wie im Komischen; im wahren Mimen, wie in der Poesie selbst, verschmelzen ja diese beiden Richtungen desto inniger, je höher man sie erfaßt. Den ächten Zauberer erkannte ich in ihm, da er im sogenannten récit de Theramène der Phädra die ganze französische Tragik in meiner Seele mit jenem poetischen Schimmer übergoß, bei welchem man allein die Bedeutung und wahre Stellung eines ganzen Kunstgenus erkennt. Er ist einer jener von der Natur nicht verzärtelten Künstler mit dominirendem Verstande, welche allein geeignet sind, die Tradition auf eine bessere Zeit rein fortzupflanzen. Mlle. Stubenrauch soll den Kothurn mit vieler Majestät tragen; ich glaube es, obgleich ich sie nur in Louise Müllers Pantoffeln sah, in welchen sie sich übrigens mit vieler Grazie bewegte. Sie steht auf ihrer Höhe etwas vereinzelt da; namentlich schien es mir an gewandten weiblichen Füßen für den komischen Scenus zu fehlen, während das männliche Personale im Schauspiel ungleich reichhaltiger besezt ist.

Vorzüglich große Freude machte es mir, Mad. Stich-Krelinger, der ich schon manchmal auf dem Lebenswege begegnet bin, auch hier bewundern zu können, und sie von einem verständigen Publikum gewürdigt zu sehen. Ich sah sie nur in drei Rollen: als Phädra, als Lady Milford und als des alten Danville junge Frau in der Delavigneschen Komödie. Madame Krelinger liebt erstere Rolle; die reich begabte Frau kann darin auch ihre äußere Erscheinung in großartiger Mimik vielseitig geltend machen. Am interessantesten war sie mir in der „Schule der Alten,“ weil ich das Stück in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Sie erschien mir darin wie eine geistreiche Uebersezung der Mars, und ich war eben daran, das Spiel zweier so ausgezeichneten Typen von zwei verschiedenen Nationalitäten zusammenhaltend, über den beiderseitigen weiblichen Charakter zu philosophiren, als mir eine Bemerkung meines Nachbars den Genuß verdarb und die Leser um meine Betrachtungen brachte. Er meinte, zu der Rolle einer so gar jungen Frau, wie Hortense, sey die Schauspielerin denn doch — zu alt. O über die Doppelteleskope, mit denen sie den Schauspielerinnen in das Gesicht sehen, wie dem lieben Mond, und die Schatten messen! Eine Dame nach ihrem Alter zu fragen, ist nur ungeschliffen; bei einer Schauspielerin darnach zu fragen, ist abgeschmackt, desto abgeschmackter, je mehr man sonst von überwundenen Schwierigkeiten zu erzählen weiß. Wißt ihr, daß die französischen Poeten für die Mars, welche hoch in den fünfzigen ist, eigens Rollen junger Mädchen schreiben? Nein, Madame Krelinger ist mir noch viel zu jung! Wenn die Mars noch ein paar Jahre aushält, kann sie ihr fünfzigjähriges dramatisches Jubiläum, originell genug, dadurch feiern, daß sie eine Rolle spielt, in der sie just jenes halbe Jahrhundert jünger erscheint, als sie ist. Wenn man noch so weit in den Jahren zurück ist, wie Mad. Krelinger, könnte man, so hoch man auch stehen mag, immerhin denken, man habe erst recht angefangen, und wolle jedenfalls von der jezigen, so gewaltig kurzsichtigen jungen Generation an dieselbe Generation appelliren, wenn sie Alters halber weitsichtig geworden ist. Aber Madame Krelinger glaubt von alle dem nichts, so wenig als ich; müßte doch der Sinn der Zuschauer sich aus den incertis oculis dahin wenden, wohin er gehört, und diese Auswanderung werden kaum unsere Jüngsten erleben.

Ich habe hier ganz eigenes Glück mit den außerordentlichen Vorstellungen. Eben da ich abreisen will, kündigt man an: „Zum erstenmal: Der böse Geist Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in drei Akten.“ — Ich bedaure, nicht bleiben zu können, und wünsche viel Vergnügen.

M., November.

(Fortsezung.)

Die römisch-katholische Geistlichkeit in Europa.

Das brittische Reich enthält mehr Katholiken, als das Königreich Neapel. Die Personenzahl des katholischen Klerus dieser beiden Länder ist jedoch sehr verschieden, da blos 4 Erzbischöfe und 26 Bischöfe mit einem Kapitel von 921 Kanonici angestellt sind, wovon 4 Bischöfe auf England, alle übrigen auf Irland kommen. Noch geringfügiger ist die Zahl der Weltpriester, nämlich 1991, und der Curialgeistlichen, 5100. Der Kirchen gibt es so wenige — in Irland 896 — daß der Gottesdienst zum Theil in Zelten auf offenem Felde gefeiert wird. Auch die Klöster sind nicht zahlreich: 113 mit einem Personale von 2264, wovon 51 auf Irland kommen. Im Ganzen beläuft sich die Klerisei auf 8308 Personen, wovon eine auf 825 Individuen der Bevölkerung zu rechnen ist.

Sardinien besizt 5 Erzbisthümer, 28 Bisthümer und 6 Suffraganbischöfe, mit einem Kapitelpersonale von 1020 Mitgliedern; die Zahl der Pfarreien wird zu 3996 und die der Weltgeistlichen zu 9112 angegeben; jedoch ist die leztere Zahl keine amtliche Angabe. Mönchsklöster werden 293 und Nonnenklöster 144 gezählt, deren Bevölkerung man auf 5300 Ordensgeistliche und 2300 Klosterfrauen schäzt. Die Summe der Geistlichkeit beträgt somit 17,771, was aber höchst wahrscheinlich zu niedrig ist. Das Zahlenverhältniß der Geistlichkeit zu den übrigen Landesbewohnern stellt sich wie 1 zu 232.

Russisches Reich. Der Zählung vom Jahre 1829 zufolge bestand der katholische Klerus von Rußland aus 5981 Weltpriestern; höhere Kirchenwürden finden sich nirgends aufgezeichnet. — Das Königreich Polen betreffend, eröffnete der Minister des Kultus dem Reichstag in seinen Sizungen vom Jahr 1830: im Königreich belaufe sich die Zahl der Pfarreien auf 1917, der Filialkirchen auf 309, der Weltpriester auf 2369, der Mönchsklöster auf 156 mit 1783 Mönchen, der Frauenklöster auf 29 mit 354 Nonnen. An der Spize des katholischen Klerus in Polen stehen: 1 Erzbischof und 8 Bischöfe, deren Kapitel auf 276 Dignitäre, Kanonici ꝛc. steigt. Im Ganzen, Rußland einbegriffen, 10,772 Geistliche.

Der hohe Klerus im Königreich Preußen besteht aus 2 Erzbischöfen, 2 Fürstbischöfen, 3 Bischöfen, 8 Weihbischöfen, 25 Prälaten und 99 Domherren. Die Zahl der Weltpriester wird zu 3500, die der Vikare, Kaplane ꝛc. zu 1900 angegeben; die Klostergeistlichen werden auf 2000 und die Nonnen auf die Hälfte geschäzt; in Summa 8557 Geistliche, folglich eine Person dieses Standes auf 564 Individuen der katholischen Bevölkerung. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. November 1833.

— Du Mensch,
Gemacht so bildsam, daß dein feiner Staub
In Nord und Süd und Ost und Westen, dort
In Eisgebirgen, hier im Gluthstrom lebt,
Im Meer hier, dort in dürrer Wüstenei,
Und überall der Erden Herrscher wird!

Herder.

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Fortsetzung.)

In diesen beiden, neben der ursprünglichen Form der Menschengestalt bestehenden Nebenformen sind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grundtypus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inseln oder in abgeschiedenen Gegenden des Festlandes einem einzelnen Häuflein der Menschen das bildende Element des Wechselverkehrs mit andern Menschen auf lange Zeiten hin entzogen wurde; überall da, wo das verwandte Blut der Familien, ohne neue Vermischung, von einem Menschenalter auf das andere sich forterbte, ist eine Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der äußern wie der innern Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem andern jener Extreme sich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit andern Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings schon die Berührung mit andern Länder- und Himmelsstrichen bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongolische Familienzug hat sich in den Urbewohnern Amerikas, welche großentheils mongolischer Abkunft waren, zwar nicht ganz verwischt, er ist aber gemildert worden. Statt der älteren Einseitigkeit der Gestaltung ist jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweicht, als die mongolische Gestaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnorts und der Lebensweise, von welcher der mildernde Einfluß ausging. Dasselbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflösung der mongolischen Entartung entstanden scheint. Die Malayen zeigen sich in ihrer Gesichtsbildung dem kaukasischen Stamme um so näher verwandt, je mehr sie durch die Lage ihrer Inseln oder ihrer Wohnung an den Küsten des Festlandes zum Verkehr mit andern Menschen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit diesen genöthigt waren. Veredelnd und verschönend hat aber auf die äußere Natur des Menschen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht blos die Einflüsse eines neuen Himmelsstrichs und Landes, sondern hiemit zugleich auch den geistigern Einfluß anderer, gebildeter Völker erfuhren. Auf diese Weise hat sich der alte Völkerstamm der Deutschen, auf seiner Fußreise durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Asien hervor gen Europa, leiblich veredelt und gestärkt, und zu seinem nachmaligen Wirken in der Geschichte der Völker geschickt gemacht.

So ist es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform oder der sogenannten Menschenracen begründet hat, sondern die einseitige Ausscheidung der

einzelnen Völkerfamilien von den andern Geschlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge sowohl des äthiopischen als des mongolischen Menschenschlags niemals blos durch Veränderung des Wohnorts und Welttheils ganz verwischt werden; sondern es wird nur durch Vermischung mit andern Menschenschlägen, vornehmlich aber mit dem Urstamm, vollkommen aufgehoben. Es mag übrigens das Entstehen der jezt sichtbaren Nebenformen zunächst nur in jener anfänglichen Zeit unsers Geschlechts möglich gewesen seyn, wo den Völkern, außer dem Geschäft der Fortgestaltung der äußern Leiblichkeit, das Werk der Fortbildung einer innern Leiblichkeit, nämlich der jetzigen Völkersprachen, oblag.

Was wir hier schon von dem Entstehen der mehr äußern Abänderungen der Menschennatur sagten, das gilt noch viel mehr von den mehr innern Abänderungen des Naturells oder gar des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klimas Schuld gegeben werden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Wasser, sie können an der Menschennatur nur wenige Züge verändern, so lange in dieser ein Element lebt und kräftig ist, welches gleich der Sonne und dem nährenden Wasser dem bewohnten Lande seine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden wie die streitenden Elemente der Natur beherrscht. In den heißen Ebenen Egyptens, deren Lufthauch, wie die Fülle des Bodens, den Menschen abwechselnd, jezt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen scheint, haben es in frühern Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, daß eine andere Kraft im Menschen sey, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernst der Keuschheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Wesen der Menschennatur, welches am Pescheräh des Feuerlandes gesehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsstrichs wäre, warum hätte dieselbe Ursache nicht in gleicher Kraft auf die Esquimaur der ähnlichen, im hohen Norden gelegenen Küste des Polarmeers gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleckenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiß an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erschaffen. Ein Kloster, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloschenen Vulkans erbaut, da, wo dem verödeten Grunde beständig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewässers entstiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und sein Aushauch gab mitten in dieser Heimath des Winters den Bäumen und Gemüsen einer gemäßigten Zone ihr Gedeihen; machte selbst in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. So hat, nach dieser Sage, in der äußern Natur selber der Mensch die Waffen gefunden, womit er die Schrecknisse dieser Natur besiegte; er hat jedoch diese Waffe noch näher liegen, er trägt sie selber in und bei sich. (Der Beschluß folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Fast von all den vielen eingedrungenen fremden Völkern blieben Reste zurück, die sich so leicht nicht zu einer Nation amalgamiren konnten, sondern vielmehr einander nur allzuoft feindselig gegenüber traten. So kam es denn, daß das unglückliche Land, wenn es auch von außen Ruhe hatte, sich in seinem Innern zerfleischte. — Und auch jezt noch herrscht, wie ich fürchte, nicht Einheit und Einigkeit genug, um das Land zu der Kraft zu erheben, zu welcher es so leicht gelangen könnte, und durch welche es zur vollen innern Wohlfahrt gelangen würde. — Die fremde Hoheit, unter welcher es jezt steht, könnte dieß eher fördern als hindern, da von ihr aus der gute Wille, das Reich auf eine hohe Stufe des Flors zu stellen, deutlich genug sichtbar ist. Nur Einheit und Einigkeit im Volke selbst bedarf es, um dieses Ziel zu erreichen. — Die Aufnahme der ungarischen Sprache bei allen öffentlichen und Staatsverhandlungen ist ein größerer und wichtigerer Schritt zu demselben, als Viele glauben. Nur bleibe jeder Zwang in Privatangelegenheiten fern. Dort möge jeder die Sprache seiner Väter reden; sie bindet ihn mehr, als die, welche er gezwungen sprechen müßte, an sein Vaterland. — Aber ein zweiter, noch wichtigerer Schritt ist die Emancipation der Bauern, als des eigentlichen Körpers der Nation. Sobald diese wirkliches Eigenthum besitzen werden, wird auch Vaterlandsliebe in ihrem Busen einziehen. — Daß der gegenwärtige Landtag diese beiden Gesichtspunkte so richtig aufgefaßt und zu demselben noch einen dritten, eben so wichtigen gefügt hat, nämlich die Verbesserung der Rechtspflege, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung der Zeit. Jeder, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, kann nur wünschen, daß er seine große Aufgabe vollkommen lösen möge, und daß weder Privatinteresse, noch Leidenschaftlichkeit, noch auch politische Ereignisse dem Entwurf und der Vollendung des großen Werkes hemmend in den Weg treten.

Einen großen Schritt hat Ungarn zur Herstellung der Einheit im Vaterlande schon in früherer Zeit dadurch gethan, daß es die Gewissens- und Religionsfreiheit herstellte. Genießen gleich nicht alle Religionspartheien ganz gleiche Rechte, so haben sie doch alle vollkommenen Schutz und freie äußere Uebung ihres Kultus.

Ich nahm von Pest meinen Weg an der Donau hinauf über Altofen, welches von Juden wimmelt, nach

Szent-Andras (St. Andreas). Dieser unbedeutende Ort gleicht einem Menschen, der, wenn man ihn nicht genauer kennt, große Erwartungen erregt, diese aber gewaltig täuscht, wenn man ihn in der Nähe beobachtet. Von fern machen die vielen Thürme (irre ich nicht, so sind deren wohl acht), einen günstigen Eindruck; zudem ist der Ort an einem Bergabhange an der Donau gelegen. Kommt man aber hinein, so findet man ein erbärmliches, schmutziges Nest. Der größte Theil der Einwohner sind Raizen (Griechen). Betriebsamkeit rühmt man diesem Volksstamme nach, aber Nettigkeit und Reinlichkeit gehören wenigstens hier nicht zu seinen Tugenden. Eine Eigenthümlichkeit in ihrem Religionskultus sind ihre vielen Kirchen. Irre ich nicht, so haben sie deren hier sechs, obgleich die ganze Raizische Bevölkerung kaum 1000 Seelen beträgt. Wie schlecht dabei ihre Priester besoldet seyn müssen, läßt sich leicht denken. In der That soll auch ihr Einkommen unglaublich gering und sie darum gezwungen seyn, den ihnen als Dotation überwiesenen Acker mit eigener Hand zu bauen. — Wenn man an der Donau weiter hinauf reist, so findet man fast in jedem Dorf eine andere Sprache und ein anderes Glaubensbekenntniß. Ungarn, Deutsche, Raitzen, Slowaken, alles wechselt in buntem Treiben. Welch ein Kitt gehört dazu, alle diese verschiedenen Elemente zu einem festen Ganzen zu verbinden! Zum Theil indessen, möchte ich behaupten, ist er schon vorhanden, und zwar in der Konstitution des Landes und in der Vorstellung, zum Theil auch im wirklichen Genusse der Freiheit, deren sich jedes Individuum in Ungarn erfreut.

Ich bestieg die Anhöhen bei St. Andreas und weidete mich noch einmal an dem Anblicke der herrlichen Gegend die Donau hinab. Ich nahm den lezten Abschied von Pest und Ofen; es schauten mich der Blocksberg, in seinen hellblauen Luftmantel gehüllt, und die Thürme der beiden Städte an, und luden mich, so war mir, ein, wiederzukehren und einmal im Frühjahr hier die Natur in ihrem Schmucke zu sehen und die klingenden Stimmen der tausend Nachtigallen zu bewundern.

Weiter hinauf wird das Thal immer enger und besteht fast nur aus der Insel Szent-Andras. An dem breiten Arme oder der großen Donau liegt links die Stadt Waitzen, die, außer ihrem Dome und dem Sitze des Bischofs, nichts Merkwürdiges hat. Hinter ihr streicht das hier in einem breiten Zweige auslaufende Honter Gebirge. Auf der rechten Seite, d. i. an der kleinen Donau, reihen sich Dörfer an Dörfer, deren Wohlhabenheit durch den Weinbau, welcher hier sehr lohnend ist, begründet wurde. Auf dieser Seite begegnet man sehr häufig den Pferdezügen, welche die beladenen Schiffe die Donau hinaufziehen. Nicht selten sieht man deren 20 — 30 in Einem Zuge. Die Donau trägt hier schon bedeutende Lasten, und es laden die größten Schiffe, besonders wenn sie Militäreffekten führen, bis zu 12,000 Centnern auf. Für die, welche Getreide laden, sind 7 bis 8000 Preßburger Metzen, d. i. etwa 6 bis 7000 Centner, die gewöhnliche Fracht.

Wenn die Donau viel Wasser führt, so überfluthet sie nicht selten die von hier nach Gran führende Straße. Ehemals war dieß noch häufiger der Fall; aber mit dem Straßenbau meint man es im Allgemeinen in Ungarn noch wenig ernstlich; auch hat man sich durch die Länge der Zeit an die schlechten Wege so gewöhnt, und die Kutscher und Bauern haben eine solche Fertigkeit im Fahren auf den entsetzlichsten Strecken derselben erworben, daß man das Bedürfniß besserer Straßen gar nicht lebhaft fühlt. Zudem will sich kein Mensch zur Bezahlung eines Weggeldes verstehen. Der Bauer allein ist es, der dieß geben müßte, und doch wäre er es wieder allein, dem man die Herstellung der Straßen aufbürden würde. Bei so bewandten Umständen geht es damit langsam, und es ist in der That ein wenig viel, wenn man nicht vor Ofen nach Regenwetter eine Straße findet, auf der immer ein Wagen nach dem andern stecken bleibt, und wo selbst ein leichtes Fuhrwerk nur von zwei starken oder vier ungarischen Pferden herausgezogen werden kann. Und dieß ist die befahrenste Straße in ganz Ungarn. — Ich traf, als ich hier reiste, großes Wasser, und die Donau füllte hie und da fast das ganze enge Thal aus. An manchen Orten mußte man durch ziemlich tiefe Stellen fahren. Ich zog es vor, auszusteigen und an den Bergen fort zu Fuße zu gehen. Ich genoß auf diesem Gange einen interessanten Anblick. Wie eine üppige Dame wälzte die Donau sich in ihrem Bette. Es war früh und das Thal mit einem dichten Nebel erfüllt, der, von der Sonne mächtig bekämpft, schon hie und da bedeutend zerstückt war. Bald glänzte das Bild der Siegerin im Wasser, bald flogen wieder neue Nebelmassen herbei, um sie zu verhüllen. Sie tanzten freudig auf dem verwandten Elemente, und tauchten sich in dasselbe, um darin zu verschwinden. Der Kampf war jedoch schnell genug entschieden und die Sonne strahlte in ihrer vollen Glorie. — Der Strom, dessen, obgleich trüben Gewässer im Sonnenstrahl wie polirter Stahl glänzten, trieb Holz und allerlei leichte Gegenstände, deren er im Lauf hatte habhaft werden können, mit sich; Felder und Wiesen standen hie und da unter Wasser, mitten auf seinem Rücken aber schwammen Schiffe und Kähne und freuten sich der raschen Fahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

M.. November.

(Beschluß.)

Die römisch-katholische Geistlichkeit in Europa.

Portugal zählt 3 Erzbischöfe, wovon der von Lissabon den Titel Patriarch führt, 15 Bischöfe, 51 Prälaten und 558

Generalvikare, Kanonici ꝛc. — Den Listen zufolge, welche im Jahr 1825 den Cortes vorgelegt wurden, waren 9227 Weltpriester, 360 Mannsklöster mit 5612 Mönchen, und 138 Frauenklöster mit 5903 Nonnen in das Verzeichniß eingetragen. Die Summe der sämmtlichen Geistlichen beläuft sich demnach auf 21.369 Personen; es kommt somit Einer auf 140 Individuen der Bevölkerung.

In Belgien ist der Personalbestand der katholischen Geistlichkeit 1 Erzbischof, 5 Bischöfe, 186 Dignitäre, Domherren ꝛc., Weltgeistliche 3728, in Summa 3910 Personen, eine auf 976 Individuen der Bevölkerung. Ueber die Zahl der Ordensgeistlichen und Klöster fehlen alle Nachrichten.

Im Königreich der Niederlande gibt es 1 Erzbischof, 5 Bischöfe, 126 Personen der Domkapitel und 874 Weltpriester, in Summa 1004 Geistliche, wovon einer auf 836 Individuen der katholischen Bevölkerung. Von Ordensgeistlichen, Klöstern ꝛc. ist nichts bekannt.

Im Großherzogthum Toskana ist die Geistlichkeit besonders zahlreich; es bestehen nämlich in diesem kleinen Lande 3 Erzbischöfe, 16 Bischöfe und 588 Dignitäre, Kanonici und Domvikare; ferner zählte man im Jahr 1828, 8355 Weltgeistliche, 6750 Mönche und 1060 Nonnen, in Summa 16.772 Personen geistlichen Standes. Wenn man die Verhältnißzahl derselben zur Bevölkerung erwägt — 1 auf 78 Einwohner — so glaubt man sich um Jahrhunderte zurückversezt. — Mönchsklöster waren 195 und Frauenklöster 67 vorhanden.

Von den deutschen Bundesstaaten, Oesterreich und Preußen nicht einbegriffen, ist nur Baiern in Betreff der Geistlichkeit von Wichtigkeit. Nach dem Konkordat wurden 2 Erzbisthümer und 6 Bisthümer errichtet, welche jedes ein Kapitel von 1 Probst, 1 Domdechanten, 6 Kanonici und 6 Vikaren, die Erzbisthümer 2 Kanonici mehr, erhielten. Die oberrheinische katholische Kirchenprovinz, wozu Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Kurhessen und Nassau gehören, zählt 5 Bischöfe, in jedem der genannten Staaten einen, deren Kapitel nur aus einem Domdechanten, 4 bis 6 Kanonici und 2, 4 und 6 Domvikaren bestehen. Im übrigen Deutschland gibt es nur noch ein Bisthum, und zwar im Königreich Hannover. Demnach besteht die hohe Geistlichkeit aus 2 Erzbischöfen, 12 Bischöfen und 195 Geistlichen der Domkapitel. In den obgenannten sieben Staaten werden 4657 Pfarreien gezählt; rechnet man hiezu die übrigen kleinen Bundesstaaten, und für die in ihnen angestellten Pfarrer und Vikare überhaupt $1/3$ hinzu, so würde die Summe der Weltgeistlichen 6209 betragen; wahrscheinlich ist diese Annahme etwas zu niedrig.

Von der Schweiz sind die Angaben des Klerus nicht allein unvollständig, sondern auch sich widersprechend, so daß mit Zuverlässigkeit keine Zahl als die der 4 Bischöfe als richtig angenommen werden kann. Das Personale der Kapitel, 210, ist sehr zahlreich; dasjenige vom Bisthum Basel zählt allein 91 Kanonici. Außer den vielen geistlichen Stiften gibt es 59 Mönchs- und 61 Frauenklöster. Die Zahl der Weltpriester wird zu 1700, die der Ordensgeistlichen zu 1800 und die der Klosterfrauen zu 1500, in Summa 5214 Personen angegeben.

Von den vier italienischen Staaten, Parma und Piacenza mit 3 Bischöfen, Modena mit 5 Bischöfen, Lucca mit 1 Bischof und der kleinen Republik San Marino, ist die Zahl der übrigen Geistlichen unbekannt; sie sind daher auch nicht in das Verzeichniß aufgenommen.

Der Freistaat Krakau, mit 1 Bischof, 16 Domherren, 106 Weltpriestern, 136 Ordensgeistlichen und 172 Nonnen, wird blos der Vollständigkeit wegen angeführt.

Den Beschluß machen wir mit dem Kirchenstaate. Seine Heiligkeit der Pabst ist von 19 Kardinälen umgeben; es bestehen 6 Erzbisthümer und 72 Bisthümer, wovon jedoch nur 27 besezt sind. Die Kapitel enthalten 1012 Dignitäre und Kanonici, die 1332 Mönchsklöster 10.598 Ordensgeistliche und die 1461 Frauenklöster 8284 Nonnen. Pfarreien gibt es 2090 und Weltgeistliche 31.602; sämmtliche Angaben sind vom Jahr 1826. Die Summe der geistlichen Personen beträgt folglich 51.529, so daß von 45 Einwohnern des Kirchenstaats einer dem geistlichen Stande angehört.

Berlin, November.

Ein Beitrag zu Kants Metaphysik der Sitten.

Berlin ist eine viel zu junge Hauptstadt, als daß sich ihre Physiognomie nicht noch mannigfach ausprägen und ändern sollte. Man irrt sich, wenn man hierin schon überall feste Typen entdeckt haben will. Berlin hat verhältnißmäßig gegen jede andere Hauptstadt eines größern Reichs weniger Begünstigungen in den Ereignissen gefunden, seine Entwickelung geschah langsam, und jede kriegerische Chance sezt es noch heute allen Zufällen weit mehr aus, als Wien, Petersburg, Paris und London. Friedrichs des Großen Vater ging in Folge seines Ersparungssystems absichtlich darauf aus, seiner Hauptstadt jeden großstädtischen Charakter zu nehmen; er wußte, wie viel Summen seinen Vater die Eitelkeit gekostet hatte, aus seinen Umgebungen eine Kopie des französischen glanzvollen und verschwenderischen Hofes zu machen. Auch Friedrichs II. Regierung war nicht dazu gemacht, Berlin einen besondern Glanz zu verleihen. Den Plünderungen der feindlichen Heere ausgesezt, konnte die Hauptstadt nicht zu jener ruhigen, genießenden Wohlhabenheit gelangen, welche immer die breite Unterlage für jedes großstädtische, charakteristische Gepräge bildet. Der Frieden brachte nur dem Lieblingsaufenthalte des Königs, Potsdam, Früchte und Vortheile.

Wenn es wahr ist, daß in den Bewohnern unserer Hauptstadt sich eine gewisse traditionelle Eigenthümlichkeit erhalten hat, so wird man, wenn man von ihr die rechte Vorstellung besizt, die Mitte des vorigen Jahrhunderts als die Zeit annehmen müssen, in welcher die Elemente derselben zum ersten Male zusammenfließen. Welche kann ich meinen? — Berlin ist eine sehr bürgerliche Stadt; selbst die grenzenlose Masse von Staatsbeamten, die von den niedersten bis zu den höchsten Stufen jezt in der Residenz wohnen, haben ihr diesen Charakter nicht nehmen können. Der bei uns dominirende Bürger ist aber kein Großbürger, sondern ein Philister, ein Kleinstädter, welcher auf dem schönsten Plaze Europas, im ehemaligen Lustgarten, stehen kann und niemals seine Vorstadt, seinen sogenannten Kiez, vergessen wird. Friedrich der Große beschäftigte durch die Lieferungen für seine Heere eine große Anzahl Bürger, man gab ihnen Vorschüsse, wenn sie arm waren, lieferte den Posamentirern Wolle, kurz, es waren weniger großartige Unternehmer, welche in Befriedigung der militärischen Bedürfnisse ihre Rechnung fanden, als eine zahlreiche Menge kleiner Arbeiter, welche theils in die Stadt gezogen waren, um sie zu bevölkern, theils sie nicht verlassen wollten, weil sie anderswo nicht das Privilegium der Kantonsfreiheit fanden. Nichtsdestoweniger hat diese bedeutende Anzahl von Handwerkern, diese ganze Kleinbürgerschaft, seit dem siebenjährigen Kriege bis auf die unglücklichen Zeiten von 1807 und 1808 immer sehr gute Ueberschläge gemacht, sie wurde reich; denn in jeder Zeit hat man, wie es in Berlin heißt, „etwas geschafft.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. November 1833.

Da nun lagern sie beisammen,
Bunt an Sprache, Tracht und Sitten,
Fern dem Haupt, von dem sie stammen.

H. Stieglitz.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Bei Visegrad (Wischegrad) ist das Thal ganz eng und die Gegend über die Maßen romantisch. Oben, wie ein Adlerhorst, stehen die Ruinen der alten Veste auf senkrechtem Felsen, der nur auf einer Seite zugänglich ist. Merkwürdig in der Geschichte ist diese Burg, die Residenz mehrerer ungarischen Könige. Sie widerstand manchen Belagerungen, so wenig die neue Art Krieg zu führen dieß glaublich macht. Von hier herab bietet sich ein vortreffliches Panorama dem Blicke dar, in welchem die Donau als Hauptschönheit hervortritt. Auf allen Seiten erheben hohe Berge ihre Häupter und scheinen jeder den andern überragen zu wollen. An den Seiten sind Weingelände und unten im Thale fruchtbare Aecker und Wiesen zerstreut. Wenn nun, wie ich es traf, der Herbst der Natur sein buntes Kleid angezogen hat, und die Farbenmischungen so zart und doch so mannigfach, so schön und für die Vorstellung doch düster über das Ganze dahin ziehen, da erfüllen die Brust tiefe und streitende Gefühle, welche unwillkührlich in stille Wehmuth übergehen.

Wer in Gran eine schöne, oder auch nur merkwürdige Stadt sucht, der täuscht sich sehr. Schlechte Häuser, schmutzige Gassen, Dürftigkeit der Einwohner, viele Juden, alles dieß hat sie mit den mittlern Städten Ungarns gemein. — Eine Merkwürdigkeit, auf welche man den Fremden hier aufmerksam macht, ist die von dem verstorbenen Primas, Kardinal und Erzbischof Rudnay, angefangene Kathedralkirche. Man hatte mir viel von deren Pracht gesagt, und ich war erstaunt, als ich die Höhe betrat, worauf sie steht, und da zwar eine in großem und edlem Styl angelegte Kirche, aber um dieselbe eine mit Trümmern, Hütten und altem Gemäuer bedeckte Wüste fand. Es sind nämlich noch die Ruinen der alten Festung hier, welche alle weggeräumt werden müßten, sollte anders dieser Tempel gesehen werden können. Neben der Kirche sollte nach dem Plane des Baumeisters auf einer Seite die Residenz des Erzbischofs, auf der andern ein Pallast für hohe Gäste, rechts und links Seminarien erbaut werden, welche mit den neu aufgeführten und noch aufzuführenden Gebäuden der Domherrn ein Ganzes gebildet hätten. Ein Riesenwerk, zu dessen Ausführung kaum ein Menschenalter hinreichen würde, und ein sehr kühnes Unternehmen für einen schon so bejahrten Prälaten wie Kardinal Rudnay war. Er starb mitten in der Ausführung dieser Entwürfe, und die Kirche steht nun mit ihren bereits verfallenden Gerüsten da, und wird zur Ruine, noch ehe sie halb vollendet war. Unser Zeitalter scheint für dergleichen gigantische Bauten, wozu mehr als ein Menschenalter erforderlich ist, nicht geeignet.

Seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode des Erzbischofs ist kein Stein mehr gelegt worden. Die einstweilige Verwaltung steht unter dem Staatsärar, und dieß darf statutenmäßig sieben Jahre dauern. Daß während dieser Periode an keine Fortsetzung des Baus gedacht wird, ist entschieden. Wenn nun aber auch ein neuer Primas gewählt und eingesezt seyn wird, so ist stark zu bezweifeln, daß er den Bau wieder aufnehmen und zur Vollendung führen werde.

Gran liegt auf einer Ebene an der Donau, dicht an eine Menge Rebenhügel gelehnt. Die Gegend ist, von diesen herab gesehen, ungemein schön, auch erscheint sie durch den Verkehr auf dem Flusse ziemlich belebt. Der hier wachsende Wein gehört nicht zu den vorzüglichsten, obgleich der Weinbau ein Haupterwerbszweig der Stadt seyn soll.

Ich eilte auf ebener Straße nördlich in die Gegenden, welche mich schon im Frühlinge entzückt hatten. Ein kleiner Abstecher, den ich von Zeliz aus ins Honter Vorgebirge machte, war sehr belohnend, indem ich hier das regste Leben in der Weinlese fand. Interessant war mir der deutsche Dialekt, welchen man hier in mehreren Ortschaften spricht. Anfangs horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit, und konnte durchaus nicht klug werden, in welcher Sprache sich die Menschen unterhielten. Hie und da klangen einige Wörter wie deutsche, verloren sich aber im Ganzen so, daß ich nichts davon verstand. Ein Ortsvorstand, an den ich mich wandte, gab mir eine Erklärung und sagte mir mehrere Worte und Redensarten. Jakob heißt: Kobal, Lieschen: Lisal, Kopf: Habt. I war dir das Habt zerknaien: ich werde dir den Kopf zerschlagen. Statt W setzen sie immer B und sagen z. B. bas statt was, Bind statt Wind, Banlasen statt Weinlese ꝛc. Diese Deutschen sollen aus den Berggegenden von Chemnitz, Neusohl ꝛc. in uralten Zeiten hieher gekommen seyn. Trotz ihres Jargons, verstehen sie das Hochdeutsche, und die meisten können es auch sprechen. Des Ungarischen sind sie fast alle mächtig. In ihrer Kleidertracht weichen sie von den übrigen Landeseinwohnern nicht ab.

Es ist hier wohl am Orte, ein paar Worte über die verschiedenen in Ungarn angesiedelten Nationen zu sagen. Im nördlichen Theile des Landes sind es meistentheils Slaven, nur einzelne Dörfer und Städte sind dazwischen mit Deutschen bevölkert. Im mittlern Ungarn wohnen die eigentlichen Ungarn (Magyaren). Jedoch sind auch diese mit Deutschen, Slaven, Raitzen, Slowaken und andern Volksstämmen vermischt. In den Wirthshäusern an den Hauptstraßen trifft man fast lauter deutsche Wirthe. Die eingewanderten Deutschen sind aus verschiedenen Gegenden Deutschlands hieher gekommen, wie auch die Namen der Ortschaften beweisen, die sie angelegt haben. So findet man Frankenthal, Sachsendorf, Schwäbischdorf ꝛc. Meistentheils nennen die Magyaren und alle Slaven alle Deutsche mit dem Collektivnamen „Schwaben.“ Unverkennbar ist es, daß die Deutschen nicht alle zu gleicher Zeit in Ungarn eingewandert sind, und daß Manche Jahrhunderte früher hieher kamen als Andere. Man rühmt fast an Allen ohne Ausnahme Fleiß und gute Ordnung in der Führung ihres Hauswesens. Sonderbar aber soll dieß nur von denen gelten, welche abgesondert unter sich eigene Gemeinden bilden. Diejenigen dagegen, welche sich mit den hier angesiedelten andern Nationen vermischen, sollen gar bald deren Untugenden: Liebe zum Trunke, Trägheit und Unsauberkeit annehmen. So ist mir wenigstens erzählt worden, und indem ich dieß hier nacherzähle, bin ich fern von der Befangenheit und Partheilichkeit, unbedingt annehmen zu wollen, als gäbe es unter den andern in Ungarn wohnenden Nationen keine fleißigen und ordentlichen Wirthe. Vielmehr könnte ich selbst Beispiele von Männern anführen, die ihr Haus- und Wirthschaftswesen musterhaft betreiben und dadurch zu bedeutendem Wohlstande gelangt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Macht des Klimas über die Seele.

(Beschluß.)

Im hohen Norden, schon jenseits der Grenzen des Landes der Polarnacht, war jener Tempel erbaut, welchen sich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnsitz geweiht. Es zeigt da beständig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach dem Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Gestirne; nur am fernen Saume, gegen Süden hin, tauchen die Sterne des wärmern Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weicht niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das schmale Küstenland bedeckt, da erblickt dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Granitklippen und das Gebüsch der sumpfigen Ebenen; gegen Norden hinaus aber, unermeßlich und ohne Grenzen, verbreitet sich, mit dem schimmernden Eis bedeckt, das Meer des Pols. Es fühlt sich hier der Mensch mit der eigenen athmenden Brust und mit Gott allein; hier ist, selbst am Saume des anbrandenden Meeres, das ernste Schweigen eines Sterbenden, welcher, geschieden von des Lebens Lust und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seyns, wie nach einem unbegrenzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der selberkräftigen Seele um Weisheit, welche besser ist als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die sie an den milden Ufern des Ganges und an den Wasserfällen des Nils hervorgebracht. Priester mit ergrautem Haare, deren Auge und schweigender Mund sich gern zu dieser ernst schweigenden Natur gesellt, weil sie den tiefen Sinn dieser

Stille verstanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einsicht in den Lauf der Gestirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, dessen Erfindung und erste Einrichtung schon zu Olaus Magnus Zeiten, wie sich dieß aus den astronomischen Rechnungen selber ergeben, 3300 Jahre alt seyn mußte. Denn es war, nach diesem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahrs, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden bestimmt, der Unterschied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger ist, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neujahrsfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim ersten Wiederkehren der Sonne, am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt. So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen scandinavischen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Ursprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Gesangs, so rührend, so mächtig und so tiefen Sinnes, als jene, welche sich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden diesen schönen Heldengestalten, wie den kräftigen Seelen des scandinavischen Stammes zu schaden vermocht? Wandelt da nicht seit Jahrtausenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk neben dem arm- und mühseligen, leiblich verkümmerten Geschlechte der Lappen, deren Nähe selbst der Stier des scandinavischen Hirten scheut? Es hat der schönkräftige Leib des Scandinaviers, seit den Jahrtausenden der hier inwohnenden Väter, dieselbe Macht des Winters, denselben Ungestüm der Stürme ertragen, seine Väter wie ihn haben dieselben Fische der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm gesellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unsrer Tage bestrahlt, und jenem Geschlecht, wie dem der Eichen, ist dieser alte Stand der Heimath nur zur bessern Entfaltung des innern wie des äußern Menschen förderlich gewesen. Denn es hat auch hier der Mensch gezeigt, daß in ihm selber ein Vermögen sey, aus dem Schooße der nordischen Natur den Ernst und die Ausdauer, die Kraft der Keuschheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus diesem kalten Himmel auf den Menschen einzuwirken vermöchte, zu besiegen. Darum stehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechischen Himmels in gleich hoher Gestalt da, und es erscheint das Gewand des Nordens, das jene umschließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das diese schmückt. Wahr und kräftig bezeichnend sagt hierüber ein scandinavischer Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch begeisterten Dichters lebt, E. Tegnér: „Zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernst der Betrachtung vor; liebt ihr die riesenhaften, aber bleichen Gestalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimnissen der Geisterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre, flüstern — dann muß ich euch hinweisen zu dem eisgrauen, zu dem sagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung sang, während der Mond auf die Fjellen schien, der Bach seinen eintönigen Gesang schlug und die Drossel im Wipfel einer vergoldeten Birke saß und ein Klagelied sang über den kurzen Sommer, über die sterbende Natur."

So kann schon jenes Beispiel zweier, seit Jahrtausenden dieselbe Luft athmenden, unter demselben Himmelsstriche wohnenden, weit verschiedenen Völker bezeugen, was das Klima über den Menschen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite steht. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküste auf demselben heißen Boden, das Volk, welches Habesch beherrscht, neben den Schangallas (den Troglodyten der Alten) finden, oder in Kamtschatkas kälterm Küstenlande eine so lebenslustige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit der Bewohner bemerken, als jene ist, welche unsere Bücher den Völkern des lieblich warmen, südlichen Himmels zuschreiben. Immerhin mag die feuchte Wärme und der schweflichte Dunst des Bodens bei den Anwohnern des Aetnas und des Vesuvs das Athmen beengen, wie sie die Haut gelblich ätzen; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieser warmen und schweflichten Luft die Macht zugestehen, das Gemüth des Menschen zu verändern, und diesen nicht blos grämlich zu machen, sondern ihm ein böses Herz und verderbte Sitten zu geben. Und wenn in solchen Fällen, wie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt, welcher alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler Witterung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von entschiedenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erschien, so darf man nicht vergessen, daß dieses krankhafte Erscheinungen waren. Es hat eine alte, bessere Zeit auch über Siziliens reichen Gefilden den Beweis geführt, daß der innere Mensch überall — wie der äußere die Luft, welche seine Lunge athmet — jenes geistige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrscher der Sinnlichkeit macht. Die Ueberkleidung mit diesem Element einer neuen, inneren Gestaltung erhebt die Seele aus der sichtbaren und vergänglichen in eine andere Leiblichkeit, welche dem Wechsel der Zeiten nicht unterliegt, und welche — so wie derselbe Himmel mit denselben Sternen und mit derselben unermessenen Tiefe über der öden Klippe, wie über dem

reichen Gartenlande, über dem Sumpfe, wie über dem Gebirge steht — über jeder Menschenseele in gleicher Macht und Fülle waltet, ohne Aufhören bereit, sich jeder zu geben, welche sein begehrt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Ein Beitrag zu Kants Metaphysik der Sitten.

Diese Kleinbürger waren es, welche seither immer die breite Grundlage für die Bewohner Berlins bildeten. Die großen Ereignisse der Zeit, die mächtigen Fortschritte des preußischen Staates waren für sie Ueberraschungen, an welche sie sich bald gewöhnten, und die sie sogleich in den Kreis ihres philisterhaften Daseyns herunterzogen. Es fehlte in dieser Sphäre an dem rechten Sinn, der solchen erhabenen Thatsachen entgegen kommen muß, der Enthusiasmus regte sich schwer auf, ja viele Dinge wurden für unbedeutend gehalten, da man nicht die Einsicht besaß, sie im rechten Lichte zu sehen. Dieß ist der Ursprung jenes grenzenlosen Gleichmuthes, der noch heute den Berliner von der ächten, unverdorbenen Race charakterisirt; dieß ist aber auch ebenso die Grundlage jenes naiven Sarkasmus, welchen man an meinen Landsleuten so oft belacht hat. Für Nichts entschieden, von Nichts ergriffen, ohne irgend etwas in der Welt genau zu kennen, als etwa die Gegend vor dem schlesischen Thore, und durch seine Stellung, als Bürger der Haupt- und Residenzstadt Berlin, doch nicht ohne Beruf, seine Stimme abzugeben, urtheilt der Windbeutel in den Tag hinein, und läßt sich auf Urtheilen ertappen, welche oft so ganz in der Luft hängen, daß man sie für witzig halten und herzlich darüber lachen muß. In neuerer Zeit ist über die Berliner Straßenspäße so viel gesprochen worden, daß es nicht uninteressant ist, die Anlagen der Berliner kennen zu lernen, welche ihnen zu jenen dienen. Der Wiener lacht über den Schein der Albernheit, der Berliner über den Schein des Ernstes. Es ist für unsern Sand angemessen, daß bei uns der trockene Spaß zu Hause ist. Man findet in unsern niedern Ständen die sogenannten „Träumerigen," welche es hinter den Ohren haben, hundertfach; sie sind beliebt bis in die dritten und vierten Glieder ihrer Familie, und werden immer gern gesehen. In diesem schalkhaften Ernste sieht man die Folgen der norddeutschen Kultur, des Protestantismus, der eingezogenen Lebensweise. Die Jovialität wollte niemals bei uns gedeihen.

Alle diese Bemerkungen sind nicht neu, und ich wiederhole sie nur, um jezt zu sagen, daß sie bald unwahr seyn werden. Berlin ist in einer Krisis begriffen, die mit einer merklichen Aenderung seines bisherigen Charakters enden wird. Für Vieles, was bisher an dem Berliner eigenthümlich war und oft Lachen erregte, scheint die lezte Stunde geschlagen zu haben. Es konnte auch nicht anders seyn. Die große Reiselust meiner Landsleute, welche gegen die frühere Festbürgerung sehr absticht, muß sie in mannichfache neue Berührungen führen; sie lernen den Werth des Auslandes schäzen, und entheben sich allmählig jenen alten Vorurtheilen, in welchen man sie noch vor einigen Jahren gefangen überraschen konnte. Dazu kommen einige Erscheinungen innerhalb der Mauern selbst. Jene Witzjägerei, der Sarkasmus der Gleichgültigkeit hat sich verloren, seitdem die Eckensteher und die Höckerinnen zu den Repräsentanten derselben gemacht worden sind. Man schämt sich, diese Dinge in den Mund zu nehmen, welche auf dem Theater, auf hundert Bildern und in mehr als einem Duzend Broschüren von den niedrigsten Pöbelklassen gesagt werden. Es macht einen widrigen Eindruck, diese Abgeschmacktheiten gedruckt zu sehen, und wie viel auch davon gelesen wurde, wie zahlreich das Publikum der Eckensteher ist, so hat dieser ganzen spaßhaften Tendenz doch die Einführung in die Litteratur geschadet, und es ist schon lange keine Rede mehr davon. Meine Landsleute werden wärmer, theilnehmender werden, sie werden sich für die Dinge interessiren und auf Kosten einer traurigen Spaßmacherei genießen und sich hingeben lernen.

Die Volksbelustigungen geben für die Krisis, welche ich bemerkt haben will, einen recht sichern Maßstab. Wer hätte uns je solche Surrogate des Vergnügens bieten dürfen, als sie im verflossenen Oktober der erfinderische Besitzer des Tivoli combinirte? Ein Volksfest, ein Weinfest, ein Hohenzollerntag, ein Jagdfest; man sollte die Programme dieses Spektakel lesen und würde sich nach Wien versezt glauben. Luftballons, Feuerwerk, Sackläufer, Policinells, ein menschlicher Bär, eine ambulante Bacchusstatue von Pappe, eine öffentlich ausgestellte Batterie von Weinflaschen, eine lebensgroße Kopie der Burg Hohenzollern auf Leinwand, welche frei in die Aussicht des Lokals aufgepflanzt ist, das sind Unterhaltungsvehikel, welche man früher unter uns nicht kannte, die dem Wiener ganz willkommen wären und dießmal auch unter uns die günstigste Aufnahme fanden. Dem Spott schienen alle seine Spitzen abgebogen, man fand die handgreiflichen Abgeschmacktheiten der Festordner nicht einmal lächerlich, sondern ließ sich höchstens verleiten, über die servirten Weine einige Späße zu machen. Diese konnten für den Spottpreis, um welchen sie verabfolgt wurden, nur höchst schlecht seyn, und es sagte Jemand nicht mit Unrecht, auf den verschuldeten Zustand des Tivoli hindeutend: „Dadurch, daß wir bei diesen Weinen herunter kommen, will das Tivoli wieder herauf kommen." Allein das sind matte Entgegnungen auf die barocken Erfindungen des Herrn Gerike, welcher die Spottlust der Berliner besiegt hat. Wie lange wird es noch währen, so fangen die Berliner an, an öffentlichen Orten nicht immer zu sehen, wie sich der Andere amüsirt, sondern sich selbst zu amüsiren. Das wäre der größte Fortschritt, den wir machen könnten, und würde unserm öffentlichen Leben eine ganz andere Färbung geben.

Soll ich noch von der italienischen Oper unter diesem heutigen Gesichtspunkte sprechen? Nein, davon hören Sie nächstens; hieher gehören nur noch ausschließlich die vergrößerten Speisezettel in den Trattorien. Alle Welt weiß, daß man bis jezt in Berlin schlecht gegessen hat. Die Gasthöfe sind verrufen und die Restaurationen nur für ein Mittagessen von höchstens einem Drittelsthaler eingerichtet. Wie sehr hat sich dieß seit Jahr und Tag verändert! Sie finden nach Wiener Art lange, unglaubliche, fabelhafte Speisekarten, welche nach den neuesten Grundsäzen der Kochkunst rubricirt und in verschiedene Fächer eingetheilt sind, welche alle die elegantesten und duftendsten Namen tragen. Man spricht jezt in den Speisehäusern von Salami, von Fricandeaus, man macht den bei uns bisher völlig unbeachteten Unterschied zwischen Backen und Braten, und lernt kleinen Nebenspeisen, welche der Italiener unter dem Namen Friture zusammenfaßt, eine verdiente Aufmerksamkeit schenken. Ich ließ diesen auffallenden Thatsachen meine frühern Bemerkungen vorangehen, um zu zeigen, daß sie nicht einzeln stehen. Es bereiten sich außerordentliche Dinge bei uns vor, und ich behaupte, wenn irgend ein äußerer Anstoß, z. B. die Anlage eines neuen Theaters, hinzukäme, wir würden eine denkwürdige Revolution unserer Sitten erleben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. November 1833.

Die Untersuchung und Kenntniß der Natur der Thiere ist nicht weniger ein Vorwurf der Künstler der alten Griechen, als ihrer Weisen gewesen.

Winkelmann.
Kunstgeschichte. V. 6.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere,

in Beziehung auf die Frage, ob seit den historischen Zeiten Thierarten ausgestorben sind.

Eine der Fragen, welche die Neugierde des Menschen vorzüglich deßhalb so mächtig in Anspruch nehmen, weil er fühlt, daß sie mit der Geschichte seines eigenen Geschlechts innig verbunden sind, die Frage: ob seit dem Erscheinen des Menschen auf Erden Geschlechter und Arten von Thieren ausgestorben sind, und welche, ist in neuester Zeit von geologischer Seite viel besprochen worden. Die Neugierde könnte aber noch von einer andern Seite her Befriedigung finden: einmal entdeckt man hin und wieder in alten Gräbern Reste von Thieren, die, mit den ähnlichen, jezt lebenden zusammengehalten, zu Resultaten führen könnten; und dann sind ja auf indischen, egyptischen, griechischen und römischen Monumenten so manche Thiere abgebildet, unter denen sich welche finden könnten, die keinem der unsrigen entsprechen. Indische und egyptische Kunst kann freilich hiebei zum voraus kaum in Betracht kommen, und nur Griechen und Römer sind im Stande, in dieser Beziehung einiges Vertrauen einzuflößen. Von den Denkmalen dieser Völker fragt es sich aber wirklich: wenn man auf denselben, unter bekannten Geschlechtern, Thiere abgebildet findet, welche keinem der jezt lebenden gleichen, aber in ihren Verhältnissen nichts den allgemeinen Bildungsgesetzen Widersprechendes zeigen, könnte dieß nicht zu dem Schluß führen, daß diese seitdem von der Erde verschwunden, ausgestorben sind?

Der französische Forscher Marcel de Serres hat kürzlich eine Abhandlung über diesen Gegenstand bekannt gemacht, und da er allgemein interessant ist, versuchen wir es, die Hauptsache in passender Form darzustellen.

Bevor man nach Abbildungen der Alten in dieser Sache irgend abzusprechen wagt, muß vor allem bewiesen werden, daß die griechischen und römischen Maler und Bildhauer von der verschiedenen Natur der lebenden Wesen richtige Begriffe hatten, und daß sie bei allen ihren Darstellungen, selbst bei den ausschweifendsten, sich in den einzelnen Theilen immer genau an die Wirklichkeit hielten, daß Naturwahrheit ihr oberstes Gesetz war. Der Naturforscher, der die antiken Bildwerke nicht blos aus dem ästhetischen, sondern namentlich aus dem physiologischen Gesichtspunkt genau untersucht, überzeugt sich nun wirklich bald, daß sie von Seiten der naturgetreuen Auffassung völliges Vertrauen verdienen, in so vollem Maaße, als nur immer Zeichnungen moderner Künstler von neuentdeckten Thieren und Pflanzen.

Auf griechischen und italienischen Monumenten finden sich eine Menge Thiere plastisch dargestellt. Diese Bilder sind zweierlei: es sind entweder wirkliche Thiere, oder

phantastische Gebilde. Leztere sind aber in sofern nicht bloße müßige Spiele der Einbildungskraft, als die verschiedenen Parthien, aus denen sie zusammengesezt sind, immer als völlig naturgetreu aufgefaßte Hälften oder Bruchstücke wirklicher Thiere erscheinen. Wenn sich nun die Alten bei Bildung ihrer fabelhaften Wesen so streng an die zoologische Wahrheit hielten, so wird man wohl schwerlich zweifeln, daß sie, wenn es sich von Abbildung wirklich lebender Wesen handelte, anders zu Werke gegangen seyn werden. Und wenn sich unter den von ihnen abgebildeten Thieren welche finden, die spurlos von der jetzigen Erde verschwunden sind, so ist, wenigstens in Verbindung mit andern Thatsachen, der Schluß erlaubt, daß sie seit den historischen Zeiten ausgestorben sind.

Je näher man die plastischen Werke der griechischen und römischen Künstler betrachtet, desto mehr bewundert man ihren Beobachtungsgeist und die Sicherheit der Auffassung. Jene Gesetze vom ewigen, nothwendigen Nexus zwischen allen Theilen eines Thiers, wornach jedes Organ das andere bedingt und postulirt, die vornehmsten Sätze in jenem Codex der Organisation, als dessen Hauptschöpfer Cuvier erscheint, hatte, was wenigstens die äußere Gestaltung der Thierwelt betrifft, bereits das Genie eines Aristoteles geahnet und ausgesprochen, ohne sie beweisen zu können; und bei den ausschweifendsten Gebilden der Einbildungskraft der Alten, wie bei ihren aus dem wirklichen Leben gegriffenen Darstellungen drängt sich einem die Ueberzeugung aufs Lebhafteste auf, daß sie jene Gesetze, wenn auch nicht theoretisch kannten, doch in der Praxis niemals verlezten. Von den egyptischen Künstlern gilt aber dieses nicht: bei ihren fabelhaften Wesen, wie bei ihren Darstellungen von wirklichen Thieren, vermißt man meist jene geniale Beobachtungsgabe und jenes strenge Naturstudium; ihre Monumente sind daher auch für den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, von weit geringerem, oft von gar keinem Werth. Die Abbildungen anderer alten Völker tragen das Gepräge der Unwahrheit und Unbrauchbarkeit für unsern Zweck noch stärker an sich, so namentlich die hieroglyphischen Bilder der amerikanischen Azteken, mit denen uns Humboldt bekannt gemacht hat. Hier sieht man Tiger und Leoparden mit Hufen vorgestellt, eine Verwechslung, die sich der schlimmste griechische oder römische Sudler nie hätte zu Schulden kommen lassen.

Gehen wir, um das, was wir von der Weise der Alten, ihre fabelhaften Wesen zu bilden, gesagt haben, leztere flüchtig durch. Immer wird man finden, daß die Glieder der mythologischen Ungeheuer den Sitten und Gewohnheiten, die man ihnen zuschrieb, zoologisch entsprechen; dem Charakter, den sie repräsentirten, war immer die zusagende animalische Organisation angepaßt, und niemals liefen die gewählten Formen den allgemeinen Bildungsgesetzen zuwider. Ist ein solches Wesen stierähnlich, ist es von Pferdenatur u. s. w., so hat es immer die entsprechenden Umrisse und Extremitäten. Niemals sieht man einen Centauren oder Hippocentauren mit gespaltenen Klauen, immer mit dem charakteristischen Pferdehuf; die Bucentauren und Taurocentauren dagegen zeigen neben dem gehörnten Stierkopf beständig die gespaltenen Klauen der Wiederkäuer. Bei den Satyrn, Faunen und den übrigen ländlichen Gottheiten dieser Art war einmal mit der Menschengestalt der Typus der Ziege gegattet, und so sehen wir denn überall den leztern auf das Getreuste, nach allen seinen Nüanzen reproducirt. Die nothwendigen Verhältnisse der Formen zu einander sind von den alten Künstlern so trefflich aufgefaßt worden, daß ihnen sogar die beständige Harmonie zwischen Organen, welche scheinbar lediglich nichts mit einander zu thun haben, nicht entgangen ist; so wußten sie recht gut, daß bei allen Thieren, welche Hörner auf der Stirne tragen, die Füße gespalten sind, und so haben denn bei ihnen wahre und eingebildete Wesen mit Hörnern und Geweihen stets die entsprechenden Bewegungsorgane, und wenn erstere auf Menschenköpfen säßen.

Sirenen und Harpien sind Ungeheuer mit Menschenantlitzen und Vogelbeinen; aber dem Charakter, den man ihnen beilegte, entsprechend, tragen sie niemals die Füße scheuer Stelzenläufer oder flüchtiger Wasservögel, sondern die bezeichnenden Krallen der Raubvögel; Ledas Schwan dagegen erscheint immer mit dem eigenthümlichen Schnabel und den Schwimmfüßen. Die wilden Stymphaliden werden mit starkem, scharfem Schnabel und langen Krallen an den Beinen abgebildet; nie fiel es aber dem naturgetreuen Künstler ein, ihnen auch Sporen an die Füße zu geben. Sporen kommen bekanntlich nur den hühnerartigen Vögeln, nie denen mit langen Krallen zu; sicher aber hatten dieß die Alten nicht a priori gefunden. Das bisher Gesagte gilt in gleichem Maaße von der Sphinxen, Greifen, Tritonen, Nereiden u. s. w. Kurz, die Theile aller dieser Wesen sind immer ganz naturwahr, sind treffender, schärfer aufgefaßt, als es gegenwärtig meistens geschieht, da man sich doch der Naturgesetze ungleich klarer bewußt ist, als im Alterthum. Aber wie in allen Künsten, so sind auch in den zeichnenden die Muster älter, als die Regeln und deren Anwendung.

Wenn nun die Alten bei ihren mythischen Gebilden so verfuhren, so läßt sich zum voraus annehmen, daß sie bei Darstellung wirklicher, lebender Wesen, die sie vor Augen hatten, sich ebensowenig von der Natur entfernt haben werden. Dem ist auch wirklich so: Arten und Racen von Thieren sind auf den Bildwerken der Alten meistens sehr leicht zu erkennen, und die Sicherheit, womit sie den Charakter der verschiedenen Thiergeschlechter auffaßten und wiedergaben, tritt einem besonders auffallend

bei ihren Jagden entgegen, wo man oft eine Menge Thiere höchst charakteristisch abgebildet sieht, Löwen, Tiger, Leoparden, Schweine, Nilpferde, Hirsche, Elendthiere, Hasen, Kaninchen, Stiere, Pferde, Hunde verschiedener Racen, Jagdhunde, Schäferhunde, Windspiele. Aus begreiflichen Gründen schlagen in dem antiquarischen Schatz von Thierbildern diejenigen der größern Säugethiere bedeutend vor. Auf sie beschränkt haben sich indessen die Griechen und Römer durchaus nicht; die, wenn auch seltenern Abbildungen von Reptilien, Vögeln, Fischen, Schaalthieren und Insekten sind gleich genau und treffend. Das Gleiche gilt von den Gewächsen, namentlich von den Bäumen. Beim ersten Blick erkennt man auf den Monumenten den Oelbaum, die Eiche, die Palme, den Granatbaum, den Lorbeer, die verschiedenen Pinien, die Rebe, den Epheu, die Gerste, den Weizen, den Lotus, die Melone, mehrere Mohnarten, namentlich die Klatschrose, und eine Menge anderer Vegetabilien. Sie gingen in der Genauigkeit so weit, daß sie z. B. die kleinen Fußknochen verschiedener Wiederkäuer (tali), deren man sich zum Spielen bediente, treu genug abbildeten, um uns die Thierart, denen sie angehörten, kenntlich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

So sehr sich auch die verschiedenen in Ungarn angesiedelten Nationen vermischt haben, so hat sich doch in jeder derselben eine gewisse Originalität und Eigenthümlichkeit erhalten. Die Magyaren tragen ihren unverkennbaren orientalischen Ursprung deutlich in ihren scharfen und sprechenden Gesichtszügen; die Slaven zeigen ihre mittelasiatische Abstammung; denn ihre Gesichter sind lebhaft, aber weniger scharf geschnitten, als die der Magyaren, und es ist auf vielen derselben eine große Annäherung zur Plattheit. Die Deutschen zeigen ihre nordische Abkunft in einer entschiedenen Kräftigkeit, durchleuchtet von Gutmüthigkeit in ihren Physiognomien. Auch in ihrer äußern Haltung erräth man leicht die verschiedenen Volksstämme. Der Magyar (Ungar) zeigt ein gewisses Selbstgefühl, welches sich häufig dem Trotze nähert; der Slave ist meistentheils unterwürfig, obgleich man es ihm sehr bald ansieht, daß dieß von keiner wahren Ergebenheit herkommt; der Deutsche zeigt sich ergeben, ohne unterwürfig zu seyn. Es ist gar nicht schwer, besonders nachdem man schon einige Zeit beobachtet hat, in jeder Ortschaft, wohin man kommt, alsbald zu wissen, welche Nation da wohnt. Daß die Juden überall sogleich herauszufinden sind, ist eine bekannte Thatsache. Gleiches gilt von den Zigeunern. Diese haben, obgleich sie hie und da fast ganze Ortschaften bevölkern, dennoch keine bleibende Stätte. Sie üben auf ihren Wanderungen alle freien Künste: sie machen Musik, zeigen gymnastische Kunststücke, eignen sich zu, was nur irgend in ihren Bereich kommt, wahrsagen etc. Ihre Räubereien, wovon man sich so viel erzählt, sind aber nicht so gefährlich, wie man glaubt, indem sie im Durchschnitt, gleich den Juden, feig sind, und darum lieber Diebereien treiben, wobei sie weniger in körperliche Gefahr kommen.

Das Reisen gehört im Allgemeinen in Ungarn nicht gerade zu den sonderlichen Vergnügungen, weßhalb denn auch, außer Geschäftsleuten und Vagabunden, wenig Reisende getroffen werden. Die Straßen und Wege sind größtentheils schlecht, und besonders im Frühjahr und Herbst in manchen Gegenden kaum zu passiren. Die öffentliche Sicherheit ist geringer, als in Deutschland, und namentlich reist man in den Gebirgsgegenden, unter andern in den Karpathen, nicht ohne Gefahr; die Wirthshäuser sind außer den Hauptstraßen schlecht, ja abscheulich, und wo sie auch erträglich sind, wird man gemeiniglich übersezt. Zwar ist die Gastfreundschaft groß, wie ich schon in der Darstellung meines ersten Ausflugs erzählt habe; aber es ist nicht Jedem gegeben, diese ohne Weiteres in Anspruch zu nehmen, obgleich es vielen Gutsbesitzern eine Erholung und ein Genuß seyn muß, zuweilen gebildete Reisende bei sich aufzunehmen und sich mit ihnen zu unterhalten. — Mit dem Fortkommen hat es in Ungarn auch seine Schwierigkeiten. Wahr ist es, die gastfreien Gutsbesitzer dehnen häufig ihre Güte so weit aus, daß sie den aufgenommenen Fremden, der nicht mit eigenem oder für seine Weiterreise schon angenommenen Fuhrwerke ankommt, ganze Strecken weiter führen lassen; aber dieß bringt den Reisenden doch auch nicht selten in Verlegenheit. Eilwagen gehen, außer der Hauptroute von Wien nach Pest, noch nirgends, und gewöhnliche Postwagen findet man auch nur auf einigen andern Hauptstraßen. Auf diesen fahren aber eine Menge Landkutscher, und namentlich sind deren viele in Preßburg und Pest. Die Leiden und Freuden solcher Fahrten kennen die Leser auch aus Deutschland. Das enge Sitzen in den meisten Wagen der Art, das langsame Fahren wegen der schweren Belastung, die mitunter nicht geringe Ungeschliffenheit des Kutschers, alles dieß sind Dinge, die gewöhnlich das Ziel der Fahrt sehnlich herbeiwünschen lassen. Eine gute, rasche und nicht theure Art fortzukommen bietet sich dem, der seinen eigenen Wagen hat, in den sogenannten Schnellbauern. Von Preßburg bis nach Pest haben sich nämlich die Bauern vereinigt, Vorspann zu leisten und die Reisenden augenblicklich weiter zu schaffen. Man bekommt

vier ungarische Pferde vor den Wagen, die zwar klein, aber sehr behend sind. Jeder Bauer fährt zwei Stationen (vier Meilen) und wird dann schnell durch einen andern abgelöst. In der Regel fahren sie, wenn der Weg nur einigermaßen erträglich ist, in drei Stunden die Strecke von vier Meilen, und man bezahlt dafür 9 Gulden Wiener Währung, d. i. 3 fl. 36 kr. Conv. Münze.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, November.

Professer Vinet und die französischen Moralisten.

Obschon das akademische Leben hier in Basel so stille geworden, daß man kaum noch die Existenz einer Hochschule wahrnimmt, so fehlt es doch diesen Winter nicht an wissenschaftlichen Vorlesungen und an gefüllten Auditorien. Ein Pfarrer Preiswerk hält Vorträge über Kulturgeschichte, Professor Hagenbach über Reformationsgeschichte und Prof. Vinet in französischer Sprache über die Moralisten (Philosophen) des 18ten Jahrhunderts, und alle diese Abendkurse sind von Bildungslustigen beiderlei Geschlechts sehr zahlreich besucht. Ich war besonders begierig, Vinet zu hören, und hospitirte daher bei seinem Eröffnungsvortrage. Vinet ist anerkannt einer der ersten Moralisten dieser Zeit und ein ausgezeichneter Kanzelredner, gleich achtungswerth durch seine Kenntnisse und seinen Geist, wie durch seinen moralischen Charakter und religiösen Sinn. Oft auch ist er schon zu Stellen berufen worden, die ihm einen seinen Fähigkeiten weit angemessenern Wirkungskreis darboten, als er hier findet. Seine Anhänglichkeit an Basel macht dieser Stadt Ehre, so wie seine politische Sympathie ihre schönste Vertheidigung ist. Seine religiösen Ansichten gelten für mehr als orthodox; Manche halten ihn sogar für einen Methodisten. Ich glaube es nicht, und wie dem sey, seine Meinungen, wie streng sie seyn mögen, können nie verletzen oder Unwillen erregen, weil sichtbar, und nicht in Worten nur, ein Geist ohne Stolz sich ausspricht.

Als ich eintrat, und es war noch nicht sieben Uhr, war der Saal schon überfüllt. Der Zuhörer mochten wohl an dreihundert seyn, und wie die fremde Sprache vermuthen läßt, gehörten ohne Zweifel fast alle den höhern Klassen an. Nach einer kurzen, Geist und Gemüth ansprechenden Einleitung entwarf Vinet eine allgemeine Charakteristik der Moralisten jener Periode. Sein Vortrag war durchaus ein freier, und doch fließend, gewählt und beredt. Seine Beredsamkeit ist nicht flammend, aber glühend, ohne Spur von dem Anwidernden der französischen Deklamatorik. Seine Rede geht ins Innere, weil sie aus dem Innersten kommt. So sehr indessen die geistvolle und tiefgedachte Entwickelung des Redners alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so drängten sich mir doch hie und da mancherlei Gedanken, ich will sie kaum Einwendungen nennen, auf. Ich sage nicht, daß ich oft bezweifeln mußte, ob wohl der größere Theil der Zuhörer nur das Gesprochene verstehen möge; denn dasselbe gilt ja überhaupt von dergleichen Vorlesungen vor einem gemischten Publikum, selbst in der Muttersprache, wenn auch der Redner nicht absichtlich einen zu hohen Schwung nimmt, um desto gewisser angestaunt zu werden. Vielen genügt einmal, was sie hinführt, der Ton. Oft hingegen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich dem Redner eine andere als eben diese Zuhörerschaft wünschte.

Daß Vinet von jenen Moralisten kein lichtes Gemälde entworfen, läßt sich denken, und er bemerkte dennoch, daß er aus Scheu gar manchen Pinselstrich weglassen müsse. So gern ich nun aber ein solches Gemälde denen vorhalten möchte, die noch immer einen vierzehnten Ludwig den Großen und das achtzehnte Jahrhundert das philosophische heißen können, so zweifle ich sehr, ob es da den wohlthätigsten Eindruck mache, wo man ohnehin schon alle jene Geister beinahe als lauter höllische betrachtet. Ich erlaube mir nur einige Bemerkungen.

Charakteristisch findet Vinet, daß die ganze (französische) Literatur jener Epoche rein didaktisch, und eben darum keine gewesen, daß die Literatoren vor Allem populär seyn wollten, und eben deßhalb unwissenschaftlich blieben. Früher seyen Gelehrte und Volk, wie durch einen Strom, von einander geschieden gewesen. Sollte es aber wirklich ein Unglück heißen, daß endlich eine Brücke über denselben geschlagen wurde? haben in jenen Zeiten, da eine besondere Sprache die Gelehrten abschied, die Wissenschaften denn wirklich an Intensität gewonnen, was sie an Extension verloren? hat denn irgend eine damals größere Fortschritte gemacht, als in der neuern Zeit? gilt von vielen nicht unstreitig das Gegentheil? Oder sollten etwa die moralischen Wissenschaften Jahrhunderte lang nur Adepten zugänglich seyn? Christus selbst hat doch die erhabensten und neuesten Lehren sogleich dem Volke mitgetheilt. Eben so kann Frankreich wohl nicht überhaupt der Unwissenschaftlichkeit beschuldigt werden; seine Gelehrten sind in vielen Zweigen hinter keinen zurückgeblieben, und wenn sie in einigen den Deutschen zumal nachstehen, so liegt wohl der Grund gerade in ihrer sprachlichen Isolirung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Rede-Räthsels in Nr. 281:

Die Welt ist ein Orchester.

Räthsel-Metamorphosen.

1) Logogriph.

Nimm einer Kuh den Kopf
Und setz' ihr Herz ihr an;
Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Ist, daß sie fliegen kann.

2) Anagramm.

Dem kleinsten dümmsten Thier
Gib seinen Hals zum Kopf,
Dann nähm' es wohl mit Lust
Der Teufel gleich beim Schopf.

3) Palindrom.

Ein Pflänzchen ist's, erzeuget Wein,
Doch umgestülpt wird's gleich ein Schwein.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. November 1833.

Das Land ist reich, mit Gütern wohl begabt,
Das Volk willfährig, tapfer und voll Rührsamkeit.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Beschluß.)

Außer den Schnellbauern besteht die gewöhnliche Bauernvorspann, womit zuweilen viel Mißbrauch getrieben wird. Es ist nämlich jeder Ortsvorstand verbunden, allen Reisenden, welche sich ausweisen, daß sie zur Forderung der Vorspann berechtigt sind, diese unweigerlich aus der Gemeinde zu leisten. Man bezahlt dafür auf eine Post oder Station von zwei Meilen einen Gulden Conv. Geld, und außerdem aus gutem Willen noch ein kleines Trinkgeld. Alle Kavaliere (größere oder Rittergutsbesitzer), so wie alle Beamte des Staats sind hiezu berechtigt. Es fällt jedoch dem anständig auftretenden Reisenden, namentlich wenn er der Landessprache mächtig ist, gar nicht schwer, diese Vorspann zu erhalten, und es genügt nicht selten, dem Ortsvorstande jedes beliebige Papier als Ausweis über die Berechtigung vorzuhalten. Hat man nun aber einmal auf der ersten Station die Pferde erhalten, so wird man durch ganz Ungarn, so weit es einem immer beliebt, weiter geführt. Wie wohlfeil man dabei reist und wie schnell man weiter kommt, ist unglaublich. Diese Vorspann ist jedoch für die Bauern keine gar so drückende Last, wie es, kennt man die Verhältnisse nicht näher, erscheint. Die Unterhaltung seiner Pferde kostet den Bauern äußerst wenig, das baare Geld ist bei ihm sehr rar, billige Reisende geben über die gesetzmäßige Gebühr wohl noch eben so viel Trinkgeld, in Zeit von höchstens fünf Stunden hat der Bauer seine Vorspann geleistet, ist wieder zu Hause und hat dann meistens zwei Gulden Conv. Münze oder fünf Gulden Wiener Währung in der Tasche, die ihm sehr zu statten kommen. Für den Reisenden aber hat dergleichen Vorspann zuweilen große Unbequemlichkeit, ja Gefahr; denn nicht selten werden die Pferde von zwei bis drei Bauern zusammengespannt, und es gehört dann eine große Geschicklichkeit des Führers dazu, sie so unter einander im Zügel zu halten, daß sie nicht hin und her rennen und den Wagen auf unebenem Wege umwerfen. Die Geschicklichkeit muß um so größer seyn, da er sie alle vier vom Kutschersitze aus lenkt, und von Haus aus die Fahrt im raschen Trabe und so fort bis ans Ziel geht.

Ob nun gleich das Land im Allgemeinen so manche Eigenthümlichkeit besitzt, welche den Deutschen im ersten Augenblick nicht sonderlich anspricht, so hat es doch auch das Eigene, daß man bald heimisch wird und das, was einem nicht gefällt, leicht übersieht und vergißt. Hiezu tragen nun wohl unstreitig nachstehende Umstände besonders bei. Erstens sind die Einwohner Ungarns noch meistentheils auf einer Stufe, ziemlich nahe dem Naturstande. Sie empfangen den Fremden nicht mit lästiger

Höflichkeit, sondern mit Geradheit, und sind gefällig, ohne darauf einen großen Werth zu legen. Zweitens erregt es angenehme Gefühle, wenn man in ein fremdes Land kommt und dort einen gesunden, kräftigen und schönen Menschenschlag findet, und dieß ist in Ungarn in hohem Grade der Fall. Insbesondere sind die Frauen wahrhaft schön und meistens reizend zu nennen. So kann ich unter andern behaupten, daß ich in Pest wenig mittelmäßige, und nur äußerst selten garstige Frauengesichter gesehen habe. Ferner sind alle Naturerzeugnisse vollkommen und wohlfeil. Ich nenne nur Fleisch, Wein und Obst; für geringe Kosten kann man hier schwelgen. Auch der unbemittelte und arme Reisende kann sich laben, denn er bedarf dazu nur weniger Kreuzer. Sodann hat Ungarn ein so mildes Klima und meistens einen so heitern Himmel, daß auch dadurch das Reisen viele Reize gewinnt. Und endlich ist für den beobachtenden Reisenden nirgends ein weiteres Feld offen, wie hier. Die Menge der Naturschönheiten, die vielen geschichtlich merkwürdigen Orte, das bunte Gemisch der Nationen, die fremden, den Orient und Occident verschmelzenden Sitten, alles dieß und Aehnliches beschäftigt fortwährend den Geist, verkürzt die Zeit und macht die Reise in hohem Grade interessant. — Noch ist Ungarn von beobachtenden Reisenden viel zu wenig besucht worden, weßhalb es auch noch so schwer hält, Beschreibungen davon zu bekommen, die als Wegweiser dienen könnten. — Wenn einst der Geist diese kräftige Masse wird völlig durchdrungen haben, dann muß dieß Land die Perle von Europa seyn. Daß keine störenden Ereignisse es in seinen intellektuellen Fortschritten hindern mögen, das wünsche ich ihm von ganzem Herzen, denn ich habe es bei meinem kurzen Aufenthalte sehr lieb gewonnen.

Noch stehen in Ungarn die Stände einander zu fern. Vom großen Güterbesitzer (Kavalier) bis herab zum Bauern, welch ungeheure Kluft! — Diese kann nur ein gebildeter und wohlhabender Mittelstand ausfüllen, der jene ein wenig zu sich herab, und diese zu sich hinauf zieht. In Pest kann der zunehmende Handel diesen Mittelstand bald bilden, aber diese Stadt bleibt dann immer noch eine Oase in der Wüste. Eine lange Zeit wird erforderlich seyn, um andere Städte nachzuziehen. — Volksbildung von unten herauf ist das kräftigste Mittel, dieses Gut dem Lande zu verschaffen. Wie leicht es in Ungarn ist, zu Wohlhabenheit und mit dieser zugleich zu einem gewissen Grade von Unabhängigkeit zu gelangen, davon findet man bereits sowohl auf dem Lande als in den Städten sprechende Beispiele, die nothwendig aufmunternd auf ihre Umgebungen wirken müssen. Daß es aber dort leichter als irgendwo ist, wohlhabend zu werden, erklärt sich aus den Verhältnissen. Alle Naturerzeugnisse sind wohlfeiler, als in den meisten benachbarten Ländern, somit muß der Handel mit denselben, wenn er nur einigermaßen mit Verstand und Umsicht unternommen und geführt wird, die Unternehmer bereichern. Und so ist es auch in der That. Bis jezt gewinnen die Juden, dieses spekulative Volk, dabei am meisten. Wenn aber Manufakturen und Fabriken in Ungarn in Flor kämen und durch dieselben der Werth der Roherzeugnisse aufs Doppelte, ja Drei- und Mehrfache erhöht würde, so müßte der Wohlstand der Nation reißend zunehmen. Es gibt aber in der Welt nichts Wirksameres als diesen, um die geistige Kultur eines Volkes zu heben und ihm mit dieser alle höheren Güter des Lebens zu verschaffen.

Meine Reise ging von Zeliz über Neutra nach Presburg zurück. Neutra hat außer seinem, auf einer die Stadt beherrschenden Höhe gelegenen Dome nichts Merkwürdiges. Die Gegend, in welcher es liegt, ist schön, ja ein wenig romantisch. Nahe, schön gruppirte Berge, als Schutzmauer der daran stoßenden Weinberge, geben der Gegend ein empfehlendes Aeußere. Uebrigens herrscht im Volke treue ungarische Sitte und ungarisches Treiben.

Wie wenn man einen sehr lieb gewonnenen, neugefundenen Freund verläßt, schied ich aus Ungarn und nahm mit einer Art von wehmüthigem Gefühl Abschied von dem gesegneten Lande. So lange ich konnte, behielt ich den Presburger Schloßberg im Auge, bis er mir endlich, als mir Wolfsthal im Rücken lag, völlig verschwunden war.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Bei Betrachtung der antiken Porträts von Naturgegenständen springt es in die Augen, daß die Künstler nach der Natur, nach dem Leben gezeichnet haben; denn meistens sind bei den Thieren nicht nur die zoologischen Charaktere, sondern auch Haltung und Gang vortrefflich wiedergegeben. Wenn wir modernen Abbildungen, die häufig von ziemlich ungeübten Händen herrühren, Treu und Glauben schenken, so können wir gegen Künstler von so großer Virtuosität, und die ungleich unbefangener sahen und arbeiteten, unmöglich ungerechter seyn. Daß ihnen die lebende Natur zum Modell gedient, zeigt sich wohl am besten daran, daß wir nicht nur alle Hausthierarten, sondern auch die Varietäten, oder Racen, der Stiere, Schaafe, Hunde, Pferde treu und treffend porträtirt sehen. Hinsichtlich der leztern ist besonders der Unterschied zwischen Zug- und Reitpferden vielfach hervorgehoben, sowohl auf Malereien als an Sculpturen. Das Streitroß z. B., wie es Xenophon genau beschreibt (von der Reitkunst,

I. 1.), hat mit den Pferdebildern auf vielen Monumenten nichts gemein. Dagegen erkennt man es in den Pferdestatuen am Parthenon, auf manchen griechischen Basreliefs, an der Trajanssäule und überhaupt an den Sculpturen, wo der Typus des heroischen Pferdes erscheint. Diesen Typus hat Virgil (Georgica III.) und Varro in seinem schönen Buche de re rustica im Auge. Die Rosse auf den karthagischen Münzen sind von ganz anderer Race, und unterscheiden sich auch wieder von denen auf den Münzen des Alexander Thoas. Auch die auf den syrakusanischen Münzen haben nur entfernte Aehnlichkeit mit den andern Racen. Der auf den Denkmalen von Persepolis abgebildete persische Schlag ist sehr verschieden vom egyptischen, wie man ihn auf den Bauwerken von Theben sieht; aber lezterer gleicht wieder sehr den Streitrossen des Xenophon, die aus Thessalien kamen, so wie den venetianischen Bronzepferden und denen am Parthenon. Oppian hat gegen fünfzehn besondere Pferderacen beschrieben, und es ließen sich am Ende auf den Monumenten, wo nicht alle, doch die meisten zusammenfinden.

Daß die alten Künstler auch Thieren aus niedrigern Ordnungen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, davon liefern die Monumente vielfache Beweise. So findet man namentlich abgebildet den achtarmigen Polypen und die gemeine Sepie, die Auster, den Taschenkrebs, die Seeheuschrecke, den Hummer und den Flußkrebs. Auch an Insekten fehlt es nicht; manche Arten, worunter namentlich der heilige Käfer (Ateuchus sacer), finden sich ziemlich getreu in Stein geschnitten. Ferner kommen auf den Denkmalen Heuschrecken vor, und sodann zahlreiche Darstellungen von Insekten aus den in den gemäßigten Klimaten verbreitetsten Geschlechtern Ameise, Wespe, Biene, Breme, Mücke und Scorpion. Ganz besonders aber bewundert man das Talent der alten Künstler in Nachahmung der organischen Natur an ihren Schmetterlingen.

Das bisher Gesagte genügt wohl, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß die Alten streng nach der Natur gezeichnet haben, und wie gesagt, wenn sie sogar bei Bildung ihrer fabelhaften Wesen sich insofern nicht von der Naturwahrheit lossagten, als jedes Glied derselben für sich organisch richtig ist, so haben sie gewiß sich streng an das Modell gehalten, wenn es sich von Abbildung wirklicher Wesen handelte. Wer ein Auge für Dinge der Art hat, dem sagt dieß ein flüchtiger Blick auf die Bildwerke aus der guten griechischen und römischen Zeit; ja bis zu einem gewissen Grad gilt dieß sogar von den Werken der Egypter.

Wir könnten nun zum eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtungen übergehen: es handelt sich nämlich jezt darum, nach den Thierbildern auf alten Denkmalen zu beweisen, oder doch wahrscheinlich zu machen, daß manche Thierarten seit den historischen Zeiten ausgestorben sind. Denn allerdings finden sich im zoologischen Museum des Alterthums Thierbilder, welchen keine jezt lebende Art ganz entspricht, und der erwähnte Beweis wird sich führen lassen. Man darf indessen weder hoffen, noch fürchten, daß wir seltsame Ungeheuer zu Zeitgenossen der Griechen und Römer machen werden; nein, bei den Thieren, welche wir als seit jener Zeit ausgestorben werden bezeichnen müssen, handelt es sich nur von Arten, welche von ihren jezt lebenden Geschlechtsverwandten weniger abweichen, als die jüngsten fossilen Thierreste von den ihnen gleichnamigen lebenden Wesen. Daß es übrigens nicht darauf ankommt, ob eine Thierbildung uns seltsam, oder gar unmöglich erscheint, das beweist schon die Geschichte jener riesenhaften Brut der jungen Erde, jener Megalosaurus, Plesiosaurus, Ichthyosaurus, mit denen die Leser dieser Blätter schon vielfach bekannt geworden sind. Auf das Zeugniß eines griechischen oder egyptischen Bildwerks hätten wir schwerlich an die Möglichkeit einer Eidechse, so groß wie ein Wallfisch geglaubt, und ein Reptil mit vier Wallfischtatzen und einem ungeheuer langen Hals wäre ohne Zweifel auf Rechnung der fruchtbaren Einbildungskraft der Alten geschrieben worden; und doch zweifelt jezt kein Mensch an der ehemaligen Existenz dieser Wesen. Man könnte sagen, dieses gigantische Gewürm der urweltlichen Sümpfe habe mit der jezigen stabilen Schöpfung, in der der Mensch die Thiere der Erde um sich versammelt, nichts zu thun. Allein viel näher liegende Beispiele weisen uns darauf hin, daß, wenn wir etwa auf alten Monumenten Thiere abgebildet sehen, die in ihrer Bildung nichts den allgemeinen Gesetzen Widersprechendes zeigen, wir deßhalb, weil wir sie nirgends mehr auf Erden finden, nicht berechtigt sind, dieselben vorweg für phantastisch zu erklären. Hätten uns die Alten die Abbildung eines vierfüßigen Landthiers mit einem Entenschnabel aufbehalten, so würden wir vor noch nicht so gar langer Zeit den Ausspruch gethan haben, so Widersprechendes könne die Natur nicht in Einem Wesen gatten; aber mit Unrecht: denn in jenem zulezt entdeckten Welttheil, der uns so viele organische Wunder aufgeschlossen, haben wir auch das Schnabelthier kennen lernen. Wie mit dem Schnabelthier, wäre es uns auch mit der neuholländischen Echidna und dem Beutelthier gegangen, und wenn es einem Maler in Herkulanum oder Pompeji eingefallen wäre, Ledas Schwan mit schwarzem Gefieder darzustellen, so hätte ein Alterthümler vielleicht darin eine sinnreiche Allegorie erblickt, überzeugt, daß dem Schwan in der Natur kein anderes als weißes Gefieder zukommen könne; jezt aber segeln Neuhollands rabenschwarze Schwäne auf unsern Teichen. Des Aristoteles Erzählung von jenem Fisch (gaubius niger L.), der ein Nest baue und seine

Eier gleich den Vögeln ausbrüte, erschien als fabelhaft. Nun hat aber in der neuesten Zeit Olivi diesen Fisch beobachtet und die Aussage des großen alten Naturforschers bestätigt, und was das Schlagendste ist, Olivi wußte gar nicht, daß Aristoteles die Lebensart des Gaudius, der bei ihm Phycis heißt, beschrieben hat.

In einem folgenden Artikel werden wir nun die auf den Monumenten des Alterthums abgebildeten Thiere beschreiben, welche nicht mehr vorhanden zu seyn scheinen.

Aufmunterung.

Sey zum Kampf gerüstet, sey bereit:
Ob dir Krieg, ob Friede dir beschieden;
Wahre nur den innern heil'gen Frieden,
Quell und Bürgen deiner Seligkeit.

Da die Welt so seltsam ist gemischt,
Da dem Frieden kann auch Krieg entspringen,
Da der Krieg selbst muß den Frieden bringen
Und der Zwietracht Fackel nie verlischt!

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, November.

(Beschluß.)

Professor Vinet und die französischen Moralisten.

Vinet war billig genug, die charakteristische Irreligiosität jener Moralisten aus der damals so allgemeinen Schändung der Religion herzuleiten, die blos zur Beschönigung aller Laster und Schandthaten dienen mußte. Den größten Atheisten des Alterthums hätte eine Bartholomäusnacht, eine Revokation des Edikts von Nantes noch zehnmal atheistischer machen müssen. Eine schöne Stelle aus Voltaire zeigte zwar, daß diese Herabwürdigung der Religion auch einen ganz andern Einfluß haben dürfte. Daß überdieß die damalige politische Ruhe die Irreligiosität genährt habe, beleuchtete Vinet durch einen Ausspruch Bakons: der Friede führe zum Atheismus und der Krieg zur Religion; und leichter, wie heilsamer möchte wohl seyn, die Wahrheit der lezten Behauptung nachzuweisen. Vinet verkannte ferner nicht, daß jene Moralisten eifrig an der Zerstörung vieler und sehr großer Uebel gearbeitet, und daß manche der schönsten Ideen, wie die von Vaterland, Humanität, Gemeinwohl, Menschenwerth u. a. durch sie erst in Frankreich entstanden. Bezweifeln möchte ich aber, daß ihre Lehren, die so viel Schönes enthielten, blos darum nicht den Haß der Geistlichkeit überwinden konnten, weil die Unsittlichkeit der Lehrer sie Lügen strafte; denn war Jesus, der sündlose, nicht dennoch von den Pharisäern verfolgt? Eben so scheint mir, daß sie nicht eben ihrer Streitigkeiten wegen zu verdammen sind, denn wohl noch heftiger stritten sich die gepriesenen Reformatoren. Die ganze Geschichte lehrt que du choc des opinions nait la lumière. Auch dieß dürfte schwer zu erweisen seyn, daß es allen jenen Männern nicht um Recht und Wahrheit, sondern nur darum zu thun war, ihre Meinungen geltend zu machen, und daß sie Anderer Vorurtheile nur durch die ihrigen verdrängen wollten. Sollte nicht diese Ansicht selbst ein Vorurtheil seyn? Gern wird man endlich Vinet beistimmen, daß die Tendenz jener Moralphilosophen eine negative, eine destruirende war. Zugegeben indessen, daß durch sie vornämlich das Sozialgebäude untergraben, durch sie hauptsächlich die französische Umwälzung herbeigeführt wurde, so kann doch, welchen Abscheu man vor jeder Revolution haben mag, Niemand läugnen, daß Frankreichs gegenwärtiger Zustand, und in jeder Beziehung ohne Vergleich, besser als der ehemalige heißen darf. Wer sein Haus von Grund aus in bessern Stand sezen will, hat manches Ungemach zu bestehen; doch wenn das überstanden, freut er sich der Verbesserung, und verklagt nicht die unentbehrlichen Arbeiter, weil viele gefehlt haben und alle wohl nur aus Eigennuz thätig waren. Den Glücklichen und den, der sich einbildet, daß er jedenfalls zur kleinen Klasse der Privilegirten gehört haben würde, rührt freilich oft wenig die tiefste Erniedrigung von Millionen, und ihn beruhigt wohl der Gedanke, daß Gewohnheit jedes Loos erträglich mache. Er beschuldigt, wenn das Volk klagt, nicht die, die es elend machten, sondern die nur, die das Elend aufdecken. Der Edlere aber und der ächte Christ darf glauben, daß ein gütiger Gott jenen Zustand nicht ewig dauern lassen werde. Und wenn eine solche Aenderung im Rathschlusse des Ewigen liegen muß, so mögen wir wohl wünschen, daß sie auf dem Wege allmähliger Verbesserung vor sich gehe, zugleich aber fragen, ob sie auf diesem je möglich gewesen wäre. Verneinend antwortet die ganze Weltgeschichte. Sie lehrt, daß unsere Natur gewaltsame Stürme nöthig macht, damit die Menschheit vorrücke. Wie die kirchliche Umwälzung, so war die lezte politische und soziale durch die bestehenden Verhältnisse geboten. Wehe dem, der Aergerniß gibt; verdammen wir jedoch nicht die Werkzeuge, deren die Vorsehung sich bediente, um Großes und Nothwendiges zu bewirken. An dem Moralisten ist es, die Causalverbindung dieser Erscheinungen nachzuweisen und zu zeigen, was solche fürchterliche Katastrophen herbeiführt, was wir zu thun haben, um sie zu verhüten, was uns entschuldigen mag, wenn sie dennoch einbrechen, und was trösten soll, wenn wir aus einem höhern Gesichtspunkte ihre Folgen betrachten.

Diese und ähnliche Gedanken drängten sich mir unwillkührlich während der Rede Vinets auf, so oft ich mir die Gesinnungen vorstellte, die ich bei dem allergrößten Theile seiner Zuhörer voraussetzen konnte. Wie viele Baseler mögen nicht längst schon alle sogenannten Philosophen verabscheuen? wie viele nicht ohnehin alles, was Revolution heißt? Und jezt fühlen alle blos das Schmerzhafte einer jüngst erlebten! Wo dürfte das Bedürfniß größer seyn, daß ein Mann von ächt philosophischem Geist, ächt religiösem Sinn die Widersprüche der Weltregierung versöhnend zu lösen versuchte.

Auflösung der Räthsel-Metamorphosen in Nr. 286:

1) Kuh. Uhu. 2) Eselchen. Seelchen. 3) Rebe. Eber.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 39 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. December 1833.

Sie kommen und sie gehn,
Und mir wird immer seltsam weh,
So oft ich rufen muß: Ade!
Auf Nimmerwiedersehn!

Wilhelm Hauff.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

Eine Novelle.

Wenn Jemand Italien bereisen wollte und mich über die zweckmäßigste Art des Reisewagens befragte, so würde ich ohne Bedenken meine Stimme geben für eine leichte, zweckmäßige Kutsche, mit dem Bocke hinten. Die vier großen Fenster gewähren, wenn man sie herunterläßt, der Luft freien Durchzug, während das Oberverdeck vor der Sonne schützt; die Aussicht ist jedenfalls fast ungehindert; der Mangel eines Kutschersitzes schlichtet von selbst alle Streitfragen über zwei oder vier Pferde, welche sonst Ursache zu ewigen Feindseligkeiten auf den Stationen geben, denn ohne Bock wird nur in England mit zweien gefahren, und bei üblem Wetter endlich ist man ganz gewiß besser aufgehoben, als in den halbgedeckten Mitteldingern, welche die Unannehmlichkeiten aller Fuhrwerke in sich vereinigen. — Diese Betrachtungen beschäftigten mich, als ich in meinem bequemen Reisewagen mich die Alpen hinaufziehen ließ, Italien im Rücken, blauen Himmel und steile Felsen im Auge. Es war still und schwül, die heiße Mittagsluft war noch von keinem frischen Abendhauche abgekühlt, aber dennoch hatte man das angenehme Gefühl, daß die größte Hitze überstanden sey. Gegen fünf Uhr kamen wir in den Schatten einer Bergwand; ich ließ halten, stieg mit der dem Reisenden gewöhnlichen Steifheit aus und wedelte mit dem Taschentuche meiner Stirne Kühlung zu. Dann ging ich gemächlich neben meinem Wagen her, dessen Knarren, wenn er über Wurzeln rollte, das Einzige war, was die allgemeine Stille unterbrach, ohne jedoch unharmonisch darein zu klingen. Das Aufschreien einer Krähe machte mir den Eindruck, als ob in einem Konzerte bei irgend einem pianissimo smorzando auf einmal eine Dame laut zu sprechen anfängt; ich wendete mich unwillkührlich, wie verweisend nach dem Thiere um, das mich in meinen Träumereien störte, mußte aber über mich selbst lächeln, als es, ohne auf mich zu achten, schwerfällig und immer lauter krächzend über meinem Haupte hinflog. Nun hörte ich entferntes Gelächter und gewahrte, als ich gleich darauf, dem Wege folgend, eine Wendung machte, zwei junge Mädchen in eleganten Reisekleidern, die, fröhlich lachend, im niedrigen Gebüsch nach Beeren suchten. Mit freundlichem Gruß nahte ich mich ihnen und — es war etwas in ihrem Tone, was mich auf den Einfall brachte — redete sie auf gut wienerisch an, was sogleich, mit übersprudelnder Freude, einem Landsmanne zu begegnen, in demselben Dialekt erwidert ward. Mein Wagen folgte nach und ich hatte meinem Bedienten einen Befehl zu geben, den ich, da er ein Engländer war, natürlich in seiner Sprache ertheilte. Dieser Umstand und das Ansehen meines englischen Reisewagens machte die Mädchen auf einmal stutzig; sie sahen mich fragend an,

ich aber bemerkte ihre Neugierde gar nicht, sondern erkundigte mich, wie sie hierher kämen, und erfuhr, daß ihr Wagen mit Mama und Gouvernante ein paar hundert Schritte vor ihnen sey und sie nun eilen müßten, ihnen nachzukommen. Ich bot mich zu ihrem Begleiter an; mein nüchternes, ältliches Ansehen mochte wohl Ursache seyn, daß sie mein Anerbieten ohne Zögern annahmen, und nun sezten wir, unter Schäkern und Lachen, allmählig steigend unsern Weg fort. Als wir den Wagen erreichten, war die Bekanntschaft schon völlig etablirt; ich wußte, daß Mama wegen ihrer Gesundheit reise, daß die Gouvernante eine alte Französin sey, die, treu dem stereotypen Charakter der Race, seit dreißig Jahre deutsch lerne, ohne sonderliche Fortschritte gemacht zu haben, und alle Hunde Sie, alle Menschen Du nenne; daß die Reisegesellschaft Anfangs neun Wagen stark gewesen, und deßhalb in keinem Wirthshause Platz, wohl aber in jedem Ursache gefunden habe zu Zank und übler Laune, indem Jedes das beste Zimmer und Bett für sich habe erobern wollen; daß Mama endlich deßhalb beschlossen, sich von den Uebrigen zu trennen, und nun mit den Töchtern und der Gouvernante allein den Rückweg nach Wien fortsetze. „Wohin Sie gewiß auch gehen?" sagte die Braune neugierig. Ich lächelte und erwiderte nichts. Als die Mutter ihre Töchter in Begleitung eines Herrn ankommen sah, lehnte sie sich weit aus dem Fenster der Kutsche und waffnete die nicht genügende Sehkraft mit Brille und Lorgnette; doch jemehr der Nebel der Ferne schwand, je mehr meine Equipage und endlich auch mein graues Haar sichtbar ward, desto mehr wich ihre Spannung aus Haltung und Gesicht. Als wir dem bergan schleichenden Wagen ganz nahe waren, ließ Mama halten und schlug Madame Larive vor, auch ein Stückchen zu Fuße zu gehen. Ich eilte, mich ihr — in französischer Sprache — als ein Glückskind vorzustellen, das ihre allerliebsten Töchter am Rande des Weges gefunden. „Ah, Monsieur est français!" unterbrach mich die Gouvernante mit Entzücken. Ich verbeugte mich zweideutig, die Mädchen sahen mich wieder zweifelhaft an, und ich ergözte mich abermals an ihrer Neugierde. Die Station war nahe, auf der Höhe des Gebirgs; die Mutter stieg bald wieder in ihren Wagen, wir Andern aber erreichten das Haus vor ihr, die Mädchen in fröhlichem Gespräch an meiner Seite hüpfend, die Gouvernante in Muthmaßungen über das zu erwartende Souper vertieft und auf die chère allemande schimpfend. Auf der Station fanden sich nicht mehr als vier Pferde, die für mich bestellt waren. Die Aussicht für den andern Wagen war trostlos; denn mit der charakteristischen Rastlosigkeit der meisten vornehmen reisenden Damen schien es die Gräfin T. wirklich für eine ernsthafte Widerwärtigkeit anzusehen, ein paar schöne Nachmittagsstunden im Tyroler Gebirge aufgehalten zu werden. Daher empfing ich für die Abtretung meiner Pferde, wozu ich mich leicht entschloß, weit mehr als den verdienten Dank, sah bald darauf den Wagen, der meine neuen Bekannten einschloß, mit einer Art wehmüthigen Gefühles die Straße hinabrollen, und hing einer ganzen Reihe oftgedachter Gedanken nach, wie man sich auf dieser weiten Erde berührt und wieder trennt, und manchmal ohne Spur sich aus den Augen schwindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Ansiedlung.

Meinem in meinem lezten Briefe gegebenen Versprechen gemäß, führe ich Sie nun in die Wildniß zu den Ansiedlern.

Der Staat verkauft die Gründe in Sektionen zu tausend Morgen, wobei der Morgen zu einem Dollar angeschlagen wird. Ländereien, die die entfernteste Aussicht zu einstigem Ertrage geben, sind schon alle in Händen von Privatspekulanten, und von diesen ist es schon gefährlich zu kaufen; denn da keine obrigkeitlichen Grundbücher bestehen, so ist der Kaufkontrakt der einzige Besitztitel, wobei natürlich der ältere den Vorzug hat. Es verkauft z. B. A. an C. einen Grund, den A. ursprünglich vom Staate gekauft hat. C. bringt nun auf demselben eine Hütte zu Stande, nach einigen Jahren werden auch Waldgründe zu Aeckern umgeschaffen, nicht lange, so ist das Gut zehnmal den Ankaufspreis werth. Es erstehen noch einige Hütten im Umkreis einer Quadratmeile, und dieses ist nun eine Stadt, bekommt einen Platz auf der Landkarte und einen berühmten Namen, wie Paris, Athen, London, Rom, Theben, Manchester und dergl. Diese aufblühenden Städte sind die amerikanische Fata Morgana. Indessen schlägt ihr meistens ephemeres Daseyn tiefe Wurzeln in den patriotischen Gehirnen, und von der Landkarte verschwindet ihr Name nimmermehr. Auf diese Weise ist C's. Gut hundertfach den Ankaufspreis werth. C. würde sich aber gerne mit einem weit geringern Profit begnügen und den Wald, respektive Stadt, wieder veräußern; es ist aber ein begreiflicher Finanzgrundsatz der Länderspekulationskompagnien, daß sie den Preis der Güter nicht unter ihren angenommenen Werth sinken lassen, weil allein auf dem Reiz der außerordentlichen Vermehrung des Güterwerths durch Kultur die Möglichkeit beruht, die noch ganz wilden Gründe theilweise zu veräußern, und das Land nach und nach in Kulturstand zu bringen. Ein so gemeinnütziger Zweck heiligt die die Mittel. Wenn also C. Miene macht, verkaufen zu

wollen, so kommt B., der Croupier des A., zeigt einen bessern Titel, d. h. einen ältern Kaufkontrakt vor und wirft den C. hinaus. Dieser kann dann seinen Regreß an A. suchen, wenn er Geld zum Prozeß hat; dann erfährt er aber, daß eigentlich nicht A., sondern X. der Grundeigenthümer war, und A. ist verschwunden. B. sezt einen angeblichen Pächter auf das Gut, und die fingirte Pachtsumme bestimmt dann den Kapitalwerth desselben.

Man hat keinen Begriff davon, mit welch uneigennütziger Philanthropie die Ländereigesellschaften verfahren. Nicht nur zu 25 Cents tragen sie den Morgen rohen Landes an, nein, sie verschenken zu zwanzig Morgen Grund an den, der die Verpflichtung übernimmt, die Ländereien zu kultiviren und Haus und Hof aufzurichten, und der über die Mittel, es auszuführen, sich ausweist, was freilich nicht wenig sagen will. So wie dann die Fata Morgana erscheint, bekommt die Gegend einen Ruf, und der Grundwerth steigt in rascher Progression. Man braucht nicht erst weit in die innern Wüsten zu dringen, um solche Güter zu bekommen; in den am dichtesten bevölkerten Staaten, in Newyork selbst, sind deren noch genug, und in der ganzen Hamilton County, einem Land von 81 deutschen Quadratmeilen Flächeninhalt, steht noch nicht Ein Haus, und so ist es auch in den angrenzenden Ländern.

Dieß sind die Nachrichten und Erfahrungen, die mein Gemahl bei seiner ersten Reise durch den Staat Newyork gesammelt hat. Bevor er sich auf den Weg machte, hatte er sich so viele Vorkenntnisse erworben, als immer möglich war, hatte sich nicht nur bei allen seinen Bekannten erkundigt, sondern auch die vorzüglichsten Agenten im Fache zu Rathe gezogen. Das Ländereibüreau, welches am reichsten mit Planen und Landkarten ausgestattet ist und die größte Auswahl an Realitäten darbietet, ist auf dem Water-Market zu Newyork so gelegen, daß die Ankömmlinge, die meistens hier landen, sich von selbst hineinfinden. Der Vorsteher desselben ist Master Blabber, der sogleich dem Eintretenden in Folianten die vortheilhaftesten Güteranschläge vorlegt und über alle Anstände genaue Auskunft verspricht, wofür er persönlich und mit seinem ganzen Vermögen hafte. Bei der ersten Frage, die man an ihn stellt, fließt ihm ein Redestrom vom Munde, die eine gute Viertelstunde in einem Athem dauert; da hilft kein Unterbrechen, er läßt sich nicht irre machen, bis er zu Ende ist, und seine kräftige Baßstimme übertönt alle Einwürfe. Ist er fertig, so wird er ganz stille, er ruht aus, zündet sich seine Cigarre an, scheint zerstreut, kümmert sich nicht weiter um die Zuhörer, die sich dann aus der langen Rede aussuchen mögen, was ihnen taugt, und auf jede weitere Frage erwiedert er immer nur: „eben sagte ich es Ihnen," oder: „so wie ich Ihnen sagte." Hat er endlich ausgeraucht und ausgeschnaubt, haben sich neue Kauflustige gesammelt und wird eine neue, ganz andere Frage aufgeworfen, so beginnt Master Blabber seinen Vortrag von Neuem, ohne eine Sylbe daran zu ändern. Seit fünf Jahren hat er in seinem Büreau kein anderes Wort gesprochen, wöchentlich viele hundert Personen in April geschickt, und ist dick und stark dabei geworden.

Hat ein Ansiedler einen Platz gefunden, wo er sein Glück versuchen will, so trifft er in der zunächst gelegenen Ortschaft einen bevollmächtigten Agenten, der ihm mit Hinweisung auf die Karte einen Kaufkontrakt ausfertigt. Wie er dann die auf der Mappe ihm gezeigte Parzelle aus dem großen Territorium herausfinden mag, darum kümmert sich Niemand, und er greift zu, wo er Lust hat, und läßt es auf die Gefahr ankommen, in der Folge nur als Pächter anerkannt zu werden, weil er dann doch, ohne Pachtzins zu entrichten, im physischen Besitz gelassen wird, indem seine Gegenwart andere Ansiedler herbeizieht, wodurch der Grundwerth in der ganzen Umgegend steigt. Nun läßt er einen Aufruf in die Zeitung des County setzen, der ungefähr so lautet: „Der Unterzeichnete, welcher sich da und da ansiedelt, ladet seine Freunde und Nachbarn zum Hüttenbau respektsvoll ein. Zum Sammelplatz sind die nördlichen Wohnungen der Stadt N. auf den 15ten dieses Monats bestimmt. Als Mundvorrath hat der Unterzeichner zwei Fässer Branntwein, einen Büffel und Brod in gehöriger Menge besorgt." Sind die Nachbarn von zwanzig und mehr Meilen zusammengekommen, so wird in den Wald gezogen und der gelegenste Platz ausgesucht. Dann werden Bäume gefällt, die Aeste abgehauen und die Stämme in einem Viereck über einander gelegt. Hat das Gebäude eine Höhe von etwa sieben Schuhen erreicht, so werden mit der Säge die Oeffnungen für Fenster und Thüren eingeschnitten; dann werden die rohen Schlußbalken aufgelegt, die Sparren aufgesezt, Aeste darüber gebreitet, diese mit Laub überschüttet, auf welches man Erde wirft und zulezt Gras legt, und damit ist das Wirthschaftsgebäude fertig, dessen Vollendung selten mehr als zwei Tag erfordert. Papier vertritt die Stelle der Fensterscheiben, die Zwischenräume, die die ungezimmerten Bäume lassen, werden bei Zeit und Gelegenheit mit Lehm und Moos verstopft, nach und nach Thüren gezimmert und dann sofort gewirthschaftet. Jeder Wirth umgibt sein Gut mit irgend einer Einfriedigung, und so entstehen zerstreute Ansiedelungen, die in keine geschlossenen Ortschaften zusammenfließen können. Bisweilen trifft man in solchen Hütten Leute, die in Europa in Pallästen gewohnt haben, und sieht in der trübseligen Eremitage Trümmer von Luxus, welche die gefallene Größe beurkunden. Wenn nun vollends ein sibirischer Winter das Land überzogen hat, so haben wir das Bild, welches Fenimore Cooper

in seinen Quellen der Susquehanna mit so poetischen Farben ausmalt und mit dem tröstlichen Motto ausstattet: „Der König hat nicht dich, du hast den König verbannt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die vier Sergeanten von Larochelle.

Vor einigen Tagen war wieder eine außerordentliche Vorstellung zum Benefiz eines Ungenannten im Odeontheater, zu welcher sich Schauspieler aus drei Theatern vereinigt hatten, nämlich aus dem Ambigu comique, dem Palais-royal-Theater und dem Vaudeville. Es waren vier Stücke angekündigt, wovon das eine ein Schauspiel oder Trauerspiel in fünf oder sechs Aufzügen war. Deßhalb fing man schon vor sechs Uhr an, was in den großen Pariser Theatern etwas sehr Seltenes ist. Mit Recht hieß diese Vorstellung daher auch eine außerordentliche. Der Saal war wieder recht voll, und das Parterre bestand wiederum großentheils aus Studenten; jedoch machten sie dießmal keine so gedrängte Masse aus, wie bei der lezten Benefizvorstellung; es ging daher auch stiller und anständiger zu. Die Schauspieler des Ambigu comique, welches bekanntlich zu den Boulevardstheatern gehört, gaben zuerst das Schau- oder Trauerspiel: „Die vier Sergeanten von Larochelle;“ ein Stück im Geschmacke der Melodramen, wie die Boulevardstheater sie Jahr aus Jahr ein dem Volke auftischen. Ein recht schwarzer Verräther ist darin eine unentbehrliche Person. Daran fehlt es denn auch in diesem Stücke nicht, das noch das Eigene hat, daß es nach einer wirklichen Begebenheit gedichtet ist, nämlich nach dem Kriminalprozesse der vier Feldwebel oder Sergeanten, die unter der Regierung Ludwigs XVIII. des Hochverraths beschuldigt, zum Tode verurtheilt und auf dem Gröveplaze hingerichtet wurden. Es waren vier edle Jünglinge, deren Seele die jämmerliche damalige Regierung mit Unwillen erfüllte, die aber wahrscheinlich es nicht zu einer völligen Verschwörung trieben; denn wie konnten sie hoffen, daß vier Sergeanten damals schon eine Staatsumwälzung hervorbringen würden? Die Bourbons wollten aber dem Militär Schrecken einflößen und verfuhren bei dieser traurigen Gelegenheit mit übertriebener Strenge, man kann sagen, mit Grausamkeit. Die vier Freunde starben mit einem Muthe, der Paris und ganz Frankreich mit Bewunderung erfüllte. Seit der Julirevolution hat man versucht, die ihnen vom Gerichte angethane Schande wieder auszulöschen; einmal ist der Jahrestag ihrer Hinrichtung sogar feierlich begangen worden. Die republikanische Parthei besonders hat sich ihres Andenkens sehr lebhaft angenommen und die vier jungen Feldwebel als Märtyrer der Freiheit dargestellt. Kaltblütigere Personen aus andern Partheien haben jedoch behauptet, man müsse das Urtheil eines Gerichtshofes ehren und dasselbe als unwiderruflich ansehen; sonst sey es aus mit der Gerechtigkeit in Frankreich. Somit hat die verlangte Rehabilitation nicht stattgehabt. Die Freunde und Verehrer der vier jungen Krieger haben aber deßhalb nicht nachgelassen, ihr Angedenken zu feiern, und das erwähnte Schauspiel ist eine Art von Apotheose ihrer That. Sie erscheinen darin als ächte Vaterlandsfreunde, die mit Unwillen sehen, daß die Bourbons den kriegerischen Ruhm Frankreichs verdunkeln wollen, und sich mehrmals über die Lage ihres Vaterlandes besprechen. Dieß wird von dem Aumonier oder Beichtvater des Regiments als eine Verschwörung angesehen. Dieser Beichtvater ist der Verräther im Melodram, und die Dichter haben ihn so schwarz und heimtückisch geschildert, als nur immer möglich war. Er belauscht alle Schritte der Soldaten, mischt sich in Alles, spielt den Angeber, droht mit Ungnade und Bestrafung, klagt vor Gericht und ruht nicht eher, als bis er die vier Jünglinge auf das Blutgerüste gebracht hat. Solch ein verruchter Charakter ist unnatürlich; allein auf den Boulevardstheatern müssen die Farben stark aufgetragen werden, sonst findet das Volk kein Behagen daran; entweder müssen die Leute rein und unschuldig wie die Engel, oder höllisch wie die Teufel seyn. Gewöhnlich stellen die Dichter beide Ingredienzien in ihren Stücken einander gegenüber, und dieses ist es eben, was die Zuschauer lieben. Fast alle Melodramen sind nach dieser Patrone zugeschnitten. Es kommt in dem Stücke noch ein recht vernünftiger Hauptmann vor, welcher mit dem Almosenier in einen Wortwechsel geräth, weil ihm der Geistliche vorwirft, er halte nicht genug auf die Andachtsübungen bei seinen Soldaten, worauf der Hauptmann recht gescheidte Worte erwidert. Dergleichen Gespräche mögen unter der Regierung der Bourbons zuweilen in den Kasernen vorgefallen seyn. Damals war die Geistlichkeit ihres Einflusses wegen sehr furchtbar, sogar bei dem Kriegsheere, und mehr als ein Offizier soll abgesezt worden seyn, weil er den geistlichen Herren nicht Achtung genug bewies. Bories ist im Stücke, wie in der wirklichen Begebenheit, der ausgezeichnetste der vier Vaterlandsfreunde, und mithin derjenige, den der Almosenier am meisten haßt und dessen Unglück er am eifrigsten befördert. Er erlauscht im Gespräche des Bories mit seinen Freunden, daß jener Briefe von einem gleichgesinnten Freunde in der Provinz erwartet. Er fängt die Briefe auf; es kommen verdächtige Ausdrücke darin vor; diese werden von der Polizei als Hochverrath ausgelegt, und ein Kriminalprozeß wird gegen die vier Sergeanten eingeleitet. Hiemit endigt der dritte Aufzug. Ich glaubte, das Stück sey nun aus und der Verfasser habe seinen Zuschauern das Weitere ersparen wollen; allein so barmherzig sind die Boulevardsdichter nicht; sie müssen die Qualen ihrer Helden bis zum lezten Augenblick mit grellen Farben ausmalen. Im vierten Aufzuge geht die Handlung im Saale des Greffiers oder Gerichtsschreibers vor. Die Advokaten haben eine Unterredung mit den vier Angeklagten; der Geistliche schleicht herbei, macht dem Advokaten des Bories Vorwürfe über seine Vertheidigung eines Verräthers und schlägt ihm vor, dessen Schuld einzugestehen, wofür der Anwalt auch vom Staate belohnt werden solle. Der Advokat lehnt die Anträge stolz ab und sagt recht gute Dinge über die Pflichten eines Vertheidigers der Beklagten. Hernach macht sich der Geistliche sogar an einen Kameraden, welcher die Gefangenen besucht und tröstet, und hat auch diesem etwas, ich weiß nicht mehr was, vorzuwerfen; aber dieser fertigt ihn ebenfalls schnöde ab. Im lezten Aufzuge ward uns der Eingang des Assisenhofes dargestellt, um die Sache recht anschaulich zu machen, und man konnte sich wirklich in den Justizpallast versezt glauben. Das Ganze endigt mit der Verurtheilung der Angeklagten. Der Hauptmann sucht Bories und die Andern zu retten, allein der überall herumschleichende Almosenier verhindert es, und sie werden zulezt geknebelt zum Richtplaze abgeführt. Hiemit endigte der fünfte Aufzug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. December 1833.

— Was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel sich in Uebeln überbrütet?

Goethe.
Faust. 2ter Theil.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wenn der Wirth und seine Familie hier zehen Jahre arbeiten, und zwar mit einer Anstrengung, die der Amerikaner bewundert und die ihnen daheim selbst fremd war, wenn er noch einiges Geld in der Hand behalten, um die Kosten der ersten Einrichtung zu bestreiten, so hat er am Ende die Mittel, das animalische Leben zu fristen, in Fülle. Aber außer den Milizübungen, denen er auf viele Tagereisen entfernten Sammelplätzen jährlich einmal beiwohnen muß, bekommt er nie eine menschliche Gestalt zu Gesicht, nie erfreut der Glocken freundlicher Ruf sein Ohr, und das gemeinschaftliche Gebet im Gotteshaus, das neben seinem religiösen Werthe ein Band ist, welches die Menschen brüderlich vereint, den Sonntag, der in jedem deutschen Dorfe ein Fest- und Freudentag ist, entbehrt er ganz. Er verwildert, fühlt sich elend, und ergibt sich endlich dem Trunke, da ihn die amerikanischen Händler für seine Produkte meistens mit Branntwein bezahlen. Man gehe diese Kolonisten durch, fast alle sind Trunkenbolde, ohne deßhalb ihres Lebens froh zu werden; ihr Rausch ist amerikanisch, er gleicht einer Fieberglut mit Bewußtlosigkeit und Ohnmacht. Das, und kein anderes, ist meistens das gepriesene Loos, das Ziel, welches der Landmann im besten Fall erreicht, wenn er ein hinlängliches Kapital mitbringt. Aber er hat keinen Herrn und König; was Jeder hat, besitzt er als sein eigen und genießt es ganz allein für sich. Kein Glanz eines Hofstaates, kein Prunk der Großen machen ihm seine Entbehrungen fühlbar, und die Tausende, die der Luxus in andern Ländern beschäftigt und nährt, darben hier im dolce far niente. Jeder scharrt für sich, und der Reiche ist glücklich im Anschauen seiner Dollars, ohne nur zu ahnen, welchen Genuß er davon haben könnte. Seine Lebensweise bleibt einfach, und gibt er den Armen keinen Verdienst, so gibt er ihnen auch keinen Anlaß zum Neid. Keine Staatsbauten werden unternommen, um in Zeiten der Noth den Dürftigen zu erhalten; im Gegentheil, man erzeugt künstliche Noth, lockt unzählige Arbeiter herbei, und der Taglohn wird herabgesezt. So bringt eine Aktiengesellschaft mit wenig Kosten Kanäle, Eisenbahnen und dergleichen zu Stande.

Und wenn einmal Alles so mit Dampf wird betrieben werden, was sollen dann die Menschen anfangen? Wenn sie sich so stark vermehrten, wie in Europa, so wäre es allerdings eine bedenkliche Sache. Die amerikanischen Frauen sind aber nicht so fruchtbar. Aeußerst selten trifft man mehr als drei Kinder in einer Familie. Zwar ist der Volkszufluß von Außen ungeheuer, aber eben so der

Abgang, und nicht der fünfte Theil übersteht die Arbeit, die sein Leben fristen sollte, oder unterliegt dem Einflusse des Klimas, an das sich selbst die Nachkommen der ältesten Einwanderer noch nicht ganz gewöhnt haben. Wer all den furchtbaren Seuchen entrinnt, die sich regelmäßig folgen, stirbt an der Auszehrung. Ein bejahrter Mensch ist eine große Seltenheit, und hohes Alter sezt ein mit indianischem vermischtes Blut voraus.

Die rüstigste schwäbische Ansiedlerin verliert hier alsbald ihre Fruchtbarkeit, und die Ursache davon muß vornehmlich in der Nahrung liegen. Alles Fleisch — nur der Büffel, und auch an ihm nur der zum Ekel fette Höcker macht eine Ausnahme — ist unschmackhaft, deßgleichen alle Vegetabilien. Dem Ansehen nach hat man hier sehr schönes Obst, besonders viel Pfirsiche, aber wenig Aprikosen und gar keine Pflaumen. Ananas und Pomeranzen kommen in Frachten von den beiden Carolinen und liegen hier in Newyork auf dem Markte wie bei Ihnen Kraut und Kartoffeln, aber sie stehen sammt und sonders den Früchten Europas an Feinheit, Arom und Gehalt fast so weit nach, als das Cichoriensurrogat dem Kaffee.

Hat nun der Kolonist den Rest seines mitgebrachten Vermögens zu Organisirung seiner Wirthschaft gänzlich aufgewandt, so soll er sich nur ja nicht einbilden, daß er je wieder einen Heller davon zu sehen bekommt; dafür ist gesorgt. — Die Amerikaner, die sich den Viktualienhandel angeeignet haben, dulden nicht, daß ihnen Jemand ins Handwerk pfusche; sie bilden eine mächtige Innung, sie haben Kaufhäuser und Magazine im ganzen Lande umher. Dahin bringt der Landmann seine Produkte, wo sie geschäzt und ihm mit Branntwein, Tuch, Wollenzeugen, Leinwand, Schaufeln, Pflügen und sonstigen Fabrikaten bezahlt werden. Fleisch muß geräuchert in diese Magazine gebracht werden, der Weizen wird gleich vermahlen und dann in die Städte verführt; sehr viel davon geht nach Brasilien. Landmärkte gibt es nicht, und die Innung wird nie welche aufkommen lassen. Manche industriösen Gemeinden haben Versuche gemacht, Lebensbedürfnisse selbst in große Städte zu schaffen; sogleich haben aber dann die Viktualienhändler die Preise so herabgesezt, daß die Landleute bei weitem nicht die Transportkosten herausschlugen. Diesen Winter hat ein Karren Holz in Newyork vier Dollars gekostet; plötzlich fuhren die Karren durch die Stadt und boten die Ladung um einen Dollar an, weil eine Landgemeinde ein Schiff befrachtet hatte und damit den Hudson herab gefahren war. Nach acht Tagen trat wieder der alte Preis ein und die Landleute waren mit Verlust nach Hause gegangen. Das Nämliche geschieht mit andern Lebensmitteln, die außer solchen zufälligen Ereignissen immer gleich hoch im Preise stehen, obgleich sie sich manchmal ungeheuer anhäufen, auf dem Markte verderben und dann zu ganzen Lasten in das Wasser geworfen werden.

Größere deutsche Gemeinden in Pensylvanien und am Ohio haben versucht, nach amerikanischer Art Kommunalbanken zu bilden und ihre Noten in Umlauf zu bringen, um den Tauschhandel in einen Geldverkehr zu verwandeln. Ihre Noten sind aber sogleich um 75 Procent gefallen und die Landbank ist gebrochen. Zwar bestehen noch einige solche Lankbanken, aber der Kurs ihrer Noten beschränkt sich auf den Gemeindebezirk.

Das nächstemal führe ich Sie an den Niagara.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Als ich mich allein sah, ging ich seitwärts vom Wege ab in eine der vielen Klüfte und trank in durstigen Zügen die reine Kühlung des Abends, die gleichsam von den Felsen auf mich herabströmte. Ich habe die Stunde nie vergessen, die ich dort, im Grase gelagert und das leichte Tanzen der Blätter belauschend, verträumte. Bald gab der verstohlene Schritt eines Wildes meinen Gedanken eine andere Richtung, bald das Picken des Spechts, das den stummen Lerchenwald durchhallte, wie der entfernte Schlag einer Axt. Auf einmal hoben sich die abgefallenen Blätter vor mir im tollen Tanz und wurden weit hinweggeschleudert; ein Schrei tönte durch die Luft und die hohen Bäume beugten ihre Wipfel tief, um sie im nächsten Augenblick wieder zu heben und ihre Häupter wie im Troz zu schütteln. — Ich fuhr auf; der Himmel war plötzlich mit schweren, düstern Wolken bedeckt, deren eine, gleich einem schwarzen Vorhange, den Wald zu berühren schien. Ich eilte dem Wirthshause zu und erreichte es nicht, ohne daß einzelne, schwere Tropfen mich erreichten. Kaum hatte ich die Thüre hinter mir geschlossen, als ein wüthender Platzregen vom Himmel stürzte. Ein undurchdringlicher Wasservorhang raubte mir alle Aussicht aus meinem Zimmer; doch das war nur ein kleines Uebel; daß aber nach und nach mehrere Wasserrinnen durch das Fenster in die Stube flossen und endlich gar einzelne dicke, trübe Tropfen durch die Decke des Gemaches drangen, das war ein Zufall unangenehmerer Art. Ich ging jezt eilig hinaus, um die Wirthin zu fragen, ob sie denn kein dichteres Zimmer habe; allein der Regen, der mir aus allen Theilen des Hauses entgegenströmte, gab genügende Antwort. In das meinige zurückgekehrt, suchte ich nach einem Orte, wo ich mein Portefeuille und andere von der Nässe leidende Reisegeräthschaften in Sicherheit bringen könnte, fand aber nichts als einen Wandschrank, dessen Schlüssel fehlte. Unterdessen hatten sich am Fenster einige regelmäßige Wasserkommunikationen gebildet und der Sturm peitschte unaufhörlich neue

Ströme durch die Spalten und Scheibenlücken. Das Unwetter hatte die Nacht vorzeitig herbeigerufen; ich verlangte Licht und befahl meinem mit der Lampe eintretenden Bedienten, eine dichte, warme Decke, die ich bei mir hatte, an die Leiste über den Fenstern zu befestigen, wozu er sich auch gleich anschickte. Aber kaum hing der Vorhang, als er mitsammt der Leiste prasselnd in das Zimmer fiel und mir einen Schlüssel, der oben auf dem Gesims gelegen haben mochte, ans Bein schleuderte. Während ich den Unfug melancholisch ansah, hatte mein treuer Jack schon begonnen, ihn nach besten Kräften wieder gut zu machen; unterdessen hob ich den Schlüssel, der ganz verrostet war, auf und versuchte, ob er etwa zu dem Wandschrank passe. Zu meiner Freude drehte er sich leicht im Schlosse und die Thüre ging auf. Ein verschlossener Geruch, der mir entgegenstieg, war bald verflogen, und nun sah ich im Schranke eine bunte Sammlung der verschiedenartigsten Sachen liegen: einen Shawl, ein paar Ridicules, etwas Wäsche, Pelzschuhe, zerfressene Fußsäcke, Liqueurflaschen, Luftkissen, Bücher und sogar ein Päckchen zusammengebundener Hefte. Als Jack eben mit seiner Arbeit fertig war und auf mein Geheiß anfing, den Schrank auszuräumen, kam die Wirthin mit dem Abendessen und zugleich mit der Nachricht, daß der Wolkenbruch die Wege gänzlich unfahrbar gemacht habe und daß daher das Weiterreisen für jetzt außer aller Möglichkeit sey. Ich mußte mich in mein Schicksal fügen. „Aber,“ sagte sie plötzlich, die Augen nach dem Schranke gerichtet, „wie haben Sie den geöffnet?“ Ich erklärte es ihr und fügte hinzu, als ich von ihr erfuhr, daß der Schlüssel zwei Jahre verlegt gewesen: „ei, dann wundert mich, daß Sie das Schloß noch nicht haben öffnen lassen.“ — „Man läßt hier oben bei uns nicht so leicht einen Schlosser holen, als bei Ihnen in der Stadt,“ gab sie zur Antwort; „und überdieß war nichts Wichtiges darin, nichts als ein paar Sachen, die Reisende hier vergessen haben und nach welchen nicht gefragt worden ist.“ — „Gehört dieß auch mit dazu?“ fragte ich, auf das Manuscript zeigend. — „Ja wohl,“ antwortete sie, „und wenn Sie es lesen wollen, so thun Sie es nur; ich weiß nicht, wer der Eigenthümer ist, und wenn ihm etwas daran gelegen gewesen wäre, so würde er sich in den zwei Jahren wohl gemeldet haben.“

Und dieß, lieber Leser, ist die Geschichte des Ursprungs dieser Blätter, die du jezt eben vor dir hast. Die Hefte enthielten nämlich ein in den Jahren 1826 bis 1828 geführtes Tagebuch, das durch den oben erzählten Zufall in meine Hände gerieth und auch bis jezt darin geblieben ist. Schon einmal habe ich im Allgemeinen Anzeiger Nr. — meinen Fund zur öffentlichen Kunde gebracht; dann nochmals in der .... Literaturzeitung Nr. 27; beide Male habe ich den Eigenthümer gebeten, sich zu melden; umsonst, kein Mensch hat sich gemeldet. Jezt ergreife ich das lezte verzweifelte Mittel, nämlich den Druck des ganzen Inhalts jener Hefte in den vorliegenden Blättern; vielleicht gelingt es mir, in dieser erweiterten Gestalt dem Gegenstande eine Aufmerksamkeit zu verschaffen, die ich in jenen kurzen Anzeigen vergebens erstrebte. Uebrigens ist es nicht meine Absicht, das Tagebuch in seiner ganzen Ausdehnung dem Publikum mitzutheilen; ich werde manchmal Stellen daraus anführen, gewöhnlich aber den Inhalt in eigene Worte zusammenfassen, wäre es auch nur, um mir die Langeweile des Abschreibens zu ersparen. Die löbliche Discretion in Betreff der Namen wird mir um so leichter fallen, da kein einziger Zuname im Manuscript genannt ist, was mich leider in meinen eigenen Forschungen sehr genirt hat. Die zur Vermeidung allzugroßer Undeutlichkeit angeführten Namen der Orte und Menschen sind von meiner Erfindung. Noch will ich erwähnen, daß mir manchmal der Verdacht gekommen ist, als ob die Hefte vielleicht ursprünglich zum Druck bestimmt gewesen seyen und sich gar nicht auf wirkliche Begebenheiten beziehen? Nun, wäre dieser Verdacht besser begründet, so würde ja durch die Herausgabe der ursprüngliche Zweck erfüllt, und in diesem Falle kann der Eigenthümer das Honorar, welches ein gütiger Verleger mir etwa zukommen läßt, bei mir abfordern; ich denke, wir werden uns dann leicht darüber verständigen; denn ich will es nur gestehen, ich bin eigentlich kein Schriftsteller, und glaube dadurch, daß ich dießmal ihrer Fahne folge, nur meiner Pflicht zu genügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Freiheitsbaum.

Ob in des ganzen Landes Raum
Dir, Freiheitsbaum, ein andrer gleiche?
So fragen wir die liebe Eiche
Und fragen dort den Apfelbaum.

Ob's fester sich im leichten Staub,
Ob tief im Grunde fester fuße,
Und ob der frischen Luft zum Gruße
Nicht besser taug' ein frisches Laub.

Und fragen dort, die ungehärmt,
Die Kinder, feiern ihre Feste;
Den Vogel auch, der hoch im Neste
Die Schaar der Jungen singend wärmt.

So wollen fragen wir im Angst,
Den Ackersmann, den müden Wandrer,
Ob besser du als je ein andrer
Zum Schatten und zur Labe taugst.

So wollen fragen wir im Herbst
Die Bauern, ob du etwa reicher
Für ihre Keller, ihre Speicher
Mit Früchten deinen Wipfel färbst.

So wollen fragen wir den Wind:
Der wird es doch zulezt entscheiden,
Ob besser von den Bäumen beiden
Die kahlen oder grünen sind.

Basel, im Sommer 1833.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Cotillon III.

Als kurz darauf nochmals der Vorhang aufging, fürchtete ich, die Dichter wollten uns nun gar noch die Guillotine vorführen. Glücklicherweise irrte ich mich; dieser sechste Aufzug sollte eine dichterische Apotheose der vier Jünglinge seyn. Man sieht darin nämlich einen Haufen Menschen versammelt, vor welchen der Advokat des Bories ein Gedicht zu Ehren der vier Hingerichteten absingt, worin sie denn wirklich als Helden und Märtyrer ihrer Freiheitsliebe besungen werden. Der zuhörende Haufe wiederholt den Refrain jeder Strophe. Dieser Zusaz gefiel mir besser, als zwei oder drei Aufzüge des Stückes.

Hiemit war der ernsthafte Theil der Vorstellung beendigt, und für das Tragische sollten die Zuschauer nun durch drei Schwänke entschädigt werden. Zuerst gab man den „Ball der Ouvriers,“ von dem ich bereits gesprochen habe, ein Stück vom Vaudevilletheater, das ziemlich oft gegeben und mit vieler Laune gespielt wird. Dann folgte eine andere Posse, „Cotillon III.,“ vom Ambigutheater, die besonders dazu geschrieben scheint, die Zeit der Regierung Ludwigs XV. verächtlich zu machen, wie die oben erwähnten vier Sergeanten ganz dazu geeignet sind, die Regierung der lezten Bourbons verhaßt zu machen. Cotillon III. ist ein Ausdruck, der von Friedrich dem Großen, in Anwendung auf die Madame Dubarri, Maitresse Ludwigs XV. und Nachfolgerin der Chateauroux und der Pompadour, herrühren soll. Das Stück hat nur einen Aufzug und spielt in dem Gemache der Favoritin. Jeder Zug in diesem beißenden satirischen Stücke dient dazu, die Verruchtheit jener Zeit darzustellen. Ein Erzbischof tritt auf, um der Favoritin aufzuwarten. Er rühmt sich, daß er es durch die Fürsprache der Favoritinnen bereits vom Abbé zum Erzbischof gebracht habe, und er meint, sollte ein Cotillon IV. kommen, könnte er vielleicht Kardinal werden. Er wird ins Boudoir der Maitresse aufgenommen und legt eine Probe seiner Geschicklichkeit im Auskleiden der Damen ab. Dann tritt die Dubarri mit ihrer Hofdame auf. Der König ist auf die Jagd gegangen; sie hat Lust, sich heute auf eine besondere Art zu ergözen. Die beiden Damen erinnern sich mit Wonne der Zeit, wo sie noch in einem Modemagazin arbeiteten und frei ihren Liebschaften nachgehen konnten. Eben hat ein Tambour eine Bittschrift an die Dubarri gerichtet, worin er sich ihrer Gnade empfiehlt und ihren Schuz in Anspruch nimmt, damit er wieder aus dem gezwungenen Kriegsdienst treten dürfe. Die Dubarri hat in dem Bittsteller ihren ersten Liebhaber, einen garçon patissier, erkannt und will sich auf seine Kosten belustigen. Sie läßt ihn also kommen und er soll heute tête à tête mit ihr essen. Dieser Tambour ist ein drolliger Charakter und das Beste in dem Schwanke. Er weiß gar nicht, wie er sich bei der so herablassenden vornehmen Dame benehmen soll, und als er die ehemalige Modistin in ihr erkennt, ist sein Erstaunen höchst komisch. Während sie am Essen sind, wird geklopft; ein Herzog meldet sich an; die Dubarri läßt ihm aber sagen, er solle ein ander Mal wiederkommen. Bei dem Worte Herzog geräth der Tambour in Schrecken; er kommt aber völlig außer Fassung, als nun auch der König, den das schlechte Wetter von der Jagd abgehalten hat, sich anmeldet und hereintritt. Schon bei dem Worte König ist der Tambour unter den Tisch geschlüpft. Ludwig XV. bezeigt sein Erstaunen über den stark besezten Tisch und über den gewaltigen Appetit der Geliebten. Diese gesteht oder lügt ihm vor, sie habe ihren Milchbruder bewirthen wollen. Der König will den Milchbruder sehen und versezt zufällig dem Tambour unter dem Tische einen Stoß, worauf dieser laut aufschreit und hervorkommt. Ludwig XV. belustigt sich an seinem Schrecken und will, er soll sich ihm gegenüber sezen und mit ihm essen, was dann wieder zu einer sehr drolligen Scene Anlaß gibt. Der König fragt ihn unter andern, was man im Heere von seiner Regierung sage, worauf der Tambour antwortet, in seiner Kaserne bekümmere man sich wenig um den König; nur sage man, es sey jezt die Regierung des Cotillon Nr. 3; der König will fast vor Lachen zerplazen und sagt, dieß sey das erstemal, daß er die Wahrheit erfahre. Die Dubarri, welche den königlichen Geliebten bei guter Laune sieht, läßt ihn die Ernennung eines Protégé des oben erwähnten Erzbischofs unterschreiben, welcher schon vorher angekündigt hat, dieselbe werde ihm ein gutes Douceur einbringen. Den Namen dieses Protégé weiß die Maitresse nicht; es wird also der Plaz für den Namen offen gelassen, und der König unterschreibt nichtsdestoweniger die Ernennung des noch Unbekannten zum Generaleinnehmer. Da nun der Tambour von der guten Laune des Königs auch etwas abbekommen soll, so wird ihm eine Stelle mit 10,000 Livres Gehalt gegeben, wofür er sich komisch bedankt, mit dem Zusaze, wenn der König ihm noch eine bessere Stelle zu schenken habe, werde er sie eben so dankbar annehmen. Schwerlich könnte ein Satiriker den Maitressenunfug unter Ludwigs XV. Regierung schärfer schildern, als es in diesem Vaudeville geschehen ist. Ist der Zweck der Dichter gewesen, dem Publikum Ekel wider die Cotillonsherrschaft einzuflößen, so haben sie denselben erreicht; allein dessen bedurfte es wahrlich beim französischen Volke nicht, denn gerade aus dem Unmuth wegen solch empörenden Unfugs ist die französische Revolution entstanden und die alte Dynastie entthront worden. Aesthetisch ist eine solche Darstellung auch keineswegs. Ueberhaupt gehören dergleichen Dinge mehr in die Schilderung eines Tacitus, als auf die Bühne oder auf Gemälde. Bei der lezten Kunstausstellung war ein kleines Gemälde zu sehen, die aus dem Bette steigende und fast ganz entkleidete Dubarri, welcher ein Prälat, vielleicht der Erzbischof in dem eben erwähnten Vaudeville, die Pantoffeln anlegt. Das Bild war nicht übel gemalt; allein wer möchte so etwas in seinem Zimmer aufhängen? So viel läßt sich indessen aus diesen Darstellungen schließen, daß in Frankreich die Maitressenherrschaft zu verächtlich geworden ist, als daß sie sobald wieder aufleben könnte. Ueberhaupt ist ein solcher Unfug mit der Preß- und Redefreiheit nicht wohl vereinbar.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. December 1833.

Der Augenblick ist da; der Todesweihe
Freiwillig Opferfest beginnt. —

Th. Körner.

Tschikosch Jurys *) Tod.

Ein Spiegelbild aus dem Plattensee.

„Heißer brennen meine Wunden;
„Kameraden seyd bereit!
„Nimmermehr kann ich gesunden,
„Thut mir an das Sterbekleid! —
„Kann den Fokosch nimmer schwingen
„Nach dem todtverfall'nen Ziel,
„Auch kein Heldenlied mehr singen,
„Todt bin ich für Kampf und Spiel."
Tschikosch Jury, matt und leis,
Spricht es zu den Raubgenossen,
Die um ihn den finstern Kreis
Schließen auf beschäumten Rossen. —
„Eile, Miska, **) denn es dunkelt;
„Lezter Sonnenuntergang!
„Nur das Klosterkreuz noch funkelt,
„Und der dumpfe Glockenklang
„Weht den Plattensee herüber,
„Und schon wird mein Auge trüber. —
„Mit dem leichten Nachen eile
„Fort die dunkle Wogenbahn,
„Bringe mir mit Windeseile
„Her den alten Kapellan!"
Und vorüber ziehn den Abend
Läßt die Bande, schweigsam grabend
In der finstern Räuberschluft
Eine weite, tiefe Gruft.
Während dumpf die Klosterglocken
Zum Gebet andächtig locken
Greise Sünder, fromme Kinder,
Fördert sich das Werk geschwinder.
Und es ist das Todtenkleid
Und des Hauptmanns Grab bereit. —
Nun erschallen Hufesschläge
Von des Walds geheimstem Wege,
Und mit scheu verzagtem Tritte,
In die grause Räubermitte,
Unter Miska's Schutzgeleite,
Wankt der alte Gottgeweihte.
Und er schlägt ein Kreuz erschrocken
Ueber Stirn und Brust geschwind,
Durch des Priesters weiße Locken
Irrt der nächtlich kühle Wind;
Einer Fackel schwankes Licht
Zittert um sein Angesicht. —

*) Ungarisch für Georg.
**) Ungarisch für Michael.

Digitized by Google

Hoch erhebt er die Monstranze,
Die durch all' die Nachtgestalten
Blicket mit verklärtem Glanze,
Voll versöhnender Gewalten,
Wie der Sonne helles Leuchten,
Aus dem schwarzen Wetterflor,
Durch die Stürme, die verscheuchten,
Ruhig sieghaft blickt hervor.

Langsam von dem Sterbelager
Hebt sich Jury, bleich und hager:
„Seyd zum leztenmal willkommen,
„Alter Priester, Gott ergeben;
„Wenn dieß Feuer ist verglommen,
„Ist es auch mein Räuberleben.
„Brechend sieht mein Blick noch jag
„Auf der Haide die Husaren,
„Meine lezten Pulse schlagen
„Noch nach Kämpfen voll Gefahren
„Mit dem finsteren Pandur,
„Der den Rachetod mir schwur. —
„Rauschet nur in dunkler Luft
„Zornig über diese Gruft,
„Rufet nur, ihr Leichenraben,
„Eure Beute werd' ich nicht,
„Denn es wird mein Leib begraben,
„Eh' herauf der Morgen bricht. —
„Kameraden — ich will sterben!
„Wer den Fokosch wacker schwingt,
„Daß er tief ins Haupt mir dringt,
„Der soll meine Waffen erben. —
„Frommer Priester, segne mich,
„Meiner Schuld Vergebung sprich,
„Und die lezte Oelung reiche,
„Daß ich vor dem Todesstreiche,
„Eh' mein Leben ich verstöhne,
„Mich der Ewigkeit versöhne."

Und zur selt'nen Andacht nieder
Knieen seine finstern Brüder:
Auf des Hauptmanns lezten Wink
Schleudert Miska, sturmesflink,
Seinen Fokosch durch die Luft.
Abgrundwärts zum Todtenreiche
Sinket in die kühle Gruft
Jury vom gewalt'gen Streiche. —
Einen Hügel schnell von Steinen
Thürmt die Bande bimmelan,
Und die Raubkam'raden weinen
Um den todten Feldhauptmann.
Früh am Morgen zu den Heerden
Jagen durch der Haide Sand
Auf den flinken Ungarpferden
Die Tschikoschen unerkannt. —
An dem fernen Himmelsbogen
Dunkle Wetterwolken zogen,
Unter ihnen riesengroß
Jury auf dem schwarzen Roß.

Sandor v. S.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Die ersten Worte, die ich in jenen Heften las und die mich, ich weiß selbst kaum wodurch, dringend einluden, weiter zu lesen, waren folgende:

Venedig, den 2ten April 1826.

„Welche Schwere liegt auf dieser Stadt! der April begann und doch wird kein Frühlingshauch von warmen Winden hergetragen; es scheint ein ewiges Weh durch die Luft der Stadt zu seufzen, die eine zweifache Fluth zu verschlingen droht, die Fluth der Zeit und die des unendlichen Meeres, das allein unverändert geblieben ist in dieser stolzen Venetia. Und doch, wie unvergleichlich lag sie diesen Morgen vor mir! die Säule mit dem Löwen, der Pallast des Dogen, gothisch-maurisch, phantastisch wie das alte Reich, von unübertrefflichem Eindruck! Was blieb dir übrig, Venedig, von deinem Ernst, als diese Denkmale und der Zoll der Thränen, den Jeder, der dich berührt, dir spendet, und den dein Element verschlingt? Rialto, S. Marco, S. Georgio Maggiore, und die Bettler, die deine Straßen füllen, welche Kontraste! — Auch der Süden Italiens wimmelt von solchen Elenden, doch ihnen bleibt der Blumen Duft, die goldne Frucht, das weiche Gras unverkümmert; hier stiert aus öden Pallästen und verfallenen Steinmassen die herbe Noth sie an, und Gewürme aus der See, das die Fluth zurückläßt, ist die einzige Hülfsquelle, welche die Natur darbietet. Niemand hat die Lagunen bei Nachtzeit durchschifft, ohne von einem Eindrucke ergriffen zu werden, der inmitten keiner andern Stadt hervorgebracht wird; er ist unzählige Male beschrieben worden und bleibt dennoch jedem Einzelnen überraschend. — Der lange Ruf der Gondolieri in wohlklingenden, unverständlichen Lauten, die Ruhe der Nacht, die Schwere der Luft, das düstere Ansehen der Palläste, Gondeln und Kanäle — Tod, Tod überall. Ich habe eine Reihe von Sonetten auf die wunderbare Stadt gemacht und sie meinem Freunde A. gesandt; er mag sie drucken lassen, wenn sie ihm gut genug scheinen, nur nicht unter meinem Namen. Ich dichte, ohne an den Druck zu denken, und für A. ist so ein Heftchen Sonnette eine Unterstützung, die er gern von mir annimmt. Er sagt: gibst Du mir Geld, so mußt Du es Dir selber entziehen, die Gedichte aber würden nutzlos und unbekannt in Deinem Schreibtische liegen; mir helfen sie

eine Mutter erhalten. Wenn A. zu den Menschen gehörte, die sich schämen, etwas von einem Freunde anzunehmen, dann wäre er mir nicht das, was er mir ist. Ein solcher Stolz ist mit christlichen Beweggründen unverträglich; wenn dem Reichen geboten wird, den Hungrigen zu speisen, so kann unmöglich dem Hungrigen untersagt seyn, die Speise anzunehmen. Wer mir wohlthut, der liebt mich, wer sich von mir wohl thun läßt, liebt mich noch mehr.

Den 30sten. Ich hänge noch fest hier, obgleich ich zu Hause erwartet werde. Ein hoher Reiz liegt im „Castali“ der Gondolieri und in den Kunstwerken ein höherer. Eh' ich in die Heimath zurückkehre, möchte ich die empfangenen Eindrücke ordnen. Ganz Europa habe ich durchreist, in Egypten geschwärmt und gedichtet, und jezt an der Schwelle der Heimath befällt mich eine Angst, wie nie beim Betreten eines fremden Landes. Woher diese Bangigkeit? Ist mir Deutschland fremd geworden? Gewiß nicht. Aber werde ich dort finden, was ich suche — die Seele, die die meinige ganz versteht? Das ist es wohl, was ich fürchte. Meine Mutter wünscht mich verheirathet zu sehen; ich habe ihr versprochen, jedes Mädchen, das sie mir vorschlagen wird, zu prüfen, und wenn ich kann, zu heirathen. Doch warum habe ich noch nicht geliebt? Ich bin sieben und zwanzig Jahre alt, und noch hat Keine einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, außer der kleinen Cousine Susanna, die nachher — Aber damals war sie ein süßes Kind, so blondlockig, so heiter und gut. Sie war vierzehn Jahre, als ich sie zulezt sah, und ich kaum älter, und dennoch habe ich sie nie vergessen. Ich glaube, sie war mir zu Braut bestimmt. Wie glücklich wäre ich mit ihr gewesen! Ich Thor, ein Kind, und noch dazu eines, das sich durch eigene Schuld auf immer uns entzogen hat! Nicht weil ich der kleinen Susanne treu war, hat mich keine Andere berückt, sondern weil keine Andere mich berückt hat, denke ich noch an das unbedeutende Kind.“

So weit hatte ich im Tagebuche gelesen, als ein dicker gelber Regentropfen mir gerade auf die Nase fiel. Das brachte mich um die Geduld; gegessen hatte ich, was sollte ich in dem Hause thun, das nicht viel besser war als ein Sieb? Ich rief Jack, ließ mir die Leselaterne in meinem Wagen anzünden und richtete mich dort gemächlich für die Nacht ein, den Befehl hinterlassend, daß in aller Frühe die Pferde da seyn sollten. So konnte ich eine lange Zeit ungestört weiter lesen, und will jezt am Schreibtische den Lesern in meinen eigenen Worten berichten, was ich las.

Graf Albrecht (denn das ist der Name, den er im Manuscripte führt) erreichte seine Heimath. Wer je nach langer Abwesenheit ein solches Wiedersehen erlebt hat, wird begreifen, was in ihm vorging. Seine Mutter war eine großartige, stolze, aber durchaus edle Frau, die ihren einzigen Sohn über Alles liebte; eine äußerst sorgfältige, fast gelehrte Erziehung hatte ihrer Sprache eine ungewöhnliche Korrektheit und Vollendung gegeben, die sich in des Sohnes dichterischen Versuchen noch höher ausgebildet haben mag; und wie würde sie sich gefreut haben, wenn sie gewußt hätte, daß dieser Sohn einer der bewundertsten Dichter war, bei dessen angenommenen Namen die jungen Damen seufzten und fragten, ob und wo er wohl leben möge, weil jede die Fähigkeit und den Beruf in sich fühlte, ein so empfindungsreiches Herz, wie das seinige, zu trösten und zu heilen. In den Eltern ward durch seine Lieder manche halb vergessene Sehnsucht aufs Neue geweckt; sie konnten besser als ihre Töchter beurtheilen, wie wahr er singe; aber die Töchter meinten es doch eben so gut zu wissen. Gelehrte Herren und Professoren untersuchten seine Metra und fanden sie höchst gelehrt, den Meisten erschienen sie ganz tadellos und immer dem Gegenstande angemessen, und Manche schworen, daß eine neue Epoche der deutschen Dichtkunst mit diesen Liedern angefangen habe. Alle bouts rimés, die damals in der Residenz gemacht wurden, mußten, gleichviel, ob in dem Kauderwelsch ein verständlicher Sinn lag oder nicht, auf drei bis vier Sylben reimen, weil der neue Dichter sich manchmal in diesem Spiele gefiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

La cheminée de 1748. Pfennigmagazine.

Der Cotillon III. war von den Schauspielern des Ambiguëtheaters gespielt worden, die sich besser auf die hochtrabenden Phrasen des Melodrams, als auf Vaudevilles verstehen. Daher wurde auch die Dubarri nicht zum Besten gegeben, und als sie einmal falsch sang, pfiff das Parterre sie ganz unbarmherzig aus. Auf den Boulevards war ihr solch ein Schimpf vielleicht nimmer widerfahren. Dennoch mußte sie heiter und ungezwungen fortspielen, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Lage der armen Schauspielerin ging mir wirklich zu Herzen. Das Publikum war diesen Abend ziemlich still gewesen, aber nach gefallenem Vorhange verlangte es, wie gewöhnlich, den Marseillermarsch vom Orchester. Nach einigem Zögern gab dieses nach und spielte in ziemlich schnellem Tempo das beliebte republikanische Lied, das eine Menge von Zuschauern mitsangen. Es wurde sogar verlangt, Jedermann solle während des Gesangs den Hut abnehmen; vielleicht kommt es noch dahin, daß man das Marseillerlied stehend und mit Andacht, wie das englische Publikum sein God save the King, absigt. Zulezt wurde noch ein Vaudeville vom Theater des Palais-royal gegeben: la cheminée de 1718. Zufolge der Chronique scandaleuse hatte der Marschall von Richelieu, ein leider nur allzuberüchtigter Verführer der Weiber, Mittel gefunden, sich vermittelst einer sich umdrehenden Kaminplatte in das Gemach der Frau v. Poplinière einzuschleichen. Das Hotel mit diesem Kamine soll noch vorhanden seyn, wenigstens wird es in dem Stücke so angenommen. Ein Marchand de comestibles oder Eßwaarenhändler, der sich zur Ruhe gesezt, hat dieses Hotel gekauft und will hier ruhig und gemächlich leben. Diesen Kaufmann

stellte der dicke Philippe mit seiner gewöhnlichen Jovialität dar. Der Kaufmann hat eine junge, schöne Frau, ist folglich sehr verliebt und furchtbar eifersüchtig, und hat seine liebe Noth, um alle seinem häuslichen Glücke drohenden Gefahren abzuwehren. Sein Portier, der immer von den Abentheuern spricht, worin ihn seine selige, unglückliche Ehehälfte verwickelt hat, macht ihm tausend Aengste: Madame hat sich ein Brieschen zustecken lassen. Madame hat mit Jemanden heimlich gesprochen u. s. w. Der arme Ehemann mag gar nicht mehr ausgehen vor lauter Eifersucht. Dazu kommt nun noch, daß die heimlich verheirathete Köchin zuweilen von ihrem Manne Besuche erhält und demselben gute Bissen zusteckt. Nun hat aber der Kaufmann versäumt, als Nationalgardist auf die Wache zu ziehen; er wird vor das Kriegsgericht gefordert, und kann nun nicht umhin, doch einmal auszugehen. Er vertraut seinem alten Diener seine Ruhe und Ehre an. Allein nun kommt ein Neffe der Frau durch die Kaminplatte, die ehemals dem Herzoge v. Richelieu so förderlich war, und unterhält sich mit ihr von einer Ehe, die er zu schließen wünscht und die auch nach dem Sinne der Frau ist. Nach getroffener Uebereinkunft trennen sich beide; der Portier hat reden hören, weiß aber nicht wo, und macht dem nach Hause zurückkehrenden Ehemanne bange wegen der Treue seiner Frau. Dieser trifft den Mann der Köchin an, welcher gute Bissen verschlingt; er glaubt, dieß sey der Verführer seiner Frau, und will über ihn herfallen; allein aus Vorsicht versteckt er sich ins Kamin und fällt in das Nachbarhaus u. s. w. Zulezt klärt sich der Wirrwarr auf. Philippe ist fast beständig auf der Bühne und weiß den Schwank außerordentlich zu beleben. Die Dichter haben ihm mehrere witzige Anspielungen auf Tagesbegebenheiten und politische Dinge in den Mund gelegt. Philippe ist zu solchen Rollen eines spießbürgerlichen, von der leidigen Eifersucht geplagten Ehemanns wie geschaffen; sie stehen diesem jovialen Schauspieler vortrefflich an, weßhalb man auch schon mehrere ähnliche Rollen, wie die obige, für ihn gedichtet hat; er ist unstreitig der beste Komiker des kleinen Palais-royal-Theaters. — Dießmal wurde im Opernsaale das bekannte seichte Journal L'entr'acte nicht feilgeboten, sondern zwei kleine literarische Werke, nämlich eine Biographie des acteurs et actrices und ein Musée des familles. Natürlich enthält die Biographie der Schauspieler und Schauspielerinnen nur ihr öffentliches Leben; ginge es ins Privatleben ein, so würden die Schauspieler sie wohl nicht in ihrem Saale verkaufen lassen. Das zweite Werk, Musée des familles, ist eine Tagesspekulation. Es ist etwas Schlimmes in einer so großen Stadt, daß Niemand einen guten Einfall haben kann, ohne daß sogleich ein Dutzend Andere dieselbe Spekulation treiben und bald das Ganze verderben. Kaum hatte Jemand aus England das bekannte Penny-Magazine nach Frankreich übertragen und in ein Musée pittoresque umgewandelt, als auch schon ein Schwarm von Buchhändlern ähnliche Unternehmen veranstaltete, nämlich schön gedruckte Hefte mit Holzschnitten zu 2 Sous. So haben wir jezt ein Musée pittoresque, ein Musée des familles, ein Magazin universelle, eine France pittoresque, eine Mosaïque, und wie die Werke sonst heißen mögen. Wenn die Hefte nur Holzschnitte haben und 2 Sous kosten, ist der Zweck erreicht. Man spekulirt nur auf Holzschnitte und 2 Soushefte. Wahrscheinlich geht der Unfug nun immer weiter, und zulezt fallen Unternehmer und Anstalten durch den Mißbrauch. Uebrigens bin ich weit entfernt davon, zu läugnen, daß manche nützliche Kenntnisse dadurch unter das Volk kommen; nur sollte die Verleger die im Grunde gute Spekulation einander nicht verderben und nicht jeder sein Penny-Magazin haben wollen, um Louisdor zu gewinnen.

Da.

München, November.

(Fortsetzung von Nr. 271.)

Rossinis Wilhelm Tell.

Meinem Versprechen gemäß, sage ich dießmal etwas von unserm Theater, dessen in diesen Blättern schon lange nicht mehr Erwähnung geschehen ist, und zwar beginne ich mit der Oper.

Dem Umstande, daß der Impressario der italienischen Oper in Madrid fallirte, haben wir es zu verdanken, daß Santini den Sommer hier zubrachte, und vermuthlich einem glücklichen Zufalle, daß Madame Kraus-Wranitzky während der Abwesenheit der Madame Schechner-Waagen hier gastirte. Durch die Gegenwart dieser Künstler und dadurch, daß die hiesigen Sänger größtentheils sich nach italienischer Schule gebildet haben und also auch italienisch rezitiren können, ward die Aufführung des Don Giovanni, des Matrimonio segreto und der Cenerentola möglich, und uns hiemit ein Genuß gewährt, um den man uns in allen andern Hauptstädten Deutschlands beneiden mochte. Außer diesen italienischen Opern und ohne Santini bekamen wir auch mehrere deutsch gesungene, größtentheils aus dem Französischen übersezte, mehrmals zu hören. Die leztern, die ursprünglich französischen, waren und sind an der Tagesordnung. Unsere deutschen Maestri schlafen; oder träumen sie vielleicht? oder machen sie Variationen, Sonaten, Symphonien und Quartetten? Sie komponiren vermuthlich Quartetten, damit sie ihren ausländischen Kollegen hübsch Stoff zu Opern in die Hände spielen. Unter den deutsch gesungenen Opern machte Rossinis Wilhelm Tell durch den Aufwand, mit dem er auf unserer Bühne gegeben wurde, außerordentliches Aufsehen. Dreimal gegeben, überfüllte er jedesmal das Haus, und unsere Blätter, wie fast Alle, die noch von ihm gesprochen haben, fanden der Worte nicht genug, um all die Bewunderung, all den Enthusiasmus, all den Furore an den Tag zu legen. Es ist mir unmöglich, mit einzustimmen. Wenn ich mir die Schweiz denke, ihre Natur und ihre Menschen, wenn ich mir dann die Geschichte Tells vergegenwärtige und höre Schillers Lautenschläge dabei, o! so umschwebt mich eine ganz andere Oper als die von Rossini! Man führte diese Rossinische Oper auch während der Dult einmal auf, und da war mir, ich stehe in einer der Dultbuden, wo die vorgeblichen Panoramen gezeigt wurden; mir war, in einer dieser Buden, die plötzlich riesenmäßig ihren Raum gedehnt hätte, stehe ich mitten in dem Gedränge des großen, verwunderten Haufens und sehe nun, wie der Budenherr eine vergebliche Ansicht der Schweiz zum Besten gebe und dabei von allen Trompeten und Pauken, Geigen und Pfeifen der Seiltänzer, Possenreißer, Affenführer und Bänkelsänger der Dult Musik machen lasse. Dieß ist der Totaleffekt, den diese Rossinische Musik auf mich gemacht; im Einzelnen freilich fehlte es nicht an Glanzmomenten: im ersten Akte ein schönes Duett, von Mad. Spitzeder und Bayer wunderschön gesungen, die Scene auf dem Berge, da, wo sie die Chöre nicht entstellen, außerordentlich dramatisch, ergreifend, bewundernswürdig, der bekannte Weiberchor ächt helvetisch, lieblich, schwellend, von frischem Kolorit, die Farben und die Töne der Schweiz wiedergebend, und dann die Scene Tells mit seinem Sohne, rührend, obgleich durch ihre Länge wieder ermüdend: dieß sind die Schönheiten, die aus dieser Oper heraustreten, bei denen man aber auch gleich wieder die unangenehme Ahnung verspürt, als möchten sie gestohlenes Gut seyn. Der Rest kam mir vor, wie ich schon gesagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. December 1833.

Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur spät den Völkern offenbart.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

Dritter Bericht. *)

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in unserem vorigen Berichte zunächst auf die nahe bevorstehende Erscheinung pneumatisch-portativer Erdgloben, d. h. solcher Globen aufmerksam gemacht, die aus einer Hülle von Papier, Perkal, oder Seidenzeug bestehen, auf welcher die Zeichnung abgedruckt ist, und welche sodann durch ein Cylindergebläse zu einer vollkommenen Kugelgestalt aufgeblasen werden. Dieses schöne Werk ist unterdeß wirklich in das Leben getreten und hängt in seiner ganzen Pracht vor des Referenten Augen. Es ist das geographische Verlagskomptoir zu Berlin, welches sich dieses große Verdienst um die Wissenschaft sowohl als um die Verzierung eines Bibliothekzimmers erworben hat; denn in der That kann man nichts Paßlicheres und zugleich Hübscheres in eine Bibliothek hängen. Man muß die Schnur, woran der Globus aufgehängt ist, über Rollen laufen lassen, um ihn erhöhen oder erniedrigen und so auf allen Punkten betrachten zu können. Der Umfang ist von zwölf Fuß *), und also schon sehr bedeutend. Die Zeichnung ist von Grimm, der Stich von Schorrer, äußerst sauber. Der Preis eines solchen Globus steigt nach Maßgabe des Materials, woraus man ihn verlangt, von 12 bis 32 Thaler; für leztern Preis erhält man eine Hülle von Atlas. Für Schulen oder öffentliche Bibliotheken, wo ein öfterer Gebrauch vorausgesezt wird, möchten die Exemplare auf Perkal oder gewöhnlicher Seide (zu 16 Thaler) am meisten zu empfehlen seyn. Eine kleine Unvollkommenheit ist dem Referenten an seinem Exemplar (von Papier) aufgefallen, ohne daß er damit sagen will, daß dieselbe allen übrigen gemein sey: die vollkommene Kugelspannung dauert nur einige Stunden, nach deren Verlaufe die Hülle schlaff wird. Indeß reichen dann einige Stöße des Gebläses hin, um die Spannung vollkommen herzustellen. Die Terraindarstellung auf diesen neuen Globen ist sehr schön, und man erhält hier, vielleicht zum ersten Male, ein zusammenhängendes Tableau der ganzen Erde nach ihrer Gebirgsbeschaffenheit. Auch sind die neuesten Entdeckungen und Reiserouten benuzt und angegeben, und man hat vielleicht

*) Vergl. Nr. 120 u. s. w. unserer dießjährigen Blätter.

*) Vielleicht entschließt sich die wackere Handlung, bald Globen von etwas kleineren Dimensionen folgen zu lassen.

nur zu bedauern, daß Kapitän Roß, dessen endliche Befreiung aus den Eisschollen des Nordens uns die öffentlichen Blätter heute melden, den Rückweg aus den arktischen Gewässern nicht früh genug hat finden können, um seine Bereicherungen der Geographie der Nordpolarländer noch mitzutheilen. — Unter allen Bedingungen sind diese pneumatischen Erdgloben ein sehr schönes Werk, dessen Anschaffung wir allen wohlhabenden Liebhabern der Erdkunde zur geschmackvollen Ausschmückung eines Studier- oder Bibliothekzimmers mit vollem Rechte empfehlen können.

Ein anderer, in unserm vorigen Berichte vorläufig behandelter Gegenstand, und auf den wir zunächst zurückkommen müssen, ist die feuerlöschende Kraft des Häcksels. Die von uns beschriebenen Versuche hatten namentlich die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl von Oesterreich erregt und mußten nach den Befehlen dieses menschenfreundlichen Prinzen auf seinen verschiedenen Besitzungen, unter immer veränderten Bedingungen und im Beiseyn mehrerer Naturkundigen, aus deren Mittheilungen wir hier schöpfen, wiederholt werden. Diejenigen dieser Versuche, welche ein besonderes praktisches Interesse haben, sind die folgenden. Um zunächst die respektive Löschkraft des reinen Wassers und des Häcksels zu vergleichen, wurden zwei Pyramiden, jede aus zwölf Stücken recht trockner Reisigbündel bestehend, angezündet und, als das Feuer im besten Brennen war, die eine durch Ueberstreuen mit Häcksel, die andere durch Begießen mit Wasser gelöscht, wobei sich als Resultat ergab, daß zwölf Metzen Häcksel eben so viel Löschkraft bewiesen hatten, als zehn Eimer Wasser, bei dessen Gebrauche noch überdieß eine gute Spritze angewendet worden war. Diese Erfahrung scheint dem Referenten sehr bedeutend, indem sie anzeigt, wie viel Häcksel man für die Voraussetzung einer Feuersbrunst, im Verhältnisse zum gewöhnlichen Wasservorrathe, etwa bereit zu halten habe. Bei einem andern Versuche wurden vier Buch Schreibpapier in ein Taschentuch gebunden und einen Zoll hoch mit Häcksel überschüttet, auf welchen man sodann ein Bund Stroh legte und verbrannte. Tuch und Papier waren hiebei durch die Zwischenlage des Häcksels vor den Wirkungen des Feuers gänzlich geschützt geblieben, ja das Papier befand sich in so unversehrtem Zustande, daß man dasselbe zu dem über diesen Erfolg an die Behörde zu erstattenden Berichte anwenden konnte. Auch diese Erfahrung scheint sehr wichtig. Eiserne Kisten z. B. haben sich zu Verwahrung von wichtigen Papieren bei Feuersbrünsten oft nicht hinreichend bewiesen, indem sie glühend werden, wobei ihr Inhalt verkohlt. Dem Referenten ist selbst ein solcher Fall bekannt, wo ein Handelshaus auf diese Weise sein Hauptbuch und alle seine Wechsel einbüßte. Es wäre also dann weiter nichts nöthig, als die Papiere noch mit einer Lage Häcksel zu überschütten. Noch wichtiger aber scheint der Versuch, Ströme brennenden Terpentinöls und Alkohols durch Häcksel zu löschen, welcher ebenfalls vollkommen gelang. Wasser würde hier seine Dienste fast ganz versagt haben, da Oel und Alkohol leichter sind und, wie die Erfahrung lehrt, brennend auf der Wasserfluth fortgetragen werden. Letzterer Fall hat sich ganz kürzlich in einer bedeutenden norddeutschen Handelsstadt zugetragen. Wasser schien die Gewalt der Oelflamme nur noch zu vermehren, wogegen einige Metzen Häcksel, auf welche man freilich noch nicht fallen konnte, großem Unglück vorgebeugt haben würden. — Die feuerlöschende Kraft des Häckfels ist hiernach entschieden, und man sieht selbst, daß dieses Material in einzelnen Fällen mehr als das Wasser leistet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Es war kein Wunder, wenn Albrecht nach seiner Rückkehr von dem Lobe seiner Poesien halb berauscht ward, zumal da er nie geglaubt hatte, daß so alltägliche Gefühle, wie er sie hinschrieb, in die einfachste, natürlichste Sprache gekleidet, der Welt mehr als einen lauen Beifall abnöthigen könnten. Aber das war es gerade: man war des Schwulstes müde und wollte kein Pathos mehr. Man forderte Nacktheit, Einfachheit, und was die Zeit fordert, geht auch immer aus ihr hervor. Bei unserm Dichter war es mehr ein richtig ahnendes Gefühl, als Kunst und Nachdenken, wodurch es ihm gelang, immer zu berühren, was in jeder Brust Antwort findet; sein Ohr, von Kindheit an gewöhnt, jede Feinheit zu beachten, hatte jeden Mißlaut, jede Härte aus seiner Sprache entfernt. Daß sich dieß Alles so verhielt, geht aus den vielen Urtheilen hervor, die ganz unbefangen in seiner Gegenwart über ihn selbst ausgesprochen wurden, und die er sorgfältig in seinem Tagebuche aufnotirt hat. Ich aber habe mich über diesen Dichterruhm, der nicht nur lokal, sondern deutsch zu seyn scheint, in unendliches Grübeln vertieft; denn da der Pseudonymus nirgends in meinem Hefte genannt ist, so weiß ich durchaus nicht, welchen unserer Poeten ich mir als Autor meines Manuscripts denken soll. Rückert, Uhland, Platen, Hölderlin, Heine, Müller und noch viele Andere fielen mir ein, denn es mangelt uns im lezten Jahrzehend gerade nicht an Talenten, aber Keiner schien mir zu meinem Unbekannten zu passen, und im ganzen Buche ist auch nicht eine Zeile wörtlich von ihm citirt. — Ueber Venedig hat er Stanzen gemacht, aber wer hat das nicht? Daraus ist mithin gar

nichts zu entnehmen. Vielleicht könnte der seltene Um-
stand, daß er beinahe die ganze Welt bereist hat, ohne
seine Reise beschrieben zu haben, einen meiner Le-
ser auf die richtige Spur führen; ich will unterdessen
seinem Schicksale folgen, vielleicht läßt sich daraus noch
etwas abnehmen, wenn nämlich die ganze Geschichte nicht
erdichtet ist.

Sein Beruf führte ihn zunächst vom Parnaß in die Kanzlei; er suchte und erhielt eine Anstellung in seinem Vaterlande. Sich wieder in das juristische Fach hineinzuarbeiten, ward ihm leicht, und binnen einem Jahre hatte er sich das Vertrauen seiner Vorgesezten in solchem Grade erworben, daß er in nicht unwichtigen Geschäften gebraucht ward.

Eines Abends hatte sich im Hause der Mutter unseres jungen Grafen ein kleiner Zirkel versammelt. Eine alte Dame, mit verwelkten, unangenehmen Zügen, schnupfte heftig Tabak, während zwei junge, hübschere, die nachlässig auf Stramin arbeiteten, in gedämpftem Tone belachten, was ein junger Herr, den sein Schnurrbart als einen Offizier kund gab, gleichfalls nur halblaut zu ihnen sagte, aber sie lachten weit mehr, als er sprach; zwei ältliche Herrn spielten Schach; ein junger Arzt, dessen Gesichtszüge Jedem als scharf und geistreich auffielen, sprach mit der alten Gräfin, und auf einer chaise longue ruhte, mehr liegend als sitzend, eine junge, sehr hübsche Frau und tändelte mit Graf Albrecht. „Doktor Orter hat uns ein neues Gedicht von unserm Liebling mitgebracht," sagte die alte Gräfin zu den beiden Mädchen, die sich aus der nachlässigen Haltung, in welcher sie sich ungern ertappt sahen, augenblicklich in eine sorgfältigere warfen. Die junge Frau bemühte sich, ein vielleicht absichtliches Gähnen zu verstecken; die Verwelkte sah fast ängstlich nach den Schachspielern und schnupfte noch heftiger als zuvor, da der stille Eifer dieser Herrn ihr noch keine nahe Hoffnung auf die ersehnte L'hombreparthie erlaubte; der Offizier machte jenes Gelegenheitsgesicht, das fast allen Militärs eigen ist, wenn sie sich gezwungen sehen, vorlesen zu hören; der kurzsichtige Doktor aber brachte das Buch in die gehörige Augennähe und begann ohne Weiteres:

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

„O Gott, Hexameter!" rief die schmachtende Schöne; „das greift mir die Nerven an." Die alte Gräfin blickte ein wenig strenge auf und sagte halb spöttisch: „Sie halten es wohl aus, liebe Amalie. Bitte, fahren Sie fort, Herr Doktor." — Der Doktor las. Seine Stimme war etwas scharf, aber die reine, norddeutsche Aussprache paßte wohl zu den in strengem Styl geschriebenen Versen, deren Vortrag vor Allem Korrektheit erfordert. Nachdem die Vorlesung ungestört beendigt war, brach Amalie das kurze Schweigen mit der Bemerkung: „Warum so leicht faßliche Gedanken in eine so schwerfällige Form kleiden! Neapel liegt vor uns da, wie unsere gute Vaterstadt; gerade so würde es Jeder von uns in seinen Briefen in die Heimath beschrieben haben." — „Ja wohl," sagte der Beschnurrbarte, der wohl in seinem Leben keinen andern Brief zu Stande gebracht hatte, als über sein eigenes Befinden; „just, als wenn man selbst nach Hause schriebe." Der
Doktor, der, in seine Gedanken vertieft, diese geistrei-
chen Bemerkungen zum Glück überhört hatte, schien plötz-
lich zu erwachen und rief: „Es ist eine erstaunliche
Kunst in der Behandlung des Stoffes! Wie schön wird
gleich in der ersten Periode die wohlangebrachte Hendiadys
durch die folgenden originellen Hyphen gleichsam aufge-
wogen; wie klassisch-komisch ist der Effekt des Hysteron-
Proteron in der dritten Periode, und der ganze In-
troitus, wie reich an eben so neuen, als ungezwungenen
Inversionen! Wahrlich, ein solches Werk kann nur das
Resultat des tiefsten Studiums seyn!" Graf Albrecht
hatte dem begeisterten Doktor still lächelnd zugehört und
sich vergeblich bemüht, den Sinn seiner gelehrten Be-
merkungen zu fassen. Die beiden Fräulein sahen ver-
wundert erst die Tante, dann den Professor und endlich
Gräfin Amalie an, und wünschten, obgleich bis dahin
ihre Leselust sich nie über das Gebiet der Romane ver-
stiegen hatte, dieses Gedicht, welches sie kaum gehört,
viel weniger verstanden hatten, selbst zu lesen, weil die
seltsam kontrastirenden Urtheile ihre Neugierde erregt
hatten. Die alte Dame, die schon längst kaum fähig
war, ihre Ungeduld zu zähmen, rief laut: „C'est en-
nuyant comme la peste," und sezte dann aufspringend
hinzu: „mais, Messieurs, notre partie, vous oubliez
notre partie!" Bei diesen Worten konnte sich Albrecht
eines lauten Lachens nicht enthalten, das ihm einen ver-
weisenden Blick von seiner Mutter zuzog; sie hatte ihren
Erinnerungen an Italien ungestört nachgehangen, und
ward nun unangenehm durch des Sohnes Gelächter dar-
aus aufgeschreckt.

Den Eindruck, den diese und ähnliche, sich täglich wiederholende Urtheile über seine Gedichte auf ihn selbst machten, wollen wir nicht beschreiben; daß sie ihn gegen den Beifall der Welt abstumpften, wird der Leser natürlich finden, und sich mit uns freuen, wenn wir hinzufügen, daß er hinfort sang, wie der Vogel singt, ohne an etwas Anderes zu denken, als an die Befriedigung seiner eigenen, stets wachsenden Ansprüche. In der nächstfolgenden Zeit jedoch ließen ihm praktische Geschäfte um so weniger Muße zu seiner Lieblingsbeschäftigung, als er weder seine Mutter, noch den gesellschaftlichen Umgang vernachlässigen mochte, wenn er auch an den leztern durch kein anderes Interesse gebunden ward, als durch kleine Koketterien rechts und links, zwei oder drei wissenschaftliche Verbindungen und ein vortreffliches

Schauspiel. Zum größten Kummer der Mutter, die nichts sehnlicher wünschte, als seine Verheirathung, blieb sein Herz noch immer ungerührt; ihre eindringlichen Bitten suchte er hinweg zu scherzen, da er ihnen nicht willfahren konnte. Ein- oder zweimal lenkte er das Gespräch auf seine Cousine Susanne; aber bei der Nennung ihres Namens verdoppelte sich der strenge Ausdruck in den Zügen seiner Mutter, und er konnte nichts von jener erfahren, als was er längst gewußt: daß sie vor zehn Jahren mit einem Manne entflohen war, der in allen äußern Verhältnissen so weit unter ihr stand, daß die Familie sich bewogen sah, sie auf Verlangen ihres Vaters, eines Generallieutenants in *schen Diensten, aus ihren Listen gänzlich auszustreichen. Albrecht war empört über diese Härte, aber eine dunkle Scheu hinderte ihn, sich offen darüber zu erklären, und nach wie vor versenkte er sich in mancher einsamen Stunde in das Andenken seiner kleinen Gespielin, deren ganzes Schicksal ihm höchst traurig erschien. Ungefähr ein Jahr nach seiner Rückkehr in die Heimath ward er, durch ein Ereigniß von ganz verschiedenem Charakter, von dieser Schwärmerei abgezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

F i d e l i o.

Beinahe hätte ich etwas vergessen, so schwer es mir noch auf dem Herzen liegt: den eingeflochtenen Tanz nämlich. Etwas Abgeschmackteres habe ich noch nicht gesehen. Die Schweizerinnen wie Grisetten des Palais-royal tanzen zu lassen! Ein solcher Spuk fehlte noch, um aus diesem Tell einen Alp zu machen! Rossini hatte von Schiller etwas gehört, hatte im Vorbeifahren die Schweiz gesehen, der Freiburgische Kuhreihen, den Jean-Jacques aufgeschrieben, war ihm unter die Hand gekommen, einige andere Reminiscenzen, die das schweizerische Lokalkolorit trugen, gingen ihm auf, und Rossini glaubte, dieß sey Begeisterung genug, und sezte seinen Tell zusammen. Wenn mich etwas empört, könnte ich stundenlang darüber schwatzen. Ich gehe also schnell auf eine andere von den Opern über, die hier deutsch gesungen wurden, und zwar nicht allein eine deutsch gesungene, sondern auch eine deutsch komponirte. Es war Fidelio. Madame Schechner-Waagen trat darin nach langer Abwesenheit zum erstenmale wieder vor dem Münchner Publikum auf. Sie wurde vielseitig begrüßt, doch nicht so allgemein, wie man zu sagen beliebt. Alle Pläze waren besezt, Alles gestopft voll, so daß viele Zuschauer in den Corridors vorlieb nehmen mußten; allein wir fanden uns in unserer Erwartung getäuscht. Madame Schechner konnte mit drei warmen Athemzügen, die sie that, unmöglich ihren Gesang erwärmen und beleben. Pellegrini hatte nicht viel zu thun und Bayer glaubte wahrscheinlich, die Oper sey eingeschlafen und vielleicht durch ein tüchtiges Geschrei zu wecken. Dadurch ruinirte er eine der wundervollsten Scenen, die je geschrieben worden sind, die Scene mit dem Gouverneur im Gefängnisse, und die Oper war um ihren schönsten Schmuck gebracht. Ich wage es kaum, Beethovens Meisterwerk nach dem Eindrucke, den es an jenem Abend, wo ich es zum erstenmale sah, auf mich machte, zu beurtheilen. Lange lauschte ich dem Orchester und dem Gesange zugleich. Dieß ward mir schwer, denn oft schienen sich Gesang und Orchester absichtlich zu trennen und zu verlassen. Wenn sie sich dann auf einmal wieder fanden und ihre Begegnung überraschend und entzückend war, so machte diese dennoch das Peinliche, das ich bei der vorangegangenen Trennung, Absonderung, Vereinzelung empfunden hatte, nicht vergessen. Ich fühlte, wie schwer es den Sängern dabei werden mußte, und wenn ich auch den größten Theil der Schuld daran, daß sie mir das Peinliche ihrer Lage mittheilten, auf sie selber schob, so konnte ich doch nicht umhin, Beethoven anzuklagen, als habe er bei der Komposition seiner Oper Augen und Ohren mehr dem Orchester, als dem Gesang geliehen, als habe ihm jenes als das wahre Spiel und dieser nur als eine Begleitung gegolten, als habe er sich keineswegs in die Lage des Zuschauers, der über das Orchester auf die Bühne schaut, zu versetzen gewußt. Ich that nun auch, wie mir Beethoven gethan zu haben schien: ich lauschte und folgte vorzugsweise dem Orchester, und bald that ich es ausschließlich. Da vergaß ich gänzlich der Sänger, oder ich bewegte mich in so weithin ausgreifenden Kreisen um sie herum, daß sie in der Mitte wie kleine Punkte standen. Denn jeder Accord schlug Welle auf Welle, deren Kreise eine ungeheure Ausdehnung erhielten, jeder Moment hatte Höhe und Breite, wo sich Gedanken auf Gedanken, Bilder auf Bilder drängten, und diese Fülle begleitete selbst die Auflösungen und die Uebergänge. Alles neu, spannend, überraschend, aber auch gerade deßhalb ermüdend. Ich wußte nicht, welcher von all den Schönheiten ich mich vorzugsweise hingeben sollte, da ich sie unmöglich alle bannen konnte. Es that die Wahl weh, und wenn ich gewählt, wenn ich die Gefühle, die sie in mir geweckt, sich entfalten ließ, so that ich es immer mit der Furcht, es möchte indessen noch Schöneres vorüber und so für mich verloren gehen. Kurz, Beethoven schien mir zu reich, zu überschwenglich, und da er diesen Reichthum auf einem kleinen Raume ausgestellt, so schien er mir auch zu künstlich, zu studirt. Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck zeigte er mir zu gleicher Zeit: die Manier Michel Angelos, aber Manier! So wie bei den schönsten Gestalten des Leztern immer das Gerippe durchschaut, so scheint in der Tonfluth Beethovens immer der Grund heraus, auf welchem sie dahinfließt, welchem sie ihre Bewegung verdankt. Aber mächtig wird diese Fluth, von einer unendlichen Tiefe, wie von den erhabensten Geistern bewegt, in der Scene mit dem Gouverneur im Gefängnisse. Da ergriff sie mich eben so, wie das Finale des ersten Akts in Don Giovanni mich ergreift, und ich weiß nicht, wie weit meine Verzückung gegangen wäre, hätte mich nicht Florestans Geschrei geweckt und entzaubert. Hiemit hätte ich den Eindruck, den Fidelio auf mich machte, angedeutet; ich unterlasse es, weiter davon zu sprechen, und komme auf Don Giovanni, il Matrimonio segreto und la Cenerentola.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. December 1833.

Falstaff. — 's ist mein Beruf, Heinz! 's ist einem Menschen nicht zu verargen, daß er in seinem Beruf arbeitet.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Vor langen Jahren hatte die Erbauung eines fürstlichen Schlosses viele Arbeiter aus fremden Landstrichen in eine Gegend gezogen, welche diesen Leuten, nach schleuniger Vollendung des Bau's, keine hinreichende Nahrungsquelle mehr eröffnen konnte, was sie Anfangs zu Bettlern und Landstreichern, später zu Dieben und Räubern machte. Unter der großen Anzahl dieser Unglücklichen müssen einige Männer von mehr als gewöhnlichen Gaben gewesen seyn, die, besser erzogen und geleitet, ausgezeichnete Staatsbürger hätten werden können; denn es gelang ihnen, ihre weniger begabten Gefährten, bei ihren wüsten Streichen und gefährlichen Unternehmungen, einer gewissermaßen gesetzlichen Autorität zu unterwerfen, unter welcher, bei fast unbegrenzter Freiheit jedes Einzelnen, die stets wachsende Masse des Gesindels sich nach und nach in eine große, in verschiedene Klassen getheilte und für jeden einzelnen Fall streng disciplinirte Bande vereinte.

Hier gab es Taschendiebe, Hausdiebe, Straßenräuber, Kundschafter und Hehler, und zulezt sogar Kaufleute mit festem Eigenthum in Dörfern und Städten, die sich durch Wohlhabenheit und scheinbar tadelloses Benehmen Ansehen und Achtung zu verschaffen wußten, und dennoch keine günstige Gelegenheit versäumten, um sich, mit unerhörter Keckheit, durch Raub zu bereichern. Aber nicht weniger merkwürdig war es, daß ihre Raublust fast ausschließlich auf den Inhalt öffentlicher Kassen gerichtet war. Ihrer Ansicht nach war es die Regierung, die sie durch Verwahrlosung und Zurücksetzung in Brodlosigkeit und Verbrechen gestürzt hatte; die Regierung sollte daher ihre Rache empfinden. Daß das Volk die geleerten Kassen wieder füllen mußte, das kümmerte sie nicht. Sie hatten einen Staat im Staate gebildet und waren gar nicht schwierig in der Aufnahme neuer Mitglieder. Mord lag nie in ihrem Plan, doch waren sie bei allen größern Unternehmungen hinlänglich bewaffnet, um sich nöthigenfalls aufs Aeußerste gegen die von ihnen nicht anerkannte Behörde zu vertheidigen. Brachte einer der Kundschafter in Erfahrung, daß Geld transportirt werden sollte, oder daß eine erreichbare Kasse eben gefüllt sey, so meldete er seine Entdeckung irgend Einem der unternehmenden Mitglieder. Dieser berief eine beliebige Anzahl Raubgenossen zu sich, und nun ward für diesen besondern Fall ein Anführer gewählt und mit diktatorischer Gewalt bekleidet, die jedoch mit dem Unternehmen selbst erlosch und ihm auch für den bestimmten Fall durchaus keinen Vortheil vor den Andern verschaffte. Gelang die Unternehmung, so ward die Beute nach einer festgesezten Regel

vertheilt, und es herrschte so viel Gemeinsinn unter diesen Menschen, daß Leute, die ihnen früher wichtige Dienste geleistet, seit Jahren aber gar nichts mehr für sie gethan hatten, immer noch bei der Vertheilung bedacht wurden.

Ein entfernter Verwandter Albrechts, der Graf **, war Chef des Regierungsbezirks N.N., wohnte jedoch in seinem eigenen gutsherrlichen Hause, das ehemals ein königliches Schloß gewesen war, und hatte die Allerhöchste Erlaubniß bekommen, das Archiv und die Kasse dahin bringen zu lassen. Gleich nach Ostern war ein allgemeiner Zahlungstermin; mancher Bauer hatte, sich den Kopf krauend und seufzend, sein Scherflein auf das Schloß gebracht; die Beamten dagegen hatten gerechnet und quittirt, oder, wo es nöthig war, das Deficit in die Restantenbücher eingetragen, nicht ohne ein Wort der Ermahnung oder Drohung hinzuzufügen. Diese Geschäfte hatten manches Verdrießliche, aber auch manches Befriedigende, denn seine Autorität geltend zu machen, das kitzelt jeden Beamten, und Graf ** hätte sich die Ehre, auf dem Herrscherstuhle zu präsidiren, auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen lassen, wenn ihn nicht ein hitziges Fieber ans Bett gefesselt hätte. Frau und Tochter saßen abwechselnd am Krankenlager, ungeduldig über das Zuwerfen der Thüren, das dröhnend durch die langen Corridors hallte, und ärgerlich über den Schmutz und Schnee, den die Landleute mit ihren schweren Stiefeln auf die Flur brachten. Den kranken Grafen beunruhigte sein Unvermögen, die Aufsicht über diese Geschäfte zu führen, in einem Grade, daß sein Uebel dadurch bedeutend verschlimmert ward. Am Sonnabend vor dem Zahlungstermin hatte er noch spät Abends verlangt, die Kasse, die in einem entfernten, unbewohnten Winkel des Schlosses stand, solle in sein Kabinet gebracht werden. Wiewohl man den Grund davon nicht einsah, mußte man ihm doch willfahren; vier Bedienten faßten, des Grafen unnütze Angst verwünschend, die schwere eiserne Kiste, um sie die Treppe hinunter zu transportiren; doch in einem Zimmer, das mit der Rentstube in Verbindung stand, stolperte einer der Leute, so daß ihm die ganze Last aufs Bein fiel und dasselbe zerschmetterte. Jetzt war natürlich die ganze Aufmerksamkeit auf den Unglücklichen gerichtet; die Kiste blieb stehen, wo sie war, und selbst der Graf, dem man in der ersten Bestürzung das Ereigniß nicht zu verschweigen bedacht war, schien nicht mehr an die übrigens wohlverwahrten Gelder zu denken. Aber ein Zweig jener Räuberbande war eben von einem ihrer Kundschafter von der Existenz dieser gefüllten Kasse benachrichtigt worden und hatte beschlossen, sich dieselbe zu holen. Ein dichtes Schneegestöber, das plötzlich nach eingebrochener Dunkelheit die hartgefrorene Erde in einen weißen Mantel hüllte, begünstigte ihr Vorhaben. Mit einem Wagen und Feuerleitern versehen, nahten sie sich gegen acht Uhr dem, von einem tiefen Graben umgebenen Schlosse. Das Fenster des Zimmers, worin die Gelder bisher aufbewahrt wurden, war ihnen genau bekannt. Mit der ihnen eigenthümlichen Kühnheit banden sie mehrere Leitern zusammen, warfen dieselben quer über den Graben an die Schloßwand und brachten sie mit vieler Mühe seitwärts bis an das bezeichnete Fenster; dann kletterten drei von ihnen rasch den schwindlichten Weg hinan, schnitten eine Scheibe aus und stiegen in das Gemach, von wo sie die Kasse, deren Gewicht für die Leiter zu groß war, der Abrede gemäß, an Stricken bis in den Graben hinab lassen sollten, um sie dann an der andern Seite wieder hinauf zu ziehen; allein dieser Maßregel stellte sich der unerwartete Umstand entgegen, daß die Kasse nicht vorhanden war. Sie durchsuchten die drei nächsten Zimmer, ohne sie zu finden; die Thüre des vierten Zimmers war verschlossen. Darauf waren sie nicht vorbereitet; einer von ihnen mußte den ganzen gefährlichen Weg zurück machen, um von seinen Kameraden die nöthigen Werkzeuge zu holen. Mit diesen ward die Thüre leicht geöffnet und die Beharrlichkeit durch Entdeckung des Gesuchten belohnt. Aber die Fenster dieses Zimmers gingen auf den innern Hofraum, und das Zimmer selbst war dem bewohnten Theile des Schlosses so nahe, daß selbst ein leises Geräusch die Diener aufmerksam machen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsetzung.)

Aus dem Gebiete des Feuers versetze ich meine Leser auf das so nahe Gebiet des Lichtes, indem ich ihnen ein optisches Instrument, ein wahres Riesenfernrohr, beschreibe, welches kürzlich im Münchner optischen Institute des Herrn von Utzschneider fertig geworden ist. Man erinnert sich, daß aus dem nämlichen vortrefflichen Atelier früher ein ähnliches Rieseninstrument für die Sternwarte zu Dorpat hervorgegangen ist, mit welchem der dortige berühmte Astronom Struve so bedeutende Entdeckungen am Fixsternhimmel gemacht, und namentlich unsere Kenntniß der Doppelsterne so sehr erweitert hat. Allein das hier in Rede stehende neue Instrument übertrifft jenen Dorpat'schen Refraktor noch bedeutend. Denn dieser hat 13 Pariser Fuß Brennweite und 9 Zoll Oeffnung; das Objektivglas des neuen Instruments dagegen hat 15 Fuß Brennweite und 10½ Zoll Oeffnung. Die Verdeutlichung und Genauigkeit eines dadurch betrachteten himmlischen Gegenstandes verhält sich zu dem, was das Dorpater Instrument in dieser doppelten Rücksicht leistet,

wie 11 zu 18, und seine Lichtstärke zu der des Struve'schen Refraktors wie 136 zu 100. Dieses neue Fernrohr, welches von Kennern als ein ganz vortreffliches Kunstwerk bezeichnet wird, verträgt, ohne an Deutlichkeit zu verlieren, außerordentliche Vergrößerungen, und zieht die Himmelskörper aus den ungeheuren Tiefen des Firmaments mächtig heran. Saturn z. B. wird aus seiner Entfernung von 200 Millionen Meilen, bei angebrachter achthundertfacher Vergrößerung, bis auf eine tausendfach größere Nähe, d. h. so herbeigezogen, als wenn er nur noch etwa zweimalhunderttausend Meilen vom Beobachter abstände; ja unser Mond, welcher von der Erde etwa 50,000 Meilen entfernt ist, wird durch diesen neuen Utzschneider'schen Refraktor scheinbar bis auf 68 Meilen genähert. So viel Referent erfährt, ist dieses schöne Instrument noch unverkauft, und es wird also darauf ankommen, ob einer der reichen Leser des Morgenblatts durch unsere Beschreibung so bezaubert werden kann, um den Handel auf dasselbe einzugehen.

Bei der Umgestaltung, welche der bürgerlichen Welt durch den Dampf und seine Anwendung zum Reisen bevorsteht, und worüber sich unsere früheren Berichte prophetisch ebenfalls schon verbreiten, erscheint jede Verbesserung in der Konstruktion der Dampfwagen und Dampfboote unendlich wichtig. Leztern hatte man bis jezt immer, und zwar mit vollem Rechte, ihre Schaufelräder zum Vorwurfe gemacht, da dieselben durch ihre unbehülfliche Konstruktion der Schnelligkeit und leichten Handhabung des Schiffes hinderlich sind, und namentlich die „Widerwogen" erzeugen, welche den Lauf unbeschreiblich aufhalten. Wer selbst Reisen auf Dampfschiffen gemacht und die schwerfällige Bewegung der Schaufelräder und jene nachtheilige Wirkung beobachtet hat, wird hierin mit uns einstimmen. Um so bedeutender zeigt sich daher eine Erfindung von Grant, Aufseher des königlichen Marinemagazins zu Gasport bei Portsmouth, bei welcher jene Schaufelräder durch einen eben so sinnreichen als einfachen Mechanismus verdrängt werden, der keinem von den Nachtheilen der frühern Einrichtung unterworfen ist. Bei Grants neuem Mechanismus, welchen wir übrigens ohne Zeichnung ganz deutlich zu beschreiben verzweifeln, und uns deßhalb auf das Historische beschränken, wird die ganze Kraft der Dampfmaschine auf Fortbewegung des Fahrzeugs verwendet und dessen Lauf daher noch außerordentlich beschleunigt. Leztern Umstand heben wir ganz besonders hervor, da es eben diese Schnelligkeit der Versezung von Ort zu Ort ist, wovon für die civilisirte Welt so außerordentlich viel zu erwarten steht. Das Leben mit seinen Genüssen muß ein ganz anderes werden, wenn der entfernteste Erdwinkel seine Erzeugnisse mit reißender Eile und ungeahnter Leichtigkeit jedem Markte zuführen kann; und wohin wird sich die Wissenschaft mit ihren Forschungen erheben, sobald der Gelehrte in einem Nu dem entlegensten Gegenstande seiner Untersuchungen zufliegen kann?

Ein Deutscher (Weiß) hat vor Kurzem zu London die Beobachtung gemacht, daß Eisen durch längeres Liegen in der Erde die Eigenschaft erhält, einen ganz vorzüglichen Stahl zu liefern. Allerdings ist diese Erfahrung eben so interessant, als wichtig für das Gewerbe; allein die Sache selbst ist nicht neu, sondern schon den Alten bekannt gewesen, und wahrscheinlich verhält es sich mit dem größern Theile vermeinter neuer Erfindungen so. Jene Stahlbereitung durch Vergraben des Eisens in die Erde betreffend, erzählen uns Diodor und Plutarch übereinstimmend, daß dieselbe schon den Celtiberiern bekannt gewesen sey. Sie verscharrten das zu Fertigung ihrer Waffen bestimmte Eisen in die Erde und ließen es so lange darin liegen, bis der größte Theil in Rost verwandelt war, worauf sie den Rest anwendeten, um ihre Schwerdter daraus zu schmieden, deren Härte so groß war, daß sie Eisen damit durchhauen konnten. Ein ähnliches Verfahren wenden, nach Versicherung älterer Reisebeschreiber, noch jezt die Japanesen an, um sich ausgezeichnet guten Stahl zu verschaffen. Sie schmieden das Eisen in Stangen aus und versenken diese an sumpfigen Orten. Das vom Roste nicht verzehrte Eisen wird aus dem Sumpfe herausgenommen, nochmals ausgeschmiedet und neuerdings, zuweilen acht bis zehn Jahre lang, versenkt und dann erst zur Verfertigung schneidender Instrumente angewendet. Wahrscheinlich rührt daher die Vortrefflichkeit der japanischen Säbelklingen, welche von den Reisenden übereinstimmend gelobt werden. Welche geheime Kräfte wendet aber die Natur im Grunde der Erde oder der Sümpfe an, um diese Verwandlung des Eisens in Stahl zu bewirken? Worin bestehen die verborgenen Stoffe, welche sie dem erstern beimischt, um es in den leztern umzugestalten? Wird uns diese alt-neue Methode der Stahlbereitung über den bei Umformung des Eisens in Stahl vorgehenden Prozeß ein helleres Licht anzünden? Es wäre zu wünschen; aber gewöhnt daran, die wohlthätige Natur zwar immer bereit zu finden, ihre Schätze dem suchenden Menschen zur Verbesserung seines äußern Lebens zu überlassen, ohne daß sie darum ein Eindringen in das Wie ihres Innersten gestattete, wagen wir es kaum, uns mit der Hoffnung zu schmeicheln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Mozart, Cimarosa und Rossini.

In Italien bekümmert man sich fast eben so wenig um die alten Meister italienischer, als um die neuern deutscher und französischer Schule, und begnügt sich mit den Opern von Rossini, Meyer, Generali, Paer, Meyerbeer, Pacini

Vaccai, Morlacchi, Mercadante, Bellini, Donizetti u. a. In Italien wollte man die Dame blanche blos aus Neugierde sehen, die Stumme von Portici aus politischen Gründen, und vom Freischüz und seinen Stregherie oder Hexereien wollte man gar nichts wissen. „Don Giovanni" war mir also gleichsam unbekannt, ehe ich ihn hier aufführen sah. Aber wie wird man gleich vertraut mit dieser Musik! Sie bezaubert uns, aber es liegt in diesem Zauber nichts Fremdartiges, nichts Uebernatürliches; wir lernen nur unsere eigenen Gefühle besser kennen; unser eigenes Ich scheint seine heimlichsten Saiten anzuschlagen, unsere Seele scheint uns vorzuschweben in ihrer ganzen Farbenpracht, mit der ganzen Macht ihrer verschiedenartigsten Regungen; wir wohnen dem Conflikte des Göttlichen und Irdischen in uns bei, gleichsam als Zuschauer: das ist der Zauber dieser Oper. Einige Längen darin sind nicht zu verkennen, die, wenn der Sänger nicht alle Kunst dabei aufbietet, sogar sehr langweilig werden. Es sind Opfer, die Mozart theils der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, theils dem Geschmacke seines Jahrhunderts bringen mußte; aber nichtsdestoweniger ermangeln keineswegs diese Opfer ihrer sie schmückenden Kränze, wenn sie von Sängern, die wahre Priester der Kunst sind, vorgeführt werden. Abgesehen davon, ist Alles in dieser Oper vollkommen. Wie sich da der Gesang mit dem Orchester verbindet, und wie im Orchester jedes Instrument seine eigene Rolle spielt und dennoch mit dem Ganzen verschmilzt! Das Orchester läßt nie den Gesang im Stich, es trägt ihn, hebt ihn, füllt seine Lücken, und wenn es ihn, man könnte sagen in himmlische Höhen, geschwungen, dann fällt es in sich selbst zurück, wird ihm zum Spiegel und läßt seine Töne rauschen wie spielende Wellen einer sanften Brandung; und wenn es sich mit dem Gesange wie ein Wetter erhebt, wie donnert, leuchtet und blizt da Alles! aber die Donner betäuben nicht, sie sind hehr und erhaben, ergreifend und erschütternd; aber die Blize lähmen nicht, sie elektrisiren. Diese Musik ist ein Zaubermeer, an dessen Ufern das menschliche Leben spielt: der Ernst des Lebens mit all seinen Schrecken, Schmerzen und Phantomen, der Scherz des Lebens mit all seinen Grazien, Freuden und Späßen.

In Cimarosas „Matrimonio segreto" spricht sich Alles im Gesange aus, die Seele der Handlung und die Belebung der Begleitung. Man braucht da nur Töne zu hören und keine Worte, um Alles zu verstehen, man denkt nicht an die Dekorationen und an die Kostüme, man denkt auch nicht an das Orchester, da es nie aufhört, bloße Begleitung zu seyn, da es immer mit dem Gesange Eins macht, kurz, man könnte diese Oper hinter einer Wand hören und man würde sie zu sehen glauben. Wie da Alles so einfach ist und so leicht! aber wie fein ist da das Einfache, wie tief das, was so leicht scheint! Was tief lag, dem gemeinen Geiste unergründlich, das hat Cimarosa auf die Oberfläche gerufen und läßt es da spielen, so heiter, so erfreulich, so ergözend sonder Unterlaß. Niemals kommen da phantastische oder gar geisterhafte Anklänge ins Spiel, die lauernde Nemesis stört es mit keinem, auch nicht mit dem geringsten Laute, und wir überlassen uns ganz dem Vergnügen und lachen über unsere Gebrechen, über unsere Leidenschaften, ohne daß wir die Moral einen Augenblick dabei verlezen. Diese Oper wird immer neu bleiben. Man hat sie oft bestohlen, aber so lange man sie nicht ganz stehlen kann, was unmöglich ist, wird ihr das Gestohlene, so verbraucht es seyn mag, immer wiederkehren und mit seinem alten Plaz auch wieder seine vorige Frische bekommen.

Die „Cenerentola" von Rossini enthält Schönheiten vom ersten Range, ein herrliches Stretto, ein prächtiges Finale und ein köstliches Duett; aber sie strozt auch wieder von Gebrechen und Fehlern. Was Rossinis Gebrechen und Fehler sind, weiß Jedermann. Indessen muß man nicht zu weit gehen und ihn und seine Schule so gar gering schäzen, wie es unsere Herrn der Quartetten thun. Rossini hat ihre Quartetten trefflich zu benuzen gewußt, und man wird sie ihm als sein Eigenthum zuschreiben, so lange ihre wahren Väter im Dunkeln bleiben. In dem großen Strome verlieren sich die kleinen Bäche, das ist ein Sprüchwort und ein wahres Wort, seitdem es Berge, Thäler und Menschen gibt, und ein Sprüchwort wird stets als eine Lehre oder wenigstens als ein Wink ausgesprochen.

Ein andermal von den ausgezeichneten Sängern, welche es möglich machten, daß wir diese drei Opern kurz hintereinander zu sehen bekamen.

L........s.

Aus Piemont, November.

Zwei Pole im Leben.

Seit ich Ihnen das leztemal aus Turin schrieb, haben wir hier die einander entgegengeseztesten Pole des Lebens gesehen, und der lezte hat so heftig auf uns gewirkt, daß wir uns bis jezt noch nicht haben erholen können. Erst war es der Südpol, wo der vulkanische König von Neapel unsere schöne Königstochter freite und heimführte. Da gab es eine Reihe Feierlichkeiten, die freilich nichts Eigenthümliches hatten, da sie denen aller katholischen Höfe in Europa gleichen. Die alte Perlastadt, das herrliche Genua, war dießmal der Schauplaz der Vermählung, nicht des Dogen mit seinem Meer, sondern des Königs beider Sizilien mit einer der reizendsten Prinzessinnen, die ich je gesehen. Die Trauung geschah in der Kirche der Madona dell' acqua santa, wo die Menge dem König hernach zurief, wie die Einwohner der Abruzzen: Iddio ti faccia immortale e sempre felice! Abends war die Stadt glänzend erleuchtet, was, besonders vom Meer aus gesehen, eine herrliche Wirkung machte. Ungeachtet des unfreundlichen Herbstwetters und der hohen Wellen, wagten sich doch eine Menge Schiffe hinaus. In einiger Entfernung, wo sich alles Einzelne verlor, schien das amphitheatralische Genua ein leuchtender Berg, ein Anblick, den die von den Forts aufsteigenden Raketen und Leuchtkugeln noch reizender machten. Zum Andenken des Festes wurden zwölf arme Mädchen von den Decurionen der Stadt ausgestattet. Sie sahen in ihren weißen Mantillen gar lieblich aus, die bekanntlich die Genueserinnen mit der ihnen eigenen Anmuth umzuwerfen und zu halten verstehen.

Das Leben hat keinen schreiendern Abstand, als diese heitern Liebes- und Ehefeste und die Hinrichtungen und Mezeleien in Folge der politischen Bewegungen in Piemont. Hier zeigte sich das Leben in seinem tragischsten Wechsel. Man kann unwillig seyn über Plan, Beginnen und Unternehmen der von Frankreich herüber instruirten und inspirirten Bewegungsmänner, ohne doch die Grausamkeit zu billigen, mit der gegen sie und ihre Angehörigen verfahren wurde, da, wo es das Militärgesez nicht erforderte. Es ist leicht zu denken, wie diese Ereignisse auf unser ganzes Familien- und Gesellschaftsleben störend und zerstörend gewirkt haben, wozu denn auch das furchtbare Spionier- und Angebungssystem wirkt. Wie möchte da noch Offenheit und Vertrauen möglich seyn? Nahe Verwandte hat man zu Angebern und Verräthern werden sehen; ja selbst die Liebe — versteht sich, die italienische — ist nicht frei von solchem Verdachte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. December 1833.

— Tenui deducta poemata filo.

Horat.

Gaselen.

Bekehrung.

Oft wünscht' ich eine Nachtigall zu seyn,
Ein Echo nur, ein leerer Hall zu seyn:
Statt jeder Glückeslaune, jeder Welle
Und jedes Sturmes Spiel und Ball zu seyn!
Was sie von Geisteskraft und Würde reden,
Schien mir oft leerer Worte Schwall zu seyn.
Nicht Polster und nicht Teppich ziemt dem Pilger;
Ihm fiel das Loos, der Zeit Vasall zu seyn.
Der Knabe blüht und wächst, um später Zeuge
Von seinem eigenen Verfall zu seyn.
Durch welchen Zauber wähnst du dich zu retten,
Und sicher hinter welchem Wall zu seyn?
Das Leben schien mir kindisch, wie das Treiben
Von Larven auf dem Maskenball zu seyn.
Doch jezt ist stolz und freut sich meine Seele,
Lebendig im belebten All zu seyn.
Sie hat entsagt des Wunsches Widerspruche,
Unsterblich, wie des Bergs Metall, zu seyn,
Vergnügt, nur kurze Zeit von Gottes Glanze
Der widerleuchtende Krystall zu seyn.

Der Sybarite.

Wer zieht der Arbeit vor die Spiele nicht,
Und Einem Feiertage viele nicht?
Ich drücke meines Mädchens Hand so gerne,
Sie aber liebt bei mir die Schwiele nicht,
Und größres Unglück weiß ich nicht zu denken,
Als wenn ich ihr einmal gefiele nicht.
Streut Rosen, Knaben, breitet Teppiche!
Mein Fuß betritt die nackte Diele nicht.
Den Bogen weg! ich bin ein schlechter Schütze;
Ich zittre viel zu sehr und ziele nicht.
Gebt Schreibzeug her, daß ich ein Liedchen schreibe,
Doch wählet mir zu harte Kiele nicht!
Bringt Kirschen auch und saft'ge Pomeranzen;
Ach, hätten sie nur Kern und Stiele nicht!

Zukunft.

Die heitre Blüthe wächst aus dunklem Kerne,
Aus braunen Zwiebeln silberweiße Sterne;
Nicht nach der trüben Gegenwart berechne,
Was kommen mag aus weiter Schicksalsferne!
Wohl schwerlich hat von einem Fürstenstuhle
Joseph geträumt im Rachen der Cisterne.
Doch Maaß zu halten, wissen nicht die Menschen;
Nur an den Enden tummeln sie sich gerne.
Der läßt die Flügel sinken, und der Andre
Verspricht auf jedes Loos sich eine Terne.
Auf welche Hoffnung du verzichten müssest,
Und welche hegen dürfest, das erlerne.
Nur Wen'ge sind, die's wissen, und man fände
Kaum Einen mit Diogenes Laterne.

Digitized by Google

Unglück.

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß seyn, daß mich Jemand überrasche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß ich aus die braune Tunke;
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch und Flasche.
Ich habe selten Geld, und hab' ich Einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörren:
Da fielen sie mir leider in die Asche.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Es war eben so unthunlich, die Kiste zu erbrechen, als sie an ihren vorigen Platz zurück zu transportiren; die Sache aufzugeben, war aber nicht nur gegen den Vortheil, sondern auch gegen die Ehre der Räuber, die deßhalb nicht anstanden, ein eben so kühnes als verzweifeltes Mittel zu ergreifen. Einer von ihnen mußte abermals die Leiter hinab, um die Kameraden von dem Stande der Dinge zu unterrichten und den mitgebrachten Wagen ohne Verzug in den Schloßhof fahren zu lassen, dessen Thor immer bis zehn Uhr offen stand. In dem Augenblicke, da dieser durch das Thor rasselte, warfen die Zurückgebliebenen die schwere Kiste auf den Hof hinunter, die Andern hoben sie augenblicklich auf den Wagen und rollten in vollem Galopp ins Weite, ehe irgend Jemand Zeit gefunden hatte, nach der Ursache des betäubenden Geprassels zu sehen. Die beiden Gesellen im Schlosse hatten inzwischen den mitgebrachten Strick benuzt, um die Thüre der Rentstube zuzubinden, dann eilten sie zurück, zündeten einen Schrank mit Papieren und ein paar Vorhänge an, stiegen die Leiter hinab, warfen sie in den Graben und liefen davon. Sobald die Bewohner des Schlosses sich vom ersten Schreck erholt hatten, eilten sie nach dem Zimmer, wo die Kasse sich befand; der Umstand, daß die Thüre von der andern Seite befestigt war, vermehrte ihre Angst, man sprengte die Thüre und fand das Zimmer leer. Die Kiste war dicht unter des Grafen Fenster auf das Pflaster des Hofes gefallen, und der Schreck hatte für den Augenblick das Fieber des Kranken so bewältigt, daß er aufsprang, in die Kleider fuhr und in den Stall stürzte, um sich selbst auf ein Pferd zu werfen; es mußte indessen einige Zeit vergehen, ehe eines gesattelt werden konnte. So kamen Frau und Tochter, halb todt vor Angst, gleichfalls in den Stall und baten den Grafen fußfällig, einen Andern zu schicken und sich nicht muthwillig zu tödten. Er mußte nachgeben, weil seine Kräfte ihm versagten. Jezt eilte man, zu untersuchen, auf welchem Wege die Räuber ins Schloß hineingekommen seyn könnten; man wollte den Graben rings durchsuchen, aber die aus den Fenstern herausschlagenden Flammen gaben der Bestürzung eine andere Richtung. Man lief zurück, die Treppen hinan, und fand die Kanzlei, worin sich das Archiv befand, in lichten Flammen. Als der arme Graf diese Nachricht erhielt, sank er ohnmächtig nieder, und alle Versuche, ihn ins Leben zurück zu rufen, schienen vergeblich. Die Flammen griffen indessen in dem trocknen, alten Holze und den Papieren mit reißender Schnelligkeit um sich, Wasser war kaum vorhanden, und so konnte es nicht gelingen, das Feuer zu dämpfen, bevor der obere Stock des einen Flügels völlig ausgebrannt war. Der bewohnte Theil des Schlosses blieb jedoch gänzlich verschont. Der Graf lag ausgestreckt auf seinem Ruhebette mit gläsernen Augen, die keinen Gegenstand mehr zu unterscheiden vermochten; weinend saßen Frau und Tochter neben ihm, aber ihre Thränen konnten ihn nicht retten; er starb, ehe noch der kurze Wintertag zu Ende war.

Diejenigen, welche dem Wagen folgten, konnten nur mit Mühe die Spuren desselben entdecken, weil das fortwährende Schneegestöber Alles verwischte; sie kamen jedoch, ohne irgend eine Seitenspur zu gewahren, bis an die Thore der eine Meile entfernten Stadt L., wandten sich sofort an die Behörden und ließen es an keiner Mühe fehlen; aber sie wußten ja nicht einmal die Gestalt des Wagens anzugeben, und so war es unmöglich, irgend eine Auskunft zu erlangen. Gleich am folgenden Tage ward ein amtlicher Bericht aufgesezt und in die Residenz befördert, wo er die Behörden in nicht geringe Bewegung sezte. Die beispiellose Frechheit des Diebstahls war wohl geeignet, den Eifer zu vermehren, um die Urheber desselben zu entdecken. Es ward sogleich eine Kommission ernannt, mit dem doppelten Auftrage: den Thatbestand an Ort und Stelle zu untersuchen und zugleich das Steuer- und Rechnungswesen zu reguliren, ein Geschäft, das nach der Vernichtung aller Dokumente natürlich höchst schwierig war. Als aber die Kommission nach Verlauf einer geraumen Zeit noch gar nicht aus der Stelle gerückt war, konnte die Regierung ihre Unzufriedenheit nicht verhehlen, und entschloß sich daher im Juni, den Grafen Albrecht nachzuschicken, von dessen Geschicklichkeit man Proben hatte und auf dessen Eifer man doppelt zählte, da für den jungen Beamten ein solcher Auftrag eine Ehre war.

Die alte Gräfin, welche mit der Gemahlin und Tochter des verstorbenen Grafen ** ziemlich genau verbunden war,

benuzte den Abschied von ihrem Sohne, um diesen auf die Vorzüge der jungen Gräfin aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, sie ohne Vorurtheil zu beobachten und zu prüfen, ob er nicht die Eigenschaften in ihr vereinigt finde, die er in seiner künftigen Lebensgefährtin zu finden wünschen müsse. Er versprach sehr ernsthaft, ihren Rath zu beherzigen, aber ein gewisser schalkhafter Zug in seinen Augenwinkeln raubte der alten Dame alles Vertrauen auf seine Worte. Als sie jedoch ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, war augenblicklich des guten Sohnes Ironie spurlos verschwunden, und er versprach mit wahrer Treuherzigkeit, die Gräfin Octavie zu seiner Braut zu erwählen, wenn sie ihm ein klein wenig und er ihr sehr wohl gefalle. So schied er von der Mutter und traf am dritten Nachmittage nach seiner Abreise in Varnau ein.

(Die Fortsezung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsezung.)

In dasselbe Gebiet der unterirdischen Geheimnisse der Natur gehört die bewundernswürdige, neuerlich in Frankreich entdeckte, aber ihrer Theorie nach ebenfalls noch nicht hinreichend aufgeklärte Kunst, lebendige Quellen, wie tief sie auch unter der Erdoberfläche verborgen seyn mögen, jederzeit mit vollkommener Gewißheit anzugeben. Der Entdecker ist ein ehemaliger Pfarrer, Paramelle, aus Perigueur, und die Sache macht, wie man wohl denken kann, in ganz Frankreich außerordentliches Aufsehen. Man darf Paramelles Methode nicht etwa in das Gebiet der so trüglichen magnetischen Hellseherei verweisen; sie ist vielmehr ganz praktisch und hat sich so erwiesen, indem der merkwürdige Mann im Departement du Lot, dem es bisher an Quellwasser fast ganz gebrach, zahllose Wasseradern nachgewiesen und ihre Gewässer zu Tage gebracht hat. Unzweifelhaft wird dieß durch die Thatsache, daß ihm das Generalkonseil dieses Departements zur Belohnung eine Pension von 2000 Franks aus dem Kommunalfonds der von ihm mit Quellwasser versorgten Ortschaften angewiesen hat. Paramelle hält übrigens sein eigentliches Verfahren noch geheim, hat aber, was die Sache noch merkwürdiger macht, erklärt, daß, wenn er es einst veröffentlichen werde, Jedermann über die Einfachheit und Untrüglichkeit desselben erstaunen und sich verwundern werde, dasselbe nicht selbst aufgefunden zu haben. Wir werden auf diesen anziehenden Gegenstand zurückkommen. In Erwartung der Aufklärung desselben will ich aber eine Conjectur wagen, die vielleicht eine Prophezeihung werden wird und auf welche ich durch eine kürzlich selbst gemachte Erfahrung geleitet worden bin. Ich war nämlich beschäftigt, auf meinen Feldern Kies zu suchen, und hatte Leute bei mir, welche vielmals vergeblich einschlugen. Endlich gesellte sich ein alter Landmann zu uns, der über unser Bemühen den Kopf schüttelte und mir eine einfache gelbe Blume (sie wird vom Volk Hungerblume genannt) wies, deren häufiges Vorkommen allemal ein Kieslager ankündige. Die Sache befand sich auch wirklich so: wir trafen die gelbe Hungerblume bald in größerer Menge und entdeckten auch allemal Kies in der Nähe. Aehnlich nun wird es sich mit Paramelle's Entdeckung verhalten: er wird ein Kennzeichen, vielleicht auch eine wenig in das Auge fallende Pflanze, aufgefunden haben, wodurch die Stelle auf der Erdoberfläche bezeichnet wird, unter welcher Wasseradern liegen. Wenn sich meine Conjectur, wie mir wahrscheinlich ist, als richtig erweist, so bitte ich mir auch einen Theil an den Belohnungen aus, welche dem wackern Paramelle in Deutschland votirt werden könnten.

Ein hydrographisches Papier, welches jezt in Paris verfertigt wird, macht daselbst viel Aufsehen. Auf diesem Papiere nämlich kann man, wenn man seine Feder blos mit Speichel befeuchtet, die schönsten schwarzen Buchstaben hervorzaubern, als wenn man mit der besten Dinte geschrieben hätte. Dieses Papier wird nach einer Anleitung, welche sich im Journal des connaissances utiles befindet, so verfertigt, daß man dasselbe in eine schwache Auflösung von Galläpfeln taucht und hernach im Schatten allmählig trocknen läßt. Sodann reibt man es mit einem feinen Staube von schwefelsaurem Eisen und Sanderach (lezteres, damit die Feuchtigkeit nicht durchschlage) ein, und hat nun alle Dintenelemente auf dem Papier, wozu also nur noch die Feuchtigkeit, der Speichel, treten darf, um schwarze Buchstaben hervorzurufen. Man begreift, von welchem Nutzen diese artige Erfindung in vielen Fällen werden kann, indem man zwar überall ein Blättchen Papier, nicht aber allemal auch ein Dintenfaß mit sich zu führen im Stande ist.

Da die Erwähnung dieses hydrographischen Papiers uns einmal auf chemisches Gebiet geführt hat, wollen wir gelegentlich auch noch anführen, daß es dem Professor Runge in Breslau neuerlich gelungen ist, in unserm gemeinen Fichten- oder Kieferholz ein höchst empfindliches chemisches Reagens für bestimmte Stoffe aufzufinden. Der wackere Chemiker hat nämlich zunächst aus dem Steinkohlenöl zwei ganz neue Alkalien ausgeschieden, wovon er, ihrer respektiven Eigenschaften wegen, das eine Blauöl, das andere Feueröl nennt. Diese beiden Alkalien nun bilden mit Säuren farblose Salze, welche sich leicht in Wasser auflösen, ohne diesem eine Farbe mitzutheilen.

Benezt man mit einer solchen Auflösung Papier, Leinwand oder dergleichen, so erfolgt keinerlei Färbung; gießt man sie aber auf eine reine Platte von Fichtenholz, so wird dasselbe bei der Anwendung von Blauöl wunderbar schön dunkelgoldgelb, und vom Feueröl dunkel purpurfarben. Die Farben sind vom größten Glanze und von außerordentlicher Energie, so daß diese Entdeckung, welche wir nur noch in ihrer Kindheit erblicken, für die Färbekunst von der größten Wichtigkeit zu werden verspricht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortsetzung.)

Kunst und Industrie.

Turin, das so reich an egyptischen Kunstsachen ist, hatte doch bisher keine öffentliche Gemäldesammlung. Vieles war in mehreren königlichen Schlössern zerstreut und großentheils unzugänglich. Emanuel Philibert und Karl Emanuel I. hatten schon den Gedanken, Alles zu vereinigen, aber immer kam er nicht zur Ausführung. Als Grundlage zu einer Gemäldegallerie dienten die vielen Gemälde, welche von dem Kardinal Moritz von Savoyen angekauft worden sind, und die in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreut waren; diese waren nach und nach durch Ankäufe vermehrt worden, außerdem kam die Gemäldesammlung im Pallast Carignan und die dem Staate vermachten Bilder des Erzbischofs Mossi hinzu. Leztere nehmen allein fünf Säle ein und heißen die Gallerie Mossi. Die ganze Sammlung ist besonders reich an Flamändern, und zeichnet sich dadurch vor den meisten Gemäldesammlungen Italiens aus. Durch die Vereinigung und gute Aufstellung in einem günstigen Lokal scheint sie viel reicher, als man geglaubt hätte. Diese Gallerie royale und Gallerie Mossi sind für's Erste zusammen in dem königlichen Pallast aufgestellt; späterhin aber wird leztere ihre Stelle in der Akademie der schönen Künste finden, wo sie die Schüler der Akademie besser benuzen können, was die Absicht ihres Stifters war. Wir werden im Kunstblatt weiter von diesen beiden Gallerien und von dem sprechen, was sie auszeichnet.

Die lezte Industrieausstellung hat die angenehme Ueberzeugung gegeben, daß der Gewerbsfleiß in Piemont und Savoyen sehr im Zunehmen ist. Die Industrieerzeugnisse, die wir ehemals von Frankreich oder sonst vom Ausland beziehen und theuer bezahlen mußten, werden jezt gleich gut und bedeutend wohlfeiler im Land gemacht. So war es mit den Seidenstoffen von Blanc Duport u. Comp. zu Taverges (im Genevois), die vor einigen Jahren schon die goldene Medaille bekamen und seitdem ihr Gewerb immer vervollkommnet haben. Eine andere Fabrik in Chambery lieferte treffliche Gaze aller Art. Beide Fabriken arbeiten schon für das Ausland. Durch die Ereignisse in Lyon seit dem November 1831, durch die Unzuverlässigkeit aller dort gemachten Bestellungen und durch die Auswanderung vieler geschickten Arbeiter haben nicht nur die schweizerischen Seidenfabriken sehr gewonnen, sondern auch die unsrigen. Auch in der Fabrikation des Tuchs und der gedruckten Baumwollenzeuge war Fortschreiten zu bemerken. Glas und Krystalle der Fabrik Laffin und Perraver in Alex waren wieder sehr zu loben wegen ihrer Reinheit, Farblosigkeit und Durchsichtigkeit; auch in Formen und Schleifung hat sie gute Fortschritte gemacht. Neben den glänzenden Krystallen war doch der Greyerzkäse nicht zu verachten, den der Graf Bellecombe auf seinem Gut in der gebirgigen, unfruchtbaren Tarentaise verfertigt hatte und der dem besten Schweizerkäse gleichkam; eine sehr bedeutende Industrie für das an Alpenkräutern so reiche Savoyen. Sehr Lobenswerthes hatte auch die Eisengießerei zu Cran bei Annecy ausgestellt; darunter führe ich nur an die zierlichen Teller, die Geländer, die durchbrochenen Medaillons, die Pateren und die Druckerpressen. François Burdin u. Comp. in Chambery sind im Inland und auch in der Nachbarschaft wohl bekannt durch ihre großen Baum-, Blumen- und Gewächsschulen, die nicht allein zahlreichen Arbeitern Nahrung geben, sondern auch dem Anbau und der Verschönerung des Landes wesentlich nüzen. Aber nicht blos die Fabrikanten und Künstler des Landes hatten zu der Industrieausstellung beigetragen, sondern auch die Stadt Turin, die Akademie der Wissenschaften, das Artilleriekorps, die königliche Administration des Innern, die Hautelices-Fabrik, Staatsräthe, Professoren, Freunde der Wissenschaften und schönen Künste, Damen ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel-Korrespondenz.

Erstes Wort.

Räthsel.

Wem es allzugut gefällt,
Den nennt Egoist die Welt.

Zweites Wort.

a. Anagramm.

Wir geboten über Römer-Leben.

b. Räthsel.

Ich kann dir Tod oder Leben geben.

Drittes Wort.

Palindrom.

Ich bin ein Spiegel, den dein Hauch nicht trübt,
Doch sterb' ich, wird er oft an mir verübt.

Antwort.

Erstes Wort.

Räthsel.

Mein bester Freund ist dieses Wort,
Bleibt gern im alten Stand und Ort.

Zweites Wort.

a. Logogriph.

Sey' e statt a darin, so ist's ein deutscher Stamm;

b. Homonyme.

Dem Wort mit a entsteigt kein Bräutigam.

Drittes Wort.

Räthsel.

Es hält die Menschen in der rechten Ferne;
Mit Ihnen spräch' ich auch nicht gröber gerne.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. December 1833.

Nicht Hermia, Helena ist jezt mein Leben.
Wer will die Kräh' nicht für die Taube geben?
Der Wille wird von der Vernunft regiert,
Mir sagt Vernunft, daß Euch der Preis gebührt.

Shakespeare.
Ein Sommernachtstraum.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Im Wirthshause abgestiegen, verlangte Graf Albrecht sogleich einen Burschen, der ihn aufs Schloß bringen könne, weil er noch an demselben Tage der Gräfin seine Aufwartung zu machen wünschte, erfuhr jedoch, daß sie nicht auf dem Schlosse, sondern im Dorfe wohne, weil jener schreckliche Zufall ihr den Aufenthalt im Herrenhause verleidet habe. Er ließ sich mithin durchs Dorf führen und kam am Ende einer Allee an ein Gärtchen, durch dessen weißes Gitterwerk sich volle Rosen drängten. Mitten im Garten lag ein freundliches Häuschen, dessen weiße Vorderwand nur durch grüne Jalousien unterbrochen ward, die bei der sinkenden Sonne kaum mehr nöthig schienen. Als er nun, um den Eingang zum Hause zu suchen, der Länge nach an diesen Jalousien vorbeiging, ließ sich hinter einer derselben eine angenehme Stimme mit den Worten vernehmen: „Margarethe! bist du es?“ — „Ja,“ erwiderte er mit unterdrückter Stimme. — „Schlage die Jalousien zurück, damit ich die Abendluft noch ein wenig genieße.“ In nicht geringer Angst, bemerkt zu werden, that er, was ihm geheißen war, und sah sich plötzlich einem ältlichen Frauenantlitz gegenüber, das kein Zeichen der Ueberraschung gab, weil dessen Augen, wie ein zweiter Blick ihn überzeugte, nichts sahen. Weiter vom Fenster, an einem Tische saß eine schlanke Gestalt in lieblicher Stellung, den Kopf eifrig über eine weiße Arbeit gebückt. Albrecht zog sich schnell zurück und dachte sich, wenn die junge Gräfin so einnehmend von Gesicht wie von Gestalt sey, so ließe sich hier etwas hoffen; aber die Blindheit der Mutter war ihm unbegreiflich. Er ging darauf ins Haus hinein und nahm, da er Niemanden fand, ihn anzumelden, keinen Anstand, anzuklopfen und, sich der ländlichen Freiheit bedienend, ohne Weiteres ins Zimmer zu treten. Erst jezt fiel es ihm auf, daß die beiden Frauen nicht in Trauer seyen und daß er sich also geirrt haben könne; oder es war ihm schon früher aufgefallen und er hatte nur keine Lust, der Bedenklichkeit eher nachzugeben, als bis er nicht mehr zu befürchten hatte, dadurch von der Gegenwart dieser Damen ausgeschlossen zu werden, die nun einmal eine Neugierde in ihm erregt hatten, zu deren Bekämpfung er eigentlich keine Ursache sah. — In Folge dieser unwillkührlichen oder willkührlichen Verwechslung befand er sich jezt in einem sehr angenehm eingerichteten Zimmer; ein sanfter Blumenduft durchzog die Luft, hübsche Bilder zierten die Wände, und in der Stellung und Form der Mobilien war ein gewisses Etwas, das Eleganz und Geschmack ankündigte. Eine Frau von etwa sechs und zwanzig Jahren, im dunklen, einfachen Hauskleide, trat ihm artig, doch

gleichsam fragend entgegen, und auch die Blinde erhob sich horchend von ihrem Lehnstuhl am Fenster.

„Ich fürchte beinahe fehlgegangen zu seyn,“ sagte er entschuldigend. „Doch wohl nicht,“ meinte die Blinde; „Sie sind gewiß ein Verwandter der Frau Pastorin.“ — „Gewiß nicht,“ fiel die junge Frau erröthend ein. „Wahrscheinlich gilt Ihr Besuch der Gräfin **, die im obern Stockwerke wohnt.“ Er bejahte dieß und entschuldigte sich mit seiner Unbekanntschaft der Gegend und der Personen. „Sonderbar,“ sagte die Blinde nachdenklich, „es ist eine auffallende Familienähnlichkeit zwischen des Herrn Stimme und der deinigen.“ Albrecht benuzte diese Aeußerung, um einen Augenblick über dieß Thema fortzuschwatzen; er wäre gar zu gern länger geblieben, da es ihm aber schien, als sey dieser Wunsch ziemlich einseitig der seinige, so mußte er sich doch bald zum Abschied entschließen, um seinen Weg eine Treppe höher hinauf zu nehmen. Welcher Kontrast! Zwei Damen in modernster Trauer, mit ungeheuren schwarzen Aermeln und ellenbreiten Kreppbauben traten ihm entgegen, von denen die eine unstreitig sehr schön und in der ersten Blüthe der Jugend war; allein Albrecht war jezt eben geneigt, die Reize des gereifteren Alters anziehender zu finden, obgleich er sich doch nicht bis zur Anerkennung der mehr als vierzigjährigen, welche die gräfliche Mutter in übergroßer Fülle besaß, erheben konnte. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, denn ein Brief seiner Mutter hatte ihn schon für die Zeit seines Aufenthalts in Barnau der Güte der Damen empfohlen. Die Gräfin vergoß noch reichliche Thränen in der Erinnerung ihres schmerzlichen Verlustes; die Tochter schien bereits getröstet, und es gefiel ihm, daß sie nicht einen Schmerz affektirte, den sie nicht empfand. Er erzählte sein Abentheuer im Erdgeschosse und erkundigte sich, wer die Damen dort seyen. Die Wittwe des vorigen Pastors, war die Antwort, welcher Papa die Wohnung gelassen habe, weil sie eine brave Frau sey und nicht nur für ihre kleinen Kinder, sondern auch für eine alte blinde Freundin zu sorgen habe. Diese Auskunft war einfach und prosaisch genug, um alles romantische Interesse niederzuschlagen; dennoch war der junge Graf nur halb bei dem Besuch, den er mehr abkürzte, als es sonst wohl der Fall gewesen seyn dürfte.

Den nächsten Tag hatte er vollauf zu thun, um sich über den Stand der Geschäfte, die ihn hergeführt hatten, zu orientiren; er arbeitete den ganzen Tag mit seinen Kollegen und ging dann wieder zur Gräfin, deren Einladung zu einem späten Diner er angenommen hatte. Hier ward ihm Gelegenheit gegeben, den Witz der jungen Gräfin Octavie zu bewundern, die sich unbefangener zeigte, als am ersten Tage; man sprach über mehrere gemeinschaftliche Bekannte, und über Jeden hatte sie ein Bonmot, nicht immer der harmlosesten Art, zur Hand. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß dieses einen widrigen Eindruck auf Graf Albrecht machte; vor nichts in der Welt hatte er eine größere Angst, als vor Prüden, und diese Angst hatte ihren Grund darin, daß in seiner Vaterstadt eine Generation von Koketten, und mehr als Koketten, ein Geschlecht von so langweiligen Heiligen hervorgebracht und aufgezogen hatte, daß die Damen nicht nur kein pikantes Wort in ihrer Gegenwart duldeten, sondern auch den Herrn, die sich erkühnten, sie anzureden, nur mit der größten Vorsicht antworteten, aus Furcht, in ihre Netze zu fallen; kurz, eine junge Frauenwelt, deren Zustand dem einer Festung glich, welche sich vertheidigt, ohne attakirt zu werden; wenigstens läßt sich aus einigen unzweideutigen Winken unseres Autors abnehmen, daß im Augenblicke der Gefahr die Maßregeln nicht immer so energisch durchgeführt wurden, als sie im Voraus angekündigt waren. — Nun, Comtesse Octavie war keine Prüde; sie scherzte frei, lachte viel, machte noch mehr lachen, und der Abend verging ihm angenehm, ohne daß er jedoch einige Nebengedanken, deren Ziel um eine Region niedriger lag, gänzlich hätte beseitigen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Beschluß.)

Die Bearbeitung eines andern Naturstoffes, des **Kautschuk**, Gummi elasticum, von welchem in unsern Berichten auch schon einmal die Rede gewesen ist, macht gegenwärtig immer größere Fortschritte. Daß dasselbe zu Sonden, Bougies, in neuern Zeiten aber auch zu Hosenträgern, Ueberschuhen u. d. m. angewendet worden, ist bekannt genug; ganz kürzlich hat man indeß auch angefangen, dieses Harz, welches sich erweichen läßt, zu spinnen, und dem königlichen Institut zu London ist neulich ein Faden von der Länge einer deutschen Meile vorgelegt worden, welcher aus einem einzigen Pfunde desselben gewonnen worden. Mittelst der Dampfmaschine zieht man den Kautschuck zur Feinheit des Zwirns aus, und verfertigt von diesen Fäden besonders Harpunleinen. Da dieselben elastisch sind, so widerstehen sie dem Schneller, mittelst dessen der Wallfisch oft die stärksten gewöhnlichen Taue zerreißt, sehr gut. Vielleicht lassen sie sich auch zu Ankertauen anwenden; wenigstens scheint es, als ob dieser Gedanke sehr nahe liege.

Wahrscheinlich haben die Leser kürzlich viel von einem neuen, höchst merkwürdigen, in verzweifelten Fällen der Caries mit Glücke angewendeten Arzneikörper, dem

Kreosot, gehört. Sie werden nach seiner Natur, seinem Bestandtheilen fragen, und auch darüber werde ich hier zu berichten die Ehre haben, da die Entdeckung dieser interessanten Substanz zu den wichtigsten Bereicherungen der Chemie gehört. Der Chemiker Reichenbach zu Blansko in Mähren hat nämlich einem von ihm entdeckten eigenthümlichen Bestandtheile des Theers, welcher von öliger Beschaffenheit und äußerst fäulnißwidriger Natur ist, den aus diesen Eigenschaften abgeleiteten griechischen Namen Kreosot beigelegt. Dieses fäulnißwidrige Princip ward, unbewußt, schon von den alten Egyptiern bei der Einbalsamirung ihrer Todten angewendet, indem es sich unter den Stoffen befindet, zu welchen sie ihre wohlriechenden Hölzer verkohlten. Man sieht also auch hier, daß die Entdeckungen der Neuern oft nur das Wiederfinden eines schon Bekanntgewesenen sind, wiewohl sie freilich auf rationellere Weise erfolgen, wogegen die Alten fast nur den Instinkt der Empirie besaßen. Die glänzendste Eigenschaft dieses Kreosot aber ist, wie gesagt, seine Kraft in den verzweifeltsten Fällen des Caries. So bietet die Natur oft im Unscheinbarsten, wie hier im Theer, das Wichtigste dar; und wer weiß, über welche Stoffe wir jezt noch verächtlich wegsehen, ohne ihren kostbarsten Inhalt zu ahnen, bis eine glückliche Hand das Geheimniß plötzlich an das Licht zieht.

Schließlich erwähnen wir noch einer neuen, äußerst ergötzlichen optischen Spielerei: nämlich der vom Professor Stampfer zu Wien kürzlich erfundenen, sogenannten **stroboskopischen Scheiben**; eine Erfindung, welche sich auch noch in ihrer Kindheit befindet, wahrscheinlich aber, unter geschickter Hand, bald eine bedeutende Erweiterung der sogenannten natürlichen Magie werden wird. Ich weiß nicht, wie viele meiner Leser dergleichen „stroboskopische Scheiben" und die unendlich überraschenden optischen Täuschungen, welche man damit hervorzaubert, schon selbst gesehen haben; für diejenigen aber, denen die Sache noch neu ist, will ich hier anführen, daß jene Scheiben kreisförmig, der Leichtigkeit wegen von Pappe sind und etwa einen Fuß im Durchmesser halten. Den Mittelpunkt umgeben in concentrischen Kreisen Figuren, welche nach einem gewissen Gesetze, dessen allgemeine Natur sich aus unserer Darstellung sogleich ergeben wird, entworfen sind; gegen den Rand hin aber ist die Kreisscheibe mit einer Anzahl gleichweit von einander abstehender viereckigen Löcher durchbrochen. Die Scheibe befindet sich vertikal auf einem Gestell, welches erlaubt, sie in dieser Lage in eine schnelle drehende Bewegung zu versetzen, und ihr parallel gegenüber befindet sich ein gewöhnlicher Planspiegel. Man richtet das Auge durch eines jener Randlöcher auf diesen Spiegel und läßt die Scheibe sodann in möglichst schnelle Drehung versetzen. In demselben Augenblicke fängt im Spiegel die bewegteste, bunteste Scene an. Nach Maßgabe der auf der Scheibe entworfenen verschiedenartigen Sujets sieht man bald Luftspringer die wunderbarsten Jongleurkünste treiben, bald Räderwerke in ungeheurer Eile in Thätigkeit treten, Hämmer auf Ambosse schlagen, Windmühlenflügel sich drehen u. s. w., daß das erstaunte und überraschte Auge gar nicht weiß, wohin es blicken soll. Indem man nämlich den Blick durch das eine Randloch auf den Spiegel fixirt und nun die Scheibe schnell dreht, passiren alle übrigen Randlöcher so schnell vor dem Auge vorbei, daß man meint, immer noch durch jenes erstere zu schauen, weil der Trennungsmoment zwischen den successiv folgenden Löchern zu kurz ist, um zur Perception zu gelangen. Eben so schnell gleiten aber auch die entsprechenden Bilder vorbei, und wenn also z. B. ein Knabe in verschiedenen Stellungen, Kopf oben, Kopf unten, gemalt wäre, so muß es dem Beschauer genau so vorkommen, als wenn dieser Knabe ein Rad schlüge. Eben so verhält es sich mit den oben erwähnten Windmühlenflügeln, und im Allgemeinen mit allen Sujets: es kommt, wie wir dieß Gesetz auch oben angedeutet haben, nur darauf an, diesen Sujets in den koncentrischen Kreisen, in denen sie sich folgen, successiv die angemessene Stellung zu geben; und man braucht dabei nicht einmal besonders exakt zu seyn, eben weil die große Schnelligkeit der Drehung das Bemerken einer kleinen Unregelmäßigkeit in der Zeichnung verhindert. Denkt man sich Scheibe, Randloch und Spiegel recht groß, und die rotatorische Bewegung recht schnell, so erhellt, daß mittelst dieser Vorrichtung ganz wunderbare Effekte bewirkt werden können. Ich gebe aber in den Erwartungen von dieser Erfindung noch weiter, indem ich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Anwendung, z. B. einer Versinnlichung der planetarischen Bewegungen unseres Sonnensystems, davon hoffe, welche Idee sich vielleicht durch Verbindung mehrerer Spiegel mit der stroboskopischen Scheibe verwirklichen läßt. In jedem Falle ist dieß ein Fingerzeig für den wackern Erfinder, auf dem betretenen interessanten Wege muthig fortzuschreiten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortsetzung.)

Von der Volkserziehung.

Man hat besonders in Frankreich Piemont sehr zum Vorwurf gemacht, daß es den gegenseitigen Unterricht nicht begünstige und durch sein unverzeihliches Vorurtheil gegen diese herrliche Methode die Ausbildung des Volks zurückhalte; dieß sey aber gerade der Hauptzweck der Regierung und der Geistlichkeit u. s. w. Um auf diese Vorwürfe zu antworten, sind mehrere kleine Schriften erschienen, aus denen ich Einiges ausziehen will, was ich sehr wahr finde und was auch zur

Rechtfertigung der deutschen Regierungen dienen kann, die den gegenseitigen Unterricht bisher nicht in ihren Ländern eingeführt haben. Der Verfasser des ami des hommes oder der réflexions sur l'éducation commune, considérée dans ses rapports avec la morale et avec le bonheur du peuple, ein erfahrener, vorurtheilsfreier Schulmann, der lange in Frankreich thätig war, sagt in der Einleitung seiner trefflichen Schrift: „Man hat viel gestritten und viel geschrieben, welcher Lehrmethode zur Verbreitung des Unterrichts der Vorzug zu geben sey. Gleich hat sich die Leidenschaft eingemischt, die Frage ist zur bissigen Polemik geworden und die ruhige Prüfung verschwunden. So hat man auch ausgebreitet, wer das Entzücken über den gegenseitigen Unterricht nicht theile, der sey ein Obskurant, der wolle die Verdummung (abrutissement) der niedern Klassen, um nach Willkühr über die Beschränkten herrschen zu können. Dergleichen Sätze bedürfen keiner Widerlegung, so lange in Ländern der gegenseitige Unterricht nicht eingeführt ist, wo — wie in Preußen — Volksbildung und Unterricht einen sehr hohen, ja einen ganz andern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, als in Frankreich und England, deren Einwohner der gegenseitige Unterricht noch nicht aus ihrer krassen Unwissenheit hat reißen können. Viele von denen aber, die sich so schnell und feurig für die neue Methode erklärten, waren weder durch Kenntnisse, noch durch Erfahrung im Stande, sie mit den frühern zu vergleichen; sie ließen sich durch etwas augenblicklichen Schein irreführen, und wer nicht mit ihnen in Ein Horn blies, der war wenigstens ein am Alten hängender Pedant. Es läßt sich nicht läugnen, daß unsere Zeit reich ist an neuen Lehrmethoden, von denen einige wirklich ein Schritt zum Bessern sind; aber vor Allem entsteht die Frage, ob man sich bei der Erziehung des Kindes lediglich darauf beschränken darf, daß es mehr oder weniger Kenntnisse erhält? Ehemals glaubte man immer, daß der Unterricht nur ein Theil der Erziehung sey; alle Methoden haben aber immer nur den Unterricht vor Augen, und könnten sie auch unbedingt als trefflich angesehen werden, so ist durch sie doch nur ein Theil der Volkserziehung verbessert worden. Wollte man aber diesen Lerntheil über den Bildungstheil Herr werden lassen, so könnte man vielleicht zwar sehr früh, sehr leicht und sehr gut unterrichtete Kinder haben; es fragt sich aber, ob diese Kinder sittlich, anständig, kindlich und religiös erzogen sind? Die Erziehung in den niedern Sphären, also vorzugsweise die Volkserziehung, hat häufig das Geschäft, wieder gut zu machen, was durch die Natur und das häusliche Beispiel übel gemacht worden ist. Die Erziehung ist dann eine zweite Natur, und ihr Einfluß kann und darf nur langsam seyn, um sicher zu wirken... Je mehr man mir die Schnelligkeit im Unterricht, je mehr man mir die raschen Fortschritte des Kindes im Lernen bei irgend einer Methode rühmt, um so gefährlicher scheint mir diese Methode für die Volkserziehung, die gar viele Eltern für beendigt bei ihren Kindern halten, wenn diese nur gute Kenntnisse haben. Mit ein Bischen Ueberlegung kann man einsehen, daß die Moraldisciplin mit der Lerndisciplin gleichen Schritt gehen, daß sich beide gegenseitig helfen, unterstützen und bedingen müssen, so daß keine der andern vorauseilt. Durch diese Verbindung wird auch die Dauer der Erziehung bestimmt, die so lange anhalten muß, bis das Gemüth und der Geist des Kindes gleich sehr entwickelt und befestigt sind. Dieß kann aber für Ersteres nicht schnell, nicht durch Sprünge geschehen, sondern nur durch langsame, besonnene Entwickelung, zumal wenn vorher böse Gewohnheiten ausgerottet werden müssen, ehe Gutes an ihre Stelle gesäet wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

Thiers. St. Madelaine.

Obschon die Jahreszeit weit vorgerückt ist, so werden doch die öffentlichen Bauten keineswegs unterbrochen, sondern im Gegentheil mit außerordentlicher Thätigkeit fortgesezt. Dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten steht ein junger Staatsmann vor, der dreimal so geschäftig und eilig ist, als seine ältern Kollegen, und auch die jungen Künstler gern anstellt oder beschäftigt, sogar lieber, als die ältern. Ein alter Maler sagte mir neulich mit betrübtem Blicke, als er wie sonst um Bestellung eines Gemäldes für Rechnung der Regierung gebeten, habe man ihm geantwortet, man müsse die jüngern vorzüglich aufmuntern. Die Antwort wäre freilich ein wenig hart und betrübend für die ältern Künstler; aber wahrscheinlich ertheilt man sie nur denen, von welchen kein Meisterstück zu erwarten ist. So viel ist gewiß, daß jezt weit mehr junge Künstler Beschäftigung erhalten, als zuvor, und daß also das verborgene, aufkeimende Talent mehr Gelegenheit hat, sich zu entwickeln, als da ihm ältere Künstler, die zuweilen Alles an sich zogen, den Weg zum Lichte verrammelten. Man hat es mehrmals den Parisern und der französischen Regierung vorgeworfen, daß sie mehr beginnen, als vollenden, und in der That standen eine Menge Monumente unvollendet da. Diesen Vorwurf will die jezige Regierung nicht auf sich sizen lassen, und daran thut sie recht wohl. So wird denn rasch an dem Magdalenentempel gearbeitet, an dem schon im vorigen Jahrhundert einige Millionen Livres mochten verbaut worden seyn. Bekanntlich wollte Napoleon einen Tempel des Ruhms daraus machen; allein er fiel, ehe der Tempel fertig war; eigentlich hat er auch wenig daran bauen lassen, und vielleicht sollte der Tempel dem Friedensruhme gewidmet werden; unter seiner Herrschaft war aber stets Krieg, und der Kriegsruhm hat eben nicht nöthig, in einen Tempel eingeschlossen zu werden. Die Bourbons ließen den Bau nach dem alten Plane wieder fortsezen, jedoch mit zweckmäßigen Abänderungen; aber auch sie fielen, ehe der Tempel fertig war. Das Monument hat alle Regierungen, welche Hand an dasselbe gelegt haben, fallen sehen, und wäre ich Ludwig Philipp, so hätte ich mich lange bedacht, ehe ich den Bau fortgesezt hätte. Aber dießmal scheint es doch, als ob das Gebäude wirklich zu Stande kommen sollte, ohne daß deßhalb wiederum eine Regierung fällt. Baumeister, Bildhauer, Maler, Alles ist in Bewegung, um das der Vollendung nahe Gebäude zu verschönern. Es steht auf einem freien Plaze, um welchen sich schon längst neue Häuser erhoben haben; es wird wie die Börse mit einem Säulengange und einem eisernen Gitter umgeben; leztere Vorsicht ist bisher auch nur bei der Börse angewendet, und eben wegen Mangels derselben sehen die meisten großen Gebäude in Paris schmuzig und beschädigt aus. Eine Schwierigkeit stellte sich dar; das Gewölbe der Kirche sollte bemalt werden; nun fehlt es aber jezt an Malern, welche in geistlichen Sujets geübt sind. Man hat sich an Laroche gewandt, einen Künstler der neuern französischen Schule, der sich bisher um Heiligenbilder wenig bekümmert und nur Scenen aus der romantischen Geschichte des Mittelalters dargestellt hat. Er hat das Anerbieten angenommen, will aber erst nach Italien reisen, den alten Künstlern das Darstellen heiliger Geschichten absehen und sich dann schnell ans Malen begeben. Schon in zwei Jahren sollen seine großen Gemälde fertig seyn. Wir werden sehen, was daraus wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 133.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. December 1833.

Es liegen da zwei Kolosse, jeder aus Einem Stein, nahe bei einander; der eine ist noch wohl erhalten, vom andern aber ist der obere Theil vom Sitze herab gestürzt, in Folge eines Erdbebens, wie behauptet wird. Es herrscht die Meinung, daß einmal jeden Tag von dem noch auf dem Throne und der Basis befindlichen Theile sich ein Schall, wie von einem nicht starken Schlag, hören lasse. Auch ich habe, als ich an diesem Ort war, mit Aelius Gallus und der Menge der ihn begleitenden Freunde und Soldaten, um die erste Tagesstunde den Schall gehört; ob er aber von der Basis oder dem Kolosse kam, oder ob einer von den rings herum und auch bei der Basis stehenden Menschen ihn absichtlich hervorgebracht, darüber kann ich nicht entscheiden. —

Strabo. XVII. 1.

Von der tönenden Memnonssäule.

Was für eine Bewandtniß hat es mit jenem egyptischen Memnon, mit jener vielbesprochenen Statue, welche die aufgehende Sonne mit harmonischen Klängen begrüßte? — „Ist es ein Symbol, das auf der Scheidewand zwischen Tag und Nacht schwebt, der Jahrescyklus der Psalmen, die Frühwache und der Horencyklus, der tönende Einklang der Sphären, das verkörperte Wahrzeichen des ewigen Lichts, ein Sonnenzeiger, der auf die Incarnationen der Sonne deutet? — Dieß sind die eigenen Worte des berühmten Creuzers in seiner Symbolik, in welcher nur gar zu oft statt klarer Ideen prächtige Worte stehen und poetische Träumereien für Geschichte gelten müssen. Wahrhaftig! da ist mir, Gleichniß um Gleichniß, Phrase um Phrase, Molières populärer Memnon lieber: „Ne plus ne moins, Mademoiselle, que la statue de Memnon rendait un son harmonieux lorsqu'elle venait à être éclairée des rayons du soleil, tout de même me sens-je animé d'un doux transport à l'apparition du soleil de vos beautés.“ Sollte man nicht meinen, Molière habe das gelehrte Deutschland und seine großmächtigen Worte, die Symbolik und ihre Orakel im Geiste vorausgeschaut? nur daß er klarer ist. Es war einmal Zeit, daß man die Geschichte des sogenannten Memnon ernstlich nach den authentischen Texten und Inschriften aufzuklären suchte; denn wahrhaftig, e[s] wurde einem nachgerade schwindlicht vor Metaphern un[d] Gleichnissen. Wenn man, theoretischen Grübeleien en[t]sagend, sich streng an die Thatsachen hält, wird Memno[n] in dem Grade historisch interessanter, in dem sich das di[e] Einbildungskraft bestechende mystische Dunkel aufhellt.“

So spricht ein Franzose in einer Beurtheilung de[s] kürzlich erschienenen Werks des Archäologen Letronne: La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce. Man sieht, die Franzosen lesen nachgerade unsere Geschichtspoeten; aber Creuze[r] ist der wahre Mann, über dem der oberflächliche Franzose, der nichts Seltsameres kennt, als die teutonischen Nebelgebilde, sich zu todt lachen, derjenige Franzose aber, de[r] sich in sein Studium beharrlich versenkte, närrisch werden könnte. Den Alterthumsforschern und Philologen unte[r] unsern Lesern, welche gerne recht grell abstechende Muster von deutscher und französischer Einbildungskraft neben einander sehen möchten, empfehlen wir, Creuzers Abhandlung über den Memnon mit Letronnes erwähnter Schrift zu vergleichen. Dem größern Kreis der Leser aber erzählen wir der Hauptsache nach, was der nüchterne Franzose aus dem wunderbaren Memnon macht.

Herodot und Diodor sagen kein Wort von der tönenden Bildsäule, und nicht nach ihnen, sondern nach weit unzuverlässigern Schriftstellern hat einer dem andern

nachgesagt, die Statue sey von Cambyses zerbrochen worden. Der erste Text, in welchem das Phänomen des Tönens erwähnt wird, ist der des Strabo: bei der Beschreibung der beiden Monolithen in der Ebene von Theben erzählt er, der eine derselben, den er aber, wohlgemerkt, nicht Memnon nennt, habe durch ein Erdbeben seinen obern Theil eingebüßt, und erwähnt mit sichtbarem Mißtrauen des Tons, den die Statue einmal des Tags hören lassen solle. Dieselbe Geschichte wird nun, in verschiedenen Ausdrücken, aber mit dem Namen Memnon, von Juvenal, Dio, Lucian, Pausanias, Tacitus und den Neuern erwähnt. An Erklärungen fehlte es nicht, und man durfte endlich hoffen, über die Sache mehr ins Reine zu kommen, als um das Jahr 1740 Pococke auf dem linken Nilufer die Statue wieder auffand, die er an den zahlreichen daran befindlichen Inschriften bald erkennen mußte. Er machte die Inscriptionen, so weit er sie lesen konnte, bekannt, und man hätte denken sollen, dieser Punkt werde nun durch historische Kritik seine Erledigung finden; dem war aber nicht so, und sogar die große Déscription de l'Egypte der Franzosen sezte den Träumereien der Männer vom Fache kein Ziel; man sehe nur, sagt unser französischer Kritiker, mit welch phantastischen Ideen man sich im hochgelehrten Deutschland trägt!

Durch die Untersuchung des gegenwärtigen Zustands der Bildsäule, mittelst sorgfältiger Revision der Texte, in denen von ihr die Rede ist, und nach einer Menge bisher nicht bekannt gemachter Inschriften an den Beinen und dem Fußgestelle, ist Letronne zu folgenden Resultaten gelangt. Das vielbesprochene Granitbild ist die Statue des egyptischen Königs Amenophis III.; sie wurde durch das Erdbeben im Jahr 27 vor der christlichen Zeitrechnung zerbrochen; erst von dieser Zeit an, und zwar nicht auf einmal, sondern allmählig, kam sie in großen Ruf wegen des eigenthümlichen Klanges, den man aus dem noch stehengebliebenen Theile bei Aufgang der Sonne zu vernehmen meinte; die griechische Phantasie schuf nach falschen Analogien den alten König in den Sohn der Aurora, Memnon, um; der Zudrang der Neugierigen zu dem Wunder fing erst zu den Zeiten Neros an und hörte nach zweihundert fünfzig Jahren unter Septimius Severus auf; der Ton hängt mit der Verstümmlung der Statue genau zusammen, denn von der Zeit an, wo sie restaurirt worden, wird seiner nur noch traditionell erwähnt; kaum ist der Koloß wieder ganz, so verstummt von Neuem sein Morgengesang, dessen Niemand vor dem Unglück, das ihn betroffen, Erwähnung thut.

Von den Details der Untersuchung nur einiges Wenige. Wie kam jener Amenophis am Ende zu dem Namen Memnon? Einfach so: einmal stand der Koloß in dem Stadttheil von Theben, der bei den Griechen, nach den Egyptern, Memnonium, das Quartier der Denkmäler, der Gräber hieß; und dann war es den Griechen bei ihrer Neigung, etwas Natürliches zu einem Wunder zu stempeln, und mit ihrer von mythologischen Bildern erfüllten Einbildungskraft ein Leichtes, auf Memnon zu verfallen, der alle Morgen seine Mutter Aurora mit harmonischen Lauten begrüße. Ein augenfälliger Beweis, daß die Egypter von jeher mit diesem Homerischen Mythus rein nichts zu schaffen hatten, liegt darin, daß nicht ein einziger seinen Namen auf die Bildsäule geschrieben hat.

Welche Bewandtniß hat es aber nun mit der wunderbaren Stimme? Sollte blos Priestertrug im Spiele gewesen seyn, wie schon Strabo zu glauben scheint und so viele nach ihm kecklich behauptet haben? Von dieser schaalen Erklärung will der französische Kritiker nichts wissen, und hält sich an eine rein physikalische Ursache. In den zuverläßigsten Stellen der alten Schriftsteller ist nur von einem harmonischen Krachen die Rede, und man vernahm den Laut bei Sonnenaufgang oder etwas nachher. Nun weiß man aber nach verschiedenen Beobachtungen, daß Granite und Breccien, namentlich wenn sie zerklüftet sind, um dieselbe Zeit einen Ton von sich geben, was daher rührt, daß, indem auf die kalte Morgenluft rasch ein bedeutender Wärmegrad eintritt, ihre kleinsten Theile in eigenthümliche Schwingung versezt werden. Poetisch ist diese Ansicht nicht, aber höchst wahrscheinlich, und der einfache Ausdruck des Plinius; contactum radiis crepare dicunt, „wenn die Sonne ihn bescheint, soll er krachen,“ könnte nicht besser dazu passen. Das Phänomen war just dadurch bedingt, daß der Stein zerbrochen war; denn an einem ganzen, über fünfzig Fuß hohen Block, den man zwei deutsche Meilen weit sieht, wäre es wohl unmöglich gewesen. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung das Beiwort, dessen sich Juvenal bedient: dimidio Memnone,

„wo aus dem halben Memnon das magische Saitengetön hallt.“

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsezung.)

Als Graf Albrecht zu Hause war, gedachte er sonderbarerweise weniger des schönen Mädchens, das ihn so wohl unterhalten, als der jungen Wittwe, die er nicht einmal im Vorbeigehen wieder erblickt hatte. — Am andern Morgen ließ er sich bei ihr anmelden, und kaum hatte er den Bescheid erhalten, sie sey nicht zu Hause, als er, wir vermuthen, um sie aufzusuchen, ins Feld eilte, wo er sie nicht fand, was freilich in der wildfremden Gegend mit gutem Grund zu vermuthen war. So vergingen ein paar Wochen, getheilt zwischen Geschäften, Besuchen bei der Gräfin und vergeblichen Versuchen, die nur einmal

Geliebte wie der zu erblicken. Er ergoß seinen Mißmuth
in Verse, und mag auf diese Weise bedeutend mehr Süßes
daraus gezogen haben, als ihm vielleicht die Erfüllung des
Wunsches gewährt hätte; aber leider ist im Manuscripte
wieder keine Zeile wörtlich angeführt. Endlich kam der
Zufall ihm zu Hülfe; in einem entfernten Wäldchen traf
er die junge Frau mit den Ihrigen in der größten Ver-
legenheit. Die blinde Alte hatte sich durch einen unvor-
sichtigen Schritt den Fuß verstaucht und saß, augenscheinlich
sehr leidend, auf einem Stein. Vor ihr, auf der Erde,
saß die Wittwe, den leidenden Theil auf ihrem Schooße
haltend, zwei kleine Mädchen standen in geringer Entfer-
nung und sahen ängstlich nach der Gruppe hin. Graf
Albrecht sprang auf der Stelle hinzu, bot seine Dienste
an und ward ohne Bedenken gebeten, einen Wagen zu be-
sorgen; er that dieß mit größtmöglicher Eile und nahm
dießmal nicht Abschied, ohne die Erlaubniß erhalten zu
haben, sich nach dem Befinden der Leidenden erkundigen
zu dürfen. Er that dieß gleich am folgenden Tage, ward
in das Wohnzimmer geführt und traf dort die Frau des
Hauses, Madame Warner, allein. Sie beruhigte ihn
über den Zustand ihrer alten Freundin, der ihn in der
That geängstigt hatte, und war dabei so lieblich anzu-
schauen, daß ihr ganzes Wesen ihn, wo möglich noch mehr,
als das erstemal, entzückte. Er fand ein gewisses Etwas
an ihr, das ihn in Erstaunen sezte, weil er es bis jezt
nur in der ersten Gesellschaft gefunden hatte: in ihrer
Zurückhaltung, wie in ihrer Freundlichkeit war der voll-
kommenste gute Ton; auch kam es ihm, wenn er allein
war, sonderbar vor, daß Comtesse Octavie ihm durchaus
den Eindruck einer jungen Frau, Madame Warner hin-
gegen den einer lieblichen Jungfrau hinterließ, obgleich
sie Mutter und offenbar älter als jene war. Er suchte
das Gespräch zu verlängern, erkundigte sich nach ihren
Kindern und erfuhr, daß der Nachfolger ihres Mannes
die Güte habe, den Mädchen täglich einige Unterrichts-
stunden zu geben, weßhalb sie eben jezt bei ihm seyen.
Auf Albrechts Bemerkung, daß die Sorge für die alte
blinde Frau ihr eine Last mehr seyn müsse, erwiderte sie:
„Meine alte Sophie ist mir die thätigste Gehülfin bei der
Erziehung meiner Kleinen.“ — „Wie ist es möglich,“
fragte er, „daß Sie ihr die Aufsicht über die Kinder
auch nur einen Augenblick anvertrauen können?“ — „Das
kann ich mit Zuversicht, denn ihre schöne Seele hat eine
solche Herrschaft über die Gemüther meiner Kleinen, daß
sie ihr auf den ersten Wink gehorchen.“ — „Das ist viel!
Ist sie schon lange bei Ihnen?“ — „Seit meiner Ver-
heirathung, seit zehn Jahren; aber schon vorher war sie
der Familie meines Mannes nahe verbunden. Doch ich
müßte Sie mit Umständen bekannt machen, die für Sie
kein Interesse haben, wenn ich Ihnen ganz erklären wollte,
wie unser Verhältniß eigentlich ist.“ — „Wenn es keine
Geheimnisse sind,“ sagte Albrecht dringend, „so würden
Sie mich sehr glücklich dadurch machen.“

Nach einer kurzen Pause nahm Madame Warner fol-
gendermaßen das Wort: „Mein Schwiegervater war
Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie. Seine Zöglinge
daselbst waren zwei Knaben und ein blindes Mädchen.
Anfangs zog ihn nur Mitleid zu dem unglücklichen Kinde
hin, dessen langsame Fassungskraft das äußere Hinderniß
der Bildung nicht ersezte. Aber je mehr sie sich dem
jungfräulichen Alter näherte, desto schöner entwickelte
sich ihr religiöser Sinn, und gestaltete sich nach und nach
zu einem Charakter, dessen eigenthümliche Liebenswür-
digkeit sein ganzes Herz erfüllte. Wiewohl sie der Ge-
genstand der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit der ganzen
Familie war, ließ sich doch nie jene Reizbarkeit des
Temperaments an ihr bemerken, die Kränklichen und
Verwöhnten so oft eigen ist. Sie pflegte zu sagen: „Die
Liebe der Meinigen ist das Einzige, was mein Leben
erträglich macht; ich muß dieselbe durch Dankbarkeit,
Nachgiebigkeit und Gefälligkeit zu verdienen und mir zu
bewahren suchen. Vielleicht hätte ich Hang zum Hoch-
muth gehabt, wenn ich sehend wäre, und Gott hat mir
die Blindheit beschieden, damit ich jeden Augenblick daran
denke, daß ich für mich allein ein hülfloses Geschöpf bin
und Alles den freundlichen Gesinnungen meiner Neben-
menschen verdanke.“ Wenn sie, in Bezug auf einen aus-
gezeichneten Menschen, bedauern hörte, daß ihm sein
Aeußeres gar zu sehr im Wege stehe, sagte sie lächelnd:
„Gott sey gedankt! mich stört keine Häßlichkeit, für mich
ist nur die Seele da.“ — Und doch ist sie für einen
äußern Reiz sehr empfänglich: für den Ton der Stimme.
Nach dieser beurtheilt sie die Menschen, wie wir nach
der Physiognomie; ein sanftes oder bedeutendes Sprach-
organ kann sich in ihr Herz einschleichen, wie die Züge
geliebter Personen in das unsere. Auch in der Haushal-
tung war sie keineswegs unbrauchbar; die feinsten Nähte
und Säume wußte sie vortrefflich zu nähen, und das
zunehmende Alter, das durch Abnahme der Sehkraft so
manche früher erworbene Geschicklichkeit stört oder ver-
nichtet, war der ihrigen durchaus nicht hinderlich, denn
diese beruht auf der bewundernswürdigen und bis jezt
ganz ungeschwächten Zartheit ihrer Fingernerven. Auch
wußte sie sich im eigenen Hause und in jedem, worin sie
ein paar Mal gewesen war, genau zurechtzufinden, freute
sich, daß die Dunkelheit sie nicht, wie andere Menschen,
in Gefahr sezte, sich zu stoßen, und neckte oft ihre
Freunde, wenn diese sich über die kurze Dauer der
Wintertage beklagten.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, November.

(Fortsetzung.)

Von der Volkserziehung.

„Leibniz," fährt der Verfasser des ami des hommes etc. fort, „sagte sehr richtig, man würde die Welt umgestalten und reformiren, wenn man die Erziehung recht leitete. Er meinte damit vor Allem die sittliche Erziehung, als die bei weitem wichtigste, aber am meisten vernachlässigte. Wollte Jemand einwenden, daß der Unterricht die Hauptsache bei der Erziehung sey, und daß Unrecht und Laster in dem Verhältniß abnehmen, wie der Unterricht allgemeiner und tiefgreifender werde, daß wohlunterrichtete Leute auch gute Leute werden, so möchten wir den Sprecher ersuchen, die höhern, gebildetern und unterrichtetern Stände in Frankreich, besonders in Paris anzusehen; was hat diesen ihr Unterricht geholfen? finden wir nicht überhaupt mehr Recht, Wahrheit, Sitte und Tugend in den Mittelständen, gerade darum, weil bei ihnen die Lerndisziplin und die Moraldisziplin mehr Hand in Hand gegangen sind? Gewiß, wer lesen kann, wird vielleicht vor schlechten Handlungen eine gewisse Scheu haben; aber warum? Nicht etwa, weil er lesen kann, sondern weil ihm glücklicherweise beim Lesen gute und sittliche Bücher in die Hände gefallen sind; wären es im Gegentheil Verbrecherromane oder Theaterstücke aus der neuesten Zeit gewesen, so würden sie wahrscheinlich auch das Gegentheil bewirkt haben. Immer aber müssen gute Bücher Zeit haben, durch Lehre und Beispiele gute Gesinnungen zu entwickeln, die Gemüther zu erheben und zu durchdringen; es gehört dazu Zeit, die Zeit, welche keine Lehrmethode verkürzen kann." Hierauf geht der Verfasser in das Einzelne des wechselseitigen Unterrichts ein. „Treten wir in eine Schule dieser Art, so finden wir nicht mehr die Ruhe, Stille und Sammlung wie sonst in der Schule; dafür werden die Uebungen und Exerzitien auf das Kommando des Moniteur général mit lärmender Genauigkeit ausgeführt; er läßt auch nach Willkühr die Bewegungen von Neuem anfangen, wenn sie nicht recht augenblicklich und zugleich ausgeführt wurden, wenn die Schiefertafeln nicht zugleich auf die Tische gelegt worden sind, oder Hände und Füße nicht taktmäßig genug die vorgeschriebene Bewegung ausgeführt haben u. s. w. Die zahlreichen Schulkinder, denen es nicht immer um Nachdenken und Lernen zu thun ist, wiederholen mit Vergnügen dieß Soldatenspiel. Da stehen sie auf das gegebene Zeichen zusammen auf, gehen aus ihrer Bank und setzen sich nach der Stelle in Marsch, wo sie lesen sollen, sie erschüttern den Schulsaal mit ihren derben Schritten u. s. w. Dieß soldatische, dieß rauhe, herrschende oder dienende Wesen theilt sich bald auch ihren Spielen, ihren andern Beschäftigungen und ihrem häuslichen Leben mit. Ein Fehler entwickelt sich am frühsten und schnellsten in uns, ein Fehler, der unsern Müttern und ersten Erziehern am meisten zu sorgen und zu thun gegeben hat, ich meine die Sucht zu herrschen. Sie zeigte sich schon frühe bei uns in Zappeln und Fußtrampeln, in Zorn und Schreien, wenn man nicht thun wollte, oder nicht thun konnte, was wir verlangten. Bedeutungsvoll scheint, daß das Kind in den Windeln schon ein kleiner Tyrann ist; schon bei dem ganz schwachen Geschöpf entwickelt sich ein Fehler, der nur erst mit dem Gefühl der Kraft entstehen zu können scheint. Dugald-Stewart, dieser treffliche schottische Denker, sagt sehr richtig: „Das Kind an der Mutter Brust entwickelt schon seine kaum keimende Kraft an Allem, was es erreichen kann. Die Spiele und Zeitvertreibe der Knaben haben fast alle diese Richtung und diesen Charakter: sie geben ihnen die Ahnung ihrer Macht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Der Obelisk von Luxor.

Bei dem Baue der Magdalenenkirche bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit für Künstler dar, sich durch Arbeiten im großen und erhabenen Style zu verewigen. Sie werden sobald keine große Kirche in Paris zu bauen und zu verzieren bekommen; ein Glück ist es, daß diese schon vor der Revolution zum Theil erbaut war; in diesem Jahrhundert hätte man wahrscheinlich nicht den Grundstein dazu gelegt. Eine andere Verschönerung der Stadt soll der egyptische Obelisk werden, den man mit großen Kosten aus Egypten geholt hat und der sich jezt in Havre befindet. Man sieht es als eine Kleinigkeit an, ihn nach Paris die Seine herauf zu schaffen; ich fürchte aber, man wird hiebei auf große Schwierigkeiten stoßen. Man gesteht schon ein, daß die schwersten Böte, welche bei hohem Wasserstande die Seine hinaufschiffen, kaum ein Viertel der Schwere des Schiffes mit dem Obelisk haben; wie wird man also eine so ungeheure Last den Fluß hinaufbringen können? Jedoch sind die Franzosen sinnreich; sie haben andere, eben so große Schwierigkeiten überwunden, und vielleicht gibt die Nothwendigkeit, den Obelisk die Seine hinaufzubringen, zu neuen mechanischen Erfindungen Anlaß. Schon ehe der Obelisk in Frankreich angelangt war, fragte es sich, wo man ihn aufstellen solle. Am besten nähme er sich vielleicht an der Spitze der großen Seineinsel aus, wo man ihn von Weitem erblicken könnte. Auch sollte unter Napoleons Herrschaft hier eine Säule errichtet werden, was aber später abgeändert wurde. Da man jedoch eines Monuments auf dem Platze vor den Champs élysées bedurfte, auf welchem Ludwig XVIII. seinem Bruder, dem hier hingerichteten Ludwig XVI. eine Bildsäule errichten wollte, wozu bereits das Fußgestell fertig war, so ward beschlossen, ihn hier aufzurichten. Es fehlte nun nicht an tadelnden Stimmen, besonders von Seiten derjenigen Künstler, welche Egypten besucht haben oder in egyptischen Alterthümern bewandert zu seyn meinen. Ihr Ungelehrten! riefen sie, wißt ihr denn nicht, daß die alten Egypter nie einen Obelisk mitten auf einem Platze errichtet, sondern diese spitzen Säulen vor dem Eingang großer Gebäude aufgestellt haben? wie soll sich auf dem geräumigen Platze eine so schmale und niedrige Säule ausnehmen? Und wozu nun vollends das Postament, worauf ihr sie errichten wollt? Der schwere Obelisk wird es erdrücken; die Egypter ließen die Obelisken geradezu aus dem Sande in die Höhe steigen. Diese gelehrten Redensarten machten die Regierung etwas stutzig, und sie beschloß vorsichtigerweise, an jenem Orte einen hölzernen, mit Leinwand umzogenen Obelisk aufzustellen. Dieß geschah bei der letzten Jahresfeier der Julirevolution, und siehe da, der nachgeahmte Obelisk nahm sich sehr gut aus und schien weder zu groß, noch zu klein, weder unklassisch, noch ungereimt; die Tadler mußten selbst gestehen, daß sie sich geirrt hatten. Seitdem ist man fest entschlossen, den Obelisk dort und nirgends anders aufzurichten. Es ist noch Allerlei ausgesonnen worden, um den ungeheuer großen Platz zu verschönern. Die zweckmäßigste Verschönerung wären ein paar Reihen von Pappelbäumen; allein dieß werden die Herren Baumeister sicher nicht vorschlagen, denn es würde weder Ruhm, noch Gewinn abwerfen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. December 1833.

— Wie kann die arme Blinde
Dem Lebensfrohen Glück bereiten wollen?
Wie kann ich wünschen, daß durch meine Nacht
Er seinen heitern Tag verdunkeln solle?

Houwald.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

„Dabei war Sophie nicht unempfänglich für die Freuden des Sommers,“ fuhr Madame Warner fort, „und nicht nur der Duft des Laubes und der Blüthen ergözte sie, sondern auch die Klarheit des Himmels fühlte sie, und oft richtete sie ihr Antliz mit den geschlossenen Augen nach der blauen Wölbung, als hätte sie dieselbe erblicken können. Mein Schwiegervater sang sehr schön; ihm zuzuhören, war ihr größter Genuß, und manchmal sagte sie zu den Ihrigen: „Macht doch die Augen zu, wenn er singt, damit ihr es einmal hören könnt, wie ich, denn das Sehen muß euch nothwendig stören. Warum besingen die Dichter nur immer die Schönheit und so selten den Wohllaut? Ich kann mir's gar nicht denken, daß Schönheit so mächtig auf die Seele wirken kann, als Musik.“ Mein Schwiegervater pflegte dieses weiche Herz mit treuer Sorge und Liebe, und auch ihren Geist wußte er, obgleich der Gebrauch der Bücher ihr versagt war und ihre Liebenswürdigkeit keineswegs in schneller Auffassungsgabe bestand, so weit heranzubilden, daß sie allen gewöhnlichen Ansprüchen genügen konnte. Allein die ächt christliche Ergebung, mit welcher sie nicht nur in das Nothwendige sich zu fügen, sondern ihm auch eine heitere Seite abzugewinnen wußte, die Originalität ihrer Bemerkungen, ihr reiner Sinn, ihre Arbeitsamkeit, ihr stets lebendiger Wunsch, nüzlich zu seyn, das war es, was sie ihm und Jedermann in ihrer Umgebung besonders theuer machte. Als Sophie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, erhielt mein Schwiegervater eine längstverdiente, doch seinen bescheidenen Ansprüchen genügende Anstellung und eilte nun, seiner Schülerin einen förmlichen Heirathsantrag zu machen. Sie war Anfangs heftig bewegt, verlangte allein gelassen zu werden, und zum ersten Male waren auf ihrem stillen Gesichte die unverkennbaren Zeichen eines innern Kampfes sichtbar, als sie am nächsten Morgen den Freier auf ihr Zimmer bescheiden ließ. Sie ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, doch ohne in den ersten Augenblicken sprechen zu können; endlich sagte sie mit mühsam errungener Fassung: „Lieber Warner, Sie haben mich zum ersten Male in den Stand gesezt, selbst zu beurtheilen, wie unglücklich ich durch meine Blindheit bin; denn sehen Sie, ich gäbe jezt den Rest eines langen Lebens gerne hin, um ein Jahr sehend und die Ihrige zu seyn.“ — „Wie Du bist,“ erwiderte er (er nannte sie aus alter Gewohnheit Du), „wie Du bist, theure Sophie, hängt mein Glück von Dir ab, ich wünsche nie ein anderes.“ — „Sie täuschen sich,“ sagte sie wehmüthig, „und würden den ganz unersezlichen Mangel nur zu bald fühlen. Wie sollte ich Ihre Pflegerin, wie die Führerin

Ihres Hauswesens seyn, die ich selbst immerwährender Pflege und Leitung bedarf!"

Nachdem mein Schwiegervater alle Gründe erschöpft hatte, um sie zu einer bejahenden Antwort zu bewegen, fügte er noch hinzu: „Kehre den Fall einmal um; wenn ich blind wäre, würdest Du mich darum nicht heirathen wollen?" — „Gewiß nicht!" sagte sie, „aber der Fall ist ein anderer. Der Wirkungskreis des Mannes im Hause ist ganz verschieden von dem der Frau, sein Einfluß braucht sich nicht in Aeußerlichkeiten zu zeigen; die Frau aber muß nothwendig sehen können, um ihre Pflichten zu erfüllen. Wie sollte ich, um nur Einen Fall anzuführen, für die erforderliche Reinlichkeit sorgen, da mein eigener Anzug mich jeden Morgen in Angst und Noth versezt, weil ich mich nicht durch die Augen überzeugen kann, ob ich auch äußerlich in einem Zustande bin, der mich nicht dem Spott oder gar dem Ekel der Menschen aussezt? Sie würden Versehen dieser Art oft, vielleicht immer entschuldigen; aber Sie würden bald das Auge der Hausfrau, der Mutter vermissen. Gewiß, Sie würden es, und mein Entschluß ist fest. Er mag mich gekostet haben, was er will, bleibt mir doch das Bewußtseyn, den geliebtesten Menschen nicht an mein Unglück geknüpft zu haben, denn als solches erscheint es mir jezt." — Mein Schwiegervater heirathete einige Jahre später ein anderes, vortreffliches Mädchen. Sophiens Eltern verloren ihr Vermögen, und sie stand um so weniger an, der dringenden Einladung meiner Schwiegermutter zu folgen und zu ihr zu ziehen, da eine kleine Leibrente die Unkosten ihres Aufenthalts deckte und mithin von dieser Seite ihr Zartgefühl nicht verlezt werden konnte. Die treue Pflege, die ihr von jezt an im fremden Hause zu Theil ward, hat sie durch die thätigste Mitwirkung an der Erziehung der Kinder ihrer Freunde reichlich vergolten. Mein Mann sagte mir, daß der Antheil, den sie an seiner Ausbildung gehabt habe, für ihn ganz unschätzbar sey; und jezt ist sie auch seinen Kindern eine zweite Mutter, denn sie wollte mich nicht verlassen, als ich ihn verlor."

Es ist deutlich in dem Tagebuche zu bemerken, daß diese Erzählung Graf Albrecht weit mehr für die Erzählerin, als für den Gegenstand interessirte, was er sich aber wohl hütete, damals laut werden zu lassen, indem er im Gegentheil das schwächere Gefühl so geltend zu machen wußte, daß ihm lächelnd erlaubt ward, die Bekanntschaft der lieben Alten, sobald sie wieder hergestellt sey, zu erneuern. Natürlich nahm er diese Erlaubniß mit Dank an und machte darauf für dießmal seinem Besuch ein Ende, vermuthlich um die Ereignisse des Tages sogleich in sein Tagebuch einzutragen; denn hier findet sich eine sehr genaue Beschreibung der allerliebsten Wittwe. Er scheint jedes ihrer Worte im Gedächtnisse behalten zu haben; findet einen besondern Reiz in ihrer etwas süddeutschen Aussprache und in ihrer lebhaften Gestikulation beim Sprechen, die ihre kleinen weißen Hände in besonderem Vortheil zeigt; ja selbst ein gewisses plötzliches Zurückwerfen der Schultern, was ich mir nicht sehr reizend vorstellen kann, muß es in seinen Augen doch gewesen seyn, sonst hätte er es nicht so wohlgefällig bemerkt; es mahnt ihn übrigens an seine eigenen Verwandtinnen, bei denen er es immer auf der strengen Mutter peremptorisches „tenez-vous droite, Mademoiselle!" geschoben hatte. „Alles zusammen genommen," sagte er, „hat nie eine Frau einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht, und ich will jezt das Licht auslöschen, um mir ihr süßes Bild noch lebhafter zu vergegenwärtigen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der tönenden Memnonssäule.

(Beschluß.)

Man restaurirt die Statue wieder, und das Wunder ist vorbei. Der alte Glaube wurde damals immer mehr vom Christenthum verdrängt, und die Vertheidiger des ersten, befeuert von des Septimius Severus frommem Eifer, mochten es für zweckdienlich halten, ein seit langer Zeit verstümmeltes religiöses Denkmal wieder herzustellen. Aber seltsames Mißgeschick! just, da die armen Heiden der Wunder am meisten bedurft hätten, läßt die mystische Stimme sie im Stich; sie senden einen Steinmetzen hin, er sezt ein paar Steine auf, und der Sohn der Aurora verstummt auf ewige Zeit. Salverte, der in seiner Abhandlung von den geheimen Wissenschaften sich von dem Gedanken an Priestertrug und geheime Vorrichtungen nicht losmachen kann, scheint anzunehmen, die Stimme habe geschwiegen, nachdem der Koloß zerbrochen worden. „Das Wunder," sagt er, „nahm mit den Priestern Abschied, und Allem nach brauchte es keiner weitern Verstümmelungen, um die singende Statue zum Schweigen zu bringen." Letronne ist, wie wir gesehen haben, gerade der entgegengesetzten Ansicht: nach ihm tönte der Koloß Morgens nur in den zweihundert fünfzig Jahren, in denen er nicht reparirt war. Seine Idee ist neu, denn die kindische, ganz unphysikalische Hypothese, welche Dusaulx, der Uebersetzer des Juvenal, aufstellt, wird man nicht damit zusammenwerfen wollen; dem Ausspruch seines eigenen Autors zum Troz, glaubt dieser, die Statue sey unversehrt gewesen, da sie geklungen habe, und fährt fort: „da das Standbild hohl war, so erwärmte die Sonne die darin eingeschlossene Luft; indem diese nun durch eine Oeffnung ausströmte, erzeugten sich Töne, welche die Priester nach Gefallen auslegten." Ganz unbegreiflich ist es aber, daß die Mitglieder der egyptischen Kommission im französischen Feldzug aus den ungeheuren Granitblöcken im Pallast zu Karnac häufig Morgens ein Klingen, ähnlich dem Ton einer angeschlagenen Saite, vernommen haben und nicht auf den Gedanken

gekommen sind, davon die Anwendung auf den Koloß des Memnon zu machen.

„Es mag Leute geben," sagt wiederum unser Kritiker, „welche sich durch diese ganz materielle Erklärung von ihren hochfliegenden Conjekturen nicht werden abbringen lassen wollen. Einerseits Quarzkrystalle, welche sich von der Feldspatmasse, in der sie stecken, theilweise losreißen, eine Sphärenmusik, welche unter ein paar Schichten Bruchsteinen und Mörtel erstirbt; andernseits Creuzers mystische Symbole, der goldene Jahrescyklus, der Siebenlaut des Sabbaths, der große Prytan von Theben, das Symbol der Seelenwanderung, die Incarnationen der Sonne: das sind allerdings große Kontraste. Ist es aber doch fast immer so mit der realen Welt: die Wirklichkeit ist weit prosaischer und viel weniger transcendental als die Fiction. Der Natur der Sache nach mußte Letronne hin und wieder den Verfasser der Symbolik etwas rauh anlassen; und Creuzer seinerseits könnte vielleicht einen solchen Richter für inkompetent erklären. Sie können einander nie verstehen: der eine spricht die Göttersprache, die prophetische, die Orakelsprache, der andere die der gemeinen Menschenkinder. Der eine lebt in einer idealen Welt, benennt keck, was Niemand zu nennen weiß, und setzt sich über Alles Reale, in die Sinne Fallende weg; der andere durchwühlt den Boden, betastet den Granit, buchstabirt die Inschriften, und weiß nicht mehr, als was er gesehen hat; dort schwingt sich die Phantasie kühn empor und wiegt sich in poetischen Träumen, hier wandelt die Gelehrsamkeit gemach von Conjektur zu Conjektur und hütet sich, vom schmalen Pfade der Texte abzuweichen. Letronnes Conjektur über den Memnon ist, wie man sieht, natürlich und wahrscheinlich; Einwürfe lassen sich allerdings denken, und es wird auch nicht daran fehlen; ist doch in der gelehrten, wie in der politischen Welt der Zank das Lebenselement."

Von vorzüglichem Interesse sind die griechischen und lateinischen Inschriften, welche sich an der Memnonssäule befinden. Letronne führt hundert dreißig auf, von denen viele bis jetzt nicht bekannt waren.

Wir erzählen Einiges davon. Neun-und-dreißig sind mit dem Datum versehen; die älteste ist vom 15ten März im eilften Jahr von Neros Regierung, dem 61sten unserer Zeitrechnung; keine geht über den Anfang des dritten Jahrhunderts herauf. Die folgende Inschrift ist ein Typus, der sich oft wiederholt: Tiberius Julius Lupus, praefectus Aegypti, audii Memnonem hora prima feliciter. Forbin irrt sich, wenn er den Namen des berühmten Germanicus auf der Statue zu finden meinte; es ist dieß hier nur ein Beiname Domitians. Bekanntlich ließ Kaiser Hadrian, wahrscheinlich durch einen Griechen, blos die Worte hinschreiben: Imperat. Adrianos. Aber seine Gemahlin, die Kaiserin Sabina, kommt mehrmals vor. Bei ihrem ersten Besuch hatte sich Memnon nicht hören lassen; allein nach schwieg er auch, als Septimius Severus ihn besuchte. Das Stillschweigen Memnons den Großen und Mächtigen gegenüber widerlegt wohl für sich schon die Annahme, daß die Priester seine Organe gewesen seyen.

Die Inschriften sind meistens ganz kurz; manche indessen, besonders unter den griechischen, entfernen sich von dieser etwas monotonen Einfalt, wie man ja auch in der Schweiz und in Italien in den Fremdenbüchern oder gar an den Wirthsstubenwänden neben den einfachen Namen der Reisenden und dem Datum ihrer Ankunft und Abfahrt nicht selten Gedanken oder Verse antrifft, als flüchtige Spuren ihres Witzes, oder wenigstens ihrer Ansprüche darauf. Diese ganze Literatur, Prosa wie Verse, geht, da sie so vielen Unfällen ausgesetzt und nicht in einer Wüste großartig isolirt ist, bald spurlos zu Grunde; Niemand behält sie der Nachwelt auf, und es sollte mir um manche unserer Zeitgenossen leid thun, wenn ihre Reisegedanken an einer Memnonssäule zur Unsterblichkeit verdammt wären.

Es finden sich viele griechische Verse von einer Julia Balbilla, einem poetischen Frauenzimmer aus dem Gefolge der Kaiserin Sabina; der Koloß ist vielfältig bedeckt mit ihren ziemlich pedantisch klingenden Impromptüs, deren Sinn durch die affektirten dorischen Wendungen und den pretiösen Styl sehr dunkel wird. Letronne ist es indessen gelungen, sie sehr gelehrt und scharfsinnig zu restituiren, ein Stück Arbeit, das Jakobs nicht zu Stande gebracht hatte. Balbilla hätte aber doch ein wenig mehr an die Leute denken sollen, die nach ihr kamen; denn als Gemellus um das Jahr 150 den Memnon besuchte, fand sich nur noch ganz wenig Raum an den Beinen, und er sah sich genöthigt, seine Homerischen Hexameter auf das Fußgestelle zu schreiben, das man bis jetzt zu diesem Zweck verschmäht hatte. Dieser Römer ist doch nur ein Nachahmer, aber von einem griechischen Poeten aus dem Alexandrinischen Museum liest man vier Strophen, die von Anfang bis zu Ende ein Cento aus Homer sind. Ein anderes Frauenzimmer, Trebulla, die weniger oder bessere Verse hätte machen dürfen, meint, die Bildsäule müsse weit klangreicher gewesen seyn, als sie noch ihren Kopf hatte. Gleich irrthümlich beklagt sie sich über Cambyses, daß er sie verstümmelt; diese Sage kam erst zu Hadrians Zeit in Umlauf, und man findet ihrer auch noch in andern Inschriften der Bildsäule Erwähnung gethan. Am besten geschrieben, überhaupt wohl die vorzüglichste, ist die Inschrift des Poeten Asclepiodotes, eines kaiserl. Prokurators: „Vernimm, Göttin der Meere, Thetis, daß Memnon noch lebt, daß er, erwärmt von der mütterlichen Flamme, seine Stimme ertönen läßt durch Egypten am Fuß der libyschen Berge, da, wo der Nil auf seinem Laufe Theben mit den herrlichen Thoren durchschneidet; vernimm es,

du; von deren Sohne, dem unerbittlichen Achilles, keines Menschen Ohr mehr hört, weder in der Ebene von Troja, noch in den thessalischen Gefilden.“ Es bezieht sich dieß auf den Mythus, nach welchem Memnon von Achill vor Troja erschlagen worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Offener Brief an die Deutschen.

In Folge einer dem Publikum bereits bekannten Aufforderung von Eduard Keller, Pfarrer im Dorf Hohenstaufen, im würtembergischen Oberamt Göppingen, sind die Unterzeichneten in einen Verein zur Erhaltung und theilweisen Herstellung der in genanntem Ort befindlichen Kirche, eines der wenigen Ueberbleibsel aus der Zeit des Hohenstaufischen Kaiserhauses, zusammengetreten. Indem sie sich in dieser Hinsicht mit Vertrauen und Ehrerbietung an den vaterländischen Sinn aller Deutschen wenden, glauben sie nicht erst darauf hindeuten zu müssen, wie sehr diese Reliquie aus einer der großartigsten Zeiten der deutschen Nation es verdiene, auf die Nachkommen überzugehen; wie es sich hier keineswegs um die besondere Angelegenheit irgend einer Provinz, sondern um eine allgemeine deutsche Sache handle. Sie sind der Ansicht, schon die Hervorhebung der Thatsache, daß die Kirche durch Umänderung des gegenwärtigen Baues ihren ursprünglichen Werth in nächster Zeit verlieren müßte, falls dem gottesdienstlichen Bedürfniß der anwachsenden Gemeinde nicht auf anderm Wege abgeholfen wird, dürfte genügen, eine gewünschte Theilnahme zu erregen. Zwar sind in Folge eines frühern Aufrufs bereits mehrere Beiträge zur Erbauung eines neuen Gotteshauses, als dem einzigen Mittel zur Erhaltung des ältern, eingegangen; allein nur bei gleich reger Theilnahme des größern deutschen Publikums ist zu hoffen, daß die alte Kirche nicht nur in ihrer jezigen Gestalt erhalten, sondern auch auf eine Weise ausgeschmückt und in einzelnen Theilen hergestellt werden könne, die ihrem geschichtlichen Charakter entspricht. Zwei vaterländische Künstler, Dieterich, Historienmaler, und Wagner, Bildhauer, haben sich erboten, ihr Talent zu leztgenanntem Zweck in Anwendung zu bringen, und so dürfte, eine allgemeine Unterstüzung vorausgesezt, der Andachtsort der Hohenstaufen, an dessen alte Bedeutung noch heute die im Innern angeschriebenen Worte: Hic transibat Caesar, erinnern, nicht unwürdig hinter Dem zurückbleiben, was neuerer Zeit an andern Orten zum Andenken an deutsche Größe ausgeführt worden ist. Sollte die Summe der eingehenden Beiträge, über welche von Zeit zu Zeit durch den Kassier des Vereins, Kaufmann Heinrich Rapp, öffentliche Rechenschaft abgelegt werden wird, es gestatten, so würde an einem schicklichen Ort noch ein Obdach für das Bedürfniß der Reisenden aufgeführt werden, welche von der Kirche aus den Berggipfel besuchen wollen, der ehemals die Burg Hohenstaufen trug. Die Kuppe selbst, worauf sich nur noch ein kleines, gestaltloses Mauerstück befindet, soll in ihrem gegenwärtigen Zustand bleiben, da bei der Höhe des Berges auch ein schon ziemlich kostspieliges Denkmal oder Unterkunftsgebäude winzig und unwürdig erscheinen müßte.

Sämmtliche Unterzeichnete sind zum Empfang der Beiträge bereit. Auch die kleinste Gabe wird da werthvoll und dankwürdig, wo die Sache, für welche sie gereicht wird, eine allgemeine ist.

Stuttgart, im November 1833.

v. Pfister, Prälat, Vorstand. Abel, Ober-Tribunal-Prokurator. G. Freiherr von Berlichingen. Freiherr von Cotta. Deffner, Fabrikbesizer. Graf von Degenfeld-Schonberg auf Eybach. Dieterich, Professor und Historienmaler. Freiherr von Eyb. Carl Elben, Redakteur des schwäb. Merkurs. v. Flatt, Prälat. Grüneisen, Hofkaplan. Freiherr von Holz. Kaußler, Archivar. Dr. Keller. v. Köstlin, Ober-Regierungs-Rath. Carl Neef, Kaufmann. Dr. Notter. v. Pahl, Prälat. v. Pistorius, Geh. Legations-Rath. Heinrich Rapp, Kaufmann. Graf v. Rechberg, k. bair. Minister. Reinbeck, Hofrath. Schwab, Professor. v. Wächter, Ober-Regierungs-Rath. Keller, Pfarrer zu Hohenstaufen. Müller, Gemeinde-Pfleger. Weyhmüller, Schultheiß daselbst.

Aus Piemont, November.

(Fortsezung.)

Von der Volkserziehung.

„Da sich diese Neigung,“ fährt der Verfasser des ami des hommes etc. fort, „die so oft die erste Ursache unsers Unglücks ist, so früh und so heftig in uns zeigt, so scheint es nöthig und weise, sie zu brechen, zu bekämpfen, zu mildern und richtig zu leiten. Beim gegenseitigen Unterricht geschieht aber gerade das Gegentheil. Man beauftragt das blos nach seinem Wissen und nach seinem Imponiren am meisten dazu geeignete Kind, die Andern auszufragen, ihnen zu befehlen, ihnen eine Art Respekt einzuflößen. Das mag vielen Leuten gefallen; wer aber weiter denkt, wird manchmal ein Mißbehagen dabei fühlen. Ich war einmal in der Ecole-modèle zu Paris; ein Knabe von lebhaften und angenehmen Gesichtszügen war gerade Moniteur-général; er trug den Kopf hoch und stolz, sein Gesicht war roth und seine Augen funkelten; mit ausgestrecktem Arm und angeschwollenen Halsmuskeln und Adern stand er da wie ein junger Gladiator, aber nach seiner lauten, volltönenden Stimme, nach dem festen und absoluten Ton zu urtheilen, schien er ein Militärchef, der eben eine Evolution kommandirt. Frankreich stand damals unter einem seltenen Mann, in dem Einige den Helden bewunderten, Andere aber nur den Despoten sehen wollten. Glücklicherweise für die Menschheit gibt es nur wenige dergleichen. Was wird aber daraus entstehen, wenn in unsern Städten und besonders auf dem Lande eine Menge kleiner Tyrannen oder Befehlshaber entstehen, die sich in alle Geschäfte mischen, überall die Hände im Spiel haben, Alles besser wissen und verstehen wollen? wenn sich neben ihnen die weniger gebieterischen importants erheben, die jedoch für die Ordnung und Ruhe nicht weniger drohend sind? Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß bis auf die heutige Stunde von dem gegenseitigen Unterricht keine solche Folgen zu bemerken gewesen seyen; man vergißt aber, daß sich in Allem, was die Sitten betrifft, Veränderungen nicht schnell, sondern immer erst in der nächsten Generation zeigen. Wer indeß in Frankreich einen prüfenden Blick auf die heutige männliche Jugend wirft, dem kann ihr dünkelhaftes, schroffes und herrschsüchtiges Wesen so wenig entgehen, als die Lust, sich in Alles zu mischen und selbst da Einfluß zu haben, wo ihr noch alle Kenntnisse und Erfahrungen abgehen.“ — Nicht weniger wahr ist, was im Ermite de Saint-Saturnin über diese heutige Jugend gesagt wird: „Ich kenne Doktoren von vierzehn und fünfzehn Jahren, die freilich noch auf den niedern Schulbänken sizen, hier aber ihre Pläze nur aus Gefälligkeit für ihre Eltern einnehmen, denn sie lachen über ihre Lehrer, über diese Leute voll lächerlicher Vorurtheile, die außer den eigentlichen Lehrgegenständen sich noch die komische Mühe geben, ihnen von Religion und Moral zu sprechen und ihnen Regeln für ihre Aufführung zu geben.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. December 1833.

Des Bildners Werkstatt wimmelt von Emsigkeit,
Es hascht der Maler selten gebet'nen Stoff.

Platen.

Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs. *)

(Fortsetzung von Nr. 264.)

München.

Wer gesund ist und meint, Gott werde ihm noch ein paar Jahre schenken, der warte und reise erst in fünf Jahren nach München. In fünf Jahren sind die großen Bauten, die sich daselbst erheben, vollendet; in fünf Jahren sind die Wunder der Malerei, der Skulptur, der Architektur fertig. Dann gehe einer nach München und betrachte diesen neuen Sitz der schönen Künste. Denkt er aber, in fünf Jahren möchte der Geist des Pfahlbürgerthums über ihn gekommen seyn und ihn an seinen Lehnstuhl fesseln, so mache er sich flugs auf den Weg; denn München muß man gesehen haben; München muß sehen, wer einen Begriff von Kunstleben bekommen will. Es fehlt uns zu Paris nicht an Künstlern, an Ausstellungen; bedeutende Bauten entsteigen dem Boden, wenn auch langsam, kurz, die Kunst lebt bei uns; leben aber etwa wir in ihr und für sie? ist die Kunst unser Dichten und Trachten? ist sie unsere Tagesgeschichte? Nichts weniger. Nach München muß kommen, wer sehen will, wie man im Elemente der Kunst lebt und webt, wie man für sie glüht und schwärmt, wie durch ein Basrelief, ein Gemälde, ein Gebäude geschäftiges Leben in ein ganzes Volk kommt. Es fragte mich einer, was man in München denke? In München denkt man nicht, man sieht blos. Künstler, die malen, meißeln, bauen, Schaulustige, die malen, meißeln, bauen sehen: da hat man München. Ich traf in München Gelehrte, Mystiker, einen großen Philosophen, Herrn v. Schelling; alle diese Herrn denken und schreiben, aber nicht für München, das kann ich versichern. München hat die Augen zum sehen, nicht zum lesen.

So wie man München betritt, setzt einen das ungeheure Bauwesen in der ganzen Stadt in Verwunderung. Ich kam Morgens sechs Uhr an, da eben Handwerker in ganzen Schwärmen, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, sich an die Arbeit begaben. Wo gehen diese hin? Zur Pinakothek; dieß wird ein Louvre zur Aufnahme der Gemälde. Jene dort? Zur neuen Residenz. Was ist dieß für ein großes fertiges Gebäude? Die Glyptothek, das Museum der Antiken. Und der ungeheure Bau hier? Eine gothische Kirche. Und dort? Eine byzantinische Kapelle. Und dieß? Eine Bibliothek. Weiterhin sieht man eine Kaserne, ein Ministerium; man kann sich nicht genug wundern über solche Rührigkeit. Und wer macht dieß

*) Wir verweisen die Leser auf das Vorwort zur ersten Mittheilung.

Alles? Der König. Er hat also wohl eine tüchtige Civilliste? Sechs Millionen; er ist sparsam in Allem, nur für die Kunst ist ihm nichts zu viel. Und dann lebt man in München so wohlfeil, die Künstler haben keinen Aufwand; so richtet man mit geringen Mitteln viel aus. Mit den hundert Millionen, die in Frankreich für öffentliche Bauten verwilligt worden, stellte der König von Baiern aus Marmor eine Stadt her, so groß wie London. Der Feuereifer des Königs hat sich den Unterthanen mitgetheilt, und so sind aller Orten prächtige Häuser dem Boden entstiegen. Straßen wurden kühn ins Feld hinaus abgesteckt: die Häuser werden schon kommen, dachte der König, und die Häuser kamen auch, oder vielmehr Palläste, und so erstand eine ganze neue Stadt neben der alten, die sich ihrerseits in regem Wetteifer gleichfalls erweitert, vergrößert, verschönert hat. So ist das heutige München. Allerdings fehlt es in dieser neuen Welt nicht an Spuren des Chaos, aus dem sie hervorgegangen: hin und wieder macht noch das occupirte Blachfeld seine alten Ansprüche in einem Rasenstück, einem Ackerfeld, einer Baumgruppe geltend. München wächst einem gegenwärtig unter den Augen. Kaum ist man einen Monat weggewesen, so findet man einen neuen Flügel am königlichen Pallast, einen Plafond in der byzantinischen Kapelle ausgemalt, einen Saal in der Pinakothek dekorirt. Nie und nirgends sah ich ein regeres Leben; aber unheimlich ist der Gedanke, daß es vielleicht am Leben des Königs hängt und daß mit seinem Tode München das Schicksal des Kölner Doms haben könnte, wo auf dem halbausgebauten Thurme noch der Krahn steht, mit dem man die Steine heraufzog.

Ganz besonderes Interesse gewinnt das Münchner Kunstleben dadurch, daß es mit dem Gange der Wissenschaft gleichen Schritt hält. Von welcher Seite in der neusten Zeit die Theorie der schönen Künste bereichert worden ist, sey es durch die pompejanischen Ausgrabungen, durch das Studium der griechischen Vasen und der neuen griechischen Bildwerke, wie der äginetischen, olympischen und atheniensischen Marmore, sey es durch die Forschungen über die alte Kunst in Sicilien, Griechenland, Egypten, Etrurien, über mittelalterliche Kunst, über byzantinische und gothische Baukunst, über die italienischen und deutschen Bildhauer- und Malerschulen — alles dieß hat sich München in seinen Bauwerken zu Nutze gemacht. In München sieht man gegenwärtig die Ideen der modernen Archäologie verwirklicht, verkörpert. Anderswo steckt die Wissenschaft in den Büchern, todt, formlos, farblos; hier lebt und athmet sie in den Monumenten, die dem Boden entsteigen.

Lange Zeit sah man herkömmlicherweise auf die mittelalterliche, die byzantinische und gothische, Baukunst hoch herab. Seit Kurzem aber hat man denn doch einsehen gelernt, daß diese Architektur eine ganz originelle ist und dieselben Ansprüche darauf hat, vorurtheilsfrei betrachtet und aufgefaßt zu werden, wie die egyptische und griechische. Man brauchte sich auch nicht lange damit zu beschäftigen, um sie hochachten zu lernen; die großartige Pracht der byzantinischen Baukunst, deren Schöpfer St. Sernin von Toulouse ist, und der gothischen, welche Werke aufzuweisen hat wie Notre Dame von Paris und die Münster von Rheims, Amiens, Straßburg und Chartres, ist zu sehr in die Augen fallend. Wir bauen täglich nach egyptischen und griechischen Mustern; warum nicht auch nach mittelalterlichen? Zur Zeit des glühenden Deutschthums legten sie zu Berlin eine gothische Kirche an; fehlte es nun aber an Ausdauer oder an Geld, die arme gothische Kirche steht jezt da, plump und klotzig, ohne zierliche Steinarbeit, ohne Spitzsäulen, fast ohne Spitzbogen, mit einem schmalen, fast platten Portal ohne alle Tiefe, mit zwei armseligen Glockenthürmen, als ein abschreckendes Beispiel unglücklicher Nachahmung, als eine Zielscheibe für den Witz der süddeutschen Katholiken, nach welchen der Protestantismus nimmermehr im Stande ist, eine große Kathedrale zu schaffen, und die schönen Kirchen, die er dem Katholizismus in der Reformation abgewonnen hat, nur verderbt. In München steigt eine gothische Kirche bereits in großartigen, imposanten Massen empor und die byzantinische Kirche ist vollendet; sie darf nur noch innen ausgemalt werden, und sie wird durchaus auf Goldgrund nach byzantinischer Manier bemalt. Neben diesen mittelalterlichen Bauwerken erheben sich Palläste im florentinischen Geschmack, wie die neue Residenz. Leztere wird innen ganz mit Malereien bedeckt; in den untern Sälen hat Schnorr die Nibelungen dargestellt, und an diesen Malereien ist es recht augenfällig, welch mächtige Kunstmittel man im Studium der alten deutschen Malereien finden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Graf Albrechts Geschäfte gingen indessen ihren langsamen, regelmäßigen Gang; in der Kriminaluntersuchung war man fast gar nicht fortgeschritten, das Einzige, was gleich Anfangs auf eine Spur hätte leiten können, waren die Leitern, nach dortigem Gebrauch mit den Nummern der Häuser bezeichnet, zu deren Löschapparat sie gehörten; allein es hatte sich sehr bald ergeben, daß sie den Besitzern eben vor der That entwendet worden waren. Die Untersuchung des Steuerkassenbestandes brachte einen andern Umstand zur Sprache, auf dem jezt die lezte noch übrige Hoffnung beruhte. Ein Bauer nämlich hatte ausgesagt und eidlich erhärtet, daß er gerade damals einen Rückstand von zwanzig Thalern in einer nicht mehr kurrenten

Münze bezahlt habe, die von seinem Großvater, am Tage seiner Geburt, neugeprägt in seine Sparbüchse gelegt worden, deren Kennzeichen mithin genau zu bestimmen waren. Diese Thalerstücke haben bis dahin unberührt in seiner Truhe gelegen und nur die Unmöglichkeit, die schuldige Summe, deren Nichtzahlung unmittelbare Pfändung zur Folge gehabt haben würde, anderweitig aufzubringen, habe ihn vermocht, diesen langbewahrten kleinen Schatz aus den Händen zu geben. In Folge dieser Aussage wurden an alle Beamte der Umgegend geheime Instruktionen erlassen, wonach ein Jeder, der eine Münze der bezeichneten Art ausgeben würde, sofort einer strengen Untersuchung unterworfen werden sollte. — Graf Albrecht hatte unter diesen Umständen ziemlich viele Muße und vernachlässigte auch seine Besuche bei der Gräfin keineswegs, kam aber, aus begreiflichen Ursachen, der Comtesse Octavie um keinen Schritt näher. Die Mutter bot wenig Interesse dar; sie war im Aeußern das kolossale Ebenbild der Tochter, die auch etwas zur Corpulenz neigte, was aber in der ersten Jugend recht reizend seyn kann. Den lebhaften Verstand mußte diese wohl vom Vater ererbt haben, denn Mama war einfältig und eitel und mit einer gewissen leutseligen Gutmüthigkeit begabt, die sich aber um kein Titelchen weiter erstreckte, als der eingewurzeltste aristokratische Stolz es erlaubte. Sie war immer gleich freundlich mit Graf Albrecht, den sie nicht nur als eine excellente Parthie für ihre Tochter, sondern auch, in dieser überlangweiligen Zeit, deren Einförmigkeit durch nichts als gelegentliche Thränengüsse über ihr Unglück unterbrochen ward, als ihre einzige Ressource ansah; denn daß sie aus der Gesellschaft der höchstgebildeten, anmuthigen jungen Frau, die mit ihr in demselben Hause wohnte, für Octaviens und ihren eigenen Umgang große Vortheile hätte ziehen können, das war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, die Pastorin gehörte ja nicht zu den Ihrigen.

Die Gräfin war frühe aufgeblüht und, als älteste Tochter, der Stolz ihres Vaters gewesen. Dieser hatte, in der festen Ueberzeugung, daß eine gute Heirath für sie zu den allerwahrscheinlichsten Begebenheiten gehöre, um so weniger den Wunsch gehegt, ein solches Ereigniß zu übereilen, weil ihm vorläufig noch weit mehr daran lag, mit der Tochter zu glänzen. Und wirklich ward diese allgemein bewundert, vielleicht — wie Graf Albrecht andeutet — weil ihr Verstand Niemandens bescheidenste Gabe verdunkeln konnte. Sie ward bei jeder Gelegenheit auf das Schönste herausgeputzt, paradirte auf Maskeraden, figurirte in Tableaux, spielte sogar eingelernte Rollen mit großem Erfolg; denn sie hatte es ganz gefaßt, wie man die Augen zum Himmel richten und die Hand auf den wallenden Busen legen muß, ja sogar, wie man einige stereotype Intonationen für naive und gefühlvolle Affekte hervorbringt. So hatte sie die Zwanzig überschritten, und unter den Dutzenden von Anbetern, die sie umschwärmten, hatte sich immer noch kein Freier gefunden. Mittlerweile waren des Vaters Vermögensumstände weniger als mittelmäßig geworden, und die schnell verbreitete Kunde, daß derjenige, welcher sich die schöne, an Gewicht bedeutend zunehmende Last der Tochter aufbürden wolle, auch den schuldenbelasteten Vater auf die Schultern nehmen müsse, schreckte gewiß Manchen zurück. Inzwischen fing das Mädchen an zu merken, daß ihre Lage keineswegs dieselbe blieb; in den Tableaux ward sie nicht mehr ganz nach vorne, sondern gewöhnlich, als Folie irgend einer jüngern Schönheit, etwas in den Hintergrund gestellt; im Urtheile des Paris ward ihr nicht mehr die Rolle der Venus, sondern die der Juno übertragen; ja beim Tanzen ward sie zwar noch recht fleißig engagirt, aber nicht mehr von den elegantesten Tänzern. Sie begriff das Alles ebensowenig, als daß sie nicht verheirathet ward, und würde noch lange in völligem Dunkel darüber geblieben seyn, wenn der Vater ihr nicht eines Tages ohne Vorrede gesagt hätte: „Laura, Du wirst eine alte Jungfer." — Tiefer hatte sie nie etwas in ihrem Leben geschmerzt, und je mehr sie dem Worte nachdachte, je mehr Gewicht gewann es. Da kam ein alter Kunstkenner aus Italien zurück; der wußte beim ersten Anblick die Schönheit ihrer Formen zu schätzen, der schalt auf die Schlankheit unserer deutschen Frauen, behauptete, nur ein gesundes Gewächs in der ganzen Heimath gefunden zu haben, und führte seine nachherige Gemahlin als dieses Muster an. Sie hingegen behauptete, nie einen Mann von feinerem Geschmacke gekannt zu haben, als ihn, den sie denn auch bald als den Ihrigen zu umarmen die Freude hatte. Die Frucht und das traurige Ende dieser Ehe sind uns bekannt.

Albrecht hatte im Verlauf der Zeit auch Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft des Predigers zu machen und, wie wir aus dem Tagebuche ersehen, in ihm einen etwas pedantischen jungen Mann gefunden, der lieber „stets" als „immer," lieber „jedoch" als „aber" sagte, allein dennoch viel Zartgefühl und wahre Bildung verrieth, und überdieß mit einem Enthusiasmus von Frau Warner sprach, daß er den Verdacht erweckte, als wäre er wohl eben so gern in der menschlichen Ehe mit der Frau, als in der geistigen mit der Kirche seines Vorgängers Nachfolger geworden. Graf Albrecht erfuhr durch ihn, daß die bedeutende gelehrte Büchersammlung des verstorbenen Predigers mehr eine Last, als eine Freude für dessen Wittwe sey, und daß diese, zumal da sie keinen Sohn hatte, dem die Bücher dereinst von Nutzen hätten werden können, dieselben zu verkaufen wünschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Victor Hugos Marie Tudor.

Es ist in diesem Monate außerordentlich rege in der Pariser Dramatik, und seit langer Zeit ist nicht so viel über Theater gesprochen und geschrieben worden, als jezt. Dieß rührt daher, weil die beiden Sterne der französischen Dramatik, Victor Hugo und Scribe, wieder neue Strahlen haben leuchten lassen, aber freilich jeder auf seine Art. Es war eine Art von Ermüdung über dem immer zunehmenden Theaterwirrwarr und den vielen unbedeutenden oder abscheulich romantischen Neuigkeiten eingetreten. Eine folgte auf die andere, und kaum hatten die Tageblätter Zeit, sie alle einzuregistriren. Nun trat Victor Hugo mit seiner „Marie Tudor“ auf. Einige erwarteten ein historisches Gemälde in Shakspeares Manier. Daran hatten sie wohl Unrecht; denn von seiner Lucrezia Borgia und seinem le Roi s'amuse her hätten sie sich erinnern können, daß V. Hugo die Großen der Geschichte noch weit schlimmer und lasterhafter schildert, als sie wirklich waren. Die „Marie Tudor“ ist aber doch auch gar zu arg und auch nicht im Geringsten historisch. Wozu brauchte denn der Dichter eine geschichtliche Person zu nehmen? Die Geschichte Englands ist ja so bekannt, daß die Zuschauer unmöglich sich der Bemerkung enthalten können, die hier auf der Bühne des Porte St. Martintheaters dargestellte Königin habe beinahe nichts mit der wirklichen gemein. Er hätte besser gethan, irgend einen Namen zu ersinnen und das Ganze blos als ein phantastisches Gebilde seines Genius darzustellen. Wozu bedurfte er einer Marie Tudor? Alle unpartheiischen Kunstrichter haben ihn getadelt, und zwar mit Recht, daß er eine Königin Englands unter einem ganz falschen Gesichtspunkte dargestellt habe. Schon als Lucrezia Borgia gegeben wurde, bemerkten seine Gegner, er habe es verstanden, sogar ein in der Geschichte wirklich abscheuliches Weib zu verläumden. Dieß läßt sich in gewisser Beziehung auch auf seine „Marie Tudor“ anwenden. Sie hat schon Gehässiges genug in der Geschichte, besonders ihren blinden religiösen Fanatismus und ihre Verfolgungssucht. Man glaubte, diese wolle uns der Dichter vor Augen stellen, und obschon unter der jezigen Regierung keine religiöse Verfolgung zu fürchten ist, so konnte doch ein mit genialer Hand gemaltes Bild des Fanatismus einer irregeleiteten Königin sein Gutes haben; allein darauf hatte es V. Hugo gar nicht abgesehen. Es scheint, sein Kopf war noch voll vom Studium der Borgiaschen Familie, und so ist denn unter seiner Feder eine neue Borgia, aber mit dem Namen Marie Tudor entstanden. Dieses Wiederholen eines und desselben Stoffes und der tragischen Mittel zur Entwickelung der Handlung läßt befürchten, daß V. Hugos Genie nicht die Mannigfaltigkeit und den Reichthum besizt, den man von ihm erwartete. Dazu kommt, daß er sich über die Sprachregeln hinaussezt und sogar der Königin gemeine Redensarten in den Mund legt, die auf einer französischen Bühne besonders widerlich klingen. Dieser Tadel verhinderte jedoch nicht, daß das Stück bei der ersten Verstellung leidenschaftlichen Beifall erhielt. V. Hugo hat eben so eifrige Freunde, als heftige Gegner. Indeß ihn die Ersten als den Stifter einer neuen dramatischen Schule in Frankreich verehren, greifen ihn die Andern als einen Verderber des guten Geschmacks, als einen Sprachverdreher und einen unsinnigen Sonderling an, und schonen ihn in ihren Kritiken eben so wenig, als ob sie mit einem Stümper in der dramatischen Kunst zu thun hätten.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Piemont, November.

(Fortsezung.)

Von der Volkserziehung.

„Für den Zwang, der den Schülern zweimal des Tages durch den Besuch der Schule auferlegt ist,“ heißt es im Ermite de Saint-Saturnin weiter, „halten sie sich schadlos; sie bilden Liguen gegen ihre Lehrer, bereden sich klug untereinander, auf daß ihre Bemühungen zusammen und auf Einen Zweck wirken. Hauptsache dabei ist, ihren Geist der Unordnung und des Widerstrebens zu verbreiten und fortzupflanzen, ihren Einfluß zu vermehren und neue Anhänger zu werben. So bemühen sie sich, so viel Mitschüler als möglich in ihre Association zu ziehen, und Alles wird zu diesem Zweck angewendet: Verführung, Ueberredung, Beleidigungen, Drohungen, Scherz und Spott. Selten bleibt irgend eines dieser Mittel ohne Erfolg. Wehe dem gutgearteten Schüler, der fortan vertrauend an seinem Lehrer und an seiner Pflicht hängt; die Andern ruhen und rasten nicht eher, bis er zu ihnen hält. Aber Alles dieß haben wir mehr oder weniger in unserer Jugend erfahren und selbst mitgemacht; es liegt in der stürmischen, heftigen Natur des Knabenalters; selbst auf den besten und berühmtesten Schulen Deutschlands finden sich dergleichen Umtriebe. Was sich aber noch nicht dort findet — man muß jedoch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es bald so kommen wird — das sind die Beweggründe, die Reden dieser jungen Leute. Die émancipation intellectuelle ist die Sonne, um die sich Alles dreht, und zu ihrem Dienst gehört vor Allem Verachtung alles Religiösen und Heiligen, Spott über die erhabensten und innigsten Gefühle, Angehen gegen alles Bestehende, das von Neuem in Frage gestellt werden muß, Umsturz alter Formen, Annahme neuer, im Geist der jungen Schule. Von all dieser Emancipation wußten wir in unserer Jugend nichts; wir lehnten uns auf, weil das Essen zu schlecht war, weil wir gegen diesen oder jenen Lehrer etwas hatten, weil die Frau des Famulus zu kleine Brode verkaufte oder weil ihre Aepfel faul waren; weiter verstiegen wir uns nicht.“

Bei dieser Stimmung der Schuljugend in Frankreich ist es unserer Regierung vielleicht nicht sehr zu verdenken, daß sie die Erziehung vorzüglich in die Hände der Jesuiten legt, deren strenge Aufmerksamkeit und Disziplin, deren Dringen auf unbedingten Gehorsam bekannt ist, den auch gewiß jeder Erziehungsmann, ohne Jesuit zu seyn, jener émancipation intellectuelle und ihren Bestrebungen vorziehen wird, bei der überdieß die Schüler nichts lernen. Dieß ist aber den Jesuitenschulen nicht vorzuwerfen.

Vor Kurzem kam der Graf de Fortis in Turin an, der sich schon durch mehrere Schriften vortheilhaft ausgezeichnet hat. Früher sprachen wir in diesen Blättern von seinem interessanten Werkchen über die Bäder von Aix, das Geist mit reicher Phantasie eint. Unter dem verstorbenen König Karl Felix hatte Fortis das Projekt zu einer Statistik über alle sardinische Staaten vorgelegt, das nächstens zur Ausführung kommen wird. Seine neueste Schrift ist: de la puissance en France du talent de la parole et de celui d'écrire, et de son influence sur les diverses révolutions que le royaume a subies depuis 1789 jusques et y comprise la révolution de Juillet 1830. Manches daraus hat der Verfasser in gebildeten Cirkeln Turins im Manuscript vorgelesen, und da in Allem die Richtung nicht zu verkennen ist, die unserm Hof gefällt, so konnte ihm großer Beifall nicht entgehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. December 1833.

Wie werd' ich erst durchglüht seyn, kenn' ich sie,
Da ich sie liebte, ohne sie zu kennen!

Shakespeare.
Die beiden Veroneser.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Begierig ergriff unser junger Feuerkopf diesen höchst plausibeln Vorwand, um sich ungehinderten Eintritt in das Haus zu verschaffen; schon am andern Tage ging er zu Frau Warner und äußerte seinen Wunsch, ihre Bibliothek an sich zu bringen, wenn deren Inhalt, nach näherer Untersuchung, seinem Geschmack entspräche. Das Bibliothekzimmer hatte einen eigenen Ausgang nach der Flur, zu dessen Benutzung ihm gleich der Schlüssel überreicht ward; dießmal aber führte ihn die Besitzerin unmittelbar aus ihrem Wohnzimmer hin und ließ ihn dann allein. Er vertiefte sich, so gut er konnte, in die Folianten und Quartanten, horchte aber auf jedes leise Geräusch im Nebenzimmer, und fand bald den Schrank, welcher der Thür am nächsten stand, bei weitem am interessantesten, indem er daselbst dem Unterrichte lauschen konnte, den sie ihren Kindern ertheilte. Die Geduld und Liebe, mit der sie jedem Wunsch der alten Sophie zu willfahren suchte, und auch dieser edlen Seele stilles Walten vermehrte noch seinen Antheil an dieser kleinen, anspruchslosen Häuslichkeit. Als er nach wenigen Tagen wieder Muße hatte, die Bibliothek zu besuchen, nahm er seinen Weg nicht über die Flur, sondern zunächst in das Wohnzimmer, angeblich in der Absicht, sich einige nothwendige Erläuterungen zu erbitten. Es traf sich, höchst sonderbarerweise, auch dießmal, daß die Kinder beim Pastor waren und Sophie ihre Mittagsruhe hielt. Er setzte sich Frau Warner gegenüber und lenkte das Gespräch Anfangs auf Geschäftsverhältnisse, dann bald auf Sophie, weil ihm das ein unverfänglicher Gegenstand schien, der immer Anklang bei ihr fand. „Mademoiselle Sophie," nahm er das Wort, „meinte einmal, eine Familienähnlichkeit zwischen unsern Stimmen zu entdecken; ich finde auch etwas in Ihnen, das mir dunkle Erinnerungen zurückruft." Er sagte dieß ohne alle Nebenabsicht, blos um zu ergründen, ob sie wohl geneigt wäre, Aehnlichkeiten zwischen ihm und ihr anzuerkennen; aber die Wirkung war ganz anders, als er sie erwartet hatte. Ein dunkles Roth überzog ihr die Wangen und den Hals; ihre kleinen Hände, die eine Arbeit hielten, zitterten so, daß sie dieselbe niederlegen mußte, und die peinlichste Verlegenheit machte ihr jede Antwort unmöglich. Albrecht sah sie verwundert an und ward kaum weniger roth, ohne zu wissen, warum. Um das Gespräch schnell auf irgend etwas Anderes zu lenken, nahm er einen Fingerhut, auf welchem ein S. eingegraben war, vom Tische und fragte: „Sophiens?" Sie antwortete zögernd: „Nein, der meinige." — „Heißen Sie auch Sophie?" — „Nein," erwiderte sie, immer verlegener werdend.

Von Neugierde getrieben und in dem Glauben, ihre sichtbare Verlegenheit werde sich geben, wenn er dieselbe gar nicht zu bemerken scheine, fragte er geradezu nach ihrem Taufnamen. Kaum hörbar sagte sie: „Susanne." Da durchzuckte ihn ein schnelles Begreifen; er sah sie forschend an, sie war ihrer kaum mächtig. Sein Herz pochte laut; als er aber, unschlüssig, was er thun sollte, eine Weile vor sich hin geblickt hatte und dann wieder die Augen zu ihr aufschlug, war ihr ganzes Gesicht verändert; sie saß ruhig vor ihm, mit würdiger, fast zurückweisender Geberde, und fragte ihn, wie weit er eigentlich mit der Untersuchung der Bibliothek gekommen sey. Sich außer Stande fühlend, wieder ins gewöhnliche Gleis zu kommen, antwortete er kurz und ging nach Hause. Dort traf er einen Brief von seiner Mutter, worin beiläufig erwähnt war, daß sein Onkel, der General, an einem rheumatischen Fieber leide. Diese an sich unbedeutende Nachricht sollte ihm Gewißheit über eine Vermuthung verschaffen, die sein ganzes Herz beschäftigte und ihn mit Angst und freudiger Hoffnung erfüllte. Unter dem nämlichen Vorwande, über Bibliothekgeschäfte mit ihr sprechen zu müssen, trat er am folgenden Tage unangemeldet zu Frau Warner ins Zimmer, und wußte sich ein so trübes, zerstreutes Ansehen zu geben, daß sie endlich nicht umhin konnte, zu fragen, ob er etwa unangenehme Nachrichten erhalten habe. „Ja," sagte er, „mein Onkel *** ist sehr krank." Die Wirkung dieser List war plötzlich und unzweideutig; sie faltete unwillkührlich die Hände und fragte mit augenscheinlicher Angst: „Um Gottes Willen, was fehlt ihm?" Albrecht konnte nicht länger zweifeln, und eh' sie es hindern konnte, schloß er sie in seine Arme, mit den Worten: „Susanne, Du bist es! Cousine Susanne, hab' ich Dich wieder?"

Sie hatte beide Hände vor das Gesicht gelegt, und als er sie sanft wegschob, war es mit vielen Thränen überströmt; dennoch leuchtete ein süßes Lächeln daraus hervor, das aber schnell verflog, als sie fragte: „Und mein Vater?" — „Hat nur ein leichtes Schnupfenfieber," antwortete er; „verzeihe mir die List, liebe Susanne." Jetzt erwiderte auch sie herzlich seine Umarmung und sagte unbefangen: „Da Du mich von selbst aufgefunden und erkannt hast, lieber Albrecht, so hilft auch kein Verbergen und Verstellen mehr. Ich habe übrigens weniger meinetwegen so lange geschwiegen, als um Dich vor einer unangenehmen Lage zu bewahren. Gleich nach Deinem ersten zufälligen Besuche bei mir erfuhr ich, wer Du seyest, und daß ich meinem lieben Bruder, dem Gespielen meiner Kindheit, nur mühsam verbarg, was ich ihm so gern gleich entdeckt hätte, begreifst Du wohl. Aber jetzt verlange ich Verschwiegenheit von Dir — und für immer; Du weißt, daß meiner Familie nur ein schlechter Dienst erwiesen würde, wenn Du ihr unser Zusammentreffen entdecktest."

Albrecht konnte nicht begreifen, wie seine Mutter ihn so ruhig an den Ort hatte gehen lassen, wo Susanne wohnte; aber diese gab ihm hinlänglichen Aufschluß darüber, indem sie ihm erzählte, daß alle ihre Briefe in die Heimath von der frühern Pfarrei ihres Mannes datirt gewesen seyen und daß sie, seit ihrem Aufenthalte hier, nur einmal, beim Tode ihres Mannes, sich an die Ihrigen schriftlich gewandt, diesen letzten Brief aber uneröffnet zurück erhalten habe. Die arme Frau weinte viel über die harte Behandlung, die sie von den Ihrigen hatte erfahren müssen, aber sie war ihnen in der innersten Kammer ihres Herzens nicht böse darum, sondern liebte sie, nach wie vor, mit großer Zärtlichkeit.

In Graf Albrechts Herzen ward der glimmende Funke natürlich zur hellen Flamme angefacht, sobald er wußte, wer das reizende Wesen war, das ihn, auch als Fremde, so mächtig angezogen hatte. War es doch seine erste, einzige Liebe, das Bild seiner Träume, die Muse seiner Dichtkunst. — Seine häufigen Besuche bei der Predigerwittwe fingen indessen bald an aufzufallen. Comtesse Octavie neckte ihn ganz unverholen damit, obgleich nur wie mit einer Sache, der durchaus keine Wichtigkeit beizulegen wäre; er mochte, so viel er wollte, versichern, daß er in der Bibliothek studire und dieselbe anzukaufen gedenke, man glaubte ihm nicht. Es ward ihm daher höchst unbequem, diese scharfe Beobachterin so nahe zu haben, und er ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, durch viele gewichtige Gründe die Gräfin zu vermögen, wieder aufs Schloß zu ziehen. Beim Umziehen sagte ihm Comtesse Octavie durch einen schlauen Blick, daß sie recht gut wisse, warum sie nicht länger in dem bescheidenen Asyl bleiben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs.

(Fortsetzung.)

Die mittelalterlichen Maler hatten bei ihren Darstellungen von Heiligen den Vortheil, daß sie ihren Gegenständen in jedem Betracht näher standen, als wir. Der heil. Bernhard sah wohl dem heil. Augustin ähnlicher als unsere heutigen Bischöfe, und der heil. Franz von Assisi konnte immer als Muster für die Einsiedler in der Thebais gelten. Jedes Jahrhundert hat seine eigenthümlichen Gestalten und Gesichter; man vergleiche einmal die Porträts aus dem sechzehnten Jahrhundert mit denen aus dem achtzehnten; die ganzen Gestalten haben sich so gut geändert als die Tracht, und dieß ist ganz begreiflich:

Sitte und Denkweise prägen sich den Gesichtern ein und modifiziren sie nach dem Zeitalter. Sitten und religiöse Gebräuche im Mittelalter hatten ungleich mehr Aehnlichkeit mit den Zuständen in den ersten Zeiten des Christenthums als die unsrigen, und so hatten die Maler jener Zeit Figuren für ihre Apostel und Heilige weit mehr zur Hand. Dasselbe gilt von den Kriegern; hatte z. B. ein Künstler im Mittelalter einen Etzel zu malen, so fand er im ganzen wilden Wesen der Ritter und Herrn, ihrer Haltung, ihren Gesichtern die trefflichsten Muster. Was für ein Modell hat aber der jetzige Maler, der einen Etzel malen soll? einen hübschen Kürassieroffizier. Alles ist anders geworden, Tracht, Sitten, Waffen, Gesichter. Am besten machen wir also, wenn es sich um Darstellung von Personen aus den heroischen Zeiten des modernen Europas handelt, an den Malereien des Mittelalters unsere Studien. So hat es Schnorr gemacht und viel Talent dabei bewiesen. Nicht allein die Tracht des Mittelalters, auch seine Gesichtsbildungen hat er studirt, und so die Helden der Nibelungen, Siegfried, Günther, Etzel, Hagen, wieder ins Leben gerufen; auf gleiche Weise sind ihm die reinen, ruhigen Gesichter der alten deutschen und italienischen Schule Vorbilder für seine Chriemhild und Brunhild geworden.

Einer der interessantesten Säle in der Residenz ist der sogenannte Hesiodische und Argonautensaal, wozu die Cartons von Schwanthaler sind. Diese Malereien sind der beste Commentar zu Hesiod, den ich kenne; nirgends fühlt man sich dem Geist dieser alten Poesie näher, und was die Argonauten betrifft, so ist es, als ob hier Fragmente der cyclischen Gedichte, welche ihre Abentheuer besangen, wieder gefunden wären. Diese Schöpfungen hat nicht das Gedicht des Apollonius von Rhodus, jenes Poeten aus der alexandrinischen Schule, eingegeben; hier herrscht ein antikerer, ein großartigerer Genius. Nirgends ist das Unförmliche, Gestaltlose, Gigantische, Phantastische, das die Uranfänge der griechischen Mythologie, jene Figuren, halb Gottheit, halb Symbol, die Nacht, die Erde, den Erebus, die Zeit, bezeichnet, nirgends das Liebenswürdige in manchen der sich nun gestaltenden Fabeln, wie in der von der Venus, den Grazien, den Musen, so treffend, so sinnreich dargestellt. Nebelhaft verschwimmend erscheinen hier die phantasmagorischen Wesen, capriciös, formlos, überraschend furchtbar die Ungeheuer und Giganten der griechischen Mythen, in festen Umrissen, in majestätischer Schönheit die lezten Herrscher im heidnischen Olymp, Jupiter, Juno, Minerva. Bei den Cartons zu den Fresken im Saale des Hesiod und der Argonauten hat Schwanthaler die griechischen Vasen vor Augen gehabt: Haltung, Form, die steifen, strengen Umrisse, das scharfe Relief, Alles wie auf jenen Vasengemälden. In Cornelius Cartons zu der Anbetung der Könige und der Kreuzigung erkennt man die Nachahmung von Raphaels Manier in der Disputa und in der Schule von Athen, und man sieht, daß er nach dem großen Styl der florentinischen Schule unter Michel Angelo gerungen hat. Kurz, überall blickt aus den Bestrebungen der Münchner Schule die Wissenschaftlichkeit; überall begegnet man den Spuren der Nachahmung, hier des antiken Griechenlands, dort Italiens oder des deutschen Mittelalters; aber immer zeigt sich diese Nachahmung kühn, frei, genial. Am wenigsten ist sie Nachahmung eines ausschließenden Geschmacks, eines einzigen Systems; die Münchner Schule borgt von allen Zeiten und Ländern, zum großen Unterschied von der Schule Davids, die den Fehler hatte, daß sie zu ausschließend war und der Zeichnung zu Vieles opferte. Die Münchner Schule ist nicht so streng, als die Schule Davids, aber um nichts origineller, wie hoch man auch an der Isar dafür begeistert seyn mag. Sie ist geschmeidiger, vielseitiger; sie kann damit mehr Leuten und längere Zeit gefallen, und es kommt ihr dabei die Richtung unserer Zeit zu gut, in der sich einmal absolute Prinzipien nirgends geltend machen können. Sie ist eklektisch, und das sind wir ja sammt und sonders von einem Ende Europa's zum andern.

Man hat die Münchner Schule mit der der Carracchis verglichen: sie ist wissenschaftlicher, ernster, aber weniger kunstfertig. Die Carracchis waren Eklektiker in der Malerei, sie hielten sich aber dabei blos an die Form; sie vermischten Manier und Styl aller Schulen, aber nicht sowohl hinsichtlich der geistigen Auffassung, als der Ausführung. Sie fragten nicht viel nach den geistigen Quellen, aus denen ihre Vorgänger geschöpft, und es fiel ihnen nicht ein, nach diesen verschiedenen Richtungen sich eine Kunstphilosophie, einen Geist zu bilden, der fortan ihre Schule charakterisiren sollte; nein, sie studirten nicht sowohl den Maler, als das Gemälde, nicht sowohl den Schöpfer, als das Werk. Die Carracchis verhalten sich in ihrem Einfluß zur Malerei, wie die Kultur zum Völkerleben: die Kultur wirkt auf die Einheit der Völker hin, indem sie die Provinzialcharaktere verwischt; die Carracchis gaben der Malerei Einheit durch Einschmelzung der Charaktere der verschiedenen Schulen. Sie centralisirten die Malerei, wenn ich so sagen darf, und das feste Gepräge, das diese dadurch erhielt, war nicht sowohl das der Großartigkeit, als das der Gleichförmigkeit. So verhält es sich mit der Schule der Carracchis: sie war in Italien die Nachfolgerin so vieler und so großer Schulen und konnte, ihrer Stellung in der Zeit nach, nicht wohl ein anderes Verdienst als das größerer Fertigkeit in der Ausführung haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bertrand et Raton.

Bei einer ersten Vorstellung eines V. Hugoschen Stücks hüten sich seine Gegner wohl, ihren Tadel laut werden zu lassen; denn bei dieser Gelegenheit ist sein Anhang in der höchsten Spannung, und dabei macht er die Mehrzahl im Theater aus. Ohne Gefahr, geprügelt zu werden, würde daher kein Pfeifchen eines Tadlers ertönen können. Eine solche erste Vorstellung gewährt dem ruhigen Zuschauer das Vergnügen einer Komödie. Die Anwesenheit der sämmtlichen neu-romantischen Schule, ihre Lebhaftigkeit, ihr Entzücken, ihre Wachsamkeit, um jeden Ausbruch von Mißbilligung zu verhüten, ihre Wuth; wenn hie und da Jemand die Kühnheit hat, nur ein wenig laut zu murren, Alles dieses nimmt sich sehr kurzweilig aus, besonders neben der originellen Darstellung und der sonderbaren Sprache, die man von der Bühne herab vernimmt. V. Hugo ist noch jung, und man kann nicht wissen, wie hoch sein Genie sich noch erheben wird; allein aus seinen bisherigen dramatischen Leistungen läßt sich leider kein sehr vortheilhafter Schluß ziehen, und es steht zu befürchten, daß sein dauernder Ruhm sich nicht auf seine Schauspiele stützen wird; aber das Verdienst hat er, daß er zur Erweiterung der Theaterfreiheit in Frankreich wesentlich beigetragen. Niemand hat den konventionellen Zwang, welcher dieselbe früher fesselte, mit so vieler Keckheit angegriffen, als er. Die Vorrede jedes seiner Schauspiele ist eine Philippica gegen die Regeln der französischen Kunst, und jedes seiner Stücke ein Beispiel, wie man es anders machen müsse.

Die klassische Parthei war noch in vollem Aerger über das Gelingen des neuen Versuchs V. Hugos, und hatte kaum ihre Galle in die Feuilletons der Journale ausgeschüttet, als Scribe sein neues Lustspiel Bertrand et Raton auf der Bühne des Théâtre français aufführen ließ.* Diesem kam all das Böse zu Gute, was sie dem V. Hugo wünschten und nachsagten; denn nun griffen sie nach Bertrand und Raton, hielten dieses Stück der widerlichen Marie Tudor entgegen und riefen: so muß man Schauspiele schreiben! auf diese gefällige Art muß man ein gebildetes Publikum unterhalten! Scribe muß über diese plötzliche Rückkehr der Gunst der Feuilletons erstaunt gewesen seyn, die ihm seit langer Zeit seine Geldgier, seine Schreibseligkeit, seine reichen Agens de change, seine charmanten Obersten und seine mit einer halben Million ausgesteuerten Bräute vorwarfen. Der Mann ist auf einmal wieder bei der theaterlustigen Welt in Gunst gekommen, und wenn sein Kredit auf der Börse notirt würde, so stände er jezt um zwanzig Prozent höher, als vor einem Monate. Ich denke, Scribe ist, seitdem er Dichter ist, an diesen Wechsel der Dinge gewöhnt; sonst müßte er recht ernsthafte Betrachtungen darüber anstellen, was er nun wahrscheinlich nicht thut. Man hätte glauben sollen, dieß sey das erstemal, daß sich Scribe an ein großes Theaterstück wagt, an ein Lustspiel im großen Style; allein er hat ja schon Valérie und die Geldheirath geliefert; also wußte man recht gut, daß er auch ein großes Lustspiel zu schreiben verstehe. Man scheint es aber über dem Auftreten der bösen Marie Tudor vergessen zu haben, und hat ihn in den Zeitungen verherrlicht, als ob er jezt erst einen Beweis vom ganzen Umfang seines Talents gegeben habe. Nur eines oder zwei Tageblätter haben sein Stück nicht gelobt und ihm vorgeworfen, er habe wiederum mit den Gebrechen der Menschheit unzeitigen und unbarmherzigen Hohn getrieben. Dieß ist aber nicht die Meinung des Publikums. Man urtheilt allgemein, Bertrand und Raton gehöre zu den geistreichsten und besten Stücken Scribes. Dießmal gebührt ihm auch das Verdienst, daß er ein fünfaktiges Lustspiel ganz allein geschrieben und den Stoff ganz allein erfunden hat. Alles dieses ist ihm zu Gute gekommen; wie gesagt, die abscheuliche Marie Tudor am Theater der Porte St. Martin hat das Ihrige dabei gethan, und der Triumph des Dichters ist dießmal glänzend ausgefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Piemont, November.

(Beschluß.)

Fortis über die Franzosen. Das Fest vom 8ten September.

Ich bin mit de Fortis schroffer Ansicht Frankreichs, der Franzosen und der französischen Revolution nicht einverstanden, finde aber doch in manchen seiner Aeußerungen viel Geist und großen Schein. So sagt er z. B. in seiner Vorrede: „In dem so mannigfaltigen Gemälde einer geistreichen Nation, eines lebhaften und leichtsinnigen Volks, das dem Talent der Rede Alles zugesteht und Alles verzeiht, bei diesem Volke findet der aufmerksame Beobachter etwas Sonderbares, Merkwürdiges und Unbegreifliches, nämlich ein abgeschmacktes und bizarres Zusammenfügen von beredten Phrasen, von Benennungen, die der Partheigeist erfunden hat, von Volksgeschrei, von parlamentarischen Beleidigungen, Spitz- und Witzworten, Sarkasmen, Epigrammen und falschen Lehren, welche zu verschiedenen Zeiten den politischen Faktionen als mächtige Waffen zu ihrer Erhebung und Herrschaft, so wie zur Niederhaltung anderer Partheien gedient haben. Wenn man sieht, wie sich ein ganzes Volk vierzig Jahre lang durch einige große Phrasen (!) bewegen, erregen und entflammen läßt, wie es bei dem lärmenden Echo der Leidenschaften in Einem Augenblick seinen Gottglauben, seine Kirchen und Altäre, seine Gesetze und Institutionen und seine Regierung über den Haufen werfen sieht, um hernach über seinen Irrthum zu seufzen und um zu gestehen, daß es Thorheiten auf Thorheiten gehäuft habe, ja daß es sich selbst zerstöre, wenn man diese traurige Erscheinung sieht, dann kann man sich vielleicht eine richtige Vorstellung von dem Charakter dieses Volkes machen, und sein Schicksal, so wie das Resultat des großen Kampfes voraussehen, auf den jezt alle Blicke in Europa mit Unruhe geheftet sind.“

Der 8te September ist in Turin immer ein großes Fest zum Angedenken dieses Tages im Jahr 1709, wo die französische Belagerung von dieser Stadt glücklich zurückgeschlagen und aufgehoben wurde. Am Tage waren nicht nur nach dem Herkommen prächtige Kirchenceremonien und Umgänge, sondern auch Kanonaden und Paraden. Abends sahen wir sämmtliche königliche Palläste, alle öffentlichen und viele Privatgebäude erleuchtet, was bei der großen Regelmäßigkeit Turins und seinen großen architektonischen Massen einen herrlichen Effekt macht. Noch großartiger aber war die Erleuchtung der herrlichen Superga, die mit Recht den Namen einer Basilica trägt. Diese Lichtmasse auf dem entlegenen Berg hatte etwas Vulkanisches und glich einem breiten Lavastrom. Es freut mich immer, dieses ächte Landes- und Nationalfest wieder begehen zu sehen. Ich kenne dagegen ein Land, wo man nicht so dankbar gegen die Vorsehung ist. Von der Feier des 18ten Oktobers ist nirgends mehr in dem befreiten Deutschland die Rede.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. December 1833.

Was dieser Mann nicht alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.

Goethe.
Faust, 2ter Theil.

Bemerkungen eines in Deutschland reisenden Doktrinärs.

(Fortsetzung.)

So verhält es sich nicht mit der Münchner Schule: sie kommt nicht auf zwei, drei große deutsche Schulen, sondern auf eine lange Kunstfinsterniß. Neben ihr bestehen nicht mehrere Manieren, mehrere Style, die sie nur, wie die Carracchis, in Eine Manier, Einen Styl zusammenzufassen brauchte; sie kann auf ein höheres Verdienst, als das der Ausführung Anspruch machen, und somit gilt ihr das Studium der Alten, und zwar der Alten im weitesten Sinne, als Hauptsache, wobei sie in das Verständniß des Genius der verschiedenen Schulen einzudringen und überall sich zum Absoluten durchzuarbeiten sucht. Die Münchner Schule ersteht, wie in der Literatur der Griechen die Alexandrinische Schule, nach einer längst dahingegangenen, dem Gedächtniß der Mitwelt fast entschwundenen großen Zeit. Die Zeit der Dürer, der Holbein, Cranach, Hemling, Burgmayer, im sechzehnten Jahrhundert, liegt für Deutschland so weit rückwärts, als die Zeit des Eschylus und Sophokles für die Alexandrinischen Griechen. Die Münchner Schule strebt nach Wiederherstellung der Malerei, wie die Alexandrinische nach Wiederherstellung der Literatur. Dort wie hier studirt man die alte Zeit und vergöttert sie; ja, in München wird das Mittelalter vergöttert, wie die alte griechische Mythologie zu Alexandrien. In beiden Fällen ist wohl das Mißtrauen in die eigene Kraft, das Gefühl des Mangels an wahrer Originalität, und daraus entspringend, der Eifer in Nachahmung des Alten gleich groß. München und Alexandrien versenken sich um die Wette, jenes in der Kunst, dieses in der Literatur, in jene alte Zeit, auf welche sie mit abgöttischer Verehrung zurückblicken, in jene unwiderbringliche Zeit, wo der Glaube naiv war und die Begeisterung nicht aus dem Verstande kam. Doch dieß ist nicht Alles: mit welch brennendem Eifer zu München dem Mittelalter, zu Alexandrien den heroischen Zeiten Griechenlands geopfert werden mag, beide Schulen erstanden zu einer Zeit lebhaften Verkehrs, wo sich Alles durchdringt, und so wird denn München vom Geiste Italiens, Alexandrien vom Geiste des Orients bestrahlt. Der Orient athmet in der alexandrinischen Poesie, wie das mittelalterliche Italien in der Münchner Schule. Die Münchner Schule dort am Fuße der Tyroler Alpen hat gleichsam zwei Pole, das deutsche Mittelalter und das fünfzehnte italienische Jahrhundert, Nürnberg und Florenz; sie wird vom einen wie vom andern angezogen und sucht die Bekräftigungen beider in ihrem Focus zu sammeln.

Noch eine Seite der Münchner Schule kann ich hier unmöglich unberührt lassen. Noch nicht lange las ich in

dem trefflichen Briefe über den Vatikan von Delécluze die Bemerkung, jede große Maler- und Bildhauerschule habe von jeher eine philosophische Schule zur Begleiterin gehabt. Auch der Münchner Schule steht eine solche zur Seite; ich meine die mystische Schule der Herren Goerres und Bader. Goerres und Bader sind sehr gelehrte Männer von glühender Einbildungskraft, die sich die Aufgabe gestellt haben, den Katholizismus zu erneuen, zu verjüngen. Der Katholizismus des Herrn de Lamennais hat etwas Schroffes, Hartes; sein System ist auf ein absolutes Prinzip, wie auf einen Felszacken hingebaut; der Katholizismus der Herren Goerres und Bader ist geschmeidiger, verschwommener, elastischer. Im Praktischen hält er sich an die Beobachtung der Kirchengesetze; aber von der idealen Seite schiebt er, vermittelst der Symbole, der Allegorien, besonders aber der philosophischen Interpretationen, Allerlei in den Katholizismus hinein, was Gregor VII. und Bossuet nie darin wahrgenommen haben. Dieser katholische Mysticismus, über den ich hier kein erschöpfendes Urtheil zu fällen gemeint bin, unterhält in den Gemüthern eine Art von religiös-philosophischer Gährung, welche dem Kunstleben förderlich ist. Die schönen Künste brauchen keine strenge, klare Philosophie neben sich. Die platonische Philosophie, deren Geist im fünfzehnten Jahrhundert die florentinische Schule durchdrang und Raphael zu seiner Disputa di St. Sacramento und seiner Schule von Athen Anlaß gab, war nichts weniger als ein methodisches, regelmäßiges System. Was kümmerte aber das die florentinischen Maler? Sie gaben sich dem Einflusse der Philosophie hin, athmeten, so zu sagen, ihren Duft ein, ohne darnach zu fragen, ob sie auf feste Prinzipien und Schlüsse gebaut sey. In dieser Beziehung nun scheint mir der Mysticismus der Herren Goerres und Bader trefflich neben die Münchner Schule gestellt; in ihrer Philosophie herrscht mehr Reichthum an Ideen als Logik, und sie spricht ungleich stärker zum Gemüth als zum Verstand; die Gedanken befinden sich nicht im festen, sondern im luftigen Zustand; just dadurch aber gewinnen sie eine berauschende Kraft, die dem Künstler zusagt.

Was einem, der von Paris kommt, an der Münchner Schule ganz besonders auffallen muß, das ist die Leichtigkeit und Natürlichkeit, womit man hier religiöse Sujets behandelt. Unsere französischen Maler fühlen einen gewissen Zwang, wenn sie mit dergleichen zu thun haben, und aus ihren Gemälden in diesem Fach spricht eine traditionelle, konventionelle Manier, welche augenfällig zeigt, daß sie mit dem Gemüthe nicht dabei waren. In München werden solche Sujets frei, kühn, natürlich aufgefaßt; da ist nichts Gezwungenes, nichts Handwerkmäßiges. Auf diese Richtung ist allerdings der katholische Mysticismus nicht ohne Einfluß, sie ist aber im Ganzen durch den in Deutschland im Allgemeinen herrschenden religiösen Sinn und die Frömmigkeit der katholischen Bayern bedingt. Im dreißigjährigen Krieg war Bayern der Vorfechter des Katholizismus, und dieser fromme Eifer hat sich in den Geschlechtern fortgepflanzt. Die Maler sind gute Christen, und sie arbeiten für ein Volk von guten Christen. Bei solcher Stimmung geben sich die Künste der Begeisterung von der religiösen Seite ganz unbefangen hin; kein wenn und aber, keine falsche Schaam, sie sind ihrer selbst und ihres Publikums gewiß.

Ernste Studien, deren Frucht ein schöpferischer Eklekticismus war, der fromme Sinn des Volks, den der katholische Mysticismus durch leise Gährung unterhält — dieß ist die Genesis der Münchner Schule, der fortan ihr Platz in der Kunstgeschichte gebührt.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Die alte Sophie ward sehr bald in das Geheimniß der Verwandtschaft gezogen und erfuhr durch diese erst jezt die vornehme Herkunft ihrer jungen Freundin; aber es störte ihr Verhältniß nicht im Geringsten; die Vorurtheile des Standes waren ihrem innern Auge eben so fremd, wie die der Schönheit ihrem äußern. Wohlgefällig lächelte sie über den Umstand, daß sie die Verwandtschaft so schnell und sicher an der Stimme entdeckt habe, und da sie nicht sehen konnte, entging ihr lange die Richtung, die das Verhältniß zwischen ihrer Freundin und dem Vetter zu nehmen drohte. — Eine der ersten Stunden gegenseitigen Ergusses ward dazu angewandt, den leztern von den ihm fast fremden Schicksalen der Cousine in Kenntniß zu setzen. Er erfuhr im Wesentlichen Folgendes.

Schon im vierten Lebensjahre hatte Susanne ihre Mutter verloren und sich daher sehr frühe schon gezwungen gesehen, in gewissem Maaße dem Hause vorzustehen, wobei ihr Sinn sich natürlich vorzugsweise auf die Erlangung äußerer Fähigkeiten und Talente richten mußte. Ihr Vater betete sie an, war aber auch zu Zeiten soldatisch strenge mit ihr; sie mußte als Kind schon mit ihm reiten, ja sogar, weil sie einen etwas gezwungenen Gang hatte, exerciren lernen. Kaum fing indeß ihre Vernunft an zu erwachen, als sie auch zu fühlen begann, daß ihr besseres Selbst sich in diesen Umgebungen und Beschäftigungen nicht entwickeln könnte; sie empfand dieß mit tiefem Gram und erheiterte sich nur bei ihrer Tante, der Mutter des Grafen Albrecht, mit welchem eine frühe Freundschaft sie verband. Die Gräfin hielt sie oft auf dem Schooße, nannte sie scherzend ihre liebe Schwiegertochter und hofmeisterte und belehrte sie wie ihr eigenes Kind. Da kam Albrecht auf eine, viele Meilen weit entfernte Schule

und Susanne blieb allein. Ihr Vater hatte einen Adjutanten bei sich, einen Herrn von Berg (dieß ist der einzige im Tagebuche genannte Name), der ihr von früher Kindheit an in tiefster Seele zuwider war; als sie aber einst dieses Gefühl in Gegenwart des Vaters laut werden ließ, ward sie mit der Bemerkung: es zieme ihr nicht, Menschen zu tadeln, die er liebe, so streng abgewiesen, daß sie nie wieder etwas über Berg zu äußern wagte. Sie wußte sich auch in Bezug auf diesen Gegenstand in ewiges Verstummen zu fügen, doch wenn der widrige Mensch ihr ein Geschenk machte, oder sie sonst zu erfreuen suchte, überkam sie fast ein Gefühl körperlichen Uebelbefindens. Als der übliche Zeitpunkt zur Konfirmation herannahte, fiel dem Vater ein, daß in ihrem bisherigen Leben nichts gelegen hatte, was ihren religiösen Sinn hätte wecken können; er wünschte daher einen jungen Mann von ausgezeichneten Gaben für diesen Zweck ins Haus zu nehmen. Seine Wahl fiel auf den Kandidaten Warner. „Er betrat das Haus," sagte Susanne, „an einem Weihnachtsabend, als ich, aller Freuden, die Andern an diesem Tage bereitet werden, entbehrend, an einem Fenster stand und die Straße hinunter sah. Als nach und nach die hellen Weihnachtsbäume durch die Fenster schimmerten, wandte ich die Augen weinend hinauf zum Himmel und bat ihn, mir an diesem heiligen Abend einen Weg zu zeigen, der mein Herz zu ihm leiten möge. In dem Augenblick hörte ich meinen Vater mich rufen, und Warner stand vor mir, ein schöner, blühender Jüngling, mit edler Stirn und weichem, blondem Haar. Das Zusammentreffen war zu wunderbar; ich liebte ihn gleich, wie den verkörperten Schutzgeist, den mir Gott sandte, da ich ihn eben am eifrigsten darum bat." So weit Susanne. Wen wird es wundern — Albrecht begriff es ganz — daß diese Liebe bald gegenseitig war? Begierig sog sie alle seine Lehren ein und fühlte und verstand erst jezt ihr Daseyn; auch gelang es ihr bald, ein anderes Leben im Hause einzuführen, was der Vater gewähren ließ, ohne eigentlich Theil daran zu nehmen. Des Morgens versammelte sie die Dienstleute zu einem Gebet, und bald zeigten sich die wohlthätigen Folgen des neuen Geistes, der im Hause waltete; Liebe, Treue und Arbeitsamkeit nahmen zu, und Susanne gab sich dem schönen Wahne hin, unter der Leitung ihres Lehrers, mitten im Geräusche der Welt ein seliges Eiland schaffen zu können. Die beiden jungen Leute ahnten nicht, welchem Abgrunde sie sich entgegen stürzten, obgleich sie lange schon wußten, daß sie sich liebten, und daß ihnen die ganze Welt nichts wäre, wenn Eines dem Andern entsagen müßte. Da verdunkelte sich plötzlich ihr reiner Himmel, ein unerwartetes Gewitter brach über sie herein. Der General kündigte Susannen in kurzen Worten an, daß sie seinem ehemaligen Adjutanten, dem jetzigen Major von Berg, die Hand reichen müsse. Mit dem Entsetzen, in das der unvermuthete Anblick einer giftigen Schlange uns versetzen würde, schauderte sie bei dieser Zumuthung zusammen und erklärte dem Vater auf der Stelle, daß keine Macht der Welt sie je zu diesem Schritte vermögen werde. Der Vater, anstatt zu toben, wie er es sonst bei direktem Widerspruch zu thun pflegte, sah ihr traurig ins Auge und sagte weich: „Armes Kind, Dich kann kein Sträuben retten; Du mußt ihn nehmen, so gewiß ich Dein Vater bin!" — Sie bat auf ihren Knien um Gnade, weit demüthiger, herzzerreißender, als sie um ihr Leben würde gefleht haben; es half nichts, der Vater küßte sie mit thränenden Augen und sprach, wie früher, das entsetzliche: „Du mußt ihn nehmen." Als sie des Vaters bekümmerte Miene nicht mehr sah, die seltsam weichen Töne seiner Stimme nicht mehr hörte, trat die Willkühr und Grausamkeit dieses Befehls immer greller hervor; sie faßte Muth, warf sich Warnern in die Arme und beschwor ihn, sie zu retten. Ehrgefühl und Gewissen sträubten sich zwar in ihm; aber sie wußte beide zu übertäuben, und gleich nach der Konfirmation entfloh sie mit dem Geliebten ihrer Seele. Er führte sie zunächst zu einem eben erst angestellten Freunde, der sie, nachdem er von der ganzen Lage unterrichtet war, ohne Bedenken traute und schwor, lieber sein Amt verlieren, als die beiden schuld- und hülflosen Wesen dem Verderben überlassen zu wollen. Darauf zog Warner mit seiner jungen Frau in die Nähe von Leipzig und nährte sich durch schriftstellerische Arbeiten; doch ziemlich bald erhielt er, durch Fürsprache des Freundes und mancher von diesem aufgeforderten Gönner, eine Anstellung in seinem Vaterlande und brachte seine Susanne als eine Waise den entzückten Eltern. Wohl bemerkten diese, daß irgend ein Geheimniß um die Schwiegertochter walte, aber ihrem und des Sohnes Werth vertrauend, forschten sie nicht nach dem, was beide nicht mitzutheilen wünschten. Bald starb die fromme Mutter, und als nach kurzer Frist auch der Vater ihr in bessere Regionen folgte, erhielt Warner dessen Stelle in Barmau. Wie jeder Versuch der Annäherung an ihre Familie der armen Susanne fehlschlug, wissen wir; sie schrieb daher mehrere Jahre gar nicht. Fünf Jahre vor dem Zusammentreffen mit Albrecht verlor sie ihren geliebten Mann, und fand nur in ihrem frommen, ergebenen Sinn, in der Freundschaft Sophiens und dem Gefühle, daß ihr allein jezt die Pflicht der Erziehung ihrer Kinder obliege, die Kraft, den unermeßlichen Verlust zu tragen. Nachdem auch der lezte Brief an ihren Vater, worin sie den Verlust des Mannes gemeldet und nochmals kindlich um Verzeihung und Versöhnung gebeten hatte, nicht nur erfolglos geblieben, sondern uneröffnet zurückgeschickt war, fühlte sie sich zu stolz, noch einen Schritt der Art zu

versuchen. Ihre weltlichen Angelegenheiten machten ihr keine Sorge. Die Freundlichkeit des Grafen, der ihr die Wohnung im bisherigen Pfarrhause um so lieber überließ, da der Bau eines neuen bereits begonnen war, als Warner starb, des jetzigen Pfarrers thätige Hülfe bei der Erziehung ihrer Tochter, Sophiens kleines Vermögen und ein ansehnlicher Wittwengehalt versezten sie in eine ganz gemächliche äußre Lage, und allmählig blühten auch die Rosen auf ihren Wangen wieder auf, während des Herzens Wunde unablässig blutete.

So fand sie Albrecht, und um der edlen Liebe willen, die sie ihrem Manne bewahrte, liebte er sie um so mehr; doch gegen den Oheim war er im höchsten Grade aufgebracht. Was in der Welt konnte den sonst so gutmüthigen, wenn auch sonderbaren Mann zu so grenzenloser Härte gegen die arme Tochter bewogen haben? — Das war und blieb ihm ein unangenehmes Räthsel. Sie dagegen dachte nur mit Rührung des greisen Mannes, dem sie durch ihre Trennung von ihm Alles geraubt hatte; sie hätte den Rest eines langen Lebens hingegeben, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, ihn bis an sein Ende zu pflegen und dann mit seinem Segen zu sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Bertrand et Raton.

In der That muß man den sinnreichen Dichter bewundern, der, von der Darstellung eines neuen Melodramas: Struensee, angeregt, auch etwas aus dieser tragischen Katastrophe hat auf die Bühne bringen wollen, dessen heiterer Geist aber bald von der tragischen Geschichte abgewichen ist, um etwas ganz Anderes zu liefern. Struensee, Königin, König, Kriminalprozeß, Alles ist verschwunden; dagegen hat die geübte Hand des Dichters einen schlauen Staatsmann, den Grafen von Ranzau, geschildert, der einziger Minister unter dem anscheinenden Einflusse der Königin Mutter werden will, und sich deßhalb der Einfalt eines reichen Kaufmanns bedient; dieser muß sich allen Gefahren aussezen, oder ist vielmehr so einfältig, daß er sich denselben bloßstellt, obschon ihm von der Verschwörung nichts zu Gute kommt, als Verlust und Ungemach. Er ist die Kaze oder der Raton der Lafontaineschen Fabel, welcher seinem Freunde Bertrand die gebratenen Kastanien aus der glühenden Asche zieht, sich die Pfoten verbrennt und doch von den Kastanien nichts zu genießen bekommt. Diesem sich so leichtfertig hingebenden Kaufmann steht eine weltkluge Frau zur Seite, die ihm stets anräth, bei seinem Handel zu bleiben und die großen Herren gehen zu lassen. Diese Frau wirft sich aber selbst in die Empörung, als ihr Sohn dabei in Gefahr kommt. Eben dieser Kaufmann hat einen sehr eifrigen Ladendiener, dem nichts so sehr gefällt, als die außerordentliche Bewegung im Staate, der also ein geborner Theilnehmer an allen Empörungen ist, eine komische Figur, wozu, wie man in den Tageblättern bemerkt, die Originalien in Paris zu Duzenden herumlaufen. Auf die Zergliederung und Kritik des Scribeschen Lustspiels brauche ich mich hier nicht einzulassen. Es gibt kein Pariser Tageblatt, das nicht umständlich darüber gesprochen hätte. Nur will ich noch die Schlauheit des Dichters bemerklich machen, der das Stück so kunstreich eingerichtet hat, daß jede Parthei eine in ihr System passende Moral aus demselben hat ziehen können, und so ist es auch wirklich gekommen. Die ministerielle Parthei lobt den Dichter, daß er eine wichtige Wahrheit in ein helles und heiteres Licht gestellt habe, die nämlich, daß die Bürger sich nur Schaden zuziehen, wenn sie aus ihrem Geschäftskreise treten und sich in Staatssachen mengen. Dagegen hat die republikanische Parthei (denn eine solche besteht augenscheinlich und läßt sich weder wegläugnen, noch wegraisonniren) etwas ganz Anderes in diesem Stücke gesehen, nämlich eine dramatische Darstellung der Folgen der lezten Revolution, bei welcher das Volk auch so gutmüthig war, sich allen Gefahren auszusezen, um die nothwendig gewordene Staatsumwälzung zu Stande zu bringen, und, mit der Fabel zu reden, die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holte, welche jezt Andere, die sich gar keiner Gefahr bloßgestellt haben, gemächlich verzehren und diejenigen auslachen, die sie ihnen mit verbrannten Pfoten dargereicht haben. Ich bin überzeugt, daß gerade diese doppelte Moral in dem Zwecke des Dichters lag, und daß er auf diesen Umstand gerechnet hat, um des guten Erfolgs seines Stücks gewiß zu seyn. Scribe hat außerordentlich viel Wiz in den 171 oder 181 vorhergehenden Stücken verschwendet; aber in keinem hat er sich so geistreich gezeigt, als in diesem. Wahrscheinlich wird dieses Stück bald so allgemein bekannt werden, als irgend eines seiner vorhergehenden; deßhalb würde es unnüz seyn, es hier umständlicher zu erörtern, obschon es offenbar eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern französischen Dramatik ist.

Dg.

Auflösung der Räthsel-Korrespondenz in Nr. 295:
Ich liebe Sie. Ich hasse Sie.

Logogriphische Missgeburten.

Je fünf bis sieben Köpfe auf Einem Rumpf.

Ein Junggeselle b.
Verstand sich gut auf L.,
Erobert sich ein Herz,
Und bald ward Ernst aus Scherz.
Bald paßt ihr nicht das M.,
Bald kam sie freudig n.,
Und manches Jährchen w.
Spät starb an einem Tage
Das Pärchen ohne Klage.

•

Hart ist's, unter rohen B.
Leben, welche durch die G.
Schicken und sich fremde K.
Ohne weiters holen,
Die selbst fremde Sohlen
Nicht verschonen, und in M.
Köpfen l.,
Während sie vom Rand der feinsten T.
Ganz behaglich schwarzen Nektar schlürfen
Dürfen.

L. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. December 1833.

D'une terre chérie
C'est un fils désolé.
Rendons une patrie
Au pauvre exilé!

Béranger.

Der Polenflüchtling.

Von N. Lenau.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zur kühlen Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut;

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefres Kränken.
Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosciusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Und als der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle,
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft; der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Nun kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heiß gejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegen wiehern.

Die Reiter rufen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich sehen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange.
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt' er ihm heimlich vor ins Gras;

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlafe fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge, tief und schlachtenwild,
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
Er steht auf Ostrolenka's Feld,
Wie lauschet der Entzückte,
Von stürmischem Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint;
Da wirft er sich zur Erd' und weint.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Jenem Tage, der zwei, nur durch des Schicksals Laune so lange getrennte Herzen wieder zusammenführte, folgte eine in Schmerz und Wonne durchwachte Nacht. Susanne hatte von den Freunden und Gespielen ihrer Kindheit, obgleich ihre Seele darnach lechzte, seit zehn Jahren nicht einen einzigen gesehen; fast Jeder, der als ein Bote aus jener Zeit zu ihr getreten wäre, hätte ihr regstes Interesse in Anspruch genommen, und nun erschien ihr der liebende Vetter, dessen sie immer wie des theuersten Jugendfreundes gedacht hatte, und er erschien nicht nur ohne Groll, ohne Tadel, sondern nur mitfühlend, mitweinend. Die Freude war zu groß für ihre Ruhe, und sie hob ängstlich die Hände im Gebet empor und flehte Gott und den reinen Geist ihres Mannes um Beistand an in dieser schweren Lage. Albrecht fühlte nichts als Wonne; er hatte sie, er hielt sie, seine Susanne. Nichts sollte sich zwischen sie stellen, und selbst seine Mutter, was müßte sie für ein Herz haben, wenn sie ihr nicht vergäbe, nachdem sie sie gehört und gesehen, nachdem sie sich überzeugt hätte, wie veredelt und geläutert, wie engelgleich an Körper und Geist er die Wiedergefundene den Ihrigen zurückbringe. Er war überzeugt, daß seine Mutter von den Umständen, die Susannens Flucht entschuldigten, ja fast rechtfertigten, nicht unterrichtet sey, und baute darauf große Hoffnungen. Wie bewunderte er seine Geliebte in ihrer Frömmigkeit, in der bescheidenen Ausdauer, mit der sie ihre Pflichten erfüllte; wie glänzend erschien sie im Vergleiche mit jedem andern Weibe; sie, der die Welt offen stand, wählte eine Pfarrwohnung, um der Tugend treu bleiben zu können. Kurz, er betete sie an, konnte den Augenblick nicht erwarten, da er wieder an ihren Augen hängen durfte — und was Verliebte sonst in ihrem Paroxysmus fabeln.

Comtesse Octaviens stechende Blicke waren ihm jezt unausstehlich, dennoch sezte er, der Mutter wegen, seine Besuche auf dem Schlosse regelmäßig fort. Seine Geschäfte konnte er Vormittags abmachen, die Nachmittage waren der Cousine, die Abende der Gräfin gewidmet. Nach und nach wurden diese jedoch immer kürzer, die Nachmittage immer länger; aber kein Wort der Liebe war noch zwischen ihnen ausgesprochen worden; es mochte ihnen auch nicht nöthig scheinen, denn Keines zweifelte daran, des Andern Herz zu besitzen. So sehr diese Ueberzeugung Albrechts Entzücken erregte, so bange Zweifel schlichen sich in Susannens Seele ein. Sie hatte zu lange Jahre unter den Folgen des unversöhnlichen Stolzes ihrer Verwandten gelitten, um sich dem Glauben hingeben zu können, daß ihre Tante je in eine Verbindung willigen würde, die den Sohn in ihren Augen herabwürdigen mußte. Daher that sie in diesen ersten Tagen sich selbst

das feste Gelübde, ihn unter keinen Umständen ohne den Willen seiner Verwandten zu heirathen. Auch ließ sie sich durch den Vorwand, daß die Sache noch im weiten Felde sey, keineswegs von diesem Gedanken abbringen, sondern machte sich's im Gegentheil zur Pflicht, jezt, da sie ihrer noch mächtig war, sich einen festen Plan vorzuzeichnen, an dem sie einen Halt finden könnte, wenn sie dereinst schwanken sollte. Ohne sich die Möglichkeit einer glücklichen Fügung abzuleugnen, hatte sie doch, ihrer Meinung nach, durch diesen tugendhaften Entschluß aller Wahrscheinlichkeit auf irdisches Glück entsagt. Oft dachte sie in dieser Zeit an das Beispiel ihrer alten Sophie, die in schlichter Ausübung ihrer Pflicht ein ruhiges, glückliches Alter errungen hatte, und deren blindes Gesicht eine Heiterkeit und einen Frieden ausdrückte, wie sie nur ein zufriedenes Bewußtseyn und eine Seele, die mit sich selbst im Reinen ist, gewähren kann. Bedachte sie nun noch, daß sie Kinder hatte, sie zu trösten und zur Erfüllung der Mutterpflichten aufzufordern, und Augen, deren lieben Gesichter und alle Herrlichkeiten der Welt zu sehen, so schien es ihr, als müsse sie, wie es auch kommen möchte, sich in ihr Geschick zu finden wissen. Aber sie bedachte nicht, daß eben diese Augen ihr die Ausübung ihres Vorsatzes erschweren würden. Eine Blinde entsagt ihrem Geliebten gewiß leichter, als eine Sehende; so warm jene auch fühlen mag, den Ausdruck der Liebe, des Schmerzes, des stummen Grams auf den theuren Zügen hat sie nicht zu bekämpfen, kein Traum ruft ihr diese Züge, diesen Ausdruck zurück; und mögen auch Rigoristen die Nase rümpfen bei der Behauptung, daß die Augen die bequemste Straße zum Herzen sind, Keiner, der irgend Erfahrungen in diesem Fache gemacht hat, wird es leugnen, daß Gefühle, deren Gewicht die ganze Seele füllt und oft erdrückt, so leicht und aufwandlos durch einen Blick in dieselbe eingeführt werden können, daß die vollendetste Eisenbahn mit solchen Beförderungsmitteln keinen Vergleich aushält. Die Liebe der Seele ist unstreitig die wahrste und reinste, aber eben deßhalb auch die, welche man höhern Rücksichten am ersten opfern kann, während die gröbern Bestandtheile ihr gerade das verleihen, was am schwersten aufzugeben und zu überwinden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes vom Himmel.

Nach J. Herschel.

Sir John Herschel, der würdige Sohn eines grossen Vaters, hat vor Kurzem in Lardners Cyclopedia ein Handbuch der Astronomie bekannt gemacht, welches, in geistreicher Popularität gehalten, beim Leser blos allgemeine Kenntnisse in der Mathematik, Mechanik und Optik voraussezt. Dieses Werk, auf das wir hiemit unsere Leser aufmerksam machen, hat auf jeden Fall ein Verdienst, das populären Schriften nur zu oft abgeht, wissenschaftliche Genauigkeit. In den folgenden Bruchstücken, welche wir zur Probe mittheilen, wird man zwar nichts Neues, vielleicht aber hie und da eine interessante Schlußfolge aus bekannten Thatsachen finden.

Die Mondscheibe.

Die Mondberge sind im Allgemeinen höchst einförmig, dabei aber sehr seltsam gebildet. Ihre Zahl ist ungemein groß, denn sie nehmen bei weitem den größten Theil der Mondsfläche ein; fast alle sind genau kreisrund oder becherförmig, jedoch am Rande elliptisch gedehnt. Die höchsten erheben sich, wie sich aus dem Maße ihrer Schatten abnehmen läßt, senkrecht etwa eine dreiviertel Meilen hoch, und die bedeutendsten zeigen meistens in ihrem Innern ebene Gründe, aus welchen gegen den Mittelpunkt zu eine kleine steile, kegelförmige Erhöhung aufsteigt. Sie geben mit Einem Worte ein Bild vom wahren vulkanischen Charakter in seinem vollsten Umfang, wie man ihn auf einer Karte der Phlegreischen Gefilde bei Neapel oder des Puy du Dome in der Auvergne vor Augen hat. Bei einigen der gewaltigsten lassen sich mit sehr kräftigen Fernröhren entschieden Spuren von vulkanischer Schichtung, von successiven Niederschlägen ausgeworfener Stoffe unterscheiden. Ein vorzüglich merkwürdiger Umstand in der Geologie des Monds ist der, daß man zwar rein nichts entdeckt, was eigentlich einem Meere gleichsähe (denn die dunkeln Flecke, welche man gemeiniglich so nennt, zeigen bei genauer Betrachtung Merkmale, welche der Voraussetzung eines tiefen Gewässers durchaus widerstreiten), gleichwohl aber große, völlig gleichförmige Strecken bemerkt, welche angeschwemmtem Land täuschend ähnlich sehen.

Der Mond zeigt keine Wolken, noch sonst eine Spur einer Atmosphäre. Hätte er eine, so müßte sie bei Sternbedeckungen und Sonnenfinsternissen sich bemerklich machen. Mit dem Wechsel des Klimas muß es eine ganz eigene Bewandniß haben; vierzehn Tage lang muß die Sonne heißer brennen, als bei uns um Mittag unter dem Aequator, und zwar ohne Unterlaß; eben so lang dagegen herrscht der strengste Frost, strenger, als im Winter unserer Pole. Unter diesen Umständen muß fortwährend sämmtliche Feuchtigkeit, die sich etwa auf der Oberfläche findet, von dem unter der Sonne gelegenen Punkt zum entgegengesezten hinüberwandern. Daraus folgt absolute Dürre gerade unter der Sonne, und beständige Anhäufung von Eis in der entgegengesezten Region. Vielleicht daß sich eine schmale Zone mit flüssigem Wasser an den Rändern der erleuchteten Hemisphäre hält, und die Verdunstung des Wassers auf der einen,

und seine Verdichtung auf der andern Seite mag bis auf einen gewissen Grad ein Gleichgewicht in der Temperatur bedingen und die Strenge der beiden Extreme des Klimas mildern.

Ein Kreis von einer Sekunde Durchmesser, wie man ihn von der Erde aus auf der Mondfläche sieht, hält etwa eine Quadratmeile. Die Telescope müssen also noch bedeutend vervollkommt werden, bis wir auf dem Monde Spuren der Bevölkerung, wie Gebäude oder Aenderungen in der Oberfläche des Bodens gewahren können. Es ist indessen dabei zu bemerken, daß, in Folge der geringen Dichtigkeit der Masse des Monds und der verhältnißmäßig geringern Schwere der Körper an seiner Oberfläche, die Muskelkraft in Ueberwindung des Gewichts der Materien sechsmal mehr vermag, als bei uns. Aber der Mangel an Luft scheint die Existenz von lebenden, denen der Erde analogen Wesen unmöglich zu machen. Es läßt sich an der Scheibe rein nichts bemerken, was auf Vegetation hinwiese, so wenig, als nur die kleinste Veränderung, welche man auf einen Wechsel der Jahreszeiten deuten könnte.

Hat der Mond Bewohner, so erscheint ihnen die Erde als ein Mond von beinahe zwei Graden Durchmesser, der dieselben Phasen zeigt, wie wir an unserm beobachten, aber unverrückt an ihrem Himmel steht oder doch nur um das Wenige, was die Schwankung ausmacht, seine Stellung ändert, während die Sterne langsam hinter ihm emporsteigen. Diesen großen Mond bedecken veränderliche Flecke, und über den Aequator und die Tropen ziehen sich Streifen, welche dem Strich unserer Passatwinde entsprechen. Es läßt sich bezweifeln, ob, bei dem ewigen Wechsel in unserer Atmosphäre, die Umrisse unserer Kontinente und Meere je genau gesehen werden können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Allerlei aus der Stadt.

Die Politik, welche aus dem geselligen Leben seit lange verbannt schien, oder besser, daraus entwichen war, hat seit den lezten spanischen Ereignissen hier wieder ihre Rechte geltend gemacht. Man diskutirt das pro und contra für die Königin Christine, nicht das juridische pro, sondern das faktische, und wirklich, ich glaube, daß dießmal neun Zehntel der Bevölkerung sich für die junge Königin Vormünderin und die noch jüngere Königin Tochter interessiren, und nicht blos aus Galanterie für die Parthei der Damen, noch aus liberalem Widerwillem gegen den absoluten Prätendenten Carlos, sondern weil von den neun Zehntel einige Zehntel gewiß spanische Papiere haben. Die Furcht, daß sie ihr Kapital verlieren könnten, steht freilich nur weit im Hintergrunde, denn auch für den möglichen und betrübten Fall, daß Carlos siegte, müßten die Anleihen, in denen unsere soliden Häuser spekulirt, anerkannt bleiben; aber auch schon die andere, die Zinsen nicht zu erhalten, kann politische Grundsäze erschüttern. Wirklich sieht man von unsern sehr loyalen Börsenmännern Einige, was Spanien anlangt, sich jezt zu liberalen Ansichten umstimmen. Es sey doch eine Verwaltung, wie sie nicht bleiben könne; wenn jezt zu viel gefordert werde, trage man selbst die Schuld, weil man früher zu wenig bewilligt; und wenn auch die Königin genöthigt werde, sich den Konstitutionellen in die Arme zu werfen, was denn das Unglück sey, da sich erwiesen habe, daß das entgegengesezte Regierungssystem nicht auf die Dauer bestehen könne, und, unter jener Voraussezung, die Einziehung der ungeheuern geistlichen Güter doch möglich und damit die Bezahlung der Staatsschulden leicht werde. Hierauf läuft es hinaus, oder hier haeret aqua. Ob das ein durchaus konstitutionelles Ministerium in Spanien nebst den Cortes heute möglich machen kann, ist eine Frage, welche an der Berliner Börse wohl schwerlich entschieden wird. Sonst ist die Stimme von hier so ziemlich der Abklang der offiziellen, ob in diesem Falle auch, will ich nicht behaupten.

Bei uns beschäftigt keine Staats-, höchstens eine Stadtfrage die Gemüther. Der unangenehme Zwist zwischen dem Oberbürgermeister von Bärensprung einerseits und dem Magistrat und den Stadtverordneten andrerseits über die Einquartirungslasten ist noch nicht zur völligen Zufriedenheit und Beruhigung erledigt; indessen haben die politischen Blätter ihn schon zuviel besprochen, als daß er noch vor das Forum der gewöhnlichen Korrespondenz gezogen zu werden brauchte. Das eben gefeierte fünf-und-zwanzigjährige Bestehen der neuen Städteordnung gilt bei Einigen für eine Art offizieller Versöhnung. Indessen hat Se. Majestät der König durch die Verfügung, daß eine neue Kaserne gebaut werden solle, für die Zukunft den Stein des Anstoßes und Streites beseitigt, welcher sich bekanntlich um das den Einquartirten zu schaffende Bette drehte.

Der Herbst als Wintersanfang macht sich durch nichts irgend Bemerkenswerthes bemerklich. Es werden keine hohen oder großen Gäste zu Lande oder Wasser erwartet, keine Obelisken von Luxor, ja, was wichtiger, nicht einmal neue Opern und Tänzerinnen. Ebensowenig werden von hier aus bedeutende Entdeckungsreisen oder sonstige Expeditionen projektirt. Unser Kronprinz ist von seiner viel gefeierten Reise durch Westphalen und die Rheinprovinzen glücklich zurückgekehrt. Schleiermacher war in Schweden und Norwegen, Link und v. Buch sind noch, die ersten wissenschaftlich dahin reisenden Preußen, in Griechenland. Vom Theater hat unsere Crelinger in Süddeutschland, und auch bei Ihnen, gastirt und wird zurück erwartet. Doch vergaß ich vorhin den Besuch eines Fremden, der allerdings zu den bedeutendern gehört. Der junge französische Rechtsgelehrte L'herminier, ein Name, bekannt genug auch außer Frankreich durch seine geistreichen Schriften, vielleicht bei Einigen noch mehr durch seine frühere Annäherung an den St. Simonismus bei dessen Entstehen, verweilte bei einer größern Reise durch Deutschland auch hier längere Zeit, und schien sich unter uns zu gefallen. Das Reisen der Franzosen ins Ausland, namentlich nach Deutschland, nimmt bekanntlich mit jedem Jahre zu; hier scheint es indeß, als löse immer ein junger Mann den andern ab, und als sey Berlin eine literarische Residenz, in die literarische Gesandte geschickt werden, damit Paris durch Augenzeugen mit den hiesigen Vorfällen stets au courant bleibe. Neben diesen außerordentlichen Ambassaden gibt es jedoch auch einige stehende Charges d'Affaires. Zum Beispiel befindet sich seit einigen Jahren hier ein junger verheiratheter Franzose, in keiner andern Absicht, als um die Nibelungen zu übersezen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. December 1833.

Gleichwie im Herbste bei des Nordwinds Stoß
Ein Blatt zum andern fällt, bis daß sie alle
Der Baum erstattet hat dem Erdenschoß:
So stürzen, hergewinkt, in jähem Falle
Sich Adams schlechte Söhne in den Kahn,
Wie angelockte Vögel in die Falle.

Dante. Die Hölle.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Der Zug nach Westen.

So wenig aufmunternd auch die in meinem vorigen Briefe beschriebenen Verhältnisse waren, wie sie mein Gemahl auf seinen Ausflügen im Staate Newyork hatte kennen lernen, so war dieß alles doch nicht im Stande, einen Mann von seiner Ausdauer abzuschrecken. Er wollte volle Gewißheit haben, er machte sich also im nächsten Frühjahr wieder auf und folgte dem gewöhnlichen Zug der europäischen Auswanderer, um ihre Lebensweise und den Gang ihrer Unternehmungen genau zu beobachten. Ich lasse ihn im Folgenden selbst reden.

Während die Kolonisten zu Hunderten, auf kleinere und größere Fahrzeuge zusammengepreßt, den Hudson hinauffahren, sezt man sich für vier Dollars auf ein prächtiges, elegantes, äußerst bequemes Dampfboot, durchfliegt in anderthalb Tagen die schönste Gegend und holt sie in Albany, sechzig deutsche Meilen nördlich von Newyork, wieder ein. Dieses ist der angenehmste Theil der Reise, eine wahre Lustparthie; die Damen erscheinen dabei im größten Putz, zum Theil auch die Herrn, und das Dampfboot vertritt die Stelle der europäischen Gesellschaftssalons, wobei Niemand die Angelegenheit hat, die Honneurs zu machen. Indessen besteht das gesellschaftliche Vergnügen allein im Produziren des Anzugs, wobei Jede durch geschmackvolle Anordnung glänzen will. Gesprochen wird wenig, weil sich Niemand durch eine Unterredung mit einem Unbekannten kompromittiren will, dessen Stand vielleicht niederer ist, da man sein Einkommen nicht kennt. Dafür entschädigt aber hinlänglich die herrliche Aussicht. Ist man ein paar Stunden gefahren, so erweitert sich der Fluß in ein fast meilenweites Becken, welches man den Tappansee nennt. Die Ufer dieses See's sind mit niedlichen Ortschaften besezt, hinter welchen sich eine wohlbebaute Gegend allmählig erhebt. Hier sind die ersten Landungsplätze für landwirthschaftliche Produkte, hier stehen die ersten Kaufhäuser, wo der Tauschhandel anfängt. Der Strom verengt sich sodann wieder und führt durch eine reizende Waldgegend, in deren Einsamkeit man bald auf dem linken Ufer durch den Anblick eines prächtigen Gebäudes erfreut wird. Das ist Westpoint, die Kadettenakademie. Die Gegend gehört zu den schönsten, die ich je gesehen habe. Aber eben weil sie ihren großartigen, jedoch sanften, melancholischen Charakter bis Albany beibehält, fängt sie an zu ermüden, und man erblickt mit Vergnügen das Ziel der Fahrt, das offene, weitschichtige Albany. Nun fängt die Schifffahrt auf dem Eriekanal an, die bis Buffalo am Eriesee, siebzig deutsche Meilen weit, geht, wobei man sich durch 82 Schleussen zu einer Höhe von 600 Fuß

über Albany erhebt. Dieser Theil der Reise ist qualvoll, denn da werden auf die langen schmalen Transportschiffe, für fünf Dollars der Kopf, so viele Menschen zusammengedrückt, als nur immer möglich; der Andrang ist so groß, daß diese Schiffe stets erstürmt werden, und dem Einströmen der Menschen wird nur durch ein von Innen herausschallendes Angstgeschrei Schranken gesezt. Unter dem glühenden Sonnenstrahl hat endlich das belastete Fahrzeug nach vier peinlichen Wochen seine Bahn zurückgelegt, und nachdem es unterwegs von je hundert Köpfen fünf Todte ausgeworfen, sezt es die übrigen halbtodt in Buffalo aus.

Von allen Richtungen vereinigen sich Straßen und Eisenbahnen mit diesem Kanal, oder andere Kanäle verbinden ihn mit Flüssen, dabei ist aber das ganze Land nur mit zerstreuten Höfen oder einzelnen Hütten weitschichtig besät. Es macht einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck, diese erstaunlichen Werke des menschlichen Fleißes zu sehen, die die ungeheuren Einöden durchkreuzen. Das ganze Land gleicht nicht einem jungen Lande, sondern mehr einem ausgestorbenen. Wie sind sie entstanden, diese Riesenwerke, welche Heloten haben diesem Handelsvolke solche erstaunliche Bauten zu seiner Bequemlichkeit aufgeführt? Niemand anders, als die armen verblendeten europäischen Auswanderer, die, nachdem sie ihr leztes Vermögen auf mühsamen Karavanen vergeudet oder bei Ankauf von Gründen überlistet worden, sich auch die lezten Schweißtropfen auspressen ließen, um eine Existenz zu fristen, die kein Negersklave beneidet haben würde. Der Ruf des hohen Taglohns treibt Tausende an die Arbeit; so wie aber der Zulauf sich mehrt, wird der Lohn vermindert, und der die erste Woche täglich einen Dollar bekam, muß sich in vierzehn Tagen mit einem Vierteldollar begnügen, weil er kein Geld mehr zur Weiterreise hat. Der ihn gemiethet, verkauft ihm auch das Brod so theuer, daß er sich für seinen ganzen Lohn nicht satt essen kann, und wenn Entkräftung ihm den kümmerlichen Verdienst raubt, so schleppt er sich unter den nächsten Baum und haucht seinen lezten Seufzer aus. So sind sie entstanden, diese Wunderwerke, die man in der einsamen Wildniß anstaunt. Todtenstille umgibt den neugierigen Wanderer, hie und da ragt ein menschliches Gebein aus dem lockern Grunde hervor und verräth das endlose, seichte Grab der unglücklichen Arbeiter, das sich längs den Werken ihrer Arme, gleich einem Schlachtfelde hinzieht, und den Europäer an die Gespenstern des Hungers und des Elends, die hier Schöpfer waren, gräßlich mahnt.

Theils um diese schauerlich interessanten Gegenstände zu sehen, theils um verkäufliche Ländereien zu besichtigen, begleitete ich den Argonautenzug auf dem Landwege; das langsame Vorrücken auf dem Kanal gab mir Zeit, nord- und südwärts abzuschweifen, ohne den Zug aus dem Auge zu verlieren. Die erste Woche legt man auf dem Eriekanal täglich ungefähr eine deutsche Meile Weges zurück, da man hier gleich einige zwanzig Schleussen passirt. Diese Zeit benuzte ich nun, das eine halbe Tagreise nördlich gelegene Bad Saratoga zu besuchen. Von der Heilkraft des Brunnens hat selbst durch die amerikanische Ruhmredigkeit noch wenig verlautet, die Gegend gehört auch nicht zu den schönsten, die Gast- und Kosthäuser aber zu den schlechtesten. Musik hört man da keine, und machen ja einmal ein paar Mohren in einem Wirthshause Lärm, so nennt man das einen brillanten Ball, obgleich Niemand tanzt. Die sonstige gesellschaftliche Unterhaltung ist noch viel beschränkter als in den Kajüten auf den Dampfbooten. Indessen ist es Mode, in ein Bad zu gehen, und somit flüchtet die schöne Welt von Newyork mit eintretender Sommerhitze nach den kühleren Gebirgen von Saratoga; ihnen folgen alle die reichen Leute, die das gelbe und andere Fieber von Neworleans, Charlestown und überhaupt aus dem Süden jagen, und fast alljährlich kam auch Graf Survilliers auf einige Monate dahin. Dessenungeachtet gibt es keine Unterhaltung, und es ist, als ob die Kurgäste nur Geschäfte, Winteroperationen ausbrüteten. Dem Fremden empfiehlt man, ja nicht zu versäumen, das nahe gelegene Spaa zu besuchen, das seinen Namen so gut verdient, wie die am Kanal gelegenen sogenannten Städte Rom, Wien, Amsterdam. Man verläßt die beiden Bäder höchst unbefriedigt und mit widrigem Gefühl.

Desto interessanter und lehrreicher war der lezte Ausflug, den ich nach dem Falle des Niagara machte. In Pendleton, wo sich der künstliche Kanal in einen schiffbaren Fluß endet, der sich nach zwei Meilen unweit Buffalo in den Niagara ergießt, nahm ich Pferde und fuhr nach Manchester, welches hart am Wasserfalle liegt. In weiter Ferne schon hört man das Geräusch, welches allmählig zu einem furchtbaren Getöse wird, und noch hat man mehrere Stunden zu fahren, ehe man nur das Städtchen erreicht. Der Name Manchester ist gut gewählt, denn jedes Haus ist ein Fabrikchen und enthält eine fleißige, arbeitsame Dampfmaschine, die die Familie ernährt. Es ist ein zweites Pittsburg, das ich Ihnen schon beschrieben, und die Bewohner bekümmern sich bloß um ihre Geschäfte, so daß Reisende daselbst fast kein Unterkommen finden und daher meistens auf die englische Seite nach Chippewa gehen. Zwar hat man auf jener Seite eine weit vollkommenere Ansicht des Falls; da aber dieses Naturwunder das amerikanische Mekka ist, wo Jeder wenigstens einmal gewesen seyn muß, so ist es doch zu verwundern, daß der gewiß sehr einträgliche Betrieb von Gasthäusern von den Bürgern von Manchester so ganz übersehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin schrieb in dieser Zeit einen langen Brief, in welchem sie beiläufig folgende Bemerkung anbrachte: „Ihren Sohn sehen wir jezt nicht oft;“ (das war eine etwas starke Abweichung von der Wahrheit, denn er kam, wie gesagt, fast jeden Abend, nur auf kürzere Zeit, als früher) „er gedenkt die theologische Bibliothek unseres verstorbenen Predigers anzukaufen und bringt daher seine meiste Zeit bei dessen Wittwe zu. Ich wünsche der armen jungen Frau, deren Schönheit und gute Eigenschaften mich lebhaft für sie interessiren, recht von Herzen, daß ihr der Handel gelingen möge.“ Man kann sich denken, welchen Tumult diese boshafte Notiz in dem Herzen der alten stolzen Dame hervorbrachte; doch hatte sie nicht den Muth, ihrem Sohne eine direkte Erklärung abzuverlangen, da ihr die Eigenwilligkeit der Söhne zu wohl bekannt war, um nicht zu fürchten, daß eine solche Maßregel die Lage der Dinge nur verschlimmern möchte. Sie überlegte daher, was zu thun seyn, entschloß sich kurz, den Minister zu bitten, ihren Sohn, wichtiger Familienverhältnisse halber, zurückzurufen, und erhielt das Versprechen, daß ihr Wunsch, wenn auch nicht gleich, doch so bald es die Umstände erlaubten, erfüllt werden solle.

In dem weißen, friedlichen Häuschen zu Varnau wohnte indessen das „Glück ohne Ruh,“ die Liebe. Graf Albrecht verlängerte seine Besuche täglich, und Susanne war nicht stark genug, sie zurückzuweisen, da er stets in den Schranken verwandtschaftlicher Beziehungen blieb. Es ist in solchen Lagen weit leichter, der innern Würde treu zu bleiben, als den äußern Schein ungetrübt zu erhalten. Im ersten Falle wird das Opfer dem geliebten Gegenstande und dem eigenen Gewissen gebracht; im andern hingegen, bei der Vermeidung jedes Anlasses zu übler Nachrede, soll es einer Welt gebracht werden, die gewiß nie weniger Werth in unsern Augen hat, als im Rausche der Liebe. Will man den geliebten Gegenstand mit in das Ich hinein ziehen, dann sind die Menschen gewiß nie größere Egoisten, als in solchen Augenblicken; trennt man aber jenen von diesem, so sind sie nie aufopfernder, selbstvergessener, als wenn sie lieben. Warum Gott, wenigstens für einen bestimmten Zeitpunkt, jedes menschliche Wesen dieser Raserei unterworfen hat, kann ich nicht begreifen, um so weniger wohl, da sie mich selbst nie so stark ergriffen hat, daß mir nicht ein ruhiger Standpunkt übrig geblieben wäre, von welchem aus es mir vergönnt war, mich selbst zu betrachten und gemüthlich zu lächeln, wenn ich mich jeden Morgen auf dem nämlichen Gange, jeden Augenblick auf dem nämlichen Gedanken, jede Nacht auf dem nämlichen Traume ertappte. Darum mußte ich aber nicht minder geben, denken und träumen, und hat nur den Vortheil, wenn es einer war, mit Bewußtsei zu rasen.

Graf Albrecht hat, nach den Erzählungen und B kenntnissen in seinem Tagebuche, nicht über sich gelächel vielmehr seine Lage als eine höchst wichtige, als da einzige Interesse seines Lebens angesehen. Susannen süße Befangenheit, die zurückgehaltene Schwermuth, Folge ihrer innersten, ihm unbewußten Vorsätze, machten sie ihm immer reizender, immer theurer. Wenn sie, von häuslichen Geschäften abgerufen, ihn manchmal allein in ihrem Zimmer ließ, wie schwelgte er dann in ihren Umgebungen, wie trunken ruhte sein Auge auf ihrem Schreibpulte, auf ihrem Arbeitstische, wie schwebte ihr Bild überall vor seiner Seele! Wenn er dann ihre Tritte vernahm, war es ihm, als würde es stille und stiller im Gemach, und der aufgeregten Phantasie schien das eigene Schweigen nur der Ruhe vergleichbar, die, dem Aufgang der Sonne vorausgehend, die Natur gleichsam vorbereitet auf das Erscheinen des prächtigen Taggestirns, bis es nun endlich hervortritt am Himmel und Alles um sich erleuchtet und erwärmt. Solche und ähnliche poetische Bilder erfüllten damals seine Seele; er hat sie auch gewiß in schöne Formen gekleidet, doch in unserm Manuskripte ist nichts davon zu finden. Die damals schon gedruckten Gedichte aber fand er eines Tages in der Hand der Geliebten und diese in jene vertieft. Der Prediger hatte ihr das Bändchen mitgetheilt, worin einige Sonette über Venedig standen. Er blieb, wiederum in ihren Anblick verloren, still in geringer Entfernung stehen und verglich seine gegenwärtige Stimmung mit der frühern, die ihn zu jenen Dichtungen begeistert hatte. Susanne war — damals, wie jezt — der Duft, der seine Seele erfüllte (wie er selbst sich etwas preciös ausdrückt). „Wie schön!“ sagte sie zu Albrecht, als sie ihn bemerkte. „Kennst Du diese Gedichte von N. N.? Ich lese zum ersten Male etwas von ihm; aber ich glaube, er könnte mein Liebling werden. Seit gestern Abend hat er mich ordentlich von der Arbeit abgehalten. Lebt er noch?“ — „Man zerbricht sich den Kopf darüber, wer es seyn mag,“ erwiderte Albrecht; „und wenn wir beide das ausfindig machen können, so erweisen wir den — er Salons einen großen Dienst. Aber zeige mir doch, was Dir besonders gefällt.“

Sie las ihm, in Folge dieser Bitte, mehrere Sonette vor, die er damals, in heißer Sehnsucht nach ihrem Schattenbilde, gedichtet hatte. Zum Dank für ihre Mühe küßte er ihr die Fingerspitzen und konnte sich kaum halten vor Lust, sie an sein Herz zu drücken. Doch diese Lust kam ihm oft und ward nur schlecht verhehlt. Susanne mußte es bald merken; ihre Furcht vor einer Störung in den seligen Tagen, die sie jezt verlebten,

ward daher immer lebendiger, sie selbst immer stiller und zurückhaltender. Auch konnte es, so wie es war, unmöglich lange bleiben. Albrechts Liebe war zu heiß, sein Umgang mit ihr zu ungestört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beschluß.)

Neues in der Literatur und auf der Bühne.

Es heißt, Tieck habe von unserm Kronprinzen die Aufforderung erhalten, nach Berlin zu kommen. Die Aufforderung mag ihre Richtigkeit haben, und es kann nicht anders als angenommen werden, daß ein so hochgebildeter und kunstliebender Prinz die Anwesenheit des großen Genius in der Hauptstadt Preußens, in der er das Licht der Welt erblickt, wünschen muß, sowohl zur Zierde der Stadt, als daß ihm dadurch der Zoll der Dankbarkeit, die das Vaterland ihm schuldig ist, gewissermaßen abgetragen erscheine; allein mit einer Aufforderung ist es heute nicht abgethan, und ehe nicht etwas Reelles geschieht, Tieck den Aufenthalt hier wünschenswerth zu machen, darf man wohl nicht auf sein Herkommen rechnen.

Unter den neuesten literarischen Erscheinungen, die hier publicirt sind, erregen und erregten nur zwei allgemeine Theilnahme, die beide aber, ihrem Entstehen nach, einer frühern Epoche angehören. Die von Varnhagen herausgegebenen Briefe seiner verstorbenen Gattin, einer Schwester des ihr vorausgegangenen Ludwig Robert, waren unter dem Titel Rahel bekanntlich nur als Handschrift für Freunde gedruckt, haben aber einen so merkwürdigen Succeß gehabt, und sind schon theilweise in Journalen abgedruckt und recensirt worden, daß sie mit allem Fug der Oeffentlichkeit angehören. Ihr ehrenwerther Herausgeber überläßt sie daher jezt ohne Einrede der Bahn, welche sie sich selbst gebrochen haben, und protestirt nicht gegen einen Nachdruck, von dem in Wien gesprochen wird. Die Briefe waren gewiß nicht für den Druck geschrieben; um desto wirksamer ist die Sprache einer geistreichen Frau, welche keine Rücksichten zu nehmen hatte, wenn sie unter Freunden über alle Erscheinungen des Lebens mit der Schärfe des Verstandes urtheilte, welchen ihr die Natur geschenkt. Wenn auch keine Werke, hat Frau von Varnhagen doch an Briefen und Aufsätzen so viel Manuskript hinterlassen, daß sie mehrere Bände, alle gewiß geistvollen Inhalts, füllen würden. Man darf erwarten, daß Varnhagen noch Mehreres davon seiner Zeit dem Publikum mittheilen wird. — Das andere Werk ist der Briefwechsel Goethes mit Zelter. Man hat, ehe er erschienen, so viel davon gesprochen, daß die Aufmerksamkeit wohl allzusehr dadurch rege geworden war. Man hatte gesagt, Goethe habe sich in keinen Briefen so gehen lassen, so gezeigt, wie er war, so seine derbe Herzensmeinung ausgesprochen, als in den Mittheilungen an seinen derben Herzensfreund Zelter; man wußte ferner, wie hoch Goethe selbst und jezt Zelters Erben, denen die Briefe vermacht worden, den literarisch kaufmännischen Werth derselben angeschlagen; also hoffte man etwas ganz Neues, Aufschlüsse über Goethes Charakter, neue Urtheile, recht Pikantes und vielleicht manche Scandala. Statt dessen findet man nun, daß Goethe auch gegen Zelter immer Goethe bleibt, und die Herzensergüsse einmal nicht vergessen lassen, welcher Mann der, der sie schrieb, war, und dann sich zumeist auf die Kompositionen des Musikers zu Goethes Gedichten beziehen. Zelter meldet Goethe'n Mancherlei von Berlin aus, und dabei fällt von hüben und drüben manch kurzes, strenges Urtheil ab, was wohl hie und da Lachen erregen wird und Verdruß daneben; aber so weit wir den Briefwechsel bis jezt kennen, so hätte man sich das allenfalls denken können, und das Außerordentliche ist noch zu erwarten. Nichtsdestoweniger bleibt der Briefwechsel eine interessante Publikation. Man wird nicht alterirt davon; man legt ihn aber auch nicht aus den Händen, wenn man sich einmal hineingelesen hat. Das ist der Zauber der Wahrheit, die nicht immer prägnant zu seyn braucht. Schade, daß Zelter außer Berlin nur in gewissen bestimmten Kreisen bekannt ist.

Die Theater wollen ihre Wirksamkeit erst anfangen, man hofft es wenigstens, wer überhaupt noch etwas vom Theater hofft. Auf dem Königsstädtischen ist die Oper auch in diesem, wie im vorigen Jahre, Alles, und es geschieht dafür in der That etwas. Das Personal ist ziemlich vollständig, und es fehlt nicht an Ausgezeichnetem. Lezthin haben die Gastvorstellungen der Heinefetter brillirt, einer Sängerin, welche sich indeß nicht gewinnen läßt. Man hat es für das königliche Theater versucht, ihre Forderungen jedoch so außerordentlich gefunden, daß man ohne Handel davon abstehen mußte. Dießmal hat das Publikum mitgespielt, welches zuweilen in so wichtigen Angelegenheiten, als das Theaterbudget, jezt seine Stimme mit abgibt. Man will nämlich behaupten, es habe, als die Heinefetter, nachdem ihre Forderungen bekannt geworden, zum ersten Mal aufgetreten, ein tiefes Schweigen beobachtet. Dieß habe die Sängerin dermaßen außer Fassung gebracht, daß sie den ganzen Abend nicht wieder hineingekommen und ohne Abschied das undankbare Berlin zu verlassen beschlossen habe. So erzählt man, und ich wiederhole, was erzählt wird. Die Sache ist zu wichtig, als daß ich auf's Gerathewohl das als Wahrheit geben sollte, was doch bis jezt nur Gerücht ist. Ob der Direktor dieser Bühne damit umgeht, auch das Schauspiel wieder auf erträglichen Fuß zu bringen, weiß ich nicht. Herr von Holtei, der durch seine Arbeiten wenigstens immer Leben hineingebracht hat und auch als Schauspieler günstig wirken würde, ist von seinen Gastreisen zurückgekehrt, noch verlautet aber nicht, daß er sich diesem Theater wieder näher angeschlossen hätte.

Ueber das königliche und Hoftheater gehen so wunderliche Gerüchte, daß ich sie erst ausklingen lassen will, ehe ich das Papier damit befrachte. Namentlich hat Raupachs Stellung zu demselben zum seltsamsten Gerede Anlaß gegeben. Mein nächster Brief wird Ihnen sagen, ob das Gerede der Rede werth ist. Vorläufig ist der Bauchredner aus Frankreich, Alexander, die beste Stütze desselben. Seine Talente und Verdienste sind überall bekannt, und auch hier wird ihm der verdiente Beifall. Sein Engagement würde ein Gewinn für die Bühne seyn, da er ganze Lustspiele nicht allein spielt, sondern auch macht. Wenn Raupach abginge, wäre wirklich Mangel an einem Dichter, wie ihn dieß Theater braucht, nämlich einen Dichter, der nicht mehr von den Schauspielern verlangt, als daß sie in seinen Rollen sich selbst spielen, und da könnte Alexander, der am besten weiß, was ein Schauspieler leisten kann, auch am besten aushelfen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. December 1833.

— Laß Geduld uns durch die Prüfung lernen,
Weil Leid der Liebe so geeignet ist,
Wie Träume, Seufzer, stille Wünsche, Thränen,
Der armen kranken Leidenschaft Gefolge.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Eines Abend war Graf Albrecht länger als gewöhnlich geblieben; Sophie und die Kinder waren zu Bette gegangen, sie selbst war aufgestanden, hatte wiederholt angedeutet, daß er sie verlassen möge; er konnte sich durchaus nicht zum Abschied entschließen. Da faßte sie Muth und sprach sanft, aber ernst: „Albrecht, Du darfst wahrlich nicht so lange und auch nicht so oft bei mir seyn; es ist nicht gut für uns beide.“ Seine Antwort war ein stummer Druck der Hand, sie aber fuhr fort: „Du hast unsere Lage gewiß noch nie ernsthaft ins Auge gefaßt; wir gehen keiner heitern Zukunft entgegen, Albrecht, und ich fürchte, die Freude des Wiederfindens wird eben so kurz seyn, als sie schön war.“ Er sah sie verwundert an und schwieg. „Lieber Vetter,“ sagte sie nach einer Pause, „ich kann nicht daran denken, je wieder zu meinem Vater zurückzukehren; er hat mich, fürchte ich, auf immer verstoßen. Deine Liebe und Güte kann in der Hauptsache nichts ändern, sie könnte vielleicht mein Verhältniß zu mehreren meiner Verwandten noch verschlimmern. Deßhalb, lieber Albrecht,“ setzte sie leise, mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „verlaß mich wieder und vergiß, daß Du mich je wiedergesehen hast.“ Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck diese Rede auf den überraschten Vetter machte; er war in der That wie vom Himmel, oder vielmehr aus seinem Himmel gefallen; doch bald machten seine Gefühle sich in Worten Luft. „Susanne! ich Dich verlassen, oder gar vergessen? Dich, nach der ich gesucht habe, wie nach der Perle meines Lebens! Zehn Familien und alle Rücksichten der Welt sollen mich nicht von Dir trennen, wenn Du mich liebst! und das thust Du, nicht wahr?“ — „Albrecht!“ sagte sie in einem Tone, der jeden möglichen Zweifel hob, obgleich er eigentlich hatte abweisend seyn sollen. Ob eine Umarmung darauf folgte, darüber läßt mich mein Manuscript in Ungewißheit; doch bald nachher war Susanne wieder gefaßt und zwang den Vetter, an seine Mutter zu denken. Nach schmerzlichem Sinnen sagte er: „Ja, Susanne, wenn ich wüßte, daß sie unversöhnlich wäre, so könnte ich fast wünschen, Dich nicht gefunden zu haben. Da aber dieß einmal geschehen ist, so kann auch sie kein Hinderniß mehr seyn; denn jezt ist mir die ganze Erde nichts, gar nichts ohne Dich; es gibt für mich keine Bande mehr, als die, welche mich an Dich fesseln, kein Glück, keine Pflicht mehr, als durch Dich und für Dich. Du kannst es nicht ahnen, wie fest Du in meiner Seele wohnst; ich habe nie ein anderes Wesen geliebt, als Dich, meine Gefühle sind glühend wie Feuer, und Du bist der einzige Gegenstand, auf den sie je gerichtet waren. Mit Dir möchte ich mich vor der ganzen Welt

verbergen, möchte nichts um uns sehen, als die Natur und Licht und Liebe." In Liebe aufgelöst und dennoch fest entschlossen, ihm nicht nachzugeben, erwiderte sie: „Geliebter Albrecht, Du malst da ein Leben, das Deiner gewiß nicht würdig wäre; denke an die Gaben, die Dir Gott verliehen hat, nicht um sie zu verträumen, sondern damit zu wuchern und zu wirken für eine Welt, der Du nützlich seyn kannst und wirst." — „Das ist es eben," fiel er ein, „was so viele Menschen zu Geschöpfen ohne Saft und Kraft macht, daß sie, anstatt ein Wesen recht zu beglücken, sich zersplittern, um Allen etwas zu seyn, und sich wohl gar am Ziele wähnen, wenn sie es mühsam dahin bringen, Keinem etwas zu werden, als eine mitgenießende, mitjammernde Kreatur. Und was ist es denn am Ende, was diese Menschen einen ehrenvollen Wirkungskreis nennen? Mich preisen sie glücklich, weil ich so frühe schon das hohe Ziel erreicht habe, und worin besteht es, wenn man es nun in der Nähe betrachtet? Höchstens in der Ehre, ein paar armen Schelmen an den Galgen zu verhelfen, oder einem armen Bauern zu beweisen, daß er die oder die Steuer schuldig ist, die er unmöglich erschwingen kann, eine Huldigung am Altar der hochweisen Staatsökonomie, die unvermeidlich zu Revolutionen führt und dadurch das unbestrittene Recht begründet, neue Galgen zu errichten, wodurch wiederum dem unseligen Uebel der Uebervölkerung ein wenig abgeholfen wird. — Und ein Glied dieser schönen Kette zu seyn, das sollte ich für das Ziel meines Erdenlebens erkennen? Nein, dahin trachtet mein Ehrgeiz nicht. Das schlichte Mahl, das Du mir im Schatten unsrer Linde reichst, das ist das Einzige, was ich für mich begehre, wenn ich es nur mit dem Bewußtseyn genießen kann, Dir, ganz Dir und Deinen Kindern zu leben. Wollen andere Menschen sich feindlich zwischen uns drängen, laß uns ihnen entsagen; folge mir!" — „Ich folge Dir nicht," unterbrach sie ihn fest, „wenn Deine Mutter nicht in unsern Bund willigt. Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser, und ich — muß bei meinem Worte bleiben; in durchwachten Nächten, in heißen Gebeten hab' ich mir diesen Muth errungen. Was uns nach solchen Momenten als das Beste erscheint, das ist es, und davon sollten wir nie abweichen."

Das Resultat dieses Gesprächs war Graf Albrechts Entschluß, seine Mutter zu sehen und zu sprechen. Jezt kam ihm daher die bald darauf eintreffende Post nicht mehr ungelegen, die des Ministers Befehl überbrachte: er habe sich unmittelbar nach der Residenz zurück zu verfügen, da vor der Hand in Barnau nichts Dringendes mehr vorzunehmen sey. Er drückte die Geliebte an die Brust, schwur — troz ihrem wehmüthig verweisenden Kopfschütteln — bald wieder bei ihr zu seyn, und eilte mit einer Ungeduld von ihr, als gälte es noch, sie aufzusuchen. — In der Residenz fand es Alles beim Alten: N.N. ward gelesen, die Schauspielerinnen wurden bekrittelt, und über Politik ward nicht disputirt, sondern, weil alle Welt derselben Meinung war, nur geschwazt; denn in der vornehmen Welt wird darüber vom Aufgang bis zum Niedergang nur Eine Stimme vernommen, indem der einzelne Kluge, der eine eigene Meinung hat, sie entweder zu verbergen, oder doch gefällig zu accommodiren versteht. Albrecht nahm jezt die erste einsame Stunde wahr, um der Mutter Gefühle für Susanne zu erforschen. Anfangs suchte sie den Gegenstand zu vermeiden; als er ihr aber geradezu erklärte, er wünsche gar sehr, denselben einmal mit ihr zu besprechen, weigerte sie sich länger nicht, bemühte sich, ihm ihre Flucht aus dem elterlichen Hause, freilich von einer Ansicht ausgehend, die der seinigen schroff entgegengesezt war, als einen albernen Romanenstreich darzustellen, der sie des Resultates wegen auf immer der Anerkennung ihrer Verwandten unwürdig gemacht habe, ward noch jezt höchst aufgebracht, so oft sie daran dachte, daß ihre Nichte, ihrer leiblichen Schwester Tochter, sich mit einem Manne ohne Namen und Stand verheirathet habe, sprach nur mit Bitterkeit von dem Undankbaren, der, von ihrem Schwager mit Wohlthaten überhäuft, sich nicht der Niederträchtigkeit geschämt habe, ihm sein eigenes Kind zu entführen, schien es als ein wahres Unglück anzusehen, daß aus dieser unseligen Ehe Kinder vorhanden waren, und wußte sich gar nicht zu trösten über die Existenz dieser unglücklichen Geschöpfe ohne Namen und ohne Blut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde von Chippewa ist ein englisches Gasthaus so gebaut, daß aus den Fenstern des Saales das erstaunliche Phänomen in seiner ganzen Größe und Pracht ins Auge gefaßt werden kann. Der Boden bebt, das Gebäude zittert, und einen 600 Klafter breiten Strom sieht man, in weißen Staub aufgelöst, mit unbeschreiblichem Donnerkrachen von einer 160 Fuß hohen Felsenwand herabstürzen. Vergebens würde ich einen Anblick zu schildern suchen, der sich kaum denken läßt. Erst nach einer vollen Stunde gedankenvollen Anschauens wurde es mir wieder möglich, andere Gegenstände zu bemerken. Der Saal hatte sich mit Menschen gefüllt, die an nichts weniger dachten, als ans Fenster zu treten. Ich blickte aus meinem Fenster rechts und links: überall ragten aus den Fenstern Stiefeln und Schuhe heraus, deren Eigenthümer rückwärts auf den Stühlen lagen und kommerzielle Angelegenheiten oder Wahlen verhandelten. Unter den Gästen befand sich ein Irländer, man nannte ihn

Jack Hond, der alle großen Wasserfälle bereist und daselbst seine Spring- und Schwimmkunst produzirt.

Man ließ sich wieder auf die amerikanische Seite übersetzen, weil von da eine Brücke mit verwegener Kunst auf den Felsen hinüber geführt ist, der den Wasserfall in zwei Theile spaltet und eine geräumige Insel bildet, auf welcher ein kleines Wirthshaus steht, auch das Eigenthum eines Engländers. Vom Rand dieser Insel ist in den Felsen eine Stiege gehauen, die in den Abgrund hinunter führt. Da nun der Strom durch die Gewalt des Andranges in einem großen Bogen nach vorne stürzt, so gelangt man auf dieser Treppe unter den Fall in das Flußbett. Unwillkührlich umgeben einen hier Hesiods und Virgils Bilder des Tartarus, aber nur ihre Kunst dürfte den Versuch wagen, die Scene mit Worten zu malen. Die lezten Stufen sind etwas schwierig zu überschreiten, aber dann steht man ganz sicher unter einem herabstürzenden Meere und befindet sich nur in einem gelinden Regen, etwa wie im Tropfbad. Hier, wer wird es glauben? hier sah ich Leute, die gar nichts zu empfinden schienen. Zwei Gentlemen, die mir zunächst standen, schrien einander in die Ohren; ich strengte mein Gehörorgan aufs Aeußerste an, in der Hoffnung, etwas Interessantes zu erlauschen, und vernahm die Worte: „für zehntausend Dollars assekurirt;“ mehr konnte ich nicht hören, und es war auch genug.

Wer außer dem Handel für irgend etwas Sinn hat, muß an diesem Orte wenigstens die ganze Ohnmacht des Menschen fühlen. Um so verwegener erschien das Kunststück des erwähnten Irländers. Der Abgrund mußte dem Luftspringer nicht tief genug seyn; er hatte auf der Insel ein Gerüst aufschlagen lassen, damit er noch fünfzig Schuh höher hinaufklettern könne. Während er hinaufklimmte, sezte sich sein treuer Bär, der so zahm war wie ein Hund, ruhig unter das Gerüst und verwandte kein Auge von seinem Herrn. Der Irländer begrüßte von oben die Gesellschaft nach allen Seiten, forderte sie auf, eine Kleinigkeit für ihn zusammenzuschießen, und stürzte sich in die Fluth. Als der fallende Körper den Wassersturz erreicht hatte, sprang der Bär hastig nach, und in Zeit von einer halben Stunde kamen Mann und Bär ganz wohlbehalten, langsam und gleichgültig wieder über die Brücke den Felsen herauf spazirt, sezten sich an einen Tisch und ließen sich's recht gut schmecken. Dieser ächte Salto mortale, der seines Gleichen nicht hat, wurde von Jack im Laufe dieses Sommers noch oft wiederholt; doch eines Tages sprang er zweimal hintereinander, ohne abzuwarten, bis das Brettchen oben am Gerüste, auf welchem er stand, völlig abgetrocknet war, er glitschte aus, und noch im Fall hörte man ihn rufen: Ich komme nicht mehr. Er hielt leider Wort, und sein gutes Thier, das nie versäumte, ihm nachzuspringen, kam auch nicht mehr zum Vorschein.

Vom Niagara reiste ich nach Buffalo, wo die Ar gonauten eben auch in einem bedauernswürdigen Zustar ankamen. Erschöpft an Kraft und Muth, waren sie a vorhergehenden Abend bis an die lezte Schleuse gekor men; weil aber diese des Nachts nicht mehr geöffr wird, so mußten sie da kurz vor dem Ziel, wo ihre Le den enden, oder wenigstens sich ändern sollten, übernac ten; umsonst baten sie, eingelassen zu werden, un wollten gerne zu Fuß nach Buffalo gehen; es ist einma so die Regel: was in Albany für Buffalo verpackt wird, das muß in Buffalo und darf nicht eher ausgeladen werden. Das mag recht gut für Waare seyn, aber für Menschen ist es nicht ganz so, wie der Erfolg gezeigt hat; denn von den hundert siebzig Menschen, die das Schiff bestiegen, waren acht unterwegs gestorben, und ein- und-zwanzig starben auf dem Schiff in dieser lezten schrecklichen Nacht. Als die Ueberlebenden nach Buffalo kamen, wollte man sie wieder nicht aussteigen lassen, weil man meinte, es sey eine ansteckende Krankheit unter ihnen ausgebrochen; doch endlich war man so barmherzig, ihnen die Landung zu gestatten; sie mußten sich aber abseits der Stadt gegen den Wald zu ziehen, wo ihnen ein Lagerplatz zur Quarantaine angewiesen wurde.

Von hier aus setzen die Ansiedler ihre Reise auf dem Eriesee weiter fort und zerstreuen sich sodann in den westlichen Ländern. Ihr ferneres Schicksal läßt sich aus den bisherigen Andeutungen abnehmen. Die Masse wurde wie mit der Fluth nach Westen gedrängt, Manche aber werden wie von der Ebbe nach Osten zurückgeworfen, und zu diesen Wenigen gehörten jene Hungergestalten, die wir auf den Werften zu Newyork gleich bei unserer Ankunft erblickten.

Buffalo ist eine wirre Zusammenhäufung unansehnlicher, garstiger hölzerner Häuser und Hütten auf einem ungepflasterten Grunde; man schleppt sich meistens in tiefem Koth durch die Straßen. Der Raum, den man von der Straße aus betritt, ist zugleich Küche und Vorhaus, und die Thüre ist meistens mit einem Baum verlegt, der durch das ganze Gemach reicht und mit dem äußersten Ende auf dem Kamin liegt und brennt; er wird nach Erforderniß nachgeschoben, um die Mühe des Holzspaltens zu ersparen. Dabei steht ein Topf mit Wasser, um den Thee zu bereiten; alle sonstigen Bestandtheile der Mahlzeit sind kalt, gesalzen oder geräuchert. Mit solch kunstloser Küche begnügen sich die stumpfen Bewohner dieser Stadt, unter welchen jedoch eine große kommerzielle Regsamkeit herrscht; denn Buffalo ist das Hauptentrepot, der wahre Centralpunkt des innern Tausch- und Pelzhandels; hier überzeugt man sich vollends von der Unmöglichkeit, landwirthschaftliche Produkte in Geld umzusetzen; man sieht fast gar keines mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Musikalische Leiden und Freuden.

Bei der Musik machen wir die strengsten Forderungen, besonders wo sie als Kunst der Meister auftritt. Man bedenke aber auch, daß das Annähernde bei ihr gerade das Widrigste ist. Lieber singt uns Einer um eine Terze zu tief oder zu hoch, als um einen Viertelston, und wir verzeihen leichter ein Versehen von einem ganzen Takt, als von einer Sechzehntelsnote. Man behauptet, die Musik mildere den Sinn; im Ganzen zugegeben; im Einzelnen macht sie uns reizbarer, wir fühlen alle Uebelstände in ihr und im Leben stärker, und ein Mißton erregt leicht das stärkste Unbehagen, wo nicht gar einen lauten Grimm. Namentlich hat es unsere Zeit auf sich, daß sich die Lichtseiten des musikalischen Genusses gewöhnlich an starken Schattenparthien abheben. Wenn aber bei einem etwas rigorösen Musikfreunde sich Vieles wie Tadel ausnimmt, so bedenke man, daß das Lob, wenn man nicht die gangbare Terminologie, die Allerweltsphrasen ausbringen will, viel weniger Worte hat, als der Tadel. Treffen ist nur Eines, Fehlen ist Legion; das Centrum ist ein Punkt, die übrige Scheibe ist eine Fläche. Doch zur Sache.

Die Nase ist der vorderste Sinn, der also zuerst in den Opern- und Konzertsaal tritt, und er ist erfreut, wenn er die Beleuchtung nicht riecht. Ungereinigtes Lampenöl ist ihm die erste und ärgste Dissonanz. Fatal, wenn sich durch die Harmonienfolge stets dieser störende Nasalton hindurchzieht. In meiner Jugend begann mir der Konzertgenuß mit dem A, nämlich mit dem des ersten Klarinetisten, nach welchem der erste Violinist sein Instrument stimmte, dann von Mann zu Mann ging und so die Bogeninstrumente ins reinste Einvernehmen setzen ließ. Die willkührliche Art, mit welcher zwischen ein ärgerliches Präludiren hinein diese gesetzmäßige Uebereinstimmung von jedem Geiger beliebig besorgt wird, bringt nur eine mangelhafte Annäherung an die Reinheit, eine oberflächliche Scheinkonsonanz zuwege. Ich bin gewiß, daß bei genauer Abhör die wenigsten Instrumente der meisten Orchester in die rechte Temperatur gestimmt erfunden werden würden. Die höchste Blüthe auch dieser Kunst entsteht aber nur durch die reinste Uebereinstimmung sämmtlicher Organe. —

Die Symphonie beginnt. Sie ist von Haydn. Man ist darüber einig, daß das wahre Schöne, das Klassische, ewig, unsterblich sey. Nur eine gewisse Parthei unserer Zeit möchte gern, daß auch das Wahre, Gute und Schöne einen Zeitverlauf, ein Leben habe, und nach einigen Jahrzehnten oder nach einem Jahrhundert andern Vorzüglichkeiten, zeitgemäßern Virtuositäten den Platz räumen müsse. So hörten wir bei einer vortrefflichen Symphonie vom Abt Vogler von „Zopf" reden, worunter musikalische Neologen starren Schulpedantismus verstehen. Diese falsche Neuheits- und Ausbildungssucht erzeugt Werke, die nur eine geschmacklose Zeit Kunstwerke nennen kann. Wo einmal ein Höchstes, Vollendetstes in seiner Kunstart erreicht ist, da sollte man nicht mehr verlangen, und jeder Künstler sich nur bemühen, diese reine Kunsthöhe des ältern zu erreichen, sein Eigenes in dieser gelungensten Form auszuprägen. Haydns Symphonien sind ein solches Vollendetes, und deßhalb wäre zu wünschen, daß jedes Jahr vier bis sechs derselben zu einer solchen Aufführung kämen, wie sie unser Orchester zu leisten vermag. Von Mozarts freierer Form mag dasselbe gelten. Das Meiste, was wir hören, ist moderne Musik, das Seltenste eine ganz alte. Die häufigsten Leistungen sind Virtuosenkonzerte oder konzertmäßige kleinere Kombinationen, z. B. Variationen, Quodlibets, Potpourris ꝛc., die sparsamsten sind Chöre, vier- und mehrstimmige Gesänge. Die Virtuosen freuen sich ihrer Kunst und wollen das Publikum erfreuen. Sie haben, wie man sagen möchte, stets geladen. Instituts- und andere Rücksichten fordern, daß man den Notabilitäten unter ihnen den Vortritt zur wohlverdienten Beifallsernte lasse, den jüngern, anstrebenden Talenten aber Gelegenheit schaffe, aufmunternde Anerkennung zu finden. Ein Sängerchor ist aber schwerer in Bewegung zu setzen und zur Erlangung der erwünschten reinen Harmonie zu bringen. So geschieht es, daß wir höchst selten ein recht altes, vielstimmiges Gesangwerk, desto mehr aber neueste Virtuositäten auf allen Instrumenten vernehmen.

Ich kann über die Instrumental-Virtuosen unserer Tage eine allgemeine Bemerkung nicht zurückhalten. Jeder Mensch, dem es mit seiner Bildung — ich meine die bis ans Lebensende fortgehende — Ernst ist, der muß je eher je lieber den mäßigenden Gegensatz seines Naturells, Hanges, seiner animalisch-geistig-sittlichen Neigungen und Eigenheiten zu gewinnen und festzuhalten suchen. Wer seiner Natur in gerader, fortstrebender Richtung folgt, der wird kein bedeutender Mensch. Noch mehr als der Mensch muß dieß der Dichter, der Künstler sich angewöhnen. Mancher brausende Geist hat sich, wie Goethe, durch Studium, genaues Anschauen, gründlichstes Erforschen, durch die Gesetze der Schönheit, des Geschmacks, durch Alt- und Neu-Klassisches gebändigt. Der trübsinnigere Schiller hat seine zur Krankheit neigende Subjektivität durch anhaltende Beschäftigung mit großen Objektivitäten ausgeweitet und erhoben. Wie ist von den alten Philosophen, Geschichtschreibern, Dichtern und Künstlern der überschwängliche Reichthum ihres Lebensstoffes durch die strengste Gesetzmäßigkeit, durch die großartigsten Typen des Geschmacks und der Gesinnung auf das Erfreulichste zusammengehalten worden! Ueberall treffen wir auf eine Bändigung der natürlichen Triebe durch ihren Gegensatz. Die Meisten unserer Denker, Dichter, Künstler und Virtuosen glauben aber, als Söhne ihrer Zeit, die im Ganzen in ihre momentanen Neigungen und Anwandlungen verliebt ist, nichts Besseres thun zu können, als ihrer eigenthümlichen, angebornen und anerzogenen Neigung zu folgen; sie thun sich etwas darauf zu gut, nach ihres Herzens Wunsch sich auszubilden und der Welt ihr werthes Ich dichtend, tondichtend und spielend zu genießen zu geben. Die Virtuosen also folgen ihrem Hang, die materielle Virtuosität, wie sie unsere, die Strapatzen schätzende und Waghalserei anstaunende Zeit zu wünschen, zu verlangen scheint, bei weitem mehr auszubilden, als die ideale. So begegnen uns denn immer: sinnliche Gewalt, ungemeine Fertigkeit, Künstlichkeit, und wir lechzen vergebens nach Gemüthlichkeit, Anmuth, Beseelung des einzelnen Tones, der Tonglieder bis ins Tiefste, nach einem großartig innigen Vortrag. Nur hie und da läßt der Meister so eine schöne Stelle durchblicken, mehr um uns zu zeigen, was er geben könnte, als um uns wirklich damit zu beglücken. Das Uebrige ist eine materielle Gewandtheit, möglichst viele Noten in den kleinstmöglichen Zeitraum zusammenzudrängen. Wenn doch die Virtuosen ahnen könnten, wie oft ihre höchsten Künstlichkeiten, Passagen, die sie für den Triumph ihrer Fertigkeit, für die Blüthe ihrer Kunstbildung halten, an ganzen Auditorien ungehört vorüberrauschen, weil sie durch vorhergehende Künstlichkeiten schon gesättigt sind; während eine einfache Stelle, worin sich die Seele des Tondichters und Virtuosen begegnen, alle Gemüther ergreift, und ein wohlberechneter Wechsel solcher Stellen mit jenen künstlichen alle Sinne wach erhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. December 1833.

Was sagt Ihr von Kent? —
Nichts als dieß: es ist bona terra, mala gens.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Mit der größten Beharrlichkeit verfolgte ich meine ökonomische Expedition in den westlichen Staaten, aber das Resultat meiner mühsamen Forschungen blieb sich überall ziemlich gleich, und läßt sich im Allgemeinen aus den vorhergehenden Berichten entnehmen. Ein bemerkenswerther Fall ist mir jedoch noch vorgekommen, der die Aufmerksamkeit derjenigen verdient, die Spekulationen auf Güter in Nordamerika beabsichtigen. Die Anstrengungen einer so beschwerlichen sechsmonatlichen Reise hatten meine Gesundheit angegriffen, zu deren Herstellung ich zu Frankfurt in Kentucki verweilte. Darüber brach der Winter ein, der mich nöthigte, die bessere Jahreszeit abzuwarten. In meinem Kosthaus traf ich mit einem jungen Hannoveraner zusammen, dessen Familie ich wohl kannte. Der Hannoveraner war als ein zwölfjähriger Knabe mit seinem Vater nach Amerika gekommen, der Vater hatte ein ansehnliches Vermögen dahin gebracht und Ländereien vom Staate gekauft, und zwar noch in der schönsten, fruchtbarsten und ganz kultivirten Gegend, nämlich in Pensylvanien am Delaware, da wo der Fluß diesen Staat von Newyersey scheidet. Mit vielen Kosten schuf er sich hier einen reizenden Landsitz nach europäischer Art, seine schönen Wirthschaftsgebäude waren eine Zierde der ganzen Gegend, und hätten auch verdient, ein Muster zu seyn. Es gelang ihm, was noch wenigen andern gelungen ist, seinen Wald auf einen Ertrag zu bringen; freilich gehörte er zu den seltenen Kolonisten, die mit einem so großen Vermögen dahin kommen, daß sie viele Jahre ihre Unabhängigkeit behaupten können, ohne in Mangel zu gerathen, wogegen die Meisten, ja fast Alle, in beschränktern Umständen sich zu solchen Unternehmungen entschließen. Der alte Hannoveraner holte sich Arbeiter aus den nächsten Hafenplätzen, aber nicht etwa übermüthige Ankömmlinge, sondern solche, die aus dem Innern wieder zurückgekommen waren. Durch diese ließ er Bauholz zimmern, welches er auf dem Delaware nach Philadelphia schaffte und daselbst auf einem gemietheten Platz aufschichtete. Fünf Jahre lang verkaufte er gar nichts, weil er seine Preise Anfangs fest hielt, wogegen die Andern mit ihren Preisen bedeutend herunter gingen. Um sie noch mehr zu drücken, ging er dem sinkenden Preis immer etwas näher. Diese und andere Mittel ermüdeten endlich seine Gegner, und im sechsten Jahre kam sein Holzhandel in Aufnahme. Es war die höchste Zeit, denn er hätte es kaum mehr länger ausgehalten. Nach und nach gewann sein Geschäft eine solche Ausdehnung, daß er zu der Klasse der Hochverehrlichen gezählt wurde, und weil er seinen nunmehr

vier-und-zwanzigjährigen Sohn als Theilnehmer des Geschäfts angenommen und zu seinem einzigen Erben erklärt hatte, so wurde der junge Mann eine gesuchte Parthie, und eben befand er sich in Heirathsangelegenheiten hier. Die Hochzeit sollte beim nächsten Independenzfeste zu Washington Statt finden; einstweilen reiste der junge Mann wieder nach Hause, und ich mußte ihm versprechen, ihn und seinen Vater, so bald es Gesundheit und Witterung gestatten würden, zu besuchen.

Dieser Einladung entsprach ich, da ich im nächsten Mai nach Milford kam. Eine Stunde von diesem Städtchen abwärts, am Delaware, bilden die Berge am rechten Ufer ein allerliebstes Thal, welches noch von einem kleinen Flüßchen bewässert wird, das sich aus der hintern perspektivischen Schlucht herauswindet und hier in den Strom fällt. An diesem für kleine Fahrzeuge schiffbaren Bache liegen die schönen Wirthschaftsgebäude des Hannoveraners in einem großen regelmäßigen Vierecke beisammen, umgeben von einem, zierlich mit Pfeilern und Staketen eingefaßten, geschmackvoll angelegten Park, den ein abgeleiteter Arm des Baches mit seinen klaren Wellen in malerischen, künstlichen Krümmungen durchrauscht. Dieses reizende Landgut fand ich verödet, keine Seele war da zu sehen, und die Gebäude waren mehrere Klafter weit durchgebrochen. In ziemlicher Entfernung gewahrte man ein anderes Wohnhaus; dorthin beschloß ich zu gehen und über dieses sonderbare Verhältniß Aufklärung zu holen. Nach einer Stunde erreichte ich das Haus, welches ganz hübsch und gut gebaut war; allein man hatte es seiner ganzen Länge nach um ein Klafter schmäler gemacht, mithin die ganze vordere Mauer abgebrochen, den Schutt weggeräumt und dem weitern Einsturz der Ruine durch Sprießen und Stützen Einhalt gethan. Eine Meile von da abwärts am Delaware ist ein Landungsplatz, wo eines der früher erwähnten Kaufhäuser steht. Hier legen die Dampfboote an, setzen Reisende ab oder nehmen andere auf; dahin begab ich mich, um eine Gelegenheit abzuwarten, die mich wieder nach Milford brächte. Es hatten sich schon mehrere sehr verehrliche Leute in der nämlichen Absicht da gesammelt, die sich die Zeit mit Branntweintrinken vertrieben. Mit vieler Mühe erfuhr ich von diesen einsylbigen Herrn, daß der Hannoveraner vor vierzehn Tagen in Philadelphia gestorben sey, daß sein Sohn sich daselbst wegen eines Prozesses aufhalte und daß jene Verwüstungen von der Korporation herrühren. Was diese Korporation für ein Gespenst sey, das wollte Niemand sagen, mit ehrerbietiger Scheu wurde der gefürchtete Name ausgesprochen, ein Schauer befiel die Glieder der Anwesenden, und die Gläser mußten neuerdings gefüllt werden.

Als ich nach Milford zurückkam, suchte ich den Advokaten des Hannoveraners auf, dessen Adresse ich in Frankfurt bekommen hatte. Der Advokat war aber in Philadelphia, sich mit seinem Klienten zu besprechen, und ich mußte mich noch ein paar Tage gedulden. Man denke sich nun die Lage eines Fremden in einem kleinen, langweiligen, garstigen, von Sümpfen umgebenen Landstädtchen, dessen Bewohner lauter anspruchsvolle Schöngeister sind, meistens Buchdrucker und Landzeitungsfabrikanten, die ihre ganze Gelehrsamkeit im Gesetzbuch, und ihren Witz in der Bibel holen. Ihre Milizübungen nennen sie olympische Spiele, und daher rechnen sie die Jahre nach Milforder Olympiaden, um sich von den Wilden in Canada zu unterscheiden, die nach dem gefallenen Schnee rechnen; sie behaupten, ihr morastiges Nest sey der moderne Parnassus, der die neue Welt erleuchtet habe und tausendfach den alten überstrahle; insbesondere aber behaupten sie, die Wiege aller Jurisprudenz zu seyn, daher sie auch die Fremden, die zufällig dahin kommen, nöthigen, einer Sitzung ihres Gerichtshofes beizuwohnen. Man halte sie deßhalb ja nicht für die Abderiten von Amerika, das sind sie ganz und gar nicht, sie sind nur etwas redseliger und zuvorkommender gegen Fremde, ihre Gasconnaden aber sind rein nationell, ihr Gerichtshof ist wie jeder in der Union, und der Richter selbst nicht einmal ein Bürger der Stadt, sondern ein Advokat aus Philadelphia.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Die lezte Aeußerung hätte dem armen Albrecht unter andern Verhältnissen gewiß ein Lächeln abgezwungen, durch den gar zu auffallenden Kontrast mit den blühenden Wangen und dem durchaus ehrenvollen und glücklichen Daseyn der Kleinen. Allein die Sache dieser Kinder lag ihm zu nahe, und da die Mutter eben schwieg und ihn fragend ansah, sagte er mit gewaltsam erzwungener Ruhe: „Ja, es ist ein großes Unglück für die Familie; ich sehe wirklich nur eine einzige Hoffnung für die arme Susanne, und das ist der Tod ihres ersten Mannes und die Verbindung mit einem Andern, der sie in die Gesellschaft zurückführen könnte, aus welcher jener sie gerissen hat.“ — „Wer sollte wohl der Mann seyn,“ erwiderte die Mutter, „der unsern Ansprüchen genügte und zugleich einen solchen Mangel an Ehrgefühl hätte, der Nachfolger eines Kandidaten der Theologie seyn zu wollen?“ — „Man kann nicht wissen,“ sagte Albrecht mit gezwungenem Lächeln; „Susanne war sehr schön; ich zum Beispiel nehme sie gleich, wenn sie mich will.“

Durch diesen unzeitigen Scherz gereizt, sah die Mutter ihn scharf an und sagte: „Du hast überhaupt wohl neuerlich

viel Geschmack für die Theologie bekommen.“ — „Wie so?“ fragte er, und das Blut schoß ihm ins Gesicht. „O, lassen wir Das lieber unerörtert!“ sagte sie ausweichend; „doch sage Du mir, liegt Deinerseits irgend eine Absicht in diesem Gespräche, das Du offenbar gesucht und angefangen hast?“ — „Die Absicht, Mutter, Dein Herz zu erweichen für die Gespielin meiner Jugend,“ erwiderte Albrecht. „Man hat mir gesagt, ihr Vater habe sie zwingen wollen, den Major Berg zu heirathen, sie sey nur aus Angst vor dieser Heirath entflohen. Du mußt gestehen, daß ein solcher Umstand ihr Benehmen sehr entschuldigen würde.“ Die Gräfin sah wieder beruhigt aus, als sie fragte: „Wer hat Dir das Mährchen aufgebunden? Berg wäre der Mann, den mein Schwager seiner Tochter aufdringen wollte? Er ist ja nicht von Familie, hat nicht einmal Vermögen; nein, glaube mir, an der Sache ist nichts.“ — „Wenn es aber doch so wäre, würdest Du dann Susanne nicht entschuldigen können?“ — „Nie, denn sie hat sich weggeworfen und allen Ansprüchen auf die Anerkennung ihrer Familie für immer entsagt.“

Albrecht verstummte und zitterte. Endlich sagte er entschlossen: „Mutter! wenn Du die Wahl hättest, Deinen Sohn ewig unglücklich, oder mit Susanne vermählt zu sehen, was würdest Du wählen?“ Die Gräfin sah ihm wieder scharf ins Auge, noch schärfer als zuvor; nach langer Pause sagte sie: „Ich hoffe zu Gott, Albrecht, Du sprichst ohne Beziehung!“ Er schwieg und es folgte wieder eine lange, peinliche Pause. Endlich fuhr sie fort: „Wenn Du in einem hitzigen Fieber Gift begehrtest, so würde ich es Dir verweigern; eben so wenig würde ich in diesem Falle je zugeben, was Dich nie glücklich machen könnte.“ Sie hatte bei diesen Worten die Augen niedergeschlagen; als sie den Sohn wieder ansah, war dessen ganze Miene verändert, und scherzend sagte er: „Damit müßte ich mich denn freilich beruhigen, wenn ich wirklich eine solche Frage thäte, und kann es um so leichter heute.“

Diesen Ton wieder anzustimmen, hatte er seine ganze Kraft zusammengenommen; denn er fühlte tief, jezt sey nicht der Augenblick, die Wahrheit ahnen zu lassen, und hoffte deren Aufdämmern in der Seele seiner Mutter durch ein sorgloses Betragen wieder verwischen zu können. In starker Gemüthsbewegung ging er auf sein Zimmer; unter den tausend Planen, die er hier durchdachte, der Mutter Herz zu erweichen, kam er auch auf einen Gedanken, dem er, gegen seinen bessern Willen, immer wieder nachhängen mußte; er wollte ihr nicht geradezu sagen, aber doch andeuten, Susanne sey bereits die Seinige, und ihre Liebe werde wohl nicht ohne Folgen bleiben; dadurch dachte er der Mutter Moralität mit ihrem Stolze in einen Kampf zu bringen, in welchem die erstere ohne Zweifel siegen würde. Aber sollte er sich zur Lüge erniedrigen, um, wenn auch nur auf einen Augenblick, Zweifel zu erregen gegen die reine Seele seiner Geliebten? Zu dieser Ansicht gelangt, warf er jenen Gedanken von sich, wie eine Schlange.

So hatte er einige Tage in Furcht und Zweifel zugebracht, als ein Donnerschlag aus blauem Himmel seine Familie aus ihrer gemächlichen Ruhe aufschreckte. Man war, wie gewöhnlich Abends, am Theetisch versammelt; Albrecht in nicht zu verbergender Schwermuth, Gräfin Amalie auf der, dem Leser schon bekannten, chaise longue, aber dießmal ohne Anbeter. Die alte Gräfin sah träumerisch auf ihren Sohn und ein paar junge Herren lasen die Zeitungen; da trat ein Neffe des Kriegsministers in den Salon, der nach kurzem, unbehaglichen Stillschweigen seinem Freunde Albrecht winkte, ihm in das anstoßende Kabinet zu folgen, und dort mit zitternder Stimme zu ihm sagte: „Albrecht, mein Onkel schickt mich zu Dir mit dem peinlichsten Auftrage.“ — Albrecht schwieg gespannt. — „Ich soll Dich bitten, Deiner Mutter die Nachricht mitzutheilen, daß Dein Onkel, der General ***, in Folge einer schweren Anklage, jezt eben verhaftet wird. Die Sache wird unfehlbar binnen einer Stunde bekannt seyn; daher ist keine Zeit zu verlieren.“ — Albrecht bebten die Lippen, als er, unterbrechend, fragte: „Worauf geht die Anklage?“ — „Auf Unterschlagung einer Kasse,“ war die halblaute Antwort. „Ha!“ rief Albrecht, und schlug sich gegen die Stirne, und Susanne, Susanne! rief es in seinem zerrissenen Herzen. Da trat seine Mutter in die Thüre; der junge Mann verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ das Kabinet. Was blieb Albrecht übrig, als sich sogleich des schrecklichen Auftrags zu entledigen? Er that dieß mit aller nur möglichen Schonung. Die Gräfin war Anfangs einer Ohnmacht nahe, faßte sich aber bald und bat ihren Sohn, augenblicklich zum Minister zu gehen, um die nähern Umstände zu erforschen. Hier erfuhr Albrecht, daß vor ein paar Stunden der Major Berg, nach vorhergegangener förmlicher Anmeldung, in exaltirter Stimmung und dem Anschein nach von Wein erhizt, vor dem Minister erschienen sey und in Gegenwart zweier Zeugen deponirt habe: vor zwölf Jahren sey eine königlich .....sche Regimentskasse durch den General *** unterschlagen und den damals feindlichen ——en überliefert worden; er, der Major, habe als Adjudant des Generals die Sache zwar bald erfahren, allein aus Schonung gegen seinen Vorgesezten sich nicht entschließen können, sie anzugeben, bis stets wachsende Gewissensbisse ihn endlich vermocht hätten, das Schweigen zu brechen. — Leider lag in der Sache selbst nichts Unwahrscheinliches; der General war nicht nur ein geborner, sondern auch notorisch ein sehr eifriger ——er, und daß die Kasse seines Regiments in dem

genannten Jahre verloren gegangen und angeblich vom Feinde genommen worden, das war dem Minister selbst sehr wohl erinnerlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

(Fortsetzung.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Auch die Mehrzahl der Tondichter folgt diesem Hange der Selbstheit. Wie haben die alten Komponisten die höhern Eingebungen, die Fülle der Melodie und Harmonie den Schönheitsregeln, dem Gesetz haushälterischer Sparsamkeit getreu dargelegt! Wie wenig Ueberdrang bei Händel und Bach, bei Gluck, Graun, und selbst noch bei Haydn und Mozart! Wohin ist schon Beethoven mit seinem Hange zur Extravaganz in vielen seiner Werke gekommen? Viele der Neuern glauben auf den Schultern jener Männer zu stehen, sie zu überbieten, und wir möchten fragen, ob sie ihnen das Trinkwasser reichen oder ihnen die Schuhriemen auflösen können?

So wenig eine Folge von Redefiguren, Gemeinplätzen, Floskeln ein schöner, anziehender Styl genannt werden kann, so wenig ist jede Folge von melodischen, harmonischen Gliedern schon Musik. In unserer Zeit ist es keine besondere Kunst mehr, dergleichen zu schreiben, so wenig es eine solche ist, erträgliche Verse zu machen. Wer möchte aber nicht lieber gar nichts lesen, als mittelmäßige Verse oder Prosa? Und so soll auch in der Musik in jeder kleinsten Gliederung ein Gedanke sich enthüllen, entfalten, und im ganzen Stücke nicht etwa eine Reihe zerstreuter Gedanken sich entwickeln, sondern der Grundgedanke, das Thema, dieses nicht pedantisch, sondern als Typus der rhythmisch-melodischen Bewegung genommen, durch das musikalische Gemüth verschiedenartig bewegt, gewendet, wiederholt, kombinirt werden, so daß wir bei jeder Gliederung in Geist und Herzen immer den Grundgedanken durchhören und empfinden, wodurch allein das Musikstück für uns Klarheit, Individualität und Totalität erhält. Das Geheimniß des organischen Baues scheint vielen Musikern verborgen zu seyn. In der Pflanze sehen wir von unten nach oben eine leise Umbildung desselben spezifiken Typus durch die Blätter zur Krone, Blüthe, den Staubwerkzeugen, endlich zur Frucht. Die musikalischen Schöpfer setzen aber, das Tonstück als Pflanze genommen, auf die Wurzel der Nelke den Stengel der Rose; diesem lassen sie entsprießen Blätter der Distel, dann erscheint die Krone der Narzisse, der Kelch der Aurikel u. s. w.

Die allgemeine Klage der Musikfreunde unserer Tage ist, daß sie aus Oper und Konzert so wenig heimbringen. Das kommt wohl daher, weil die einzelnen Theile der größern Musikwerke nicht klar geschieden, individuell organisirt sind. Die Conception jedes Stücks der ältern bekannten guten Opern ist einfach, klar, ansprechend, rein menschlich; die Kunst liegt allein in der anmuthigen Ausspinnung des goldenen Fadens. Bei Mozart geht diese klare Scheidung der Momente, diese anschauliche Gliederung und Individualisirung von der Auffassung der Hauptfaktoren des Textes (die ältern, wenn auch oft ein wenig unsinnig oder trivial, waren doch meist dankbarer, als die neuern), durch die Charaktere, die Hauptpartien, die einzelnen Musikstücke bis in deren kleinsten Gelenke und Abschnitte hindurch. Wie wir durch ein Sonnenmikroskop den Blutlauf eines organischen Wesens sehen, so hören wir bei ihm das leise Weben des Musiklebens durch alle Adern des Kunstwerks hindurch. Das Vergessen moderner Musik ist eine Folge des unklaren Anschauens; dieses aber ist verursacht durch ein unklares Darstellen des Tondichters. Das Moderne kündigt sich meist durch kennbare Zeichen an. Es sind schroffe Gegensätze, häufige Uebergänge, öfterer Wechsel des Tempo, kurzes Verweilen bei melodischen Gedanken, Auskramen verschiedenartiger Melismen ꝛc. Den Neuern kann man auch ein zu ängstliches Kleben am Text zum Vorwurf machen. Rossini freilich würde hiedurch gewinnen, wodurch die Deutschen und Franzosen verlieren. Die Musik vergibt ihre Selbstständigkeit an den Dichter, sie ist zu deklamatorisch, ja zu rhetorisch, rezitativisch. Daher dieses ewige Wechseln der Rhythmen, Ton- und Taktarten, diese Ausweichungen, deren man oft in einem einzigen Musikstück ein paar Dutzend zählen kann. Welche Verletzung des Gefühls! Soll man denn die Worte komponiren oder die Stimmung, die durch eine Situation hindurchgeht? Wofür ist denn Musik eine eigene, spezifike Sprache, wenn sie die Wortsprache nicht etwa erhöhen, sondern ihr dienen, wenn sie, die ihren eigenen melodisch-rhythmischen Gefühlsweg gehen möchte, den einzelnen bindeutenden Bezeichnungen jener in alle Wendungen folgen soll?

Fern sey es von mir, den Verdiensten unserer Tondichter und Tonkünstler zu nahe treten zu wollen; aber so viel ist gewiß, daß sie zu oft sich als Söhne ihrer Zeit anlassen. Diese unsere neueste Zeit charakterisirt sich eben auch als eine solche, die einem selbstgefälligen, einseitigen Hange eigenwillig folgt, ohne sich durch dessen Gegensatz beschränken, lenken zu lassen. Der gute Sinn, das gesunde Naturell, das sie besitzt, wird dadurch unbändig, ausschweifend, und so steht sie sich bei ihrem Streben selbst im Wege. Was sie will, das geschieht nicht, weil sie ein Enormes will, während alles wahre Leben nur durch ein Ausgleichen von Gegensätzen, von Wirkung und Gegenwirkung entsteht. Wie die Zeit, so schweift auch die Kunst, namentlich die musikalische, in zwei Extravaganzen aus: in einen massiven, drastischen Materialismus, eine zu derbe Sinnlichkeit, einen Verbrauch unerlaubter, geschmackverderblicher Mittel, und in ein Theoretisiren, einen gelehrten Wahn, ein Schul- und Scheinleben, das entweder pedantisch sein Wissen auskramt, oder in Sehnsucht nach einem Unerreichbaren sich ausathmet und dahinschmachtet. Von solcher Uebersättigung, Ueberreizung, der allopathischen Kur vergleichbar, sollte die Musik zur Homöopathie sich bekehren, das heißt: zu einer zweckmäßigen Diät und Anwendung der wirksamsten spezifischen Mittel in kleinster Gabe. Wer da weiß, wie unser Gemüth schon durch einen einzigen Ton, einen Glockenklang, den Ton einer Menschenstimme, den Akkord eines Klaviers, einer Orgel, der in dem Kirchengewölbe verhallt, ergriffen werden kann, wer sich erinnert, wie ihn eine Stelle wahrer Musik ergriff und sich dem innern Sinn zu immerwährender Wiederholung einprägte, der muß wünschen, daß alle Musik mit Hinblick auf solche Wirkungen gedichtet, gespielt werden möchte; er bedauert, daß die größten Bemühungen der raffinirten Kunst fast wirkungslos an uns vorübergehen, was nicht geschehen würde, wenn die äußere, mechanische Virtuosität in gehöriges Verhältniß, in wohlberechnete Abwechslung mit der intensiven, psychischen Kunst treten wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. December 1833.

Sey stark, Gebieterin, stähle dein Herz!
Mit Fassung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

Schiller.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Die große Nachricht von der Arrestation eines Generals war schnell in der ganzen Stadt bekannt, und als Albrecht mit seiner traurigen Kunde nach Hause kam, fand er die Mutter schon umringt von weinenden Nichten und theilnehmenden Freunden. Alles was er wußte, mußte er berichten, dieselben Fragen mußte er immer wieder anhören und beantworten; aber er saß wie auf der Folter, denn es trieb ihn gewaltig, sich gleich aufs Pferd zu werfen und der unglücklichen Tochter den harten Schlag zu mildern; es waren indeß zarte Interessen zu berücksichtigen, und er zwang sich, zu warten, bis die Fremden sich zurückgezogen hatten, um dann mit der Mutter allein zu sprechen. Kaum sah sich diese ihren Gefühlen ruhig überlassen, als sie sich weinend in seine Arme warf und ausrief: „Zum ersten Male danke ich Gott, daß er meine Schwester so frühe zu sich genommen hat, wie hätte sie das ertragen!“ — „O Mutter, steht denn dieser Schwester Tochter ihm nicht eben so nahe? soll sie den Schlag ohne Stütze tragen?“ — „Weißt Du, wo Susanne ist?“ — „Ja.“ — „Dann hole sie, hole sie zu mir, wenn sie zu erreichen ist; in solchem Verhängniß muß Alles vergessen seyn; sage ihr, daß ich sie bitten lasse, Dir ohne Zeitverlust zu folgen. Zu Dir aber habe ich das Vertrauen, daß Du Deine Mutter nicht kränken wirst.“

Albrecht fiel vor ihr auf die Knie und bedeckte ihre Hände mit brennenden Küssen und Thränen. Nach zwei Stunden war er vor den Thoren der Residenz. Welch ein Gemisch von Empfindungen ihn auf dieser Reise bestürmte, zeigt der Umstand, daß er nichts darüber in sein Tagebuch notirt hat.

Susanne erschrack freudig, als er in ihre Thüre trat; aber es lag etwas in seinem Blicke, was ihre Freude dämpfte. Als die Kinder zu Bette waren, setzte er sich neben sie aufs Sopha, legte seine Arme um sie und drückte sie fest und zärtlich an sich, doch mit solchem auffallenden Ernst, daß sie nicht den Muth hatte, sich ihm zu entziehen, sondern ihm ängstlich ins Auge sah. „Susanne,“ hob er an, das Klopfen seines Herzens bezwingend, „meine Mutter sendet mich zu Dir,“ (sie legte, freudig überrascht, ihren Kopf an seine Brust) „Du sollst zu ihr kommen, mit mir.“ — „O Gott!“ rief sie erschrocken, „sie ist doch nicht krank? denn Du siehst nicht aus, als brächtest Du mir eine Freudenbotschaft.“ — „O nein, nein,“ sagte er, „sie ist wohl, aber Dein Vater —“ Bei diesem Worte entriß sie sich seinen Armen und schrie laut auf: „Ist todt!“ — „Nein, nein, ganz gesund. Aber Berg, der Elende! Er hat ihn verklagt, hat ihn angegeben, eines Kassenunterschleifs wegen, und — unmöglich ist es nicht,

daß ein patriotisches Gefühl Deinen Vater zu diesem politischen Verbrechen wirklich verleitet hat."

Susanne saß da wie eine Leiche, mit weit offenen Augen, am ganzen Leibe zitternd. Ihr Zustand versezte Albrecht in die größte Angst; er wollte Sophie rufen, doch sie wehrte ihm mit der Hand; dann faßte er diese, drückte sie an seine Lippen, und als sie fühlte, wie seine Thränen darauf herabfielen, da brachen endlich auch die ihrigen unaufhaltsam hervor; und er dankte Gott dafür, küßte die Perlen von ihren Wangen und liebkosete und tröstete sie, bis sie ihre Fassung so weit wieder gewann, daß sie seiner Erzählung von dem ihm bekannten Hergange der Sache zu folgen vermochte. Der Entschluß zur Reise war schnell gefaßt, und schon am nächsten Vormittage waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen. Die Kinder sollten mit, Sophie aber zog es vor, die Zeit der Trennung im Hause des Predigers zuzubringen, der sie mit Freuden aufnahm. Albrecht konnte die unangenehme Pflicht, einen Besuch auf dem Schlosse zu machen, nicht umgehen, machte jedoch den bald beginnenden Neckereien ein schnelles Ende, indem er unumwunden erklärte, was seine Reise nach Varnau veranlaßt habe, und zugleich, daß Frau Warner die Tochter des unglücklichen Generals und seine Cousine sey. Die Damen äußerten unverholen ihr Erstaunen über diese Nachrichten und gestanden, seinen häufigen Besuchen bei der jungen Wittwe eine ganz andere Deutung gegeben zu haben. Er verneigte sich, gleichsam dankend für die réparation d'honneur, und eilte zu seiner Susanne zurück.

Verschiedene Umstände, Vorkehrungen und Anordnungen nahmen den Rest des Tages hin; doch der nächste Sonnenaufgang begrüßte die Reisenden auf dem Wege zur Residenz. Susannens Herz war so von dem Bilde ihres Vaters erfüllt, daß selbst der Geliebte für jezt in den Hintergrund treten mußte, und dieser liebte sie nicht nur um so inniger darum, sondern versprach ihr, auch während des Aufenthalts in seiner Mutter Hause nichts zu thun, was diese auf kränkende Vermuthungen führen könnte.

Ich will indessen versuchen, dem Leser einige Aufklärung über das Schicksal des alten Generals zu geben, wie ich sie aus den abgerissenen Notizen eines Neffen, der bis jezt einen tiefen Groll gegen diesen Oheim gehegt hatte, gesammelt habe. Er erwähnt seiner selten, und nur wo der Zusammenhang der Begebenheiten es unvermeidlich macht; doch scheinen mancherlei mildernde Umstände in dem Schicksale dieses Mannes zu liegen, der dem Leser bisher nur als ein Tyrann und jezt gar als ein Staatsverbrecher der gehässigsten Art erschienen ist. Daß er während des Feldzugs im Jahre 1813 eine bedeutende Kasse unterschlagen hatte, ist bereits erwähnt worden. Das Motiv zu dieser Handlung war die Rettung eines Freundes gewesen, dem er die größte Verbindlichkeit schuldig war, und dessen Existenz, troz seiner erhabenen Stellung, in jenem Augenblicke von der Möglichkeit abhing, sich Geld zu verschaffen. So viel läßt sich im Allgemeinen aus den vorhandenen Papieren mit Sicherheit entnehmen, obgleich durchaus keine nähern Umstände erwähnt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsezung.)

Um die Zeit zu verkürzen, wohnte ich einer Gerichtssizung bei. Ein deutscher Landmann belangte einen Kaufmann, weil er ihm, da er, Kläger, nicht gut rechnen könne, auf eine größere Bankbill unrichtig herausgegeben und des andern Tages die Rückerstattung verweigert habe. Zur Bekräftigung seiner Angabe führte er einige allerdings sehr auffallende Umstände an. Der Kaufmann sagte, durch das Organ seines Vertreters: wäre das Geld nicht richtig gewesen, so hätte es der Kläger gleich sehen sollen; denn daß er nicht rechnen kann, ist nicht meine Schuld; es gibt Schulen genug in Amerika, wo es Jeder lernen kann und soll. Ich kann rechnen, es spricht also die Voraussezung, daß ich ihm richtig zugezählt habe, für mich. Auf die nähern Umstände kann ich mich nicht besinnen, und bringt der Kläger Zeugen dafür, so gibt es noch mehr dawider. Diese Schlüsse waren alle zu folgerecht, um eine Einwendung zu gestatten, um so mehr, als der Kaufmann sich auf einen bereit stehenden gültigen Zeugen berief, nämlich seinen Commis, der sein Sohn war, wogegen der Bauer nur das ungültige Zeugniß seines Weibes vorbringen konnte; er verfiel daher in die Kosten. Unter andern trat auch ein zwölfjähriger Knabe vor die Schranken, der seinen Vater wegen Mißhandlung verklagte. Der Vater entschuldigte sich damit, daß er den Knaben wegen wiederholter Lügen, da keine Ermahnung fruchten wollen, mit einem Backenstreich gezüchtigt habe. Der Kläger stellte das nicht in Abrede, verlangte aber Entschädigung für die erlittene Unbilde. „Wie viel verlangt Ihr?" fragte der Richter. „Zehn Dollars!" rief der Knabe. Eiligst schloß der Richter das Protokoll, damit der Beleidigte nicht etwa noch mehr begehre; der Vater wurde zur verlangten Genugthuung und in die Kosten verurtheilt. Aehnliche Fälle sind nicht selten, doch es sey der Menschheit zur Ehre gesagt, sie erregen immer allgemeinen Abscheu. Aber liberale Einrichtungen dieser Art, in auffallendem Widerspruch mit der disziplinarischen Strenge, die in Knabenschulen so kraftvoll gehandhabt wird, lösen bei Zeiten jeden Familienverband auf; auch sieht man die Kinder, wenn sie das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht haben, und sich noch im väterlichen Hause befinden, was selten ist, gleich andern Fremden auf Lohn und

Rechnung stehen und kein anderes Oberhaupt mehr anerkennen, als das Gesetz. — In den höchsten Cirkeln wird zwar äußerlich der Anstand beobachtet, er wird jedoch nicht so weit getrieben, daß z. B. eine Tochter ihrer Mutter Rechenschaft gäbe, wohin sie gehe oder wo sie gewesen sey. Ich habe oft gehört, wie kaum herangewachsene junge Ladies eine zu neugierige Frage ihrer Mutter lachend mit den Worten abwiesen: „Oh Ma'! Sie glauben wohl, ich sey eine Sklavin, oder eine Europäerin? Ich gehe spazieren, Adieu Ma'!" Dieses Ma' ist eine Abkürzung, oder vielmehr ein Diminutivum des französischen Maman, und klingt für ein amerikanisches Ohr ungefähr wie ma chère petite maman. So etymologisiren wenigstens die zärtlichen Mütter, von denen ich diese Erläuterung habe. Zur Charakterisirung des amerikanischen Dialekts muß noch erwähnt werden, daß dieser Laut, dem das Ohr so oft begegnet, mit gähnendem Munde kurz ausgeblökt wird; man sollte nicht meinen, wie allerliebst das einer junger Person steht. Ich habe gesagt amerikanischer Dialekt, weil mir außer dem ausdrucksvollen Wörtchen Ma' viele andere, der Sprache beigemengte Worte ganz fremd, oder wenn sie auch ursprünglich englische waren, in der Aussprache ganz anders geklungen haben, als in England, oder von einem Engländer. Indessen war ich in einer Gesellschaft in Newyork, wo ein gelehrter Amerikaner einem englischen Schriftsteller sehr logisch und erschöpfend bewies, daß man nicht in England, sondern in Amerika rein und gut englisch spreche. Das gelehrte Milford wäre allenfalls der Ort, wo in einer solchen Controverse ein kompetentes Urtheil gefällt werden könnte.

Nach ein paar Tagen kam der Advokat aus Philadelphia zurück und erzählte mir nun die Unglücksfälle des Hannoveraners, die wir hier kurz zusammenfassen wollen. Die Korporation ist ein Kollegium, welches über das Straßenwesen im Lande verfügt. Bevor der Hannoveraner seine Bauten aufführte, stellte er eine amtliche Anfrage an diese Stelle, ob der Bauplatz, den er wähle, nicht einstens zu einem Weg in Anspruch genommen werden dürfte, und wo er in diesem Fall mit Sicherheit bauen könne. Er erhielt den Bescheid, die Korporation sey zu keiner Antwort auf derlei Anfragen durch das Gesetz verpflichtet. Es blieb nichts übrig, als die Gebäude da aufzustellen, den Park da anzulegen, wo augenscheinlich eine Hauptstraße nicht ohne Fehler angelegt werden konnte, wenn gleich ein anderer Platz in ökonomischer Hinsicht vortheilhafter gewesen wäre. Zwölf Jahre waren glücklich herumgegangen, und erst noch vor zwei Jahren hatte er das andere, entlegene Haus gebaut und es mit einigen Gründen an einen Franzosen sehr gut verkauft. Da kamen auf einmal den verflossenen Winter zwei Herren mit Stangen und Schnüren; sie beschäftigten sich eine Stunde mit Messungen, sprachen dann beim Hannoveraner ein und verlangten sich die Füße zu wärmen. Das ist so Sitte im ganzen Lande; wenn man bei kaltem oder nassem Wetter bei Jemand eintritt, so sagt man, statt aller anderwärts üblichen Gemeinplätze: „Erlauben Sie, daß ich mir die Füße wärme." Der Hausherr schürte selbst das Feuer an, gab ihnen Rum und Cigarren und wartete, was da kommen würde. Nach einer guten Weile standen die Gäste auf, gaben ihrem Wirthe einen gedruckten Zettel mit einigen schriftlich ausgefüllten Zeilen, und verließen den Hof. Es war die Weisung, das Haus und die Garteneinfriedigung an den bezeichneten Stellen abzubrechen, das künstliche Flußbett auszufüllen u. dgl., Alles binnen vier Wochen, weil zwei Wege durch das Territorium geführt würden, die sich gerade im Hofe durchkreuzen sollten. Dagegen habe der Eigenthümer eine Entschädigung von einem Dollar für jeden Morgen, den man ihm nehme, anzusprechen. Kaum war die Frist verstrichen, so waren die Kommissäre wieder da, und da sie Alles in statu quo fanden, so gingen sie nach Milford, brachten Arbeiter mit und fingen an die Möbel aus dem Hause zu tragen, das Vieh aus den Ställen zu lassen und das Gebäude einzureißen. Der alte, trostlose Mann schwur, er wolle sich unter den Trümmern seines Hauses begraben lassen. „Wie es beliebt," sagten die Korporationisten ganz kalt, und es wäre auch so geworden, hätte der Sohn nicht seinen Vater mit Gewalt entfernt und ihn endlich überredet, diesem schmerzlichen Anblick zu entgehen und nach Philadelphia zu fahren. Unterdessen schritt die Verwüstung gemächlich vorwärts, und der Schutt wurde in den schönen Bach geführt, der den Park bewässerte. Nach ein paar Wochen kam die Reihe an das hübsche Landhaus, welches dem Franzosen gehörte, und diesem wurde begreiflich gemacht, daß ihn der Hannoveraner entschädigen müsse, weil der Kaufkontrakt an einem Sonntag geschlossen worden, und an diesem Tage jede Arbeit verboten, keine eingegangene Verbindlichkeit rechtskräftig ist, ausgenommen was unmittelbar die Schifffahrt betrifft. — So wußte eine weise Gesetzgebung den frommen Schein zu bewahren, aber doch für das Hauptinteresse, den Handel, eine lobenswerthe Ausnahme zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Musée Dioclétien.

Nicht Alle, die in Paris spekuliren, haben sich eines guten Erfolges zu erfreuen, und Mancher verrechnet sich ganz. So kam vor einigen Jahren ein italienischer Oberst Namens Bernardini nach Paris, mit dem Entschlusse, hier eine große Kunstsammlung anzulegen. Er mochte ungefähr also gerechnet

haben: Paris ist der Ort, wo Künste Gedeihen finden. Wenn ich also den Parisern eine große Mannigfaltigkeit von Kunstgegenständen bringe und sie elegant zur Schau stelle, so bin ich des Zuspruchs der Pariser gewiß und kann mein Glück machen. Im äußersten Nothfalle kann ich ja meine Kunstsammlung verkaufen und bin somit ein geborgener Mann. Allein entweder fehlte es dem Manne an ächten Kenntnissen in der Kunst, oder er meinte, es fehle den Parisern daran, und sie werden auf den Werth der Gegenstände nicht so genau sehen, wenn er sie ihnen nur auf glänzende Weise vor Augen bringe. Genug, er kam mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Gemälden nach Paris, die er wahrscheinlich in Italien überall angekauft hatte und die meistens alt waren, wenigstens sahen sie schwarz genug aus. Natürlich wurden sie für lauter Titians, Albanos, Correggios ausgegeben; allein daran ist man in Paris so gewöhnt, daß über einen solchen Kunstfrevel sich Niemand mehr ärgert. Hie und da erblickte man einige gute Gemälde; allein sie stellten eine Heiligenlegende oder eine alte, längst vergessene Schlacht vor, und hatten wenig Anziehendes für die Zuschauer. Oberst Bernardini miethete nun eine große Wohnung mit vielen Sälen in einem der volkreichsten und theuersten Stadtreviere; er ließ die Gemälde mit kostbar vergoldeten Rahmen versehen und gab seiner Ausstellung ein sehr üppiges Ansehen. Das Institut erhielt den Namen Musée Dioclétian, ich weiß nicht warum, denn auf Kaiser Diocletian hatte diese Ausstellung nicht den geringsten Bezug, ausgenommen etwa, daß zu Diocletians Zeiten ungefähr so viel Luxus in Rom herrschte, als jezt in Paris. Es wurden keine Ankündigungen gespart, und man hätte wirklich glauben können, Paris sey nun um ein treffliches Institut reicher. Anfangs war der Eintrittspreis auch ziemlich theuer; allein als die Pariser merkten, daß man viel Geld von ihnen fordere, um alte, rußige Gemälde zu beschauen, blieben sie aus, und nach und nach mußte der Eintrittspreis herabgesezt werden. Zulezt ging fast Niemand mehr hin. Oberst Bernardini hatte aber Schulden gemacht, um Gemälde anzukaufen und seine Anstalt zu verschönern oder doch zu vermehren. Zulezt konnte er die Kosten nicht mehr tragen und mußte sich dazu entschließen, seine Sammlung zu verkaufen; nun gingen die vorgeblichen Meisterstücke der Kunst, aus denen der Eigenthümer Millionen zu lösen gehofft hatte, für Spottpreise weg, weil sich Niemand durch die hochtrabenden Namen, die man den Gemälden beilegen wollte, täuschen ließ, und man sie für das hielt, was sie wirklich waren, für mittelmäßige, unbedeutende Stücke. Der Besitzer büßte Alles ein, was er auf seine Sammlung so unklugerweise verwendet hatte, verfiel in Armuth, und da er neulich starb, so blieb seinen Töchtern so wenig übrig, daß sie das Mitleiden des Publikums in Anspruch nehmen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, December.

(Fortsetzung.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Gern möchten wir die Namen der beliebten, zum Theil berühmten Künstler nennen, welche besonders unsere Abonnementskonzerte mit ihren Leistungen begünstigt haben; aber es ist uns lieber, wenn wir, sie als hinreichend bekannt voraussetzend, mehr die Stimmung im Allgemeinen andeuten dürfen, in welche diese musikalischen Abende uns und gewiß noch mehrere Musikfreunde versezt, welche Reflexionen der Genuß in uns erweckt hat.

Es gibt ein Kopulation von Kunstmitteln, Kunstarten, die, an sich unstatthaft, den Eindruck derselben eher schwächt, als verstärkt: so eine gewisse Verbindung von Musik und Deklamation. Den Vortrag der alten Rhapsoden mag man sich so wirksam denken, als möglich; die gewiß höchst einfache Begleitung in wiederkehrenden Melodien trug den Text in behaglicher Bewegung fort. Auch lyrische Melodramen mögen selbst als dramatische Scene wirksam auftreten, was auch eine strenge Kritik Werken, wie „Ariadne, Medea ꝛc.“ anhaben dürfte. Aber Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ will uns melodramatisch nicht behagen. Die Romanze soll man singen, die Ballade singen oder rezitiren, aber nicht unter Begleitung unserer drastischen Musik deklamiren. Das heißt Oel ins Feuer gießen. Und wenn nun vollends das einst Geschehene, Erzählte zum Theil als Gegenwärtiges ganz dramatisch in die Scene gesezt und ein Stück Messe wirklich aufgeführt wird, so ist man genöthigt, mit Einbildungskraft und Gefühl in verschiedenen Jahrhunderten und Orten zugleich zu seyn, und weiß sich nicht zu helfen. Und so wüßten wir auch keine Musikbegleitung, die leicht und duftig genug wäre, um dem deklamatorischen Vortrag von Schillers „Lied von der Glocke“ zur erhöhenden Folie zu dienen. Auch möchte durch Vertheilung der ernstmännlichen, betrachtenden Lyrik des Meisters Glockengießer an zwei Deklamatoren verschiedenen Geschlechts das dramatisch-monologische Element des Gedichts wie durch ein Gerinnen getrübt werden. Der Musik-, der Kunstfreund, noch mehr der einfache Genießer erfreut sich mancher Darstellung, gegen welche die Kunstkritik ihre theoretischen Skrupel hegt; wie denn der Mensch überhaupt bei einem beziehungsweise Schönen nicht lange fragt, wie es etwa noch schöner seyn könnte oder sollte. Aber so viel musikalisches Verdienst auch die Begleitungen der beiden vorgenannten Dichtungen zweier anerkannter Komponisten haben mögen, und so gelungen auch die Darstellungen waren, so fühlte sich doch gewiß kein mit einigem Bewußtseyn Genießender wie von Kunstwerken aus Einem Gusse befriedigt, und gehören solche Melodramen zur Abwechslung in die musikalischen Unterhaltungen, so muß einem Referenten, wenn nicht ein Veto, doch eine gleichsam zu Protocoll gegebene Bemerkung erlaubt seyn, daß sie eine Ausnahme von der Regel des reinen Geschmacks seyen.

Daß aber von Lezterm noch genug in unserem musikalischen Publikum webe, thut sich, wie man es überhaupt im öffentlichen Leben findet, mehr noch an seinem Bejahen des Wahren und Rechten, als an seinem Verneinen und Zurückweisen des Un- oder Uebermäßigen kund. So wurde, wenn wir zurückblicken, der als zweite Konzertabtheilung gegebene erste Akt von „Cosi fan tutte“ von Mozart sehr beifällig aufgenommen; nicht minder eine Folge von neun Stücken aus der „Geisterinsel“ von Zumsteeg, Darstellungen, die bei Vielen die Sehnsucht nach der Aufführung dieser zurückgelegten Opern erweckten. Auch das Bedürfniß nach vierstimmigem Gesang, der seit längerer Zeit in den Konzerten verstummt ist, meldet sich bei den Musikfreunden. Auf die Combination der Stimmen dürfte hier besondere Rücksicht genommen werden, indem nicht jedes kunstgeübte Organ sich mit den andern zum reinsten Wohllaut verbindet. Und warum sollten nicht nach dem Wunsche der Alten, wenn auch gegen den Sinn moderner Jugend, hiebei auch ältere Gesangstücke, z. B. einige Psalmen von Marcello ꝛc., an die Reihe kommen? Weiß und empfindet doch der Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts erst dann recht, was er an der Musik seiner lebenden Lieblinge besizt, wenn er zuweilen wider seinen Willen zu Anhörung so verschollener Dinge, wie die Schöpfungen der ältern Italiener und Deutschen sind, genöthigt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. December 1833.

> Auch hier geschieht, was längst geschah,
> Denn Naboths Weinberg war schon da.
>
> Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Als der Vater mit seinem Sohn nach Philadelphia kam, fand er seinen Holzgarten sequestrirt; die dortigen Holzhändler hatten ihm verschiedene Prozesse an den Hals geworfen, dazu kam die Rechnung der Korporation für Vermessen, Untersuchen, Abreißen in so unverschämten Ansätzen, daß dem Manne sein ganzes schönes Vermögen nicht hinreichte, alle Prozeß- und andere Unkosten zu bezahlen. Er starb aus Gram, und wider seinen Sohn sezte der Franzose den Prozeß wegen Entschädigung fort. Eben hatte er ihn gewonnen, allein es war nichts mehr da, wornach man greifen konnte, daher fielen nicht nur die Prozeßkosten und Advokatenhonorare dem gewinnenden Franzosen zur Last, sondern er mußte auch die Demolirung seines Hauses theuer bezahlen. Der Anwald der Korporation nahm also von diesem kleinen Gut Besitz, und der Franzose mußte seinem Advokaten das schuldig gewordene Honorar abverdienen. Der Advokat schlug seinem Klienten ein Mittel vor, schneller damit zu Stande zu kommen. Lezterer mußte nämlich Briefe in seine Heimath schreiben, schildern, wie gut es ihm hier gehe, seine Landsleute bereden, auch herüber zu kommen, besonders aber ihnen ans Herz legen, sie möchten, da jezt zufällig bei Milford so herrliche Güter um einen Spottpreis feil seyen, die Gelegenheit ja nicht versäumen. Man ermangelte nicht, um die Sache lockender zu machen, die zum Absaz von Produkten vortheilhafte Lage am Delaware zu schildern, und der zwei Hauptstraßen zu erwähnen, die auf Staatskosten mitten durch die Güter geführt werden sollten und schon begonnen seyen; man überging aber mit Stillschweigen die Einrichtung mit den Kaufhäusern, noch weniger wurde der Korporation gedacht, die seit der vorgenommenen Verwüstung an einen Straßenbau in jener Gegend gar nicht mehr denkt. Jeder Brief der Art, dessen Ankunft an seinen Bestimmungsort sich bestätigte, sollte dem Schreiber fünf Dollars eintragen, und für jede Familie, die auf diese Veranlassung einwanderte und da Gründe kaufte, ward eine Gratifikation von zwanzig Dollars festgesezt. Man schmeichelte dem Franzosen, auf diese Art könnte er vielleicht wieder zum Besitz seines Gutes gelangen; sein Advokat war offenbar mit der Korporation im Einverständnisse. Redlicher handelte der Rechtsfreund des jungen Hannoveraners, von dem ich diese Nachrichten habe; obgleich im Voraus auf Bezahlung verzichtend, gab er sich alle Mühe, von seiner Parthei so viel Unglück abzuwenden, als möglich, und ist noch fortwährend bemüht, den jungen Mann zu trösten und ihm ein anständiges Unterkommen zu verschaffen.

Es wird dem beliebigen Patriotismus eines Jeden zu rathen überlassen, in welchem Lande dieser Phönix geboren wurde. — So weit mein Gemahl.

Einst ging ich in Newyork spazieren, um die neue Eisenbahn zu sehen, die von Chester über Manhattan hierher geführt wurde, und die fast schon bis City-Hall durch die schöne Straße Bowery vollendet war. Der Bowery ist eine lange, ebene, breite, größtentheils schnurgerade Gasse, wo die Bahn gar keine Schwierigkeit fand. An ihrem obern Ende macht sie jedoch nicht nur verschiedene Krümmungen, sondern ist auch hügelicht; auf diesen Anhöhen stehen sehr hübsche Häuser, die eine reizende Aussicht genießen und von schönen Gärten umgeben waren. Verwüstend hatte sich die Eisenbahn durch diesen kürzlich noch so anmuthigen Theil der Stadt hindurch gearbeitet, Häuser waren ganz verschwunden, oder theilweise abgeschnitten, oder mitten durchgebrochen, Zäune ausgerissen, Bäume gefällt, Berge abgegraben, an deren äußerstem, scharf abgeschnittenen Rande noch schöne Gebäude standen, die durch Stützen über dem Abgrund gehalten wurden; auf Leitern sah man die Bewohner auf- und niederklettern und mit Gefahr ihre schwebenden Wohnungen erreichen. Trübselig war der Anblick, trübselig waren auch die Menschen, die man hier sah, doch kein Murren, nicht eine Klage ließ sich hören. Aeußerte man sein Erstaunen, fragte man Jemanden, so wurde man argwöhnisch angesehen, und erst wenn man als fremd erkannt wurde, erfolgte die immer gleiche, kurze, mit einem Achselzucken begleitete Antwort: „die Korporation." Verstimmt durch eine Verwüstung, dergleichen man einer europäischen Regierung, und zwar mit Recht, nie verziehen, die man als Beispiel der abscheulichsten Tyrannei aufbewahrt hätte, dergleichen aber hier so ruhig und friedlich vorüber geht und sich täglich wiederholt, wandte ich meine Schritte dem Broadway zu, um mich durch freundlichere Gegenstände zu erheitern; allein heute verfolgte mich dieses Gespenst, denn auch hier wurde ein Haus niedergerissen, und als ich abwärts gegen die sogenannte Batterie kam, sah ich in Pine Street die ganze linke Häuserreihe, der Vordermauern beraubt und die Gemächer um 2½ Schuh verkürzt, der freien Luft ganz offen stehen. Ein einziges Haus hatte man stehen lassen, obgleich es einen bedeutenden Vorsprung in der Gasse machte; warum diese Ausnahme bei dem strengen Gesetze, vor dem alle gleich sind? Die Gasse lag voll Schutt, und hie und da bemerkte man noch Meubeln darunter, selbst in den Zimmern war noch Manches stehen geblieben. — Anfangs glaubte ich, es habe gebrannt, aber davon war keine Spur zu sehen; ich fragte einen Mann, der ruhig mit übereinandergeschlagenen Armen dastand und starr auf den Schutt blickte, ob das nicht etwa die Folgen eines Erdstoßes seyen; er deutete mit dem Fuße auf einen Strick, der längs der abgesägten Häuser hinunter gespannt war. „Sehen Sie nicht? die Korporation." Nun, dachte ich, was für ein Ding auch die Korporation seyn mag, so begreife ich doch nicht, daß es solche Eile gehabt hätte. Was die Korporation eigentlich sey, wurde mir erst klar, als ich bald darauf meines Gemahls Brief erhielt, in welchem er mir seine Reiseabentheuer seit Frankfurt erzählte und die ich Ihnen eben im Wesentlichen mitgetheilt habe.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Ein solches Verbrechen läßt sich nicht allein ausführen; um der verdienten Strafe zu entgehen, wurden bald Bestechungen, Zeugenerkaufungen, falsche Unterschriften und eidliche Erklärungen nothwendig; und wie sehr auch das lichtscheue Gewebe solcher Handlungen einem Manne widerstehen mochte, der sich bisher ein ruhiges Gewissen bewahrt und sich als Mensch und Soldat der allgemeinen Achtung erfreut hatte, so war doch die Idee, für seinen Herrn und Wohlthäter sich der Schande, vielleicht dem Tode auszusetzen, stark genug, um ihm gegen das nie ganz zu beschwichtigende Bewußtseyn leiblichen Schutz zu gewähren. — Es gehört kein hoher Grad von Seelenstärke dazu, sich vor Verbrechen zu bewahren, bei denen man sich unverholen gestehen muß: du begehst zu deinem eigenen Vortheil ein Bubenstück; weit mehr Kraft erfordert es, der Versuchung zu solchen Verbrechen zu widerstehen, die sich in das Gewand der Aufopferung und der Tugend hüllen. Der General hatte die Kraft nicht, er fiel tief vor dem Richter in seinem Innern und hatte überdieß fortwährend mit der Angst zu kämpfen, sein Verbrechen entdeckt zu sehen. — Wunderbarerweise geschah dieß nicht; die wenigen Menschen, die er nothgedrungen ins Vertrauen ziehen mußte, wurden durch Kriegs- oder andere Ereignisse bald entfernt. Einer derselben, des Generals Adjudant, ein Bruder des mehrerwähnten Majors von Berg, verlor durch eine Kanonenkugel beide Beine; ins Lazareth gebracht, verlangte er seinen Bruder zu sprechen, und diesem eröffnete er nicht nur, kurz vor seinem Ende, seine Theilnahme an jener That, deren quälendes Bewußtseyn ihm den Tod als wünschenswerth erscheinen ließ, sondern er übergab ihm auch seine Brieftasche, worin einzelne Notizen über die ganze Verhandlung aufgezeichnet waren. Der Major verlor keine Zeit, diese Papiere zu untersuchen, und ersah mit Befriedigung, daß sie hinlängliche Beweise enthielten, um eine Anklage darauf begründen zu können, was jedoch zur Zeit nicht der Gebrauch war, den er davon zu machen wünschte. Vorläufig bewarb er sich um seines Bruders Stelle und erhielt sie ohne

Mühe. Der General hatte den verstorbenen Adjudanten geschäzt und geliebt, er wußte, in welchem Grade er dessen Ruhe gestört hatte, daher war ihm jede Genugthuung, die er dem nächsten Verwandten desselben geben konnte, willkommen. Der Major war klug und gewandt; Manche nannten ihn einen schönen Mann, manche zurückstoßend häßlich. Seine von Natur regelmäßigen Züge waren durch starke Blatternarben entstellt, sein Kolorit war gelb und sein Mund fast ohne Lippen, was jedem Gesichte einen höchst unvortheilhaften Ausdruck gibt. Susannen war er ein Gegenstand des Abscheus, zumal da sie mit zwölf Jahren schon bemerkte, daß sie seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Tod ereilte indessen denjenigen, für dessen Glück ihr Vater ein so unwiderbringliches Gut geopfert hatte, und dieser Umstand schärfte seine Reue noch mehr. Als der General bei dieser Gelegenheit seinen Schmerz nicht verbergen konnte und wollte, ließ Berg einige theilnehmende Worte fallen, die in jenem den Verdacht erregten, daß dieser um die unglücklichen Verhältnisse wisse. Er forschte vorsichtig weiter und erhielt von seinem Adjudanten das ehrfurchtsvolle, bescheidene Bekenntniß: daß sein Bruder ihn allerdings zum Mitwisser eines inhaltschweren Geheimnisses gemacht habe, daß aber eben dadurch seine Hochachtung für den edlen Mann, der allen Vorurtheilen um des großen Zweckes willen zu trotzen gewagt, wo möglich noch vermehrt worden sey, und daß es jezt wohl kaum noch einer Versicherung seines gewissenhaftesten Schweigens bedürfe. — Dem armen General war diese Entdeckung ein Donnerschlag; er, den die Umstände von allen äußern Ursachen der Unruhe befreit hatten, sah sich plötzlich wieder so zu sagen an den Fuß des Prangers gebettet. Mochte er sich auch Glück wünschen, daß sein Geheimniß in die Hände eines Mannes gefallen war, der edel genug dachte, um bisher auch nicht im Mindesten darauf gefußt zu haben, so war er doch nicht im Sta de, seine neuerregte Angst zu beschwichtigen. Inzwischen wuchs Susanne heran. Berg legte eine ehrfurchtsvolle Liebe für sie an den Tag, die ihn endlich in einen Zustand so auffallender Melancholie versezte, daß sein Chef ihn theilnehmend nach der Ursache fragte. Berg legte die Hand an die Stirne, ergriff die Rechte des alten Mannes und bedeckte sie mit Küssen, ohne ein Wort herauszubringen. Nach immer dringender wiederholten Fragen, erfuhr dieser endlich, daß die Ursache der Qual keine andere sey, als die unbezwinglichste Leidenschaft für seine Tochter. Dieß Geständniß versezte den Vater in eine unbeschreibliche Verlegenheit; um den Freier abzuweisen, sprach er freundlich von Susannens Jugend, von der Nothwendigkeit, ihre eigene Neigung zu Rathe zu ziehen, und dergleichen mehr; denn den Hauptgrund, daß Berg in Betreff des Standes ihm keineswegs eine erwünschte Parthie war, wagte er nicht auszusprechen. Aber so leicht war der Major nicht abzuweisen, er fand es sogar für gut, anzudeuten, daß nichts wünschenswerther für den General selbst erscheinen könne, als denjenigen, der ein so gefährliches Geheimniß mit ihm theile, auf das Engste an seine Interessen zu knüpfen, weil er sonst gewiß nie in den Besitz voller Ruhe und Zuversicht gelangen würde. Der gepeinigte Vater, der das Wahre dieser Bemerkung nur zu gut fühlte, faßte nach schmerzlichem Kampfe den Entschluß, der Tochter Glück der Ehre seines und ihres Hauses zu opfern.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

(Beschluß.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Schon seit zwei Jahren erfreuen wir uns großer Musikfeste: der Aufführung Händelscher Oratorien in der Stadtkirche, des „Messias“ und „Judas Makkabäus.“ In Ermangelung der Mozartischen Bearbeitung des Leztern — eine endlich erlangte Partitur zeigte sich so spärlich instrumentirt, daß wohl nur das ungemeine Orgelspiel des Altmeisters den Eindruck des Grandiosen hatte bewirken können — entschloß sich unser würdiger Kapellmeister Lindpaintner, die schwierige Arbeit einer sachgemäßen Instrumentirung zu übernehmen, welche er, durchdrungen von dem Geiste des Originals, mit gewissenhafter Hervorhebung alles Gegebenen und nach dem vorleuchtenden Beispiele des Händel-Mozartischen „Messias“ vollbrachte. Im Vorrücken wuchsen ihm Kraft, Liebe und Eifer; die Ahnung des Gelingens half zur Vollendung. Wie unser talent- und gemüthvoller neuerer Meister diese seine Aufgabe gelöst, haben Tausende herzerquicklich vernommen. Die Darstellung des „Messias“ legte die Vergleichung näher, und zeigte, daß er sich mit Ueberwindung des sich so gern zudrängenden modernen Geistes eher noch sparsamer in seinen Kunstmitteln erwiesen, als Mozart.

Man möchte, Händels Werke mit denen der alten Klassiker vergleichend, sagen: nur wer so großartig seinen Stoff entfaltet, darf so einfach seyn. Wenn wir an die etwaige Möglichkeit solcher grandiosen Schöpfungen in unsern Tagen denken wollten, so müßten wir uns vorhalten, daß hiezu nur das glücklichste Zusammentreffen einiger Hauptmomente führen könnte: ein auf Angebornem beruhender, durch Aneignung erhöhter Reichthum des musikalischen Geistes, dessen einzelnste Aeußerung schon ein Tongedanke ist; eine theoretisch praktische Ausbildung, welche die tiefste Gelehrsamkeit mit lebendiger Anmuth durchdringt; Sinn, Maaß, Selbstbeherrschung, Einfalt, welche gerade nur die nothwendigsten Mittel aufwenden, um ihren Stoff zu vergeistigen, so daß Glied an Glied sich organisch reiht und durch solche ungesuchte, gleichsam nothwendige Verknüpfung ein wohlgebildeter Musikkörper ins Leben tritt; endlich aber auch eine Zeit, welche das Streben nach solcher einfachen Größe weckt und ihre Werke mit Sehnsucht, mit Enthusiasmus aufnimmt, mit Beifall und Ehre krönt und wohl auch irdisch glänzend belohnt. Was dürfen wir in dieser Beziehung hoffen? Es ist wohl nichts als die Verlegenheit der Kunstarmuth, und dann wieder ein Hochmuth, der jene Einfalt zu überbieten trachtet, wenn manche moderne Tonsezer zu so drastisch-massiven Mitteln

greifen, daß alle Idealität der Musik in Materialismus untergeht. Wohl könnte sich jedes Publikum durch den Genuß solcher Werke klassischer Art in seinen Kunstirrsalen zurecht finden. Insofern möchte die Bemühung unsers Lindpaintner um den „Judas Makkabäus" ein weit über den augenblicklichen Zweck hinaus wirksames Unternehmen seyn. Treibt der Ungeschmack sein Wesen in Wort, Ton und That so laut in unsern Tagen, warum sollte man lässig seyn und nicht auch im Dienste wahrer Kunst für Verbreitung unvergänglicher Schönheit ein Wort sprechen?

Haben wir des Verdienstlichen dieser, jedem Orchester nun zugänglichen Bearbeitung und der erhebenden, reinigenden Genüsse der gedrängt die Kirchenhallen füllenden Hörer gedacht, so bleibt uns noch übrig, die Wirkung auf die große Masse der Darsteller selbst zu erwägen. Bemerkenswerth und rührend war es für den sinnigen Mithelfer, in den Vorübungen und Proben wahrzunehmen, wie aus so schwachen Elementen — denn das eigentliche Kunstvermögen vieler Gesangsliebhaber beiderlei Geschlechts können wir doch nur ein spärliches Mittel zum großen Zwecke nennen — ein so bedeutendes, vollendetes Ganzes erwachsen konnte. Diese Wahrnehmung veranlaßte wohl einen Seitenblick in das Leben der Menschen überhaupt, wo durch Anleitung, Führung, liebenden Eifer und ein glückliches Zusammenwirken Werke entstehen, die nicht nur eine Addition der einzelnen, oft schwachen Kräfte, sondern eine Multiplikation derselben mit sich selbst sind. Die Einübungen und Proben der Händelschen Werke aber sind es, wo der Theilnehmende dem herrlichen Weben und Walten des großen Geistes näher kommen kann, weil gewissermaßen das „Werden" jedes Musikstücks noch einmal vor ihm aufgethan wird. Er folgt der Entfaltung, Wendung, Wandlung, Wiederkehr jedes Gedanken durch alle Gliederungen. So geschieht es denn, daß die Melodien Händels uns folgen, lange nachgehen, täglich wieder mit uns erstehen, also in uns leben und geheim fortwirken, und so eine anziehende Gewalt über unser Gemüth ausüben, während uns von manchen beliebten Neuen aus ihren wie verrückt herumfahrenden Melodien und Harmonien nur hie und da irgend ein Tanzthema wie ein Tarantelstich verfolgt.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Circenses.

Hätte Bernardini Künstler zu Rathe gezogen, oder Paris besser gekannt, so würde er sich Verlust und manche Verdrießlichkeit erspart und seine Familie nicht ins Elend gestürzt haben. In einer Stadt, wo Jedermann unentgeldlich die zahllosen Meisterstücke der Kunst im Louvre und im Luxemburger Pallast beschauen und sich daran satt sehen kann, wäre es wahrlich thöricht, sein Geld auszugeben, um mittelmäßige Kunstsachen zu sehen. Ich fürchte, nicht viel besser wird es einem andern Unternehmen gehen, womit man sich schon seit beinahe einem Jahre trägt, mit dem Spectacle nautique. Da nämlich der schöne Operettensaal schon lange leer steht, weil sich die Truppe mit dem kleinen Saale des Nouveautéstheaters begnügt, so ist Jemand auf den Einfall gerathen, hier Schauspiele auf dem Wasser zu geben. Es soll in England etwas Aehnliches bestehen. Nun nimmt sich aber nichts einfältiger aus, als ein wirklicher Wasserbehälter auf der Bühne; da ein solcher Behälter doch immer nur sehr klein seyn kann, so erscheint die Darstellung von Schiffen und Gefechten auf demselben wie eine Kinderei, und wenn man auch der Neuheit halber einmal hingeht, so kommt man doch schwerlich zum zweitenmal. Auch wäre es schade um den prächtigen Operettensaal, wenn er durch ein Waschbecken verdorben werden sollte; lieber möchte ich ihn noch eine Zeitlang leer stehen sehen. Ueberhaupt können Schauspiele, die auf bloße Augenweide berechnet sind und sich durch keinen Kunstwerth auszeichnen, auf keinen langen Beifall rechnen, und sind daher übel angelegte Spekulationen. Dieß hat der Cirque olympique erfahren, der auch mit großen Kosten für Bereiterkünste und große mimische Darstellungen von Schlachten, militärischen Aufzügen und dergleichen eingerichtet worden war. Einem Theil des Publikums gefiel dieß allerdings; allein es hatte sich bald satt gesehen, und um es zu reizen, mußten die Unternehmer Franconi mit ungeheuern Kosten neue Stücke arrangiren. Dazu kam, daß ihr Saal einmal abbrannte und sie dadurch ihre Habe einbüßten, denn aus einem brennenden Schauspielhause wird fast niemals etwas von Werth gerettet. Bären, Elephanten, Hirsche, Pferde und andere vierfüßige Thiere sind über die Bühne geschritten; allein an all diesem hat sich das Publikum satt gesehen, und man müßte jezt Krokodille und Nashörner abrichten, wenn man ihm etwas Neues auftischen wollte. Dieses Theater ist daher auch in einem schlechten Zustande, wie es jedes Theater seyn wird, das nur mit großem Aufwande eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des Publikums fesseln kann, ohne ihm Produkte von ästhetischem Werthe liefern zu können. Auch muß ein Unternehmer wahrlich große Lust haben, sein Geld auf's Spiel zu setzen, wenn er bei dem Ueberflusse an Schauspielen in und um Paris noch ein neues, großes Schauspiel in Gang bringt. Wo sollen denn die Zuschauer herkommen? denn die Bevölkerung von Paris nimmt doch nicht so schnell zu, besonders nachdem die Cholera im vorigen Jahre 20.000 und mehr Menschen weggerafft hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der logogriphischen Mißgeburten in Nr. 299:

Bieder ꝛc. Bassen ꝛc.

Logogriphische Mißgeburten.

Glaubst du gern ans berühmte B.,
Das Münchhausen dem Bär zum H.
Warf in den Mund und an den K.
Den er schlug, sich zu retten am S.?
Suche nur für Warum kein W.

•

Siehst du mit B.
Nur an dein L.?
Den Muth zu h.,
Denk' an die R.
Und an die H.,
Die Rosen w.
Laß von den R.
Dir Nektar g.,
Laß Rosen w.
Die schönsten H.
So wird dein L.
Dir Wonne g.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. December 1833.

'Sol. Die Welten führ' ich gleich und schnell
Mit unverdroßnem Arm,
Mein Licht ist allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Goethe.

Verschiedenes vom Himmel.

Nach J. Herschel.

Die Planeten.

Wir berichten in aller Kürze, was sich nach Herschel bis jezt an den Planetenscheiben mit Gewißheit beobachten läßt.

Am Merkur läßt sich nicht viel mehr sehen, als daß er rund ist und Phasen zeigt. Venus übertrifft zwar an scheinbarem Durchmesser sämmtliche Planeten — er beträgt oft mehr als eine Minute — sie ist aber am allerschwierigsten mit Fernröhren zu beobachten. Das grelle Licht des beleuchteten Theils der Scheibe blendet das Auge und steigert alle Mängel des optischen Werkzeugs. So viel sieht man indessen deutlich, daß die Oberfläche keine beständigen Flecken hat wie der Mond; man bemerkt weder Berge noch Schatten, sondern nur einen gleichförmigen Schimmer, wobei man zuweilen dunklere Stellen unterscheidet. Aus einigen Beobachtungen der Art hat man den Schluß gemacht, daß sich Venus, wie Merkur, ungefähr in derselben Zeit wie die Erde um ihre Achse drehen. Die Seltenheit und Unbeständigkeit dieser Flecken berechtigen zu der Annahme, daß wir nicht, wie am Monde, die wirkliche Oberfläche dieser Planeten, sondern nur ihre Atmosphären erblicken, die sehr dicht, wolkigt sind und dazu dienen mögen, den Einfluß des Sonnenlichts zu mäßigen. — Ganz anders stellt sich Mars dar. Ganz deutlich unterscheidet man auf ihm die Ränder seiner voraussetzlichen Kontinente und Meere. Erstere zeigen eine röthliche Farbe, die überhaupt das Licht dieses Planeten charakterisirt und ohne Zweifel von einer okerartigen Färbung seiner Oberfläche herrührt, ähnlich dem Ton unserer Distrikte auf der Erde, wo der rothe Sandstein vorherrscht, nur daß dort die Farbe tiefer ist. Was wir Meer auf dem Mars nennen, erscheint grünlich, und zwar in Folge des Kontrastes, wovon überhaupt in der Optik so viele Beispiele vorkommen. Diese Flecken erscheinen indessen nicht immer gleich deutlich; wenn man sie aber sieht, zeigen sie sich das einemal wie das andere. Dieß mag daher rühren, daß es dem Planeten nicht ganz an einer Atmosphäre und an Wolken fehlt, und dieß wird vollends dadurch wahrscheinlich, daß man an den Polen stark glänzende Flecken bemerkt, welche von Eis und Schnee herzurühren scheinen, weil sie verschwinden, wenn sie lange der Sonne ausgesezt waren, und dann am mächtigsten erscheinen, wenn sie aus der langen Polarnacht hervortreten.

Ueber die Scheibe des Jupiters ziehen sich immer in einer gewissen Richtung dunkle Streifen hin, die sich nicht immer gleich sind, indem sie, hinsichtlich der Ausdehnung und Stellung auf der Scheibe, sich verändern, während die Richtung im Allgemeinen immer dieselbe

bleibt. Man hat sie schon, wie zerblasen, über die ganze Fläche der Planeten zerstreut gesehen; dieses Phänomen ist aber äußerst selten. Häufiger beobachtet man, daß sich die Streifen seitlich verzweigen; man sieht auch entschiedene dunkle Flecken. Nach der sorgfältigen Beobachtung der leztern hat man berechnet, daß sich der Planet sehr rasch, nämlich in 9 Stunden 55 Minuten 50 Sekunden siderischer Zeit um seine Achse schwingt, wobei leztere senkrecht steht auf der Richtung der Streifen. Es ist höchst interessant, daß die Jupiterscheibe sichtbar nicht kreisrund, sondern elliptisch, nämlich in der Richtung der Rotationsachse im Verhältniß von 100 zu 107 abgeplattet ist; die Schlüsse, nach denen man die sphäroidische Gestalt der Erde von ihrem täglichen Umschwung herrühren läßt, erhalten dadurch eine höchst befriedigende Bestätigung, und jenes Verhältniß bei Jupiter paßt nach den für die Erde angestellten Rechnungen vollkommen zu seinem Durchmesser und der Zeit seiner Rotation. Der Umstand, daß jene Streifen parallel laufen mit dem Aequator des Jupiters, die Art, wie sie sich accidentell verändern, und der ganze Charakter der beobachteten Flecken machen höchst wahrscheinlich, daß es Lücken in der Atmosphäre des Planeten, verhältnißmäßig helle Zonen sind, bedingt durch Luftströme, analog unsern Passatwinden, nur entschiedener, konstanter, wie es sich vom außerordentlich raschen Umschwung Jupiters nicht anders erwarten läßt. Daß es der verhältnißmäßig dunklere Planetenkörper ist, was in den Streifen durchscheint, geht augenfällig daraus hervor, daß sie nicht bis zum Rande der Scheibe dunkelfarbig bleiben, sondern allmählich blässer werden, je näher sie ihm rücken.

Der Ring des Saturn, die größte Merkwürdigkeit nicht nur an diesem Planeten, sondern fast am Himmel, versezt uns in der Phantasie unwillkührlich auf den Körper des Planeten. Der Ring, oder vielmehr die Ringe müssen sich für die Bewohner derjenigen Strecken der Oberfläche des Hauptkörpers, welche über den beleuchteten Theilen der Ringe liegen, als ungeheure Bogen von einem Ende des Horizonts zum andern hinziehen, wobei sie hinsichtlich der Sterne unverrückt dieselbe Stellung behalten. Andernseits muß in den unter dem dunkeln Theil der Ringe gelegenen Strecken, in Folge der Beschattung durch dieselben, eine fünfzehnjährige Sonnenfinsterniß herrschen; nach unsern Begriffen ein sehr unglückliches Verhältniß für lebende Wesen, indem das schwache Licht der Trabanten nur geringen Ersatz in der langen Nacht bietet. Wie kämen wir aber dazu, über das Glück oder Unglück solcher Wesen nach unsern Begriffen absprechen zu wollen? können doch just Naturverhältnisse, mit denen wir nur schauerliche Bilder zu verbinden vermögen, in der Wirklichkeit die herrlichsten Anstalten zu Glück und Lebensfülle seyn.

Am Uranus sehen wir nichts als eine kleine runde, gleichförmig beleuchtete Scheibe, ohne Ringe, Streifen oder Flecken. Wenn wir seiner ungeheuern Entfernung wegen daran verzweifeln müssen, über seine physischen Verhältnisse je große Aufklärung zu erhalten, so erwächst uns bei den vier sogenannten ultrazodiakalischen Planeten aus ihrer Kleinheit ein gleich großes Hinderniß. Einer derselben, Pallas, hat für den Beobachter ein nebelhaftes Ansehen, was auf eine ausgedehnte, dunstige, wegen der geringen Schwere einer so kleinen planetarischen Masse sehr diffuse Atmosphäre deutet. Diese geringe Schwere ist es auch ohne Zweifel, was diese vier Himmelskörper vorzugsweise charakterisirt. Ein Erdenbewohner, der auf einem derselben stände, könnte mit Leichtigkeit sechzig Fuß hoch springen und fiele nicht härter nieder, als wenn er auf der Erde drei Fuß hoch gesprungen wäre. Auf solchen Planeten kann es immerhin Riesen geben, und die ungeheuren Thiere, welche bei uns zur Ausgleichung ihres Gewichts des stützenden Wassers bedürfen, könnten dort auf trockenem Boden leben.

Zum Schlusse dieses Abschnitts versuchen wir es, den Lesern die relativen Größen der Planeten und ihre Entfernungen von der Sonne und unter sich anschaulich zu machen. Man wird sich darnach überzeugen, daß es unmöglich ist, ein übersichtliches Planetarium zu konstruiren, auf welchem die Momente der Größen und der Entfernungen zugleich berücksichtigt sind. Mitten auf einer Ebene steht eine Kugel von zwei Fuß Durchmesser, welche die Sonne vorstellt. Merkur gleicht dann einem Senfkorn und seine Bahn einem Kreise von 164 Fuß Durchmesser. Venus steht, in der Größe einer Erbse, auf einem 281 Fuß im Durchmesser haltenden Kreise, die Erde, in derselben Größe, auf einem von 430 Fuß; Mars, so groß wie ein Stecknadelkopf, befindet sich auf einem Kreise von 651 Fuß; Juno, Ceres, Vesta, Pallas sind Sandkörner, welche Bahnen von 1000 — 1200 Fuß Durchmesser beschreiben. Jupiter steht, als Pomeranze von mittlerer Größe, auf einem Kreise, der fast eine halbe englische Meile Durchmesser hat, Saturn, als kleine Pomeranze, auf einem, der vierfünftel Meilen mißt. Uranus endlich, eine große Kirsche oder kleine Pflaume, durchläuft einen Kreis, der über anderthalb Meilen weit ist. Noch führen wir an, wie schnell sich die Planeten auf ihren Bahnen um die Sonne nach dem Maaße ihrer eigenen Durchmesser bewegen. Merkur beschreibt einen Raum, der seinem eigenen Durchmesser gleich kommt, in 41 Sekunden, Venus in vier Minuten 14 Sek., die Erde in 7 Min., Mars in 4 Min. 48 Sek., Jupiter in 2 Stunden 56 Min., Saturn in 3 Stunden 13 Min., Uranus in 2 Stunden 16 Minuten.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Wir wissen, wie Susanne die Zumuthung ihres Vaters aufnahm. Endlich entschloß sich dieser, sich so tief zu demüthigen und der Tochter Alles zu entdecken, sein Schicksal in ihre Hand zu legen. Nachdem er eine Nacht — der lezten eines verurtheilten Verbrechers nicht unähnlich — durchwacht hatte, trat er den schweren Gang nach ihrem Zimmer an. Die Thüre war verschlossen; er klopfte, er rief — keine Antwort. In der Angst seiner Seele lief er zum jungen Warner, allein auch dessen Zimmer war verschlossen. Der Gedanke, sie könnten zusammen auf einem frühen Spaziergange seyn, mäßigte seine Unruhe ein wenig; doch bald stieg diese wieder, und als nach Verlauf einer Stunde weder Susanne noch Warner sich sehen ließ, befahl er, die Thüre seiner Tochter mit Gewalt zu öffnen. Man kann sich vorstellen, welch ein Schreck den Unglücklichen ergriff, als er das Gemach leer, das Bett unbenuzt und auf dem Tische einen Brief fand, mit dem vollen Ausschluß über das schreckliche Ereigniß, das ihn dem doppelten Schmerze eines entehrten Staatsbeamten und eines verwaiseten Vaters hingab.

Berg erschien zur gewöhnlichen Stunde. Der General hatte gezittert vor dem Eindruck, den die Nachricht auf ihn machen würde, und er hatte nicht zu viel gefürchtet. Mit verbissenem Grimm hörte der Adjudant seines Vorgesezten Bericht und war nahe daran, alle Schranken zu durchbrechen. „Noch ist nicht Alles verloren," sagte endlich der unglückliche Vater, „vielleicht ist es möglich, ihre Spur zu finden und sie einzuholen." Aber mit Bitterkeit entgegnete Berg: „Es wäre nicht gerade der Gegenstand meiner Ambition, meine Frau einem Andern abzujagen; ich muß daher auf die Ehre, Ihr Schwiegersohn zu werden, verzichten; im Uebrigen bleibt jedoch, wie ich hoffe, unser Verhältniß dasselbe." Es lag etwas in dem Ton dieser Aeußerung, was dem General einen grauenvollen Blick in seine Zukunft eröffnete; er mußte jedoch schweigen und dulden, was er selbst über sich verhängt hatte. Eine kurze Zeit war vergangen, als Berg mit einer kleinen Geldforderung zu ihm kam; sie ward natürlich gewährt, und bald wiederholt, und verdoppelt und abermals wiederholt. Die Lage des alten Mannes war in der That entsezlich; die Forderungen seines bösen Dämons nahmen in einem Grade zu, daß sie nach und nach seine Hülfsquellen überschritten. Endlich sah er sich durch ein Avancement von der täglichen Gegenwart dieses Menschen, den er jezt ganz durchschaute, befreit; aber seine Lage ward dadurch nur um ein Geringes verbessert. Der Leser wird mir die unerfreuliche Darstellung der Einzelnheiten gern erlassen; Berg war ein Spieler, daher war der Abgrund, in welchen jede Beihülfe fiel, unermeßlich; er ward immer unverschämter und überschäzte in seinen Forderungen die Kräfte des Generals bei weitem. Je höher aber des Leztern Verlegenheit stieg, je schwärzer erschien ihm das Vergehen seiner Tochter, die ihn, wie er meinte, allein hätte retten können, und der er mithin sein ganzes Elend zu danken habe. Eine Urlaubsreise des Majors nach Westphalen verschaffte dem General auf einige Monate Ruhe. Im Sommer kam Berg zurück, doch ohne Geld zu verlangen; er verkehrte viel mit reichen jungen Leuten der Hauptstadt, die er zu Hazardspielen aller Art verführte. Zu Anfang Winters kam er plözlich mit einer ungeheuren Forderung zum General, die ihm dieser rund abschlagen mußte. Berg sagte, er wolle noch einen Versuch machen, ob er ohne seine Hülfe bestehen könne, und ihm dann unumwundenen Bescheid bringen. Zwei Stunden darauf kam er wieder, halbberauscht und sichtlich von den heftigsten Leidenschaften bewegt. Er erneute und verdoppelte seine Forderung, und verlangte auf das Bestimmteste augenblickliche Befriedigung. Bleich und zitternd vor Angst und Zorn, sprach der General von seinen zerrütteten Vermögensumständen, von der völligen Unmöglichkeit, auf der Stelle eine solche Anschaffung zu machen, und dergleichen mehr. Die fernern Details der Unterhaltung sind mir unbekannt geblieben; allein in der nächsten Stunde war Berg beim Minister — der Würfel war geworfen.

Es war Abend und noch summte die Glocke des nahen Kirchthums vom achten Schlage, als Albrecht und Susanne vor dem Thore seines Hauses anhielten. Die Pforten wurden aufgerissen und der Wagen rasselte in den hellerleuchteten Thorweg hinein. Vom plözlichen Lichtglanz geblendet, rieben die Kinder sich die Augen; Susanne wollte jedes derselben an eine Hand nehmen, um die Treppe hinaufzusteigen; aber sie war so heftig bewegt, daß sie hastig nach des Vetters Arm griff und von ihm geführt dem Vorzimmer zuwankte. Ehe er eintrat, drückte er ihr noch einmal die Hand und sah ihr mit der zärtlichsten Liebe ins Gesicht; sie konnte vor Thränen den Blick nicht sehen. Im ersten Salon befahl er den Leuten, draußen zu bleiben, sezte Susanne auf einen Divan und eilte ins Kabinet seiner Mutter. „Ist sie mit Dir?" fragte diese nach dem ersten Gruße. — „Sie erwartet Dich," erwiderte er. — „O Gott!" sagte sie gerührt, „das arme Kind wird noch viele Leiden zu tragen haben; der Vater will sie nicht sehen, will nichts von ihr wissen." — „Der Tyrann!" rief Albrecht und knirschte mit den Zähnen. Dann ergriff er die Hände der ehrwürdigen Frau, drückte sie an seine Lippen und bat: „Sey Du ihr eine Mutter!" — „Ja, das will ich," sagte die Gräfin; „führe sie zu mir."

Das Wiedersehen war erschütternd; wie konnte es anders seyn? Tante und Nichte weinten viel bittere

Thränen, doch war besonders Susanne in der leidenschaftlichsten Aufregung. Krampfhaft drückte sie der Gräfin Hände an ihre Brust, sah sie fragend an und konnte durchaus nicht Worte finden für das, was ihr auf dem Herzen lastete. Endlich sagte die Tante: „Dein Vater ist gesund, mein Kind.“ — „Das war es nicht allein,“ nahm Susanne das Wort; „aber weiß er, daß ich hier bin?“ — „Noch nicht, liebe Susanne,“ antwortete die Gräfin; „und wie sollte er es auch wissen? ich denke, wir sagen es ihm auch noch nicht; er hat der Unruhe und Aufregung genug; morgen ist noch immer Zeit.“ — „O Tante!“ rief Susanne aus, „daß ich Sie wieder sprechen höre, Ihre geliebte Stimme! wie lange habe ich mich darnach gesehnt, und nun so — so —“ — Thränen erstickten ihre Sprache, doch nach kurzer Pause fuhr sie plötzlich fort: „Darf ich Ihnen die Kinder zeigen?“ — „Deine Kinder!“ rief die Gräfin erschrocken; „sind die mitgekommen? Mein Gott! was werde ich mit denen anfangen? als was soll ich sie vorstellen?“ — Susanne sah sie groß an. — „Als das, was sie sind,“ erwiderte sie ernst; „oder wenn Sie die Kleinen nicht bei sich aufnehmen können, so werden Sie erlauben, daß ich mit ihnen in ein Wirthshaus ziehe.“ — „Nicht so, Susanne, nicht so!“ entgegnete die Tante; „verzeihe die augenblickliche Schwäche; es überraschte mich. Sonst habe ich mein Herz vor Gott gedemüthigt, habe in diesen schweren Zeiten erkannt, was Rang und weltliche Ehre ist, und mir fest vorgenommen, mit milden Augen auf Dich und die vergangene Zeit zu sehen. Ihr wohnt bei mir, und wenn Du die ganze Familie Warner mitgebracht hättest,“ — Bei den lezten Worten klopfte sie ihr fast scherzend die glühenden Wangen, und Susanne zwang sich, eine etwas bittere Antwort zu unterdrücken; denn die sichtliche Verlegenheit der Gräfin über die Anwesenheit der Kleinen hatte sie gereizt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Spekulationsgeist. Die Börse.

Wir leben in einem höchst spekulativen Zeitalter, und hier, wie in England, wo sich der Gewerbfleiß frei regen kann und durch keine alterthümlichen Fesseln gehemmt wird, folgt eine große Spekulation auf die andere. In England zeigt sich dieser Geist hauptsächlich in Eisenbahnen, Dampfschiffen und Wagen u. s. w. In diesem Fache ist man in Frankreich nicht so weit fortgeschritten; allein man geht damit um, und gewiß werden keine drei Jahre vergehen, ohne daß wir auch hier merkwürdige Anlagen dieser Art sähen. Von Paris nach Havre, dem jezigen größten und regsamsten Hafen Frankreichs im atlantischen Meere, wird sicher entweder eine Eisenbahn, oder ein Kanal angelegt werden. Das Kürzeste wäre, dünkt mich, gewesen, die Krümmungen der Seine, welche von hier bis Havre die Schifffahrt so sehr verlängern, durch gerade Verbindungslinien abzuschneiden; allein daran denkt Niemand; auch ist die Seine im Sommer sehr niedrig und würde daher nur für Boote schiffbar seyn. Aber auch die Eisenbahnen haben ihre Schwierigkeit. In Frankreich verarbeitet man das Eisen nicht so leicht und gut, als in England, und eine Strecke, wie die zwischen Paris und Havre, ist auch in England noch nicht mit Eisen belegt worden. Wahrscheinlich wird noch viel davon geredet werden, ehe man Hand ans Werk legt; aber zulezt wird doch etwas geschehen, und in Frankreich arbeitet man rasch. Paris bekommt ja jezt ein Entrepot, oder eine Niederlage von zollbaren Waaren. Es wird rüstig daran gebaut. Ist diese Anstalt einmal im Gange, so hat die Stadt ein doppeltes Interesse, die Herbeischaffung der in Havre gelandeten Waaren zu erleichtern, und dann wird auch gewiß mehr geschehen, um durch Eisen und Dampf diesen Zweck zu erreichen. Kämen ähnliche Verbindungsmittel zwischen Paris und Straßburg, zwischen Paris und Brüssel zu Stande, so hätten auch andere Länder den Vortheil zu genießen. Vielleicht kommt es noch zu allem diesem, wenn die Völker klug bleiben und nicht um politischer Glaubensbekenntnisse willen sich die Annehmlichkeiten des Friedens verderben. — Da von Spekulationsgeist hier die Rede ist, muß ich noch einer Aeußerung desselben und deren Folgen erwähnen, welche auch außer Frankreich Aufsehen erregt haben. Bei dem Schwanken des Werthes der Staatspapiere, der sich nicht nach den Reden der Staatsmänner und Staatszeitungen, sondern nach den Staatsbegebenheiten richtet, wird es bei manchen Personen, sogar bei Frauenzimmern, zur Leidenschaft, auf das Steigen oder Sinken derselben im Laufe des Monats zu spekuliren, und daher geht es auf der Börse, dem Tummelplatze der Spekulanten beider Geschlechter, auch immer sehr lebhaft zu. Dieses Spekuliren verbieten zu wollen, wäre unmöglich und noch dazu abgeschmackt; denn so lange die Regierungen Lotterien begünstigen, können sie es keineswegs übel nehmen, daß man auch auf etwas Anderes spekulirt, als auf Loose, und was sind die Begebenheiten, welche die Staatspapiere zum Fallen und Steigen bringen, anders, als Loose aus dem großen Glücks- und Unglückstopfe, den das Schicksal beständig anfüllt? Bekanntlich hat man dieser Börsenfortuna einen schönen Tempel in Paris gebaut, schöner, als die meisten Pfarrkirchen, und seitdem dieser Tempel es Jedem so leicht macht, sich in das Börsengewühl zu mischen, hat es vielen Personen, welche aus dem Glückstopfe ein gutes Loos zu bekommen hoffen, angenehm gedünkt, selbst oben von der Gallerie herab den politischen Thermometer zu überschauen und zur Stunde zu erfahren, ob sie arm oder reich werden. Oben um den Börsensaal läuft nämlich eine breite Gallerie, wodurch man zu den Sälen des Kommerztribunals, des Fallissements- und Concourssaales u. s. w. gelangt, und die als eine zweite Börse angesehen werden kann, so bequem und schön ist sie eingerichtet. Diese Gallerie kann Jedermann besuchen, und es fehlt daher auch nimmer an Zuschauern, welche sich eine Zeitlang an dem unten im Börsensaale beständig herrschenden Gewühle, Gesumse und Ausrufen der fallenden oder steigenden Kurse weiden, oder es als Theilnehmer mit Herzklopfen bemerken und verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. December 1833.

Meine Habe sind Gedanken, Worte sind es, Töne sind's;
Wenn sie dir gefallen, horche! wenn sie dich ermüden, flieh!

Platen.

Gaselen.

Hoffnung.

Nie sinke so dahin dein Muth, als ob nichts mehr zu retten wäre,
Ob auch gefesselt deine Kraft von Krankheit und von Ketten wäre.
Nie thürmet sich des Meeres Fluth so hoch, so ungestüm empor,
Daß durch den goldnen Sonnenstrahl sie nimmermehr zu glätten wäre.
Ein Spiel ist nie so hoffnungslos, daß nicht noch möglich ein Gewinn,
Kein Roß so schlecht, daß gar nichts mehr auf seinen Sieg zu wetten wäre.
Es kann ein unbeachtet Haupt mit Gold und Lorbeer prangen noch,
Wenn es auch jezt zum Hohn geschmückt mit einem Kranz von Kletten wäre.
Das Haupt, darauf des Glückes Gott sein mächt'ges Siegel hat gedrückt,
Ist sicher, ob es auch bedroht von tausend Bajonetten wäre.
Wer in dem Buch des Lebens steht und deß sich in der Brust bewußt,
Schläft furchtlos an des Aetna Rand, als ob's in Flammenbetten wäre.
Dieß ist des Dichters frommer Spruch, der längst schon des Verderbens Raub,
Wenn Himmelsmächte seine Noth nicht stets gewendet hätten, wäre.

Lebensmuth.

Das Leben will gewaltig kühne Ritter,
Die aufrecht stehn in Sturm und in Gewitter,
Die starken Herzens, in des Todes Nähe
Ein fröhlich Lied anstimmen noch zur Zither.
Denn wenig Rosen bringt das Feld entgegen;
Mit Disteln mehrt das Tagwerk es dem Schnitter,
Und will er Abends von der Arbeit rasten,
Ist oft sein Labetrank wie Galle bitter.
Wer nicht geheime, tiefre Schätze ahnet,
Den dünket Alles Tand zu seyn und Flitter;
Und jedem, der ihm auf dem Weg begegnet,
Weicht scheu er aus, wie einem Leichenbitter.
Drum Männer heischt die Welt, die nicht der Trauer
Nachhängen hinterm trüben Klostergitter,
Die tapfer selbst die Heldenlanze schwingen,
Wovon der träge Mönch verehrt den Splitter.

Vorsehung.

Kennst du die Macht, die sicher des Fisches Flosse lenkt?
Die der Gestirne Ballen mit gleichem Stoße lenkt?

Nur Einer ist, der kundig ihr Maß den Wesen setzt,
Der an dem Schicksalswagen die stürm'schen Rosse lenkt,
Der, wenn die Fluren dürsten, auf eine wohlbedacht
Den Regen, auf die andre die harte Schloße lenkt.
Nicht deiner Kraft vertraue, nicht deiner List! nur Ihm,
Der in der Schlacht die Schwerdter und die Geschosse lenkt.
Beim Sturm die schwanke Leiter klimmt auf in Zuversicht,
Wem er die leichte Sohle von Sproß' zu Sprosse lenkt.
Er wählt verborgne Wege, wenn er das Spiel zum Ernst
Und tragisches Beginnen zur hohlen Posse lenkt.
Doch jener Arm ist gütig, der jedes Pilgers Pfad,
Ob er darob sich freue, ob sich erboße, lenkt.
Denn Er, der aus dem Abgrund der Liebe schuf die Welt,
Er ist es, der das Kleine so wie das Große lenkt.

Schlimme Zeit.

Ist es nicht ein trübes Leben unter so viel faden Schreiern,
Unter so viel hohlen Schädeln und so viel verstimmten Leiern?
Heim geflogen sind die Tauben, sind die schönen Goldfasanen,
Und es kreuzen in den Lüften sich die Raben mit den Geiern.
Heimwärts von des Tempels Pforten wimmelt's von betrübten Frommen,
Die verscheucht sind und geplündert von des Heiligthums Entweihern.
Alles trägt die Werktagskleider; auf dem Festland, auf dem Meere,
Auf den Inseln, in den Lüften ist verwehrt ein Fest zu feiern.
Aus der Mädchen Himmelsaugen quillt nicht mehr der Strahl der Jugend,
Alle blicken trüb zur Erde, eingehüllt von schwarzen Schleiern.
Die ein Kleid von Morgenröthe trug, die vielgeliebte Freude,
Sie verbirgt sich jezt und kehret stumm den Rücken ihren Freiern.
Eingedorrt, im Kern vernichtet ist die Schöpferkraft des Lebens;
Die Geduld, die sanfte, brütet krank sich über hohlen Eiern.
Grau, von Qualm und Dampf verdunkelt, ist das Angesicht der Sonne,
Und der Zeit erlahmter Fittig rauscht um's Haupt mir schwer und bleiern.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Albrecht wünschte von Herzen, daß diese erste Stunde glücklich vorüber wäre, konnte aber doch im Ganzen nicht anders als zufrieden seyn mit dem Empfange, welcher der Geliebten seiner Seele zu Theil geworden war. — Die kleinen Mädchen mit ihren unschuldigen Gesichtern, ihrer reinen deutschen und französischen Aussprache, der geraden Haltung und dem allgemeinen Gepräge wahrer Wohlerzogenheit, hatten bald das Herz der guten alten Dame gewonnen, und zwar in einem solchen Grade, daß sie einmal mit Thränen in den Augen zu Albrecht sagte: „Ach, könnte doch meine selige Schwester die lieben Kleinen noch sehen!"

Gleich am ersten Abend, nachdem Susanne mit den Kleinen zur Ruhe war, eilte Albrecht, seiner Mutter genauen und aufrichtigen Bericht zu erstatten über seine Bekanntschaft und sein ganzes Verhältniß mit der Cousine, wobei er nicht verfehlte, Alles, wovon er wußte, daß es ihren Werth in den Augen der Mutter erhöhen würde, mit Sorgfalt, doch ohne Uebertreibung hervorzuheben. Susannens standhafte Weigerung, ihm je ohne den Willen seiner Familie anzugehören, machte sichtlich einen vortheilhaften Eindruck auf die Gräfin, in deren Augen jedoch der Umstand, daß sie die Flucht nur als das einzige Mittel ergriffen habe, um der Verheirathung mit dem abscheulichen Berg zu entgehen, das meiste Gewicht hatte. Albrecht hatte die Freude, seine Offenheit belohnt zu sehen, indem die Mutter ihm versprach, Susannens Charakter aufmerksam zu beobachten, und wenn sie die Bürgschaft seines Glückes in demselben finde, der Verbindung nichts in den Weg zu legen. Mit nassen Augen fügte sie hinzu: „Ein Trost muß dem Kinde meiner seligen Schwester doch bleiben, wenn sie in Folge ihres Ungehorsams den alten Vater verurtheilt sieht." Albrecht wollte das Wort nehmen, aber die Gräfin legte die Hand auf seinen Mund und fügte hinzu: „Ich sage nur: in Folge; sähe ich jezt noch Schuld von ihrer Seite, ich würde nicht an ihr handeln, wie ich thue."

Am nächsten Tage, sobald es möglich war, sich Eingang beim General zu verschaffen, eilte Albrecht zu ihm, mit einem Briefe von seiner Mutter bewaffnet. Er kündigte ihm an, daß Susanne hier sey und der Erlaubniß harre, den Vater zu sehen. Ein Zug der Rührung flog einen Augenblick über sein Gesicht, ward aber eben so schnell vom Ausdruck des unbändigsten Stolzes verdrängt. „Meint sie, jezt seyen wir uns gleich? beide entehrt? Wagt sie darum, vor mir zu erscheinen? Sie irrt sich; das Unglück, in das ihr Starrsinn mich gestürzt hat, bringt mich ihr um keinen Schritt näher; ich werde sie nicht sehen!" Albrecht schauderte; er bat, er flehte, Alles vergebens. Endlich ward er so aufgebracht, daß er dem General mit glatten Worten erklärte, daß, was Susannen auch für Unfälle getroffen haben, er allein die Schuld trage und Gott danken solle, daß der Augenblick gekommen sey, sein Unrecht wieder gut zu machen. — Der gereizte General gebot dem Neffen, sich augenblicklich zu entfernen

und sich nicht mehr in die Verhältnisse zwischen ihm und seiner Tochter zu mischen.

Es war ein fürchterlicher Auftrag, Susanne von dem Resultat dieser Scene zu benachrichtigen. Da es indeß unmöglich war, ihr die Weigerung des Vaters zu verhehlen, so entschloß sich die Gräfin, die traurige Pflicht zu übernehmen. Trotz der schonendsten Ausdrücke, in welche sie diese Weigerung einzukleiden strebte, fiel Susanne doch wie vernichtet vom Stuhl auf die Knie, rang in Verzweiflung die Hände und rief: „Tante! Tante! ich hätte den Vater nicht verlassen sollen! ich bin Schuld an Allem! Gott, verzeihe mir! ach Gott, verzeihe mir!“ Susannens Zustand war schrecklich. Nichts vermochte ihr Trost zu gewähren, weder die Tante, noch Albrecht, selbst die Kinder nicht, und erst spät gelang es ihr, sich wieder zu fassen.

So waren zwei Monate vergangen, Susanne blieb fortwährend traurig, und diese Traurigkeit bedeckte auch Albrechts Seele wie ein Schatten, der jeder Freude ihren Glanz nahm. Ihm blieb indeß die tröstende Gewißheit ihrer ungeschwächten Liebe, denn die hätte sich im Sonnenstrahl der Freude nicht deutlicher zeigen können, als in der Thränenwolke, deren Regenbogen sie war. Er fing auch allmählig wieder an, seinen alten Gewohnheiten nachzugehen; sein Onkel stand ihm nicht so nahe, daß dessen Prozeß ihn von allem Umgang hätte ausschließen müssen. Nach und nach machte er wieder Besuche bei den genaueren Bekannten, und bei einem derselben erneuerte Albrecht zufällig die Bekanntschaft eines etwas leichtsinnigen jungen Mannes, des Grafen Alexander S., der, eben in den Besitz eines bedeutenden Vermögens getreten, den lebhaften Wunsch zu hegen schien, einen Theil desselben Andern zufließen zu lassen, indem er, wo es nur irgend thunlich war, zum Ecarté aufforderte und fast immer unglücklich spielte. Albrecht war eben kein sonderlicher Freund dieses Modespiels; da jedoch ein paar hübsche junge Damen, die nicht abgeneigt schienen, ihn oder den andern jungen Grafen für sich zu gewinnen, geradezu den Wunsch äußerten, für und wieder Graf Albrecht zu wetten, so nahm er aus Höflichkeit die Aufforderung an, und auch er gewann einen Thaler nach dem andern. Als darauf ein neuer Spieler ihn ablöste, veranlaßte ihn der ungewöhnliche Glanz einer der gewonnenen Münzen, dieselbe näher zu betrachten. Das Gepräge war ihm nicht bekannt und der Glanz der Neuheit ward noch auffallender durch die Jahrszahl 1781. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieß die Jahrszahl sey, womit, nach der Aussage des Bauern in Barnau, die von ihm in die Kasse gelieferten Thalerstücke bezeichnet waren. Als Graf Alexander den Kartentisch verließ, fragte ihn Albrecht gleichgültig: „Wo hast Du das Geld her, das ich Dir eben abgewonnen habe?“ Dieser ward blutroth und erwiderte kurz, er wisse es nicht. „Alexander,“ sagte jener, „Du weißt es gewiß; besinne Dich nur einen Augenblick.“ — Halb scherzend, halb beleidigt entgegnete der Bedrängte: „Bist Du mir zum Sittenrichter bestellt?“ — Albrecht erwiderte: „Nein gewiß nicht; aber glaube mir, ich habe eine sehr ernsthafte Ursache, Dich darnach zu fragen, und es ist nichts weniger als Neugierde, was mich dazu treibt.“ — „Nun, wenn das ist,“ sagte Alexander, „so magst Du es auch wissen; ich wünsche nur, daß Mama es nicht erfährt. Wir spielten neulich Pharo bei X., da habe ich's von Berg gewonnen.“ — „Bitte, wenn Du ihn wieder triffst, so thue mir den Gefallen, ihn zu fragen, von wem er das Geld hat; Du begreifst, daß ich mich nicht selbst an ihn wenden kann.“ — Auf die oberflächliche Frage des jungen Mannes, in der nichts als Neugierde zu liegen schien, gab Berg einen Juden im Westphälischen an, bei dem er die Münzen eingewechselt habe; allein bei näherer Erkundigung an dem bezeichneten Orte fand sich daselbst kein Jude des Namens vor. Albrecht hielt es für seine Pflicht, der Kommission in Barnau, zu welcher er nicht mehr gehörte, den ganzen Hergang der Sache zu berichten, und in Folge davon ward die kompetente Behörde sogleich ersucht, den Major v. Berg zu befragen, von wem er die Münzen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Barnauer Amtskasse entwendet seyen, erhalten habe, um dann durch ferneres Nachforschen wo möglich die einzige Spur zu verfolgen, die zur Entdeckung des Thäters führen könnte. Auf Verlangen der Kommission vor Gericht geladen und befragt, erwiderte Berg trotzig: er habe zwar Niemanden Rechenschaft darüber abzulegen, um jedoch den Herrn Kommissionsräthen gefällig zu seyn, wolle er gestehen, daß er dieses Geld vor längerer Zeit im Spiele gewonnen habe. Albrecht fand in diesen widersprechenden Antworten Verdachtsgrund genug, um sich eine Audienz beim Justizminister zu erbitten, welche zur Folge hatte, daß er den Befehl erhielt, nach Barnau zurückzukehren und der Untersuchung aufs Neue seine Thätigkeit zu widmen. Diensteifer und Hoffnung erleichterten ihm den Abschied von der Mutter und Susanne, und schon am nächsten Tage eilte er zum drittenmale nach Barnau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, December. *)

Die Homöopathie.

Regen, Nebel, nasse Abende, dazwischen Homöopathie, die beendete italienische Oper, das sistirte Eisenbahnprojekt, das Institut der Schiedsmänner, der Oberbürgermeister mit den hadernden Stadtverordneten, das sind die Dinge, welche unsere

*) Wir werden in Zukunft unsere verschiedenen Berliner Korrespondenten mittelst verschiedener Zeichen unterscheiden.

Aufmerksamkeit erregen und uns den Schnupfen zuziehen. In lezterer Hinsicht kenne ich Ihr Klima und weiß, daß es bei Ihnen nicht besser ist; in ersterer gebe ich Ihnen am Kamine folgende Auseinandersezungen.

Die Sache der Homöopathie war für Berlin noch neu, als sie längst in Sachsen ihre härtesten Kämpfe bestanden und ihre besten Triumphe gefeiert hatte. Für uns existirte sie lange Zeit in einer mehr belachten, als gefürchteten Zurückgezogenheit, man hörte von außen sehr viel über sie und zeigte auf den Medizinalrath Stüler, um auch uns von ihr einen Begriff zu geben. Die Aerzte nannten Stülers verlornen Siz im Medizinalkollegio eine gerechte Strafe des Apostaten, das Publikum hielt denselben Verlust für die erste Erfahrung, welche ihn zum Märtyrer stempelte. Die Siechen holten sich seinen Rath, den er mit der gewissenhaftesten Uneigennüzigkeit ertheilte; sein mildes, freundliches Wesen schreckte selbst jene Versucher ab, die sich eine leichte Krankheit andichteten, um sich wirklich von jenen mährchenhaften kleinen Pülverchen zu überzeugen. Damals sprach man von der Homöopathie wie von einer alten Frau, welche den Kindern steife Hälse einrenkt, wie von der fixen Idee eines Mannes, welcher eine Stelle verloren hatte, kurz, wie von einer kleinen, unscheinbaren Sache, welche mit dem nächsten Frühlinge vielleicht aufzuleben vergessen könnte. Wie ist das jezt alles anders geworden! Die Aerzte lärmen, weil ihre Geheimnisse profanirt sind, deren Wirksamkeit in Zweifel gesezt, ihrer Existenz das Messer an die Kehle gesezt ist. Die Apotheker schreien, um sich hörbar zu machen, um aller Welt zu zeigen, daß sie noch nicht dem Erdboden gleichgemacht sind, daß sie noch existiren und mit ihnen die Latwergen, die Dekokte, das Misce cum diligentia und das seit den Griechen und Römern ebenso kostbare, als widrige: Alle Stunden zwei Eßlöffel voll! Wer wollte es diesen Leuten verdenken! Es handelt sich um einen totalen Ruin, um die Ehre oder Schande einer zwanzigjährigen Praxis, um die fixen Gehalte des genußreichen Hausdoktorats, um die Nothwendigkeit, einen alten, vertrockneten, denkensmatten Kopf mit neuen Erfahrungen, Lehrsäzen und einem ganz frischen Systeme anzufüllen. Und was die Milchbrüder der Aerzte, die Apotheker, betrifft, wer wird sie des Schwures entbinden, welchen sie einst auf die Pharmacopoea borussica ablegten? wer die 80,000 Thaler ersezen, welche sie für ihr Privilegium von ihrer Freundschaft oder von reichen Schwiegereltern geliehen? was sollen sie von einer Zukunft erwarten, welche die Apothekerei aus dem Bereiche der Wissenschaften streichen und aus ihr nichts als den verklungenen Namen einer längst vergessenen, alten Marktschreierkunst machen will? Unter solchen Umständen läßt es sich entschuldigen, wenn sich die Bedrohten mit Händen und Füßen sträuben, wenn sie Alles aufbieten, um ihre Rezepte, ihre Retorten, ihre Privilegien, ihre Zukunft zu sichern.

Woher diese schnelle Veränderung? Die Allopathen wissen selbst nicht, wie sie sich solche erklären sollen; sie reden von Mysticismus, Demagogismus, von einem ansteckenden Neuerungsmiasma, von Bestechungsgeldern, von einer homöopathischen Propaganda, welche ihren Foyer in Köthen haben soll, kurz von allen Dingen, welche der Verzweiflung und dem Sykophantismus im Augenblicke zu Gebote stehen, nur von der Cholera und dem Publikum nicht. Die Cholera war es aber, welche den Glauben an die approbirten Aerzte vernichtete, welche die Autorität des Hippokrates stürzte und das Publikum für eine Wissenschaft gleichgültig machte, die ihm im Augenblick der Gefahr nicht helfen konnte. Damals hätte sich die öffentliche Theilnahme jedem andern Systeme des körperlichen Heils zugewandt, es brauchte gerade die Homöopathie nicht zu seyn. Aber diese lag vor, sie suchte das verwittwete Interesse zu gewinnen, und so wurde bald aus einem Geheimnisse eine Sache der besprochensten Oeffentlichkeit. Stüler erhielt einen Succurs von Gehülfen, und sie hatten alle vollauf zu thun. Die Einen, welche sich an sie wandten, waren wirklich krank, die Andern wollten nur experimentiren, und sie wurden Alle gesund, entweder von ihren Zweifeln, oder von ihren Gebrechen.

(Die Fortsezung folgt.)

— Paris, December.

(Beschluß.)

Die Frauen an der Börse.

Auf dieser Gallerie haben die spekulirenden Frauen ihren Siz aufgeschlagen, und wer diese Versammlung zum erstenmale sieht, staunt über den Anblick all dieser weiblichen Gestalten, wovon einige mit philosophischem Gleichmuthe ihre Handarbeit sizend verrichteten, indeß andere, stehend und unruhig umherschauend, schon durch ihre Miene andeuten, daß ihnen die unten vorgehende Bewegung in den Staatspapieren keineswegs gleichgültig sey. Indessen sieht man doch wenig Damen aus den reichen Ständen. Die meisten sind Frauenzimmer, die von ihrer Handarbeit oder vom Kleinhandel zu leben scheinen, oder eine kleine Rente beziehen; auch sind sie meistens schon über die Jugend hinaus. Die jungen denken wenig an den Glückstopf der Börse und suchen ihr Heil in einer andern Lotterie, wo es auch der Nieten nur zu viele gibt. Es scheint, die Zahl der spekulirenden Frauen hatte sich so sehr gehäuft, daß es zulezt den Präsidenten des Handelsgerichts, welcher mit der Polizei im Börsensaale beauftragt ist, verdroß und er Befehl gab, diese Versammlungen weiblicher Spekulanten aufzuheben. Nun hat es gleich in den deutschen Zeitungen geheißen: man hat in Paris den Damen verboten, an der Börse zu spekuliren, und sie auf ihre Haushaltung verwiesen. Allein solch ein Verbot würde wenig bedeuten; denn ist die Frau Eigenthümerin irgend eines Vermögens und braucht sie Niemand über die Verwendung desselben Rechenschaft abzulegen, so kann sie es so gut in Börsenspekulationen anlegen, als irgend ein Mann; wollte man ihr den Zutritt zur Börse verwehren, so würde sie dieß doch nicht abhalten, durch einen Wechselagenten so viel Geld auf's Spiel zu sezen, als ihr beliebte. Nun ist aber der Zutritt zur Börse den Frauenzimmern keineswegs verboten und kann es auch nicht seyn, da sie beständig, als Handelsfrauen, am Handelstribunale und im Konkurssaale so gut als die Männer zu thun haben. Das Verbot des Präsidenten beschränkt sich also auf das Beisammensizen und Rathhalten der Frauen oben auf der Gallerie des Börsengebäudes. Man glaubt aber, daß der Herr Präsident mit seinem Verbote wenig ausrichten wird; denn wenn sie nun stehend berathschlagen und sich über Börsengeschäfte und die Bewegung der Staatspapiere unterhalten, was wird er dann thun können, um sie davon abzuhalten? oder wenn sie spazierend sich ihre Besorgnisse, Hoffnung und Furcht mittheilen, soll sich dann ein Huissier, Pedell oder dergleichen unter sie mengen und sie unhöflich auseinanderstöbern? Vermuthlich soll das angebliche Verbot nur ein Wink für die Frauen seyn, sich nicht allzusehr auf der Börsengallerie anzuhäufen und dadurch die andern Neugierigen im Umhergehen zu hindern. Ich habe geglaubt, diese Erläuterung über eine in den Zeitungen vielbesprochene Angelegenheit geben zu müssen, weil man zuweilen im Auslande auf ein in Paris erschienenes Verbot sonderbare Schlüsse baut.

Og.

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. December 1833.

Pygmäen. — Haben wirklich Platz genommen,
Wissen nicht, wie es geschah.
Fraget nicht, woher wir kommen,
Denn wir sind nun einmal da!

Goethe.
Faust, 2ter Theil.

Geologische Grillen.

Vierter Artikel.

Wir haben in den bisherigen Abschnitten die vornehmsten Repräsentanten der Thierwelt der Vorzeit unbefangen gemustert, ohne dabei der Phantasie den Zügel zu sehr schießen zu lassen. Wir haben dabei die Krone der Schöpfung, den Menschen, als noch nicht existirend vorausgesezt. Wenn es uns nun aber drängt, der Wurzel der Menschheit, welche sich in der Nacht der Zeit und der Erde birgt, wenn auch nur oberflächlich nachzugraben, so ist unsere Aufgabe ungleich schwieriger und gefährlicher. Nicht nur sind wir dabei dem positiven Boden der Thatsachen fast ganz entrückt, nicht nur fliegt die Einbildungskraft, weil der Kern der Thatsachen so gar locker ist, der Gravitation entbunden, nach allen Seiten ins Weite: die Frage ist auch kitzlicher, diplomatischer. Wie man in unserer politischen Literatur chinesische und marokkanische Zustände rücksichtslos bespricht, dagegen von den Geschichten, die sich unmittelbar vor unsern Augen abspinnen, mit vorsichtiger, gewitzigter Hand schreibt: so mag man mit fossilen Schildkröten und Kaimans, mit Elephanten und Nashörnern beliebig verfahren, und ihre Stammbäume zustutzen, wie man will; aber der eigenliebige und eigenwillige Zögling der Elohim hat von seinem Herkommen gar eigene Begriffe. Allein die Art, wie man sich die aller Geschichte vorangegangenen Schicksale der Menschheit denken, wie man die, wenn auch nicht spärlichen, doch verwirrten und verwischten Spuren einer Vorzeit gruppiren und deuten will, muß einmal gleichsam dem poetischen Gefühle eines jeden überlassen bleiben, und so wird man denn auch uns unbefangen folgen, wenn wir im Nachstehenden neben Anderm aphoristisch die Frage besprechen, ob es denn wirklich wahr ist, daß in der ungeheuern, bunten Völkermaskerade nur der Kaukasier das ächte ursprüngliche Menschengesicht trägt, ob all den Sterblichen unter der Sonne der Tropen, im öden Steppenland und am starren Rande des Polarmeers physisches und sitteliches Verderbniß nur Larven angeheftet hat.

Der Mensch, sagt man gewöhnlich, ist die Krone der Schöpfung, die Frucht ihres reifsten Fleißes, die Spitze auf der Pyramide der Lebendigen. Die Natur durchlief von den untersten, einfachsten Organismen an eine Stufenleiter von immer vollkommenern, ausgebildetern, bis sie endlich in den fertigen Garten der Schöpfung ein Wesen sezte mit jenem Aufblick nach oben, mit jenem beseelten Auge, in dem sich der Gedanke des Schöpfers selbst spiegelt. Aber die Art und Weise, wie die Naturkraft in allen ihren Gebilden unter unsern Augen zu Werke geht, wie sie sich auch in der Bildungsgeschichte der Erde offenbart, spricht für nichts weniger als für diese Ansicht.

Nirgends in der Natur erscheint das Vollkommenste, das Geistigste zulezt, nirgends der Leib vor der Seele; im bebrüteten Ei sprossen nicht die niedrigen, dienenden Glieder zuerst hervor, sondern das Auge, der unmittelbare Ausfluß der Seele. Selbst im Menschengeiste kündigt sich dieses Gesetz an: in der Kunst, seiner höchsten Blüthe, durchschreitet er keine mühselige Stufenleiter, das Erhabene springt, ein Deus ex machina, ohne Mittelglieder hervor. Jene phantastische Pyramide, deren Basis aus Muschelkalk gemauert ist, während ein idealisirtes Menschenbild ihren Gipfel krönt, hat aber durch die neuen Forschungen in der Erdrinde, namentlich im ältesten Flötzgebirge, auch einen materiellen Stoß erlitten. Schon im Uebergangsgebirge treten neben den Wesen aus den niedrigsten Ordnungen schon sehr vollkommene Wasserthiere auf, und manche Spuren weisen in dieser fernen Zeit sogar schon auf Landthiere hin. Ueberall, das erkennt man deutlich, wo Leben entstehen konnte, im Wasser und auf dem Trocknen, da sproßte es auch in den mannigfaltigsten Formen; Säugethiere, die vollkommensten der Lebendigen, erscheinen schon sehr früh, jedenfalls sind vor jener großen Fluth, welche wir schon öfters besprochen haben und auch im Folgenden besprechen werden, schon alle Klassen und Familien der Thiere und Pflanzen vorhanden, und der Mensch selbst war Zeuge dieser Fluth. Und nur wenig rückwärts von dieser lezten Revolution der Erde sollte der Mensch plötzlich, nackt und hülflos, in eine Welt von Thieren gesezt worden seyn! Wenn das, was wir in einem frühern Abschnitt über die Art und Weise gesagt haben, wie sich die Arten der Thiere rückwärts in den Perioden der Erde zu simplificiren und am Ende von einer kleinen Anzahl von Urtypen ausgegangen scheinen, nicht ganz ohne Grund ist, so sieht man nicht ein, warum Alles dieß nicht auf den Menschen seine Anwendung finden sollte; und wer kann dann sagen, wann und wo ihm seine Wiege bereitet worden?

Das Wunder der Schöpfung des Menschen geht auf im Wunder alles Seyns, nur daß es, wenigstens unserm Gefühle nach, desto unfaßlicher ist, je später man ihn auf Erden sezt. Es handelt sich hier aber nicht von einer Traumgeschichte der Menschheit vom Ei an, sondern nur um wenige, freilich irre Blicke in eine nicht ferne Vergangenheit, aus der dem Menschen, dem vergeßlichen Kinde, nichts geblieben ist, als der Nachhall der Mährchen seiner Kindheit, auf deren Deutung er sich vergeblich besinnt.

Die Fackel der Geschichte beleuchtet nur eine kurze Reihe von Jahrhunderten lang ein mannigfaltiges Völkergemälde, wo sich in den Mittelgründen die Bilder am buntesten verschlingen und das Auge verwirren. Blickt es über den schwach beleuchteten, aber großartigen Hintergrund weg, so taucht es rasch in ein mattes Dämmerlicht, in welchem sich riesenhafte Schatten von mythischen Gestalten und Reihen von Königen, gleich Säulenreihen ohne Ende, in die finstere Nacht hinabziehen, und wo der Schimmer, der hin und wieder streift, gleich dem Mondlicht, geeigneter ist, die Gegenstände zu entstellen, als zu beleuchten. Der Historiker stößt indessen bald auf eine geologische Grenzmarke der Geschichte und sieht sich hier nach der leitenden Hand des Naturforschers um, der sich aber leider, gleich nach den ersten Schritten, im Falle sieht, mit dem anzufangen, womit jener aufgehört hat, mit Hypothesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Obgleich Berg sich nie bestimmt über seine Familie erklärt hatte, war es Albrecht doch gelungen, einige Nachrichten zu sammeln; namentlich hatte er gehört, daß Berg etwa fünf Meilen von Barnau, in W., eine kleine Besitzung habe, wahrscheinlich eine Erbschaft von seinen Eltern. Um nichts zu versäumen, was zur Fortspinnung des schwachen Fadens beitragen konnte, fuhr er gleich nach W., in der Hoffnung, dort einige Auskunft über die Verhältnisse des Majors erlangen zu können. Mittags stieg er in dem ersten Wirthshause, das er gewahrte, ab; eine lächelnde Wirthin führte ihn in die Gaststube, das einzige gewärmte Zimmer des Hauses. Hier saßen ein paar ehrsame Bürger mit brennenden Thonpfeifen am Kaffeetisch und schwazten über die Neuigkeiten des Tages; der Wirth aber kam dem Eintretenden mit einer Art vornehmen Anstandes entgegen und fragte nach seinem Begehren. Albrecht verlangte ein eigenes Zimmer, hatte jedoch nichts dawider, bis dieses durchwärmt wäre, in der Gaststube zu verweilen und daselbst sein Mittagessen einzunehmen. Herr Preis, so nannte sich der Wirth, sezte sich zu ihm und leitete das Gespräch mit der Art eines Mannes, dem der Verkehr mit Vornehmen und Gebildeten keineswegs fremd ist. Dem jungen Grafen war es eben um Verkehr mit den Bewohnern des Ortes zu thun, daher wies er sein Entgegenkommen nicht zurück und fand sich bald bewogen, den Reden des würdig aussehenden Mannes mit wachsendem Interesse zuzuhören. Zu seiner Verwunderung war dieser in allen neuern Welthändeln vollkommen zu Hause, hatte seine eigenen liberalen Ansichten und sprach sie mit Geist und Einfachheit aus.

Im Laufe des Gesprächs überzeugte sich Albrecht auch, daß der Mann nicht nur ein großer Liebhaber der Botanik sey, sondern auch sehr schöne Kenntnisse darin besitze. Er konnte sich nicht enthalten, seine Verwunderung an den

Tag zu legen, nicht nur, daß er an einem so kleinen Ort einen so ungewöhnlichen Gastwirth finde, sondern mehr noch darüber, daß Herr Preis sich nicht seinem Lieblingsfache gewidmet habe, in welchem er gewiß eine sehr ehrenvolle Stufe würde errungen haben. „Herr Graf," erwiderte der Wirth, „der Mensch thut wohl, auf dem Platze zu bleiben, den ihm die Vorsehung angewiesen hat. Ich habe in meinem langen Leben viele Beispiele theils selbst erlebt, theils erzählen gehört, daß es dem Menschen nie wohl geht, wenn er das Haus seiner Väter verachtet. Ich befinde mich hier in meinem Erbe wohl und habe überdieß manche Gelegenheit, Gutes zu thun. Das Wirthshausleben gereicht in so manchen Orten den jungen Leuten zum Verderben, hier nicht: es ist mir gelungen, unsern Flecken vor solchem Unglück zu bewahren. Ich wache stets über die Erholungen unserer Jugend, halte sie von Ausschweifungen ab, dulde kein hohes Spiel und weiß es doch dabei so einzurichten, daß fast kein Mensch im Orte ist, der nicht sein Glas Wein am liebsten bei Preis trinkt. Leider haben wir auch hier ein paar traurige Beispiele erlebt, wie schlecht es ablaufen kann, wenn Jemand über seinen Stand und über seine Erziehung hinaus will. So hatte mein Nachbar, ein Lohgerber, zwei Jungen; zwar sagte die böse Welt, es seyen nicht die seinen, er gebe nur gutmüthig den Namen her zur Frucht des Umgangs seiner Frau mit einem großen Herrn, der jezt gestorben ist; kurz, die Knaben wurden beide in eine Militärakademie gesteckt und waren bald Offiziere. Dem Einen riß in der Schlacht von L. eine Kanonenkugel beide Beine weg; der Andere — nun ja, der lebt noch, ist auch Major geworden, aber — es wäre eben so gut, die Kanonenkugel hätte sich auch seiner erbarmt; — er taugt nichts." — „Wie heißt der Lohgerber?" fragte Albrecht gespannt. „Berg," erwiderte der Wirth; „das da drüben war sein Haus, aber der Sohn hat es im vorigen Frühjahr veräußert." — „So war Major Berg im vorigen Frühjahr hier?" fragte Albrecht; „vielleicht um die Zeit, als in Barnau die Kasse geraubt ward?" — „Damals litt er gerade am Fieber, und ich brauchte mich einige Tage nicht über ihn zu ärgern," antwortete Preis; „denn sehen Sie, der Mensch — Sie kennen ihn wohl — kann nicht leben ohne Karten, und wollte mir alle jungen Leute zu unerlaubten Spielen verführen, und das ist es, was ich ihm nie verzeihen kann."

Albrecht drückte dem braven Alten herzlich die Hand und bat, ihm noch zu sagen, ob Berg damals lange in der Gegend gewesen sey, worauf jener berichtete, daß er, kaum vom Fieber genesen, den Ort verlassen und den Erlös des Hauses mitgenommen habe; hoffentlich werde er künftig den Ort mit seinen Besuchen verschonen. Albrecht ging auf sein Zimmer, um Alles, was er gehört hatte, reiflich zu erwägen; aber es war doch nur von geringem Gewicht und konnte selbst in seinen eigenen Augen den Verdacht nicht rechtfertigen, den er gegen Berg in sich aufkeimen fühlte. Er fuhr indessen fort, wo er konnte, Erkundigungen einzuziehen, die aber zu keinem andern Resultat führten, als daß Berg und sein Bruder die übrigen Knaben des Orts immer mit einer gewissen Geringschätzung behandelt hatten, als wären sie höhern Standes; nur mit Einem, dem Sohne eines Kaufmanns, Namens Schneider, hatten sie eine Ausnahme gemacht; dieser schien im Gegentheil immer einen großen Einfluß auf die beiden Brüder zu haben, der sich jedoch in späterer Zeit nur auf Franz Berg, den jetzigen Major, erstreckte. Ueber dem Reichthum des alten Schneider schien ein Geheimniß zu walten; man hatte ihn ziemlich allgemein im Verdacht eines beträchtlichen Schleichhandels; aber Niemand hatte den Beruf gefühlt, diese Sache näher zu erforschen. Franz Berg und Michael Schneider (so ward der Sohn genannt) wurden immer unzertrennlicher und gaben sich, da die Väter ihnen freien Spielraum ließen, zügellos den wildesten Knabenfreuden hin. Ja selbst, nachdem Franz auf die Militärschule gesandt war, schien bei jedem Urlaub das Band der Freundschaft zwischen diesen beiden Knaben noch enger zu werden. Zum Mannesalter gelangt, gab jedoch Michael Schneider seine wilden Vergnügungen ganz auf; wenn nicht Handelsreisen seine Abwesenheit von W. erheischten, lebte er ruhig zu Hause, erwarb sich die ungetheilte Achtung seiner Mitbürger und suchte sogar den Freund, der ihn auch nach dem Tode seiner Eltern häufig besuchte, von seiner heftigen Spielsucht zu heilen, indem er wenigstens in seinem Hause deren Befriedigung durchaus nicht duldete. Nur bei dem allerlezten Besuche des Majors schien es, als ob die Freundschaft einen Stoß erlitten habe, wo nicht gänzlich gebrochen sey; sie hatten sich in der lezten Zeit fast gar nicht mehr gesehen und waren dann, wie es hieß, in Folge eines heftigen Wortstreits, dessen Veranlassung Jedem ein Geheimniß war, ohne Abschied von einander gegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Raupachs Nibelungenhort.

Unserer Bühne ist mehreres Heil widerfahren. Dahin gehört manch neues Lustspielchen, die Aufführung des „Kalifen von Bagdad" von Boieldieu, und besonders die beliebte Marschnersche Oper: „Der Templer und die Jüdin." Madame Schröder-Devrient war, wie immer, eine besondere Zierde auch dieses Stückes.

Am 2ten November wurde zum ersten Male „der Nibelungen Hort," mythische Tragödie in fünf Akten, nebst Vorspiel, von Raupach gegeben. Der bühnenkundige Dichter

hat in der That viel geleistet, um das Unmögliche möglich zu machen; allein der viel zu reiche und viel zu widerstrebende Stoff bot doch auch seiner Gewandtheit unübersteigliche Hindernisse. Zum wahrhaften Genusse des Liedes der Nibelungen gehören durchaus alle Eigenthümlichkeiten der Darstellungsweise und sogar der alten Sprache. Es muß ihm ein sorgsames Studium von beiden vorausgehen, ohne welches wohl allenfalls dann und wann, mit Hülfe eines Glossariums, das Wesentliche seines Sinnes erfaßt, aber die Andacht keineswegs gewonnen werden kann, die der Leser hinzuzubringen hat, um für seine Schönheiten in Begeisterung zu gerathen. Schon eine, vielleicht Manchem rathsam vorkommende Abänderung und Abkürzung der ehrwürdigen Epopöe würde jedem mit ihr Vertrauten als ein gewaltiger Mißgriff erscheinen. Wie viel gewagter aber noch, aus der so innigen Verwebung von Stoff und Form einen Theil des erstern herauszunehmen und ihn mit willkührlicher Umschaffung zum Drama zu gestalten. Und gleichwohl hat Raupach auf der andern Seite mit diesem Drama einen gewiß nicht verunglückten Versuch gemacht, solchen Schaulustigen, die es nie über sich gewinnen würden, das Nibelungenlied, auch nur flüchtig, bis zum Schlusse zu lesen, d. h. der großen Majorität des feinern Publikums, dasselbe, von dem doch seit geraumer Zeit so viel gesprochen worden, endlich einmal mundrecht zuzubereiten. Raupachs Kunst in Anlegung pikanter Situationen, seine kraftvolle und glänzende Diktion, ein Reichthum an ergreifenden Antithesen und Stellen überhaupt, deren jede in Frankreich gewiß durch lauten Beifall besondere Anerkennung gefunden hätte, fesselte die Aufmerksamkeit des überaus vollen Hauses die ganze, lange Dauer des Stückes (vier Stunden) hindurch. Erst gegen das Ende, wo allerdings die Handlung zu wild durcheinander fluthet und der Tod eine allzureiche Ernte hält, schien hie und da etwas Ungeduld auszubrechen. Auch ließ sich in der Mitte des Stücks beim Todtschlage Siegfrieds darüber Unzufriedenheit vernehmen, daß der gefeierte Held Hagen, sein Freund, während der Durstige, von ihm zur Quelle hingewiesen, sich niederbeugt, ihm den Stahl von hinten zwischen die Schultern stößt. Allerdings war der durch Zauber gegen den Tod Geschützte nur an Einer Stelle des Leibes umzubringen; auch spiegelt sich Hagen vor, daß durch solchen Mord allein des Königs Ehre zu retten sey. Gleichwohl macht die That selbst, vor das Auge geführt, einen höchst widrigen Eindruck. Ihr Empörendes erscheint sogar noch auffallender als im Gedichte, wo Siegfried von Hagen nicht erstochen, sondern durch das Kreuz geschossen wird. Uebrigens heißt es selbst im alten Liede tadelnd von diesem Meuchelmorde:

„so groser missewende (Missethat) ein helt nu nimmer mer begat."

Unbehagen erregten bei der Aufführung ferner die von dem Nibelungenkönige angeführten Zwerge. Das Lachen über die großen weißen Bärte der kleinen Knaben kam hie und da unwillkührlich zum Ausbruch.

(Der Beschluß folgt.)

† Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Die Homöopathie.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Anhang der Homöopathie groß ist, daß Alles bei einer gelinden Krankheit, oder bei einer schon gänzlich aufgegebenen sich an sie zu wenden bereit ist; es wird nur wenige Laien geben, die, falls sie keinen Arzt oder Apotheker zu Verwandten oder einen alten Hausarzt haben, der ihren Heiland, Maitre de plaisir, ihre Fama der Stadtneuigkeiten, den Vertrauten der Hausfrau vorstellt, unter diesen Umständen nicht wenigstens gleichgültig sich in der Mitte hielten. Einige Schauspieler (z. B. Lemm), die durch Kränklichkeit fortwährend vom Spielen abgehalten wurden und deren Verlust uns unersetzlich scheint, sind durch die Homöopathie so geheilt worden, daß wir sie in allen klassischen Stücken wieder auftreten sehen. Man muß wissen, in welchem hohen Grade ein Schauspieler bei uns öffentliche Person ist. Dazu kamen glückliche Kuren an bedeutenden Staatsbeamten, welche auf unsere Ehrfurcht und unsere eigenen Entschlüsse doch so entschieden wirken. Das halbe Ministerium des Unterrichts ist durch die Homöopathie von den Folgen des zu vielen Sitzens geheilt worden, ein Drittel des Finanzwesens verlor durch die Hahnemannschen Grundsätze die Gelbsucht, dem Obertribunal wurden seine alten, grauen Stützen gerettet, und die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften ist seitdem auf dem Wege, alle Spuren von Hektik und Monomanie zu verlieren, welche ihrem Ruhme und ihrer Gesundheit so schädlich hätten werden können. Grund genug, uns kleinen, gouvernirten Geistern, die wir nur noch als Seelen gerechnet werden, uns Bevormundeten, die man nur als Bürger, als Subalterne, als Petitionäre mit runden Zahlen bestimmt, kurz allen denen, auf welche es zuletzt doch immer ankommt, die Homöopathie plausibel zu machen. Se. Exzellenz der geheime Oberfinanzrath P. ist von seinem Uebel befreit worden, warum sollten wir diese Thatsache in Zweifel ziehen? und es ist unsere Pflicht, für ein Pülverchen, das Sr. Eminenz dem Bischof in partibus N. geholfen hat, so viel Glauben zu haben, als Sonntags für seine Predigten in der Domkirche.

Dieß sind die bedenklichen Fortschritte, welche die Homöopathie bei uns gemacht hat. Sie entschuldigen den Eifer der Aerzte, welche einen Phalanx bilden, wie man ihn noch nirgends gegen das System der einfachen Heilmittel hat anrücken sehen. Man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie auf Vernichtung ihrer Gegner ausgehen, aber es ist zum Erstaunen, welcher Mittel sie sich dabei bedienen. Die Homöopathie wird in ihren Darstellungen und Angriffen, welche den Markt überfluthen, mit Dingen in Verbindung gebracht, deren Gehässigkeit auf ihren Werth nicht nur das unvortheilhafteste, sondern selbst das gefährlichste Licht wirft. Unter den Händen der Verläumdung ist sie eine Frucht des Pietismus geworden, ja ihre Verdächtigung ist so weit gegangen, daß die revolutionäre Physiognomie, welche immer einer neuen Lehre aufgeprägt ist, ihr als Demagogismus ausgelegt wird. Hahnemann soll ein gefährlicher Mensch seyn, mit dem Comité directeur in Paris in Verbindung stehen, und mit seinem ganzen Wesen, mit Worten und Mienen nichts als eine hartnäckige Emeute vorstellen. Die Angegriffenen schweigen dazu still; sie sagen, sie haben mit ihren Kuren zu viel zu thun, als daß sie schlechte Insinuationen und oberflächliche Nachbetereien alter Kollegienbeschweisheit widerlegen sollten, und überlassen es ihren genesenen Patienten, in einer öffentlichen Anzeige der Wissenschaft, welcher sie dienen, gerechte Anerkennung zu geben. Besonders gefiel mir eine als Manuskript gedruckte Anzeige des Eskadronchefs von P., dessen ganze Familie an Augenübeln bis zur Erblindung litt und nach langen, vergeblichen Kuren der Allopathie durch ihre Gegnerin glücklich geheilt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. December 1833.

— Macht fort! 's ist Zeit,
Der Heuchlerbrut die Larven abzureißen!

V. Hugo.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Unter dem Vorwand, irgend einen Einkauf machen zu wollen, ging Graf Albrecht in Schneiders Haus; eigentlich nur, weil er nichts versäumen wollte, dem Zweck seiner Reise näher zu kommen, und weil er sich auch in Betreff dieses Mannes eines dunkeln, unheimlichen Verdachts nicht erwehren konnte; allein er fand nicht das Mindeste, was den leztern hätte rechtfertigen können. Schneider war ein Mann von gewöhnlichem Aeußern und trockenem Wesen, doch von auffallend scharfem Verstande. Als Albrecht beiläufig erwähnte, daß die Untersuchung des Kassendiebstahls ihn nach Barnau, Blumenliebhaberei aber und der Wunsch, sich einmal zu zerstreuen, in das liebliche W. geführt habe, versezte Schneider mit vollkommener Ruhe: „Es ist eine sonderbare Sache mit diesem Diebstahl, und wenn der Herr Graf nicht selbst zu der Kommission gehörten, so möchte ich meine Verwunderung nicht verhehlen, daß dieselbe so ganz ohne Spur geblieben ist.“ — „Vielleicht ist man nicht so ganz im Dunkeln mehr, Herr Schneider,“ entgegnete Albrecht, „sondern findet es nur nicht rathsam, die Entdeckungen gleich an die große Glocke zu hängen; ich meines Theils denke beim Botanisiren in Preisens Garten eben so oft an mein Geschäft als an die Blumen.“ Ein sehr scharfer und erfahrener Beobachter hätte vielleicht in den Blicken des Kaufmanns bei diesen Worten ein heimliches Forschen erkannt. Auch Albrecht glaubte zu bemerken, daß er ihn einen Augenblick wie aus der innersten Tiefe ansah; doch der Mann sezte augenblicklich das Gespräch mit unveränderter Ruhe fort, und bald darauf ging Albrecht wieder nach Hause.

Es scheint mir passender, den Gang des Tagebuchs hier zu verlassen und dem Leser einige Blicke hinter die Koulissen zu gewähren. Graf Albrecht hatte eines jener Glückslose gezogen, die nur selten den Sterblichen zu Theil werden; der fast grundlose Verdacht, den er auf Schneider und Berg geworfen hatte, war vollkommen gegründet. Beide nämlich gehörten jener Bande an, welche die Gegenden, die sie zum Schauplatz ihrer Unternehmungen gewählt hatte, Jahrzehende hindurch brandschazte und mit Schrecken erfüllte. Schneiders Vater war einer der Stifter gewesen und hatte durch glücklich ausgeführte Raubzüge bald den Grund zu einem Vermögen gelegt, das er später durch Handel, und namentlich durch geschickten Vertrieb der Beute seiner Genossen, zu verdoppeln und zu verdreifachen wußte. Obgleich er Hausbesitzer und Bürger in W. ward, entsagte er keines-

wegs der Verbindung mit den eigentlichen Räubern, sondern benuzte vielmehr seinen tadellosen Ruf, um ihnen fortwährend hülfreiche Hand zu leisten, wenn er auch längst keinen thätigen Antheil mehr an ihren Abentheuern nahm. Der kluge Michael merkte schon früh so viel von des Vaters Verhältnissen, daß dieser es für gerathen fand, ihn in das ganze Geheimniß einzuweihen. Welch eine Aussicht nie gehoffter Wonne erschloß sich da dem wilden Sinne des Knaben; die eigene Brust schien ihm zu eng, er mußte die Seligkeit mit seinem Freunde, mit Franz Berg, theilen, und mit ihm schwelgen im Vorgefühl des romantischen Lebens, zu dem ihnen der Weg schon gebahnt war. Rinaldo Rinaldini, Abelino, Karl Moor, alle diese Helden der Knabenjahre standen jezt als erreichbare Vorbilder vor ihren Augen; sie konnten ja eben so kühn, gesetzlos und großmüthig seyn wie sie. Und in der That, wo es eines kecken Arms, eines raschen Witzes und scharfen Auges bedurfte, da waren die beiden Jünglinge bald an der Spitze jeder Unternehmung. Ganz besonders ward ihr jugendlicher Muth durch einen Räuber von seltener Kühnheit entflammt, der sich Kohlhans nannte und längere Zeit in dem schönen Walde bei W. hausete, wo Berg und Schneider auf ihren angeblichen Jagdstreifereien mit ihm zusammenkamen. Dieser Mann verband mit einem imponirenden Aeußern eine grenzenlose Keckheit und ein hohes, wenn auch verschrobenes Ehrgefühl, wodurch seine ganze, sich stets widersprechende Rolle mehr auf Freiheitsliebe und schwärmerischen Ideen von allgemeinen Menschenrechten zu beruhen schien, als auf Eigennutz. Als sie zu Jahren und Vernunft gekommen waren und außerdem in der Welt einen ehrenvollen Platz erlangt hatten, wäre ihnen eine gänzliche Trennung von den frühern Verbindungen sehr willkommen gewesen; allein das Losreißen von schlechten Genossen ist nicht so leicht, als das Anschließen an dieselben. Auch war Berg in fortwährender Geldnoth, weil er, beständig mit den höhern Ständen verkehrend, selbst die Rolle eines vornehmen Herrn durchzuführen wünschte und sehr jung anfing, hoch zu spielen. Hätte er Susanne zur Frau bekommen, so würde er wohl sein Vaterland verlassen und sich dadurch auch auf immer den frühern Verbindungen entzogen haben. Sein Vater war längst gestorben, sein Bruder gefallen, und er hätte den Schauplatz seiner wilden Jugend gewiß nicht mehr besucht, wenn seine gelegentliche Anwesenheit nicht auf eine so dringende Weise von Schneider verlangt worden wäre, daß er ihm zu willfahren sich gezwungen sah. Dieser wollte wahrscheinlich das Schicksal eines Mannes, den er für einflußreich hielt, nicht von dem seinigen getrennt wissen; aber die gegenseitige Zuneigung war längst erkaltet. Der Offizier konnte dem Kaufmann die Abhängigkeit nicht verzeihen, in der er sich ihm gegenüber fühlte; dieser dagegen haßte den Stolz des frühern Freundes, der ihm offenbar nur wider Willen treu blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

In der Sagengeschichte fast aller Völker stoßen wir bekanntlich hinter den dunstigen Gestalten von Heroen, Volksführern und Königen auf eine große Katastrophe, eine Fluth, welche eine beinahe gänzliche Regeneration des Menschengeschlechts zur Folge gehabt. Setzen wir die einfachste, reinste und zugleich älteste geschriebene Urkunde, welche dieses Ereigniß erzählt, die Mosaische, in die Mitte, so sehen wir, wie westwärts eine Menge Völkerschaften, welche eigenthümliche Sagen besaßen, ihre Geschichte mit einer Fluth und wenigen Geretteten beginnen, und wie sich die Tradition vom Orte, wo die Ueberlebenden wieder den trockenen Boden betraten, vom asiatischen Rücken an bis herab an den Ida und Parnassus an zahlreiche Berge knüpft. Im Xisuthrus der Chaldäer, im Ogyges der attischen Autochthonen, dem Dardanus der Pelasger, dem Deucalion der Hellenen, in allen tritt uns mehr oder weniger die einfache Erzählung des Moses entgegen, nur nach nationalen Begriffen und Vorurtheilen modifizirt. Selbst die ausgesandte Taube, der Kasten und die Thiere, welche der Schiffer um sich versammelt, erscheinen in mannigfacher Gestalt. Was nun aber allen diesen Sagen den Stempel der Naturwahrheit aufdrückt, das ist der Umstand, daß keine derselben das große Ereigniß in ein sehr hohes Alterthum hinaufrückt, da doch der Mythus so gerne mit unendlichen Zahlen spielt. Die Angaben sind allerdings in den Chronologien der verschiedenen Völker verschieden; indessen sind die Abweichungen nicht nur überhaupt nicht so groß, als man an sich begreiflich fände, hin und wieder treffen sogar diese schwankenden Zahlen wunderbar zusammen, und überdieß ist es der kritischen Chronologie gelungen, alle die verschiedenen Daten so zu rectificiren, daß sich die überraschendste Uebereinstimmung mit der Mosaischen Angabe herausstellt, welche nach den berichtigten Texten die Sündfluth in das Jahr 1656 der Welt, also 2536 Jahre vor Christus und 4356 Jahre vor unserer Zeit setzt. — Ost- und südwärts vom Hochgebirge Asiens, da, wo sich die zwei ältesten Völker verschiedenen Stammes, Indier und Chinesen, berühren, spielt die Fluth, oder vielmehr die Fluthen, in den ungeheuren Sagenkreisen eine noch viel größere Rolle als im Abendlande. So verworren, ausschweifend und ungeheuer indessen die Mythologie der Indier ist, so begegnen wir doch auch hier den offenbaren Spuren jenes

Naturereignisses. Satyavrata, freilich in der Zeit unendlich weit hinaufgerückt, spielt in seinem Schiffe, wenn man die Geschichte des phantastischen Schmucks entkleidet, vollkommen Noahs Rolle. Sehr auffallend aber setzen die Braminen unter all den Umwälzungen, welche nach ihren heiligen Büchern seit undenklicher Zeit die Erde betroffen haben und ferner treffen werden, die jüngste dieser Katastrophen doch nicht höher als etwa 5000 Jahre hinauf, und man möchte darin einen sogar von einer fabelnden Theokratie der Naturwahrheit gebrachten Tribut erkennen. Die Chinesen am fernsten Rande Asiens, sichtbar einer andern Hauptform des Menschengeschlechts angehörend, als die bisher berührten Völker und Stämme, setzen die Fluth ungefähr in dieselbe Zeit wie wir. Ihre vornehmste Urkunde, der Chuking, beginnt die Geschichte des Landes mit einem Kaiser Yao, der beschäftigt ist, die Wasser ablaufen zu lassen, welche noch immer die Ebenen und niedrigen Hügel bedeckten, nachdem sie sich bis zum Himmel erhoben hatten. Das Zeitalter dieses Herrschers wird nach den verschiedenen Angaben im Durchschnitt 4000 Jahre hinaufgesezt.

Wäre es auch der neuen historischen Kritik nicht gelungen, in die Zeitrechnung dieser alten Völker mehr Licht und sie mit den Erinnerungen anderer Völker in befriedigenden Einklang zu bringen, so sind bei Ueberlieferungen von Mund zu Mund durch lange Jahrhunderte, in Zeiten, wo das Wort noch nicht in die Fessel der Schrift gelegt war, bedeutende Abweichungen in den Zeitangaben für ein Ereigniß, das die Menschheit, wenn auch nicht ausrottete, doch zerschlug, an und für sich so begreiflich, daß sie nimmermehr als Beweise gegen das wichtige Faktum gelten könnten: alle jene Geschichten von einer großen Fluth bei den verschiedensten Völkern sind Erinnerungen an eine und dieselbe Katastrophe, welche das alte Geschichtebuch der Menschheit rasch geschlossen und ihre Schicksale vor der Fluth für die Nachgebornen zu einem Traumbilde gemacht hat.

Es gibt Geologen, welche an keine gewaltsamen Revolutionen in der Geschichte der Erde glauben; ihnen liegt Alles daran, sämmtliche Veränderungen, deren Spuren die Oberfläche der Erde wie ihr Schooß zeigt, von dem allgemach umwandelnden, nur in beschränkten Kreisen zerstörenden Gange der Natur abzuleiten, und so sind ihnen denn jene Fluthen, von denen alle alten Völker zu erzählen wissen, nichts als lokale Ueberschwemmungen vom Durchbruch aufgestauter Wasserbecken erzeugt. Diese Männer gleichen den Politikern, welche an die Möglichkeit großer Wandlungen im Leben der Völker auf dem Wege „der allmähligen Entwicklung der Institutionen“ glauben. Der Augenschein wie die Erfahrung widersprechen beiden Ansichten gleich sehr: weder Natur noch Geschichte zeigen in ihrer Entwicklung jenen ruhigen Gang; in der

einen wie in der andern sind die Epo
durch jähes Aufheben des Gleichgewichts
zungen bezeichnet worden. Alles drän
Ueberzeugung hin, daß die im Gedächtniß
haftende Fluth mit der ersten großen Verän
das Verhältniß des Meeres zum festen Lan
geändert, zusammenfalle, daß diese Katastroph
heit, in was immer für einem Zustande, in
beschränktern Wohnsitzen überrascht und mit
gleichzeitigen Thierwelt zum Theil vernichtet,
zerrissen und zerstreut habe, daß jene Sagen, al
reinster Typus die Mosaische erscheint, ihrem Ker
ein historisches Faktum erzählen, zu welchem
unsere Geschichtsforschung auf keinem Punkte der
hinaufreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Beschluß.)

Schauspiele. Magnetische Kuren. Allerlei.

In der Aufführung des „Nibelungen Horts“ (we
seitdem einige Male wiederholt wurde) war bei der M
zahl der Künstler ein Aufgebot aller Kräfte nicht zu ver
nen. Für das Aeußere war besonders auch in Hinsicht
das Kostüm sehr viel geschehen. Ueber dessen Richtig
mögen Antiquare entscheiden; mit Recht aber kommt es
der Mehrheit der Gebildeten hauptsächlich darauf an,
sich solches malerisch darstelle. Gar leicht könnte
durch eine antiquarisch-vollkommene Kostüm
manches gute Schauspiel bei der Aufführung getödtet w
während durch eine malerisch-vorzügliche auch seh
telmäßigen Stücken zuweilen zum Leben zu helfen ist.

Offenbar reicht für die Stadt Dresden bei Schau
und Opern, von denen das Publikum etwas erwarten
nen glaubt, oder die sich bereits entweder durch si
oder eine vorzügliche Darstellung als interessant be
der Raum des privilegirten Theaters bei weitem n
Daher ist es um so weniger zu verwundern, wenn
und Melpomenen seit einiger Zeit nebenher noch,
logie der beliebten Taschen- und Pfennigliteratur.
von Taschen-Opferaltären errichtet wird. Der dies
ger kündigt fast täglich Trauer- und Lustspiele.
bedeutenden Umfangs, an, welche sich bescheidentl
mitunter gewiß wenig geräumigen Säle öffentliche
zu schmiegen wissen. Besonders oft erscheinen die M
Unternehmer solcher Darstellungen: Lanisch und
Sie sollen transportable, allenthalben anzubringe
tionen dabei zu Hülfe nehmen. Als nahe Ku
lassen sich auch die an denselben oder ähnlichen
tenden örtlichen Deklamatoren betrachten. Ueb
es im Allgemeinen, für den Augenblick, an n
hier, als an Befriedigung der Schaulust. Unt
det sich eine ungemeine Menschenzahl gewöhnlic
tus der ausgezeichneten Reitergesellschaft des K

ein, und eine Madame Daburger aus Tyrol sammelt sich Lorbeern durch ihre Unverbrennbarkeit, und ihr Gemahl erntet dergleichen mit der Maultrommel ein. Während andere Tyroler mit Lorbeerblättern zum Verkauf sich hier einstellen, beziehen diese ihr kleines Lorbeerbedürfniß in Dresden und andern Städten Deutschlands. So greift denn auch bei dem Artikel das vielverschlungene Gewebe wechselseitigen Verkehrs recht anmuthig in einander.

Der Ruf der Somsdorfer Wunderfrau, von der mein letzter Brief hauptsächlich handelte, ist fortdauernd im Steigen. Mehrere öffentliche Blätter sind davon voll; auch hat die „Ameise" Einiges aus erwähntem Briefe entlehnt. Vor Kurzem that sich die Celebrität der Wunderthäterin besonders kund, als ihr Daseyn in hiesiger Stadt ausgespürt worden. Es trat eine förmliche Blokade ihres Aufenthaltsortes ein, und als sie ein benachbartes Haus zu besuchen wagte, stopfte die ihr bis auf die Treppen nachströmende Menge dieses so ganz zu, daß lange Zeit alle Passage aufhören mußte. Der Besuch galt übrigens — was bei einer Frau, von deren Heilkraft viele tausend Menschen schon ihr Heil erwarteten und noch erwarten, gewiß merkwürdig genug ist — ihrem eigenen, mehrjährigen Arzte. Doch muß der Wahrheit zu Ehren hinzugefügt werden, daß sie ihn keiner Krankheit wegen, sondern aus alter Anhänglichkeit aufsuchte, weil er ihr in früherer Zeit von einer schweren Krankheit geholfen hatte. In ihrer kleinen Familie wird sie als eine Art von Heilige betrachtet, deren Heilkraft keineswegs auf körperliche Eigenschaften, sondern auf überirdische Gaben sich gründe. Man erzählt, daß einem jungen Maler, der sie zu porträtiren wünschte, eine abschlägige Antwort durch ihren Sohn mit der Bemerkung gegeben worden, Christus habe sich niemals malen lassen. — Eine andere Art von Kur mit wirklichem Magnetstahl, zunächst auf Herstellung und Verbesserung des Gesichts und Gehörs berechnet, ist seit mehreren Monaten in Dresden durch einen jungen englischen Arzt, Dr. Smith, eingeführt worden. Seine Wohnung wurde nicht leer von solchen, die auf seine Hülfe hofften. Und in der That hat der wackere, sehr uneigennützige Mann von dem Nutzen dieser Heilart sehr glückliche Proben abgelegt. Unter Mehreren nennt man eine fast ihres Gehörs ganz beraubte Dame, welche dasselbe durch ihn zurückerhalten. Uebrigens pflegt das Mittel nicht bei allen an Augen oder Ohren Leidenden anzuschlagen. Für eine sehr gute Vorbedeutung gilt es, wenn in dem kranken Gliede beim ersten ärztlichen Versuche sich sogleich einige schmerzhafte Empfindung einstellt. Bei seiner nunmehr erfolgten Abreise nach Berlin hat der Engländer den hiesigen, sehr geschätzten jungen Arzt, Dr. Hofmann, mit seiner Heilmethode genau bekannt gemacht und solchen allen denjenigen, deren Kur er nicht vollenden konnte, empfohlen. Auch andere Aerzte sollen dieses Heilmittel adoptiren.

Allgemeine Sensation erregte vor kurzer Zeit ein Mädchen von noch nicht vier Jahren, dessen Leben das Opfer der Wuth seiner Pflegemutter wurde. Anders wenigstens, als aus eigentlicher Raserei oder aus einem durch auffallenden Mangel an Beherrschung alle Schranken übersteigenden Zorn, kann sich die grausame Mißhandlung nicht erklären, an deren Folgen das arme, kleine Geschöpf den Geist aufgeben mußte. Der allgemeine Volksunwille brausete, als die Thäterin, die noch junge Gattin eines sehr geachteten Mannes, in den Wagen stieg, der sie nach der Frohnfeste brachte, dergestalt auf, daß es wohl Mitleid gegen die Unglückliche erregen mußte, welche inzwischen ohne Zweifel einem noch weit strengern Gerichte vor dem eigenen Gewissen anheim gefallen ist. Freudige Gefühle erregte dagegen das seltene, kaum glaubliche Glück eines Knaben, der, vom Gipfel eines der höchsten Felsen am Eingange des Plauenschen Grundes in diesen hinabstürzend, ohne allen wesentlichen Schaden davon kam.

† Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Die Homöopathie.

Niemand kann sich in Berlin mehr um die neue Doktrin bekümmern, als mein Barbier. So oft er mich besucht und sein scharfes Messer mich zwingt, unter seinen Manipulationen den Mund zu halten, erfahre ich die Fortschritte, welche das alte System in seiner Polemik gemacht hat. Er ist mit Leib und Seele Allopath, er würde sich brauchen lassen, wenn es zum Handgemenge käme. Er glaubt, daß die Homöopathie auch eine neue Methode im Rasieren einführen wird, und versicherte mich, daß die Chirurgie, welche er eifrig studirt, um vom Bader zum Wundarzt zu promoviren, von Hahnemann gänzlich unbrauchbar gemacht worden sey. „Es ist erwiesen," sagte er mir kürzlich, „daß die Homöopathie die Beinbrüche innerlich kurirt. Alle Verrenkungen, Knochenbrüche, Quetschungen, kurz alle Unglücksfälle, welche wir mit Bandagen und künstlichen Instrumenten heilen, sind für Hahnemann medizinische Gegenstände, Krankheiten, welche er mit verdünnten Pülverchen heben will." Dieß ist eine Probe, welchen Absurditäten die Verketzerung Glauben schenkt.

Allerdings sind es die Apotheker, für welche sich am meisten fürchten läßt. Die Pharmacie kann über Nacht verschwunden seyn, und ihr ganzer Wirkungskreis darauf beschränkt werden, Süßholz und Johannisbrod an die naschhaften Kinder zu verkaufen. Ein Pharmaceut ist unter diesen Umständen ein Mensch, welcher in derselben Lage sich befindet wie die Hauderer, wenn die Eisenbahnen eingeführt werden, wie die Weber, nachdem die Maschinen in Gang gekommen; er darf auf die Zukunft keinen Wechsel ausstellen, und ist bei jedem Heirathsantrag gewärtig, einen Korb zu bekommen. Dazu gesellen sich von Seiten der befreundeten Allopathen selbst die heftigsten Angriffe gegen unsere Pharmaceuten. Ein Professor der Universität hat sich in einer eigenen Schrift über die Unzulänglichkeit der bisherigen pharmakologischen Kenntnisse bei unsern Apothekern sehr bitter ausgesprochen; er hat ihnen Sorglosigkeit, Mangel an Bildung, Nachlässigkeit vorgeworfen und aus diesen Untugenden Folgerungen gezogen, welche für die Kranken höchst bedenklich sind. Er gesteht offen, daß der Arzt die Arzenei nie so exakt erhalte, wie er sie verschreibe, daß die Apotheker mit ihren theuern Medikamenten umgehen wie die Gewürzkrämer, daß sie heute zu viel, morgen zu wenig geben, und verlangt zulezt ein unter ärztlicher Leitung stehendes pharmaceutisches Institut, welches in der That noch nicht existirt und keine verwerfliche Forderung ist. Einige kleine Gegenschriften gegen diese Anklage sind erschienen, und größtentheils von Apothekergehülfen verfaßt. Sie sind in einem so naseweisen Tone geschrieben, daß sie eine öffentliche Rüge verdienen und von wissenschaftlich gebildeten Pharmaceuten desavouirt werden sollten. Und bei all diesen Zerwürfnissen ist Niemand so sehr zu beklagen, als der preisgegebene Kranke, welcher auf seinem Lager stirbt, während sich seine Aerzte im Nebenzimmer in den Haaren liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. December 1833.

Ja, es ist deine eigene Geschichte, o Mensch! von deren längst vorübergegangenen Begebenheiten und Ereignissen auch die steinernen Urkunden der Gebirge zeugen, und es weckt der Anblick einen alten, oft vergessenen Schmerz.

Schubert.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Wir haben in den frühern Abschnitten gesehen, daß eine große Veränderung mit der Erdoberfläche zum leztenmal damals vorging, als das Klima der nördlichen Halbkugel, das bis dahin Palmenwälder getragen und Geschlechter tropischer Thiere in überschwenglicher Fülle genährt hatte, sich plötzlich veränderte und allem nach ein großer Theil des alten Festlandes versank, während ein Theil des frühern Meerbodens zum festen Lande wurde. Daß seitdem das Gleichgewicht im Allgemeinen nicht wieder gestört worden, geht unwidersprechlich daraus hervor, daß jene Lehm- und Sandmassen, welche in allen bis jezt näher erforschten Ländern der nördlichen Halbkugel, in Europa, Asien, Amerika, die vielbesprochenen Knochen jener Thiere umschließen, deren Stammverwandte jezt Fremdlinge bei uns sind, überall die großen Thäler und Ebenen in wagerechter Lagerung füllen und unmittelbar unter den Anschwemmungen der Flüsse liegen, welche erst seit damals begonnen haben, in das umgewandelte Relief der Erde ihre Rinnsale zu graben und ihre Deltas in die neu umschriebenen Meere hinauszutreiben. Erst nachdem die Gewässer jener Fluth wieder abgelaufen waren und die Kontinente in ihrer jetzigen

Gestalt bloßgelegt hatten, fingen die jetzigen steiler
wände an abzubröckeln und Schutthalden zu ihren
zu bilden, erst seitdem begannen die jungen Flü
schiebe, Grus und Sand durch die Thäler hinab
pen, erst seitdem wob sich wieder der Teppich d
tation über ihrem eigenen Produkte, der Da
Diese und ähnliche Aeußerungen der im Frieden d
waltenden Kräfte, wie die Mächtigkeit der T
die Erstreckung der Dünen auf der einen, die
anschwemmungen auf der andern Seite, hat
Chronometern zu benutzen gesucht, um wenigst
hernd die Zeit zu bestimmen, welche seit je
Umkehrung der Verhältnisse und der Herrscha
Konstitution auf Erden verflossen seyn möc
was in der Natur der Sache liegt, jedes dies
für sich nur ein sehr unsicheres Zeitmaaß g
so verdient dagegen das Facit, das Männer
Deluc, Cuvier, übereinstimmend aus ihrer
gezogen haben, volles Vertrauen; und so
eines der größten und ohne Zweifel frucht
tate der neuern Naturforschung, daß das
leztere auf dem vielfach gerunzelten, aber
Gesichte der seit jener Verjüngung wieder
ter Erde liegt, ganz mit dem Alter über
alle Urkunden der Völker dem neuverbre
anweisen. Ja, es steht fest: seit l

Erschütterung sind nicht mehr als etliche und vierzig Jahrhunderte verflossen.

Wenn Cuvier und seine Schule die Existenz von fossilen Menschenknochen beharrlich leugnen, und in allen Fällen, wo man dergleichen entdeckt zu haben meint, entweder die Knochen als Thierknochen in Anspruch nehmen, oder die jedesmaligen geologischen Verhältnisse, unter denen sie vorkommen, als verdächtig darstellen, so waren sie damit nicht gemeint, zu leugnen, daß der Mensch Zeitgenosse wenigstens derjenigen Thiere gewesen sey, deren Reste wir weit über die Erde hinüber in den Sand- und Lehmlagern finden. Im Gegentheil nimmt Cuvier dieß ausdrücklich an, und er scheint nur deßhalb so fest an seinem Satze: es gibt keine fossilen Menschenknochen, gehalten zu haben, weil es ihm darum zu thun war, nach der oben erwähnten physischen Chronometrie den Beweis zu führen, daß die Niederlassung des Menschen in den Ländern, welche vorzugsweise Fundorte fossiler Landthiere sind, also im größten Theil von Europa, Asien und Amerika, sich erst aus der Zeit nach jener Umwälzung herschreiben, daß somit die Zeitrechnung auch der ältesten historischen Völker, wie der Chinesen und Indier, troz endloser Genealogien und in die Nacht der Zeit zurückweisender astronomischer Berechnungen, nicht höher als viertausend Jahre hinaufreichen kann. Er meint, die Menschen könnten immer vor der Fluth beschränkte Wohnplätze inne gehabt haben, von wo aus sie nach jenen furchtbaren Ereignissen die Erde wieder bevölkert; vielleicht seyen auch ihre Wohnsitze verschlungen und ihre Reste auf den Boden der jetzigen Meere versenkt worden, mit Ausnahme der wenigen Ueberlebenden, welche das Geschlecht fortgepflanzt. Wir werden später allerdings wahrscheinlich zu machen suchen, daß die frühern, vornehmsten Wohnsitze des Menschen ganz andere waren als diejenigen, auf denen sich jezt die Hauptbevölkerung der Erde tummelt; wir werden vielleicht ferne von den gewöhnlichen Fundorten der fossilen Landthiere die Spuren eines Bandes entdecken, welches das Geschlecht nach der Fluth mit dem antediluvianischen verknüpft; im Ganzen aber kann dieß der Naturwahrheit jenes Cuvierschen Resultats nicht den mindesten Eintrag thun. Ja, alle Bevölkerung vom chinesischen Meer bis zu den Säulen des Herkules hat sich, ihre Saamen mögen hergekommen seyn wo sie wollen, auf einer tabula rasa verbreitet, und wenn das Gros des Menschengeschlechts früher anderswo gelebt hat, so braucht der Boden von Europa und Sibirien unter Elephanten- und Bärenknochen nicht Einen Menschenknochen zu bergen. Schon die zahllose Menge von mächtigen, reißenden Thieren, welche neben den unübersehbaren Schaaren riesenhafter, aber harmloser Pflanzenfresser die genannten Länder zu einem weiten Leichenhofe machen, scheinen mit einer weit verbreiteten menschlichen Bevölkerung in denselben Strichen unvereinbar, während andernseits, sollte man glauben, vereinzelte Menschenstämme bei jener furchtbaren Nachbarschaft schwerlich hätten bestehen können. Und so wären wir denn auf gutem Wege, an den ganz begreiflichen Mangel von Menschenknochen in unsern Ländern eine Reihe von Hypothesen zu knüpfen. Aber die Natur selbst fällt der Phantasie in den Zügel, denn man kann es nicht länger leugnen: es gibt fossile Menschenknochen, d. h. Ueberreste von Menschen, welche nach allen, aus den physischen Eigenschaften der Knochen und den Lagerungsverhältnissen hergenommenen Merkmalen, augenscheinlich durch dieselbe Katastrophe umgekommen sind, welche die Knochen großer Landthiere neben sie gebettet hat. Die praktischen, positiven Franzosen sehen sich in neuerer Zeit zu dieser Annahme genöthigt, und der ihr immer geneigtere spekulative Geist der Deutschen freut sich der, wenn auch noch so kleinen Spalte, welche einen Durchblick in die Vorwelt gestattet, so wenig er sonst eines Risses im Vorhang bedarf, um Alles zu sehen, was dahinter ist.

Es war freilich den Söhnen der Männer, welche in Elephantenknochen die Reste eines Polyphem erblickt und die Schnautze eines Riesensalamanders mit dem Schädelumriß des Menschen verwechselt, nicht zu verdenken, wenn sie, welche der Fortschritt der Wissenschaft mit bessern Kenntnissen des thierischen Baus sowohl als der Lagerungsverhältnisse ausgerüstet hatte, im selben Grade schwergläubig wurden und auch die wenigen wahren Menschenknochen, welche man neuerdings hin und wieder unter sehr merkwürdigen Verhältnissen gefunden hat, beharrlich für jünger erklärten als die zugleich mit ihnen begrabenen Thierreste der Vorwelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr 18— verlangte Schneider, daß Berg sich zur Regulirung wichtiger Angelegenheiten nach W. begeben solle. Dieser wagte nicht, nein zu sagen, er war zu tief in die Verhältnisse verflochten. Kaum angekommen, ward er ohne Weiteres zur Theilnahme am Varnauer Kassenraube aufgefordert und troz der anfänglichen Weigerung, durch die peremtorische Erklärung, daß gerade dießmal seine Hülfe durchaus nöthig sey, gezwungen, das wagliche Unternehmen mitzumachen. Er schäumte vor Zorn und Schaam, sich in seiner jetzigen Lage, durch solche Menschen, zu einer solchen That gezwungen zu sehen; allein seine Existenz war in Schneiders Hand, und die Nothwendigkeit seines Beistands war nicht zu leugnen, da er allein mit der Lokalität des

Schlosses, wo er früher in Quartier gelegen hatte, genau bekannt war. Das falsche Ehrgefühl ward daher mit der Uniform an den Nagel gehängt, unterm Räuberkittel schlug die glimmende Frechheit zur hellen Flamme auf, und während ein vorgegebenes Fieber das Verschwinden des Majors in den Augen des ehrlichen Preis hinlänglich erklärte, war er es, der die Leiter erstieg und abermals erstieg und endlich die gefundene Kiste in den Schloßhof stürzte, wo Schneider mit dem Wagen harrte. Es war ihre Absicht gewesen, dieselbe unterwegs zu leeren und in den Schnee zu werfen; doch die Umstände machten es nothwendig, den Plan zu ändern, und Schneider hatte die Kiste Anfangs in sein Haus genommen und bald darauf in einer finstern Nacht im benachbarten Garten des Wirths unter einer Laube vergraben. In derselben Laube aber hatte Albrecht, an dem Tage, als er zu Schneider ging, ein langes Gespräch mit Preis gehabt, und Schneider, der dieß zufällig gesehen, konnte sich des beängstigenden Gedankens nicht erwehren, daß Graf Albrechts Besuch, und namentlich dessen arglose Bemerkung, er denke beim Botanisiren auch an andere Dinge, als an Blumen, mit jenem Faktum in einer Beziehung stehe, welche leicht zu der längst gefürchteten Entdeckung führen könne. Von Angst gequält, benuzte er die tiefe Ruhe der zweiten Morgenstunde, um die Kiste wieder auszugraben und dadurch ein so furchtbares Zeugniß aus dem Wege zu räumen. Schon war die Kiste aus der Tiefe gehoben, und Schneider hatte mit Hülfe eines treuen Knechtes auch bereits die Grube wieder angefüllt, als ein heftiger Windstoß Graf Albrechts Fenster aufriß und ihn aus dem Schlafe schreckte. Er sprang auf, um das Fenster zu schließen, sah jedoch einen Augenblick in die Nacht hinaus und gewahrte die beiden Männer, die, vom Geräusch erschreckt, mit ihren Grabscheiten über die Mauer kletterten. Obgleich der Mond bei wolkigem Himmel die Gegenstände nur schwach erhellte, war Albrecht dennoch fest überzeugt, in dem einen dieser Männer Schneider erkannt zu haben; er rief den Hausknecht, warf sich in die Kleider, stürzte die Treppe hinab in den Garten und fand hier die in den Akten genau beschriebene Geldkiste des Barnauer Amthauses, halb verrostet, aber augenscheinlich frisch aus der Erde gegraben. Augenblicklich ließ er die Behörde wecken und Schneider arretiren, und eilte dann sofort nach Barnau zurück, um die rechtliche Untersuchung einzuleiten, deren Resultate dem Leser bekannt sind. Sobald seine persönliche Anwesenheit in Barnau nicht mehr durchaus erforderlich war, kehrte er mit der alten, blinden Sophie, die nicht länger von ihrer Freundin getrennt seyn wollte, zu den Seinigen in die Residenz zurück. Auf einer der Poststationen begegnete ihm ein Wagen mit Bedeckung. Ein Gefangener in Ketten, in einen Soldatenmantel gehüllt, erregte seine Aufmerksamkeit, und ein unbeschreiblich peinliches ihn, als er Bergs Züge erblickte, der d in die Augen drückte, da er auch ihn erk fühl, nur wenig verschieden von dem eines der die Folgen seiner That herannahen sieh gebens sagte er sich, daß nie ein Mensch mehr verdient haben könne, als Berg, daß e durchaus nur seine Pflicht erfüllt habe; verge Bild des verhaßten Menschen, den er in einen des furchtbarsten Elends gestürzt hatte, verfolgte spensterhaft, und nur die Nähe der Geliebten seinem Sinnen und Brüten über diesen Gegenstan Ende machen.

Susanne war blaß und krank; die Resultate der Untersuchung und namentlich das Schicksal Bergs hatten sie auf das Heftigste erschüttert, und die fortwährende Weigerung ihres Vaters, sie zu sehen, war ihr eine unversiegbare Quelle des tiefsten Kummers. Unaufhörlich sann Albrecht auf Mittel, um diesem Zustande ein Ende zu machen, und faßte endlich den Entschluß, sich wegen der Sache des Oheims, als einer ihn selbst betreffenden Angelegenheit, an den jüngern Prinzen des regierenden Hauses zu wenden, einen ritterlichen, liebenswürdigen Mann, den Graf Albrecht, in Folge der großen Achtung, in der seine Mutter am Hofe stand, als Kind fast täglich gesehen hatte und mit dem er auch jezt noch in genauen Verhältnissen stand, obgleich sie seit mehreren Jahren weniger in Berührung gekommen waren. Der Prinz empfing ihn mit unveränderter Herzlichkeit, aber er schien mißmuthig und in Gedanken verloren.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, am 23. Juli 1832.

Abends.

Das Kreuz hoch auf Sankt Peters Dom
Erglänzt im lezten Abendstrahl,
Es gießet sich Ein Purpurstrom
Ganz über's weltenstolze Rom
Mit seinen Thürmen sonder Zahl.

Der Himmel ist so tief, so klar,
Kein Wölkchen schwimmt in seinem Blau;
Die Sterne glänzen wunderbar,
Ein warmer Hauch umfacht mein Haar,
Bringt süße Düfte, sanften Thau.

So herrlich hab' ich nicht daheim
Geahnt des Südens Zauberglut!
Ich finde nicht das Wort, den Reim —
So prächtig ist es nicht daheim,
Und mächtig wallt mein deutsches Blut.

Doch hast mein Herz du nicht gebannt:
  Mein glühend Herz sehnt sich nur heim.
Fahr' wohl, du schönes welsches Land!
Dort nach des Rheines wildem Strand
  Da schlägt mein Herz voll Sehnsucht heim.

Nicht lockt der Laube Rebenbau,
  Noch der Orange goldne Pracht.
Dort auf der deutschen grünen Au
Da wartet mein die schönste Frau,
  Denkt mein bei Tag, denkt mein bei Nacht.

Behalte dir dein Himmelblau
  Und deiner Augen schwarze Lust!
Die gönn' ich dir, du welsche Frau.
In blauer Augen Sehnsuchtsblau
  Sich spiegelt meines Himmels Lust.

Ja, grüß' ich dich viel tausendmal,
  Du meines Lebens liebste Lust!
O schiene bald der Morgenstrahl,
Der endlich löst der Trennung Qual,
  Und ich erwach' an deiner Brust!

H. F. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper und das Königsstädter Theater.

Was kümmern uns aber die Todten? Laßt uns von den Lebenden sprechen und von ihren Freuden und den Vergnügungen, mit welchen sie ihre Abende betrügen. Sabine Heinefetter hat jezt Berlin verlassen, ohne daß sie viel mehr gesungen hätte, als die einzige Semiramis. Aber sie sang sie italienisch, und das war für uns eine solche Neuigkeit, daß sie diese Rolle einige Duzend Male hat singen können und das Theater der Königsstadt immer füllte. Ich gestehe, daß man von dieser Merkwürdigkeit weniger hätte sprechen sollen; es war kleinstädtisch, darüber so viel Worte zu verlieren. Auch in München existirt schon lange keine italienische Oper mehr, und es ging in diesem Sommer schnell von Statten, als Santinis Anwesenheit vier der schwierigsten italienischen Opern auf das Repertoire brachte. Die Freunde des Königsstädtischen Theaters machten von diesem einen Musikstücke einen abscheulichen Lärm, mit welchem sie überhaupt bei den vielen mangelhaften Einrichtungen dieses Instituts viel zu rasch bei der Hand sind. Das genannte Theater engagirt so kostspielige Sängerinnen, wie die Sabine Heinefetter, nicht aus dem Grunde, um dem Publikum einen Genuß zu verschaffen, sondern um seine Kasse zu füllen. Es kann nur von den Excentricitäten leben, und muß jedes Ausschweifende, Ueberraschende, für den Geschmack Nutzlose zu gewinnen suchen, weil es sonst leer steht. Die besten Mittel des Theaters gehen dabei verloren, seine Komiker und einige talentvolle Frauen sind nicht im Stande, ein nur einigermaßen dichtes Publikum zu versammeln. Unsere Lokalkritik sollte also nicht so verschwenderisch mit ihren Lobeserhebungen seyn, wenn es Dingen gilt, welche den Zweck des Theaters in der Königsstadt gänzlich verfehlen. Lange mußten die Montecchi und Capuleti herhalten, welche noch dazu mittelmäßig gesungen werden und schlecht in die Scene gesezt sind, dann Semiramis mit italienischem Text, und jezt eine alte, verschollene Oper von Gretry, die nur deßhalb auf das Repertoire gekommen zu seyn scheint, um die theuer bezahlten Sängerinnen zu beschäftigen und dem verwöhnten Publikum eine Befriedigung zu gewähren. Ich sprach in meinem jüngsten Briefe von einem dritten Theater, und man wird recht lebhaft an dessen Nothwendigkeit erinnert, wenn man sieht, wie wenig das Königsstädtische Theater seine Bestimmung erfüllt. Ich weiß noch deutlich jenen Tag, da es zum ersten Male geöffnet wurde und mit einem so einfachen Stück, wie die Ochsenmenuett, aber mit Spitzeders herrlichem Gesang debütirte. Eine Zeitlang waren die Logen und das Parterre zum Erdrücken voll; aber bald bekam das Theater seine roth angestrichenen Abende, nämlich die, an welchen die Sontag sang; an den übrigen fing es an leer zu werden, selbst Spitzeder und Schmelka kamen in Verfall. Als die Sontag das Theater verlassen hatte, trat das Bedürfniß, die kostbare Theilnahme des Publikums zu fesseln, für die Regie recht quälend heraus. Als man verzweifelte, für die Sontag eine ähnliche Primadonna zu substituiren, wurde nach andern Requisiten, dem Affen Jocko, Seiltänzern, Kunstreitern, dem Herkules Rappo, gegriffen; so jagten sich die Aushülfen eine über die andere, und in diesem Augenblick muß man sich den Unternehmer sinnend denken, wie er die Heinefetter durch etwas Neues ersezen soll. Seine eigene Truppe ist für ihn immer das, worauf er sich am wenigsten verläßt; sie ist bestimmt, die Lücken auszufüllen, welche eine neu engagirte Ausschweifung läßt; ihr Loos ist, vor einem leeren Hause zu spielen. Die Ursache dieses Verfalls liegt in der ersten Anlage des Theaters. Es mußte gleich Anfangs an keine Rivalität mit der königlichen Bühne denken, sondern sich nur fest an seine Bestimmung, ein Volkstheater vorzustellen, halten. Es war ein Theater des Melodrama, des Vaudeville, der Parodie, es sollte belustigen, und würde trefflich reüssirt haben, wenn es nicht müde geworden wäre und sich durch nichts, selbst nicht durch den anfänglichen Widerwillen des Publikums, hätte abschrecken lassen, fortwährend die Theater der Friedrichsstadt zu persifliren. Allein der Keim, daß es nach und nach diese Bestimmung verfehlte, lag schon in der unberechneten Größe des Lokals. Das Theater ist weit umfangreicher, als das königliche Schauspielhaus, es ist mit einer besondern, verschwenderischen Eleganz ausgestattet, und die Scene selbst ist auf so übertriebene Mittel berechnet, daß bei dem kleinsten Stücke mehr Menschen beschäftigt sind, als die Einnahme der Abendkasse bezahlen kann. Die kleinliche Eitelkeit, Alles der königlichen Bühne gleich zu thun, hat hier unwiderbringlich geschadet. Man überrasche an irgend einem Abend, wo nicht besonders lockende Speise geboten wird, dieses Theater; man wird es zum Erfrieren leer finden. Die Musik widerhallt in dem weiten Saale, die Schauspieler verlieren Lust und Muth vor den leeren Bänken, und Alles macht sich frostig und theilnahmlos bis zu Ende; es klingt lächerlich, wenn dann zwei jüdische Handlungskommis noch rufen, Schmelka oder Mad. Laddey sollen kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. December 1833.

Was soll der hohe Glanz, der meinen Kopf umschwebet?
Was soll der günst'ge Hauch, der längst mein Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn sich ein einziger nicht in dem Staube schmiegt?

Goethe.

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Nach den ersten gewöhnlichen Fragen und Antworten sagte der Prinz: „Lieber Graf, Sie kommen mir zwar immer, aber jezt doch ganz besonders gelegen; ich hoffe, Ihr Besuch wird mich zerstreuen, denn Sie finden mich in der übelsten Laune von der Welt.“ — „Darf ich in diesem Geständniß E. H. das Recht erblicken, nach der Ursache einer so ungewöhnlichen Erscheinung zu fragen?“ — „Nun ja, lieber Graf, ich will Ihnen meine unglaublich dumme und eben so traurige Geschichte erzählen, und zweifle nicht, daß Sie in diesem Vertrauen einen neuen Beweis erkennen werden, wie hoch ich Sie halte und wie unbedingt ich auf Ihre Discretion rechne. — Seit einem ganzen Jahre bin ich sterblich in eine Dame verliebt, und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist sie mir auch nicht gram. Vor einiger Zeit richtete ich eine Bitte an sie, deren nähere Bezeichnung hier nicht zur Sache gehört, die sich aber auf die Mittheilung eines Geheimnisses bezog, an dessen Besitz mir viel liegt. Sie sah mich schelmisch an, hielt mir ein Buch vor die Augen und sagte lächelnd: Neugierde gegen Neugierde; bringen Sie mir den Autor dieses Büchleins heraus, und Sie sollen erfahren, was Sie zu wissen wünschen. — Ich wollte diese Aeußerung erst als einen Scherz behandeln, allein sie blieb dabei und versicherte in allem Ernst, daß sie fest entschlossen sey, ihr Geheimniß nur gegen dieses, das sie im höchsten Grade interessire, auszutauschen.“ Ich wehrte mich aus allen Kräften gegen diese Bedingung, und war in meinem Eifer einfältig genug, die Bemerkung einfließen zu lassen, daß man mit Männern meines Ranges nicht so sein Spiel zu treiben pflege. Gleich regalirte sie mich mit einem Dutzend königliche Hoheiten und eben so vielen très humbles servantes, und versicherte, daß sie wirklich nur in einem Augenblicke unverzeihlicher Vergessenheit sich bewogen gefühlt habe, mich wie einen andern Menschen zu behandeln. Sie wußte zwanzig Sprichwörter, die alle auf das eine hinausliefen: mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen; kurz, ich mußte froh seyn, als sie endlich einwilligte, daß es bei der anfänglichen Bedingung bleiben solle. Seitdem laß ich an alle Buchhandlungen Deutschlands schreiben, bin pfiffig, besteche — kurz Alles, was ein Prinz nicht thun soll, thue ich um der Hexe willen, und bin dabei überzeugt, daß sie selbst ihre Bedingung längst bereut hat und nur aus Eigensinn darauf beharrt.“ — „Darf ich um den Namen des Buches bitten?“ sagte Albrecht. — „Ach, ich blätterte eben darin,“ erwiderte der Prinz, „um zu sehen, ob mich der Inhalt nicht auf irgend eine Spur führen könnte. Und ich muß Ihnen sagen, dieses Blättern würde mir ungemein viel

Vergnügen machen, wenn ich's mit besserer Laune thun könnte; denn der Dichter ist ein ganzer Mann. Sehen Sie dieß Sonett."

Der Leser ahnet ohne Zweifel, wessen Gedichte der Prinz so rühmte. Graf Albrecht sagte: „Ich vermag E. H. nur einen allgemeinen Trost zu geben, aber es ist doch immer ein Trost. Wenn die Dame wirklich anfängt, ihre eigene Bedingung zu bereuen, so wird sie, nach allen Erfahrungen, die ich über dergleichen Dinge zu machen Gelegenheit hatte, auch sicher bald davon abstehen; denn die Frauen kasteien sich um einer Grille halber nicht lange, und ich bin gewiß, diese sehnt sich eben so sehr wie E. H. nach dem Sturme, der ihr die Veranlassung geben wird, mit Anstand nachzugeben." — „Nein, guter Graf," sagte der Prinz kleinlaut, „glauben Sie mir, an Stürmen hat es nicht gefehlt; aber sie ist in dem Punkt, wie in allem Andern, eine Ausnahme von ihrem Geschlechte; sie zeigt stillschweigend auf das Büchlein und macht mich rasend." — „Nun, auf jeden Fall," versezte der Graf, „ist diese Verlegenheit eine reizende, beneidenswerthe für Jeden, der nicht schon im Besitz des lieblichsten aller Geheimnisse ist, die ein Frauenmund mittheilen kann. Ew. Hoheit sind in einer Lage, in der es süß zu schmachten und süß zu triumphiren ist. Mich bringt ein anderes Geschäft her, und wenn Sie einen Augenblick aus Ihrem Rosengarten in mein Jammerthal treten wollten, so würden Sie mich sehr beglücken."

In sichtlicher Unlust, sich eben jezt mit etwas Anderem als sich selbst zu beschäftigen, fragte der Prinz, ob etwa sein Onkel, der General, die Veranlassung seines Besuches sey? „Allerdings," erwiderte Graf Albrecht, „seine Angelegenheiten sind es, die mich zu E. H. führen, und wenn Sie mir die Gnade gewähren wollen, meine Meinung über seinen Fall anzuhören, so dürfte ich hoffen, in einer Sache, die mir mehr, als ich es ausdrücken kann, am Herzen liegt, schon einen wesentlichen Schritt gewonnen zu haben." — „Hat nicht der General eine schöne Tochter, eine reizende, geheimnißvolle Wittwe, die Sie zu Ihrer Frau Mutter gebracht haben?" fragte der Prinz lächelnd. Albrecht erröthete, doch faßte er sich schnell und erwiderte: „Warum sollte ich es leugnen, daß ich mein Leben willig hingeben würde, um den Vater meiner Cousine mit Ehren aus dieser unglückseligen Lage zu ziehen; aber ich möchte lieber noch wohlfeilern Preises davon kommen und E. H. ans Herz legen, daß das Verbrechen meines Oheims zwar an sich ein entehrendes und nicht zu entschuldigendes ist, daß aber der Zweck, um dessen willen er es beging, es sehr mildert, indem daraus hervorgeht, daß Treue gegen seinen angebornen Fürsten sein einziges Motiv war; ich würde ferner hervorheben, daß die Verhältnisse, die sein Vergehen damals als Hochverrath qualificirten, längst aufgehört haben, daß die hohe Person, für welche er seine Ehre zu opfern sich verbunden glaubte, ihren frühern Platz in der Welt wieder einnehmen würde, wenn sie noch lebte, daß also, obwohl nach dem positiven Gesetze mein Oheim zu infamer Cassation und zum Tode verurtheilt werden kann, doch nicht leicht ein Fall zu finden seyn möchte, der geeigneter wäre, der Gnade des Souveräns empfohlen zu werden, als eben dieser." Der Prinz erwiderte: „Ich begreife Ihren schönen Eifer ganz und ich ehre ihn; aber ich muß Ihnen sagen, daß ich's mir zum Grundsatz gemacht habe, meinen Bruder nie in Staatsangelegenheiten zu behelligen, und daß ich außerdem überzeugt bin, mein Einfluß würde in dieser Sache nichts vermögen."

(Der Beschluß folgt.)

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Schon mehrmals hat man in jenem Lehm, der sich unter sehr ähnlichen Verhältnissen über fast alle Theile der Erde verbreitet, und sich dadurch als Erzeugniß einer und derselben Fluth beurkundet, Menschenknochen und Gerippe neben den Lagerstätten urweltlicher großer Landthiere gefunden. Diese merkwürdigen Entdeckungen wurden aber in neuerer Zeit entweder unbegreiflicherweise nicht sonderlich beachtet, oder man bot, vom oben erwähnten Vorurtheil befangen, allen Scharfsinn auf, um die Menschengebeine, oft dem Augenschein zum Troz, der jetzigen Periode zu vindiciren. Die frühern Entdeckungen der Art, in Zeiten gemacht, wo man es mit den physischen Charakteren der Knochen und Erdschichten noch nicht so genau nahm, sind für die Wissenschaft verloren, weil sich die Lagerungsverhältnisse nicht mehr ermitteln lassen. Allein schon der mehrere Jahrzehnte alte Fund bei Köstritz im Reußischen Lande scheint das Problem wirklich sehr rein gelöst zu haben. In der Diluvialmasse, welche die das dortige Gypsgebirge röhrenförmig durchsetzenden Spalten ausgefüllt hat, liegen vielfältig zahlreiche Menschenknochen unter Resten vorweltlicher Thiere, eben so umgewandelt, eben so tief, ja zum Theil noch tiefer als leztere. Auch bei Cannstadt in Würtemberg sind neben Elephantenknochen halbverkohlte Menschenknochen und Holzkohlen gefunden worden; dieser Fund erscheint zwar deßhalb zweideutig, weil der Boden ohne Vorsicht umgewühlt worden war, indessen zeigen sich auch bei Köstritz ähnliche Spuren von Verkohlung. Die Köstritzer Gypsbrüche sind, abgesehen davon, daß sie bis jezt als die Hauptbeweisstellen für die antediluvianische Existenz des Menschen in unsern Breiten gelten müssen, dadurch höchst merkwürdig, daß dabei der Mensch schon in Begleitung von Hausthieren

auftritt. Neben und vermischt mit den Menschenknochen findet man Knochen von Schaafen, Mäusen, Hühnern; leztere kommen nicht ganz mit unsern heutigen überein; namentlich ist die Fußröhre kürzer und dünner und der Kopf anders gebildet.

Wie der Mensch seinen Todten, als Zeichen ihrer Macht oder ihres Reichthums, Lieblingsthiere mit in die Gruft gab und noch gibt, so sehen wir hier in den natürlichen Gräbern unsers Geschlechts mit dem Menschen die von ihm bezwungenen und umgewandelten Geschöpfe, als Zeichen seiner uralten Herrschaft über die Natur, beigesezt. Wenn goldene Spangen und Ringe in römischen oder germanischen Gräbern nur von der Ungleichheit unter den Menschen und ihrer Eitelkeit predigen, so werden in den Mausoleen der Natur ein paar Holzkohlen und ein armseliger Topfscherben zu Ordenszeichen der Vernunft, welche das adelige, frei zum Herrscher über Alles aufblickende Geschöpf der Erde von jeher und in Ewigkeit vom leibeigenen Trosse der Thierwelt scheidet.

Vorzüglich bekannt sind neuerdings in dieser Hinsicht mehrere Knochenhöhlen des südlichen Frankreichs geworden. Die merkwürdigsten sind die von Pondres und Souvignarques, welche ganz den Charakter jener berühmten Höhle von Kirkdale haben, die als eine Hauptresidenz der vorweltlichen Hyänen Britanniens erscheint. Sie enthalten eine Menge antediluvianischer fossiler Thiere, wie Nashörner, Bären, Hyänen, und unter ihnen wahrhafte Menschenknochen mit rohem Töpfergeschirr. Die menschlichen Gebeine sind mit den thierischen ganz in dieselbe Masse gebacken, beide kommen in Hinsicht auf Bruch, Farbe, Grad der Zersetzung vollkommen überein; kurz, die menschlichen Ueberreste treten hier unter Verhältnissen auf, welche am Ende selbst die Skepsis der Männer besiegen mußten, welche es für Ehrensache hielten, an keine fossilen Menschenknochen zu glauben.

Die allgemeine Katastrophe, welche uns bisher beschäftigt, hat, ein Weltgewitter, die Luft der Erde mit einemmale so abgekühlt, daß gegen die Pole hin das plözlich wie zu einer Gebirgsart gerinnende Wasser die Knochen der in ihm umgekommenen Behemoths umschloß und ihr Fleisch einem fernen Zeitalter aufbewahrte, nicht allein zum Wahrzeichen vom Umschlagen der wichtigsten tellurischen Verhältnisse überhaupt, sondern auch zum unwidersprechlichen Beweise vom jähen Eintritt jener Veränderung. Der Mensch fühlt, daß die damals so rasch eingeführte neue Weltordnung mit dem innersten Wesen seines eigenen Geschlechts in naher Verbindung stehe, und desto mehr peinigt ihn jenes Räthsel der großen Sphinx. Er versenkt sich wie im magnetischen Schlaf in die Tiefen der Vergangenheit und orakelt mystisch von jenem Wirrwarr in der Kinderstube der Menschheit, er rechnet und mißt und fabelt, und je öfter er räth, desto weiter ist er von der Lösung. Hat sich die Richtung der Erdachse plözlich verändert? Die Astronomie kann und will dieß nicht zugeben. Haben die beiden Pole der Bildungsthätigkeit der Erde, der gegen die Tiefe und der nach oben gekehrte, sich plözlich verwechselt? Man könnte dieß zugeben, ohne mehr zu wissen als vorher. Kommt die Erkaltung so vieler Landstriche von der Erhebung der Erdrinde durch vulkanische Gewalten und Isolirung derselben vom innern Herde der Erdwärme durch die Wasser, welche die entstandenen Klüfte erfüllt? Wir wissen es nicht. Hat die Erde einmal in ihrem Wirbeltanze plözlich gestockt, oder hat sie ein Komet so erschreckt, daß ihr Scheitel weiß geworden in Einer Nacht? Wir glauben es nicht. Uns interessirt dabei zunächst nur das Faktum, daß das Menschengeschlecht Zeuge dieser raschen Umwandlung des Klimas und damit mannigfacher Lebensbedingungen war, und die Schlüsse, welche sich uns daraus hinsichtlich der sogenannten Racenverschiedenheiten und der ganzen Genesis des Geschlechts ergeben möchten.

Der Mensch ist sich über die ganze Erde hin ungleich. Sein überall verbreitetes Geschlecht hat sich in physischer wie in moralischer Hinsicht in so verschiedenartigen Bildungen ausgeprägt, dabei sind aber die grellsten Gegensätze in Hautfarbe, Gesichtsbildung, Körpergröße, Sitten, Sprache, Volkscharakter, so nahe aneinander gerückt, daß keiner der uns erkennbaren äußern Einflüsse, unter denen die Völker jezt leben, am wenigsten das Klima in beschränktem Sinn, diese tausendfältige Zerklüftung des Geschlechts in sich erklärt, daß nicht nur die sogenannten Racenverschiedenheiten, sondern sogar die Modifikationen im Schooße einer und derselben Hauptform der Menschheit, so unbegreiflich bleiben, als die Erdbildung selbst. Bei den Lesern die Kenntniß des großen Völkergemäldes im Ganzen voraussetzend, geben wir nur eine flüchtige Skizze, um einige allgemeine Ideen daran anzuknüpfen, deren weitere Ausführung einem andern Orte vorbehalten bleiben muß, und die hier, in Umrissen angedeutet, dem gebildeten Leser nur Stoff zum Nachdenken geben sollen.

Das westliche Asien, den Boden von Europa, mit Ausnahme der nördlichsten Spitze, und den nördlichen Strich von Afrika bis gegen den Senegal bewohnen seit undenklicher Zeit die Völker vom sogenannten kaukasischen Stamm. Er verbreitet sich, durch den größten Theil der gemäßigten Zone der alten Welt, von der Grenze des heißen Erdgürtels in Asien und Afrika bis zum nördlichen Polarkreis. Sein vornehmster Charakter besteht, neben der mehr oder minder hell gefärbten, eben darum aber der Schattirung durch das Klima am meisten unterworfenen Haut, in der ebenmäßigen Entwickelung des Haupts und darin, daß das Verhältniß der Gehirnhöhle zu den die Sinnorgane beherbergenden oder

stützenden Theilen des Schädels bei ihm am größten erscheint. Entsprechend den Abwechslungen des Klimas, welche im größten Theil seines Gebiets der Wechsel der Jahreszeiten bedingt, und den starken Abstufungen desselben nach der Breite, zeigt er, neben vielfacher äußerer Gestaltung im Kreise seines allgemeinen eigenthümlichen Charakters, die größte innere Vielseitigkeit, welche sich vorzüglich in der Fähigkeit beurkundet, am meisten unter allen Lebendigen einem fremden Klima sich anzuschmiegen. In ihm hat sich der geistige und sittliche Charakter des Menschen am vollkommensten ausgeprägt; am förderlichsten erschien aber von jeher seinem Genius ein gemäßigtes Klima, gleich weit entfernt vom verdumpfenden Strahl der tropischen Sonne, wie vom lähmenden Frost der Pole; indessen dauert seine Blüthe ungleich besser in den Strichen aus, welche dem Extrem der Kälte, als in denen, welche dem Extrem der Hitze nahe gerückt sind. Dieser Stamm führt das große Wort auf Erden seit undenklicher Zeit, er spielt den Mentor der übrigen farbigen Menschheit, und hält sich zu der Annahme berechtigt, daß ein Bild, das ihm für ein Ideal seines Stammcharakters gilt, wie etwa der Apoll von Belvedere, mit der poetischen Idee des Schöpfers selbst zusammenfalle, hinter der die Ausführung mehr oder weniger, am wenigsten jedoch in ihm selbst, zurückgeblieben sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

÷ Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Königsstädter Theater.

Wer wird in dieß öde Theater zurückgehen, wenn er Lust hat, sich einen müßigen Abend zu vertreiben? Welche Dame kann hier für ihr neues Kleid einige bewundernde Augen finden? Welcher Elegant vermag mit seiner Lorgnette einen ansehenswerthen Gegenstand zu entdecken? Welcher Fremde wird hier Berlin kennen lernen wollen? welche Kokette ihre Netze ausstellen? Nein, es ist der Ruin des Königsstädter Theaters, daß es zu groß ist. Paris und Wien lehren uns die Kunst, die kleinen Nebentheater in Flor zu bringen. Sie sind nicht auf 2 — 3000 Menschen, sondern nur auf 500, höchstens 800 berechnet. Im Verhältniß dazu stehen die Dinge, welche hinter der Scene zu beobachten sind, die Kosten der Beleuchtung und der Bedienung in den Logengängen. Hierin muß alles einfach und zurückhaltend, nichts übertrieben seyn. Ein solches Theater füllt sich bald, man sizt sich näher, das Publikum wird vertrauter, es interessirt sich und glaubt, in diesem Augenblick den genießenden, gebildeten, kunstliebenden Theil der Stadt um sich zu haben. Ein neues Stück vermehrt den Andrang an der Kasse, es müssen Hunderte zurückgewiesen werden, der Ruf verdoppelt diese Summe, welche sich am nächsten Abend in der That einfindet; es muß wieder eine Anzahl zurückgewiesen werden, und so erklärt sich das für die Kasse so kostbare Geheimniß, daß ein einziges Stück zehn Tage hintereinander das Haus zum Erdrücken füllt.

Das Königsstädter Theater erfüllt seine Bestimmung nicht, und es wäre zu wünschen, wir bekämen ein drittes. Allein wie wenig in dieser Hinsicht zu erwarten steht, sieht man an der Concession, welche einem hiesigen unglücklichen, verschuldeten Etablissementsbesitzer zur Errichtung eines solchen gegeben wurde. Er durfte nur im Sommer spielen, nur unter freiem Himmel, und keine andern Stücke geben als die, welche ihm der Intendant der königlichen Schauspiele zu geben erlaubte. Ich glaube nicht, daß dieser Mann im nächsten Jahre von seinem Privilegium wieder Gebrauch machen wird. Ob man wohl einem Andern die Erlaubniß gäbe? Ob wohl die Konsequenz der Gewerbefreiheit auch bis hieher heilig gehalten würde? Ob man wohl ebenso ein reproduktives, die Kunst förderndes Institut zuließe, wie jene zahlreichen versteckten Liebhabertheater, welche den moralischen und finanziellen Ruin Hunderter von Familien nach sich ziehen? Wenn man den Ursprung des Königsstädter Theaters erwägt, so kann man wohl an der Bejahung aller dieser Fragen zweifeln; es wird schwer halten, in dieser Rücksicht von oben erhört zu werden. Die hohe Welt, welche dergleichen Concessionen zu spenden hat, geht von dem Satze aus, daß die königliche Bühne auf das Beste verwaltet wird, und doch einen Zuschuß von ungeheuern Summen aus der Kasse des Königs in Anspruch nehmen muß, und daran reiht sich denn der Schluß: wie muß es erst mit einer Bühne werden, welche nicht unter der Leitung eines Grafen steht! und zulezt die Vergleichung mit dem Königsstädtischen Theater, dessen Fluktuationen wir uns zu erklären wußten, aber nicht von Allen darin verstanden werden möchten. So viel ist gewiß, daß der Mann, welcher einer solchen wahren Volksbühne vorstehen könnte, längst gefunden ist. Herr von Holtei ist ein begeisterter Freund der Bühne, durchdrungen von dem Bestreben, der deutschen Schauspielkunst aufzuhelfen, ein Mann, welcher sich durch seine eigenen Darstellungen und poetischen Versuche nur von dem verzweifelnden, unheimlichen Drange, sich auf ein ihm zusagendes, freies, von ihm beherrschtes Terrain versezt zu sehen, retten zu wollen scheint. Es wäre Alles da, das Haupt, die Glieder, die Dichter, das Publikum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der logogriphischen Mißgeburten in Nr. 305:

Beil ꝛc. Beben ꝛc.

Räthsel-Korrespondenz.

Erstes Wort.

Es heißet dich dein Schweigen brechen.

Zweites und drittes Wort.

Es fragt, ob dein Gedächtniß treu.

Viertes Wort.

Dich nennend möcht' ich also sprechen.
Denn immer bleibt dein Bild mir neu.

Antwort.

Zwei Wörter, jedes versezt.
Wieg' und Neid ist mein Symbol,
Sey's denn auch das deine!
Merkst du nun, Ungläub'ger, wohl,
Wie's mit dir ich meine?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. December 1833.

> Die Gruppen im Gemälde der Nationen sollen nichts seyn, als was die templa des Augurs am Himmel waren, bezirkte Räume für unsern Blick, Hülfsmittel für unser Gedächtniß.
>
> Herder.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Sobald man sich nordwärts dem Saume des Polarmeers nähert, sobald man gegen Ost die asiatischen Steppen betritt, begegnet man überall Völkern von ganz anderem physischen Charakter. Der Umriß des Kopfes ist kugeliger als bei der kaukasischen Race, oft viereckt, das Gesicht breit, platt, die Backenknochen springen vor, die Stirne weicht zurück, die Augen stehen weit auseinander, ihre Spalte läuft der kleinen, flachen Nase zu abwärts, wobei der äußere aufgehobene Augenwinkel spitz, der innere herabgezogene zugerundet erscheint. Das Haar ist, während es beim Kaukasier, etwa mit Ausnahme der Negerwolle, alle Modifikationen durchläuft, fast durchaus schwarz und straff; die zum Schweiße auffallend wenig geneigte Haut ist gelb und spielt in allen Nüancen dieser Farbe bis zum Kupfer- und Braunroth. Diese höchst charakteristische Form der menschlichen Bildung ist allen Völkern des nördlichen und östlichen Asiens, von den Lappen im äußersten Europa längs des Polarmeers bis herab nach China und seinen Nachbarländern aufgeprägt. Im Süden von Asien verschwimmt sie ohne deutliche Grenze in jenem ungeheuren Archipelagus, wo, wie sich Meer und Land am wirrsten verschlingen, auch die Menschengestalt in den mannigfachsten Formen sich bricht und die grellsten Gegensätze in Farbe, Gesichtszügen, Sitten, überhaupt im physischen und intellektuellen Charakter, nicht wie anderswo in weitgestreckten, sondern in kleinen, gebrochenen Linien neben einander liegen und sich oft kreisförmig umfangen. Ueber die Nordspitze Asiens zieht sich jene Bildung, welche man konventionell die *mongolische* nennt, in deutlichen Abstufungen nach Amerika hinüber und hier, wenn auch eigenthümlich modifizirt, doch in ihren Hauptzügen sich unter allen Klimaten wunderbar treu bleibend, durch den ganzen weitgestreckten Kontinent bis zur Südspitze hinab.

Bricht man von den Wohnsitzen der kaukasischen Stämme im Norden von Afrika gegen Süden auf, so begegnet man bald dem Typus der Menschengestalt, welcher sich am weitesten von dem der sogenannten schönen und wohlgebildeten Völker der alten Welt entfernt, der *Negerform*. Den Hauptcharakter derselben bildet der von beiden Seiten zusammengedrückte Schädel, wobei die von unten nach oben höhere, in den übrigen Richtungen dagegen verkürzte Gehirnhöhle zu den Augenhöhlen und den übrigen der Sinnlichkeit dienenden Knochen des Gesichts in kleinerem Verhältniß steht, als bei der kaukasischen und selbst bei der mongolischen Race. Rohe Kraft und eine Fülle von Sinnlichkeit bezeichnen das dunkelfarbige Kind der heißen und feuchten Erde, und die außerordentliche Thätigkeit der Haut und die damit zusammenhängende Biegsamkeit des

Digitized by Google

Körpers machen den uralten Knecht der Völker fähiger, ein fremdes Klima zu ertragen, als die meisten Stämme mongolischer und amerikanischer Bildung. Die Negerform erfüllt den Kontinent von Afrika; wie gegen Nord, so ist sie gegen Ost durch das rothe Meer scharf gesondert von Völkern kaukasischer Race; nur vereinzelt zeigen sich in Asien noch ihre Spuren, wie in den Ichthyophagen am persischen Meerbusen; aber weit gegen Osten tritt sie auf einmal, nicht nur modifizirt, sondern eigentlich verzerrt, in den Australländern wieder auf und ergießt sich endlich, wie alle andern Typen der Menschenbildung, in das große Völkermeer, das auf den asiatischen und australischen Eilanden fluthet.

Wir sehen also: die kaukasische Bildung wird gegen Süd in Afrika, gegen Nord und Ost in Europa und Asien in ziemlich scharfen Linien von den beiden andern Hauptformen des Menschengeschlechts begrenzt; dort wie hier stehen sich in weiter Erstreckung wesentlich unähnliche Völker gleich Vedetten feindlicher Heere gegenüber. Sobald man sich aber jenem Inselmeere im Süden Asiens nähert, bei dessen Anblick sich einem unwillkührlich die Ahnung aufdrängt, daß hier der Herd einer uralten gewaltigen Zerstörung liege, wo das Meer ungeheure Länderstriche verschlungen, ist es ganz anders: hier berühren sich unmittelbar alle Haupttypen, hier sind aber, höchst auffallend, alle vom mittlern Charakter der verschiedenen Racen am weitesten entfernt. Die kaukasische Race drängt sich im Hindus am nächsten zu diesem Völkergewühle; er ist aber den übrigen Spielarten derselben am unähnlichsten; im Malayen offenbart sich die äußerste Abweichung vom mongolischen Charakter; der Australneger steht so ziemlich am tiefsten unter allen Sterblichen mit Wollhaar und dicken Lippen. Wenn hier einerseits zahlreiche Völker als Vermischungen, als Zwischenbildungen zweier oder gar aller Hauptformen erscheinen, so stehen andernseits häufig die äußersten Kontraste in seltsamer Schroffheit neben einander, wie auf Borneo, Sumatra u. s. w., wo ein Kranz von Malayen die ins Innere der Länder gedrängten Neger umgibt. Den Beobachter vollends irre zu machen, tritt jenseits dieses bunten Völkermarktes auf mehreren der Inseln der Südsee ein Menschenstamm auf, der, abgesehen von der Hautfarbe, in keinem Merkmal der äußern Bildung vom kaukasischen zu unterscheiden seyn möchte.

Die natürliche physische Ungleichheit unter den Menschen hat, wie die bald als natürlich, bald als künstlich qualifizirte bürgerliche, von jeher den Philosophen viel zu schaffen gemacht. Leztere findet in höherer Potenz ihre Ausgleichung im Gefühl der Menschenwürde; aber jene mit der Stimme in unserm Innern zu versöhnen, welche uns zuruft: alle Menschen der runden Erde, wie tief sie an Geist und Körper unter der Blüthe der Menschheit stehen mögen, sind Eines Stammes, Eines Geschlechts, diese Aufgabe war ungleich schwieriger. Der Forscher, welche jenes Gefühl barsch von sich weisen und die ursprüngliche Vielheit des Geschlechts zu der Basis ihrer Entwicklungen machen, sind verhältnißmäßig sehr wenige. Einige, auf niedrigem zoologischen Standpunkt, erklärten jene unverkennbaren drei Hauptformen der menschlichen Bildung geradezu, nach Analogie der Thierwelt, für ursprünglich gesonderte Arten; andere, denen die Verbreitung der Menschen über die ganze Erde von Einem oder auch nur von wenigen Punkten aus ganz undenkbar und so absurd schien, als die Wanderung der Eichen über die ganze Erde, ließen, wohl noch unphilosophischer, den Menschen mit Thieren und Gewächsen überall da entstehen, wo sich die Elemente zu seiner Bildung fügten, und so entstehen, wie sie sich an jedem Orte nach seinem Klima im weitesten Sinne fügen konnten; darnach bildeten mehrere oder wenigere ächte Autochthonen eben so viele Krystallisationspunkte der Menschheit, die, immer weiter sprossend, sich am Ende berührten und vielfach verschmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dichters.

(Beschluß.)

— Dem Grafen schoß das Blut abermals ins Gesicht, doch dießmal aus andern Gründen; er fühlte sich durch diese ungewichtige Entschuldigung gekränkt, und hätte, wenn es seine eigene Sache gewesen wäre, für die er sprach, kein Wort mehr verloren; aber er gedachte Susannens, und schnell gewann er die nöthige Kraft, sich zu sammeln und mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu erwidern: „Ich kann Ew. Hoheit nur loben, wenn Sie von einem einmal gefaßten Grundsatze, selbst zu Gunsten eines Menschen, den Sie eben mit einem Zeichen Ihres Vertrauens beehrt haben, nicht abgehen. Auch ich habe mir einige feste Grundsätze ähnlicher Art gemacht, wie z. B. mich nie in die Liebesangelegenheiten großer Herrn zu mischen, weil ich — auch ohne Sprüchwörter — überzeugt bin, sie wissen's uns am Ende wenig Dank, wenn wir sie als Menschen belauscht haben; nicht wahr?“ — „Graf Albrecht!“ rief der Prinz, „das kann nicht Ihr Ernst seyn, so können Sie nicht von uns denken!“ — „Ich möchte es lieber nicht,“ sagte Albrecht lächelnd, „aber alle klugen Leute sagen dasselbe, und man kann es Keinem verdenken, wenn er sich nach so übereinstimmendem Urtheil richtet; daher schweige ich auch jezt — obgleich —“ — „Um's Himmels willen,“ unterbrach ihn der Prinz, „können Sie mir auf eine Spur helfen, so martern Sie mich nicht!“ — „Ich bin keine schöne Dame,“ sagte Albrecht, „doch muß ich auch meine Bedingungen machen und um gnädige Verzeihung bitten, wenn ich zu kühn bin.“ — „Welche — welche?“ fragte der Prinz mit leidenschaftlicher Ungeduld.

„Wenn E. H. mir Ihr fürstliches Wort geben, Ihr ganzes Gewicht in die Schaale legen zu wollen, um von Ihrem erhabenen Bruder die Niederschlagung des Prozesses gegen meinen Onkel als eine Ihnen zu erweisende Gnade zu erbitten, so habe ich es in meiner Macht, Ihnen den Schlüssel zum Geheimniß Ihrer Dame zu verschaffen." — „Graf, Sie wuchern mit Ihrem Scherflein; doch ich verkenne Sie nicht, Ihre Absicht ist uneigennützig und gut, und Sie sollen auch mich nicht verkennen. Nicht um dieser eigennützigen Grille wegen will ich Ihnen meinen Einfluß zusagen; allein die langen Dienstjahre Ihres Onkels, die Ehre seines seit Jahrhunderten geachteten Geschlechts und die Verdienste seines Neffen fordern mich in der That lebhaft auf, für ihn zu thun, was in meinen Kräften steht. Ich will heute noch mit meinem Bruder sprechen, will die erwiesene Infamie des Anklägers ins gehörige Licht stellen, und wenn das nicht hinreicht, auch als persönliche Gnade für mich erbitten, was Sie begehren. Und nun, nicht als Bedingung, sondern als Belohnung für diesen Schritt, bitte ich Sie um den verheißenen Schlüssel."

Graf Albrecht hat nicht für gut gefunden, seine Gedanken über die Uneigennützigkeit und Reinheit der Motive des Prinzen aufzuzeichnen; allein er hatte Grund zu glauben, daß sein Zweck auf diese Weise vollständig erreicht werden würde, denn der Einfluß des Prinzen war bedeutend, und was er versprochen hatte, das hielt er auch. Dennoch sagte er nach kurzem Nachdenken: „Noch eine Bedingung muß ich mir erlauben. Der Name des Dichters bleibt ein Geheimniß; Niemand erfährt ihn, als E. H. und die Dame, wenn sie schweigen kann." — „Dafür bürge ich," sagte der Prinz, „sie hat mich seit Wochen mit ihrer Verschwiegenheit gequält. Und nun — Sie haben mein Wort — foltern Sie mich nicht länger, nennen Sie mir den Dichter." — „Er steht vor Ihnen." — „Sie!" rief der Prinz; „Sie selbst?" — „Ich — und ich ernte heute meinen schönsten Lohn." Der Prinz fiel ihm entzückt um den Hals und sagte: „Wenn ich das der ganzen Stadt erzählen dürfte, ich wollte alle Verbrecher losbetteln, die jezt sitzen. Aber auch so seyn Sie meines wärmsten Antheils gewiß und glauben Sie mir, Sie werden es nie bereuen, sich in die Liebesangelegenheiten eines Fürsten gemischt zu haben."

Der Prinz hielt Wort. Drei Tage darauf zog der General wieder in seine eigene Wohnung ein, nachdem der ganze Prozeß für null und nichtig erklärt und der Beschuldigte in alle seine Aemter und Würden wieder eingesezt war, mit der Erklärung: daß eine Anklage aus so niederträchtiger Quelle durchaus keinen Makel auf einen Mann zu werfen vermöge, der dem Staate so lange und so ehrenvoll gedient habe, wie der General.

Kaum war dieser aus dem Wagen gestiegen und in sein Zimmer getreten, wo die Gräfin und Albrecht ihn erwarteten, als er ausrief: „Mein Kind, mein K Wo ist Susanne?" Mit freudestrahlenden Augen erb sich der Neffe, sie zu holen; aber die Mutter sagte m bewegter Stimme: „Ich, mein Sohn, ich will sie bringen; bleibe Du hier." Der General ging mit verschränkten Armen auf und nieder; manchmal wischte er sich einen Tropfen aus den Augen, einmal blieb er vor Albrecht stehen, reichte ihm die Hand und sagte: „Junge, Du bist doch nicht böse auf mich?" Und ohne Antwort abzuwarten, schritt er wieder in peinlicher Unruhe auf und ab. Endlich rollte der Wagen in den Hof. Dem General zitterten die Knie, daß er genöthigt war, sich zu setzen. Die Gräfin öffnete die Thüre und Susanne stürzte zu des Vaters Füßen. Albrecht aber ging mit seiner Mutter ins Nebenzimmer, wo sie ihm die eine Hand auf das Haupt legte, während er die andere ergriff und mit Thränen badete. Der alte General ließ Susanne nicht lange in ihrer knieenden Stellung; er hob sie auf, zog sie auf seinen Schooß und küßte sie mit überströmenden Augen. Lange war er nicht im Stande, zu sprechen; endlich sagte er, noch immer zitternd: „Hast Du mir vergeben, Kind? meine Grausamkeit, meine Härte —" — „O Vater!" rief sie, „sprich nicht von Verzeihung; ich allein bin die Schuldige." Und sie schloß ihm den Mund mit Küssen. Dann legte sie sich recht bequem auf seinen Schooß, den Kopf an seine Brust gelehnt, und sah ihn an, wie ein spielendes Kind; er betrachtete sie mit Entzücken und sagte dann: „Susanne, einen Augenblick muß ich auch vor Dir knien, als ein Zeichen, wie demüthig ich mein Unrecht fühle." — Sie wollte es nicht, aber er stellte sie hin, kniete nieder, nahm ihre Hand und küßte sie und hielt sie so fest, daß ihr kein Sträuben half. Auch versuchte sie umsonst, den alten, steifen Helden wieder in die Höhe zu ziehen, der gewiß seit dreißig Jahren wenigstens in keiner so schäkerhaften Stellung gewesen war, und bei diesen vergeblichen Bemühungen brachen endlich Vater und Tochter in lautes Lachen aus. Diesen Ausbruch der Freude sahen die Beiden, die sich freiwillig von der Scene des Wiedersehens ausgeschlossen hatten, als ihr Stichwort an. Sie traten hinein und alle vier lagen in einer Umarmung; aber bald zogen sich die Alten zurück und ließen Susanne und Albrecht fest umschlungen stehen.

Einige Monate nach der Hochzeit las Susanne wieder aufmerksam in der kleinen Gedichtsammlung ihres Mannes. Sie kannte den Verfasser noch nicht; aber plözlich stand sie auf, trat an den Tisch, an welchem er schrieb, nahm ihn schäkernd bei beiden Schultern, sah ihm tief in die Augen und sagte: „Albrecht, die Gedichte hast Du geschrieben, kein Anderer." — Er lächelte, legte ihr den Mund an das Ohr und flüsterte: „Ja!"

So endet das Manuscript, dessen Inhalt ich nichts Wesentliches hinzugesezt habe, als — wie schon Eingangs bemerkt ist — die Namen der Personen und der Orte.

A. F. Beer.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Fortsezung.)

Die Eisenbahn.

Es gibt unter uns einen Mann, welcher das Projekt einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam erfunden haben will; er war der Erste, welchem es gelang, diesen Gedanken zu fassen, und schon oft hat er in öffentlichen Blättern die Priorität dieser Entdeckung seinem Namen und seiner Person vindiciren müssen. Diese große Idee soll aber abscheulich viel Geld kosten, wenn man sie realisiren will, und es verlautet noch nichts Gewisses, ob sie in der That zur Ausführung kommt. Jezt ist der Winter dazwischen gekommen, auf der Landstraße liegt sehr viel Schmuz, und man wird erst im nächsten Frühjahre auf die originellen Ideen des Herrn Schumann hören. Es ist die Frage auch nicht beantwortet, was wir mit ihnen gewinnen? Stehen Berlin und Potsdam, diese große Kaserne, von welcher Sie einen guten Begriff erhalten, wenn Sie sich Ludwigsburg mit einer Menge von Gebäuden, welche alle nach Kupferstichen entworfen sind, geschmückt denken, stehen beide Städte in so dringlichen Beziehungen? Es gibt hunderttausend Berliner, welche Potsdam noch nicht gesehen haben, und fünfzigtausend andere, welche nur bis zur Pfaueninsel auf dem halben Wege nach Potsdam und in ihrem Leben nie weiter gekommen sind (denn Grünewald, welches auch schon eine Reise ist, liegt doch wohl nicht weiter?); ich sage, 150,000 kennen Potsdam nicht, und werden ruhig sterben, ohne die Terrasse von Sanssouci bestiegen zu haben; allein auch die übrigen 90,000 schweigen in Potsdam nie mehr gewollt zu haben, als es zu sehen. Die Diligence, welche täglich viermal hinüberfährt, ist fast immer leer, und das ist sehr vernünftig; denn in Potsdam ist nichts als Langeweile, und alles Uebrige läßt sich brieflich abmachen. Die Personenwagen (die Blamage, würde man in Heidelberg sagen) und die Landkutschen aus der Krausenstraße sind zwar immer dicht besezt, wenn ich mit gedankenschwerem Haupte durch die Leipziger Straße wandle und sie an mir vorüberfahren; aber ich saß ja einst selbst auf einem derselben und kenne jene Geschäfte, welche sie zwischen Berlin und Potsdam abmachen. Ein Vorstädter wollte seinen Vetter besuchen, ein Jude von einem nach Potsdam versezten Lieutenant seine Schulden einkassieren, ein altes Weib stellte eine reisende Zwischenhändlerin vor, welche täglich zweimal den Weg macht, um Kommissionen von hier dorthin und von dort hieher zu besorgen. Für diese Menschen soll eine Eisenbahn, was eben so gut ist, als hätte ich gesagt, eine Million geopfert werden? Nein, die Berliner gewinnen nichts durch Potsdam; denn wir kreuzigen uns, wenn wir von dieser Einöde hören; wie kann man in Potsdam leben! uns ist das ganz unerklärlich. Ich gebe zu, daß die Potsdamer bei der Eisenbahn eher ihre Rechnung fänden. Diese Menschen haben zuweilen das Bedürfniß, uns zur Last zu fallen; sie wollen ihre Plumpheit an uns auslassen und uns mit jenen gemeinen Manieren ärgern, welche die Potsdamer bekanntlich zu den unausstehlichsten Geschöpfen in ganz Brandenburg machen. Sie müssen doch zuweilen zu uns kommen, diese Potsdamer, um die schlechten Späße des Königsstädter Theaters zu hören, um über ihre rohen Sitten jenes sogenannte Berlinische Raffinement, welches sie für den feinen Ton der Gesellschaft und den Pli der Residenz halten, zu verbreiten. Für sie käme vielleicht eine Eisenbahn wie gerufen; aber gerade deßhalb wollen wir sie nicht, wir wollen keine Potsdamer unter uns, wir wollen diese Leute nicht, welche es für elegant halten, statt ja immer allemal zu sagen. Das Militär und die Regierungskollegien (Berlin wird von Potsdam gouvernirt, weil wir dazu keine Zeit haben), diese Exilirten, Heimathlosen anlangend, so können diese freilich nie früh genug nach Berlin herüberkommen, wo sie ihre Vergnügungen und ihre Freunde, Verwandte und Protektoren haben; allein für sie dürfte die Diligence nüzlicher seyn, als die Eisenbahn. Ich will nicht davon reden, daß für einen Akten- und Büreaumenschen nichts schädlicher ist, als das schnelle Fahren, das Andrängen gegen die Luft, wodurch die Brust bedeutend gepreßt wird, dieß Stocken der freien Blutcirkulation, welches bei solchen Menschen zum Blutspeien und ähnlichen Zufällen führen kann. Nein, ich will nicht vergessen, daß ich außer von der Regierung auch von der Garnison, dem auserwähltesten Adel der preußischen Monarchie, sprechen wollte; doch gibt es Gründe gegen die Eisenbahnen, welche nichtsdestoweniger gemeinschaftlich sind. Der Soldat kann nie genug an die Friedlichkeit des Landlebens, an die Nothwendigkeit des Ackerbaus, an alle Künste und Gewerbe des Friedens gewöhnt werden. Der leichtsinnige Taumel, mit welchem man sich aus den Armen der Langenweile in die des Vergnügens wirft, sollte immer der ernsten Betrachtung unserer Umgebungen, des fremden Treibens und Eigenthums, der zufriedenen, obschon angestrengten Thätigkeit weichen; wir würden dann nachgiebiger in den Genüssen, welche wir uns verbieten, und mäßiger in denen seyn, welche wir uns gestatten. Der in Potsdam garnisonirende Lieutenant wird, wenn er zu seiner Tante oder seinem frühern Kameraden aus dem Kadettenhause tritt, nie ein Wort über jene drei Stunden verlieren, welche er brauchte, um von Potsdam hieher zu kommen. Aber es ist nur zu gewiß, daß er in diesen drei Stunden sich durch den Anblick der blühenden Gärten und reifenden Felder von der Lust, grausam zu seyn, belehren konnte, daß er Zeit fand, gute Entschlüsse zu fassen, in sich zu gehen, sein nächstes Examen durchzudenken, seinen Gläubigern hold zu werden, und für vieles Andere. Dem Regierungsreferendär bringen diese drey Stunden vielleicht denselben Vortheil; er wird sich in seine jüngsten Ausarbeitungen vertiefen, die Lektüre der vergangenen Woche rekapituliren, er wird Zeit haben, über das Wesen des Staats eine Untersuchung anzustellen, die Systeme der Politik zu vergleichen und im Angesicht einer zwar dürftigen, aber doch freien Natur manche Vorurtheile abstreifen, welche er seiner Erziehung und seiner Umgebung verdankt. Existirt jedoch die projektirte Eisenbahn, so ist es um alle diese Vortheile geschehen. Man ist im Fluge nach Berlin versezt, und hat dabei schon genug zu thun, seinen Hut zu halten. Ich weiß nicht, wie ein Freund des Vaterlandes und der Menschheit solche Vorschläge machen kann. Herr Schumann sollte dafür mehr als der Vergessenheit, er sollte dem allgemeinen Unwillen preisgegeben seyn. Wer es gut meint, rufe aus: keine Eisenbahn! und unterlasse nicht, es stets zu wiederholen. Denn der Distanz zwischen Berlin und Potsdam verdanken wir unsere besten Lieutenants und Feldherrn, unsere gebildeten Referendäre und großen Staatsmänner. Der preußische Staat würde weniger gut regiert werden, wenn sich jene drei Stunden auf dreißig Minuten verringerten; kurz, Eisenbahn überall! nach Pankow! nach Charlottenburg! auf der Spree nach Stralow! nur nicht nach Schöneberg und Potsdam! Sey dieß die Parole der Patrioten. (Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. December 1833.

> Dergleichen Mährchen seh' ich oft entstehn
> Und plötzlich wieder untergehn.
>
> Goethe.

Geologische Grillen.

(Fortsetzung.)

Bei weitem die meisten Philosophen und Naturkundigen haben die ursprüngliche Einheit festgehalten; hier zeigt sich nun aber eine auffallende Erscheinung. Wenn auch hin und wieder einer, wie Pallas und Schelver, es wagte, den schwarzen oder braunen Menschen als Stammvater in Anspruch zu nehmen, so ging man über solche Paradoxen bald zur Tagesordnung über, das heißt zu der Voraussetzung, daß der kaukasische, der sogenannte wohlgebildete Typus, mit welchem sich zugleich der höchste geistige Aufschwung paart, der ursprüngliche, daß alle andern Formen nur Entartungen jener Urform, nur Verzerrungen jenes Normalgepräges seyen, daß das weiße Licht, vom rechten Wege abirrend, sich in der rothen, gelben, schwarzen Menschheit vielfach gebrochen habe. Eine natürliche Folge dieser Auffassungsweise, in welcher sich die Scheu, am Glauben an die Perfektibilität der gesammten Menschheit zu rütteln, mit dem Stolze des Europäers seltsam amalgamirt, ist die, daß man sich im Bereiche der gemäßigten Erdstriche nach einem Garten umsah, in den man den weißen Adam mit der Mutter des ganzen Geschlechts setzen konnte, und die Traditionen aller Völker kaukasischer Race wiesen auch wirklich auf irgend ein Gebirgsland des südwestlichen Asiens als ihren gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zurück. Von hier aus ließ man nun die Menschheit sich strahlenförmig verbreiten über die ganze Erde; je weiter sich aber die Stämme auf ihrer Wanderung von jenem Urberge entfernten, desto schwächer sollte gleichsam der Segen im Körperlichen und Geistigen geworden seyn, der sich in jenem Eden auf dem Haupte der jugendlichen Menschheit gehäuft, desto greller sollte sich, mit dem Versinken in die Sinnlichkeit und dem Erbleichen des göttlichen Funkens, das Ideal des Menschengeschlechts zur Larve verzerrt haben.

Eine frühere Forschung beruhigte sich, um die mannigfaltige physische und intellektuelle Konstitution der Völker zu erklären, beim Einfluß des Klimas: der Frost hatte, wie in der Zwergeiche, so im Lappen und Samojeden das Aufsteigen der Säfte verhindert, daher die Gestalt in die Breite wuchs, den Neger hatte die tropische Sonne schwarz gebeizt und das vom Sande der Steppe grell abprallende Sonnenlicht dem Mongolen die Augenspalte zusammengezogen. Aber je vollständiger durch die Entdeckungen besonders der Seefahrer das Völkergemälde wurde, desto mehr mußte man von dieser Ansicht zurückkommen; man überzeugte sich einerseits, daß das Gepräge der Hauptformen oder Racen durch Veränderung des Wohnorts, ja des Welttheils, niemals und unter keinen Umständen anders als durch Vermischung mit einer andern Race.

Digitized by Google

verwischt wird; andernseits, daß in grenznachbarlichen Völkern die grellsten Gegensätze der äußern Bildung wie der innern Anlage seit Tausenden von Jahren wie Oel und Wasser nebeneinander liegen. Derselbe Boden trägt den geisteskräftigen, wohlgebildeten, hochgewachsenen Scandinavier und den zwerghaften, mißgestalteten Lappen; dieselbe Insel nährt den Malayen und den Australenger; der zarte, schöngebildete, geistreiche Hindus steht im selben Klima seit undenklicher Zeit einem völlig andern Menschen, dem Mongolen gegenüber; der sich durch alle Klimate fast zweimal erstreckende Kontinent von Amerika trägt überall Völker von überraschender Aehnlichkeit in den charakteristischen Zügen der äußern Bildung; aber auch hier, im Schooße einer auf Erden beispiellosen körperlichen Uniformität treten nationale Unterschiede auf, welche aus dem Klima rein unerklärlich sind; die tapfern, lebendigen Völker der Pampas grenzen an die versunkenen Charruas, und der Patagonier steht, ein lautes Zeugniß dafür ablegend, was das Klima nicht vermag, neben dem Feuerländer. Um diese Thatsache von der Unveränderlichkeit der Hauptracen sowohl, als des nationellen Gepräges innerhalb derselben Race mit der Einheit des Geschlechts in Einklang zu bringen, nahm man gewöhnlich zu der Annahme seine Zuflucht, nur im noch feuchten Thon der zarten wandernden Menschheit haben die Eindrücke der noch jugendlich frischen Kräfte des Planeten haften können; das Gepräge sey aber sodann mit dem Erhärten des Thons zu seiner jetzigen Unveränderlichkeit erstarrt. Man bedachte nicht, daß man damit der Verbreitung des Menschen über die ganze Erde in der Zeit eine desto engere Grenze setzte, je weniger hoch man seinen Ursprung überhaupt hinaufrückt; diejenigen vollends, welche die Menschheit erst seit der lezten Katastrophe die Wanderschaft antreten und in Spielarten zerfallen ließen, mußten den Samojeden und Esquimaux in unaufhaltsamem Drang dem unwirthbaren Rande der Erde zueilen lassen, und den Amerikaner über die Schiffbrücke der Aleuten im Sturme durch seinen ungeheuern Kontinent führen, damit er noch zeitig genug im Pescheräh zum Halbmenschen erstarren könne.

Sollte nicht ein Faktum, das wir im Laufe dieser Betrachtungen als ein unbezweifeltes Resultat der Naturforschung haben kennen lernen, der Voraussetzung, nach welcher die kaukasische Race der Urstamm der Menschheit ist, geradezu widersprechen? das Faktum nämlich, daß vor der lezten Katastrophe die Temperatur der Erde augenfällig überall eine weit höhere war als gegenwärtig, daß namentlich in den Landstrichen, in denen von jeher der sogenannte weiße Menschenstamm die reichsten Blüthen getrieben hat, ein dem jetzigen tropischen sehr verwandtes Klima herrschte. Sollte in jenem einförmigen Treibhause der Vorwelt, unter Palmen und Riesenfarren, neben Elephanten und Tigern, in einer Natur, welche in allen ihren Gebilden, wo nicht riesenhaftere, doch rohere Umrisse zeigt als die jetzige, der fein und ebenmäßig gebildete Sohn des schiefern, kühlern Sonnenstrahls gelebt oder die Hauptrolle gespielt haben, er, von dem man glauben sollte, er verdanke seine Vielseitigkeit in geistiger Hinsicht, das schöne Ebenmaaß seiner körperlichen Natur just dem Umstande, daß allem nach seine Wiege von den Extremen der Hitze und Kälte, der Feuchtigkeit und Dürre gleich weit entfernt war? Der Europäer erträgt zwar unter allen am leichtesten ein fremdartiges Klima; nichtsdestoweniger artet er überall unter der tropischen Sonne aus. Zwar seine physischen Stammcharaktere werden höchstens oberflächlich verwischt, und der schon in früher Jugend acclimatisirte gelbe Spanier trägt in Meriko noch im Alter seinen Schnurrbart und seine weiße Haut zur Schau; aber die edelsten Kräfte des Geistes und Gemüths gerathen in auffallenden und kläglichen Verfall; dem ächten Kaukasier schwindet unter der glühenden afrikanischen Sonne Phantasie und Gedächtniß, und die Laster der Creolen in fast allen tropischen Ländern sprechen laut gegen die Annahme, daß der Weiße nicht nur der hartherzige Dränger seiner schwarzen und rothen Brüder, sondern auch aus einer Vorzeit her, wo überall auf Erden dem heißen Boden das üppige Unkraut entsproßte, dessen Duft ihm das Hirn abstumpft, ihr Stammvater und Urbild im Körperlichen und Geistigen sey. Wenn man von den die Menschennatur mächtig umwandelnden Kräften der verjüngten Erde spricht, und eine Hauptform der Menschheit einmal aus der andern hervorgegangen seyn soll, ist es da nicht natürlicher und am Ende des Schöpfers würdiger, sich vorzustellen, als in jener gewaltigen Katastrophe die schwüle, brütende Luft der Vorwelt sich den Polen zu in den schärfer geschiedenen, geistig belebenden, körperlich kräftigenden und übenden Wechsel von Tag und Nacht, von Winter und Sommer verkehrt, da sey der weiße Mensch, unter dem Regenbogen der neuen Weltsonne, als Herr in das frisch bereitete Haus der Erde eingegangen.

Nicht gewohnt, in einem Blatte, das vornehmlich nach Mannigfaltigkeit strebt, den Leser gar zu lange mit unsern Ausführungen zu behelligen, machen wir hier, da jezt der Plan geebnet ist, auf dem wir unsere eigenen Bilder auftragen können, eine Pause. Wir bezeichnen hier nur zum Voraus die hauptsächlichsten unserer Ideen.

In jenen wild zerrissenen Australländern, in jenen weitgestreckten Inselgruppen zwischen dem südlichen Asien und Amerika erkennen wir die Reste eines mächtigen Kontinents, dessen Versinken zu der lezten Revolution das Signal gegeben zu haben scheint. Wir werden wahrscheinlich zu machen suchen, daß, wenn die kaukasische Race überhaupt vor dieser Periode existirte, sie auf keinen Fall weder der Urstamm der Menschheit ist, noch

auch damals der herrschende war, sondern daß der mongolische Typus der Menschengestalt die Hauptrolle spielte. Die Betrachtung, daß allem nach die größere Masse des Festlandes, statt jezt in der nördlichen, einst in der südlichen Hemisphäre sich befand und vorzüglich den großen Ocean zwischen den Ostküsten Asiens und Amerikas erfüllte, wird uns Mittel und Wege an die Hand geben, die Bevölkerung des leztern Welttheils mit der übrigen Welt naturgemäßer zu verknüpfen, als durch das schwache Band, das über Katharinens Archipel läuft. Wir haben nach unserer Vorstellungsweise nicht nöthig, die Ahnen der Bewohner des höchsten Nordens mit dem unwiderstehlichen Drang zu beseelen, jene trostlosen Landstriche zu erreichen, wo Land und Meer in der Erstarrung verschmelzen; sie erscheinen uns vielmehr als die dem Schiffbruch der lezten Umwälzung entgangenen, verkümmerten Reste einer Bevölkerung, welche einst in denselben oder benachbarten Breiten eines freundlichern Klimas genoß, bevor jener innere Wärmequell der Erde auf eine uns wahrscheinlich ewig unbegreifliche Weise versiegte und der Scheitel der Erde die starrende Eishaube anzog. Es dürfte sich uns ergeben, daß der Zeitraum von wenig mehr als vierzig Jahrhunderten, welchen man der jetzigen Erdperiode anweisen kann, denn doch an sich, und auch nach manchem Zeugniß der Geschichte, für die Entwickelung der Kultur von den ersten Anfängen an, zu kurz erscheint, und daß das durch die große Revolution zertrümmerte und verschlagene Geschlecht hie und da aus dem Zustande vor demselben nicht blos vage Reminiscenzen herübergenommen, sondern, wenn auch nicht den Text, doch gleichsam die Melodie einer frühern Kultur behalten haben muß.

Auf den Sundischen und Molukkischen Inseln, auf den Karolinen und weiterhin, kurz in den Ländern, welche uns für Trümmer des Bodens gelten, auf dem sich in einer Vorzeit die Nationen tummelten, verschmolzen, drängten, wie heute, sehen wir zertrümmerte Völker von Negerbildung mit Völkern mongolischen Stammes vielfältig vermischt oder von leztern umschlossen. Der Mongole und Malaye scheinen hier von Uralters her dem Neger gegenüber dieselbe Rolle gespielt zu haben, welche in der jetzigen Zeit der gewaltthätige Europäer den andern Racen gegenüber spielt. Der Mongole hat die alten schwarzen Autochthonen der heißen Erde verdrängt und dezimirt, und wenn von uns der mongolische als der herrschende Stamm in der der jetzigen vorangegangenen Periode bezeichnet worden ist, so möchte der Neger das eigenthümliche Produkt einer noch frühern seyn und sich im Fortgange der Erdbildung, abgesehen von dem durch übermächtige Völker anderer Race an ihm geübten Druck, nur da erhalten haben, wo die klimatischen Verhältnisse denen jener weit ab liegenden Zeit, wo er vielleicht der einzige Repräsentant der Menschheit war, ähnlicher geblieben sind als in höhern Breiten.

Wir werden uns bei der Dunkelheit, welche über den Anfängen der Menschengeschichte und der Geschichte der successiven Bildung, gleichsam der Wanderung des festen Landes gleich sehr brütet, mit dem negativen Beweise begnügen müssen, daß unser Hauptsatz einerseits mit den Traditionen der Menschheit, mit den aus den Tiefen der Geschichte heraufhallenden, unsichern Klängen, anderseits mit den bis jezt konstatirten Thatsachen der Geologie wenigstens nicht im Widerspruch steht; der Satz nämlich: die drei Hauptformen, in welche heutzutage das Menschengeschlecht zerfällt, sind allerdings Produkte des Klimas oder der allgemeinen physischen Konstitution der Erde, aber nicht in der gegenwärtigen Periode, sondern in verschiedenen Perioden. Der älteste Typus, einer Zeit entsprossen, wo die allgemeine Erdtemperatur wohl noch höher war, als vor der lezten großen Fluth, ist der Neger, der mittlere der Mongole, der neueste der Kaukasier. Das Siegel, das jede Periode ihrem eigenthümlichen Geschöpfe aufdrückte, blieb, wenn lezteres auch in die folgenden übergriff, unvertilgbar. In jeder Weltzeit zerschlug sich die herrschende Form, nach den individuellen Klimaten im weitesten Sinn, in Spielarten, in Nationen und Stämme; aber noch jezt, bei der im Laufe der Zeiten unendlich vervielfältigten Vermischung, ist im Völkerchaos jenes ursprüngliche dreifache Gepräge unverkennbar. Der Neger ist das Kind des Erdensommers, der Mongole bezeichnet den Herbst, und jezt steht Winters Anfang im Kalender der Erde. Der Neger ist das Kind der Erde, das nicht weiß, was gestern war, noch was morgen seyn wird, der Mongole stellt den Jüngling vor mit dem starren Kopfe voll Vorurtheilen, und der Kaukasier ist schon durch die Fülle des Bartes, gegen dessen kärgliche Spuren die andern meist einen langweiligen Krieg führen, als Mann bezeichnet.

Der Weiße wäre diesem nach nichts weniger als der Ahnherr der Menschheit, sondern nur ein geistreicher Parvenu, der über die alten Aristokraten der Erde, welche ob der lezten großen Revolution derselben fast alles vergessen und seitdem nicht viel gelernt haben, das Uebergewicht im Körperlichen und Geistigen gewonnen hat, der sie beherrscht und tyrannisirt. Er hat unter der Decendenz jener alten Häuser furchtbar aufgeräumt mit Pulver und Branntwein, er jagt sie aller Orten von Haus und Hof, er ist überall, wo er seine Banner aufpflanzt, und wo hat er sie nicht aufgepflanzt? respektirt und gefürchtet. Nur an einem Punkte der Erde, da, wo, wie man glauben sollte, die antediluvianische Kultur gleich einem Steinbilde in die jezige Welt hereinragt, wo der längste Zopf am eigensinnigsten Schädel sizt, in China und Japan, begegnet er dem Adelstolze eines ältern Geschlechts; dort läßt man ihn fühlen, daß er von gestern her ist, und

behandelt seine Ansprüche auf die Ehre, der adelige Urstamm der Menschheit zu seyn, als abgeschmackte Anmaaßung.

Sylvester.

Hier bring' ich dir, du altes Jahr,
Am Abend deiner lezten Stunden
Zwei Blumensträuße, schön gebunden,
Von schlichtem Glas umfangen, dar.

Denn wie das Glas hier zum Gewand
Dem zarten Blumenstrauß gegeben,
So ist des Jahres Kreis ein Band
Für blühend und verblühend Leben.

Und wie verblühen Alles muß,
Was Stunden, Tag und Jahr umfangen,
So färbet dieser Blumen Wangen
Nichts anders, als des Todes Kuß.

Doch weil sie sterben im Erfreu'n,
Drum plaudern, selbst in ihrem Schweigen,
Von aller Freuden süßem Schein
Die zarten, liebevollen Zeugen.

Sie sinken nun in jenen Schooß,
Für welchen alle Blumen blühen;
Und so in Düften zu verglühen,
Däucht ihnen ein glückselig Loos.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, December.

(Beschluß.)

Die Schiedsrichter und das mündliche Verfahren. Der Oberbürgermeister und die Stadtverordneten.

So eben wird eine Annäherung an das Gerichtsverfahren unserer westlichen Provinzen auch in unsern eingeführt. Das Institut der Schiedsrichter, eine Art jus praetorium, Friedens- und Billigkeitsrecht, bestand schon seit geraumer Zeit für Ost- und Westpreußen und für Polen; es verminderte nach dem Ausweis statistischer Tabellen um ein Ansehnliches die Prozeßlust, welche in ungebildeten Gegenden um kleinlicher Ursachen willen oft so gereizt und erhizt ist. Man streitet sich, ob in diesem Institut eine doktrinäre Anerkennung des mündlichen Verfahrens von Seiten der Regierung liegen soll, oder ob wohl gar eine gewisse Ausgleichung der beiden juristischen Systeme unsers Landes dadurch könnte bezweckt werden. Ich zweifle nicht, daß beides in der Absicht des Gouvernements liegt; doch würde ich auch für beides dann andere Ausdrücke wählen; denn von einer Anerkennung des rheinischen Gerichtsverfahrens kann da nicht die Rede seyn, wo es sich nur um das Befolgen einer beschwornen Garantie handelt, ebensowenig von einer Ausgleichung, wenn damit gesagt werden soll, daß dieselbe Gerichtsverfassung zum Zwecke der Conformität etwas von ihrer vollständigen Integrität verlieren dürfte; sondern alle diese Vermuthungen lösen sich in die einfache Thatsache auf, daß die Regierung das Beste des Landes will, daß sie aus ihm nicht das Geld und die Moralität durch Beförderung langwieriger Prozesse um kleiner Ursachen willen saugen will, und daß sie sich dazu eines Mittels bedient, worin die Aehnlichkeit mit der Gerichtsverfassung der Rheinlande häufig zufällig ist.

Ich war begierig, dem ersten Versuche einer öffentlichen Sitzung auf unserm Stadtgerichte beizuwohnen, und rechnete darauf, Ihnen ein pikantes Bild derselben zu entwerfen; allein am 1sten Oktober, wo unsere Geschwornen und Bagatellrichter debütiren wollten, war die Vorstellung abgesagt, am 15ten gleichermaßen, ebenso am 1sten November, und ich verlor den Muth, an die neuen Termine zu glauben und mir die Morgenstunden zu stehlen. Als ich auf dem Stadtgericht war, ging noch Alles seinen alten Schlendrian, bei verschlossenen Thüren, und ich hörte nur immer, daß der neue mündliche Saal, das große Bagatellzimmer, noch nicht in dem baulichen Zustande sey, in welchem er bei seiner Eröffnung erscheinen müsse. Oder sollte der Grund der langen Verzögerung ein anderer seyn? Studieren vielleicht die Justizräthe erst Zachariäs Buch über die gerichtliche Beredtsamkeit? oder halten sie Probe, um sich vor dem Publikum keine Blöße zu geben? Kurz, der Saal ist noch nicht fertig, und wenn er es erst im nächsten Jahre wird, so gehe ich doch hin und hole mir die Materialien zu einem Genrebild, das lustig genug seyn wird.

Alle Zeitungen haben schon seit langer Zeit von Berlin die Nachricht aufgenommen, daß die Stadt mit ihrem obersten Vorstande in fortwährenden Zwistigkeiten steht; doch verbreiteten sie eine andere Ansicht derselben, als der Wahrheit gemäß ist. Wir, ich meine alle die ehrlichen Leute, welche konstitutionelle Gesinnungen haben, wir sind gewohnt, überall, wo wir von Repräsentation und von Opposition hören, da immer das Rechte auf Seiten der Widersprechenden zu finden; doch verhält sich bei uns dieß Ding ganz anders. Allerdings sind die Stadtverordneten eine Repräsentation, allerdings opponiren sie gegen den Bürgermeister, aber in welchem Sinne? Sind sie die aufrichtigen Anwälte der bürgerlichen Interessen? verwechseln sie, die Reichen, ihre eigenen Fähigkeiten nicht mit denen ihrer Constituenten, welche arm sind? hat Herr von Bärensprung nicht einiges Recht, von ihnen gewisse Dinge zu verlangen, welche zu leisten sie sich bei seiner Wahl verpflichtet hatten? Die kleinen Bürger beantworten diese Fragen anders, als jene Aristokraten, welche sie repräsentiren. Sie verwünschen diese, welche aus eigenem Antriebe dem Herrn von Bärensprung 3000 Rthlr. Pension bewilligten, falls er seine Stelle niederlegen würde, ein Fall, der bei diesen unaufhörlichen Reibungen sogleich eintreten kann. Sie verwünschen sie, weil sie dem Bürger Lasten aufwälzen, und halten den Bürgermeister in Ehren, weil er sich in ihrem Interesse dagegen sträubt. Einstweilen haben sich aber die Partheien versöhnt, und dazu sehr passend das Fest der gegebenen Städteordnung gewählt.

Auflösung der Räthsel-Korrespondenz in Nr. 311:
Sprich! gedenkst du mein? Antwort: Ewig dein!

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 105 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

…MMEL
MÜNCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google